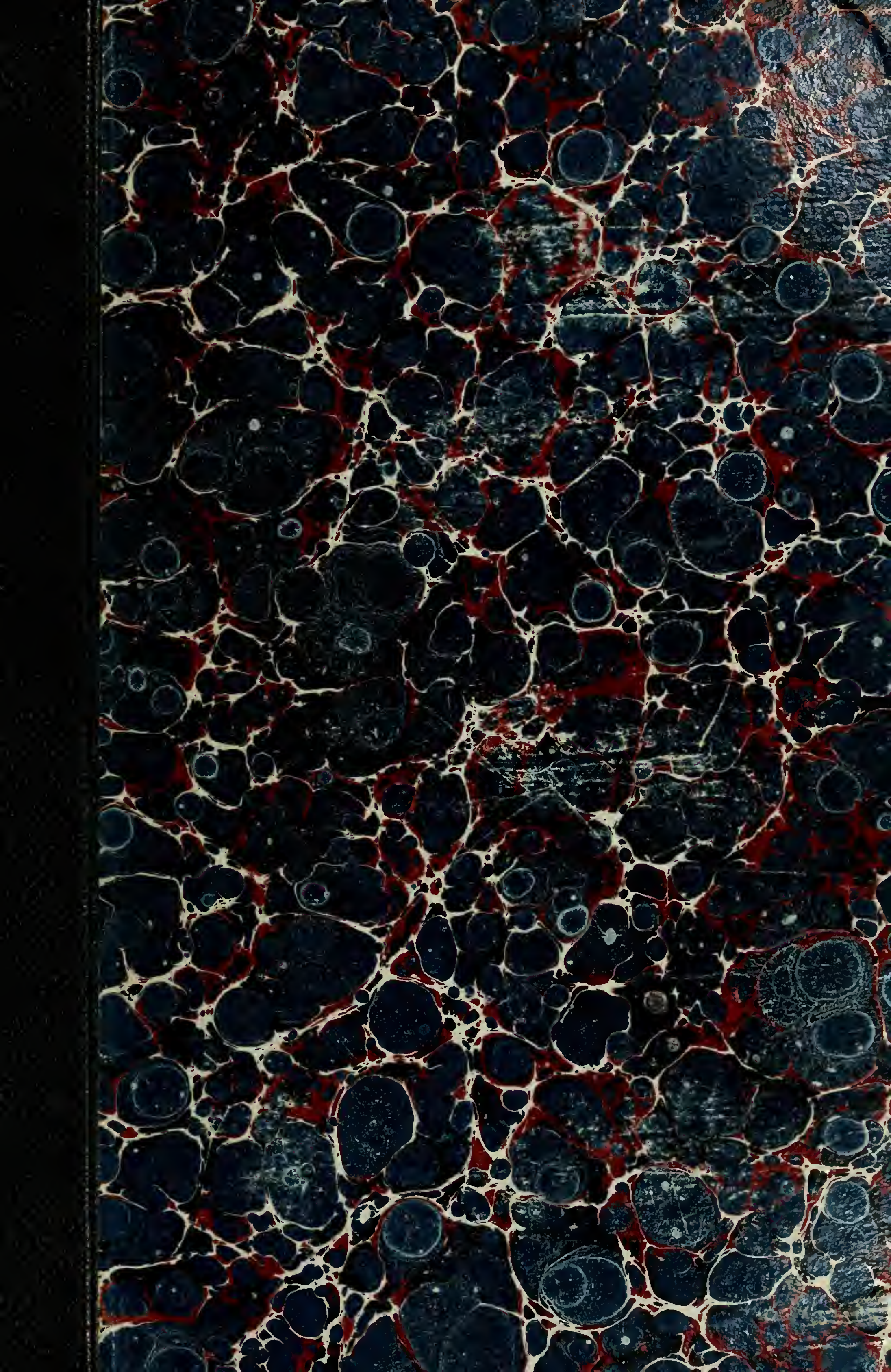
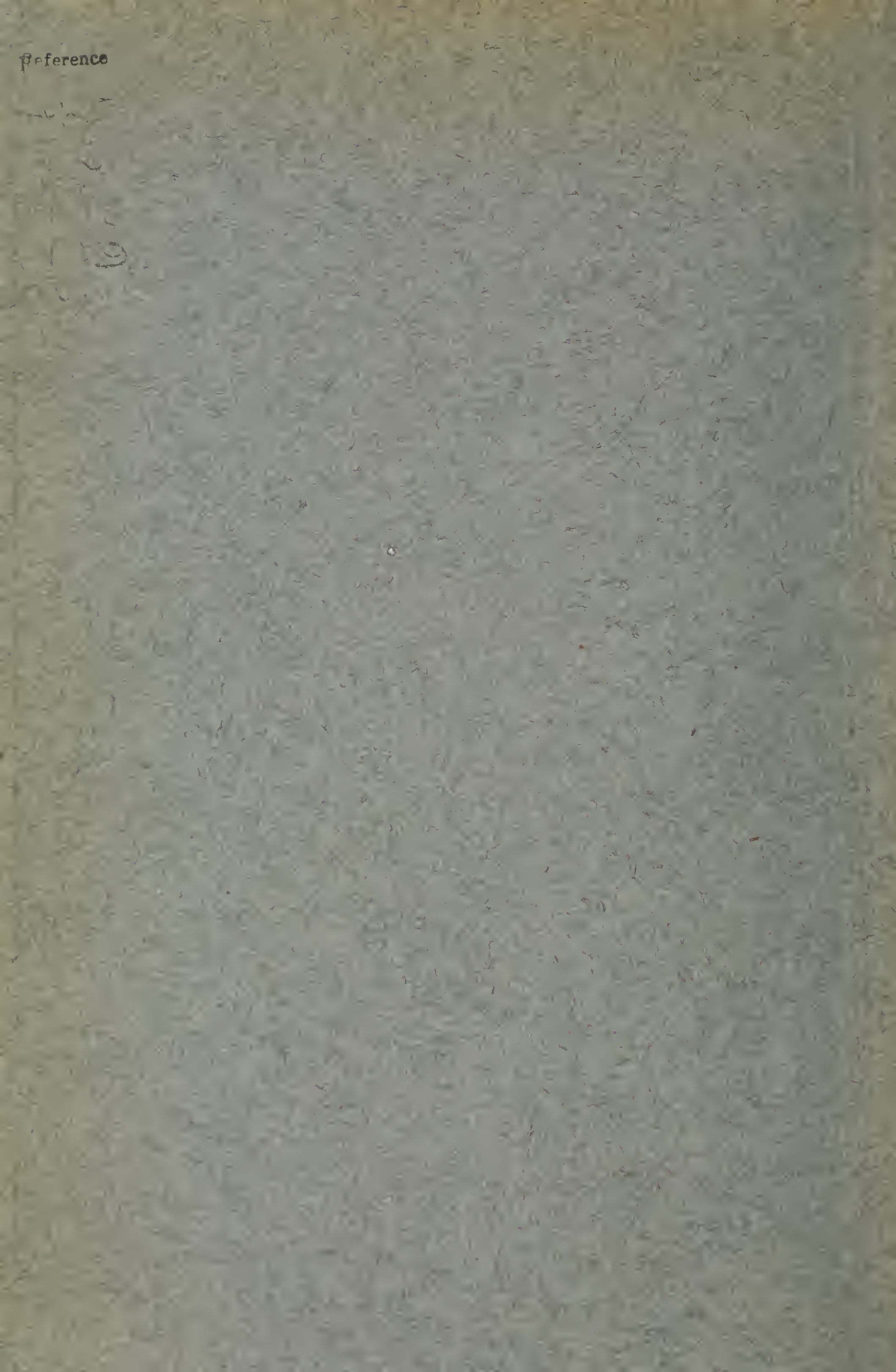
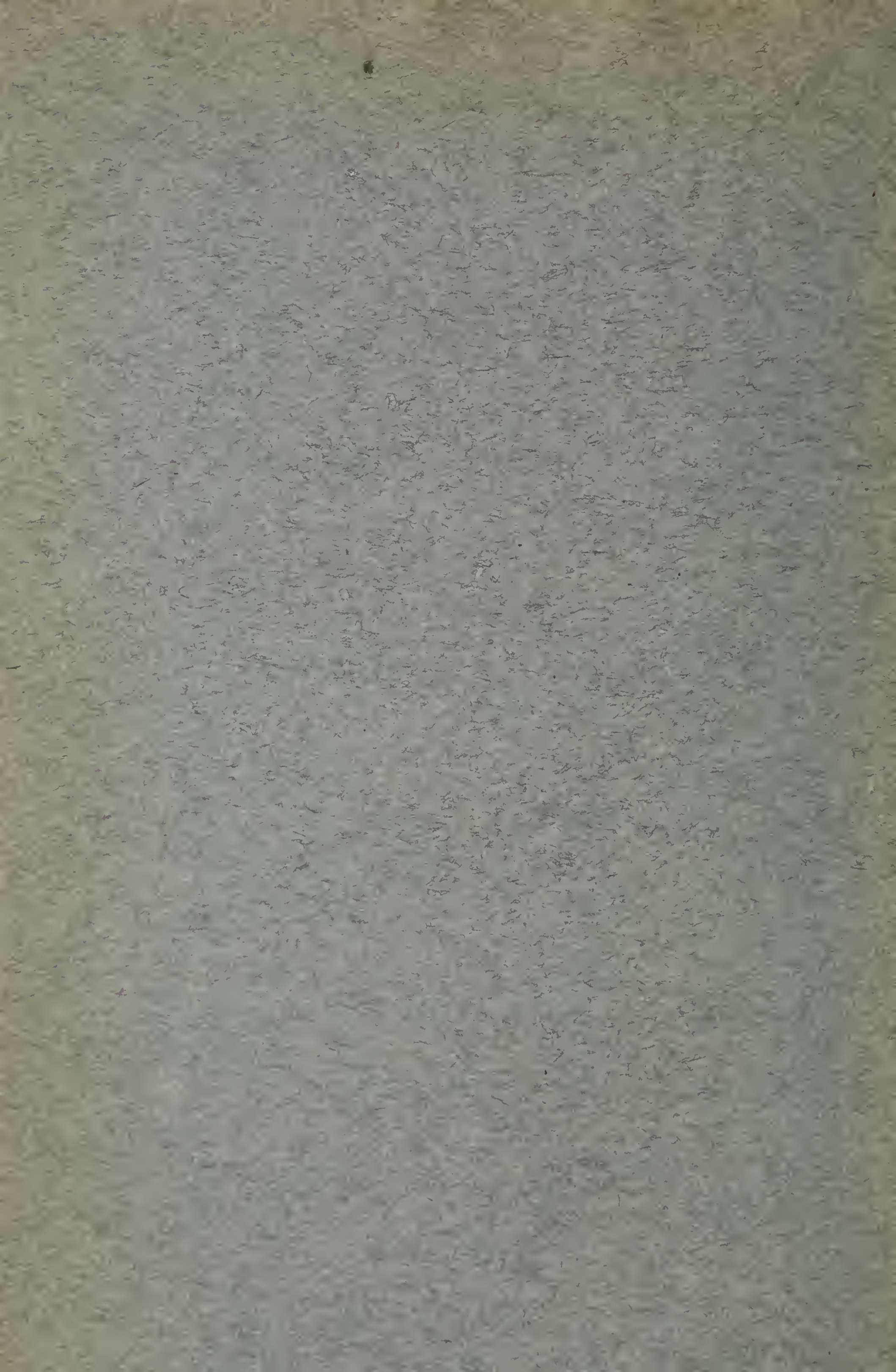






Allgemeine

Deutsche Biographie.

Neunzehnter Band.



Allgemeine
Deutsche Biographie.

Neunzehnter Band.

v. Littrow — Lysura.

Auf Veranlassung
Seiner Majestät des Königs von Bayern
herausgegeben
durch die historische Commission
bei der
Königl. Akademie der Wissenschaften.

Leipzig,
Verlag von Duncker & Humblot.
1884.

Littrow: Joseph Johann v. L., Astronom, geb. am 13. März 1781 zu Bischofteinitz in Böhmen, † am 30. Novbr. 1840 zu Wien. Ihn prädestinirte gewissermaßen schon der Umstand zum Astronomen, daß er in derselben Nacht geboren ward, in welcher William Herschel den Uranus entdeckte. Gleichwol brauchte er längere Zeit, um sich über seine Bestimmung klar zu werden; bald dachte er an das juristische, bald an das theologische Studium, wie er denn sogar nahe daran war, sich in ein Kloster aufnehmen zu lassen, dann wiederum schien er sich der Litteratur zuwenden zu wollen, zu deren Förderung er in Prag mit gleichgesinnten jungen Leuten die Zeitschrift „Propylaeen" begründete. In Wien, wo er eine Hauslehrerstelle angenommen hatte, ließ er sich von dem Realschuldirector J. Hall endgültig auf die richtige Bahn bringen, so daß er nach rasch absolvirten Studien bereits im J. 1807 einem Rufe als Professor und Sternwartendirector nach Krakau Folge leisten konnte. Allda verheirathete er sich mit Karoline v. Ullrichsthal, der Tochter eines k. k. Kreishauptmanns in Galizien; vier Söhne aus dieser Ehe sind noch am Leben, während ein fünfter, dem ein besonderer biographischer Artikel gewidmet ist, vor noch nicht langer Zeit erst aus demselben schied. Während seines Krakauer Aufenthalts änderte der Vater seinen Familiennamen, der ursprünglich Littroff lautete, in die jetzt gebräuchliche Form um. Das J. 1810 führte ihn als Director der Sternwarte nach Kasan, allein es gelang ihm nie, in den dortigen Verhältnissen recht heimisch zu werden, und so kehrte er denn schon 1816 als Mitdirector der Ofener Sternwarte (neben dem alten Pasquich) nach Oesterreich zurück. Bald darauf starb Triesnecker, der Vorstand der Wiener Sternwarte, und L. folgte ihm 1819 in dieser Eigenschaft nach. Als Beobachter vermochte er freilich in Wien nicht so viel zu leisten, als er gewünscht und vermocht hätte, denn, wie sich ein competenter Beurtheiler ausdrückt, „die Verhältnisse der alten Sternwarte, die, auf dem Dache eines Hauses in der inneren Stadt sich erhebend, rings von Schornsteinen, Kirchen und Thürmen eingeengt und in den Dunstkreis einer stark bevölkerten Stadt gehüllt, der Beobachtung zu Zeiten unüberwindliche Hindernisse entgegenstellte, gestatteten wesentlich nur die Beschäftigung mit jenen Phänomenen, die sich der Observation auch an anderen Punkten darboten". Um so thätiger war v. L. — der Adel datirt aus der Wiener Periode — als akademischer Lehrer und als Schriftsteller. Wissenschaftlich am werthvollsten, wenigstens als Originalabhandlung betrachtet, ist wol die in Bode's Jahrbuch für 1824 abgedruckte „Neue und genaue Methode, aus den beobachteten Höhen des Polarsternes außer dem Meridiane die Polhöhe zu finden". In Schumacher's Astron. Nachrichten (1823) stehen von L. mehrere Aufsätze über die Bestimmung von Längendifferenzen mit Hülfe von Signalen. Da derselbe

auch Vorlesungen über reine Mathematik zu halten hatte, so verfaßte er für seine Lehrzwecke mehrere von pädagogischem Tacte zeugende Unterrichtsbücher, von denen wir die „Analytische Geometrie“ (1823), die „Elemente der Algebra und Geometrie“ (1827) und die „Wahrscheinlichkeitsrechnung“ (1832) besonders hervorheben. Die „theoretische und praktische“ Astronomie (3 Bde., 1821—27), sowie die zweibändigen „Vorlesungen über Astronomie“ waren damals in Deutschland so ziemlich die einzigen Compendien, welche weiter strebenden Studirenden in die Hand gegeben werden konnten. Drei Specialschriften, in welchen astronomische Nebendisciplinen eine so abgerundete und praktische Darstellung erfahren haben, daß ihnen noch heutzutage kaum etwas besseres an die Seite gesetzt werden kann, sind die „Kalendariographie“ (1828), die „Gnomonik“ (1831) und die „Chorographie“ (Anweisung zum Entwerfen von Landkarten), (1833). Die Gelegenheitsschrift „Ueber den gefürchteten Kometen von 1832 und über Kometen überhaupt“ (1832) hatte wirklich den großen Erfolg, das durch thörichte Ausstreuungen in Furcht vor dem Zusammenstoß eines Kometen mit der Erde gesetzte Publicum wieder zu beruhigen. Aeußerst lebhaftes Interesse nahm L. an der geschichtlichen Seite seiner Wissenschaft; nicht nur in seinen theoretischen Schriften versäumte er keine Gelegenheit, dem historischen Elemente sein Recht angedeihen zu lassen, sondern er rückte auch in seinem trefflichen „Kalender für alle Stände“ (Wien, vom J. 1833 an fortlaufend) viele bezügliche Aufsätze ein und schenkte den Deutschen eine gute, mit Zusätzen reichlich ausgestattete, Uebersetzung von Whewell's „Geschichte der inductiven Wissenschaften“ (3 Bde., 1840 bis 1841). Als populär-astronomischer Schriftsteller errang L. unbestritten die Palme, denn seine „Wunder des Himmels“ verdienten nicht nur im J. 1834, in welchem sie zu Stuttgart erschienen, den Vorzug vor allen gleicher Tendenz huldigenden Schriften, sondern auch heute noch, wo deren sechste Auflage vorliegt, haben sie sich ihren Leserkreis zu erhalten gewußt. Eine ungemein rührige Thätigkeit entwickelte der rastlose Mann ferner, als er nach Brandes' Tod dazu berufen ward, als Bearbeiter der astronomischen, optischen und mechanischen Artikel sich bei der Herausgabe der 2. Auflage von Gehler's „Phys. Lexikon“ zu betheiligen. Insbesondere bethätigte er sich hier als kundiger und energischer Analytiker, der nur vielfach die so wichtige geometrische Versinnlichung hinter den gehäuften Formeln, über welche er freilich mit Meisterschaft disponirte, zurücktreten ließ. Erwähnen wir noch der 22 Bände „Annalen der k. k. Sternwarte in Wien“, welche unter Littrow's Aufsicht (1821—43) erschienen sind, so glauben wir ein ausreichendes Bild von dem rastlosen Schaffensdrang des trefflichen Astronomen entworfen zu haben.

v. Littrow, Vermischte Schriften, Stuttgart 1846 (darin seine Biographie aus der Feder seines Sohnes Karl). — Wolf, Geschichte der Astronomie, S. 754 ff. Günther.

Littrow: Karl Ludwig v. L., geb. am 18. Juli 1811 zu Kasan, † am 20. Novbr. 1877 zu Venedig, der Sohn des trefflichen Joseph Johann v. L. (s. den vor. Art.), mußte im zarten Alter von fünf Jahren mit seinen Eltern aus Rußland nach Ofen übersiedeln, wo ihm bei den damaligen Schulverhältnissen nur eine sehr ungenügende Bildung zu Theil werden konnte. Als sein Vater nach Wien versetzt wurde, mußte er den Gymnasialunterricht eigentlich wieder von vorne beginnen, allein nunmehr machte er auch so rasche Fortschritte, daß er bereits mit 19 Jahren seine Wiener Universitätsstudien abzuschließen befähigt war. In diesem Alter erwarb er sich zu Krakau die Doctorwürde, und 1831 sehen wir ihn bereits als Gehülfen seines Vaters wirken, dem er so wesentliche Dienste leistete, daß man um des strebsamen Jünglings willen von der Gesetzesbestimmung absah, welcher zufolge Vater und Sohn nicht an der

nämlichen Anstalt wirken sollten. Nachdem letzterer vielmehr die schriftlichen Aufgaben der vorgeschriebenen Concursprüfung in nicht weniger als 5 Sprachen bearbeitet hatte, ward er zum Adjuncten des Observatoriums ernannt und erhielt damit gleichzeitig das Recht, an der Universität Vorträge zu halten. Um diese Zeit starb die um die geistige Ausbildung des Sohnes hochverdiente Mutter, doch brachte ihm bald nachher die Ehe mit Auguste v. Bischoff, der Tochter eines berühmten Wiener Arztes, reichlichen Ersatz. Ehe er freilich sich verheirathete, mußte L. erst an Bord der Korvette „Karolina“ eine Uebungsreise von zwei Monaten im adriatischen Meere mitmachen, um sich in der nautischen Astronomie auszubilden; hierbei schuf er sich seine neue Methode der Breitenbestimmung in ihren Grundzügen. Bald nach geschlossenem Ehebunde rief ihn die Pflicht abermals an das Ufer der Adria, um gemeinsam mit dem damaligen Schiffslieutenant v. Wüllerstorff-Urbair den Bau und die Einrichtung der in Venedig neu gegründeten Marinesternwarte zu überwachen. Seine junge Gattin erkrankte daselbst schwer, und kaum war sie dem Leben zurückgegeben, so verschied in Wien der Vater L., sodaß dem Sohne Karl die schwere Aufgabe erwuchs, für seine drei jungen, sämmtlich dem Militärstande angehörigen, Brüder die Fürsorge zu übernehmen. Glücklicherweise ward ihm nach zwei Jahren die väterliche Stellung übertragen, sodaß wenigstens seine äußere Lage sich von da an vollkommen befriedigend gestaltete. Seine Lebensaufgabe erblickte er nunmehr darin, die Wiener Sternwarte den Anforderungen der Neuzeit entsprechender einzurichten. Diese Aufgabe war keine leichte, vielmehr geht aus der ad hoc geschriebenen Broschüre „Die neue Wiener Sternwarte“ (1874) hervor, daß unzählige fruchtlose Versuche der schließlichen Erreichung des Endzieles vorangingen. Immerhin hatte diese Wartezeit das Gute, daß L. mehrere Studienreisen zum Zwecke der Einsicht der bekanntesten Sternwarten unternehmen konnte, deren Früchte der neuen Anstalt zu gute kamen. Dieselbe entstand jenseits der Alservorstadt auf der sogen. Türkenschanze und machte auf die Mitglieder der Astronomen-Versammlung von 1871, obwol noch unvollendet, einen imponirenden Eindruck. Die Fertigstellung des Baues erlebte dessen Urheber nicht mehr. Er kränkelte seit der Zeit, da ihm (1864) sein ältester 22jähriger Sohn Otto entrissen worden war, der zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und nicht blos kurz zuvor in Leipzig promovirt, sondern auch bereits anderweite litterarische Leistungen aufzuweisen hatte. Als im J. 1877 sein Leiden zunahm, zog es ihn wiederum nach Venedig, wo er schon mehrfach Linderung gefunden hatte, allein diesmal versagte es den gehofften Dienst. Der totkranke Mann behielt seine volle Geisteskraft und arbeitete noch bis zuletzt an der sechsten Auflage der „Wunder des Himmels“. Seine Leiche ward in Wien beerdigt. — Karl v. L. ließ, wie sein Vater, die hohe Bedeutung des geschichtlichen Entwickelungsganges seiner Wissenschaft niemals außer Acht. Mit glücklichem Findertalente begabt, entdeckte er in Bibliotheken und Archiven eine Anzahl wichtiger Documente, so in Wien das Tagebuch, welches Pater Hell 1769 bei seiner Beobachtung des Venusdurchgangs in Wardöe geführt hatte, und welches die von jeher an der Brauchbarkeit dieser Beobachtungen gehegten Zweifel voll bestätigte, so in Mailand das Originalmanuscript des Piazzi'schen Sternkataloges und endlich neue, inhaltreiche Quellen für die nähere Kenntniß der Kometen von 1556 und 1668. Die Herausgabe der Annalen der Wiener Sternwarte setzte er, nach seines Vaters Tode, bis zum J. 1851 fort, zum Theil in Verbindung mit F. Schaub, ebenso hatte auch die Herausgabe des vortrefflichen Kalenders ununterbrochen ihren Fortgang. Mehrere Abhandlungen in der Zeitschrift von Baumgartner und v. Ettingshausen, in den Astronomischen Nachrichten und in den Wiener Sitzungsberichten erörtern die verschiedensten Fragen der Astronomie und mathe-

matischen Geographie, darunter die, ob sämmtlichen Meeren ein und dasselbe Niveau zukomme. An der mitteleuropäischen Gradmessung hat L. den lebhaftesten Antheil genommen, bis körperliche Schwäche ihm die aktive Mitwirkung unmöglich machte; er leistete Großes in der Errichtung von Feld-Observatorien und erduldete die mannigfachsten Strapazen und Gefahren, wie ihm denn einmal einer seiner Gehülfen vom Blitze erschlagen wurde. Die Geographie und Geodäsie dankten ihm auch das seiner Zeit weitaus umfassendste und genaueste „Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen", welches 1844 als Nachtrag zum „Physik. Lexikon" in Leipzig erschien. Die Sternschnuppenphänomene, zu deren Beobachtung es gerade keiner Mustersternwarte bedurfte, bildeten einen Gegenstand steter Beachtung (Comptes rendus, 1838), und um die totale Sonnenfinsterniß von 1851 zu beobachten, scheute L. die weite Reise nach Rixhöft an der Ostsee nicht, wo er denn auch wichtige Wahrnehmungen betreffs der sogen. Protuberanzen machte. Auf dem Stephansthurm in Wien brachte er einen Distanzmesser an, mit Hülfe dessen die Feuerwächter ohne weiteres den Ort eines ausgebrochenen Brandes zu bestimmen in die Lage gesetzt wurden (das Toposkop, 1837). Besonders rühmend hat der Biograph ferner der Verdienste zu gedenken, welche der erfahrene, geschäftsgewandte Mann um die inneren Angelegenheiten der Wiener Hochschule sich erwarb; seine Rectoratsreden wurden ihres tiefen Inhalts wegen hoch geschätzt, obwol viele Historiker finden werden, daß in der eleganten Rede „Ueber das Zurückbleiben der Alten in den Naturwissenschaften" eine gar zu pessimistische Auffassung der antiken Leistungen vorwaltet. Einem ganz anderen Gebiete gehören Littrow's Bemühungen an, auf neuer rationeller Grundlage einen Pensionsverein für die Beamten der österreichischen Staaten zu Stande zu bringen, — ein Plan, der leider durch den freiwilligen Tod des für die Sache gewonnenen Ministers v. Bruck vereitelt wurde.

Almanach der k. k. Akademie der Wissensch. zu Wien, 10. Bd. — Ausführlicher Nekrolog in der Wiss. Beilage zur Augsb. Allgem. Zeitung, vom 6. u. 7. Novbr. 1878. Günther.

Liudger, erster Bischof von Münster, geb. um 744, † am 26. März 809. Unter den Begründern des Christenthums unter den Friesen und Sachsen nimmt L. eine besonders hervorragende Stelle ein. Sohn des Thiadgrim und der Liafburg, stammte er aus ansehnlichem friesischem Geschlecht; sein Großvater Wursing hatte sich, von Radbod vertrieben, zu den Franken geflüchtet und die Taufe erhalten. Als Karl Martell nach Radbods Tod (719) das Bisthum Utrecht begründete, siedelte er Wursing mit den Seinen dort an, und sie gewährten der neuen Stiftung die kräftigste Stütze. Wie mehrere Nachkommen Wursing's, widmete auch sein Enkel L. sich der Kirche und genoß den Unterricht des Gregor (s. Bd. IX. S. 627). Zu weiterer Ausbildung begleitete er den Angelsachsen Aluberht nach York, wo damals Alcuin lehrte; 767 wurde dort, jener zum Bischof, L. zum Diaconus geweiht. Noch einmal kehrte L. zur Yorker Domschule zurück, von wo ihn nach 3½ Jahren ein zwischen Friesen und Angeln ausgebrochener Streit zur Heimkehr nöthigte. Er konnte nun selbst an der Leitung der Schule in Utrecht theilnehmen, welcher er je drei Monate im Jahre vorstand, und verband damit die Missionsthätigkeit in Westfriesland; 777 erhielt er in Köln die Priesterweihe. Seinem Wirken machte die letzte Erhebung der Sachsen unter Widukind (784) ein Ende; er begab sich nach Rom und von da nach Montecassino, wo er 2½ Jahr verweilte und sich mit den klösterlichen Einrichtungen bekannt machte, die er später in der lange und sorgsam von ihm vorbereiteten Stiftung Werden an der Ruhr einführte; auf fränkischem Boden, aber nahe der sächsischen Grenze, diente dieses Kloster der Mission als Stützpunkt. Karl der Große übertrug ihm nach seiner Heimkehr die geistliche Leitung

von fünf friesischen Gauen, später auch die der Westfalen, wo er in Mimigerneford eine klösterliche Genossenschaft (monasterium) errichtete, von welcher auf den Ort selbst im 11. Jahrhundert der Name Münster überging. Hier wurde das Bisthum begründet, als dessen erster Vorstand er im J. 804 oder im Anfang 805 die bischöfliche Weihe erhielt. Am 26. März 809 ist er nach einer fruchtreichen Wirksamkeit in Billerbeck entschlafen und dann in Werden beigesetzt. Wir besitzen von ihm die Lebensbeschreibung seines Lehrers Gregor, welche sich durch liebevolle Verehrung und kindliche Bescheidenheit auszeichnet, auch werthvolle Nachrichten enthält, aber doch als Geschichtswerk recht mangelhaft ist. Ungleich besser gearbeitet ist seine eigene Biographie, verfaßt von seinem Verwandten und zweiten Nachfolger im Bisthum, Altfrid (839—849), geschrieben auf Bitten der Mönche von Werden, zunächst zum Zweck der Erbauung, aber mit lebhaftem historischem Sinn, so daß sie von dieser folgenreichen Missionsthätigkeit ein anschauliches Bild gewährt. Noch in demselben Jahrhundert wurden zwei neue Bearbeitungen derselben in Werden verfaßt, welche einige Umstände hinzufügen und von der bleibenden Verehrung des Stifters zeugen. Alle auf ihn bezüglichen Denkmäler sind gesammelt und kritisch bearbeitet von W. Dickamp, Die Vitae s. Liudgeri (Geschichtsquellen des Bisthums Münster, IV), 1881.

Hüsing, Der h. Liudger, Münster 1878. Pingsmann, Der h. Ludgerus, Freiburg 1879. Wattenbach.

Liudolf (844—866), sächsischer Etheling vornehmster Herkunft und angesehenster Stellung: ein Nachkomme, wie es scheint, jenes Bruno, der in den Kriegen der Sachsen mit Karl dem Großen eine Zeit lang Heerführer der Engern war, und einer der Großen des Reiches unter K. Ludwig dem Deutschen, wurde L. vor allem berühmt als Stammvater des erlauchten Geschlechtes, welches zu Ende des 9. Jahrhunderts im Besitze der herzoglichen Gewalt über ganz Sachsen, im 10. mit Heinrich I. den ostfränkischen oder deutschen Königsthron besteigen und durch Otto I. zur römischen Kaiserwürde gelangen sollte. Zu den bedeutendsten Charaktereigenschaften des sächsischen Königs- und Kaiserhauses, zumal in der Epoche der Ottonen, gehört kirchlicher Eifer; in fast allen seinen Gliedern ist es erfüllt von ernster Religiosität und unablässig thätig ist es in dem Streben, das von Karl dem Großen und Ludwig dem Frommen begonnene Werk der Christianisirung des Sachsenlandes und der benachbarten Heidenvölker durch Stiftung neuer Kirchen und Klöster würdig fortzusetzen, es glänzend zu vollenden. Der Urheber aber dieser Geistesrichtung war bereits Liudolf, der erste sicher bekannte Ahnherr, sie lag schon in seinem Wesen, ist recht eigentlich ein Erbtheil von ihm. In die Geschichte führt L. sich ein mit einer Pilgerfahrt nach Rom: begleitet von seiner Gemahlin Oda, die einer edlen fränkischen Familie entstammte, eine Tochter Billungs und der Aeda war, verweilte er dort unter Papst Sergius II. (844—847), um sich mit ihm über die Errichtung eines Frauenklosters im östlichen Sachsen, auf seinen zwischen Leine und Innerste gelegenen Besitzungen ins Einvernehmen zu setzen und nachdem dies geschehen, nachdem der neuen Stiftung nicht nur der päpstliche Schutz und Segen gesichert, sondern auch werthvolle Gaben aus dem römischen Reliquienschatze zu Theil geworden waren, ging L. einige Jahre später ans Werk. Im J. 852 gründete er zu Brunshausen das Kloster der hl. Anastasius und Innocentius, aber nur um es vier Jahre darnach etwas weiter an das Flüßchen Gande in ein anmuthiges, dicht bewaldetes Thal zu verlegen und es als Gandersheim endgültig zu constituiren. Die drei ersten Aebtissinnen des reich ausgestatteten und rasch emporblühenden Klosters waren sämmtlich Töchter des Stifters: Hathumod, Gerberga und Christina; zwei Töchter, deren Namen nicht mehr bekannt sind, gehörten

dem Kloster als Nonnen an, und einen Sohn, Namens Agius, machte L. zum Mönch, vielleicht in dem benachbarten Kloster Lammspring. Eine sechste Tochter, Namens Enda (Aeda?), wie es scheint, die älteste von allen, vermählte sich ebenso wie ihre Schwester Liutgarde (s. unten) und zwei andere Söhne, Brun und Otto, blieben Laien. Sie setzten nach dem Tode des Vaters die weltliche Hausmacht desselben fort, aber während sie als Stammesherzöge und Fürsten aller Sachsen auftreten, ist von L. nur sicher bezeugt, daß er Herzog des östlichen Sachsens war und auf diesen Theil des Landes erstreckt sich auch wol die Grafschaft, welche er bereits vorher durch Verleihung König Ludwigs des Deutschen erworben hatte. In dem Falle ist anzunehmen, daß Liudolf's Stellung als Graf eine ungewöhnliche, man darf wohl sagen, eine markgräfliche war und daß ihm vollends seit seiner Erhebung zum Herzog der Ostsachsen (Ostfalen) die Landesvertheidigung gegen Wenden und Dänen gleichmäßig obgelegen hat. So hätte es denn auch nichts Auffallendes, wenn sich nachweisen ließe, daß L., wie im südlichen Engern und Ostfalen, so auch im Norden, im Bardengau, ja sogar jenseits der Elbe begütert war. Die Spuren, die hierauf führen, sind freilich nur dürftig und unsicher. Besser beglaubigt ist die Ausdehnung des Liudolfinischen Grundbesitzes nach Westfalen: hier beerbte er den Grafen Eckbert, einen Günstling Karls des Großen, und Eckberts Gemahlin Ida, die mit ihm verwandt, aber nicht, wie oft und lange behauptet worden ist, seine Eltern waren, und so wurde unter anderem südlich der Lippe im Dreingau, die von jenen gestiftete Kirche zu Herzfeld Liudolf's Eigenthum. Ida, eine vornehme Westfrankin, vermittelte, da sie zu den Seitenverwandten des karolingischen Hauses gehörte, einen entfernten Zusammenhang zwischen diesem und L., aber um vieles enger wurden doch die Beziehungen, als Liudolf's Tochter Liutgarde dem zweiten Sohne Ludwigs des Deutschen, dem König Ludwig III. (dem Jüngeren), ihre Hand reichte. L. war damals schon todt: im J. 866 ist er gestorben und in Brunshausen bestattet worden. Gandersheim bewahrte noch lange den Charakter eines fürstlichen Familienklosters und dem entsprechend erhielt sich die Kunde von dem Leben des Stifters hier am besten, vornehmlich Dank dem Werke der ebenso geschichtskundigen wie formgewandten Nonne Hrotsvit über die Anfänge Gandersheims. Agius, Liudolf's Sohn und Biograph seiner Schwester Hathumod, kommt als gleichzeitiger Zeuge in Betracht und aus der späteren Litteratur sind außerdem vereinzelte Angaben bei Widukind von Corvey, Thankmar von Hildesheim und anderen Autoren werthvoll, die Mehrzahl ist vereinigt in Mon. Germ. SS. IV.

Vgl. Wedekind, Noten zu einigen Geschichtschreibern des deutschen Mittelalters, I. S. 158 ff. E. Dümmler, Gesch. des ostfränkischen Reiches, I. S. 350 ff.; II. S. 166, 561 ff. G. Waitz, Jahrb. des Deutschen Reichs unter Heinrich I., Neue Bearbeitung (Berlin 1863). Einleitung und Excurs I, worin alle genealogischen Fragen gründlich erörtert sind. Waitz, Deutsche Verfassungsgesch., Bd. IV. S. 240, mit besonderer Rücksicht auf R. Wilmans, Die Kaiserurkunden der Provinz Westfalen, I. S. 221 ff.

Steindorff.

Liudolf, Herzog von Schwaben, † 957. Im J. 930 als erster echter Sohn Kaiser Otto's des Großen aus dessen Ehe mit Edith, Tochter König Eduards von England, geboren, erhielt er 946 durch einen feierlichen Eid der Großen des Reichs die Nachfolge in letzterem zugesichert. Schon zuvor, im J. 939, war er mit der einzigen Tochter und Erbin des an Geld und Gut reichen Herzog Hermanns I. von Schwaben, der schönen und vielgepriesenen Ida, verlobt worden und bekam, wahrscheinlich im J. 947 mit ihr vermählt, nach seines Schwiegervaters Tode im Februar 950 von seinem Vater die Be-

lehnung mit Schwaben sammt Kurrhätien. Als Otto im J. 951 nach Italien aufbrach, eilte ihm L. ohne Ermächtigung und vorschnell mit einem kleinen schwäbischen Heere voraus, um die italienischen Städte zur Unterwerfung zu bringen, wol auch um für sich an Land und Macht zu gewinnen, jedoch mit nur geringem Erfolg, da der ihm mißgünstige jüngere Bruder seines Vaters, Herzog Heinrich I. von Baiern, durch vorausgesandte Boten vor seiner Aufnahme gewarnt und ihm überall Widerwärtigkeiten bereitet hatte, sodaß er dem Vater wieder rückwärts entgegenziehen mußte. Mißvergnügt über die zweite Ehe, welche Otto nach Ediths Tod nunmehr mit der Wittwe König Lothars von Italien, der schönen Adelheid, einging, sowie über den bedeutenden Einfluß Adelheids und Heinrichs bei seinem Vater, verließ er ohne Wissen des letzteren Italien und verständigte sich um Weihnachten des Jahres im thüringischen Saalfeld insgeheim mit dem Erzbischof Friedrich von Mainz und anderen unzufriedenen Großen des Reichs. Indeß fuhr Herzog Heinrich fort, gegen ihn Umtriebe zu machen, und das verbreitete Gerücht, die Thronfolge, die bisher ihm bestimmt gewesen, sei jetzt einem jüngeren Sohne Otto's von Adelheid zugedacht, reizten ihn auch gegen den Vater. Er erhob sich plötzlich in der Fastenzeit des J. 953 mit seinem Schwager, dem lothringischen Herzog Konrad, der seinem Schwiegervater gleichfalls grollte, und sie riefen ihre Genossen in Franken, Sachsen und Baiern unter die Fahnen. In Mainz erschienen L. und Konrad selbst bei Otto, der sich völlig in ihrer Gewalt befand, mit der Versicherung, daß sie nicht gegen ihn die Waffen ergriffen hätten, sondern nur gegen Heinrich, welchen sie gerne festgenommen haben würden, und erreichten von dem bedrängten König die Gewährung ihrer Wünsche zugesagt. Allein sobald Otto wieder frei war, nahm er seine Zusage als erzwungen zurück und berief einen allgemeinen Reichstag zum Gericht über die Aufrührer nach Fritzlar, auf welchem (vielleicht im Mai) Konrad und L., wie es scheint, geächtet und ihrer Herzogthümer entsetzt wurden. Es entbrannte nun ein lebhafter Kampf, in welchem die Empörer den größten Theil der Schwaben und den Pfalzgrafen Arnulf aus der früheren Herzogsfamilie Baierns zu ihren Anhängern zählten, während in jener Landschaft namentlich Bischof Ulrich von Augsburg und sein Bruder Graf Dietbald dem Könige getreu blieben. Hauptepisoden des Kampfes sind: die vergebliche längere Belagerung von Mainz, der Stadt des insgeheim jedenfalls zu den Feinden des Königs haltenden Erzbischofs Friedrich und dem Hauptwaffenplatz der Empörer, durch Otto; ein besonders wieder durch Heinrichs Bemühung mißglückter Versuch der Versöhnung im königlichen Lager vor der Stadt, die Plünderung Augsburgs durch den Pfalzgrafen und Vertheilung der bischöflichen Güter durch L. unter seine Anhänger; ein siegreicher Ueberfall seitens der Königlichen über den Pfalzgrafen bei der von letzterem belagerten Feste Mantahinga (954), worauf Bischof Ulrich wieder in den Besitz Augsburgs kam; ferner, nachdem sich zu Langenzenn (westlich von Nürnberg) Erzbischof Friedrich und Herzog Konrad unterworfen hatten und wieder zu Gnaden angenommen worden waren, ein heftiger Zusammenstoß zwischen dem König und dem durch Herzog Heinrich aufs neue gereizten L. bei Horsedal (heutzutage Roßstall, etwas westlich von Nürnberg), eine wiederholte Belagerung der in die Hand der Empörer gefallenen baierischen Hauptstadt Regensburg, durch den König, welche viel Blut und bei einem Ausfall der Belagerten das Leben Arnulfs kostete; endlich die Begegnung von Vater und Sohn bei Illertissen, wo, als die Heere handgemein werden wollten, die Bischöfe Ulrich von Augsburg und Hartbert von Chur beide milder stimmten und einen Vergleich zu Stande brachten. Ehe die zu vollständiger Erledigung der Sache nach Fritzlar berufene Versammlung stattfand, erschien L. bei seinem Vater zu Saufeld (dem heutigen Thangelstedt, südlich

von Weimar), warf sich mit entblößten Füßen vor ihm nieder und erhielt Verzeihung. Auf dem Reichstage zu Arnstadt wurde er, wie Konrad, den 17. Dec. 954 noch öffentlich und feierlich begnadigt und im Besitz seiner Eigengüter gelassen, wogegen er seinem Herzogthum und seinen lehensherrlichen Rechten förmlich entsagen mußte. Zwar wurde in neuerer Zeit L. bei diesem Aufstand eine Opposition gegen seines Vaters universalistische Tendenzen unterlegt, allein richtiger möchte die früher allgemeine Ansicht sein, wornach seine Empörung wesentlich aus persönlichen Motiven hergeleitet (mochten sich auch an die einmal begonnene Auflehnung noch mannigfache andere Interessen anlehnen) und mit den mehrfachen Aufständen deutscher Stammesfürsten aus jener Zeit auf eine Stufe gestellt wird. — König Otto wies dem Sohne im J. 955 an seiner Seite einen Wirkungskreis im Slavenkriege an, 956 einen solchen in Italien. Hier erzielte er gegenüber den Königen Adalbert und Berengar glänzende Erfolge, wurde jedoch schon am 6. Sept. 957 zu Piumbia im Gebiet von Novara durch ein Fieber weggerafft und in der St. Albanskirche zu Mainz beerdigt. Allen Zeitgenossen, Deutschen wie Italienern, erschien das frühe Ende des hochgepriesenen Königssohnes bejammernswerth; „so oft wir an den Verlust denken, entströmen uns Thränen, o wärest du nie geboren oder nicht so früh gestorben", wird geklagt. Ja noch in folgenden Jahrhunderten feierten ihn Volkslieder, verschmolzen jedoch seine Gestalt mit der des späteren schwäbischen Herzogs Ernsts II., der im Aufruhr gegen seinen Stiefvater, Kaiser Konrad II., seinen Untergang fand. Außer seiner Wittwe überlebten L. zwei Kinder: Mathilde, in der Folge Aebtissin von Essen, und Otto, später gleichfalls Herzog von Schwaben.

Chr. Fr. Stälin, Wirtembergische Geschichte, 1. Bd., 1841. Köpke-Dümmler, Jahrbücher der Deutschen Geschichte. Kaiser Otto der Große. Leipzig 1876. v. Giesebrecht, Geschichte der Deutschen Kaiserzeit, 1. Bd., 5. Aufl., Braunschweig 1881. P. Stälin.

Liutpold, baierischer Markgraf (gefallen am 5. Juli 907), der Stammvater des wittelsbachischen Hauses. Bei dem Versuche, den Stammbaum noch weiter hinaufzuführen, versagen die Quellen. Immerhin läßt sich manches dafür geltend machen, daß L. ein Abkömmling der Huosier war, der im baierischen Volksrechte an erster Stelle genannten Familie des alten heimischen Adels. Daß er in Kärnthen ausgedehntes Allodialgut besaß, spricht nicht dagegen; neben der Kirche waren die bedeutendsten altbaierischen Geschlechter die Großgrundbesitzer auf dem Colonialboden der Marken. Wenn Kaiser Arnulf und dessen Sohn Ludwig IV. L. ihren Verwandten nennen, dürfte als Vermittlerin dieses Bandes Arnulfs Mutter Liutswinde zu betrachten sein. Vermählt war L. mit der Schwäbin Kunigunde, Schwester der Grafen Erchanger und Berchtold, und wie diese seine Schwäger in Schwaben, so war er unter den baierischen Großen unbestritten der mächtigste und einflußreichste Mann. Thatsächlich nahm schon er in den letzten Zeiten Kaiser Arnulfs und unter Ludwig IV. die herzogliche Stellung ein, von der dann seinem Sohne Arnulf durch Wahl des Volkes auch die Attribute übertragen wurden. Nachdem zwei Markgrafenaufstände, Bewegungen, die unter den letzten Karolingern an der Tagesordnung waren, niedergeschlagen worden, überhäufte ihn das Vertrauen Kaiser Arnulfs, der ihn urkundlich „seinen geliebtesten Grafen" nennt, ihm und seinen Vasallen auch wiederholt reiche Güterschenkungen zuwies, mit wichtigen Aemtern. Nach dem Untergange des Markgrafen Ruodpert (893) kam er, wie es scheint, an die Spitze der kärnthischen Mark, womit er vielleicht auch das durch Engelschalks Sturz erledigte Oberpannonien vereinigte. Dazu erhielt er 895 nach der Absetzung des Markgrafen Engildeo dessen sämmtliche Aemter: die Mark gegen Böhmen im baierischen Nordgau, die Grafschaften im Westermann-, Solanz-

und Donaugau, einige Jahre später vielleicht auch einen Theil der Ostmark. Als Markgraf lag ihm ob die Kriegführung gegen einen alten Feind der Baiern, die Mährer, fortzusetzen; mit dem Markgrafen Aribo von der Ostmark durchzog er 898 verwüstend das Gebiet des mährischen Fürsten Moimir. Zu Weihnachten dieses Jahres führte er dem Kaiser in Ranshofen einen Empörer, den Grafen Erambert vom Isengau, gefesselt vor. Aber schon drängte aus dem Osten ein neuer furchtbarer Gegner heran: im J. 900 überschritten die Ungarn zum ersten Male die Enns. Gleich bei ihrem ersten Einfall brachte ihnen L. eine empfindliche Schlappe bei; mit rasch gesammelten Streitkräften ereilten er und Bischof Richer von Passau die auf dem linken Donauufer eingebrochene ungarische Heeresabtheilung auf ihrem Rückzuge und schlugen sie mit geringem eigenem Verluste, während der Feind mehr als 1000 Todte auf dem Schlachtfelde und in den Wellen der Donau ließ. Zum Schutze der Grenze ward damals (aus Bausteinen des alten Lauriacum, wie man glaubt) die Ennsburg erbaut. Fortan wiederholten sich die Kämpfe mit den Ungarn, wie es scheint, Jahr für Jahr und es läßt sich kaum bezweifeln, daß die Baiern sie meist unter Liutpold's Befehle durchfochten. 901 errangen sie in Kärnthen nochmals einen Sieg. Weit über die Grenze war Liutpold's kriegerischer Ruhm verbreitet. Als einer der einflußreichsten Rathgeber der Krone behauptete er sich auch unter Arnulfs Sohne Ludwig, dessen unerfahrene Jugend den Stimmen der königlichen Vertrauten noch höheres Gewicht verlieh. 903 begegnet er auf dem Reichstage zu Forchheim, 905 in Regensburg in der Umgebung des Königs. Daß er mit Erzbischof Hatto den Babenberger Adalbert durch seine Bürgschaft zur Unterwerfung bestimmt, dann aber im Stiche gelassen habe, ist ein Vorwurf, dessen Berechtigung sich nicht ermitteln läßt. Im Verlaufe der Ungarnkämpfe aber brach nach einigen Jahren die entsetzliche Katastrophe herein, welche den Baiern die pannonische und die Ostmark kostete und sie für immer aus ihrer bevorzugten Stellung im Reiche verdrängte. Mit drei Bischöfen, fast allen Grafen und fast der ganzen Wehrkraft des Stammes fiel L. als der Heerführer am 5. Juli 907 irgendwo in Oesterreich oder im westlichen Ungarn in der Vernichtungsschlacht, deren Wirkungen auch darin zu Tage traten, daß in die Heimath nicht einmal eine genauere Kunde ihrer Oertlichkeit gelangte. Liutpold's Wittwe Kunigunde reichte einige Jahre später zum Unterpfande des Friedens der Schwaben mit dem fränkischen Reiche dem Könige Konrad ihre Hand.

Besonders Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs, 2. Bd., neben welchem v. Hormayr, Herzog Liutpold, meist veraltet erscheint. S. ferner Schottmüller, Entstehung des Stammesherzogthums Baiern; Riezler, Gesch. Baierns, 1. Bd.; Derselbe, Ueber den Zusammenhang zwischen Huosiern, Liutpoldingern und Scheiern-Wittelsbach in den Forschungen zur deutschen Geschichte, XVIII. 529. Riezler.

Liutprand, Langobardenkönig, 712—744. Sohn Ansprands, eines angesehenen Langobarden aus edler „fara“ (Geschlecht), welche in Mailand ihren Sitz hatte. Ansprand war im J. 700 von König Kuninkpert als Muntwalt seines jungen Sohnes Liutpert bestellt für den Fall seines Todes und als Reichsverweser. Noch im J. 700 starb Kuninkpert und Ansprand trat für Liutpert die Regentschaft an. Aber Herzog Raginpert von Turin, Kuninkperts Vetter, Liutperts Oheim, der Sohn weiland König Godiperts, der nach des Anmaßers Grimuald Tod in der ihm näher zustehenden Nachfolge des (von Grimuald) ermordeten Godipert durch Pertari (s. d.), Godiperts jüngeren Bruder, war verdrängt worden, nahm nun den Thron in Anspruch,

empörte sich und schlug Ansprand nebst dessen Verbündetem Herzog Rothari von Bergamo, bei Novara. Zwar starb Raginpert bald darauf, aber ihm folgte sein Sohn Aripert II., welcher die Besiegten von Novara, die wieder zu den Waffen griffen, wiederholt schlug: Liutpert ward gefangen und getödtet, Ansprand floh auf die befestigte Insel Comacina im Comer See und von da durch die Schweiz ca. 702 zu dem agilolfingischen Herzog Theodepert, Sohn Theodo I. von Baiern. Ansprands Familie aber war in die Hände Ariperts gefallen: er ließ dessen Gattin Theoderâda, welche sich rühmte, doch noch Königin zu werden, Nase und Ohren abschneiden, den älteren Sohn Sigiprand blenden, den Bischof Petrus von Pavia, einen Verwandten unbestimmbaren Grades, nach Spoleto verbannen, den jüngern Sohn L. aber, der als ungefährlich und „geringwerthig" (despicabilis) galt, zu dem Vater abreisen. Im J. 712 drang jedoch Ansprand mit seinem Sohn mit baierischen Schaaren in Italien ein: nach blutiger Schlacht, wich Aripert (der Ort ist unbestimmbar: nur zwischen den Alpen und Pavia) unbesiegt, aber stark geschwächt und ohne Kenntniß von dem Stand der Dinge im Feindeslager nach seiner Residenz Pavia zurück. Dieser Rückzug entmuthigte sein Heer und schien es zum Abfall zu treiben: so fürchtete Aripert und beschloß, in das Frankenreich zu fliehen. Aber da er den Ticinus zur Nacht durchschwimmen wollte, ertrank er (März 712), nach sagenhaft gefärbtem Bericht in die Tiefe gezogen von den Schätzen, mit denen er sich allzuschwer beladen hatte. Nachdem die Leiche gefunden war, fiel das Volk Ansprand zu: aber schon nach drei Monaten starb dieser ausgezeichnete König, „dem Wenige an Weisheit glichen" (13. Juni 712). Schon vor seinem Tode (zwischen 6. und 13. Juni) war L. zu seinem Nachfolger ernannt worden. Er vermählte sich (etwa 716) mit Guntrut, der Tochter Theodeperts von Baiern, dessen Waffen er und Ansprand die Rückkehr in das Vaterland und folgeweise die Krone verdankten. Enge Beziehungen zwischen Langobarden und Bajuvaren bestanden seit alten Zeiten, wiederholte Verschwägerungen der bajuvarischen Agilolfinger mit langobardischen Könighäusern hatten stattgefunden: beide Stämme hatten einen gemeinsamen Feind in dem Frankenreich. Gleichwol kam es unter L. zu Kämpfen zwischen Langobarden und Bajuvaren, wobei L. einige Burgen an der Etsch (Athesis), darunter Mais, nahm, bei Gelegenheit des Thronkrieges unter den Agilolfingen (a. 724—725), da nach Theodeperts Tode (a. 724) dessen Sohn Hucpert von seinem Vatersbruder Grimuald seines Erbes beraubt werden sollte: L. zog seinem Schwäher zu Hülfe und besetzte bei diesem Anlaß jene Plätze, welche er dann behielt. (Dies hat W. Martens S. 16 f. [s. unten die Litteraturangaben] scharfsinnig wahrscheinlich gemacht.) Uebrigens traten gerade unter L. die Langobarden in Freundschaft und Bündniß mit den Franken. L. und Karl Martell (s. d. Art.) waren beide hervorragende Männer und wurden enger verbunden durch die von dem Islam her drohende Gefahr, nachdem die Mauren (a. 711) das Westgothenreich in Spanien zerstört, die Pyrenäen überschritten hatten und nun alle übrigen Christenreiche zu bekämpfen sich anschickten. In den dreißiger Jahren sandte Karl seinen etwa 20 Jahre alten Sohn Pippin zu L., auf daß dieser ihn durch Abscheerung des Haares (Bartflaumes) nach germanischer Sitte (J. Grimm, Rechtsalterthümer, 2, Göttingen 1854, S. 464, es ward dadurch ein Pietätsverhältniß begründet, aber ohne ein Erbrecht zu erzeugen), an Sohnes Statt annehme. Das Treuebündniß beider Herrscher ward wenige Jahre darauf dadurch bethätigt, daß, als a. 739 die Mauren wieder in Südfrankreich eingebrochen waren, L. auf Karls Anrufen diesem ein Heer zu Hülfe sandte, bei dessen Anmarsch die Feinde das bereits eroberte Arles räumten und abzogen. (Man hat neuerlich diese Angabe des Paulus Diaconus in Zweifel gezogen: meines Erachtens ohne voll ausreichende Gründe; vgl. auch

Martens, S. 23.) Die gesammte übrige Thätigkeit Liutprands galt der Befestigung des Königthums gegenüber den nur allzu gewaltigen großen Herzogen und der Ausdehnung der Grenzen oder doch des Ansehens des Reiches gegenüber den anderen Mächten auf der Halbinsel. Um diese ziemlich verwickelten Verhältnisse zu erklären, muß man vorausschicken eine gedrängte Uebersicht des Entwickelungsganges der Dinge und der Gruppirung der gegeneinander ringenden Kräfte in Italien seit der langobardischen Einwanderung. Dieses Eindringen geschah (a. 568) von Nordosten her: die damalige Provinz Venetien, dann Istrien, Friaul und die Lombardei wurden zuerst überströmt, Pavia (Ticinum) zur Hauptstadt des Reiches erhoben. Von hier aus breiteten sich die Einwanderer erst allmählig über den Süden und Westen der Halbinsel aus. Niemals aber gelang es ihnen, ganz Italien in ihre Gewalt zu bringen: im Süden, sowie in dem „Exarchat von Ravenna“ behaupteten sich die Byzantiner: diese unbezwingbare Festung der Sümpfe hätte nur durch Hunger bewältigt werden mögen: aber das war unmöglich, so lange sie durch ihre Hafenstadt Classis die freie Verbindung mit dem Meere hatte und die Langobarden begingen den schwer begreiflichen Unterlassungsfehler, niemals eine irgend nennenswerthe Kriegsflotte herzustellen: sie wurden nie eine Seemacht. Dazu kam, daß die vier großen Grenzherzogthümer des Langobardenreiches, Trient im Norden, Friaul im Nordosten, im Süden Spoleto und namentlich Benevent von der Krone fast unabhängige kleine Sonderstaaten bildeten: in weit höherem Maße noch als von den drei anderen galt dies von Benevent. (Vgl. die vortreffliche Darstellung in Pabst, Geschichte des langobardischen Herzogthums, Forschungen zur deutschen Geschichte, II. und Hirsch, Das Herzogthum Benevent bis zum Untergang des langobardischen Reiches, Leipzig 1871.) Endlich aber war eine weitere selbstständige Macht in Italien der römische Bischof. Für die großartige Entfaltung der katholischen Hierarchie mit ihrer Weltherrschaft im Mittelalter war es von wichtigster Bedeutung gewesen, daß seit dem Untergang des Ostgothenreichs der Papst keinen weltlichen Herrn in Rom, in Ravenna, auf der ganzen Halbinsel über sich hatte. Seit a. 555 war der oströmische Kaiser wieder sein einziger und unmittelbarer Souverän: aber dieser saß fern in Byzanz und nur einmal in den Jahrhunderten bis auf Karl den Großen ist ein Imperator von dorther zu kurzem Besuch nach Italien gekommen. Zwar residirte sein Statthalter zu Ravenna, aber eben — zu größtem Vortheil für den Papst — nicht in Rom. Und seit der Einwanderung der Langobarden hatte der Exarch so viel mit diesen zu schaffen, daß er nicht daran denken konnte, das Bestreben nieder zu drücken, mit welchem der Bischof von Rom sich in dieser Stadt und ihrer Umgebung eine weltlicher, staatlicher Souveränität immer ähnlicher sich gestaltende Machtstellung kühn und klug und beharrlich emporbaute. Sehr viel trug hierzu bei, daß gegen die langobardische Bedrängung Kaiser und Exarch sehr selten Beistand und ausgiebige Hülfe fast nie leisteten, daß dagegen die Päpste mit den Mitteln ihres geistlichen Ansehens, wie durch Klugheit und Muth wiederholt den Widerstand der Bürger geleitet oder die bedrohenden Fürsten abgelenkt hatten. Die Langobarden mußten nach dem Besitz von Rom trachten: daran ward durch ihren Uebertritt zum Katholicismus durchaus nichts geändert. Die natürlichen Verbündeten der Päpste gegen die Langobarden waren nun aber die Franken: anfangs schon deshalb, weil diese im ganzen Abendland die einzigen katholischen Germanen waren. Aber auch nachdem die Langobarden das orthodoxe Bekenntniß angenommen, blieb es für die Regel bei jener Gruppirung, da ja Franken und Langobarden fast stets feindselige Nachbarschaft hielten. Die ungünstigste, weil fast ganz isolirte Stellung unter den mit einander ringenden italischen Mächten war hienach die der langobardischen Könige, welche zugleich

Byzanz (Ravenna), den Papst, die Stadt Rom, die Franken und oft die eigenen Grenzherzoge wider sich hatten. Zum Glück für die Herrscher zu Pavia stellten sich aber unter ihren Feinden manchmal Spannungen, ja Kämpfe ein: Byzantiner und Franken hielten zwar meist, doch nicht immer zusammen: die Stadt Rom, d. h. die Adelsparteien, der dux des ducatus Romanus und der „Senat" waren nicht mit jedem Papst in gutem Vernehmen. Von höchster Bedeutung aber ward es, daß zwischen dem Kaiser zu Byzanz und dem römischen Bischof der sogen. „Bilderstreit" ausbrach, der beide Mächte auf das bitterste verfeindete. — Zunächst nahm König L. die Gelegenheit wahr, das bis dahin von der Krone völlig unabhängige Herzogthum Benevent näher heran zu ziehen: er vermählte mit Herzog Romuald II. seine Schwester-Tochter Aurona, a. 728 leistete Romuald dem König den Eid der Treue; als er a. 732 starb, schützte L., in Person nach Benevent eilend, dessen Söhnlein Gisulf wider eine Gegenpartei, führte dasselbe mit sich fort und setzte seinen eigenen Neffen Gregor zum Herzog ein. Den Herzog Faroald II. von Spoleto nöthigte L., die den Byzantinern abgenommene Hafenstadt von Ravenna, Classis, wieder herauszugeben (ca. 716), ein Schritt, dessen Motivirung sich unserer Kenntniß ebenso entzieht, wie fast alles Andere in dieser Politik außer der nackten Thatsache selbst. Weshalb L. Ravenna nicht für sich verlangte, aus welchen Gründen er darauf verzichten mußte, — wir wissen es nicht. Wir finden nur mehrere Jahre später (a. 728) den König im Bunde mit dem Patricius Eutychius zu Ravenna gegen Transamund II. von Spoleto (der 723—724 seinen Vater Faroald II. entthront hatte), gegen Benevent (s. oben S. 11) und wol auch gegen Papst Gregor II., wider welchen sich der Exarch wandte, während der König die beiden Herzoge wenigstens dahin brachte (ohne Waffengewalt, so viel wir wissen), zu Spoleto den Treueid zu schwören. Auch in die Verhältnisse des dritten mächtigsten Herzogthums, Friaul, griff L. kräftig ein: hier war es der sehr tüchtige Herzog Pemmo, der die Slaven (Avaren), die alten Plagegeister dieser Marken, Niederlagen seiner Vorgänger und gräuelvolle Verwüstungen des Landes rächend, tapfer zurückgeschlagen hatte. Er gerieth in heftigen Streit mit dem von L. eingesetzten und begünstigten Patriarchen Calixtus von Aquileja, der eigenmächtig seinen Sitz von Cormona nach Friaul (Forum Julii), der Residenz des Herzogs, verlegt und den mit Zustimmung des letzteren hier residirenden Bischof Amatus von Julia Carnica gewaltthätig aus dessen bisherigem Palatium vertrieben hatte. Pemmo verhaftete Calixtus und soll dessen Leben bedroht haben. Sofort entsetzte ihn aber der König des Herzogthums und verlieh es des Entsetzten erstgeborenem Sohn, Ratchis (s. den Art.): dieser vermittelte zwischen seinem Vater und dem König, hielt den ersteren ab mit seinem Anhang zu den Slaven zu flüchten und verschaffte ihm freies Geleit zu dem Königsgericht zu Pavia, wo freilich dann alle Anhänger Pemmo's verurtheilt, nur er selbst mit seinen beiden jüngern Söhnen Aistulf (s. den Art.) und Ratchait begnadigt wurde. Papst Gregor II. (715 bis 731) hatte in dem Bestreben, die langobardische Macht nicht auf Kosten der kaiserlichen erstarken zu lassen, noch im J. 718 (ungefähr) den byzantinischen dux Johannes von Neapel ermahnt, dem Herzog Romuald II. von Benevent das feste Cumae, das dieser mitten im Frieden überrumpelt, wieder zu entreißen und ihm nach glücklicher Ausführung dieser That das dafür versprochene Gold ausgezahlt (außer Neapel und Cumae gehörten zu diesem ducatus Amalfi, Nuceria, Sorrent, Bajae, Puteoli, Acerrae). Nach Ausbruch des Bilderstreites (a. 726) geriethen aber der Papst und Kaiser Leo III. in heftigsten Gegensatz: die Italiener erhoben sich in offener Empörung gegen die „bilderstürmenden" Byzantiner zum Schutz der altverehrten Heiligthümer: die Gelegenheit war L. höchst günstig zur Ausbreitung seiner Macht, wenn auch der Papst niemals

mit voller Entschiedenheit sich auf Seite der Langobarden gegen das Kaiserreich stellte: nur dem einzelnen ketzerischen Kaiser trat er gegenüber. L. nahm den Byzantinern Narni (a. 726?) und, mit Aufgebot der ganzen Heeresmacht, die Hafenstadt von Ravenna, Classis, vielleicht auch auf kurze Zeit Ravenna selbst. (Dies bisher allgemein angenommen, ist neuerlich durch Martens, Excurs, S. 66, mit unverächtlichen Gründen in Zweifel gezogen worden, s. unten S. 19 die Litteraturangabe.) Der außerordentliche Erfolg gelang nur, weil die Ravennaten in blutigem Aufruhr sich gegen die Besatzung erhoben hatten. Es ist auffallend, daß bald darauf (a. 728—729) L. mit dem byzantinischen Patricius Eutychius zusammen gegen den Papst und die Herzoge (s. oben S. 12) auftritt: die Langobarden, welche (fast) gleichzeitig dem Papst Beistand gegen die Byzantiner leisteten, sind daher keinesfalls Unterthanen Liutprands, sondern wol der empörten Herzoge. In denselben Jahren (726—728) vernehmen wir aber wieder von der Wegnahme mehrerer Städte in der Aemilia, darunter Bologna, und in dem „Fünfstädte-Gebiet" („Pentapolis"): Ancona, Ariminum, Pisaurum, Fanum, Numana) durch den König. Auch weist er die Friedensvorschläge des Patricius ab. In den Jahren 728 und 729 zog L. zwei Mal in das römische Gebiet und nahm 728 Sutri: aber schon nach 140 Tagen gab er diese Stadt gegen Geld — dem Papste, nicht den Kaiserlichen — heraus zu eigenem Besitz, „die erste Schenkung einer Stadt an die Kirche, der erste Keim des Kirchenstaates außerhalb Roms". Es ist ungerecht, ohne alle Kenntnisse der Verhältnisse die Handlungsweise des Königs zu verurtheilen. Aber soviel dürfen wir sagen, daß sie uns hier und in den folgenden Zugeständnissen an den Papst geradezu unbegreiflich scheint, wenn anders wir L. den Gedanken, Ravenna, Rom und ganz Italien zu gewinnen, beilegen wollen: fromme Gesinnung gegen Papst und Kirche, auch innere Schwäche seiner Regierungsgewalt — es fehlte auch, abgesehen von den rebellischen Herzogen, nicht an Widersachern (s. unten) — mögen Manches erklären, namentlich eine mystische Stimmung, welche auch andere Herrscher jener Tage zu Handlungen fortriß, für deren Würdigung uns fast der Maßstab fehlt. — Unerachtet der Schenkung von Sutri an den Papst, im J. 728, zog im folgenden Jahre (729) L., diesmal mit Eutychius zusammen, in das römische Gebiet: ja er lagerte auf dem „Felde des Nero", dicht vor den Thoren der Stadt. Doch gelang es dem Papst, bei einer Zusammenkunft den König durch die Mittel geistlicher Ueberredung zu friedlichem Abzug zu bewegen, ohne daß dieser unseres Wissens irgend etwas erreicht hätte. Er häufte auf den Papst und die römische Kirche hohe Ehren und suchte ihn zur Annäherung an Byzanz zu gewinnen. Wahrscheinlich sollte der Papst vor allem bewogen werden, nicht die rebellischen Herzoge zu unterstützen. Allein gerade dies that Gregors Nachfolger, Gregor III. (a. 731—741), der auch den Bilderstreit mit Byzanz heftig fortführte: sodaß nun Langobardenherzoge, Langobardenkönig, Papst, Italiener und byzantinische Besatzungen als unter einander kämpfende, gelegentlich verbündete Parteien zu unterscheiden sind. Römer, unter byzantinischer Führung, versuchten, L. Bologna wieder zu entreißen, wurden aber von des Königs Feldherrn blutig zurückgeschlagen. Dagegen gelang es der emporstrebenden Lagunenstadt Venedig, den Langobarden Classis (und Ravenna) durch Ueberfall wieder abzunehmen (s. unten). L. machte unseres Wissens damals wenigstens keinen Versuch, diese für weitergreifende Pläne so wichtige Stellung wieder zu gewinnen. Doch könnte ein langobardisches Heer, welches in Abwesenheit des Königs (damals?) bei Ariminum bis zur Vernichtung geschlagen ward, gegen Ravenna bestimmt gewesen sein. Gleichzeitig führten die Byzantiner aber auch Krieg gegen die wider den bilderstürmenden Kaiser empörten Italiener, welche sich, folgerichtig, dem Langobardenkönig näherten: eine

Anzahl derselben, die L. Ehrengeschenke bringen wollte, ward von den Kaiserlichen erschlagen oder gefangen. L. hatte zweifellos die Bändigung der Herzoge als Hauptwerk seiner Regierung sich vorgesteckt und wer daran rütteln wollte, forderte seine ganze Willenskraft zur Abwehr heraus. Das that aber Gregor III., als er, frühere Feindschaft mit Transamund II. von Spoleto in Freundschaft verwandelnd, sich von diesem durch reiche Geschenke die Abtretung von Gallese am Tiber, an den „ducatus Romanus", in welchem aber thatsächlich der Bischof von Rom gebot, erkaufte und mit diesem Herzog, sowie mit dem von Benevent ein Bündniß schloß, welches wol einerseits die Vertheidigung der Romagna durch die Herzoge bezweckte, andererseits deren Unterstützung durch die materiellen und geistlichen Mittel des Papstes für Losreißung von der Staatsgewalt des Königs. Daher versagten diese Herzoge dem König offen den Gehorsam, als er (a. 738) den Heerbann gegen den römischen ducatus aufbot. Sofort wandte sich L., unter empfindlicher Schädigung die Campania nach Osten hin durchziehend, gegen Transamund. Dieser floh nach Rom. An seiner Stelle setzte L. Hilderich zum Herzog ein (a. 739). Der Papst verweigerte die Auslieferung des Rebellen. Auch der kaiserliche Feldherr Stephanus, der dux des ducatus Romanus, trat für den Papst und den Herzog auf. Aber L. entriß nun den Byzantinern die Städte Orte, Ameria, Bieda und Pomarzo, ließ gleichzeitig das Exarchat von Ravenna durch seinen Neffen Hildeprand verwüsten und belagerte, unter starken Verheerungen des flachen Landes, den Papst in Rom. Hart bedrängt rief dieser Karl Martell um Hülfe an: aber auch L. schickte Gesandte an diesen seinen Freund und bewog diesen, die Verlogenheit und Treulosigkeit der Politik des heiligen Vaters aufdeckend, neutral zu bleiben, so flehentlich der Papst Karl (bei den von ihm zum Geschenk übersendeten Schlüsseln des heiligen Grabes) um Beistand gebeten hatte. Jedoch diese langobardische Belagerung Roms endete wie alle anderen: der König konnte die Stadt weder erstürmen, noch, mangels einer Flotte von der See absperren und aushungern. Vor September 739 zog er ab und nach Pavia zurück. Sofort drang Transamund wieder in sein Herzogthum ein: die Byzantiner des ducatus Romanus unterstützten ihn, da er versprach, die vier von L. eroberten Städte dem dux (oder dem Papst) zurückzugewinnen. Bald fielen ihm die meisten Burgen in seinem Herzogthum zu. Gegen Ende des Jahres zog er wieder in Spoletium selbst ein, Hilderich ward getödtet. Auch Benevent focht damals gegen L. Doch zögerte Transamund, die vier Städte dem König zu entreißen, der einen weiteren Angriff auf Rom vorbereitete und sich durch die Fürbitte seiner eigenen Bischöfe, deren Vermittelung der Papst nun (740) anrief, schwerlich hätte abhalten lassen. Da starb Gregor III. (November 741) und sein Nachfolger, ein höchst milder und sanfter Mann, Zacharias, von griechischer Abkunft und Klugheit, beschloß alsbald, die bisherige Parteistellung des römischen Stuhles völlig zu wechseln. Transamund, der jene vier Städte seinem Versprechen gemäß zu erobern bisher nicht einmal versucht hatte, ließ er fallen, schickte eine Gesandtschaft nach Pavia, erbat und erhielt von dem König die Zusage der Rückgabe jener vier Städte und bewirkte als Gegenleistung, daß die Truppen des römischen Ducatus mit L. gegen jenen Herzog auftraten. Da gab dieser jeden Widerstand auf und stellte sich freiwillig dem König, der ihn in ein Kloster schickte und an dessen Stelle seinen (des Königs) Neffen, Agiprand, früher Herzog von Clusium, setzte. Sofort wandte sich L. gegen Benevent: hier war sein Neffe Gregor (oben S. 12) um das J. 738 erschlagen und zu seinem Nachfolger von der Gegenpartei ein gewisser Gottschalk erhoben worden, welcher bisher (738—742) stets mit Transamund und den anderen Feinden des Königs gemeinsame Sache gemacht hatte. Aber jetzt zog L. von dem nun unterworfenen Spoleto heran: Gottschalk ward, bevor er zu Schiff ent-

fliehen konnte, von seinen Feinden erschlagen und nun (a. 742) setzte der König Romualds (oben S. 12) inzwischen herangewachsenen Sohn, jenen Gisulf (II.), zum Herzog ein, den er mit einer edeln Langobardin Skauniperga, vermählt hatte und in völliger Abhängigkeit von der Krone hielt. Da nun aber auch L. mit der versprochenen Herausgabe der vier Städte zögerte, faßte der Papst den ebenso muthigen, als klugen Beschluß, zu König L. selbst zu gehen. Irgend welche Gefahr lief der römische Bischof dabei durchaus nicht. Das schlimmste, was Zacharias widerfahren konnte, war Abweisung seiner Forderung. Aber der Papst setzte alle seine Forderungen durch und zugleich bereitete die im höchsten Maß ehrfurchtreiche Behandlung, welche ihm von König, Adel und Volksheer der Langobarden zu Theil ward, dem römischen Stuhl einen bedeutungsreichen Triumph. Zacharias zog an der Spitze eines großen Theils des römischen Clerus nach Interamna (Terni) im ducatus Spoletanus, wo L. mit seinem Heere lagerte, der ihm sofort einen vornehmen Beamten, Grimuald. bis nach Orte entgegensandte, ihn bis Narni zu geleiten: in dieser festen Stadt ward der Papst von einigen Herzogen mit deren Schaaren begrüßt und L. selbst eilte ihm bis auf acht (römische) Meilen zwischen Narni und Interamna entgegen. Hier waren Adel und Heer um die Basilika des heiligen Valentinus zum feierlichen Empfang aufgestellt. Nach der Messe führte der König den Papst abermals eine römische Meile weit bis an dessen Zelt. Am folgenden Tag erwirkte Zacharias bei dem König in einer Unterredung Alles, was er wollte, mehr als Transamund und früher L. selbst zugesagt hatte. Denn nun schenkte der König die vier Städte mit dem Gebiet und den Bewohnern einfach und unverhüllt der römischen Kirche: nicht, wie es früher wenigstens ausgedrückt (wenn auch nicht gemeint) gewesen war, dem ducatus Romanus, d. h. dem Kaiser, ihrem früheren Herrscher. — Aber außerdem gab der König der römischen Kirche alles Land in der Sabina zurück, welches seit 30 Jahren schon langobardisch gewesen war und dazu noch das große Thal bei Sutri, endlich die Gebiete von Ancona, Narni, Auximum (Osimo) und Numana. Ferner wurden alle Kriegsgefangenen — Byzantiner und Römer — welche L. in Tuscien und jenseit des Padus (Po) detinirt hatte, darunter sehr vornehme Männer und hohe Beamte, ohne Lösegeld frei gelassen und schließlich dem römischen Stuhl und seinen Besitzungen für 20 Jahre Friede zugesagt! — Wahrlich, nicht ohne Berechtigung mochte die Lebensbeschreibung des Papstes rühmen, daß er mit der „Palme des Sieges“ nach Hause gekehrt sei. Die letzten Gründe dieser ganz erstaunlichen Zugeständnisse Liutprands sind gewiß in der frommen Gesinnung des Königs und der gewaltig eindringenden geistlichen Beredsamkeit der zugleich klugen und ehrwürdigen Persönlichkeit des Papstes zu suchen. Freilich durfte sich L. auch nicht in Widerspruch setzen gegen die sehr fromme Gesinnung seines Volkes, — zumal es ihm an einer Gegenpartei nicht fehlte (s. unten S. 18). Aber nach Allem, was wir von der Lage der Dinge wissen, war diese Nachgiebigkeit doch ein schwerer politischer Fehler — vorausgesetzt, daß wir L. den Gedanken der Eroberung von ganz Italien als der Zukunftsaufgabe des Langobardenreiches beilegen. — Alsbald sollte sich die Verderblichkeit jener Politik der Schwäche nach anderer Richtung hin wiederholen, ihre übeln Consequenzen offenbaren. L. versuchte im folgenden Jahre (742—743) die Lähmung der byzantinischen Macht durch die Kämpfe zwischen Kaiser Constantin V. (Kopronymos), dem ebenfalls bilderstürmenden Nachfolger Leo's III., und dessen Schwager, dem bilderschützenden Artabasdos, in neuen Angriffen auf Ravenna zu benützen. Seine Heere verwüsteten das Flachland des Exarchats, eroberten Cesena, bereiteten die Belagerung von Ravenna vor. Da wandten sich Exarch, Erzbischof und Volk von Ravenna an des Königs Freund, den Papst, mit der

Bitte, durch seine Vermittelung L. zur Umkehr zu bewegen. Wirklich schickte Zacharias Gesandte an L., welche ihm die Herausgabe von Cesena und Beendung der Feindseligkeiten ansannen, da die Zumuthung („mit schroffem Starrsinn", sagt die Biographie des Papstes) abgewiesen ward, begab sich dieser selbst von Rom — nach dem bedrängten Ravenna, wobei es ohne Wunderzeichen nicht abging. L. weilte nicht im Exarchat, sondern in Pavia. Ihn wollte der Papst aufsuchen. Der Weg von Rom nach Pavia führte Zacharias nicht direct über Ravenna. Vielmehr war diese Abbiegung ein Umweg, eine Verzögerung. Daher muß den römischen Bischof hierbei ein ganz besonderes Motiv geleitet haben. Es war gewiß die Absicht, Ansehen und Einfluß des Papstthums auch im Exarchat und in dessen Hauptstadt ganz außerordentlich zu erhöhen, indem Zacharias als der einzige Retter aus der Noth langobardischer Bedrängniß erschien. Wenigstens ward diese Wirkung auf das umfassendste erreicht: Exarch und Volk von Ravenna empfingen den Papst wie einen Boten des Himmels, dem ja auch zum Schutz gegen den Sonnenbrand Gott von Rom bis zu der Basilika San Apollinare vor Ravenna eine Wolke über dem Haupte schweben und ebenso auf der Reise nach Pavia feurige Heerschaaren in den Wolken vorauf ziehen ließ. Der feine Grieche auf dem römischen Stuhl trachtete danach, für den Papst in Ravenna allmählig eine gleiche — zunächst geistliche und politische — thatsächliche Autorität zu gewinnen, wie sie in Rom schon längst bestand und auf der sich hier wie dort auch juristische Gewalt, Rechte der Herrschaft empor bauen konnten. Nun ließ Zacharias durch Gesandte den König wissen, daß er alsbald bei ihm in Pavia eintreffen werde. Es macht fast humoristischen Eindruck, wie sich der Heldenkönig vor dieser bedrohlichen Annäherung des „waffenlosen Greises" fürchtet. Der König scheute sich vor dieser abermaligen persönlichen Begegnung. Und der Erfolg sollte lehren, wie wohlbegründet solche Besorgniß war! Die vorausgeschickten Boten des Papstes erfuhren, daß die Langobarden in Imola von ihrem König beauftragt waren, die Reise des Papstes nach Pavia, nöthigenfalls mit Gewalt, zu verwehren. Sie warnten Zacharias und mahnten ihn, einen andern Weg einzuschlagen. Der Papst soll darüber sehr erschrocken sein. — Das ist glaublich, da ihm an dem Durchdringen bis zum König selbst Alles gelegen war. Wenn er aber wirklich äußerte, „er fürchte für sein Leben", so wird man solche Worte kaum für ernst gemeint halten dürfen. Jedesfalls überwandt Zacharias seine Besorgnisse, machte sich, unerachtet jener Warnung, auf den Weg und gelangte, den Maßregeln des Königs zum Trotz, nach Pavia. L., sehr ungehalten und beunruhigt über diese abermalige Heimsuchung, deren Absichten ihm natürlich klar waren, weigerte sich, Krankheit (oder „Schmerz") als Grund angebend, die beiden Gesandten des Papstes zu empfangen. Als aber am 28. Juni 743 dieser selbst am Padus eintraf, ward er von den vornehmsten Großen feierlich eingeholt und nach der Residenz begleitet, vor deren Thoren sich die ecclesia celi aurei (Ciel d'Oro), von L. gegründet, erhob. Hier celebrirte er die Messe und zog dann in die Stadt ein. Am folgenden Tag wiederholte er die Messe auf Einladung des Königs, der ihn hier, vor den Thoren, zuerst begrüßte. Am 30. Juni erst ward er in das „Palatium" entboten, wo er, höchst ehrenvoll empfangen, sofort seine früheren Zumuthungen eindringlichst wiederholte. Und der König — gab abermals nach. Wenigstens in allem Wesentlichen: er versprach Einstellung der Feindseligkeiten und Rückgabe von zwei Drittel des den Ravennaten abgenommenen Gebietes sofort, das letzte Drittel mit der Festung Cesena sollte am 1. Juni 1744 zurückgegeben werden „nach Rückkehr der vom König nach Byzanz gesendeten Unterhändler". Wir wissen von dem Zweck dieser Gesandtschaft nichts. Vielleicht sollte sie mit einem der beiden sich immer noch be=

kämpfenden Machthaber (oben S. 15) ein Bündniß gegen den Anderen anbahnen. Nachdem der Papst so wenn nicht alle, doch die meisten seiner Forderungen durchgesetzt, kehrte er, ehrenvoll vom König bis an den Padus, von mehreren Herzogen noch weiter begleitet, nach Rom zurück. — Diese Herzoge bewirkten auch sofort die versprochene Räumung des ravennatischen Gebietes: „und Ravenna und die Pentapolis, von Bedrängniß befreit, sättigten sich, Dank dem Papste, wieder an Korn, Wein und Oel". In Rom veranstaltete der Papst eine große kirchliche Feier, in welcher aber noch immer Gottes Beistand angerufen wurde wider den Verfolger und Bedränger der Römer und Ravennaten, König L. „und Gott erhörte dies Gebet und rief den König noch vor jenem Termin (1. Juni) aus der Welt, worauf alle Verfolgung zu hoher Freude der Römer und Ravennaten aufhörte". Wahrscheinlich ist das so zu verstehen — der Hinweis auf jenen Termin hat doch wol diesen Sinn — daß sich der König vorbehalten hatte, Cesena und das letzte Drittel je nach der von seinen Gesandten aus Byzanz zurückgebrachten Antwort zu behalten oder, nach seiner Wahl, für den einen oder den anderen der Machthaber zwar als byzantinisches Gebiet anzusehen, aber selbst, in Vertretung seines Verbündeten, besetzt zu halten. Mag letztere Vermuthung zu sehr in das Einzelne sich wagen, — jene Verhandlung mit Byzanz, von der wir nur ganz gelegentlich erfahren, mußte von entscheidender Bedeutung für Liutprand's Haltung gegenüber Papst und Exarchen werden. Die richtigste Politik für ihn wäre gewesen, sich des einen byzantinischen Kaisers gegen den anderen zu bedienen. Jedesfalles aber — und dies ist, soweit ich sehe, bisher nicht richtig erfaßt worden — bildete den Grund der Unzufriedenheit des Papstes mit dem Erfolg seiner Mission und die Ursache, weshalb er nach seiner Rückkehr gegen seinen „Freund" und Verehrer Kirchengebete und öffentliche Bittgänge veranstaltete, gerade ein an jenen Termin geknüpfter Vorbehalt des Königs, der also doch wenigstens für Cesena und das letzte Drittel seiner Eroberungen sich die Entscheidung vorbehalten hatte bis zur Rückkehr seiner Gesandten. Allerdings scheint der Wortlaut der Quelle eine Befristung, nicht eine Bedingung anzudeuten. So erklärt es sich, daß die ganz einseitig kirchliche Quelle (die vita Zachariae), den doch so frommen König gewissermaßen als „todt gebetet" darstellt und seine „Abberufung" noch vor dem gottlos von ihm festgestellten Termin als eine ihn strafende oder doch Rom und Ravenna, in Erhörung der päpstlichen Gebete, rettende Wunderthat Gottes. Das war der Dank der kirchlichen Auffassungen für die bis an unbegreifliche Schwäche streifende ehrerbietige Nachgiebigkeit des wackeren, aber nun auch schon sehr betagten Königs. L. starb im Januar 744: er ward bestattet in der Basilica des heiligen Hadrianus neben seinem Vater, nach einer minder glaubhaften Nachricht in der Basilica ad Perticas vor dem Thore, welche diese Quelle, die vita Liutprandi, irrig von ihm statt von der Gattin Grimualds erbaut sein läßt. Im 12. Jahrhundert (1173 oder 1174) wurde die Leiche nach Ciel d'Oro übertragen. Seit dem J. 735 bereits hatte mit ihm zugleich als Mitkönig regiert sein Neffe Hildeprand, (ältester? Sohn von Sigiprand oben, S. 10), welcher bei einer schweren Erkrankung Liutprands von einer Partei, in sicherer Voraussetzung des Todes, den sie in ihrer Ungeduld gar nicht erwarten zu können schien, in die Basilica Sanctae Mariae vor den Thoren geführt und zum König erhoben worden war. „Aber auf den Speer, welchen sie dem neuen König „„nach der Sitte"" in die Hand gaben, flog ein Kukuck, was weisen Männern vorzubedeuten schien, diese Regierung werde nicht frommen". Diese von Paulus Diaconus überlieferte Sage und das daran geknüpfte Urtheil zeigt, daß, nach richtiger Auffassung des Volkes, dieser Schritt ein Unrecht war. Auch war L. nach seiner Genesung über solche Vorschnelligkeit nicht er-

freut und ließ sich nur gefallen, was er ohne Bürgerkrieg nicht ändern konnte. Denn freiwillig zurückzutreten, fiel dem Neffen nicht ein. So urkunden denn beide fortab zusammen als Könige. Schon vor diesem Gewaltstreich waren wiederholt Anschläge gegen das Leben des Königs geplant worden. Zuerst gleich nach seiner Thronbesteigung von einem Verwandten, Rothari, der ihn als seinen Gast beim Mal ermorden wollte, ein ander Mal von zwei Waffenträgern. In beiden Fällen erwies der König, gewarnt, hohen persönlichen Muth. — Paulus deutet aber an, daß er „auch noch manche andere ähnliche Schuld“ zu verzeihen hatte. Sind politische Beweggründe dieser Pläne zu suchen, so liegen sie wol in dem Widerstreben der alten unbotmäßigen Adels-, zumal Herzogsgeschlechter gegen die verdienstlichste Richtung von Liutprand's Regierung: nämlich die Befestigung des Königthums über der gebändigten Aristokratie und die Unterwerfung der großen Herzogthümer. Wir wissen nicht eben viel von den Verwaltungsmaßregeln des Königs: er gründete bei Modena eine Colonie zum Schutze eines Passes via Aemilia gegen Räuber: die Inschrift einer Kirchenfaçade ist unsere einzige Quelle hierüber (Muratori, IV. S. 270). Dagegen können wir aus seiner Thätigkeit als Gesetzgeber manches seiner Ziele erkennen: so vor allem den Schutz des Rechts gegen Willkür der Richter, die schriftliche Fixirung ungewissen Gewohnheitsrechts. Eine Reihe von „Edicta“, auf den Reichstagen während seiner langen Regierung erlassen, hat das Langobardenrecht in höchst bedeutsamer Weise ergänzt, geändert, fortgebildet. Er verdiente gewiß in vollem Maße das Lob, das ihm (fast) gleichzeitige Quellen als Krieger und Held, als frommem Christen, als tugendlichem Mann ertheilen. Paulus erblickt in der wunderbaren Errettung des Knaben aus der Gefährdung seiner ganzen Sippe ein wohlthätiges Wunder Gottes, welches den Langobarden diesen Mann erhalten wollte, der ohne Zweifel einer ihrer allerbedeutendsten Könige werden sollte. Auch die Sage hat ihn früh verherrlicht, die glaubwürdigste, weil unbestechlichste Bezeugerin des Dankes eines Volkes. — Ueber seine schwer erklärliche Schwäche gegenüber dem Papst und — mittelbar — auch gegen die Byzantiner wiederholen wir unser Urtheil dahin, daß man ihm entweder den Gedanken der Eroberung von ganz Italien absprechen oder seine Ehrerbietung gegen die Kirche als hauptsächlichen Beweggrund für schwere Verfehlungen des Gealterten betrachten muß. Es ist ja möglich, daß auch rein politische Gründe mitgewirkt haben. Die Erkenntniß innerer Schwäche, die Furcht vor Gegenparteien, vor der Opposition der Großen, welche bei einem schroffen, dauernden Conflikt mit der Kirche das fromme Volk gegen die gottlose Krone empört haben würde: auch Rücksicht auf etwaige Intervention der Franken, falls der Kirche ihre weltliche Stellung mit Gewalt entrissen worden wäre — ob zwar das gute Einvernehmen mit Karl Martell und dessen Sohn (s. oben S. 10) hiergegen ausreichend zu sichern versprach. Jedesfalls wissen wir viel zu wenig von diesen politischen Verhältnissen, um mehr als ziemlich vage Vermuthungen an sie knüpfen zu können über die Beweggründe für die hierin befremdende Handlungsweise des bedeutenden Herrschers.

Vgl. Bluhme, Edictus ceteraeque Langobardorum leges, in Monumenta Germaniae historica, Legum IV., Hannoverae 1870. (Prolog des Königs Ratchis ebenda.) (Doch ist die neue von Boretius vorbereitete Ausgabe stets heranzuziehen.) Türk, Das langobardische Volksrecht, 1829. — Stobbe, Geschichte der Deutschen Rechtsquellen, I, Braunschweig 1860, S. 119 f. Abgesehen von den oben angeführten Edicten: Paulus Diaconus, Historia gentis Langobardorum ed. Waitz, Berol. 1877, deutsch durch Abel, zweite Ausgabe bearbeitet von Jacobi, Leipzig 1878. Vgl. auch die kleineren Quellen in den Script. rer. Langob. ed. Waitz und Holder-Egger. Liber

pontificalis („Agnellus"). Muratori, Scriptores rer. Italicar., III. (vgl. aber auch Script. rer. Langob., vitae Gregorii II.. Gregorii III., Zachariae Paparum, vita Liutprandi regis ed. Waitz l. c. Troya, Storia d'Italia, I—IV. Napoli 1841). — Leo, Geschichte der italien. Staaten, I., Hamburg 1829. — Hegel, Geschichte der Städteverfassung von Italien, I. II, Leipzig 1847. — Flegler, Das Königreich der Langobarden in Italien, Leipzig 1851. — Bethmann, Archiv d. Gesellschaft für ältere Deutsche Geschichtskunde, X. — Dahn, Langobardische Studien, I. Leipzig 1876. — Jacobi, Die Quellen d. Langobardengeschichte des Paulus Diaconus, Halle 1877 (dazu Dahn, Bausteine, II. Berlin 1880, S. 341 f.). — Gregorovius, Gesch. d. Stadt Rom im Mittelalter, II., 2. Aufl., Stuttgart 1872. — Meyer, Langobardische Sprachdenkmäler, Paderborn 1877. — Breysig, Die Zeit Karl Martells (Jahrbücher des fränk. Reichs), Leipzig 1869. — Oelsner, Jahrbücher des fränk. Reichs unter Pippin, Leipzig 1871. — Pabst, Geschichte des langobardischen Herzogthums, Forschungen zur Deutschen Geschichte, II. — Hirsch, Das Herzogthum Benevent bis zum Untergang des langobardischen Reichs, zweite Bearbeitung, Leipzig 1871. — Reumont, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter, I. II., Berlin 1867, 1868. — Baxmann, Die Politik der Päpste, I, II, Elberfeld 1868, 1869. — Martens, Politische Geschichte des Langobardenreichs unter König Liutprand, Heidelberg 1880. Dahn.

Liutprand, von 961—72 oder 73 Bischof von Cremona, ist eine der merkwürdigsten Persönlichkeiten des 10. Jahrhunderts. Aus vornehmem langobardischen Geschlechte stammend, erhielt er seine Erziehung am königlichen Hofe zu Pavia, wo er (um 931) durch seine schöne Stimme die Gunst des Königs Hugo gewann. Er hat, außer den nothwendigen theologischen Studien, in bedeutendem Umfange eine Bekanntschaft mit der römischen profanen Litteratur sich angeeignet und liebt es, mit Citaten daraus und mit Anspielungen zu prunken. Auch zeigt er Gewandtheit im Gebrauch verschiedener Versmaße, mit denen er sein Hauptwerk verziert hat. Dennoch hat er es zu einer correcten Schreibart nicht gebracht und läßt sich arge grammatische und metrische Fehler zu Schulden kommen. Zum Diakonus an der Kirche zu Pavia geweiht, wurde er doch für den Hofdienst bestimmt und seine Familie erwarb für ihn durch große Geschenke eine Stelle in der Kanzlei des Königs Berengar, bei dem er große Gunst genoß und in die Geheimnisse der Politik eingeweiht wurde. Um 949 wurde er als Gesandter nach Constantinopel geschickt, auf Kosten seines Stiefvaters, dem König Berengar vorstellte, wie nützlich es ihm sein würde, wenn er Land und Sprache der Griechen kennen lernte. Auch hat er diese Gelegenheit gut benutzt, wobei er durch die Verbindungen begünstigt wurde, welche sein Vater und sein Stiefvater als Gesandte des Königs Hugo dort angeknüpft hatten. Die Bekanntschaft mit der griechischen Sprache trägt er mit fast kindischer Eitelkeit in seinen Schriften zur Schau. Was ihm dann König Berengar und die Königin Willa zu Leide gethan haben, erfahren wir nicht; wir finden ihn von heftigem Groll gegen diese erfüllt als Flüchtling bei König Otto wieder, wo er 956 mit dem Bischof Recemund von Elvira, Gesandten des spanischen Khalifen Abderrhaman, Freundschaft schloß und auf dessen Zureden es unternahm, die Begebenheiten in Europa seit dem Tode Karls III. zu beschreiben. Er nannte das 958 in Frankfurt begonnene Werk das Buch der Vergeltung, weil er darin seinen Freunden und seinen Feinden vergelten wollte, was sie an ihm gethan. Mit mehreren Unterbrechungen hat er bis 962 daran gearbeitet, es dann aber, wie es scheint, wegen der ganz veränderten Lage der Dinge unvollendet liegen lassen, obwol er nur bis 950 gekommen war. Lebendig und unterhaltend geschrieben, bietet uns dieses Werk eine Fülle wichtiger Nachrichten,

wenn auch, vorzüglich über ferner liegende Dinge, oft ungenau; auch ist auf seine Leidenschaftlichkeit und Schmähsucht Rücksicht zu nehmen; doch erweist er sich in wesentlichen Dingen zuverlässig und für die Geschichte Italiens in dieser Zeit ist er die Hauptquelle. Als nun Otto I. in Pavia sein neugewonnenes Reich ordnete, erhielt er das Bisthum Cremona und erwies sich fortan als eifrigen und zuverlässigen Anhänger des Kaisers, der ihn zunächst 963 als Gesandten an den Papst schickte. Er war zugegen auf der Synode, welche Johann XII. entsetzte und hat im Auftrage des Kaisers die Geschichte dieser Begebenheiten bis zum Juni 964 beschrieben. Hier bedient er sich einer würdigern, mehr geschäftsmäßigen Sprache und ist glaubwürdig in dem, was er berichtet, indem er andererseits aber, was ihm nicht paßte, mit Stillschweigen übergeht. In der Folgezeit finden wir L. für sein Bisthum thätig, dem er den nach damaligen Begriffen unschätzbaren Leib des hl. Hymerius verschaffte, 967 war er in der Synode zu Ravenna, 968 aber begab er sich noch einmal als Gesandter nach Constantinopel, mit der Hoffnung, für Otto II. die Kaisertochter Theophano zu erhalten, und als Mitgift Apulien und Calabrien, welche den Griechen doch keinen Nutzen brächten. Allein er hatte sich vollständig getäuscht; voll Erbitterung über die schlechte Aufnahme, welche er gefunden, verfaßte er nach der Rückkehr 969 seinen Reisebericht, welcher für uns eine reiche Quelle der merkwürdigsten Mittheilungen aus dem griechischen Reiche ist. Auch diesen beiden zuletzt erwähnten Schriften fehlt das letzte Ende, und in der Meinung, das Autographon Liudprand's zu besitzen, glaubte Pertz, daß L. selbst sie unvollendet gelassen habe. Diese Meinung ist jedoch gründlich widerlegt durch eine Abhandlung des Director Koehler in Reval (Neues Archiv d. Gesellschaft f. ältere deutsche Geschichte, VIII, 47—89), und da hierdurch die ganze Grundlage der Textkritik verändert ist, wird eine neue Ausgabe seiner Werke nothwendig. — Nach der Ermordung des Kaisers Nikephoros (11. Decbr. 969) kam nun jene Vermählung doch zu Stande, aber ohne die gehoffte Mitgift; ob eine Nachricht, daß L. an der Gesandtschaft zur Einholung der Theophano theilgenommen habe und auf der Reise gestorben sei, zuverlässig ist, wissen wir nicht; am 5. März 973 aber war ein anderer Bischof sein Nachfolger in Cremona. Seine Werke sind in Muratori's Script. Rer. It. II, dann auf Grundlage des vermeintlichen Autographs von Pertz, Mon. Germ. SS. III und im Separatabdruck in 8° herausgegeben, die kleine Ausgabe neu bearbeitet von Dümmler 1877. Von bleibendem Werth ist die Untersuchung von R. Koepke, De vita et scriptis Liudprandi, Berol. 1842. Wattenbach.

Liutward, Bischof von Vercelli (spätestens 1. Febr. 880), † am 24. Juni 900, niederer Herkunft, wurde mit seinem Bruder Chadolt in der schwäbischen Heimath, im Kloster Reichenau gebildet; daß er sich von Notker dem Stammler dessen Sequenzen widmen ließ, beweist wissenschaftliches Interesse. Schon in der ersten Urkunde von Ludwig des Deutschen Sohn Karl III., König von Alemannien, 877 als dessen Kanzler bezeichnet, war er bereits am 24. März 878 Erzkanzler oder Erzkaplan, der „wackere, vertraute und geliebte Rath" des Königs, von dem er sich große, später mit elsäßischem Besitz vertauschte Güter in Churwalchen, die Abtei Bobbio, das weinreiche italienische Klösterchen Massin, eine später mit einer Celle bei Reichenau vertauschte Kapelle im Thurgau verleihen ließ. Als Bischof von Vercelli sollte er eine Stütze von Karls Herrschaft in Italien werden, $^2/_3$ der auf seine Fürbitte ausgestellten Urkunden beziehen sich auf dies Land. Seinem Bruder Chadolt verschaffte L. das Bisthum Novara. L. ging als Bevollmächtigter Karls 880 wiederholt zu Johann VIII., versprach dessen Legaten, die Gerechtsame der Kirche zu schützen. Nachdem das Ziel seiner Verhandlungen, die Kaiserkrone für Karl, erreicht war,

kehrte L. mit ihm spätestens November 881 über die Alpen zurück. Wahrscheinlich im Herbst 882 hatte er Ludwigs II. Wittwe Engelberga nach Italien zu geleiten. Für sein Bemühen, den Kaiser zur Vertreibung Wido's von Spoleto aus den päpstlichen Besitzungen zu veranlassen, versprach ihm der Papst kurz vor seiner Ermordung zeitliche Vortheile. Ende 885 nochmals nach Rom gesandt, um den ohne kaiserliche Zustimmung erwählten Papst Stephan V. abzusetzen, ließ er sich durch diesen begütigen. Die Vermittelung des schmählichen Vertrages mit den Normannen zu Elsloo im Juli 882 mußte den Haß gegen den habgierigen Emporkömmling steigern. Er ließ in Schwaben und Italien reiche Erbinnen entführen, um sie seinen Verwandten zu vermählen. Ein durch den Tod seines Neffen in der Hochzeitwoche mißglückter Versuch derart gegen die Bruderstochter Berengar's von Friaul hatte im Sommer 886 den Ueberfall von Vercelli, die Plünderung von Liutward's Eigenthum zur Folge. Wol nur scheinbar versöhnte sich Berengar mit L. zu Waiblingen (Ostern 887) durch große Geschenke an den Bischof. Man warf ihm vor, er leugne die Einheit der Person Christi, man verdächtigte sein sehr befreundetes Verhältniß zur Kaiserin Richarda, die eine feierliche Reinigung von der Anklage des Ehebruchs angeboten haben soll. Unmittelbar vorher, im Juni 887, gab der schwache Kaiser den gegen L. verschworenen Großen nach, entzog ihm und seinen Verwandten Lehen und Aemter und verwies ihn vom Hofe. Bald bereute er es, aber L. war sofort zu Arnulf von Kärnthen gegangen, um ihn zum Streben nach der Krone aufzureizen. Sein Rath wird Arnulf zur Erlangung der Krone sehr dienlich gewesen sein, aber auf der Mainzer Synode, Juni 888, tritt L. zuletzt an öffentlichen Angelegenheiten betheiligt auf, muß sich dann auf den Genuß seiner reichen Einkünfte und des Bisthums beschränkt haben. Seine ungeheueren Schätze fielen den Magyaren anheim, als sie ihn 12 Jahre später erschlugen.

Vgl. Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reiches, II. Bd.

v. Kalckstein.

Liutwin oder Lutwin, geistlicher Dichter, wol noch aus dem 13. Jahrhundert. Er ist Verfasser einer interessanten Dichtung, welche die spätere Tradition und Legende von Adam und Eva, ihre Vertreibung aus dem Paradiese, die Geschichte vom Kreuzholz Christi behandelt. Die einzige Handschrift des Gedichtes (in Wien), an der Scheide des 14. und 15. Jahrhunderts geschrieben, überliefert es weder sprachlich noch metrisch correct. Die fast durchaus reinen und sorgfältigen Reime weisen überall auf ältere Zeit und auf einen oberdeutschen Dichter des 13. Jahrhunderts hin. Seine Quelle war die Vita Adae et Evae, nur für den ersten Theil benutzte er die Bibel (Genesis); einige Erweiterungen abgerechnet, schließt er sich genau der lateinischen Legende an. Der Dichter, der stellenweise Wolfram nachzuahmen versucht, scheint das Gedicht als Erstlingswerk verfaßt zu haben, denn er bemerkt im Eingange, daß sein Name niemand bekannt sei. Er scheint auch durch die Abfassung seiner Dichtung keinen Namen sich gemacht zu haben; nirgend finden wir auf dieselbe Bezug genommen, und die Erhaltung von nur einer Handschrift spricht ebenfalls für sehr geringe Verbreitung.

Ausgabe von K. Hofmann und W. Meyer als 153. Publication des Litter. Vereins, Tübingen 1881. Vgl. dazu die Abhandlung der Herausgeber „Die Textkritik von L.'s Adam und Eva" in den Sitzungsberichten der Münchener Akademie 1880. December. S. 598—616. Die lateinische Legende hat Meyer in den Abhandlungen der Münchener Akademie 1879, Bd. 14, S. 186—250 herausgegeben. K. Bartsch.

Livens: Jan L., Maler und Radirer, geb. zu Leyden am 24 Oct. 1607, † zu Antwerpen 1663. Sein Kunsttalent war frühzeitig geweckt; als dies sein

Vater bemerkte, gab er ihn mit acht Jahren zu Joris Verschooten in die Lehre, zwei Jahre später wurde er in Amsterdam Schüler P. Lastman's, bei dem er auch zwei Jahre blieb. Darauf bildete er sich nach der Natur und nach guten Bildern berühmter Maler. So copirte er den Democrit und Heraclit nach Cornelis van Harlem so täuschend, daß selbst Kenner die Copie für Original hielten. In der künstlerischen Ausdrucksweise lehnte er sich an Rembrandt an, den er geistvoll imitirte, so daß man ihn für dieses Meisters besten Schüler halten könnte. Besonderen Ruf erwarb er sich mit seinem Gemälde, das einen Gelehrten im Hausrock beim Studium vorstellt. Der Prinz von Oranien schenkte es dem englischen Gesandten, durch den es in den Besitz des Königs von England kam. Eine Folge davon war die Berufung des Künstlers nach London, wohin er 1631 kam und sehr freundlich aufgenommen wurde. Er malte die königliche Familie und viele hohe Persönlichkeiten des Hofes, wofür ihm reichliche Belohnung wurde. Nach drei Jahren verließ er London und siedelte sich in Antwerpen an, wo er 1635 in die Lucasgilde als Meister eingetragen wurde. Er heirathete hier die Tochter des Bildhauers M. Collins und malte Altar- und Staffeleibilder. Daß diese viel Anklang fanden, erhellt schon daraus, daß mehrere seiner Bilder von Dichtern besungen wurden, so insbesondere sein vortreffliches Bild des Braunschweiger Museums: „Abraham hält auf Moriah seinen Sohn fest umschlungen und dankt Gott, daß er an dessen Stelle mit einem Thieropfer zufrieden ist". Im J. 1640 entstanden für den Prinzen von Oranien zwei Capitalbilder, „Die Selbstbeherrschung des Scipio Africanus" und ein Bild für die Bürgermeisterkammer in Amsterdam (Fabius Maximus). Die Skizzen zu beiden befinden sich im Braunschweiger Museum. Auch auf dem Gebiete des Porträts nimmt er eine bevorzugte Stelle ein. Die Pinakothek in München besitzt zwei solche, das eines alten Mannes mit weißem Haar und eines Mannes mit der Sanduhr, das Reichsmuseum in Amsterdam ein Bildniß des Dichters Joost van der Vondel, Berlin das eines Jünglings in spanischer Tracht vom J. 1642. Auch Dresden besitzt zwei Porträts und Wien ein Frauenbildniß. Es ist auch vieles von seinen Werken von den besten Stechern reproducirt worden, so ein Lazarus von J. Louys, Isaac und Esau von Vliet, ferner die Bildnisse: Tromp von C. van Dalen und J. P. de Frey; van Galen von Mozyn, Heidanus und Ruyter von Blooteling, Hugenius und L'Anier von Vorstermann, die Schourman von Suyderhoef u. a. m. Endlich hat L. selbst auch über 60 Blätter mit geistreicher Nadel ausgeführt, die sehr begehrt sind, besonders die Bildnisse von Ephraim Bonus, J. Vondel, Heinsius und Gouter und das kostbare Blatt, das man gewöhnlich Lord Derby nennt.

Bartsch. — Naum. Arch. V, p. 269. — Immerzeel. — Kramm. — Andresen—Wessely, Handbuch. Wessely.

Lizel: Georg L., Philolog. Sein Geburtsort ist Ulm, wo er den 23. November 1694 geboren wurde. Nachdem er die ersten Grundlagen des Wissens in den Schulen Ulms selbst gelegt hatte, studirte er 14 Jahre Philologie und protestantische Theologie auf mehreren Universitäten, in Straßburg allein 10 Jahre. Hier war er auch Mitarbeiter an dem Schilter'schen Thesaurus antiquit. teutonic., und zu Jena erwarb er sich die Magisterwürde. Im J. 1734 kehrte er in seine Vaterstadt zurück, wurde 1735 Pfarrer zu Steinenkirch bei Ulm, allein schon im folgenden Jahre vom Magistrate seines Amtes entlassen, weil er ein Frauenzimmer, welchem er angeblich die Ehe versprochen, nicht geheirathet hatte. Durch Vermittelung und Empfehlung seines Landsmannes, des Rathsconsulenten Erh. Bauer zu Speyer, erhielt er um 1637 die Stelle eines Conrectors am Gymnasium daselbst, wurde auch Inspector der

Alumnen dieser Anstalt, sowie er später auch mit der Mitgliedschaft der königl. preußischen gelehrten Gesellschaft in Duisburg und der deutschen gelehrten Gesellschaft zu Jena beehrt wurde. In Speyer starb er als Gymnasiallehrer den 22. März 1761. L. besaß sehr bedeutende historisch-litterarische, besonders antiquarische Kenntnisse, welche er sich auf sieben Universitäten gesammelt hatte, so wie er als Jugendlehrer mit der unverkennbarsten Amtstreue ausgestattet war. Dabei war er aber ein sehr eifriger lutherischer Christ und ließ sich in seinen Lectionen gar nicht selten zu feindseligen Aeußerungen gegen die Katholiken hinreißen, wie er denn auch seine kleineren Abhandlungen gern datirte „in musaeo Trutzpfaff“, denn so hieß das Haus, welches er in Speyer bewohnte. Von den 21 größeren und kleineren Schriften, welche von 1717 bis 1761, zum Theil ohne Ort und Jahr von ihm erschienen, sind die bedeutendsten: „Historia poetarum graecorum Germaniae“, 1730; „Der undeutsche Katholik“, 1730; „Deutsche Jesuitenpoesie“, 1731; „Epitome Grammaticae hebraicae“, 1739; „Histor. Beschreibung d. kaiserl. Begräbnis im Dom zu Speyer“, 1751, neu herausgegeben von König 1825. Um die Hymnologie machte er sich verdient durch seine in das Lateinische übersetzten deutschen Kirchenlieder: „Studiosus modulans s. Cantica in eccles. germ. Aug. Confess. consueta“, 1727, worin auch das Sterbelied: „Wer weiß, wie nahe mir mein Ende“. Sechs Handschriften, auch Collectanea poet. lat. Germaniae und Poetische Bad- und Sauerbrunn-Andachten befinden sich in der Gymnasial-Bibliothek zu Speyer.

Weyermann, Ulmische Gelehrte I, 379—382. Biedermann, Nova acta schol. II, 51. Wetzel, Anal. hymnica II, 666—667.

J. Franck.

Lo: Peter L., reformatorischer Prediger in Elberfeld, 16. Jahrh. Als Sohn des Schulmeisters und Rathsschreibers Johann Lo 1530 zu Elberfeld geboren, besuchte L. das Archigymnasium zu Dortmund, welches damals unter Lambach's Leitung aufblühte und aus seiner obersten akademischen Classe die Theologen ins Amt entließ, 1552 wurde er Kaplan in seiner Vaterstadt und predigte hier im Sinne und Geist der Reformation, hielt auch in Privathäusern Gottesdienst ab und theilte sogar das Abendmahl unter beiderlei Gestalt aus. Deshalb wurde er in Düsseldorf als Unruhestifter und Ketzer angeklagt. Er begab sich, um der Verhaftung zu entgehen, zu dem Pfandherrn des benachbarten bergischen Amtes Beyenburg, dem Grafen Franz II. von Waldeck, einem Sohne der Prinzessin Anna von Jülich-Cleve-Berg, die mit Graf Philipp von Waldeck vermählt gewesen war, einer eifrigen Anhängerin der Reformation. Durch sie und ihre Söhne erhielt L. eine Bestallung als Kaplan zu Mengeringhausen in der Grafschaft Waldeck (um 1554). Dort verfaßte er eine Schrift „Eynfeltige bekantniß vnd vnuerfelschter Euangelischer Bericht der waren Christlichen, Apostolischen vnnd alt Catholischen mutter Kirchen, Welcher gestalt man das heylige Nachtmal vnsers Herrn Jesu Christi außteylen vnd entpfahen solle“ (gedruckt zu Marburg 1556 bei Andreas Colbe), seinen Patronen, den Grafen Philipp, Johann und Franz von Waldeck, sowie „allen frommen Christen zu Eluerueld“ gewidmet. In ihr erweist er vom Standpunkte Luther's aus die Schriftmäßigkeit des Abendmahls sub utraque forma. Weil L. öfters von seiner Gemeinde abwesend war, meistens wohl bei seinen Beschützern auf der Beyenburg, beschwerte sich der Rath zu Mengeringhausen bei den Grafen, er vernachlässige sein Amt. Da beriefen ihn diese 1558 dauernd nach der Beyenburg, wo er mit seinen Anhängern in dem angrenzenden Elberfeld mit der größten Leichtigkeit verkehren konnte. Hier hatten sich inzwischen unter dem Einfluß des Amtmanns und Pfandherrn Johann Kettler (es war ein Bruder des Herzogs Gotthard Kettler und des resign. Bischofs zu Münster Wilhelm Kettler), welcher auf Seite der reformatorischen Bewegung

stand, die Verhältnisse für die letztere günstiger gestaltet. Der alte Pastor Petrus Snute legte 1560 sein Amt nieder und bekam die Einkünfte der Vicarie S. Antonii als Ruhegehalt. Sein Nachfolger, W. Heimbach, trat allerdings nicht für die evangelische Richtung mit Entschiedenheit ein, schien aber von vornherein versöhnlicher zu sein. Jetzt wagte L. 1561 wieder öffentlich in Elberfeld aufzutreten. Dieses führte neue Klagen in Düsseldorf und einen Haftbefehl des Herzogs herbei, welcher die Gefangennahme Lo's am 19. Octbr. und seine Einkerkerung in Solingen zur Folge hatte. Allein auf Fürsprache des bergischen Marschalls Wilhelm v. Bernsau und der Gräfin Anna von Waldeck wurde L. am 10. Novbr. entlassen, jedoch mit dem Befehle, in Elberfeld nicht wieder aufzutreten. Erst im Sommer 1565 wurde er vom Herzog berufen, die gefangenen Wiedertäufer in den Aemtern Blankenberg und Bensberg zu besuchen und von ihrem Irrthum abzubringen. Er unterredete sich mit ihnen (im ersten Orte 13.—14. Juni, am letzten vom 28. Juni bis 2. Juli) in Gegenwart der herzoglichen Räthe und zum Theil des Herzogs selbst. Eine Aufforderung des letzteren, in den geordneten Kirchendienst einzutreten, lehnte L. ab, doch erhielt er im October d. J. die Erlaubniß nach Elberfeld zurückzukehren und dort zu predigen. Hier wirkte er nun seit Jan. 1566 neben dem Pastor Heimbach, der sich inzwischen der Reformation angeschlossen hatte, durch seine Predigten für die Befestigung des evangelischen Bekenntnisses. Er stand aber jetzt auf dem Standpunkte der deutschen reformirten Kirche und erklärte in seinen Vorträgen die Hauptstücke der christlichen Religion im Anschluß an den Heidelberger Katechismus. Noch einmal trat er außerhalb des Kreises seiner Vaterstadt für seine Ueberzeugung auf. Das Vertrauen des Herzogs Wilhelm berief ihn nach Düsseldorf, um eine von G. Cassander verfaßte oder vielmehr unter seinem Einfluß zusammengestellte Reformationsordnung zu prüfen, welche bestimmt war, die getrennten Richtungen zu vereinen und die Einheit der Kirche in den herzoglichen Landen zu erhalten. Am 22. Januar 1567 wurde das Konzept ihm, sowie dem Canonicus Kiespenning von Xanten und dem Hofcaplan Hübert vorgelesen, worauf er Nachmittags, zugleich im Auftrag des Grafen Franz von Waldeck, einige Aenderungen vorschlug und auch erreichte. Auf Grund der Ordnung wurde eine Agende und ein Katechismus ausgearbeitet, und es war schon alles zur Einführung derselben vorbereitet, da erfolgte unter dem Einfluß und Druck des Herzogs Alba der Umschlag am Hofe (1570), welcher den seit 1566 körperlich und geistig geschwächten Fürsten (er hatte seit 1566 wiederholte Schlaganfälle) der römischen Restaurationspolitik in die Arme führte. L. diente in seiner freieren Stellung der reformirten Gemeinde seiner Vaterstadt als Prediger bis zu seinem Tode. Erst 1574 nach dem Tode des Snute überwies ihm der Amtmann mit den Kirchmeistern die Einkünfte der Antonius-Vicarie als Gehalt; da er ein eigenes Haus besaß, überließ er das Vicariehaus nebst Garten der Schule. L. betrieb übrigens mit seiner Frau Garnbleicherei und machte auch öfters für das Geschäft Reisen. Er starb am 13. Septbr. 1581.

Außer den Archivalien im Düsseldorfer Staatsarchiv und seiner oben genannten Schrift die Biogr. in den (hdsch.) Vitae et Elogia Virorum qui familiae nobilitate, doctrina atque virtute — per Cliviae etc. provincias unitas floruerunt von Werner Teschemacher; die (hdschr.) Selbstbiographie seines Enkels, des holländischen Predigers Caspar Sibel in Deventer und H. Hamelmann's Werke. Vgl. die Reformation im Wupperthal und Peter Lo's Antheil an derselben von K. W. Bouterwek in der Zeitschrift des bergischen Geschichtsvereins IV. W. Crecelius.

Lobe: Johann Christian L., Flötenvirtuos, Componist, Theoretiker, Musikschriftsteller und Feuilletonist, geb. am 30. Mai 1797 in Weimar. Eine

echte Faustnatur. Trotz seines schwächlichen Körpers hat er Riesenaufgaben sich gestellt, von denen eine genügte, um ein ganzes Menschenleben auszufüllen. Stets in ärmlichen Verhältnissen lebend, mußte er den Heißhunger nach Wissen mit den größten Entbehrungen stillen, mußte sich durch alle Irrungen hindurchkämpfen, alles bittere Erdenleid durchkosten bis in ein Alter von 84 Jahren, als Mensch gewiß bewundernswerth! Seine geistigen Anlagen traten eigentlich nirgends bedeutend hervor. Ohne den staunenswerthen Fleiß, den unersättlichen Schaffensdrang, der ihn beseelte, hätte er es nicht weiter gebracht als die große Masse. Etwa 20 Jahr alt — seit 9 Jahren schon als Flötenvirtuos geschätzt und seit 6 Jahren bereits Kammermusikus an der Hofkapelle in Weimar, ergreift ihn der Drang eine Oper zu schreiben. Er faßt den Gedanken, sich selbst einen Text zu dichten. Ohne Vorkenntnisse, ohne die gehörige Schulbildung, ohne etwas von dramatischen Bedingungen, oder von Prosodie zu wissen — er selbst schildert uns den Zustand in treffender Weise in seinem Buche „Aus dem Leben eines Musikers“ (Leipzig 1859, S. 30) — hielt er doch an seinem Entschluß fest. Er sagt selbst „Alles mußte erst gelernt werden. Um dies zu können, war vor allem Zeit zu schaffen, galt es Entsagung, Zurückziehen von den Freunden, von aller Gesellschaft, allen Lustbarkeiten. Ich kann wohl sagen, um Ruhm zu gewinnen, gab ich jeden Lebensgenuß auf. Ich schloß mich ab und oft auch ein. Es gab Tage — an denen kein Theater und keine Probe mich riefen — wo ich mich sehr früh des Morgens an meine Bücher setzte und um Mitternacht noch dabei saß. Selbst zu Tisch nahm ich ein Buch mit und genoß abwechselnd einen Bissen Fleisch und einen Bissen Geschichte, Dramaturgie, Prosodie. Um mir die Bücher zu verschaffen, aus denen ich in aller Geschwindigkeit lernen wollte, lief ich auf die großherzogliche Bibliothek und schleppte zusammen, was mir brauchbar zu sein schien, Bücher die paßten und nicht paßten, Aristoteles, Horaz, Quintilian, Sulzer's Theorie der schönen Künste, Lessing's Dramaturgie 2c., ferner Moritz' Prosodie, — Geschichtswerke, — um mich über die Zeit und die Kämpfe Karls des Großen und der Sachsen zu belehren. Zugleich trug ich an dramatischen Werken, Schau- und Trauerspielen, nicht weniger an Operntexten zusammen, was ich nur erlangen konnte. Alle Stühle im Stübchen lagen voll solcher gebundenen und ungebundenen Weisheit. Ich nahm ein Werk nach dem andern vor, las und excerpirte und — excerpirte. So studirte ich Tag und Nacht; Tragkörbe voll solcher Excerpte habe ich später in die Papiermühle geschickt, um dafür — neues unbeschriebenes Papier zu erhalten, das wieder in solcher Weise verbraucht werden sollte“. Goethe äußerte einst zu L.: „Ihr Schreiben an mich war gut abgefaßt. Wie haben Sie Ihren Stil gebildet?“ Worauf L. (ebendort S. 89) sagte: „Excellenz, wie Franklin es mit dem Addison'schen Zuschauer, habe ich es mit einigen Ihrer Werke gemacht, sie gelesen, den Inhalt gemerkt, nach einiger Zeit diesen in eigenen Ausdrücken nachgeschrieben, das Geschriebene dann mit Ihrer Schrift verglichen und so in das Wesen Ihres Stils einzudringen gesucht“. In dieser Weise verschaffte sich L. all' sein Wissen, wie ein Robinson die Lebensbedürfnisse auf einsamer Insel. Der Vater Lobe's war ein armer Illuminator für die Bertuch'sche Kupferdruckerei in Weimar. L. erzählte sebst, daß sein Großvater den Dudelsack in den abendlichen Dämmerstunden ganz wunderbar spielte und — fährt er fort — „so fuhr, wie der Schreibeteufel nach Jean Paul in Siebenkäs' Seele, aus jenem Dudelsack der Teufel der Töne in die meinige und setzte sich fest, und ließ lange Zeit nichts Anderes hinein. Es giebt eine Krankheit im menschlichen Körper, wo aller Nahrungsstoff sich in Zucker verwandelt, so bei mir alles in Töne“. Auf Verwendung der Großfürstin Maria Paulowna erhielt er Unterricht bei dem Kapellmeister Müller und Musikdirector

Riemann im Flöten- und Violinspiel. Mit 11 Jahren trat er im Theater bereits als Flötenvirtuos auf. Sehr hinderlich bei seinen Virtuosenleistungen war ihm die unüberwindliche Schüchternheit. „Ich habe (äußert er 1820 gegen Zelter a. a. O. S. 115) regelmäßig das Angstfieber, wenn auch weniger der Fingerei, doch des Ausdrucks wegen. Ich möchte wie Orpheus Steine bewegen, mein Spiel aber kommt mir gegen das, was ich fühle, so kalt und hölzern vor, daß ich glaube, die Zuhörer müßten eher dabei erstarren, als warm werden. Der Virtuos aber, der mir nicht die Thränen ins Auge treiben kann, steht mir kaum so hoch wie ein geschickter Seiltänzer". Bei so hohen Ansprüchen an sich selbst war es natürlich, daß ihn jede Arbeit nur so lange erfreute, als er sich selbst von ihr gefesselt fühlte, geistig wie physisch, und sie bald verabscheute, sobald sie vollendet, aufgeführt oder gedruckt war. Wenn diese Erfahrung auch jeder Künstler mehr oder weniger an sich macht, da sie eine ganz natürliche Folge seines Fortschreitens ist, so liegt doch hier die Ursache nicht sowol im Fortschreiten, als vielmehr im Verkennen seiner geistigen Veranlagung und im Zersplittern seiner Thätigkeit. Neben seinem Virtuosenthum und seinen amtlichen Pflichten als Orchestermitglied componirte er, trieb neuere Sprachen, Philosophie, schrieb sich die Textbücher selbst, unterrichtete in Theorie und Praxis. So erlangte er nirgends eine fertige Meisterschaft, mit der er sich selbst hätte genügen können und das machte ihn dann wieder nur noch unsteter. L. gesteht oft ein, daß ihm das Componiren sehr leicht und rasch von der Hand ging und er darin eine reiche Naturbegabung erkannte; auch errangen sich manche seiner Instrumentalwerke den Beifall des Publikums und wurden vielfach aufgeführt, auch durch mehrfache Auflagen verbreitet. Blickte er aber von seinen Werken auf Meister seiner Zeit, wie Hummel und Zelter, so erschienen ihm seine eigenen Werke verblaßt und abgeschmackt und er suchte stets den Mangel in dem Fehlen jeglichen regelmäßigen Unterrichts. Er überschätzte aber sein musikalisches Miniaturtalent, dem versagt war, Sinfonien und Opern zu schaffen. Viel trug auch die damalige Kritik dazu bei, sein unbedeutenderes Musiktalent auf Abwege zu führen, denn das Mittelgut wucherte und wurde bis in den Himmel gehoben, während die Meisterwerke eines Bach, Händel, Mozart, Beethoven entweder unbekannt blieben oder gar als Verirrungen, als das Langweiligste vom Langweiligen gescholten wurden. Die damals allgewaltige „Allgemeine musikalische Zeitung" war die personifizirte Trägerin des Mittelguts und der Halbheit. Rob. Schumann, der schon im J. 1834 mit seiner neuen Zeitschrift für Musik andre Bahnen anzutreten unternahm, hatte einen schweren Stand gegen diesen Geist der Geistlosigkeit. Ihm und Mendelssohn gebührt das Verdienst, nicht nur die Klassiker wieder zur Geltung gebracht, sondern auch durch Wort und That ein besseres Urtheil herangebildet zu haben. Auch L. sollte Schumann's kritische Feder empfinden, ehe er zum Einsehen kam. Lobe's Oper „Die Fürstin von Grenada oder der Zauberblick", wurde am 28. September 1833 zum ersten Male in Weimar aufgeführt und erschien im folgenden Jahre in Partitur und Clavierauszug bei Schott's Söhnen in Mainz. Ueber die Aufführung berichtet die Allgem. musik. Zeitung Bd. 35, Sp. 709 und nochmals Sp. 809 in den höchsten Tönen des Lobes: „Seit M. v. Weber's herrliche Meisterwerke auf die Weimar'sche Bühne gebracht wurden, hat sich wol nicht wieder eine neuere Oper daselbst eines größeren und lebhafteren Beifalls zu erfreuen gehabt. Herr L. wird durch diese jüngste Schöpfung seiner Muse nicht nur die Vorurtheile und Widerwärtigkeiten, welche gewöhnlich dem Propheten in seinem Vaterlande entgegenstehen, siegreich überwinden, sondern auch seinen bereits im Auslande gewonnenen Ruf für immer befestigen und vergrößern. So viel glauben wir jetzt schon vorläufig mit gutem Grunde behaupten zu

können: es faßt sehr Vieles in sich, was ihm den Beifall der Kenner und fast Alles, was ihm den lebhaftesten Applaus des größeren musikliebenden Publikums gewinnen und für lange Zeit sicher stellen kann" rc. Ueber das Textbuch sagte er noch: „obgleich keineswegs ein rein dramatisches Meisterwerk, bietet es doch dem Componisten durchgängig echt musikalische Situationen und erschöpft äußerlich fast Alles, was Werken der Art allgemeines Interesse verleihen kann". Dann „die Ouvertüre ist ein Pracht- und Feuerstück voll origineller, bald lieblicher, bald kräftiger Effekte". Darauf theilt er in Partitur die interessantesten Stellen mit, aus denen wir aber heute keineswegs ein großes Genie erkennen, sondern rechte Alltagsmusik mit einer starken Dosis Trivialem, das mehr nach Gartenconcert als nach idealem Kunstwerk schmeckt. So stand es damals mit der Kritik. Als Rob. Schumann seine helle Stimme dawider erhob, und sich die wahren und strebsamsten Jünger der Kunst freudig um ihn scharten, darunter auch L. selbst, da zog sich freilich Mancher bald mit verbrannten Flügeln zurück und nur wenige gingen geläutert aus den Flammen hervor. Auch Lobe's Name glänzt nur auf dem ersten Bande der „Neuen Zeitschrift für Musik", denn schon im 2. Bande derselben wird auch über seine gerühmte Oper Gericht gehalten und — er zieht sich zurück. Schumann, oder einer seiner Mitarbeiter rückt zuerst dem Text zu Leibe und gelangt zu dem Urtheile, daß der Stoff in jeder Hinsicht abgeschmackt in Wahl und Bearbeitung sei. Dann fährt er fort: „Im vorigen Jahrhundert gab es, wie bekannt, in der bildenden Kunst eine sogenannte Perückenzeit. Der Name ist viel zu schlimm für die Sache; unsern Künstlern fehlt ein Hauptvorzug jener Zeit, das Handwerk. Die Gemälde jener Zeit erwärmen uns nicht durch die Erfindung, aus ihnen blitzt nicht der Funke des Genies, aber sie sind mit tüchtiger Praxis gemalt; die Statuen haben geschmacklosen Faltenwurf in den Gewändern und kleinliche Formen, aber sie zeugen von geschicktem Meißel. — In diese Kategorie stelle ich die Musik Lobe's . . . . Sobald seine Musik sich zum tragischen Cothurn erheben will, kleidet sie sich, statt sich mit Stahl und Eisen zu bewaffnen, oft in Panzer und Helm von Pappe, will sie die Feen- und Zauberwelt gaukelnd und üppig umflattern, so erlahmen ihr die Flügel und sie sinkt matt zum Irdischen herab; endlich entkleidet sie sich des lyrischen Gewandes und will Thalias Maske vornehmen — und das beleidigt unser Gefühl. Dies unklare Streben macht, daß wir einen bestimmten eigenthümlichen Charakter des Componisten gar nicht kennen lernen." L., damals im 38. Lebensjahre stehend, mußte von diesem klaren, offenen und scharfen Urtheile wie niedergeschmettert sein und mag wol den Entschluß gefaßt haben keine Note mehr zu schreiben, denn es vergingen Jahre, in denen sein Name in keinem Verlagskataloge mit einem neuen Werke erscheint. Interessant aber ist zwei Jahre später sein eigener Herzenserguß, den er in dem in Gesprächsform gekleideten Aufsatz „Künstlerstadien" derselben Zeitung zum Abdruck übersendet und der ein lebhaftes Bild von seinem Seelenzustande entwirft; denn mit Recht dürfen wir wol dieses sein Bekenntniß auf ihn selbst beziehen (Neue Ztschr. f. M. Bd. VI, S. 63 u. f.). Die Unterhaltung zwischen einem Musiker und einem Archivarius dreht sich um des Künstlers Erdenwallen. „Willst du dich den Unsinnigen beizählen — rief der Musiker aus — welche behaupten, die Sorge sei ein wohlthätiges Uebel für den strebenden Künstler? — Himmel! was soll denn der vor allen Dingen thun und können? Frei und leicht hinflattern in alle Ecken und Enden der Welt, wo irgend seine Kunst getrieben wird — einsaugen alle ihre Reize . . . . Nun flattere aber einmal und suche, wenn das Schicksal an deine Wiege trat und dir nichts weiter hinein legte, als einen leeren Geldbeutel mit der Devise: „Geschenk fürs ganze Leben". Nachdem er darauf einen Jungen in drastischer Weise geschildert hat, der alles nachmacht was er sieht, fährt er fort: „Dieser Junge

war ich und dieser Trieb schob mich auch in das Gebiet der Musik. Ich machte manches, aber ich schuf nichts. Meine Mittel reichen nicht aus für die Unsterblichkeit; ich bin ein geschickter Schiffer auf bekannten schon befahrenen Meeren, werde aber nie ein Columbus werden, der einen neuen Welttheil entdeckt. Mit einem Wort, ich habe mich erkannt, resignirte und schlüpfte aus dem unglücklichen Häuflein der vergeblich Strebenden in den großen Kreis der heiter und vernünftig Genießenden hinüber". Doch wie auch der hier geschilderte Musiker seinem Grundsatz ungetreu wird in dem Glauben, er werde aus der Natur die neuen Ideen schöpfen, so hat auch L. noch bis ins Jahr 1844 sich immer wieder an Compositionen herangewagt und sogar im letztgenannten Jahre noch eine komische Oper auf die Bühne gebracht. Dies blieb aber die letzte Arbeit und wandte er sich von da an ganz der Schriftstellerei zu, als Musiktheoretiker und als ein wegen seines in Heinescher Manier sarkastisch witzelnden Tones gern gelesener Feuilletonist. Schon 1841 gründete er in Weimar ein Institut für theoretischen Musikunterricht, nahm dann 1845 den Abschied als Kammermusiker und erhielt vom Großherzog den Professortitel. 1846 nach Leipzig übergesiedelt, errichtete er dort ein Musikinstitut und übernahm die Redaction der Allgemeinen musikalischen Zeitung, deren Hinsterben aber gerade er, der starr am Veralteten hing, am wenigsten aufzuhalten vermochte. Sie entschlief sanft am Ende des Revolutionsjahres 1848. L. war indessen ein weit und breit bekannter Theoretiker geworden und die Zeitschriften rissen sich um seine mit Humor gewürzten Feuilletonartikel. Er glaubte dies Alles am besten für sich nutzbar zu machen, wenn er selbst eine Musikzeitung gründete, doch auch dazu reichte wieder sein Talent nicht aus; denn die Würze darf nicht die Speise selbst ausmachen; die Zeitschrift ging nach kurzer Zeit wieder ein. Im J. 1852 gab er seine „Musikalischen Briefe, Wahrheit über Tonkunst und Tonkünstler. Von einem Wohlbekannten", heraus. Sie enthalten viel Wahres, aber auch viel Irrthümer, besonders aber eine Verneinung alles dessen, was über sein eigenes doch recht enges musikalisches Begriffsvermögen geht. Bach als Fugencomponist, Händel als Oratoriencomponist sind ihm langweilige Begriffe. So sagt er S. 73: „Hören Sie selbst ein Oratorium von Händel, einem der größten Componisten — seiner Zeit. Ich für mein Theil scheue mich nicht auch hier die nackte Wahrheit zu sagen und bin der Ueberzeugung, daß jeder Unbefangene, der sich weder von der Furcht vor dem historischen Recht, noch von der Majestät des allgemeinen Credo, noch durch Kunstgelehrte, noch durch fanatische Verehrer des Alten und Hergebrachten einschüchtern läßt, der sich nicht selbst belügt, sondern überall nur der Wahrheit die Ehre giebt, auf die Frage, was er empfunden habe, sich die Antwort geben wird: ich habe bei den meisten Nummern einschläfernde Langeweile, bei einigen wenigen allerdings andächtige Stimmung, im Ganzen nur Mißstimmung und Zerrissenheit empfunden." Auch hier macht ihm das Fehlen der allgemeinen Bildung einen bösen Strich. Ebenso ist ihm Beethoven nur bis zur mittleren Zeit seiner Thätigkeit als Componist begreiflich und Richard Wagner's Musik gar reizt ihn bis zur blinden Feindseligkeit. Ebenso grundfalsch ist sein Urtheil über Kirchenmusik, wenn er z. B. S. 81 sagt: „die Composition muß von der Art sein, daß das melodische Element in ihr vorwaltet". Da das melodische Element der Musik den Menschen sinnlich aufregt, die Musik in der Kirche aber den Zuhörer vor Allem in eine fromme ruhige Stimmung versetzen soll, so würde sie nach Lobe's Lehre ihren Zweck vollständig verfehlen. Es würde uns zu weit führen ihm durch alle Irrgänge zu folgen, wir haben nur andeuten wollen, wie sein Urtheil der Nachhall der kläglichen Zeit, in die seine Entwickelung fiel, geblieben ist und wie trotzdem aus dem einst so schüchternen und zaghaften Jünglinge ein sehr zuversichtlicher Mann ge=

worden ist, der sich gerne reden hört und von seiner Weisheit ganz durchdrungen ist. — Es erübrigt noch einen Blick auf seine musiktheoretischen Werke zu werfen, die von 1844 ab bis 1867 erschienen; sie beginnen mit der Compositionslehre der modernen Instrumentalformen und schließen mit der Oper. Auch hier war er ganz ein Kind seiner Zeit und that nicht einen Schritt weder zurück noch darüber hinaus. Auch hier zeigt er stets die Abneigung gegen die Fugenform. So sagt er 1844: „wird der Schüler zuerst in contrapunktischem Stile geübt, so hat er sich dann gewöhnlich so in den gebundenen und überhaupt Fugenstil eingedacht und gesponnen, daß alle seine Gedanken, wenn sie freie, moderne Formen schaffen wollen, in jenem Gewande erscheinen". Wie falsch diese Voraussetzung ist, wurde ihm schon damals nachgewiesen, doch blieb er stets ein Verehrer der freieren Musikform. Dagegen legte er dem Schüler wieder andere unbequeme Fesseln an; stets seine eigene Jugend im Auge und den Fehlern ausweichend, die er selbst begangen hatte, führte er den Schüler einen wahren Schneckenweg. Sein „Lehrbuch der musikalischen Composition", welches in vier Bänden erschien und sich mit Recht eines guten Rufes erfreute, so daß manche Bände zwei bis drei Auflagen erlebten, setzt einen Schüler voraus, der mit den denkbar geringsten Anlagen versehen und den päppelt er mit einer Langmuth zum Componisten heran, die wirklich bewundernswerth ist. Als besonders praktisch erwies sich sein „Katechismus der Musik" (Leipzig bei J. J. Weber), der im J. 1866 schon seine 9. Auflage und 1883 die 22. erlebte. 1879 sammelte er die ihm am werthvollsten erscheinenden Artikel aus seiner Feder, die sich zerstreut in Zeitschriften fanden und gab sie unter dem Titel „Consonanzen und Dissonanzen" heraus. Ein stattlicher Band von 461 Seiten in groß Octavo. Sie haben heute meist nur noch das historische Interesse, zu zeigen wie man vor 50 und mehr Jahren dachte und empfand. Vortrefflich und in ihrer Weise unübertrefflich sind aber alle die Artikel, in denen er sich seiner sarkastischen und humoristischen Neigung ungezwungen hingiebt. Hier bleibt er immer neu, immer anziehend. Der alte L. war nicht nur in Leipzig eine allbekannte und geschätzte Persönlichkeit, sondern die ganze musikalische Welt verehrte ihn. Sein redliches unablässiges Streben nach der Wahrheit, wenn es auch vielfach durch Irrthümer getrübt war, sein bis ins hohe Alter stetig gleichbleibender Fleiß, seine Gewissenhaftigkeit in Ausübung übernommener Verpflichtungen, hatte ihn Allen, mit denen er in Berührung kam, lieb und werth gemacht. Trotz seines schwächlichen Körpers ertrug er ein höheres Alter leichter als man glauben sollte. Erst als die Achtzig immer näher rückten, zog er sich von jeder öffentlichen Thätigkeit zurück und erwartete still und zurückgezogen sein Ende, welches ihn erst im 85. Lebensjahre erreichte. Einst noch Zeitgenosse Beethoven's, Goethe's und Zelter's verschied er erst am 27. Juli 1881 zu Leipzig.

Rob. Eitner.

Lobeck: Christian August L., einer der hervorragendsten Philologen dieses Jahrhunderts. Er wurde am 5. Juni 1781 zu Naumburg geboren, wo sein Vater Rector der Domschule war. In dieser, deren fünf Lehrer ehemalige Theologen waren, erhielt er einen dürftigen, fast ganz auf Latein und Griechisch (und auch dies innerhalb enger Grenzen) beschränkten Unterricht. Schon seit seiner Knabenzeit war er mit August Seidler (geb. 1779, † 1851) befreundet, mit dem er bis zu dessen Tode in engster Verbindung blieb; sie lasen zusammen Virgil, Matthison, Salis und Bürger und hofften dereinst selbst als Dichter zu glänzen. Im 16. Jahre bezog L. die Universität Jena, um dort Jura zu studiren und hörte im Vorbeigehen auch Griesbach, Paulus, Ilgen und Fichte. Im zweiten Semester ging er nach Leipzig und zur Theologie über. In der Absicht sich auf die Stelle eines Gymnasiallehrers vorzubereiten, suchte er seine

von der Schule mitgebrachten mangelhaften Kenntnisse durch den angestrengtesten Privatfleiß zu ersetzen. Er hörte Beck und G. Hermann; der letztere (geb. 1772), der ihm anfangs noch zu hoch war, wirkte am anregendsten auf ihn; zwischen beiden entwickelte sich eine herzliche Freundschaft, die in ununterbrochener Innigkeit bis zu Hermanns Tode (1848) fortdauerte. Lobeck's Leben auf der Universität war ein höchst eingezogenes; zu seinen dortigen Freunden gehörte Erfurdt (1780—1813), sein Vorgänger im Amt zu Königsberg, und Karl Förster, Uebersetzer des Petrarca (1784—1841). Nach Ablauf des Trienniums erhielt er von dem Consistorium zu Zeitz das Zeugniß als Predigtamtscandidat und hat auch einige Male gepredigt. Im J. 1802 habilitirte er sich zu Wittenberg als magister legens (Privatdocent) mit der (gegen eine Bemerkung in Lessing's Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet haben" gerichteten) „Disputatio de diis veterum adspectu corporum exanimium non prohibitis" (wieder abgedruckt in den Programmen der Königsberger Universität, 1876, I und III) und wurde kurz darauf Adjunctus der dortigen philosophischen Facultät. Er las über griechische und lateinische Classiker und hielt ein Disputatorium, in dem bisweilen auch griechisch gesprochen wurde. Zu seinen Zuhörern gehörten unter Anderen F. A. Spohn (1792—1824), G. W. Nitzsch (1790—1861), F. Tr. Friedemann (1793—1853), Fr. Lindemann (1792—1854). Als Custos an der Universitätsbibliothek bezog L. ein festes Gehalt von ungefähr 50 Thalern nebst freier Wohnung; das zum Unterhalt Fehlende verschafften nothdürftig Privatstunden, namentlich mit jungen Medicinern, Uebersetzungen ihrer beim Facultätsexamen einzureichenden Abhandlungen ins Lateinische und mündliche Uebungen. Die Schläge, welche die Universität Wittenberg trafen, veränderten auch Lobeck's Verhältnisse. Er war nun (1807) genöthigt dort eine Schulstelle als Conrector am Lyceum anzunehmen, wurde aber gleich darauf Rector, in welchem Amte ihm zuerst Weichert, dann Spitzner folgte. In diese Zeit fällt seine Ausgabe des Sophokleischen Ajax (1809) und die Ernennung zum außerordentlichen, dann zum überzähligen ordentlichen Professor. Während der Belagerung Wittenbergs durch die Preußen war L. nach dem benachbarten Schmiedeberg ausgewandert. Hier erhielt er kurz vor der Schlacht bei Leipzig seine Berufung nach Königsberg als Professor der Beredtsamkeit und Alterthumswissenschaft an Erfurdt's Stelle. Im Mai 1814 trat er dies Amt an, das er dann ohne Unterbrechung bis 1857 verwaltet hat, wo beginnende Altersschwäche es ihm unmöglich machte.

Als Universitätslehrer hatte L., der in Königsberg bis zur Ernennung von Lehrs (1845) der einzige ordentliche Professor der classischen Philologie war, die Aufgabe, die Studirenden in das ganze Gebiet der Alterthumswissenschaft einzuführen. Er hielt zu diesem Zweck in jedem Triennium sechs vierstündige Vorlesungen, die er auch stilistisch mit größter Sorgfalt ausarbeitete und so vortrug, daß sie wörtlich niedergeschrieben werden konnten: über griechische und römische Alterthümer, griechische und römische Litteraturgeschichte, Mythologie und Einleitung in die griechische Grammatik. In der Interpretation der alten Schriftsteller, deren er aus beiden Sprachen eine sehr große Zahl erklärte, gab er eine mehr populäre Erläuterung und vortreffliche Uebersetzungen in den Versmaßen der Originale (Proben der letzteren sind von E. Grosse im Philologus, Bd. XXII S. 347—369 herausgegeben worden). Im zweiten und dritten Jahrzehnt des Jahrhunderts galt es in Königsberg für Studirende aller Fächer, die sich um allgemeine Bildung bemühten, als unerläßlich, diese Interpretationen zu hören, später wurde der Besuch immer spärlicher und zuletzt stellte L. sie ein. Im philologischen Seminar, das er bis 1851 allein, dann mit Lehrs zusammen leitete, gewöhnte er seine Schüler an gewissenhaftes Sammeln des Materials, genaues Beobachten und Unterscheiden, und lehrte sie die scheinlose Wahrheit der glänzen=

den Möglichkeit vorziehen und die Untersuchung nicht eher abschließen, als bis alle zu Gebote stehenden Mittel zur Beantwortung der aufzuwerfenden Fragen erschöpft waren.

Da L. neben seiner Professur noch mehrere geschäftsvolle Aemter bekleidete (er war Redner der Universität, Oberbibliothekar, Examinator und zugleich Director der zur Prüfung der Schulamtscandidaten eingesetzten Commission), konnten seine großen schriftstellerischen Leistungen nur durch eine ebenso großartige, „ohne Hast aber ohne Rast" thätige Arbeitskraft, sowie durch die geizigste Benutzung der Zeit ermöglicht werden; er wünschte oft die Zeit kaufen zu können, die Andere vergeudeten. Wer die Reihe seiner Werke überblickt und ihren Inhalt ermißt, kann nicht genug staunen, daß ein einziges Leben hingereicht hat, dies Alles zu vollbringen. Staunenerregend ist aber auch der Umfang seines auf der Bibliothek zu Königsberg aufbewahrten litterarischen Nachlasses: es sind 130 zum Theil sehr starke Quartbände und zusammengeschnürte Fascikel, die (außer Collegienheften und akademischen Reden) Sammlungen und Excerpte grammatischen und mythologisch-antiquarischen Inhalts und unvollendete Manuscripte enthalten. (Vgl. Lehnerdt, Auswahl aus Lobeck's Reden, S. 1—29.) Dies unabläſsige Schaffen, dem jedes erreichte Ziel nur der Ausgangspunkt einer neuen Bahn ist, läßt das Wort verstehen: Genie ist Fleiß. Doch die immer neu zuströmende Fülle des Stoffs vermochte ihn nie, den Abschluß einer begonnenen Arbeit zu beschleunigen. Er hat einmal scherzend gesagt, daß alle, die vor ihrem Tode Bücher herausgäben, ihm zu sehr zu eilen schienen. An die Vollendung der Form machte er nicht minder hohe Ansprüche als an die des Inhalts, beides ist in seinen Werken wie aus einem Gusse, nirgends die Spur einer Nachlässigkeit, am allerwenigsten einer Trivialität. Nur für eines seiner Bücher, die erste Ausgabe des Ajax, hat die Horazische Frist von neun Jahren ungefähr ausgereicht, alle übrigen haben das Doppelte, ja Dreifache erfordert.

Lobeck's schriftstellerische Thätigkeit hat sich auf zwei weit auseinander liegende Gebiete erstreckt: das der griechischen Religionsgeschichte und das der griechischen Sprachforschung. Auf dem ersteren hatte er sich schon durch die Schrift „De morte Bacchi", 1810, und die Recension des ersten Bandes von Creuzer's Symbolik 1811, als Meister gezeigt. Als Verfasser der letzteren, die in der Jenaer Litteraturzeitung anonym erschien (wieder abgedruckt in Friedländer's Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel, S. 173—187), galt J. H. Voß, bis 1818 dessen Sohn Heinrich den Recensenten zur Nennung seines Namens aufforderte, und L. sich nannte. Wie in dieser Recension hat L. sich auch in seinem großen, auf die Religionsgeschichte bezüglichen Hauptwerk hauptsächlich die Bekämpfung irriger Grundanschauungen zur Aufgabe gemacht, die einen weit über die Kreise der Fachgenossen hinausreichenden schädlichen Einfluß gewonnen hatten, und ohne deren Wegräumung eine richtige Erkenntniß der Entwickelung der griechischen Religion nicht möglich war. Die Vertreter der von Heyne begründeten Ansicht, daß den rohen Urbewohnern Griechenlands die Gotteserkenntniß in der ihrem Verständniß angepaßten Form des Mythus von orientalischen Missionären überliefert worden sei, vor Allem Creuzer, unterstützten und ergänzten diese Ansicht durch die Annahme, in den Mysterien, die man sich als eine Art geheimer Orden dachte, sei den Eingeweihten von einer gebildeten Priesterkaste eine reinere Gotteslehre gepredigt worden. Daß diese Ansicht, die unter dem Einfluß der damals sehr lebhaften Sympathien für geheime Verbindungen und hierarchische Tendenzen entstanden war und denselben ihre Verbreitung verdankte, grundfalsch sei, glaubte L. nur auf Grund der sorgsamsten Prüfung der Ueberlieferung des ganzen Alterthums und der bezüglichen, ebenso weitschichtigen als unerfreulichen modernen Litteratur darthun zu können: eine Riesenarbeit, an der manche Kraft erlahmt wäre, und für die auch er fast 20 Jahre bedurfte. Sein „Aglaophamus sive de theologiae mysticae Grae-

corum causis libri tres“ (welche die Eleusinischen, Orphischen, Samothracischen Mysterien behandeln) erschien 1829: ein Buch, von welchem W. v. Humboldt sagte, es sei unmöglich, in einem höheren Grade Tiefe der Forschung und Vollendung der Darstellung zu verbinden. Hier ist unumstößlich und für immer bewiesen, daß die Religion der Mysterien weder von der nationalgriechischen wesentlich verschieden, noch esoterisch war, daß sie nicht aus dem Orient als etwas Fertiges eingeführt ist, endlich daß der Priesterstand als solcher in Griechenland eine höhere Gotteserkenntniß weder gelehrt noch besessen hat. Wenn diese Wahrheiten jetzt so allgemein anerkannt sind, daß sie schon als trivial gelten können, so ist dies wesentlich das Verdienst Lobeck's. Ist übrigens auch das Resultat des Aglaophamus vorwiegend ein negatives, so ist durch dies Werk doch auch die positive Kenntniß der religiösen Entwickelungen in Griechenland nach den verschiedensten Richtungen gefördert: um hier nur die große Sammlung der Ueberreste der Orphischen Litteratur zu erwähnen. Die Frage nach dem Wesen der griechischen Mystik freilich so weit zu beantworten als es überhaupt möglich ist, dazu bedürfte es einer Natur, die dem mystischen Element in der Religion überhaupt weniger fremd und abhold gegenüberstände als die ganz rationalistische Lobeck's. Wenn es aber jemals gelingen sollte, eine vollkommenere Einsicht in diese Sphäre des griechischen Geisteslebens zu gewinnen, so wird es nur auf dem Boden möglich sein, den L. erst geschaffen hat.

Auf dem Gebiete der griechischen Sprachforschung hatte L. sich schon 1809 den meisten Mitlebenden durch die Ausgabe des Ajax überlegen gezeigt, die eine große Anzahl von bedeutenden sprachlichen Beobachtungen und Untersuchungen aller Art enthält; denn dergleichen Arbeiten mußten damals als Zugabe zu einem alten Autor gegeben werden, da sie in der philologischen Welt noch zu wenig Theilnahme fanden, um selbständig erscheinen zu können. Nicht minder bewundernswürdig ist die Gelehrsamkeit sowie die Beherrschung und Durchdringung des Stoffes in der Ausgabe des Atticisten Phrynichus (1820), für welche L. „die meisten griechischen Schriftsteller sorgfältig und dieselben zwei- auch dreimal“ gelesen hatte; die zweite Hälfte des Buches besteht aus einer Reihe von Abhandlungen zur Wortbildungslehre. Nach der Vollendung des Aglaophamus wendete sich L. den sprachlichen Untersuchungen ausschließlich zu. Von seinen größeren, hierher gehörigen Arbeiten erschienen die zweite Ausgabe des „Ajax“ 1835, die „Paralipomena“ 1837, die „Zusätze zu Buttmann's griechischer Grammatik“ 1839, „Pathologiae sermonis Graeci Prolegomena“ 1843, „Rhematicon“ 1846, „Pathologiae Graeci sermonis Elementa“, vol. I. 1853, vol. II. (herausgegeben von C. F. W. Müller), 1862. Vorzugsweise bewegen sich diese Arbeiten auf dem Gebiet der Lehre von der Wortbildung (im weitesten Sinne des Worts), und zwar ist die Betrachtung meistens nicht auf die ersten Anfänge und Ursprünge der Formen gerichtet, sondern auf die durch zahllose Processe entstandenen späteren Bildungen und die Gesetze ihrer im Flusse der Sprachentwickelung unaufhörlich eintretenden Veränderungen und Affectionen. Lobeck's Gefühl für die Aeußerungen des sprachlichen Bildungstriebes war das feinste. Vor Allem die innigen Wechselbeziehungen zwischen Form und Inhalt, zwischen Bildung und Gebrauch der Wörter übersah er zugleich im weitesten Umfange und bis in die kleinsten Eigenthümlichkeiten. So vermochte er aus unzähligen entstellten Resten die einstigen Formen der Gestalten zu erkennen, den ungeheuren, unendlich fragmentirten Stoff mit neuem organischen Leben zu durchdringen. „Aus der Zerstreutheit des Einzelnen“, sagt Lehrs, „strebte er, selbst um das Einzelne zu verstehen, zum Ganzen. Ein für geringere Geister endloses Ganze erfassend, stürzte er sich in das Meer der Untersuchung, so weit und bewegt es war; zwischen dem Kleinsten und Größten, zwischen dem Einzelnen und Ganzen war im Gebiete der Wissenschaft für ihn ebenso wenig

eine Trennung möglich als etwa für Spinoza im Gebiete des Universums. Und das gibt jeder Seite, die er geschrieben, den ganz eigenthümlichen Stempel, die Fülle ohne Atomistik, das Emporquellen bald wie aus einem Chaos, bald Emporringen der zum Zusammenwirken präformirten Elemente.“

L. stand noch im besten Mannesalter, als die vergleichende Sprachforschung für die griechische Wortbildungs- und Formenlehre eine völlige Umwälzung der Grundvorstellungen herbeiführte und sie auf einen neuen, umfassenderen Boden stellte, der sich je länger je mehr befestigte und erweiterte. Was ihn gleichwol abhielt sich den neuen Gewinn anzueignen, das war nicht die Schwierigkeit, sich von den gewohnten Vorstellungen loszureißen, auch nicht die anfangs oft abschreckend rohe und verständnißlose Behandlung, die das Griechische „von jenen Mezzofantis erfuhr, die es nach Durchblätterung einiger Wörterbücher und Compendien zu verstehen glauben und mit verhängten Zügeln durch hundert Sprachen schweifen.“ Warum es ihm unmöglich war, von den Resultaten der vergleichenden Sprachforschung für seine Arbeiten Nutzen zu ziehn, das hat er für jeden, der seine Natur begreift, klar und verständlich ausgesprochen: „Wenn es“ — so schrieb er 1837 (Paralip. p. 127) — „die Natur uns vergönnte ‚zum zweiten Male jung und wieder alt zu sein‘, so würde ich diese doppelte Lebensdauer zwischen beiden Studien vertheilen, da die einfache kaum zur Kenntniß einer Sprache hinreicht.“ In der That forderte die Kenntniß einer Sprache, wie sie für ihn allein Werth hatte, ein ganzes Leben; eine bloße Darlegung ihres Organismus, an einer beschränkten Zahl von Formen nachgewiesen, konnte ihm nicht genug thun: ihm war die grammatische Kenntniß der Formen, die lexikalische der Wörter etwas Todtes und Aeußerliches, ohne die Möglichkeit, ihr Leben und Weben in der Sprache und im Gebrauch geschichtlich verfolgen zu können. Allerdings sind nun die Ergebnisse von Lobeck's Untersuchungen durch die vergleichende Sprachforschung mannigfach in Frage gestellt, berichtigt und umgestoßen worden. Doch hat er dafür gesorgt, daß der Gehalt seiner Arbeiten eine erhebliche Werthverminderung ertragen kann: auch wird dies von den competentesten Vertretern der neuen Richtung anerkannt. Benfey, der L. einen der ausgezeichnetsten Sprachforscher nennt, sagt, daß er die bedeutendsten Vorarbeiten zu einer griechischen Grammatik geliefert habe, insbesondere in seiner Ausgabe des „Phrynichus“ (Geschichte der Sprachwissenschaft, S. 637 und 640). Curtius bemerkt, daß L. seine volle Größe da zeigt, „wo er einen reichen Stoff verschiedenartiger Bewährung und Prägung nach seinen Distinctionen eintheilt, auf Färbung und Geltung einer Wortgattung aufmerksam macht und von da aus Verkehrtes zu beseitigen, Mißverstandenes zu berichtigen unternimmt.“ Auch seine verfehlten Etymologien „sind immer mit einer solchen Fülle der Gelehrsamkeit, so feiner philologischer Unterscheidung und so sorgfältiger Berücksichtigung der Ueberlieferung verbunden, daß sie dennoch zum Verständniß des griechischen Sprachbaues viel beitragen, und daß auch da, wo die Resultate der Untersuchung nicht gebilligt werden können, ihre Auffindung durch den darin verarbeiteten Stoff überaus werthvoll ist“ (Grundzüge d. Gr. Etymol., S. 13 u. 16).

Als sogenannter Professor der Eloquenz hatte L. jährlich zwei öffentliche Festreden (am Krönungstage des ersten Königs von Preußen und am Geburtstage des regierenden Königs) zu halten, wozu bei außerordentlichen Gelegenheiten noch manche andere kamen, wie die mit Recht bewunderte bei der dritten Säcularfeier der Universität zu Königsberg (3. August 1844). Jene Festreden hielt er 1822—1846 in lateinischer, früher und später meist in deutscher Sprache: in beiden zeigt er sich auch hier als vollendeter Meister des Ausdrucks. Er pflegte hier in geistvoller Weise „die Gegenwart im Lichte des Alterthums oder das Alterthum im Lichte der Gegenwart“ zu betrachten, oft mit feiner Ironie. Er besaß die seltene Gabe des Witzes in hohem Maße und sein Witz

wirkte am unwiderstehlichsten unter der Maske würdevollen Ernstes. Gab er sich seiner heiteren Laune hin, so sprudelten die köstlichsten Einfälle in Fülle hervor. Er selbst wollte an diesen Reden nur anerkannt wissen, daß sie nie viel über eine Viertelstunde dauerten; auch war er weit davon entfernt sie drucken zu lassen. Eine „Auswahl aus L.'s akadem. Reden" ist 1865 von A. Lehnerdt herausgegeben worden.

Lobeck's Leben, das seit seiner Uebersiedlung nach Königsberg an Ereignissen sehr arm war, darf man ein glückliches nennen. Im J. 1815 führte er die ihm längst lieb gewordene älteste Tochter des Superintendenten Kunze in Bischofswerda als Gattin in die neue Heimath, und das Glück dieser Ehe war ein durchaus ungetrübtes. Seine Frau, die ihn lange überlebte (sie starb 1879 im 91. Jahr), nahm ihm die kleinen Sorgen des täglichen Lebens ab, die ihm bei seiner großen Unbehülflichkeit in geschäftlichen Dingen sehr lästig geworden wären; sie hielt alles von ihm fern, was seine Ruhe oder Sammlung stören konnte; wenn er, was bei seiner Hypochondrie leicht der Fall war, zu trüben Gedanken neigte, fand er in ihrem kräftigen, muthvollen, gleichmäßig heiteren Sinn Trost und Beruhigung. An Stelle der eigenen Kinder, die dieser Ehe fehlten, wuchsen zwei Pflegetöchter heran. Lobeck's Gesundheit, die durch lange Ueberanstrengung sehr erschüttert war (in Wittenberg und Leipzig hatte er sich bei Nachtarbeiten mit kaltem Wasser gewaltsam wach erhalten), stellte sich nach einem dreimaligen Gebrauch von Salzbrunn so völlig her, daß er nie eines Urlaubs bedurfte; in seinen früheren Jahren vermochte er mehrere Meilen zu Pferde in raschem Trabe ohne Ermüdung zurückzulegen. Die Abgeschiedenheit Königsbergs, das er nur selten und auf kurze Zeit verließ, sagte ihm so sehr zu, daß er nie den Wunsch empfand, es mit einem anderen Orte zu vertauschen, wozu sich mehr als eine Gelegenheit bot (so erhielt er 1833 auf Hermann's Veranlassung einen Ruf nach Leipzig). Sein Einkommen war bei seiner hohen Genügsamkeit, ja Bedürfnißlosigkeit, für ihn weit mehr als ausreichend. Ueber dem Streben nach Vortheilen, Einfluß und Auszeichnungen (welche letzteren ihm im reichen Maße zu Theil wurden) war er unendlich erhaben. Seine Vorlesungen hielt er stets unentgeltlich. Daß er den Charakter eines geheimen Raths erhalten hatte, erfuhr seine Frau erst einige Tage später durch den Glückwunsch eines Collegen. Seinem Wahlspruch vive latenter blieb er stets im strengsten Sinne treu; den Tag seines 50jährigen Amtsjubiläums (1852) verlebte er in ländlicher Zurückgezogenheit. Seine Interessen waren vielartig und ausgedehnt, doch übte er das Recht einer abgeschlossenen und großartigen Existenz, sich seine Kreise nicht durch Heterogenes verwirren zu lassen. Den lebendigsten Antheil nahm er an der Entwickelung der politischen Zustände; seine Ansichten waren hier die eines entschiedenen Liberalen, auf religiösem Gebiet die eines Rationalisten. Er, der mit jeder Minute kargte, gewann es über sich, ganze Stunden bei Urwahlen zuzubringen, und ist wiederholt Wahlmann gewesen.

Lobeck's Natur war eine durchaus milde und friedliche, in seinem Wesen eine unbeschreibliche Mischung von Anmuth und Würde; einzig war er in der völligen Unbewußtheit seines eignen Werths, die jede Art von Exclusivität ausschloß. Nie kam es ihm in den Sinn, mit irgend jemand, mochte er auch noch so gering sein, anders als auf gleichem Fuße zu verkehren; wol nie hat er einen Besuch, einen Brief unerwidert gelassen. Es war darin nichts Ceremonielles oder Gemachtes, wovon seine Natur keine Faser enthielt; es war ein schönes menschliches Wohlwollen, das eine Annäherung nicht anders als gütig aufnehmen konnte und ihm alle Herzen gewann. Auch auf seinen Spaziergängen war er für Jedermann zugänglich, und „der alte Lobeck" war in Königsberg eine sehr populäre Persönlichkeit; man war auch in Kreisen, wohin nur ein dunkles Gerücht von seiner Ge=

lehrsamkeit drang, stolz darauf, daß er der Stadt angehörte, deren mythenbildende Thätigkeit sich mit ihm gern und viel beschäftigte. Die Altersbeschwerden machten sich bei ihm erst etwa drei Jahre vor seinem Tode geltend, wo er seine Vorlesungen aufgeben mußte; doch konnte er seine Arbeiten noch fortsetzen. Als auch dies unmöglich wurde, besonders da seine Augen immer mehr abnahmen, wurde ihm das Leben, das für ihn nur ein ununterbrochenes Schaffen gewesen war, zur Last. Er entschlummerte ohne eigentliches Leiden am 25. August 1860. — L. war klein und hager von Gestalt, das Gesicht sehr pockennarbig, Nase und Kinn lang und spitz, die blauen Augen seelenvoll und leuchtend.

Lehrs, Erinnerungen an Lobeck. N. Preuß. Provinzialblätter Bd. 17 (1860), S. 143—160. L. Friedländer, Nekrolog. Ebendas. S. 180—184. Derselbe, Mittheilungen aus Lobeck's Briefwechsel. Nebst einem litterarischen Anhang (der auch die autobiographische Skizze L.'s: Biologisches ad amicos enthält) und einer zur Feier seines Gedächtnisses gehaltenen Rede. Leipzig, Teubner 1861. A. Lehnerdt, Auswahl aus Lobeck's akademischen Reden. Berlin, Weidmann 1865. Ludwig Friedländer.

Loebell: Eduard Sigismund L., Rechtsgelehrter, wurde am 22. März 1791 zu Danzig geboren, wo sein Vater Stadtchirurg war. Mit den besten Zeugnissen bezog er die Universität Halle, widmete sich philologischen und juristischen Studien, promovirte in Marburg im Februar 1812 mit der Arbeit „Observationes ad Paulli Rec. Sent. lib. III. tit. VI §§ 3 B et 7“, worauf er die Erlaubniß erhielt, als Privatdocent Vorlesungen zu halten. Da er von seinen geringen Einnahmen nicht leben konnte, ernannte man ihn 1813 zum Präfecturrath; 1815 ward er zum außerordentlichen, 1818 zum ordentlichen Professor befördert. Sehr geschätzt als Lehrer, war er besonders tüchtig in praktischen Arbeiten für die Universität, deren Rectorat er zweimal (1822 und 1833) führte. Das Amt des Prokanzlers übernahm er 1834 zuerst provisorisch, dann 1843 dauernd. Bei Veränderung der Staatsverfassung im J. 1851 trat er zufolge seines Amtes in die erste Kammer ein; später (seit 1864) war er Abgeordneter für Marburg. In beiden Versammlungen bewies er sich als unabhängiger politischer Charakter. Bei der Jubelfeier seines Ordinariats im J. 1868 verlieh ihm die philosophische Facultät ihre Doctorwürde honoris causa. Er war zuletzt geheimer Justizrath, Ritter des königlich preußischen Kronenordens 2. Klasse und Commandeur des kurhessischen Wilhelmsordens 2. Klasse. Am 16. April 1869 von einem Schlaganfall betroffen, verschied er am 19. April, überlebt von seiner Wittwe und zwei Söhnen, deren einer (nach längerem Aufenthalte in Jena) in Freiburg i. Br., deren anderer, als Rechtsanwalt, in Marburg lebt. Von Schriften sind zu erwähnen zwei Rectoratsprogramme: „Disquisitio de poena quam continet damni ex delicto illati reparatio, imprimis respectu act. ex lege Aquilia“, 1823. — „Quaedam de usu et fructu“, 1834.

Marburger Rectoratsprogramm für den 17. October 1869, S. 30—32. Teichmann.

Löbell: Johann Wilhelm L., Geschichtschreiber. Geboren zu Berlin am 15. September 1786, erhielt er seine erste Schulbildung daselbst am Gymnasium zum Grauen Kloster, sollte aber gleichwol, dem Wunsche seiner Mutter zufolge — der Vater war bald hinweggestorben — sich dem kaufmännischen Berufe widmen, und trat demgemäß in der That in ein Bankgeschäft ein, die Handlung zu erlernen. Seine wahre Neigung hatte aber längst eine ganz andere Richtung genommen; die Wissenschaft war es, die gelehrte Laufbahn, auf welche ihn seine mühsam zurückgehaltenen Wünsche wiesen. Zuletzt, wenn auch nicht ohne schwere Kämpfe, setzte er es Dank seiner Beharrlichkeit doch durch, daß er den Impulsen seines Geistes folgen durfte. So besuchte er denn die

Universitäten von Heidelberg und Berlin, an welch' letzterer namentlich Böckh nachhaltigen Einfluß auf ihn ausübte. Dem Studium des Alterthums war ja seine Neigung vor Allem zugewandt und sein ganzes Leben hindurch ist er seiner Vorliebe für die classische Welt, ihre Geschichte und Litteratur treu geblieben. In der Zeit der Freiheitskriege hat er zwar nicht activ am Kampfe Theil genommen, aber doch dem Vaterlande seine Kräfte zur Verfügung gestellt und in dem Büreau, welches sich mit der Organisation der Landwehr beschäftigte, gearbeitet. Nach der Wiederkehr des Friedens nahm er zunächst in Breslau seinen Aufenthalt, wohin ihn einige näher stehende Freunde lockten. Die erste Zeit lebte er hier als bloßer Privatmann, der Fortsetzung seiner unterbrochenen Lieblingsstudien hingegeben. Bald aber erhielt er, ganz seinen Neigungen entsprechend, an der Kriegsschule daselbst eine Anstellung als Lehrer der Geschichte, eine Wendung, die nicht ohne Einfluß darauf war, daß er fortan die Pflege und Erforschung derselben zum Berufe seines Lebens machte. An geistig anregendem Verkehr fehlte es ihm in der schlesischen Hauptstadt nicht. In dieser Beziehung sind vor Allem Steffens und Friedrich v. Raumer zu nennen, mit welchen er einen Freundschaftsbund schloß, der dann die Probe seines ganzen Lebens bestanden hat. Durch Steffens trat er zugleich mit Tieck in nähere, nachhaltige Beziehungen und wurde ziemlich tief von der romantischen Strömung erfaßt, ohne sich aber von ihr zu weit mit fortreißen zu lassen. Wenigstens die Freiheit und Unabhängigkeit seines Geistes hat unter dieser Verbindung nicht gelitten und am allerwenigsten hat seine streng protestantische Denkweise durch sie eine Abschwächung erfahren. Eine übertriebene und einseitige Werthschätzung des Mittelalters z. B. dürfte der letzte Vorwurf sein, der gegen ihn erhoben werden könnte. Dagegen ist es die ausgesprochene Vorliebe für litterarhistorische Studien, die er mit den Romantikern gemeinsam hatte; sie ist zwar sicher nicht von ihnen geweckt worden, aber ihr gegenseitiges Verhältniß erwärmte und verstärkte dieselbe. In Breslau hat auch die litterarische Thätigkeit Löbell's ihren Anfang genommen. Er eröffnete sie (1818) mit einer feinsinnigen Schrift zur Beurtheilung des C. Sallustius Crispus und ließ (1820) eine Abhandlung „De origine Marchiae Brandenburgicae“ darauf folgen, die zwar die verwickelte Frage nicht löste, aber sicher für die Neigung und Anlage des Verfassers, sich in den verschiedenen Gebieten und Zeiten der Geschichte arbeitend zu orientiren, ein günstiges Zeugniß ablegte. Denn das war seine Natur, das Ganze der geschichtlichen Entwickelung im Auge zu behalten und dieselbe zu durchdringen, im unverkennbaren Gegensatze zu einer nachdrängenden jüngeren Schule oder Gruppe von Historikern, die in der größtmöglichen Beschränkung auf ein enges Gebiet der Geschichte ihre Weisheit und Ueberlegenheit gründet, — ein Standpunkt, welchen er freilich nicht zu theilen vermochte und über dessen schwache Seite er, der sich das erlauben durfte, noch in den letzten Jahrzehnten seines Lebens gesprächsweise mit seiner abfälligen Neigung nicht zurückhielt. In Breslau entstand (1821) noch eine andere Schrift Löbell's, die zwar nicht mit seinen geschichtlichen Studien zusammenhängt, aber eine Frage behandelte, die ihm bis zum Ende seines Lebens fortgesetzt am Herzen lag, nämlich eine Abhandlung über das Gymnasialstudium, bez. über das Verhältniß der humanistischen und realen Lehrfächer, wobei er zunächst einen vermittelnden Weg gesucht hat. Im J. 1823 that sich für L. eine größere Wirksamkeit auf. Er ging als Lehrer der Geschichte an das Cadettenhaus nach Berlin. Nach glaubwürdigen Zeugnissen hat er sich in dieser nicht leichten Stellung die Achtung und Liebe seiner jugendlichen Schüler erworben. Während seines Aufenthaltes in Berlin übernahm er die wissenschaftliche Leitung einer Neubearbeitung der bekannten Becker'schen Weltgeschichte und hat sie zum größten Theile selber ausgeführt; drei Auflagen dieses Werkes sind unter seinen

Auspicien erschienen. Bei einer Aufgabe dieser Art war ein Mann wie er so recht am Platze, der mit der vollständigen wissenschaftlichen Vorbereitung das entsprechende Maß der geschmackvollen Darstellung verband und durch verständige Unterscheidung einer halb gelehrten und halb populären Behandlungsweise glücklich die Klippe umschiffte, an welcher spätere Bearbeitungen gescheitert sind. Seine Wirksamkeit in der Hauptstadt des preußischen Staates war übrigens von kurzer Dauer: wie vollkommen er auch den ihm anvertrauten Posten ausfüllte, er war immerhin zu etwas Höherem berufen. So folgte er denn im J. 1829 einem Rufe als außerordentlicher Professor (der Geschichte) an die rheinische Universität und erhielt zwei Jahre darauf das Ordinariat seines Faches. Ein ganzes Menschenalter lang hat er der Bonner Hochschule angehört und als Lehrer, wie noch viele lebende Zeugen bestätigen können, eine höchst fruchtbare Thätigkeit entfaltet. Auch das Eine darf als einer seiner Vorzüge angeführt werden, daß er jüngeren auftauchenden Talenten aufs uneigennützigste entgegenkam und ihnen den Boden nach Kräften ebnete. Der Umkreis seiner Lehrvorträge umschrieb das ganze Gebiet der Geschichte und nebenher der Litterärgeschichte, für welche er, wie wir wissen, von Anfang an eine ebenso ausgesprochene Vorliebe als seltene Befähigung mitgebracht hatte. Seine litterarischen Arbeiten der Bonner Epoche bewegen sich in den verschiedensten Zeiten der Geschichte und haben überall, wenn nicht entscheidend, doch anregend und fördernd gewirkt. Sie brauchen hier im Einzelnen nicht Alle aufgezählt zu werden, um so weniger, als es nicht immer die Bücher waren, in welchen er die Ergebnisse seiner Studien niederzulegen pflegte. Die universalhistorischen Neigungen seines Geistes haben ihn niemals ganz verlassen, wie er denn, längst über die Mittagshöhe seines Lebens hinweggeschritten, den Plan einer ganz selbständigen Ausarbeitung einer allgemeinen Geschichte faßte, die einerseits dem Bedürfnisse des gebildeten Lesers, und andererseits den Anforderungen der gelehrten Fachgenossen genügen sollte. So erschien denn auch wirklich im J. 1846 der erste Band einer „Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen“, der freilich auch ohne Fortsetzung geblieben ist. Die Gründe dieser Sistirung wissen wir nicht anzugeben, es müßte denn sein, daß der Verfasser in der Aufnahme des bez. ersten Bandes eine zu geringe Ermuthigung gefunden hat. Die Hauptleistung Löbell's auf dem Gebiete der Geschichtschreibung, die wieder auf der Grenzlinie der Geschichte und Litteratur liegt, ist im J. 1839 an das Licht getreten und führt den Titel „Gregor von Tours und seine Zeit, vornehmlich aus seinen Werken geschildert“ 2c. Die Schrift ist gleich bei ihrem Erscheinen mit ungetheiltem und wohlverdientem Beifall aufgenommen und mit Recht 30 Jahre später, nach ihres Urhebers Tode (mit einem schönen Vorworte von H. v. Sybel), aufs neue aufgelegt worden. Gerade die letztere Thatsache verkündet es deutlich, daß ihr Werth, trotz der dazwischen liegenden hochwichtigen Arbeiten auf dem Gebiete der merovingischen Geschichte, als nicht gemindert betrachtet wird. Einer der mehrfachen Vorzüge des Werkes, die hier nicht weiter erörtert werden können, ist die glückliche Verbindung einer scharfsinnigen Forschung einerseits und geschmackvollen Darstellung andererseits, die ja die schriftstellerische Art Löbell's überhaupt charakterisirt, wenn wir das wiederholen sollen. Der Verfasser ist keiner der kapitalen Fragen, die auf seinem Wege lagen, aus dem Wege gegangen und hat die wichtigsten darunter, wenn auch nicht alle zum Abschluß geführt, aber doch um ein wesentliches weiter gebracht. Das letzte Jahrzehnt seines Lebens war vorzüglich durch umfassende Studien über die classische Epoche unserer nationalen Litteratur ausgefüllt. Als Frucht derselben liegen drei Theile seiner „Vorlesungen über die Entwickelung der deutschen Poesie“ vor (Leipzig 1856—1865), deren letzten als opus posthumum A. Koberstein herausgegeben hat. Nur Klopstock, Lessing und Wieland

sind ausgeführt, alles Uebrige ist in der Vorbereitung haften geblieben. Das Auszeichnende dieser Schilderungen ist bekannt, wenn es ihnen auch nicht an Widerspruch gefehlt hat. Sie verrathen eine tiefe Kenntniß des Stoffes und sind von einer geistvollen und originellen Behandlung desselben getragen, von welcher auch der Gegner lernen kann. L. steht dabei in einem schlechtverhehlten Gegensatze zu Gervinus, gegen welchen er noch in den letzten Jahren seines Lebens — anonym — in einer eigenen kleinen Schrift aufgetreten ist, um die übertriebene Verherrlichung Schlossers und dessen Art, Geschichte zu schreiben, erfolgreich zurückzuweisen. Aber auch nach einer anderen Seite hin hat sich L. zuletzt noch erhoben, nämlich gegen den Ultramontanismus. Nichts anderes als eine eindringliche Warnung der von diesem dem Protestantismus drohenden Gefahr wollen die „Historischen Briefe“ sein, die er, ebenfalls anonym, im J. 1861 erscheinen ließ. Er ging dabei historisch zu Werke, d. h. er wies an den Thatsachen nach, welche fortgesetzten Verluste der Protestantismus seit den Anfängen der Gegenreformation namentlich auch räumlich erlitten hat. Nur ein so scharfblickender, so kenntnißreicher und zugleich so überzeugter Gelehrter konnte ein Buch der Art ausgehen lassen. Ob es die beabsichtigte Wirkung geübt, wäre eine andere Frage, die der Verfasser wenigstens sich nicht mehr vorzulegen brauchte. Schon seit geraumer Zeit von qualvollen körperlichen Leiden heimgesucht, erlag er denselben zu Bonn am 12. Juli 1863, nachdem er ihnen lange den Widerstand einer tapferen Seele entgegengesetzt hatte.

Theodor Bernhardt und Carl v. Noorden, Zur Würdigung Johann Wilhelm Löbell's. Vier litterarhistorische Untersuchungen. Braunschweig 1864.

Wegele.

Löben: Johann v. L. (geb. um 1561, † 1636) nimmt erst als Rath des Prinzen Joachim Friedrich, Administrators des Erzstifts Magdeburg, später als Kanzler desselben Prinzen als Kurfürsten von Brandenburg (1598—1608) eine für die Entwickelung der Kurmark Brandenburg hochbedeutsame Stellung ein. Der Kurfürst folgte schon zu Magdeburg, dann zu Berlin, den Rathschlägen dieses energischen, frühreifen Mannes mit unbedingtem Vertrauen. Die auf Brechung der ständischen Autokratie in politischer und religiöser Richtung zielende Politik dieses Fürsten dürfte daher in L. wenn nicht ihren Urheber, so doch ihren mächtigsten Förderer gehabt haben. Auch die Einrichtung eines geheimen Staatsraths (1604), die dazu dienen sollte, den jeden Augenblick zu gewärtigenden Anfall der Anwartschaften im Osten und Westen, Cleve-Marks und Preußens, und die innere Vereinigung dieser Lande mit den Marken zu erleichtern und zu vermitteln, muß in dem Kanzler und vornehmsten Rath L. ihren warmen Fürsprecher gefunden haben. In dieser neuen Behörde, der ersten ihrer Art im mittleren und nördlichen Deutschland, spielte L. eine hervorragende Rolle. Die in fast jeder Hinsicht, in ihrer äußeren wie inneren Politik glückliche und folgenreiche Regierung Joachim Friedrichs ist der beste Beweis von der politischen Scharfsichtigkeit, Gewandtheit und Ausdauer des Kanzlers, obgleich seine Thätigkeit nur noch im Großen und Ganzen hierbei verfolgt werden kann. Ebenso merkwürdig wie durch sein frühzeitiges Emporkommen und seinen unbegrenzten Einfluß bis zum Ableben Joachim Friedrichs ist sein Leben durch die späteren mehrmaligen jähen Wechsel in demselben. Kaum hatte Johann Sigismund den Kurstuhl bestiegen, als L. mit allen Zeichen der Ungnade seiner Aemter entsetzt und auf seine Güter in der Mark entlassen wurde. Nachdem er hier fast zwei Jahrzehnte in ländlicher Zurückgezogenheit gelebt, berief die Partei Schwartzenberg's bei ihrem Sieg über die Patrioten, 1627, den Sechsundsechzigjährigen nochmals in den geheimen Staatsrath, in dem er bis zu seinem im J. 1636 erfolgten Tode verblieb, ohne sich indeß irgendwie zu seiner einstmaligen Be-

deutung wieder zu erheben. Die Zeiten hatten sich inzwischen völlig geändert und die Männer an der Spitze der zwei gegenüberstehenden Parteien, Schwartzenberg hier, Samuel v. Winterfeld, Friedrich Prückmann, Sigismund v. Götze dort, waren nicht gemeint, sich der Macht, die sie einander streitig machten, zu Gunsten Dritter zu begeben. Politisch hat L. mit dem Tode Joachim Friedrichs, 1608, seine Rolle ausgespielt. Er ist einer der Wenigen, von denen uns eine eingehendere authentische Charakteristik aufbewahrt ist. Als einen Mann von imponirender Gestalt schildert ihn uns der Geschichtschreiber der Mark, Leutinger, von mehr als menschlichem Verstand, von wunderbarer Beredtsamkeit, schnell und klar in Rath, weitgereist, daher vieler Sprachen kundig und reich an Erfahrungen, leutselig in seinem Wesen und jedem zugänglich. Er hinterließ im Dienst des Hauses Brandenburg einen Sohn, Johann Friedrich, der zu eben so hohen Ehren unter glücklicheren und gleichmäßigeren Verhältnissen emporzusteigen bestimmt war.

Cosmar u. Klaproth, Gesch. des preuß. geh. Staatsraths, 315. J. G. Droysen, Gesch. der preuß. Politik, III. 1, 48. Isaacsohn, Gesch. des preuß. Beamtenthums, II. 31, 64. Isaacsohn.

Löben: Johann Friedrich v. L., Sohn des Vorigen, geb. 1595, † 1667, trat nach tüchtigen juristischen und staatswissenschaftlichen Studien zu Frankfurt a./O., Jena und Straßburg und nach mehrjährigen Reisen durch den Westen Europas 1623 in kursächsische Dienste als Oberamtsverweser der Niederlausitz und wurde sieben Jahre später, 1630, Landrichter dieses Gebiets, in dessen Nachbarschaft Güter seiner Familie lagen. Da sein Vater inzwischen durch seine Rückberufung in den geheimen Staatsrath 1627 in Brandenburg rehabilitirt war, so trat auch L. bald darauf, 1632, aus sächsischen Diensten in diejenigen seines Erb- und Lehnsherrn, des Kurfürsten George Wilhelm von Brandenburg, über, der ihm die Verweserschaft des Herzogthums Krossen und Züllichau übertrug. Noch George Wilhelm erkannte die diplomatische Begabung Löben's, ernannte ihn zu seinem Legationsrath und sandte ihn 1639 auf den Collegialtag zu Nürnberg als Vertreter des Kurfürsten. Unter der Regierung des großen Kurfürsten kam dies sein Talent zur vollen Geltung und Entwickelung. In den beiden ersten Jahrzehnten dieser Regierung sehen wir ihn alljährlich auf diplomatischen Missionen, darunter einigen von hervorragender Bedeutung. So nimmt er mit dem Anfang der westfälischen Friedensverhandlungen, 1640—48, eine leitende Stellung unter den Vertretern Kurbrandenburgs erst zu Nürnberg, dann zu Kopenhagen, endlich zu Osnabrück ein. Die Verhandlungen mit dem kaiserlichen Hof werden während der Jahre 1640—61 gleichfalls in erster Reihe durch ihn geführt, und zwar in einer wenn auch oft wenig erfolgreichen, so doch stets würdigen, gewandten und den Interessen seines Herrn durchaus entsprechenden Weise. Dieser, Kurfürst Friedrich Wilhelm belohnte die vielfältigen treuen Dienste Löben's in fürstlicher Art. Schon im Januar 1642 wurde er zum Mitglied der höchsten Landesbehörde, des geheimen Staatsraths, ernannt. Zwei Jahre später erhielt er zu seiner ersten Verweserschaft noch die einträglichen Hauptmannschaften der Grafschaft Ruppin und des Landes Bellin. Im J. 1660 endlich wurde er auch mit der Johannitercomthurei Lagow ausgestattet. Die letzten Jahre seines Lebens, die mit der ersten Hälfte der 12 Friedensjahre in dieser Regierung zusammenfallen, genoß er auf seinen Gütern in würdiger Ruhe, auch dort bisweilen vom Kurfürsten und den Mitgliedern des Hofes durch Besuche beehrt. Er erscheint nach seinen Gesandtschaftsberichten, wie nach der Schilderung der Zeitgenossen, als ein feingebildeter, vielseitiger Mann von reicher Lebenserfahrung und großer persönlicher Liebenswürdigkeit.

Cosmar u. Klaproth, Gesch. des preuß. geh. Staatsraths, 348, 358. J. G. Droysen, Gesch. der preuß. Politik, III. 2, 52, 160, 172, 271. Isaacsohn, Gesch. des preuß. Beamtenthums, II. 101, 111, 207—236, 338, 347. Urk. u. Actenst. zur Gesch. des Kurf. Fr. Wilhelm von Brandenburg, I. 778 ff. Acten des geh. Staatsarchivs zu Berlin.

Isaacsohn.

Löben: Kurd Hildebrand Freiherr v. L. ist am 11. August 1661 zu Hohenzieten geboren. Seine Eltern, Adolf Maximilian, Komtur zu Lagow, und Luise Hedwig v. Burgsdorf, gaben ihm eine sorgfältige Erziehung und sandten ihn zum Schlusse seiner Ausbildung auf die Universität Frankfurt, wo er drei Jahre hindurch den Studien oblag und dann auf Reisen ging. Im Haag trat er bei der blauen Leibwache des Prinzen Wilhelm von Oranien ein, kehrte aber nach anderthalb Jahren in die Heimath zurück, wo ihn der Kurprinz Friedrich zum Kammerjunker ernannte und ihn mit einer Sendung nach Hannover zu seiner Braut, der Prinzessin Sophie Charlotte, betraute. Bald darauf trat er in brandenburgische Kriegsdienste und wurde vom Kurfürsten zum Adjutanten des Generals v. Schöning ernannt, der ihn auf dem Kriegszuge gegen die Türken zum Generalquartiermeister machte. Beim Sturme auf Ofen 1686 war L. betheiligt. Später ging er mit Schöning nach Wien und übernahm, nach Berlin zurückgekommen, eine Compagnie bei dem vierten Bataillon der Leibgarde. Unter Kurfürst Friedrich III. machte er den Feldzug am Rheine mit, war 1689 mit vor Bonn, wurde in demselben Jahre Major, am 12. März 1705 Oberstlieutenant bei der Grenadiergarde und einen Tag darauf Oberst bei der Füsiliergarde. Während des spanischen Erbfolgekrieges, den er mitkämpfte, wurde er am 21. Januar 1710 Brigadier, und nach erfolgtem Friedensschluß in die Garnison Magdeburg eingerückt, am 16. Mai 1713 Generalmajor und zugleich Domherr daselbst. Im J. 1714 erhielt er ein eigenes neu errichtetes Regiment, welches er im pommerschen Feldzuge befehligte und zum Siege führte. Am 6. Mai 1721 wurde L. Generallieutenant und 1724 Gouverneur von Kolberg. Er starb am 3. Februar 1730 zu Berlin. L. war zweimal vermählt: 1) mit Dorothea Juliane v. Krosigk, die ihm 24 Kinder gebar (sie starb am 20. April 1711), 2) mit Theodora Hedwig v. Burgsdorf.

S(eifart), Kurzgefaßte Gesch. aller preuß. Regimenter, 1760, S. 35. (König,) Biographisches Lexikon, II. S. 422. Berliner privil. Zeitung 1730 Nr. 19 vom 14. Februar.

Ernst Friedlaender.

Loeben: Otto Heinrich Graf von L. stammte aus einem alten, in Sachsen, Schlesien, Brandenburg, Böhmen und in der Lausitz begüterten, protestantischen Geschlecht. 1642 war die Familie in den Freiherrnstand, 1790 des Dichters Vater, der kurfürstlich-sächsische Cabinetsminister und Staatssecretär der inneren Angelegenheiten, Geheimrath Otto Ferdinand v. L., in den Reichsgrafenstand erhoben worden. Er starb schon 1804; seine Gemahlin, aus dem edlen Geschlechte der Greifenheim, folgte ihm erst am 26. April 1825. Otto Heinrich, unter acht Geschwistern ihr drittes Kind, war am 18. August 1786 zu Dresden geboren. Seine erste Bildung genoß er im Hause der Eltern. 1804 bezog er die Universität Wittenberg. Aber das Studium der Rechte, dem er sich daselbst widmete, befriedigte ihn wenig. 1807 siedelte er nach Heidelberg über. Hier gefiel es ihm „zum Sterben wohl“; das Neckarland pries er als „eine wahre Gemüths- und Herzensgegend“. Im Umgang mit Achim v. Arnim, Brentano und Görres fand hier auch sein Sinn für Kunst und Litteratur reiche Nahrung und Anregung. Das Wort seines Guido galt auch von ihm selbst: „Eigentlich bin ich erst dort zum Dichter worden.“

So gab er unter dem Pseudonym Isidorus Orientalis 1808 zu Mannheim seinen ersten Roman „Guido“ heraus, eine Art philosophisches Mährchen in drei Theilen (die Sehnsucht, das Reich der Minne, die Verklärung), von denen der Dichter schon damals die beiden ersten nur als „Skizzen, einer edleren Ausführung überlassen,“ betrachtete. Novalis' „Heinrich von Ofterdingen“ war sein Vorbild im Einzelnen und im Ganzen. Dankbar ehrte er auch in seiner Erzählung (S. 270) des Herrn Friedrich v. Hardenberg „süße Stimme“ und „überirdischen Klang“. Aber L. hielt sich namentlich an den zweiten Theil von Hardenberg's Roman. Diesen, den der Dichter bei seinem frühen Tode unvollendet zurückgelassen hatte, wollte L. durch seinen „Guido“ gewissermaßen ersetzen. Zu dem Zwecke benützte er reichlich die Motive, welche Tieck's Angaben über den ursprünglichen Entwurf des „Ofterdingen“ ihm darboten. Allein, hatte schon Novalis im zweiten Theile seines Werkes den Boden der realen Welt mehrfach verlassen, so verlor sich L. ganz und gar in ein ideales Reich der Phantasie. Nicht blos das Gewöhnliche und Natürliche schweift bei ihm beständig in das Wundervolle und Uebersinnliche aus; sondern auch seine ganze Darstellung „verklingt und verschwebt“ romantisch in eine Welt des Unsinnlichen. An die Stelle bestimmter, klarer Anschauung tritt immerwährend ein ahnungsvolles Träumen, das nur unplastisch verschwimmende und zerfließende Gebilde hervorzubringen vermag. Es bleibt ein rein äußerlicher Umstand, daß L. die Geschichte in die Zeit Kaiser Friedrichs II. verlegt. Denn auch er sucht durch die Magie der Phantasie alle Zeitalter und Welten in seinem Reiche zu verknüpfen. Die Phantasiegestalten aus den Mährchen, die er am Anfang in den Roman einflicht, greifen zuletzt unmittelbar handelnd in den Gang der wirklichen Geschichte ein, und wie im „Ofterdingen“ fließt hier gleichfalls alles in eine Allegorie zusammen. So mischen sich auch alle Formen der Darstellung, erzählende Prosa und lyrische Verse; aber ebenso sind epische Hexameter und dramatische Scenen eingestreut. Religiöse Mystik bildet den Grundton vornehmlich für den dritten Theil des Buches.

Die Elemente der Poesie Loeben's blieben auch in der Folge dieselben wie im „Guido“. Zwar lernte er mit der Zeit seine schrankenlose, ohne festen Grund schwärmende Einbildungskraft weislich zügeln; immer aber blieb seinem Dichten ein Hang, über das wirkliche, sinnlich darstellbare Leben hinauszustreben in ein geistiges, überirdisches, nur mit dem Gefühl oder der Phantasie zu erfassendes Sein. Gleichfalls 1808 ließ er zu Mannheim „Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers“ erscheinen. Von demselben religiösen Enthusiasmus wie der „Guido“ erfüllt, ermangelten auch diese sinnigen und gehaltvollen Poesien der klaren und bestimmten Anschauung. Die nächsten Jahre verbrachte L. abwechselnd in Wien, in Berlin und auf dem Schlosse des ihm innig befreundeten Dichters de la Motte-Fouqué zu Nennhausen. Schon seit 1805 hatte er neben Recensionen poetischer Werke, sogenannten Lukianischen Dialogen, philosophischen Aphorismen und theosophischen Aufsätzen, denen man das Studium Jakob Böhme's anmerkte, namentlich auch eigne dichterische Beiträge zu verschiedenen Monatsschriften und Taschenbüchern beigesteuert. Die mannigfaltigsten Töne schlug er darin an. Bald sang er munter und heiter voll frischer Lebenslust, wol auch übermüthig und keck, bald ernst in sentimentaler Schwärmerei. Einfache, leicht zum Gesang sich eignende Lieder wechselten mit philosophisch schwereren oder geheimnißvollen Sinn bergenden Gedankendichtungen symbolisch-allegorischen Charakters. Sinnliche Phantasie waltete in allen diesen Produkten; aber klare Anschaulichkeit und Besonnenheit fehlte der Darstellung nur zu oft. Die reine, durchaus gleichmäßig gewahrte, lyrische Stimmung war der hauptsächlichste Vorzug dieser Gedichte. Durch viele ging auch ein didaktisch-moralischer Zug. In

seinen frühesten Versuchen bildete L. vor Allem Schiller's Muster nach. Hin und wieder folgte er auch den Spuren der späteren Anakreontiker aus dem Kreise Gleim's und Jacobi's. Seit 1807 aber überwog der Einfluß Tieck's und der übrigen Romantiker auf seine Lyrik. Staunen konnte die — echt romantische — Vielseitigkeit der Formen erregen. Hans-Sachsische Verse gelangen dem Verfasser so gut wie reimlose Gedichte im Ton und Geist der spanischen Romanzen, volksthümliche deutsche Liederstrophen so gut wie die künstlichsten Spielereien der romanischen Poesie, Variationen, Madrigale, Sestinen. Mit Vorliebe pflegte er die Form des Sonettes; aber auch in der achtzeiligen Stanze, in der Canzone, in der gereimten und reimlosen Ode versuchte er sich mit Glück. 1810 gab er seine „Gedichte“ gesammelt in einem Bande heraus.

1811 und 1812 folgten die beiden Bände des Schäfer- und Ritterromans „Arkadien“. Dem Werke, das in der Form stellenweise an Achim v. Arnim's „Gräfin Dolores“ erinnerte, hafteten großentheils dieselben Eigenthümlichkeiten und Schwächen an wie dem „Guido“. Gleich diesem zählte auch „Arkadien“ zu den extremsten Produkten der romantischen Poesie.

Als nach der Schlacht von Leipzig auch die Sachsen ein Freicorps errichteten, griff L. begeistert zu den Waffen und machte den Feldzug von 1814 als Unterlieutenant unter den Fußgängern dieses „sächsischen Banners“ mit. So kam er nach Paris, wo er sich einige Zeit aufhielt. Auch litterarisch gab er seinen patriotischen Gefühlen Ausdruck. Er schrieb „Reden über das deutsche Streben“, wie es scheint, nur für seine Freunde nieder. Der Bitte, daß er sie in den Druck gebe, entsprach er nicht. An ihrer Statt veröffentlichte er 1814 zu Heidelberg „Deutsche Worte über die Ansichten der Frau v. Staël von unserer poetischen Litteratur in ihrem Werk über Deutschland“, eine unparteiliche und gerechte, zwischen achtungsvollem Beifall und tadelnder Correctur schwankende Kritik des französischen Werkes, welches er stellenweise Satz für Satz untersuchte. Bald in erläuternden oder ergänzenden Noten, bald in selbständigen Excursen (über den Geschmack, das Drama und mehrere Dramatiker, den Roman und einzelne Werke dieser Dichtgattung, über verschiedene romantische Dichter und Dichterinnen ꝛc.) nahm er die Gelegenheit wahr, seine eignen, überall durch die Theorie und Praxis der Romantiker bestimmten Ansichten von unserer Litteratur darzulegen.

Nachdem sich das sächsische Banner aufgelöst hatte, kehrte L. wieder ganz zu seinen poetischen Arbeiten zurück. Er lebte theils in Dresden unter Freunden, von denen ihm Freiherr Ernst Friedrich Georg Otto von der Malsburg (1786 bis 1824) für die Dauer seines Lebens am nächsten trat — auch Ludwig Tieck gehörte später zu diesem Kreise —, theils zu Joachimstein bei Görlitz, wo seine Mutter als Stiftshofmeisterin wohnte. Häuslich ließ er sich erst 1817 zu Dresden nieder, als er sich mit Johanna Victoria Gottliebe geb. Gräfin v. Breßler vermählte. Nur die Sommermonate verbrachte er jetzt noch bei seiner Mutter, auf den Gütern seiner Gemahlin oder auch auf Malsburg's Schloß. Im Winter 1822 traf ihn ein schlagartiger Anfall, dessen Folgen, epileptische Krämpfe, immer weiter um sich griffen und seine ohnedies schwächliche Gesundheit vollständig zerrütteten. Ohne Erfolg versuchte er 1824 eine magnetische Cur bei dem befreundeten Justinus Kerner in Weinsberg. Am 4. April 1825 erlöste ihn der Tod von seinem Leiden, das er mit kindlich frommem Sinn getragen hatte. Die Tiefe und Wärme seines leicht erregbaren Gemüthes, seine Herzensreinheit, seine schwärmerische Hingabe an alles Schöne und Edle sowie sein zartes Tactgefühl erwarben ihm bei Freunden und Bekannten das Lob einer schönen Seele in des Wortes schönster Bedeutung. „Die Poesie war seine Göttin und er diente ihr recht eigentlich religiös“; auch so, daß er die Dichtkunst geradezu zur Verherrlichung religiöser (nicht selten dem Katholicismus sich nähernder) Ideen gebrauchte.

Am offensten legte er sein Inneres „allen Freunden" dar in den Fragmenten, die er 1817 unter dem Titel „Lotosblätter" zu Bamberg und Leipzig veröffentlichte. Das Jahr zuvor hatte er, unterstützt von zahlreichen, angesehenen Mitarbeitern, von Wilhelm v. Schütz, Schenkendorf, Eichendorff, Zacharias Werner, Helmine v. Chézy, Justinus Kerner und Anderen, die Herausgabe der „Hesperiden, Blüthen und Früchte aus der Heimat der Poesie und des Gemüths" begonnen. Von dem Werke kam jedoch nur ein Band zu Stande. Gleichfalls 1816 war von L. erschienen „Der Schwan. Poesie aus dichterischer Jugend" (1806) und „Lebenskranz um eine theuere Todtenurne", dem Andenken seines jüngst verstorbenen Bruders gewidmet. Jetzt in den „Lotosblättern", die zum Theil schon einer viel früheren Zeit entstammten, wandte er sich mehr speculativer Betrachtung zu. In zwei Theilen, deren einen er am liebsten „Der Geist" und den anderen „Das Herz" überschrieben hätte, reihte er einige tausend Aphorismen und Gedankensplitter über Wissenschaft, Kunst, Politik, Seelen- und Lebenskunde (Physiologie, Psychologie und Ethik), Religion und Liebe an einander. Form und Inhalt verrieth den Poeten, die bilderreiche, mitunter etwas rhetorisch gefärbte Sprache wie die künstlerische Begeisterung, die philosophische oder vielmehr theosophische Schwärmerei, die romantische Grundanschauung, welche bisweilen durch Fichte'sche, hauptsächlich aber durch Schelling'sche Ideen bestimmt wurde. Allein wenn sich auch der phantasievolle, dichterisch begabte Kopf nie verleugnete, häufig bekundeten die Fragmente (namentlich in der ersten Hälfte) doch nur einen geistreichelnden, wenn gleich wohlwollenden Dilettanten, den alles interessirte, der aus allen Dingen Geheimnisse heraus- oder vielmehr in alles welche hineinlas, der gern alles, oft freilich in völlig neuem, originellem Zusammenhang, besprach. Statt bestimmter, wohlbegründeter Meinungen und Aussprüche bot er nicht selten blos allgemeine „Ansichten", ja „Ahnungen" dar, oder er begnügte sich, vereinzelte „Blicke" in das höhere Leben auf Erden zu thun. Ein religiöser Grundton klang auch hier durch das ganze Buch. Aber auch hier verlor sich Gedanke und Ausdruck bisweilen ganz in spielende Mystik. Im Irdischen sah L. stets das Abbild oder Vorbild des Himmlischen; er selber bezeichnete das gesammte Irdische als „eine unaufhörlich redende symbolische Sprache". Im Endlichen erkannte oder ahnte er das Unendliche, im Realen das Ideale, im Aeußeren das Innere; das Besondere und Einzelne betrachtete er immer in seinem Verhältniß und in seiner Entwicklung zum Allgemeinen.

Auch mehreren der dichterischen Arbeiten, die den allernächsten Jahren angehörten, war dieser Charakterzug eigen. L. wandte sich von jetzt an vorzüglich zur Novellenpoesie. Taschenbücher, Kalender, Almanache, Zeitschriften jeder Art brachten von ihm ziemlich alljährlich außer mannigfachen, nach Inhalt, Form und Werth ungleichen Gedichten (darunter „Ein fein lustig Waldstücklein von Kuckuck Waldbruder" in Friedrich Kind's „Harfe" 1818, in lyrisch-dramatischer Form) eine prosaische Erzählung, 1817 „Der Liebe Selbstvernichtung", 1818 „Leda", 1819 „Prinz Floridio", 1820 „Stiefmütterchen", „Die Fürstenkinder" und „Das Nachtabenteuer", 1821 „Die lustigen Musikanten" u. s. f. Auch selbständig veröffentlichte L. daneben verschiedene Erzählungen, theils einzeln für sich (so 1821 die nach seinem eignen Bekenntniß nicht genug „destillirte" romantische Geschichte „Die Irrsale Klotar's und der Gräfin Sigismunda"), theils mehrere solche Novellen zu einem Sammelwerke vereinigt. So erschienen 1817 „Rosengarten" in zwei Theilen mit den Novellen „Das weiße Roß", „Die Sonnenkinder", „Die Perle und die Maiblume" und „Persiens Ritter", 1819 unter dem Titel „Rittterehr' und Minnedienst" vier großentheils aus Boccaccio entlehnte, im Einzelnen aber tiefer motivirte und farbenreicher ausgemalte Novellen: „Der grüne Vogel", „Der Falke" (nach Decamerone V, 9), „Der

Rosenbecher" (nach Decamerone IV, 1) und „Markgraf Walther und Griseldis" (nach Decamerone X, 10). 1822—1824 folgten „Erzählungen" in zwei Bänden: „Die Todtenmahnung", „Leszko und Faniska", „Der Tuneser und der Pisaner", „Der Brillantenschmuck", „Die Sühnung", „Der Sklavenring" und „Lorelei, eine Sage vom Rhein". (Einige Züge der letzteren Geschichte regten Heine zu seinem bekannten Liede an.) Das phantastische Element, das L. in seinen Romanen so ungehemmt walten ließ, beschränkte er in diesen Novellen bedeutend. Es fehlte nicht an einzelnen Motiven, welche die Geschichte über den Boden der wirklichen Welt hinaushoben; am sichtlichsten traten sie in den „Sonnenkindern" und in dem sinnig-zarten Mährchen vom „Prinzen Floridio" hervor, welches dem Mährchen im „Heinrich von Ofterdingen" nachgebildet war. Aber L. hob wenigstens nicht mehr wie im „Guido" jeden Unterschied von Zeit und Raum, von Ideal und Wirklichkeit auf; er bemühte sich jetzt doch durchgängig, sinnlich klar und anschaulich darzustellen. Die düstere, fast spukartig-unheimliche Phantastik in einigen seiner späteren Erzählungen (z. B. in der „Todtenmahnung", im „Brillantenschmuck" ꝛc.) hatte mit dem ungebundenen Spiel der Einbildungskraft in den früheren Werken nichts gemein, sondern war eine Folge des tiefen Eindruckes, den E. T. A. Hoffmann auf L. machte. Die Stoffe und einzelnen Motive seiner Geschichten scheint der Dichter, auch wo sich die unmittelbare Quelle nicht leicht nachweisen läßt, in der Regel aus älteren, meist ausländischen Chroniken und Novellen geschöpft zu haben. Fast durchweg verlegt er sie in vergangene, historisch abgeschlossene Zeiten, gern in das Mittelalter. Die Familien- und Freundesliebe spielt darin beinahe eine eben so wichtige Rolle wie die geschlechtliche Zuneigung, und gewöhnlich werden die Conflicte, welche die letztere hervorruft (Liebe zweier Männer zu demselben Mädchen, zweier Mädchen zu demselben Mann), durch die erstere zwar momentan verschärft, aber auch endgültig gelöst. Im Allgemeinen strebt L. nach einem heiteren, versöhnenden Ausgang; nur einige seiner letzten Erzählungen endigen tragisch ernst. Die Probleme, die er behandelt, sind zum Theil menschlich interessant und für den Künstler sehr dankbar. L. jedoch erschöpft selten ihre ganze Tiefe, motivirt oft nicht bedeutend und nicht innerlich genug, läßt dem willkürlichen Zufall zu viel Spielraum, verfährt überhaupt bei der Zeichnung der Charaktere, bei der Anlage der entscheidenden Situationen, beim Aufbau der ganzen Erzählung leicht zu einfach und oberflächlich. Individuelle Züge und originelle Färbung vermißt man oft. Desgleichen vernimmt man weniger die kraftvolle Stimme naturwüchsiger Leidenschaft als vielmehr die weicheren Töne sentimentaler, doch inniger und zarter Empfindung. Die Darstellung leidet bisweilen an übermäßiger Breite. Ihr — gleichwol unleugbarer — Reiz beruht vornehmlich auf der ungemeinen Sorgfalt und Zierlichkeit des Ausdrucks wie auf dem poetischen Glanz und Bilderreichthum der Sprache.

Loeben's erste Sammlung seiner Erzählungen, der „Rosengarten", enthielt auch noch drei poetische Arbeiten in metrischer Form, das romantische Singspiel „Cephalus und Procris" (gleichzeitig auch einzeln gedruckt) in drei umfangreichen, an Handlung, doch nicht an lyrisch anmuthigen Partien armen Acten, nach Form und Inhalt ganz mit Rücksicht auf die musikalische Composition entworfen, ferner zwei balladenartige Stücke von geringem Werthe zum Preis Ferdusis und ein romantisches Gedicht in sechs Capiteln, „Die Zaubernächte am Bosporus". Ein wunderbar-legendenhafter Stoff war hier in nicht immer ganz klarer, vielmehr oft preciös geschraubter Sprache dargestellt; streng nach italienischem Muster war die Form des Verses (ottave rime mit beständig weiblichen Reimen) gebildet. Selbständig erschien noch von L. 1825 „Der Pilger und die Pfalzgräfin, ein Ritterlied". —

Meusel, G. T., Bd. 18 u. 23. — N. Nekrol. 1825, S. 1387 ff. (Von Wilh. Müller in Dessau). — Goedeke, Grundriß, Bd. 3, S. 54 f.

Franz Muncker.

Löber: Gotthilf Friedemann L., geb. am 22. October 1722 zu Ronneburg, wo sein Vater damals Superintendent war, besuchte das Gymnasium zu Altenburg, studirte seit 1738 in Jena, ward 1741 Magister, 1743 Hofprediger in Altenburg, 1745 Assessor des Consistoriums, 1747 Archidiaconus, 1751 Stiftsprediger, 1753 Consistorialrath, 1768 Generalsuperintendent des Fürstenthums Altenburg und starb nach fast 56jähriger Amtsführung am 22. Aug. 1799. — L. zeichnete sich schon früh durch Fleiß und Kenntnisse aus; als Prediger stand er in großem Ansehen; in seinem Alter war er wie ein Patriarch seiner Landeskirche, welcher er 162 Geistliche ordinirt hat. Seine Schriften nennen Meusel und Rotermund. Er gab im J. 1780 für Altenburg ein neues Gesangbuch heraus, in welchem er auch zwei eigne Lieder veröffentlichte.

(Schlichtegroll,) Nekrolog auf das Jahr 1799, II. S. 257 ff. — Meusel VIII, S. 318 f. — Rotermund zum Jöcher III, Sp. 2028 f. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI. S. 239, Nr. 12.

l. u.

Löber: Valentin L., Epigrammatist im 17. Jahrhundert. Geboren den 19. October 1620 zu Erfurt als der Sohn eines Bürgers, legte er sich auf den Schulen seiner Vaterstadt mit solchem Eifer auf das Studium der Wissenschaften, daß er, nach älteren Nachrichten, schon im 18. Jahre des Magistertitels für würdig erachtet wurde. Es scheint jedoch, daß er diesen Titel nicht wirklich erhalten habe, denn er bediente sich desselben nicht nur niemals, besuchte auch nachher erst noch ein auswärtiges Gymnasium, sondern, was das wichtigste, er steht (nach Motschmann S. 715) auch nicht in der philosophischen Matrikel der Universität Erfurt. Der Kriegsunruhen wegen ging nämlich L. nach Danzig, wo er drei Jahre lang Schüler des dortigen Gymnasiums war, bezog dann die Universität Königsberg und hierauf Rostock. Hier verwendete er drei Jahre auf das Studium der Medicin und setzte dasselbe noch eine Zeit lang zu Leipzig fort. Zum Leibarzt des schwedischen Generals Königsmark ernannt, machte er mit diesem mehrere Reisen und erhielt nach dessen Tode die Stelle eines Physicus provincialis in Bremen und Verden. Als er 1684 zur persönlichen Betreibung von Erbschaftsangelegenheiten seine Vaterstadt besuchte, starb er daselbst den 18. März 1685. Seine medicinischen Schriften sind veraltet, dagegen erwarb er sich zu seiner Zeit einen großen Ruf durch seine Uebersetzung der Epigramme des englischen Dichters John Owen, welche er in deutschen Reimen ebenso kurz, witzig und treffend wiedergab, wobei er sich häufig deutscher Sprichwörter oder sprichwörtlicher Ausdrücke bediente (75). Seine Uebersetzung führt den Titel: „Teutschredender OWENUS Oder: EJLF Bücher der Lateinischen Vberschrifften des .. Englischen Dichters Oweni ...“ Hamburg 1653, 12°, und die ganze Arbeit zerfällt in elf Bücher mit gezählten Ueberschriften, deren erstes 173, die folgenden 218, 208, 276, 111, 128, 100, 124, 101, 100, das letzte 104, eine „Zugabe“ 19 und eine weitere des Uebersetzers 2 = 1664 Ueberschriften in sich faßt. Die erste unvollständige Ausgabe erschien 1651, 12°, eine erweiterte: Jena 1661, 12°. Außerdem waren schon früher (nach Maske's Katalog 139, S. 133) einzelne und seltene Uebersetzungen von Wenc. Scherffer (um 1610), Bernh. Nicaeus 1641, J. P. Titz 1643, Gottfr. Hempel 1650 ꝛc. veröffentlicht worden, wie auch noch K. H. Jördens „Oweni Epigrammata selecta mit den vorzüglichsten deutschen Uebersetzungen“, Leipzig 1813, herausgab. Eine Ausgabe des lateinischen Originals erschien im Formate der Uebersetzung Löber's und mit Owen's Bildniß (sie liegt mir vor): Wratislaviae, Esaias Fellgibel

1668 (nicht, wie bei Goedeke, 1658), 12⁰. Wie bekannt, kam Owen († 1622) auch auf den Index, jedoch nicht wegen seiner Epigramme, sondern seines Distichons: „An Petrus fuerit Romae, sub judice lis est, | Simonem Romae nemo fuisse negat.“

Motschmann, Erfordia liter. I, 728—731. Moller, Cimbria II, 484. Niceron, Mémoires XVI, 298. Jöcher II, 2492. Goedeke, Gr., II. 496.

J. Franck.

Lobethan: Johann Konrad L., reformirter Prediger, wurde am 29. September 1688 zu Hebel, einem Dorfe bei Homberg in Niederhessen, geboren; sein Vater, Christoph L., war Pfarrer zu Hebel und Uttershausen. Nach dem frühen Tode des Vaters zog die Mutter mit ihren vier kleinen Kindern nach Kassel, wo unser L. die Stadtschule bis zum Jahre 1704 besuchte. Nachdem er darauf eine Zeitlang Hauslehrer gewesen, bezog er im Herbst 1705 die Universität Marburg, wo ihn bald der Professor der Theologie, Tilemann, in sein Haus nahm. Schon im Januar 1707 kehrte er nach Kassel zurück und setzte seine Studien privatim fort. Als er im J. 1710 das Möllenbeckische Stipendium erhielt, ging er nach Bremen; hier nahm er im folgenden Jahre eine Hauslehrerstelle an. In den nächsten Jahren lebte er dann wieder als Hauslehrer in Kassel, bis er im J. 1714 Hofprediger der verwittweten Herzogin von Sachsen-Weimar wurde. Im J. 1720 ward er Consistorialrath, Superintendent und Oberpfarrer in Köthen, 1728 Consistorialrath und erster Prediger bei der deutsch-reformirten Gemeinde in Magdeburg, kehrte aber im J. 1731 wieder nach Köthen zur Uebernahme seiner vorigen Aemter dort zurück und starb daselbst, 47 Jahre alt, am 29. November 1735. — L. war einer der berühmtesten Prediger seiner Zeit; er hat auch mehrere Predigten drucken lassen. Hier aber ist er hauptsächlich zu nennen als Herausgeber eines reformirten Gesangbuches, das im J. 1733 unter dem Titel „Neu vermehrtes und neu eingerichtetes Gesangbuch“, Köthen, im Verlag des Waisenhauses, erschien; dasselbe enthält die Lobwasser'schen Psalmen und sodann „Auserlesene geistreiche Lieder“. Dieses Gesangbuch darf nicht mit den (unter Anderem auch 1733) erschienenen sogenannten „Köthnischen Liedern“, einer Sammlung von Liedern aus der jüngeren Pietistenschule, verwechselt werden. Das Lobethan'sche Gesangbuch wurde hernach noch mehrfach in verschiedenen Drucken und Formaten herausgegeben.

Dunkel, Historisch-kritische Nachrichten von verstorbenen Gelehrten u. s. f., 1. Bd., Köthen 1753, S. 675—681, Nr. 944. — Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1986. — Koch, Gesch. des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 4. Bd., S. 433, 2. Anm. l. u.

Lobkowitz: August Longin Fürst v. L., geb. zu Prag am 15. März 1797, trat, noch ehe er seine juristischen Studien in Prag vollendet hatte, in den Staatsdienst, in dem er dem damaligen Oberstburggrafen Grafen Kolowrat, einem Verwandten seines Hauses, im politischen Dienste zugetheilt wurde. Nachdem er im J. 1819 das Majorat der jüngeren fürstlichen Linie angetreten hatte, durchflog er im Sturmschritte die Diensteslaufbahn und ward bereits im J. 1825 zum Vicepräsidenten des galizischen Guberniums, im Jahre darauf, im Alter von kaum 30 Jahren, zum Gouverneur dieser großen und wichtigen Provinz ernannt. Die Aufgabe, die seiner daselbst harrte, war eine außerordentlich schwierige. Die geistigen und materiellen Interessen des Landes waren bisher gründlich vernachlässigt, das Schulwesen kaum in seinen Anfängen entwickelt, die Bildung der unteren Volksklassen dementsprechend auf der untersten Stufe, der Adel erfüllt von nationalen Aspirationen, das Ganze nur durch einen wüsten Polizeidruck nothdürftig zusammengehalten. L. machte sich zunächst die Hebung des Volksschulwesens zur Hauptaufgabe. Daneben trachtete er vorzüglich dahin, durch ein

überaus freundliches und die nationale Stimmung des polnischen Adels schonendes Benehmen das Verhältniß dieses Ausschlag gebenden Elementes zur Centralregierung günstiger zu gestalten. Der Ausbruch der Cholera in Galizien gegen Ende 1830, deren Gefahr durch die im Volke wurzelnden Vorurtheile noch erhöht wurde, gab ihm Gelegenheit zu einem überaus wohlthätigen und energischen Wirken, durch das er sich auch wirklich die Sympathie aller Bevölkerungsklassen erwarb. Noch in höherem Grade ward sein Streben, die nationalen Tendenzen des galizischen Adels mit Schonung zu behandeln, bei dem Ausbruch der polnischen Regierung im J. 1831 auf die Probe gestellt. Ohne gerade eine Schwäche gegen die revolutionäre Strömung zu zeigen, die mit Nothwendigkeit auch auf Galizien herübergriff, unterließ er doch energische Maßnahmen, um dem Anschlusse der jüngeren Leute des Landes an dem Befreiungskampfe zu steuern, die denn auch in Schaaren sich an letzterem betheiligten. Durch diese stillschweigende Connivenz und durch die milde Duldung der zahlreichen Flüchtlinge, die nach niedergeschlagenem Aufstande Galizien überschwemmten, gelang es ihm die Ruhe in der ihm anvertrauten Provinz vor jeder wesentlichen Störung zu bewahren und sich die allgemeine Sympathie des Landes zu gewinnen. Seine nachsichtige Haltung, die er in diesem Falle bewies, führte jedoch zu ziemlich ernsten Reclamationen von Seiten des St. Petersburger Cabinets, in Folge deren L., obgleich Metternich im Herzen Rußland nur ungern zu Diensten war, im J. 1832 von seinem Dienstposten abberufen und anfänglich der allgemeinen Hofkammer zugetheilt, bald darauf aber zum Hofkanzler bei der vereinigten Hofkanzlei ernannt wurde. Bei der im J. 1834 eingetretenen Pensionirung des bisherigen Finanzministers Grafen Klebelsberg waren Aller Blicke auf L. gerichtet, der durch seine strenge Rechtlichkeit und durch den Glanz seines Namens alle Eigenschaften zur Uebernahme dieses wichtigen Postens besaß. Zur allgemeinen Ueberraschung wurde jedoch statt seiner der von Kolowrat begünstigte Freiherr v. Eichhof auf den Posten eines Hofkammerpräsidenten berufen und L., um ihm eine theilweise Entschädigung zu gewähren, zum Präsidenten der neugeschaffenen Hofkammer für das Münz- und Bergwesen ernannt. Auch in dieser neuen Stellung bewährte L. seine längst bekannte Energie. Er hob nach und nach die einzelnen Zweige des sehr vernachlässigten Staatsbergbaues, leistete dem Privatbergbau jeden möglichen Vorschub und griff, indem er die Eisenproduktion und Steinkohlengewinnung mächtig förderte, der vaterländischen Industrie kräftig unter die Arme. Auch das österreichische Münzwesen erhielt unter ihm eine wesentliche Umgestaltung, insbesondere durch den Ausbau des neuen Hauptmünzgebäudes in Wien, zu dem er am 2. März 1835 den Grund legte und das er mit trefflichen Maschinen und technischen Einrichtungen ausstattete. Neben seinen sehr beachtenswerthen Leistungen im öffentlichen Staatsdienste war L. auch ein großer Freund und Kenner der Musik. Er unterstützte aufs Großmüthigste bedürftige Künstler, hielt eine vollständige, vortrefflich eingerichtete Musikkapelle und errichtete in seinem Palais in Wien eine musikalische Freischule, aus welcher mancher tüchtige Künstler hervorging. Er starb, ob seines Biedersinnes und seines humanen Wesens allgemein betrauert, am 17. März 1842.

Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. XV, S. 337 ff.

Sommaruga.

Lobkowitz: Boguslav v. L., zu Hassenstein, wurde als Sohn des Niclas II v. L. und der Sophie Zierotin wahrscheinlich im Jahre 1462 geboren. Obwol ihn die gegenwärtige Geschichtsschreibung Böhmens für einen Czechen erklärt, hat er sich selbst als Deutscher gerirt, wurde als solcher bezeichnet (ego certe me Germanum esse et profiteor et glorior Epp. II l. IV), von seinen Freunden aufgefaßt und erwies eine durchaus deutsche Bildung. Wie so viele Jünglinge Böhmens begab sich auch L. früh (wol 1477) nach Bologna zu

Beroaldus, hier lernte er den Straßburger Peter Schott kennen, mit dem ihn fortan eine treue Lebensfreundschaft verband. Von hier begab er sich nach Ferrara, wo er u. A. mit Konrad Adelmann zusammentraf und auch, nachdem er schon in Bologna das canonische Recht studirt, das Doctorat der Rechte erwarb. 1485 war er in Straßburg bei Schott und begann dann in Begleitung zweier Diener, von denen ihm besonders Friedrich Busner mehr als ein Diener gewesen, eine große Reise durch Deutschland, Italien bis Sicilien, Griechenland, den Archipelagus, Asien und Afrika. Wegen der großen Gefahren, denen er dabei ausgesetzt war und der mannigfachen Abenteuer wurde L. auch der „böhmische Ulysses" genannt. 1490 erlebte er den herben Schmerz, seinen Schott durch den Tod zu verlieren, klagend schreibt er an Johann Geiler von Kaisersberg über die Verluste, die ihn träfen, 1492 wurde ihm sein treuer Busner entrissen. Die zarte und innige Theilnahme, der von jeder Phrase entfernte Ausdruck echten Schmerzes machen dem Schreiber alle Ehre. L. war für den geistlichen Stand bestimmt, dennoch glückte es ihm trotz großer Verbindungen, trotz des Rufes, den seine Gelehrsamkeit genoß, trotz der Unterstützung der Domcapitel nie, ein Bisthum zu erhalten. Endlos zogen sich die Verhandlungen hin um die bischöfliche Würde in Olmütz zu gewinnen, doch hier wie bei der Bewerbung um Breslau umsonst. Auch eine Stellung am Hofe Wladislav II. konnte dem nach Wissen und gelehrter Arbeit begehrenden, in Poesie und Mäcenatenthum sich wohlfühlenden wackeren Manne auf die Dauer keine Befriedigung gewähren. So blieb er denn procul negotiis auf seiner väterlichen Hufe und lebte der landwirthschaftlichen Thätigkeit und jenen edlen Neigungen. Dabei sammelte er, wie er schon auf seinen Reisen gethan, Handschriften und Bücher und so entstand die berühmte Hassenstein'sche Bibliothek, die man oft mit der Dalberg'schen verglich, die eine Zierde Böhmens und eine Fundgrube für die gelehrten Freunde des liebenswürdigen Aristokraten war. An gelehrten Freunden fehlte es ihm aber nicht. Sein Briefwechsel giebt dafür Kenntniß. Mit P. Schott, den Adelmannen, Victorin Wsehrd, Stephan Piso, Geiler, J. Schlechta, Augustin von Olmütz, Balbi u. A. stand er in Verbindung. B. Adelmann war einer seiner wissenschaftlichen Agenten, er soll ihm, ohne auf das Geld zu achten, das gegen das Wissen gar nicht in Betracht käme, Bücher anschaffen, ein Astrolabium kaufen, Nachrichten über Neuerschienenes geben. 1499 kam er nach Wien, trat dort zu H. Balbi in rege Beziehungen und lernte auch Celtis kennen. So günstig L. über Balbi urtheilt, so knapp ist seine Bemerkung über den fränkischen Humanisten: Homo non indoctus, sagt er, tamen ut dicam quod sentio neque modestia neque doctrina cum Hieronymo (Balbo) conferendus. L. fügt die Worte hinzu: Is me opusculis quibusdam a se editis donavit, effecitque ut veteris iniuriae immemor ad mores meos reverterer. L. freute sich sehr, auch hier Freunde der schönen Wissenschaften zu finden. — Was er für die Anschaffung von Handschriften schon früher gethan, setzte er bis an sein Lebensende fort, Collinus erzählt u. A., er habe den Fuggers jährlich eine Summe geschickt, damit sie auch bei fremden Nationen nach griechischen und lateinischen Schriften suchen ließen. So lebte er denn den Studien, vornehmlich cultivirte er unter den Lateinern den Cicero und Ovid, aber er trieb auch das Griechische eifrigst, will z. B. den Plutarch im Original lesen, ergeht sich in Betrachtungen über die griechische Philosophie, wirft den Philosophen Uebertreibungen und Widerspruch vor, empört sich über die platonische Weibergemeinschaft und schließt mit dem Satze Cicero's: nihil tam absurde dici posse, quod non dicatur ab aliquo Philosophorum. Aber auch mit historischen Forschungen hat er sich beschäftigt. Zu diesem Zwecke wünschte er vom Schreiber der Altstadt Annalen und Historien seines Heimathlandes, was ihn ungemein interessire. In seiner

Bibliothek befand sich auch ein unvollendetes Buch: Chronik von Böhmen. Dabei ließ er es an Rath und Unterstützung für jüngere Kräfte nicht fehlen, so giebt er z. B. dem Joh. von Pibra den sehr guten Rath, nicht so viele neuere Dichter, sondern lieber die alten zu lesen. — Der Kirche gegenüber war L. ohne gegen die Schäden derselben oder nöthige Reformen blind zu sein und trotzdem er z. B. die Constantinische Schenkung verwarf, ein getreuer Sohn, der gegen jede Häresie und die Billigung derselben scharf, ja heftig aufzutreten nicht unterließ; dies mußte B. Adelmann erfahren, vor allem aber der intime Freund Lobkowitz', Victorin de Wssfred, mit dem er wegen dessen Ausfällen gegen die Kirche, wie es scheint, gebrochen hat. An Johann de Domaslavia schreibt er z. B. voll Freude über die Rückkehr Prags zur katholischen Kirche. Am 11. Novbr. 1510 ereilte den stets Thätigen der Tod. — L. war eine überaus regsame Natur, Poesie und Philosophie pflegte er mit Freude, seine Schriften haben meist eine panegyrische, satirische und ethische Tendenz. Glänzend geschrieben — wie L. denn überhaupt sehr gut Latein schreibt — ist vor Allem das Opusculum de miseria humana. Dem Sturnus widmete er sein Büchlein de avaritia, in welchem in zahlreichen meist aus dem Alterthume entlehnten Beispielen vielfach in scharfer Charakteristik die Wirkungen der Geldgier dargestellt werden. Dabei erhalten auch jene Geistlichen, bei denen Alles käuflich sei und die man nur mit einem Geschenke besuchen dürfe, einen Seitenhieb. Am meisten spricht wol in der sehr moralisch gehaltenen, die übeln Seiten der Zeitgenossen nicht außer Acht lassenden Schrift die große Belesenheit in der klassischen Litteratur an. — Seinem Freude Peter Schott widmete L. eine Gedächtnißrede, in der er die „Viri Argentinenses“ durch ein Encomium auf ihre Stadt erfreute, in schwunghafter Weise den geschiedenen Freund feierte und zwar derart, daß seine Arbeit noch heute (cf. Schmidt, Histoire litt. d'Alsace II, 1 ff.) als verläßliche Quelle für die Biographie Schott's benutzt werden kann. In einer als Fragment auf uns gekommenen Rede über das Glück müht er sich nach Art der Schulreden nachzuweisen, daß der Reichthum zum Glücke nicht nothwendig, die Armuth kein Hinderniß desselben sei. Man würde L. nur zur Hälfte kennen, wenn man seine zahlreichen Poëme nicht kennen würde. Wir verdanken die Sammlung und Herausgabe derselben (unter dem Titel „Farrago Poematum etc.“) der Pietät und dem Eifer des Th. Mitis (Prag, Georg. Melantrychus 1570). Es versteht sich fast von selbst, daß L. wie Bebel, Celtis, Cuspinian und so viele Andere gegen die Türken predigt; in schönen Hexametern fordert er säuberlich nach der Reihe alle Fürsten — jedem ist eine Anzahl Verse zugedacht, auf, ihre Pflicht gegen den Erbfeind der Christenheit zu thun. Außerordentlich kühn spricht er dabei Papst Julius II. an. Das satirische Element, das hier schon erschien, zeigt sich in voller Kraft in den Satiren an den heiligen Wenzel über die Sitten des böhmischen Adels, in der er mit dem Ausdruck der römischen Poeten die Thorheiten und Laster seines Volkes tadelt. Viel zu weit würde es führen, alle die zahlreichen Epicedia, Epigramme und anderen Gedichte, die Melanchthon u. A. „Scripta luculenta“ nannte, hier zu besprechen, im Allgemeinen sind sie leicht dadurch zu charakterisiren, daß sie in der Form durchaus die klassischen Vorbilder nachahmen, aber dabei doch nicht eigenartiger Gedanken entbehren. So viel darf aber hier gesagt sein, daß sowol die Gedichte als die Briefe reich sind an Angaben und der Darlegung von Beziehungen, die für die Geschichte des Humanismus noch nicht ausgebeutet sind. Sehr werthvoll ist der (in Mitis Appendix Poëmatum, Prag, Jo. Gitzinus 1570 abgedruckte) Catalog der Hassenstein'schen Bibliothek. Allerdings ist dieser erst nach dem Brande, der eine Anzahl Handschriften verzehrte, die nach Wittenberg an Luther und Melanthon verliehen waren und nach ihrer Rückkunft in Böhmen jenes Schicksal

erlitten, verfaßt. In ihm finden wir u. A. ein Exemplar des Plato verzeichnet, das L. um 2000 Ducaten in Mailand gekauft haben soll, den Homer, Lukian, Commentare zum Sophokles, Suidas, Appian, Diodor, Xenophon, Isokrates, Plutarch, Dioscorides, ein Lexicon Graecum. Besonders reichhaltig war die Theologie vertreten, aber auch an Poeten ist kein Mangel, zahlreich sind auch die Astronomen und Mediciner, nicht minder die Historiker, Philosophen und Juristen, auch die Werke Neuerer (Brant, die italienischen Humanisten, Reuchlin). Das Werthvollste aber waren wol die Codices graeci, deren eine stattliche Anzahl aufgeführt wird. Charakteristisch für die Beliebtheit der Gedichte des L. ist jedesfalls, daß ein M. Wolfgang Plick in Leipzig über dieselben ein Colleg gelesen. — Handschriften von L. befinden sich auf der Wiener k. Hofbibliothek, z. B. Nr. 3510, 3482, 3271. Das Lob, das Roderich Dubravius L. spendet, ist ein echt humanistischer Panegyricus, er kennt nicht einmal die Eltern des Gefeierten, ergießt sich in lauter allgemeinen Phrasen, die dem Concreten förmlich ausweichen. Allerdings verspricht er eine genauere Schilderung, wenn er Zeit findet. Werthvoller sind die Angaben des Trithemius, Georg Fabricius, Mathäus Collinus, Simon Fagellus und Thomas Mitis, vor dessen dankenswerther Ausgabe der Lucubrationes Lobkowitz's, Pragae, Th. Mitis et Jo. Caper 1563.

Ueber B. v. L.: Christ. Augusti Heumanni prolusio scholastica de Hassensteinio, Goettingae et Halae 1718. Joann. Christ. Coleri Commentatio Historica de Bohuslai Hassensteinii Bar. Lobkowicii vita et summis in rem literariam meritis, Wittenbergae 1719. 1721. Hauptwerk: Ign. Cornova, der große Böhme B. v. L. und zu H. nach seinen eigenen Schriften geschildert, Prag 1808, ein Buch zwar von seniler Weitschweifigkeit und aufdringlicher Moralpredigt, aber gründlich und reich an treffenden Bemerkungen. 1836 erschien Pána Bohuslawa Hašisteynského z Lobkowic Wěk a Spisy Wybrané. Od Karla Winarického. W Praze. Ueber die Beziehungen des L. zu K. Celtis handelt Truhlař: J. B. z Lobkowic a K. Celtes in Časopis českeho musea. 1875. Horawitz.

Lobkowitz: Fürst Georg Christian v. L., geb. am 10. August 1686, † am 4. October 1755, k. k. Feldmarschall, ein Enkel des Fürsten Wenzel L., diente als Soldat den Kaisern Joseph I., Karl VI. und Maria Theresia. Er begann seine Laufbahn unter Prinz Eugen im spanischen Erbfolgekriege und 1716 im Türkenkriege. 1729 wurde er Generalfeldwachtmeister in Neapel, 1732 Gouverneur von Sicilien, 1733 Feldmarschalllieutenant, 1734 General der Cavallerie und Gouverneur in der Lombardei und in Parma. Seine beste That in Italien war die Vertheidigung Messina's. 1739 commandirte er in Siebenbürgen und 1742 im österreichischen Erbfolgekriege als Feldmarschall in Böhmen, schloß (December 1742) Belleisle in Prag ein und vereinigte sich 1743 an der Donau mit dem Hauptheere. Von 1743—46 befehligte er in Italien, vertrieb die Spanier aus Rimini, kam im zweiten schlesischen Kriege wieder nach Böhmen, zeichnete sich bei Soor aus, wurde abberufen und übernahm das Commando in Ungarn. L. war ein tapferer Offizier, aber heftig und wenig beliebt. Durch das Erlöschen der älteren Linie Popel-Lobkowitz ererbte er 1722 Bilin, Eisenberg und wurde der Stifter der zweiten fürstlichen Linie, welche 1802 ausstarb.

Wurzbach, Lexikon; v. Arneth, Maria Theresia's erste Regierungsjahre 1763—65. Adam Wolf.

Lobkowitz: Joseph Maria Karl Fürst v. L., Ritter des goldenen Bließes und des Militär-Maria-Theresien-Ordens, k. k. geheimer Rath und Kämmerer, Inhaber des Chevauxlegerregiments (jetzt Uhlanenregiments) Nr. 8,

bevollmächtigter Minister am kaiserlich russischen Hofe, k. k. Feldmarschall und Hauptmann der ersten Arcieren-Leibgarde, geb. den 8. Januar 1725, † den 6. März 1802 zu Wien, entstammte dem von Popel-Lobkowitz begründeten zweiten Hauptaste (Hořiner Linie) des fürstlichen Hauses Lobkowitz und war ein ritterlicher, von der einem Fürsten im Staatengebilde zukommenden hohen Mission durchdrungener, edler Repräsentant seiner Familie. Auch er widmete sich ursprünglich dem Kriegerstande gleich vielen seines Stammes, so die auf dem Felde der Ehre gefallenen oder ihren vor dem Feinde erhaltenen Wunden erlegenen: Wenzel, Obrist, geblieben bei Erlau 1596; Adam Eck, Obrist, geblieben 1608; Philipp, Major, geblieben bei Liegnitz 1760; Joseph Anton August, Feldmarschalllieutenant, geblieben bei Belgrad 1717; Andreas Matthäus, geblieben bei Belgrad 1789; dann die Feldobristen alter Zeit: Nicolaus I., † 1435 (1441?); Christoph, † 1564; Bohuslaw Felix, † 1583; endlich Wenzel Euseb, Feldmarschall und Hofkriegsrathspräsident, † 1677; Johann Georg Christian, Feldmarschall, † 1755; Franz Georg, Oberst, der edelsinnige Maltheserritter, † 1858; Joseph, General der Cavallerie und Generaladjutant, † 1875 u. a. m. — Ueber Lobkowitz' Verwendung in den unteren Chargengraden läßt sich einstweilen nur nachweisen, daß er als Hauptmann im Dragonerregiment Batthyany (jetzt Uhlanen) Nr. 9 eingetheilt gewesen und an den Kämpfen des österreichischen Erbfolgekrieges Antheil genommen habe. Bestimmtere, eingehendere Daten über ihn bietet erst die Geschichte des siebenjährigen Krieges; die Relation über die Schlacht bei Lobositz 1756 rühmt das Wirken des Obersten L. als Commandant des Kürassierregiments Nr. 5; ehrende Anerkennung findet sein mannhaftes Eingreifen an bedrohten Punkten, bei Kolin 1757 als Generalmajor und Brigadier; bei Breslau 1757 fällt ihm das Verdienst zu, den Angriff der Dörfer Schmiedefeld und Höfgen mit gutem Erfolge unterstützt zu haben; an dem Tage bei Meißen 1759 war es L., welcher den mit Zurücklassung von Geschützen weichenden Truppen dadurch wesentlich behülflich geworden, daß er aus freiem Antriebe mit fünf Schwadronen und dem Regimente Alt-Modena in die rechte Flanke der feindlichen Reiterei überwältigend eindrang und so eine günstige Wendung des Kampfes sowie die Wiedergewinnung der verlorenen Geschütze ermöglichte; bei Maxen 1759 hat er durch beispielgebende Tapferkeit seiner nacheifernden Truppe vorangeleuchtet; 1762 endlich zwang L. mittelst eines Ueberfalles des Ortes Pegau die dortige Besatzung mit namhaftem Verluste zum Rückzuge und bewies ferner an der wilden Weisseritz Umsicht und kluges Verhalten. Ganz besonders für die schöne Waffenthat bei Meißen wurde L. das Ritterkreuz des hochgeschätzten Militär-Maria-Theresien-Ordens zuerkannt. Mit dem Schlusse des Krieges endete aber des Fürsten rein militärische Laufbahn, denn kaiserliches Vertrauen bestimmte L., welcher 1763 Feldmarschalllieutenant, 1771 General der Cavallerie geworden war, zur diplomatischen Vertretung des Staates. Nachdem er kurze Zeit in Italien verwendet worden war, begab er sich 1764 als bevollmächtigter Minister Oesterreichs an den St. Petersburger Hof, wo er bis 1777 verblieb. Seine Thätigkeit in dieser Stellung gibt allen Anlaß, ihn einen treuen Freund des Vaterlandes, einen wohlbedachten, biederen Rathgeber seines Monarchen zu nennen und hervorzuheben, daß er sich auch als gewandter Vermittler bewährte, indem er die Verhandlungen hinsichtlich der ersten Theilung Polens 1772 maßvoll und den zwingenden Verhältnissen angepaßt zu leiten verstanden. Die Erhebung zum Ritter des goldenen Vließes ehrte des Fürsten hingebungsvolle, erhebliche Leistungen. L., der 1785 auch noch durch die Ernennung zum Feldmarschall und Hauptmann der ersten Arcieren-Leibgarde ausgezeichnet worden ist, widmete seine letzten Lebensjahre, getreu den Traditionen seiner Familie,

eifriger Pflege von Wissenschaft und Kunst und galt als gründlicher Kenner der Musik sowie als ideenreicher Compositeur.

Wurzbach, Biograph. Lex. d. Kaiserth. Oesterr., 15. Bd., Wien 1866. Hirtenfeld, Der Milit.-Mar.-Theres.-Orden ꝛc., 1. Bd., Wien 1857. Hormayr, Taschenb. f. vaterl. Gesch., Neue Folge, 1. Jahrg., 1830. Schels, Oesterr. milit. Zeitschr., 1841, 2. Bd. Thürheim, Gesch. d. 8. Uhl.-Rgmts., Wien 1860. Beer, Die erste Theilung Polens, Wien 1873.

Sch.

Lobkowitz: Wenzel Eusebius v. L., geb. am 20. Januar 1609, † am 22. April 1677, Fürst und Regierer des Hauses L., Herzog von Sagan, gefürsteter Graf von Sternstein, Herr zu Chlumetz, Raudnitz u. a., stammte aus dem altadeligen böhmischen Geschlechte der L. und zwar von der Chlumetzer Linie der Popel-Lobkowitz. Sein Vater war Zdenko L., Oberstkanzler von Böhmen und der erste Fürst dieses Namens (1558—1626), seine Mutter Polyxena von Sternstein, verw. Gräfin Rosenberg, welche Raudnitz an die Familie brachte. L. studirte, machte größere Reisen, warb 1631 ein Regiment Arkebusiere, diente noch zur Zeit Wallenstein's in Böhmen und Schlesien, später am Niederrhein und in Westphalen, entsetzte 1639 Prag, versah mehrere Missionen und eröffnete die böhmischen Landtage von 1643—49. Bereits 1636 wurde er Hofkriegsrath, 1640 Feldzeugmeister, 1644 Vicepräsident des Hofkriegsrathes, 1645 geheimer Rath, 1652 Präsident des Hofkriegsrathes, 1665 Obersthofmeister und 1669 nach dem Sturze des Fürsten Auersperg Präsident des geheimen Rathes. Er hatte schon 1657 die Wahl König Leopolds I. als deutscher Kaiser durchgesetzt, war dessen Vertrauensmann und erster Minister. Er veranlaßte 1668 den ersten geheimen Theilungsvertrag mit Frankreich wegen der spanischen Erbschaft, schloß 1671 den Vertrag mit Frankreich und unterstützte die französische Politik; er unterdrückte die ungarische Verschwörung 1672 und führte in Ungarn eine absolute Regierung ein. Der Wechsel der kaiserlichen Politik gegenüber Frankreich und in Ungarn, sowie die Hofintriguen brachten den allmächtigen Minister zu Falle. Er wurde am 16. October 1674 ohne Verhör und Proceß entlassen und nach Raudnitz verwiesen, wo er 1677 starb. Er war ein freimüthiger rücksichtsloser Herr, ein Gegner der Jesuiten, loyal für den Kaiser und Oesterreich und ein guter Wirthschafter; noch 1674 vereinigte er seinen Besitz zu einem Fideicommiß. Seine erste Frau war 1638—1650 Johanna Myska v. Zlunic, die zweite Auguste Sophie, geb. Pfalzgräfin von Sulzbach, welche als Protestantin niemals am Wiener Hofe erschien und 1682 in Nürnberg starb. Lobkowitz' Sohn Ferdinand August (1655—1715) wurde Obersthofmeister der Kaiserin Amalie, Gemahlin Kaiser Josephs I.

Wurzbach, Biograph. Lexikon, XV. Hormayr's Taschenbuch, 1830. A. Wolf, Fürst Wenzel Lobkowitz, Wien 1869.

Adam Wolf.

Löbl: Hans Christoph Freiherr v. L. (auch Löbel und Löwel), kaiserlicher General-Feldwachtmeister, Hofkriegsraths-Vicepräsident, Stadtcommandant von Wien und Obrister der Wiener Stadtguardia, geb. den 25. December 1578 zu Wien und ebendaselbst gestorben den 12. Juni 1636 (1638?). Der „erfahrene Löbl“, so lautet das Epitheton, das ihm im Vergleiche zu seinen Kampfgenossen geworden; es gilt vornehmlich den klugen Maßnahmen, die er im kaiserlichen Cabinette sowie im Kriegsrathe anzuregen wußte, als auch seiner wohlbedachten Befehlsgebung im Angesichte des Feindes. Für Wiens Bürger war L. überdies ein sorgsamer, Ordnung und Sicherheit wahrender Stadtguardiaobrister und hat die Erinnerung an ihn bis auf die Jetztzeit ehrenden Ausdruck gefunden in der nach ihm benannten „Löwel-Bastei“ und seit deren Abtragung

in der „Löwel-Straße“. Nach übereinstimmenden Angaben waren Löbl's Ahnen vorerst im Elsaß ansässig, übersiedelten dann nach Schwaben und kamen im 16. Jahrhundert nach Oesterreich, wo Löbl's Vater die Würden eines niederösterreichischen Regierungsrathes, kaiserlichen Obristen, Oberstkämmerers und kaiserlichen Schloßhauptmanns zu Forchtenstein und Eisenstadt bekleidete und in den Freiherrnstand erhoben wurde. Hans Christoph Löbl's Thätigkeit erscheint erst von 1620 an nachweisbar, in welchem Jahre er als Obrist bei Zistersdorf die Reserve befehligte und dann in der Schlacht am weißen Berge bei Prag als Commandant der leichten Reiterei des Mitteltreffens so entschieden und rechtzeitig in den sich ungünstig gestaltenden Kampf eingriff, daß alles Verlorene wieder zurückerobert werden konnte. 1621 focht L. in Ungarn und nachdem er 1624 mit Erzherzog Karl als Kämmerer am spanischen Hofe gewesen, erhielt L. 1626 den Auftrag, mit mehreren Tausend Kriegsleuten die aufständische Bewegung der Bauern im Lande ob der Enns zu unterdrücken. Die Wahl war auf den richtigen Mann gefallen; Löbl's umfassende Bedachtnahme für Sicherung der Flußübergänge, Besetzung der Pässe, sowie Bereithaltung von Kriegsbedürfnissen erleichterte wesentlich seine Unternehmungen; seine Energie und die Raschheit der durch ihn angeordneten Operationen verbreitete großen Schrecken unter den Aufständischen, denen er nie mehr als eine Stunde Bedenkzeit gegeben. Trotz der gegnerischen Uebermacht nahm L. in kühnem Anlaufe über eine gewagt hergestellte Seilbrücke das Bauernlager bei Enns und den Ort selbst und unterwarf Wels und Ebelsberg. Hierauf vertheidigte er Wels und mißlang es ihm auch wegen Munitionsmangel seinen Hauptausfall mit vollem Erfolge zu Ende zu führen, so hielt es ihn doch nicht ab, den Gegner durch tägliche kleinere Gefechte so lange zu beschäftigen, bis er sich mit Pappenheim vereinigen konnte. Bei Efferding befehligte L. den linken Flügel, durch zähes Aushalten den Sieg entscheidend; bei Gmünden mußte er dagegen als Commandant des rechten Flügels weichen und konnte erst an dem Erfolge des standhaft streitenden linken Flügels Antheil nehmen, nachdem er seine Mannschaft wieder gesammelt. Wirksam war ferner Löbl's Truppenleitung bei Vöcklabruck und Wolfseck. In Anerkennung der Verdienste Löbl's erfolgte nach Beendigung der Unruhen dessen Ernennung zum General-Feldwachtmeister und Hofkriegsraths-Vicepräsidenten, in welcher Stellung seine Thätigkeit von nachhaltiger Bedeutung gewesen. Als Commandant von Wien machte sich L. um die Verbesserung der Stadtumwallung verdienstlich, 1631 endlich stand er im Cabinette des Kaisers in Verwendung.

Schweigerd, Oesterr. Helden u. Heerführer ꝛc., 1. Bd., Leipz. u. Grimma 1852. Reilly, Skizzirte Biographien d. berühmtesten Feldh. Oesterr., Wien 1813. Fels, Die Schlacht am weißen Berge bei Prag ꝛc., Breslau 1879. Kurz, Beiträge zur Gesch. des Landes Oesterr. ob der Enns, 1. Thl., Leipzig 1805. Sch.

Lobstein: Johann Friedrich L. der Aeltere, Arzt, den 30. März 1736 in Lampertheim (bei Straßburg) geboren, Sohn eines dort lebenden Chirurgen, beabsichtigte in die Fußstapfen seines Vaters zu treten und sich ebenfalls zum Wundarzte auszubilden, auf Zureden von Böhler aber widmete er sich dem wissenschaftlichen Studium der Medicin und erlangte in Straßburg nach Vertheidigung seiner beachtenswerthen Dissertation „De nervo spinali ad par vagum accessorio“ im J. 1760 die medicinische Doctorwürde. — Nach einer größeren Reise durch Holland und Frankreich habilitirte er sich in seiner Vaterstadt und erhielt hier die Erlaubniß, Vorlesungen über Anatomie und Physiologie zu halten; 1764 wurde er zum Demonstrator in der Anatomie und 1768 nach dem Tode von Eisenmann zum Prof. ord. der Anatomie und Chirurgie ernannt. — Berufungen nach Göttingen und Berlin schlug er aus; ihm genügte seine Stellung

in Straßburg und in dieser ist er auch bis zu seinem am 11. October 1784 erfolgten Tode verblieben. — L. ist nicht ohne Verdienst um die Förderung der Chirurgie und Augenheilkunde, namentlich zeichnete er sich durch Gewandtheit in einzelnen chirurgischen Operationen, dem Steinschnitt, der Cataract- und Thränenfistel-Operation aus. — Mit seiner litterarischen Thätigkeit umfaßte er das ganze Gebiet der Medicin, größere Werke hat er jedoch nicht veröffentlicht, alle seine Arbeiten vielmehr in zahlreichen, unter seinem Vorsitze vertheidigten akademischen Schriften niedergelegt, von welchen sich ein vollständiges Verzeichniß in Dict. hist. de la médecine III. 466 findet. — L. war der Onkel von Joh. Friedr. L. dem Jüngeren (1777—1835) und Lehrer Goethe's.

Ueber sein Leben vgl. J. M. Lobstein, Denkmal der Liebe seinem Bruder J. F. L. errichtet, Straßb. 1784 und Vicq d'Azyr, Éloge de J. F. L., Par. 1786. A. Hirsch.

Lobstein: Johann Friedrich L. der Jüngere, Arzt, Neffe von Johann Friedrich L. dem Aelteren, ist am 8. Mai 1777 in Gießen geboren. Sein Vater, der im J. 1775 als Professor der Theologie aus Straßburg i. E. nach Gießen berufen worden war, kehrte 1790 mit seiner Familie in seine Vaterstadt zurück und starb hier, ein Opfer seiner religiösen Ueberzeugung, in den Kerkern der Revolution. — Mit glänzenden Geistesgaben, besonders mit einer seltenen Gedächtnißkraft ausgestattet und voll Eifer für die Wissenschaft hatte L. bereits in seinem 15. Lebensjahre sich diejenigen Kenntnisse angeeignet, welche ihn befähigten, sich dem speciellen Studium der Medicin zu widmen, leider aber wurde ein regelmäßiger Studiengang dadurch unterbrochen, daß er, nach kaum einjährigen Arbeiten, gezwungen wurde, als Elève en chirurgie der Rheinarmee zu folgen. Erst gegen Ende des Jahres 1793, nach Durchbrechung der Weißenburger Linien, war ihm vergönnt nach Straßburg zurückzukehren und seine Studien wieder aufzunehmen. Vorzugsweise interessirte ihn die Anatomie, und seine eigenen Arbeiten auf diesem Gebiete fanden in dem Lehrkörper der Facultät eine solche Anerkennung, daß er 1798 zum Prosector und alsbald zum Director des anatomischen Theaters (Chef des Travaux anatomiques) ernannt wurde. — Im J. 1802 erlangte er nach Vertheidigung seiner ausgezeichneten Arbeit „Essai sur la nutrition du foetus“ An. X (deutsch 1804) die Doctorwürde, 1804 begann er seine Vorlesungen über Anatomie und 1806 wurde er zum ersten Geburtshelfer am Bürgerhospitale in Straßburg und zum Lehrer an der daselbst bestehenden Hebammenschule des Departements du Bas-Rhin ernannt. — Mit dem Studium der Anatomie verband er zoologische und vergleichend-anatomische Forschungen, eine besondere Aufmerksamkeit aber wandte er der pathologischen Anatomie zu und die reiche Gelegenheit, welche ihm für Gewinnung pathologisch-anatomischer Präparate geboten war, gab ihm den Gedanken ein, ein pathologisches Museum zu begründen. — Der Eifer, mit welchem er diesen Gedanken ausführte und die Erfolge seiner Bemühungen, die Herstellung einer für jene Zeit überaus reichen und werthvollen Sammlung pathologisch-anatomischer Präparate, lenkten die Aufmerksamkeit Cuvier's auf ihn, und auf Veranlassung dieses großen Gelehrten wurde in Straßburg im J. 1819 ein Lehrstuhl für pathologische Anatomie begründet, L. auf denselben berufen und ihm gleichzeitig das Directorat des Museums übertragen. Zwei Jahre später wurde er noch zum Professor der medicinischen Klinik ernannt und allen diesen Aufgaben wurde er, neben einer nicht unbedeutenden litterarischen und praktischen Thätigkeit als Arzt, mit ungeschwächtem Eifer bis kurz vor seinem im J. 1835 erfolgten Tode gerecht. — Unter den zahlreichen, theils monographisch, theils in wissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlichten Arbeiten Lobstein's nehmen die auf dem Gebiete der anatomisch-physiologischen und der pathologisch-anatomischen Forschung die erste Stelle ein.

Unter den der ersten Gruppe angehörigen Schriften verdienen vorzugsweise die auf die Anatomie und Physiologie des Foetus und der weiblichen Geschlechtsorgane gerichteten Untersuchungen — vor Allem die obengenannte, als Inauguraldissertation veröffentlichte Arbeit „Ueber die Ernährung (bez. Bildung) des Foetus", demnächst einige bereits früher „Ueber die Gefäße des Nabelstranges" und „Ueber die Lage der Hoden im Unterleibe des Foetus und das Herabsteigen derselben" (beide in den Archives de l'art des accouchemens, 1801), später „Ueber den Kreislauf im Foetus" (in Magasin encyclopédique, 1804) und „Ueber den Bau des Uterus" (ebendort) erschienene Arbeiten, sowie eine größere Schrift „De nervi sympathetici humani fabrica, usu et morbis", 1823, hervorgehoben zu werden. — Eine seiner ersten und interessantesten pathologisch-anatomischen Arbeiten liegt in dem „Mémoire sur l'ossification des artères" (in Mém. de la Soc. d'agriculture et des sciences et arts, 1811, auch besonders erschienen) vor; daran knüpfen sich als Vorläufer seines großen Handbuches der pathologischen Anatomie die in dem Journ. complémentaire du dictionnaire des sciences méd. 1818 II. 3, 311 erschienenen „Vues générales sur l'anatomie pathologique", in welchen er im Anschlusse und im Geiste seines großen Vorgängers Bichat die Grundsätze und Ziele der pathologisch-anatomischen Forschung in folgenden drei Thesen: 1) „l'analyse anatomique de l'organe echangé dans sa structure"; 2) „l'examen physiologique de cet organe tendant à découvrir comment et par quel mécanisme le changement organique a pu s'effectuer"; 3) „Les relations qui existent entre les organes altérés dans leur structure et les phénomènes vitaux ou ce qu'on appelle ordinairement les symptomes et les phénomènes de la maladie" niedergelegt und erörtert hat. — Von diesem Standpunkte ist denn auch das zuvor erwähnte Handbuch der pathologischen Anatomie, „Traité d'anatomie pathologique", 2 Vols. 1829, 1833 (deutsch in 2 Bänden 1834, 1835) bearbeitet, die bei weitem bedeutendste Schrift über diesen Gegenstand aus jener Zeit, mit welcher sich L. ein bleibendes Denkmal in der Geschichte der Medicin gesetzt hat. Leider hat ihn der Tod vor Vollendung dieser Arbeit ereilt. — Auch auf dem Gebiete der Geburtshülfe hat sich L. durch seine wissenschaftlichen und praktischen Leistungen ein nicht geringes Verdienst verschafft. Die von ihm veröffentlichten Berichte über seine Thätigkeit als Geburtshelfer in der städtischen Gebäranstalt in Straßburg aus den Jahren 1804 bis 1815 (in Leroux Journ. de méd. 1816 XXXVI und 1817 XL) geben den Beweis, daß er mit den großen Fortschritten, welche die Geburtshülfe zu jener Zeit besonders in der Wiener Schule gemacht hatte, wohl vertraut war und nicht weniger hat er auch hier auf dem Wege der anatomischen Forschung zur Förderung dieses Zweiges der Medicin beigetragen. Mit seinen umfassenden medicinischen Kenntnissen verband L. eine klassische Bildung und ein lebhaftes, verständnißvolles Interesse für die schönen Künste, denen er in enthusiastischer Weise huldigte, die Lieblingsbeschäftigung in seinen Mußestunden aber bildete die Historie, besonders die Alterthumswissenschaft, und diese Neigung bethätigte er durch Sammlungen von Alterthümern, unter welchen eine Collection von mehr als 6000 Münzen besonders bemerkenswerth war. — Als klinischer Lehrer war L. durch äußerste Gewissenhaftigkeit, welche überhaupt seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit beherrschte und durch Klarheit in den Vorträgen ausgezeichnet; als praktischer Arzt war er nicht blos beliebt, sondern auch wahrhaft geliebt, und wo er als Hausarzt fungirte, wurde er in der Regel alsbald auch ein Freund der Familie. — Sein Wohlwollen, das Armen gegenüber sich bis zur Verschwendung steigerte, die Bescheidenheit, welche ihn zierte und ihn ebenso vor Heftigkeit in der Vertheidigung eigener Ansichten bewahrte, wie ihn milde in der Beurtheilung anderer machte, gewannen ihm die Liebe aller, die mit ihm in

ferne oder nahe Berührung traten und namentlich die seiner Collegen, mit welchen er stets auf freundschaftlichem Fuße lebte. Im Beginne des Jahres 1833, bis wohin sich L. ungetrübter Gesundheit erfreut hatte, stellten sich bei ihm Harnbeschwerden ein, welche auf Anwesenheit eines Steines in der Blase schließen ließen, allein wiederholte, in diesem und den folgenden Jahren angestellte Untersuchungen, welche bei Fortdauer und Steigerung der Beschwerden geboten waren, ergaben negative Resultate. Im Februar des Jahres 1835 erkältete sich L. auf einer Spazierfahrt, es entwickelte sich ein nervöses Fieber und nach siebentägigem schweren Leiden erfolgte am 7. März sein Tod. Die Section ergab, bei fast ganz normalem Zustande der Blase, eine weit reichende, eitrige Zerstörung der rechten Niere. An Auszeichnungen hat es L. während seines Lebens nicht gefehlt; so erhielt er unter Anderem im J. 1834 auf Guizot's Vorschlag das Kreuz der Ehrenlegion. Die würdigste Anerkennung hat er in der Stadt, in welcher er gelebt und gewirkt hat, von der deutschen Wissenschaft erfahren, welche in dem im J. 1878 eröffneten pathologischen Institute in Straßburg seine Büste aufgestellt hat.

Ueber das Leben L.'s vgl. Discours prononcés aux obsèques de J. F. L. par Caillot. Strasb. 1835. — Ehrmann, Eloge histor. du professeur J. F. L. Strasb. 1836. — Nekrolog in Salzb. med.-chir. Zeitung 1835 Nr. 101, S. 364. — Ed. Lobstein, J. F. L., der Gründer des pathologischen Museums zu Straßburg. Straßb. 1878. — Ein ziemlich vollständiges Verzeichniß der Schriften L.'s findet sich in Dict. hist. de la méd. III. 468—470.

A. Hirsch.

Lobstein: Johann Michael L., Bruder des Anatomen Johann Friedrich L., elsässischer protestantischer Theologe, geb. 1740 zu Lampertheim im Elsaß, † zu Straßburg am 29. Juni 1794. Nachdem er 1767 in Paris gewesen, wurde er in Straßburg Pfarrer und Professor am Gymnasium. Auf einer Reise durch Deutschland begriffen, wurde er 1773 in Gießen festgehalten, indem man ihm dort die Stelle eines Professors der Philosophie anbot, die er 1775 mit der eines Professors der Theologie vertauschte. Nachdem er 1777—1790 erster Pfarrer und Superintendent zu Butzbach in Hessen gewesen, kehrte er nach Straßburg in seine frühere Stellung zurück. Außer verschiedenen Programmen, Dissertationen und Kinderschriften schrieb er über den „Codex Samaritanus Parisinus St. Genovefae" (Frankfurt 1781 nebst Anhang 1782); „Observationes criticae in loca Pentateuchi illustria" (ebend. 1787); „Christliches evangelisch-lutherisches Beicht- und Communionbüchlein für allerlei Christen" (Straßburg 1791); „Nachrichten und Auszüge aus den Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris" (Hildburghausen 1791—94, in 3 Bänden); einige kirchenpolitische Schriften, die sich auf die Neuordnung der Verhältnisse während der Revolution beziehen (1791—92) und einen „Commentar über die Apostelgeschichte des Lucas", davon nur der erste Band (Straßburg und Leipzig 1792) erschienen ist.

Nachrichten über ihn bei Haag, La France protestante, VII, S. 107 f.

Holtzmann.

Lobwasser: Ambrosius L., der bekannte Psalmendichter, ist am 4. April 1515 zu Schneeberg im Erzgebirge geboren, wo sein Vater Inspector am Bergwerke war. Er besuchte die Schule in Leipzig, wo sein älterer Bruder Paul, Professor der Jurisprudenz daselbst, sich seiner annahm. Nach vollendeter Schulzeit wandte er sich auch zum Studium der Jurisprudenz, ward im J. 1535 Magister und blieb dann bis zum Jahre 1550 als juristischer Docent in Leipzig. In diesem Jahre unternahm er in Begleitung zweier jungen Leute als deren Hofmeister eine größere Reise, auf welcher er sich in Löwen und in Paris eine Zeit lang aufhielt; hernach verweilte er noch bei den Hugenotten in Berry eine

längere Zeit. Vom Jahre 1557 an lebte er sodann als fürstlicher Rath und Kanzler in Meißen. Darauf ging er noch nach Italien, wo er im J. 1562 in Bologna Doctor der Rechte wurde. Nachdem er dann wieder ungefähr ein halbes Jahr sich in Leipzig aufgehalten hatte, folgte er im J. 1563 einem Rufe des Herzogs Albrecht von Preußen als Professor der Rechte und Hofgerichtsassessor nach Königsberg. Im J. 1580 mußte er wegen Altersschwäche seine Aemter niederlegen; er starb unverheirathet am 27. November 1585, etwas über 70 Jahre alt. — L. hat sich durch seine Psalmen einen großen Namen erworben; obschon der Werth derselben als Uebersetzung und als Nachdichtung ein höchst geringer ist, haben sie doch durch die außerordentliche Verbreitung, die sie bei den Reformirten deutscher Zunge gefunden haben, große Bedeutung gewonnen. Während seines Aufenthaltes in Frankreich hatte L. den hugenottischen Psalmengesang kennen gelernt und namentlich die eigenthümlichen Melodien desselben scheinen einen großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, so daß er sie nach Deutschland hinüber zu verpflanzen trachtete. Um diese Melodien unverändert lassen zu können, brachte er die Psalmen, wie sie von Marot und Beza ins Französische übersetzt waren, nach genau denselben Versmaßen in deutsche Reime. Er that das zunächst zu seinem eignen Vergnügen, um die Muße, welche ihm sein Amt in Königsberg (zur Zeit einer Pest?) ließ, nützlich auszufüllen. Im J. 1562 war zum ersten Male der ganze Psalter in der genannten französischen Uebersetzung mit den Melodien, die hernach in Gebrauch blieben, erschienen, und schon im J. 1565 hatte auch L. alle Psalmen deutsch bearbeitet, wie aus der Widmung seiner Arbeit an Herzog Albrecht von Preußen vom 15. Februar 1565 ersichtlich ist. Er erwähnt dabei der Hülfe und des Rathes, die ihm dabei abseiten eines edlen Franzosen Jacob Gaurier zu theil geworden seien; es scheint ihn dieser vor Allem in jenen traurigen Jahren zur Vollendung der Arbeit ermuntert, vielleicht auch zu ihrer Veröffentlichung gerathen zu haben. Doch zögerte sich die Herausgabe noch hin und so gewann L. Zeit, seine Arbeit zu übersehen und vielerorts zu verbessern. Namentlich der Tod des Herzog Albrecht im J. 1568 trat hindernd ein; L. hatte wol erwartet, daß der Herzog den Druck unterstützen werde. Im J. 1573 erschien dann das Werk bei Hans Steinman in Leipzig unter dem Titel: „Der Psalter des königlichen Propheten Davids, in deutsche Reimen verständiglich und deutlich gebracht .... durch den ehrenfesten und hochgelehrten Herrn Ambrosium Lobwasser u. s. f." in klein Octav. Jedem Psalm ist die Melodie in vier Stimmen beigedruckt, jede Stimme für sich. Vor jedem Psalm ist der Inhalt desselben kurz angegeben; sodann folgt eine Notiz über das Versmaß der Uebersetzung; auf jeden Psalm folgt ein Gebet in Prosa, das sich auf den Inhalt desselben bezieht. Die ganze Arbeit zeugt von dem frommen Sinn ihres Verfassers, aber freilich auch von seiner geringen dichterischen Begabung; die Silben sind einfach gezählt, die Zeilen reimen sich, die Sprache ist holprig und manchmal kaum verständlich, wie es auch, von allem Anderen abgesehen, bei der Art, wie sich L. an sein französisches Original gebunden hat, kaum anders sein kann. (Ueber die Melodien, die L. unverändert aus dem französischen Psalter herübernahm und namentlich über den Antheil, den Claude Goudimel, nach welchem sie meistens benannt werden, an ihnen hat, ist jetzt vor Allem Riggenbach zu vgl. an dem unten anzuführenden Orte.) Daß schon im J. 1563 und zwar zu Amberg eine Ausgabe des Lobwasser'schen Psalters erschienen sei, ist eine irrthümliche, wahrscheinlich auf einem Druckfehler beruhende Angabe; aber vom J. 1573 erschienen nun in schneller Folge immer neue Ausgaben, wie sie der immer ausgedehntere Gebrauch, den diese Psalmen bei den deutschen Reformirten fanden, nothwendig machte. Bis etwa zum J. 1700 behaupteten sie dann in diesem Kreise ein fast unbeschränktes Ansehen und wurden

so gut wie allein im Gottesdienste gebraucht. Dann fing man an, sie zu überarbeiten; während L. selbst den 150 Psalmen nur die zehn Gebote in Versen („Erheb Dein Herz, thu auf Dein Ohren") und den Gesang Simeon's hinzugefügt hatte, wurden schon früh seinen Psalmen anhangsweise auch andere Lieder, z. B. von Luther, hinzugefügt; hernach erweiterte man den Anhang, bis es dann (nach 1700) dahin kam, daß der Anhang allmählich fast allein gebraucht wurde, und so ist jetzt vom alten L. auch in den reformirten Gemeinden, abgesehen von einigen Melodien, kaum noch der eine oder der andere Psalm in Gebrauch. Obgleich L. selbst Lutheraner war, so fanden seine Psalmen in der lutherischen Kirche so gut als gar keine Aufnahme; ihm selbst wurden vielmehr aus seinen Psalmen calvinische Ketzereien nachgewiesen, die er aus dem französischen Psalter sich angeeignet habe; und nur ganz einzeln wurden seine Psalmen als Gesangbuch von Lutheranern im Gottesdienst gebraucht, wie z. B. in der Marienkirche zu Elbing bis zum J. 1655 (nach Döring, Choralkunde, S. 52, Anm.). Eine größere Anzahl der Melodien fand allerdings auch in der lutherischen Kirche Verbreitung; aber einige von diesen hatten hier auch schon vor dem Erscheinen des Lobwasser'schen Psalter Aufnahme gefunden; von den Lobwasser'schen Psalmennachdichtungen wurden hingegen nur ganz wenige, unter ihnen z. B. die des 42. Psalms: „Wie nach einer Wasserquelle" in lutherische Gemeindegesangbücher aufgenommen. Außer den Psalmen hat L. auch noch alte lateinische Kirchenlieder in deutsche Verse gebracht; eine Sammlung solcher erschien unter dem Titel: „Bewährte hymni patrum und anderer gottseligen Männer" im J. 1579, auch zu Leipzig bei Hans Steinman; unter diesen Liedern haben einige einen größeren Schwung, weil der Dichter bei ihnen in Hinsicht auf das Versmaß größere Freiheit hatte. Zu ihnen gehört das Lied: „Allein zu Gott mein Hoffnung steht", das sich im 17. Jahrhundert in mehreren Gemeindegesangbüchern findet.

Jöcher II, Sp. 2483. Rotermund zum Jöcher III, Sp. 1993. Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 79 ff. Adami vitae germanorum iureconsultorum etc., Frankf. a. M. 1705, Fol., S. 121 ff. Hartknoch, Preußische Kirchenhistoria (1686), S. 498 ff. Koch, Gesch. des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., II. S. 394—401. Döring, Choralkunde, S. 52—57 u. S. 234. Wackernagel, Bibliographie, S. 380 f. (u. S. 329); das deutsche Kirchenlied I, S. 509 f.; IV, S. 844 ff. Ueber die französischen Psalmenmelodien: Riggenbach in Herzog, Theol. Realencyklopädie, 2. Aufl., 12. Bd., S. 335 ff.; vgl. auch ebenda den Artikel „Lobwasser" von Laurmann, 8. Bd., S. 706 ff.

l. u.

Locella: Alois Emmerich Freiherr v. L., geb. zu Wien am 3. Septbr. 1733, trat, nachdem er seine Studien an der theresianischen Ritterakademie vollendet hatte, in den österreichischen Staatsdienst, in welchem er allmählich bis zu der Stellung eines wirklichen niederösterreichischen Regierungsrathes und Beisitzers der Büchercensurcommission avancirte; er starb in Wien am 27. December 1800. Schon während seiner Studienzeit hatte er besondere Neigung für die classische Philologie empfunden und als junger Mann von 21 Jahren eine Probe dieser seiner Studien in der ohne seinen Namen erschienenen Schrift „Tria tentamina ad illustrandas leges XII tabularum" (Wien 1754) veröffentlicht; dieser Neigung blieb er auch in späteren Jahren treu und erwarb sich durch seine Ausgabe des griechischen Romans des Xenophon von Ephesus, welche einen auf Grund einer neuen Vergleichung der (einzigen) Florentiner Handschrift wesentlich verbesserten Text, eine neue lateinische Uebersetzung und einen gründlichen Commentar enthält (Wien 1796), eine angesehene Stellung unter den Philologen seiner Zeit, wie er auch mit dem bedeutendsten österreichischen Alterthumsforscher jener Zeit,

dem Numismatiker J. Eckhel, persönlich eng befreundet war. — Außerdem hat er noch zwei kleinere Schriften veröffentlicht: „Dialogus de iteratis librorum editionibus“ (Wien 1758) und „Essai sur la necessité de conférer les emplois selon les talens“ (ebendas. 1760).

Vgl. Dr. C. v. Wurzbach, Biographisches Lexicon des Kaiserthums Oesterreich, 15. Thl., S. 359. B.

Locher: Jakob L., von seinen Zeitgenossen gewöhnlich Philomusus genannt, welchen Beinamen er allem Anschein nach aus Italien mitgebracht hat, wurde Ende (zwischen dem 23. und 31.) Juli 1471 in dem oberschwäbischen Städtchen Ehingen a. D. geboren als Sprößling einer angesehenen, aber wenig bemittelten Familie. Nach längerem Besuche der lateinischen Schule in Ulm, wo M. Hans Vetter v. Wildberg sein Lehrer war, bezog er im Frühjahr 1487 die Universität Basel und wurde hier ein Schüler des Seb. Brant, dessen Unterricht und anregender Privatumgang auf den empfänglichen Jüngling einen tiefgehenden und nachhaltigen Einfluß ausübte. Nach je einjährigem Verweilen in Basel und Freiburg i. Br. übersiedelte er im Sommer 1489 nach Ingolstadt zu längerem Aufenthalte und hörte hier, wo er anfangs keinen namhaften Vertreter des Humanismus vorfand, zunächst, wie es scheint, Vorlesungen der scholastischen Philosophen, Theologen und Juristen. Erst im Februar oder März 1492 inaugurirte Konr. Celtis in Ingolstadt die ernstliche Betreibung der humanistischen Studien und fand nun an L. einen seiner begeistertsten und dankbarsten Zuhörer, aber nur für kurze Zeit; denn schon im Juni 1492 finden wir unsern L. in Tübingen. Noch im Laufe desselben (oder allerspätestens im Anfang des folgenden) Jahres ging er nach Italien, dem Mutterlande des Humanismus, durchwanderte einen großen Theil desselben, verweilte einige Zeit in Padua, dem Lieblingsaufenthalt der nach Süden ziehenden deutschen Musenjünger, hörte hier den zweisprachigen Gelehrten Markus Musuros aus Kreta und den Joh. Calphurnius, genoß aber daneben auch die studentischen Vergnügungen in vollen Zügen. Außerdem hielt er sich vorübergehend in Pavia, Ferrara, Bologna, wahrscheinlich auch in Florenz und Rom auf und hörte an diesen Orten unter Anderem den Laurentius Rossus, Ubertinus Clericus, Philipp Beroaldus, Franciscus Niger, Baptista Pius und Matthäus Siculus. Noch vor Ende des Jahres 1493 kehrte er von Bologna aus in Gesellschaft des Markgrafen Jakob (II.) von Baden in die Heimath zurück, nahm hier zunächst seinen Aufenthalt in Ulm und publicirte bereits zu Anfang des Jahres 1494 eine Ausgabe zweier Reden Cicero's. Schon im J. 1495 fand sein jugendlicher Feuereifer für die Verbreitung des Humanismus ein lohnendes Arbeitsfeld in Freiburg i. Br. Hier ließ er sich unter der Protection des angesehenen Canonisten Sigismund Kreutzer zunächst, wie es scheint, als unbesoldeter Privatdocent nieder und erhielt seinen Unterhalt von den badischen Markgrafen Karl und Christoph, welche nebst ihrem Bruder Jakob und dem bekannten Thomas Murner damals seine Schüler waren. Gleichzeitig mit seinen Vorlesungen begann er auch eine sehr fruchtbare litterarische Thätigkeit auf humanistischem Gebiete, die er fast 30 Jahre lang fortsetzte. Hierdurch gelangte er rasch zu großem Ansehen, so daß bereits im Frühjahr 1497 Kaiser Maximilian dem noch nicht 26jährigen Jüngling die Würde eines poëta laureatus verlieh. Kurz darauf (spätestens zu Anfang des J. 1498) erhielt er einen ehrenvollen Ruf nach Ingolstadt als lector in poësi und wurde hier mit der gleichen Besoldung (80 fl.) wie sein Vorgänger Celtis angestellt. Alsbald bewährte er sich als geistesverwandten und würdigen Nachfolger des Celtis, indem er durch seine Vorträge über antike Poesie und Rhetorik, durch anregende Interpretation classischer und theilweise auch patristischer Schriften, sowie durch seine eigenen Productionen in Poesie und Prosa, das von seinem Vorgänger

wachgerufene Interesse für die classische Bildung in immer weiteren Kreisen zu verbreiten und zahlreiche Schüler an seinen Lehrstuhl zu fesseln wußte. Natürlich blieb die Reaction der scholastischen Theologen gegen diese reißenden Fortschritte des Humanismus in Ingolstadt nicht aus. Ihren Umtrieben gelang es schließlich, seine Stellung so sehr zu erschüttern, daß er im Sommer 1503 nach Freiburg zurückkehrte, wo er eine temporäre Anstellung als Nachfolger des Ulrich Zasius (mit bedeutend geringerem Gehalte) fand. Sein Hauptgegner in Ingolstadt war der bereits über 70 Jahre alte Theologe Georg Zingel gewesen, der sowol wegen seiner scholastischen Gelehrsamkeit, als wegen seiner beruflichen Pflichttreue und priesterlichen Sittenstrenge hochangesehen war und deshalb die höchsten akademischen Ehrenämter (z. B. das eines ständigen Vicekanzlers) bekleidete, aber von intolerantem Rigorismus nicht frei war und namentlich gegenüber den humanistischen Bestrebungen die engherzigen Anschauungen seiner theologischen Fachgenossen, vor allem den Abscheu gegen die von L. mit Vorliebe tractirten heidnischen Dichter, diese „lasciven und obscönen Sittenverderber", vollständig theilte und offen vertrat. Auch das ausschweifende Privatleben Locher's bot dem strengen Sittenrichter vielfachen Anstoß und die feindseligen Ausfälle Locher's gegen die scholastische Lehrweise mußten seine höchste Erbitterung erregen. Gegen diesen, als den Haupturheber seiner Verdrängung von Ingolstadt, publicirte nun L. von Freiburg aus, und zwar alsbald nach seiner Habilitation daselbst (Ende Juli 1503) unter dem harmlosen Titel einer Apologia ein von Wuthausbrüchen, Injurien und Invectiven strotzendes Pamphlet, worin Zingel als ein infernales Scheusal dargestellt und mit den formidabelsten Anklagen überschüttet wurde. Dieser blieb anfangs ruhig, brachte aber nachträglich im Winter 1505, und zwar nach einer Andeutung Locher's erst in Folge der Aufstachelung durch den Freiburger Humanisten und Theologen Jacob Wimpheling, eine Beschwerde gegen L. beim akademischen Senat in Ingolstadt vor. Letzterer ließ nun (trotz des Widerspruchs der Juristen und Mediciner) eine officielle Rechtfertigungsschrift für Zingel publiciren, worin Locher's Anklagen mit Ruhe und Würde zurückgewiesen wurden. L. replicirte gegen Ende des J. 1505 durch eine geharnischte Gegenerklärung, in welcher er seine früheren Klagen zuversichtlich aufrecht erhielt. Damit endigte vorläufig dieser Streit, in welchem L. unerquickliche Proben seines heißblütigen und ungebändigten Temperaments abgelegt hatte. Gleichzeitig war er aber auch in Freiburg selbst mit seinen früheren guten Freunden Wimpheling und Zasius in widerwärtige Händel verwickelt. Die Veranlassung derselben ist nicht mehr zu ermitteln, der tiefere Grund liegt aber ohne Zweifel auch hier einerseits in Locher's freieren und gesunderen Anschauungen bezüglich der altclassischen Dichter, während diese von Zasius und Wimpheling fast nicht minder als von Zingel perhorrescirt wurden, andererseits in seinen sittlichen Schwächen, die ihm scharfe Zurechtweisungen von Seite Wimpheling's zuzogen. Der von L. mit äußerster Erbitterung geführte Streit wurde endlich durch die Intervention des akademischen Senates, wie es scheint, im Spätherbst 1505 beendigt. Aber Locher's krankhafte Gereiztheit dauerte fort und äußerte sich sogar durch Thätlichkeiten (z. B. gegen den elsässischen Humanisten Matth. Ringmann, Philesius Vosagigena), sowie durch kühnen Trotz gegen die akademische Behörde, bis endlich dieser die Geduld ausging und L. im Frühjahr 1506 seiner Stelle enthoben wurde. Dafür erhielt derselbe gleichzeitig vom Herzog Albrecht von Baiern wieder einen Ruf nach Ingolstadt „zu der lectur der poetrey" und folgte demselben. Als er hier wieder festsaß, unternahm er gegen Ende dieses Jahres einen Hauptschlag gegen die scholastische Theologie durch Publicirung einer dreitheiligen Schrift, für welche gewöhnlich der Specialtitel des ersten Theiles „Vitiosa sterilis Mulae ad Musam roscida lepiditate praeditam comparatio" als Gesammtbezeichnung angewendet wird.

Dieselbe ist, wie sich aus verschiedenen Anhaltspunkten mit Sicherheit ergibt, in erster Linie gegen den alten Zingel gerichtet, obwol dessen Name nirgends genannt ist. L. fühlte sich nämlich von diesem provocirt durch spöttische Aeußerungen über die Musen und Dichter, die Zingel als „Maulesel" bezeichnet hatte, um die angebliche Unfruchtbarkeit und Nutzlosigkeit der Poesie zu brandmarken. L. begnügte sich diesmal nicht mit einer Retorsion dieser Invectiven (z. B. durch Ausdrücke wie „Mauleseltheologen" 2c.), auch nicht mit einer Vertheidigung und Verherrlichung der Poesie, ihrer großen Leistungen und segensreichen Wirkungen, sondern schritt weiter zu einer allgemein gehaltenen Darlegung seiner Anschauungen über wahre und falsche Theologie. Zunächst persiflirt er in drastischer Weise die thörichte Zeitvergeudung der Scholastiker durch ihre spitzfindigen und haarspaltenden Quästionen. Dabei gibt er aber ausdrücklich (sogar durch Nennung von Namen) zu verstehen, daß er nicht die ganze Scholastik gleichmäßig treffen wolle, sondern vor allem die durch Occam begründete formalistische und sophistische Schule der sogen. Nominalisten oder Terministen (welche nebenbei auch meistentheils heftige Gegner des Humanismus waren), sowie die Richtung der terministischen Scotisten, welche mit den vorigen wenigstens die einseitige Bevorzugung der Logik und Syllogistik, die Disputirwuth und sophistische Disputirkunst gemein hatten. Sodann stellt er dieser unfruchtbaren Pseudospeculation die positive, biblisch-patristische Theologie als die allein wahre gegenüber, zu deren Vertretern er auch sich selbst rechnet, indem er sich gegen jede Gemeinschaft und Zusammenwerfung mit gewissen skeptisch-frivolen und ungläubigen Dichtern verwahrt, seine Orthodoxie und theologische Korrektheit betheuert. Indem er aber die Rückkehr zu dem lange vernachlässigten Studium der hl. Schriften und der alten Väter als der reinen Quelle der theologischen Wissenschaft energisch fordert, betont er dabei auch, daß die Väter Freunde der Dichtkunst gewesen und ihre Schriften von einem poetischen Hauch durchweht seien, woraus sich ergebe, daß die wahre Theologie und die Poesie keineswegs, wie man behaupte, mit einander unverträglich seien, sondern daß sie mit einander verbunden sein müssen und erst hierdurch ein harmonisches Ganze, eine vollkommene und wirklich genießbare Wissenschaft hergestellt werde. — Man ersieht hieraus, daß L. eine bemerkenswerthe Mittelstellung einnimmt zwischen der hyperconservativen Richtung der älteren und dem keck frivolen Geist der jüngeren Humanisten, deren Anschauungen bald darauf im Reuchlin'schen Streit zu Tage traten, indem er weder, wie jene, starr am Hergebrachten festhalten noch, wie diese, mit der Vergangenheit völlig brechen will. Aber gerade hierdurch gerieth er in eine gewisse Isolirtheit, indem er einerseits nach seinen kirchlichen Grundsätzen an dem Kampf gegen die Dunkelmänner, zu welchem sein Streit mit Zingel immerhin eine Art Vorspiel bildete, nicht wohl theilnehmen konnte, andererseits durch sein kühnes und freisinniges Auftreten sich doch auch von den engherzigen Ansichten der älteren Humanisten, besonders des oberrheinisch-elsässischen Gelehrtenkreises, dem er durch seine Jugenderziehung angehörte, losgesagt und dadurch die früheren Sympathien dieser Männer verscherzt hatte. Sie gaben fast alle ihren Unwillen über Locher's Auftreten gegen die Scholastik offen zu erkennen (darunter auch Geiler von Kaisersberg, Jacob Spiegel, Pallas Spangel und sein jugendlicher Schüler Philipp Melanchthon). Nur Thomas Murner that in einer eigenen Schrift vom J. 1509 seine Zustimmung — allerdings mit starken Restrictionen — kund. An die Spitze der ganzen Reaction aber stellte sich Wimpheling, indem er nach mehreren kleineren Publicationen im J. 1510 ein im gröbsten und malitiösesten Tone gehaltenes Pamphlet gegen L. (Contra turpem libellum Philomusi defensio theologiae etc.) erscheinen ließ, welches einerseits eine Verurtheilung der Dichter und ihrer Interpreten, anderer-

seits eine absurde Vertheidigung der Scholastik und ihrer Vertreter enthielt. L. selbst betheiligte sich seit dem J. 1507 nicht mehr am Kampfe, sondern entfaltete fortan eine 20jährige reichgesegnete Lehrthätigkeit, welche zugleich die humanistische Glanzperiode der Universität Ingolstadt bildete. Wenn dieselbe damals als Pflegerin der schönen Wissenschaften an der Spitze der deutschen Hochschulen stand, so hat L. jedenfalls das Hauptverdienst davon, indem seine Fachgenossen Aventin, Reuchlin, Joh. Agricola und Brassicanus je blos vorübergehend daselbst wirkten. Seine Vorträge beschränkten sich allem Anschein nach auf das lateinische Sprachgebiet, obwol er auch des Griechischen nicht unkundig war. Dieselben fanden großen Anklang bei seinen Zuhörern, unter denen sich gar manche aus fürstlichen und adelichen Familien befanden, nicht wenige auch nachmals zu den höchsten Würden gelangten. Ein Beweis seiner Popularität unter der akademischen Jugend, für deren Interessen er allseitig eintrat, war u. a. auch die glänzende Feier seiner Vermählung, welche im J. 1515 stattfand. Die Pathenschaft bei seinem Erstgeborenen übernahm der baierische Kanzler Leonhard v. Eck. Der Ausbruch der Pest im J. 1521 veranlaßte ihn zur zeitweiligen Uebersiedelung nach Ulm, wo er bei seinem früheren Schüler, dem Schulrector Joh. Gruner (Groner) wohnte und mit der geistigen Elite der Stadt verkehrte. Uebrigens plagte ihn damals bereits Kränklichkeit und diese scheint ihn auch nach der Rückkehr an die Hochschule (1522) nie mehr ganz verlassen, sondern allmählich körperlich und geistig gebrochen zu haben. Er starb in Ingolstadt am 4. December 1528. Vor seinem Tode hatte er sich den bekannten Theologen Johann Eck als Vormund seines Sohnes erbeten, was auf eine der Reformation nicht günstige Stimmung Locher's hinweist. Daß er aber doch auch nicht feindselig dieser Bewegung gegenübertrat, beweisen seine freundschaftlichen Beziehungen mit nicht wenigen offenen Anhängern derselben. (Von seinen sonstigen gelehrten Freunden mögen noch folgende erwähnt werden: Konr. Celtis, Hieron. Gebwyler, Kilian Leib, Konr. Reutter, Thom. Rosenbusch, Georg v. Sintzenhofen, Rud. v. Tanberg, Veit Werler, Erhard Truchses, Hieron. Rott (Roth), Joh. Pinicianus, Hieron. Baumgarter.) Seine Schriften, im ganzen ca. 40, wovon freilich die größere Hälfte nur geringen Umfang hat, sind sämmtlich lateinisch abgefaßt und zerfallen in prosaische und poetische. Unter den ersteren stehen oben an seine Unterrichtsbücher, welche bei der damaligen Seltenheit brauchbarer Hülfsmittel dieser Art überaus gesucht und bei ihrem billigen Preis doppelt willkommen waren, nämlich die „Grammatica nova“ (1495), eines der ältesten von einem Humanisten ausgearbeiteten Bücher dieser Gattung, ferner zwei Compendien der Rhetorik und neun Classikerausgaben, worunter fünf mit Commentar versehene. Die bedeutendste unter den letzteren ist die große Prachtausgabe des Horaz (1498), die Editio princeps für Deutschland, deren bedeutender Werth auch noch von Bentley anerkannt worden ist. Ein ähnliches Prachtwerk ist die Ausgabe des Fulgentius (1521). Wenn auch in diesen Ausgaben die nachaugusteischen Autoren vorwiegen, so besaß L. doch schon die richtige Einsicht, daß Cicero ein Musterschriftsteller ersten Ranges sei. Zu den (12) philologischen Schriften gesellen sich zwei theologische Tractate (vorwiegend kirchengeschichtlichen Inhaltes), zwei Reden ꝛc. Ueberaus reich ist Locher's poetische Production, da er die Beschäftigung mit der Poesie, darunter auch die praktische Nachahmung der classischen Dichtungen, als seine Hauptaufgabe betrachtete. Seine poetischen Erzeugnisse fanden ungemein großen Beifall, so daß Kaspar Bruschius und Th. Murner ihn geradezu als den princeps der zeitgenössischen Dichter bezeichneten. In der That nimmt er unter den Dichtern der Renaissance durch Begabung und Gewandtheit einen hervorragenden Platz ein. Obenan steht hier seine „Stultifera navis“ oder „Narragonia“ (1497), eine

sehr freie und selbständige, namentlich auch stark verkürzende, Bearbeitung des Narrenschiffs von Seb. Brant, welche von letzterem selbst veranlaßt wurde und seinen Beifall so sehr fand, daß er den L. als geistigen Miteigenthümer seines Werkes anerkannte und ihm auch die Holzschnitte seines Originals zur Verfügung stellte. Diese Bearbeitung fand nicht blos in den gelehrten Kreisen Deutschlands weit mehr Anklang, als das deutsche Original, sondern auch bei allen übrigen Kulturvölkern des Abendlandes eine ganz ungeheure Verbreitung. Binnen Jahresfrist wurde sie in Deutschland und Frankreich acht mal gedruckt und außerdem alsbald ins Französische und Englische übersetzt. Ebenso selbständig bearbeitete L. auch das angeblich von Phokylides, in der That von einem Alexandriner stammende Poëma nutheticon (a. 1500), wobei er neben dem griechischen Originaltext eine lateinische Prosaübersetzung von Aldus Manutius benützte. Außerdem hat er auch viele satirisch-polemische und didactisch-paränetische Originaldichtungen verfaßt, ferner patriotische Ergüsse an die deutschen Kaiser (Maximilian und Karl V.), Fürsten und Reichsstände, endlich religiöse Hymnen und Elegien. Und neben den fast zahllosen lyrischen Gedichten hat er sogar fünf Dramen hinterlassen, von denen vier durch seine Schüler öffentlich unter großem Beifall aufgeführt wurden. Drei derselben haben einen politisch-patriotischen Inhalt, indem das eine den erfolglosen Zug des französischen Königs Karl VIII. nach Italien zur Wiedereroberung von Neapel (1494 bis 1495) in tragisch-ironischer Weise behandelt, die beiden anderen in Form von Tragödien eine Aufmunterung der christlichen Fürsten und Völker zum Kriege gegen die Türken bezwecken. Das vierte („Judicium Paridis"), welches eine zweite Aufführung vor dem Polenkönige in Krakau erlebte, verfolgt in mythologisch-allegorischem Gewande eine moralische Tendenz. Das fünfte endlich ist eine kurze Nachahmung des Plautus (speciell der Asinaria) mit prosaischer Diction.

Zapf, Jakob Locher, genannt Philomusus, in biograph. und literar. Hinsicht, Nürnberg 1802; Hehle, Der schwäb. Humanist Jakob Locher Philomusus, eine kultur- und literarhistorische Skizze (Gymnasialprogramm), Ehingen 1873 u. 1874, dazu Nachträge ꝛc., Ehingen 1875. (Zu vgl. Schreiber, Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Br., 1857, I. 70 ff.; Prantl, Geschichte der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München 1872, I. 130 ff.; Wiskowatoff, Jakob Wimpheling, 1867; Stintzing, Ulrich Zasius, 1857; Zarncke, Seb. Brant's Narrenschiff, 1854 [Einleitung] ꝛc.) Hehle.

Locherer: Johann Nepomuk L., katholischer Theologe, geb. zu Freiburg im Br. am 21. August 1773, † zu Gießen am 26. Februar 1837. Er machte seine Studien in Freiburg, wurde am 2. Juli 1798 zum Priester geweiht, 1799 Pfarrer in Wandelsheim, 1800 in Seebronn, 1805 in Jechtlingen. 1830 erhielt er von der Tübinger katholisch-theologischen Facultät die Doctorwürde und wurde als Professor der Kirchengeschichte an die neu errichtete katholisch-theologische Facultät in Gießen berufen. Er ist der Verfasser einer „Geschichte der christlichen Religion und Kirche", von der 1824—34 neun Bände erschienen sind: die erste Abtheilung in sieben Bänden behandelt die Zeit von Christus bis auf Karl den Großen; die zweite sollte die folgende Zeit bis zur Reformation behandeln, es sind aber nur zwei Bände davon erschienen, die bis zum J. 1073 gehen. Das Werk ist im Wessenberg'schen Geiste geschrieben, aber ohne Quellenstudium: Schröckh scheint die Hauptquelle gewesen zu sein. Außerdem hat L. noch kurze Lehrbücher der christlich-kirchlichen Archäologie, 1832, und der Patrologie, 1837, veröffentlicht und früher Homilien über die sonn- und festtäglichen Evangelien, 1811, und Aufsätze in dem Constanzer Archiv für

Pastoralconferenzen, sowie später in der von der Gießener katholisch-theologischen Facultät 1834—36 herausgegebenen Zeitschrift für Theologie und christliche Philosophie.

N. Nekrolog, 1837, N. 108. Scriba, Lex. der Schriftsteller des Großh. Hessen, II. 459. Reusch.

Lochmayr: Michael L. von Haideck, eines der ausgezeichneteren Mitglieder der Wiener Universität aus der rheinischen Nation, als deren Procurator er 1471 und 1473 fungirte. Er war damals magister artium, Baccalaureus der Theologie und Licentiat der Rechte, gehörte somit drei Facultäten an. 1474 und 1479 erscheint er als Dekan der juridischen, 1481 und 1487 als Dekan der theologischen Facultät, 1474 und 1483 bekleidete er auch das Rectorat. Seit 1488 verschwindet er von der Wiener Universität und scheint um diese Zeit als Canonicus, Doctor der Theologie und des canonischen Rechts und Magister der freien Künste Nachfolger Paul Wann's († 1489) auf der Domkanzel in Passau geworden zu sein. Sein Geburts- und Sterbejahr sind unbekannt. Seine im Drucke veröffentlichten Werke (bei Hain, Repert. bibliogr. II. S. 276; vgl. auch S. 8, bei Gräße, Lehrbuch, II. 2. S. 404 und Trésor IV. 243) sind: „Parrochiale curatorum“, Lips. 1497, Hagen. 1498, Lips. 1499, Basil. 1500, Paris. 1513, Basil. 1514, 4. „Sermones de tempore et de quadragesima“, Hagen. 1500, Fol. (die weiteren Ausgaben bei Gräße, Lehrb., l. c., Hagen. 1614, 1615, Colon. 1678, scheinen bezüglich der Jahresdaten verdächtig). „Sermones de sanctis“ (Patav. s. a.), Hagen. 1497, 1500, Fol. „Practica electionum praelatorum“ (Patav. s. a.), 4. „Secreta sacerdotum mag. Heinrici de Hassia, qua sibi placent vel displicent in missa etc. per egregium s. theol. et jur. can. doct. mag. Mich. Lochmayr correcta et in hanc formam redacta“. (Davon allein 14 Ausgaben vor 1500.)

Vgl. Oudin, Commentarius III. col. 2369; Cave, Hist. lit., Bas. 1745, T. II. app. p. 223; Apfaltrer, Script. univ. Vienn. II. p. 19; Aschbach, Gesch. der Wiener Univ. II. an versch. O.; Hist.-pol. Bl., Bd. 88, S. 181. P. Ant. Weis.

Lochner: Andreas L., Historienmaler, geb. am 5. Mai 1824 zu Mainburg (in der Hollerdau), verlor frühe seine armen Eltern, kam dreizehnjährig zu dem Silberarbeiter Sanktjohauser in München als Lehrling, ging dann als Geselle auf die Wanderschaft (1840—45), insbesondere nach verschiedenen Städten Norddeutschlands (Berlin und Hamburg). Je mehr während dieser Zeit seine Kenntnisse sich erweiterten und seine technische Fertigkeit in dem erwählten Berufe sich steigerte, desto weniger genügte dieser dem nach höherem Ziele strebenden Jünglinge. Er kehrte nach München zurück mit dem festen Entschlusse, ungeachtet aller Hindernisse, welche bei seiner gänzlichen Mittellosigkeit der Erreichung seines Zieles entgegenstanden, fortan der Kunst sich zu widmen. Während die Tageszeit dem angestrengtesten Studium auf der Akademie gewidmet war, benützte L. die Stunden der Nacht, um durch Ausführung von Entwürfen für Silberarbeiter und Gürtler und andere in dieses Fach einschlagenden Arbeiten seinen bescheidenen Unterhalt zu gewinnen. Vier Hefte lithographirte Zeichnungen und Entwürfe für Silberarbeiter, welche er 1849 ff. (im Selbstverlag) herausgab, bekunden seinen feinen Geschmack und reinen Formensinn. Seine entschiedenen Anlagen und sein eiserner Fleiß brachen sich Bahn; bald konnte er kleinere Arbeiten, welche ihm Professor Schraudolph übertrug, zu dessen Zufriedenheit ausführen und so stufenweise zu selbständigen Schöpfungen übergehen. Schon 1851 erschien sein erstes Bild „David, dem Könige Saul den Becher raubend“ im Kunstverein, dann folgten einige Bilder für die Nicolaikirche zu Landshut und 1852 ein schönes Architekturstück, „Das

Innere einer Klosterkapelle" (Motiv aus der Afrakapelle zu Seligenthal), staffirt mit Nonnen, welche den Altar mit Blumen schmücken. Als Gegenstück zu dem in der Neuen Pinakothek befindlichen Madonnenbilde Schraudolph's, malte L. den „Hl. Joseph mit dem Christuskinde", eine durch Stich (erst von Fleischmann in München, Fol., dann von W. Baumann, im Verlag der Gebrüder Benziger in Einsiedeln, klein 8⁰), Photographie und Farbendruck (Verlag von Gypen in München) höchst populär gewordene Darstellung. Ein „St. Wendelin" (gestochen von J. Kracker) und eine „Madonna" (gestochen von Rordorf) erschienen bei Manz, eine ähnliche Darstellung (gestochen von Joh. Lindner) bei F. Pustet in Regensburg. Kühn, an das höchste sich wagend, begann er eine Reihe von Compositionen zu Goethe's Faust, wovon er jedoch nur zwei als Oelbilder auszuführen vermochte: „Gretchen im Beichtstuhl, von Mephisto belauscht" (1852 in Prag ausgestellt und nachmals im Besitz des Grafen Clam-Gallas) und die Kirchenscene, „Nachbarin, euer Fläschchen" (1854 im Münchener Kunstverein). Damit war aber seine beste Kraft verzehrt. Ein rasch entwickeltes Brustleiden, der stete Kampf mit dem Dasein und die Anstrengungen, welche den Uebergang vom Handwerk zur Kunst begleiteten, untergruben seine ohnedies zarte Natur; schon am 13. Febr. 1855 verschied der wackere, durch seine bisherigen Leistungen zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Künstler.

Vgl. Kunstvereins-Bericht f. 1855, S. 51. Seubert, 1878, II. 468 u. neuestens das Ehrengedächtniß in N. 36—38 des „Hollerdauer-Berichterstatter" vom 5—12. Mai 1880 (auch im Separatabdruck) von Martin Mayr (Accessist am kgl. Reichsarchiv zu München, welcher indessen während der Drucklegung am 1. Mai 1880 zu Mainburg verschied, eine gleichfalls Vieles versprechende jugendliche Kraft). Hyac. Holland.

Lochner: Georg Wolfgang Karl L., geb. zu Nürnberg am 29. August 1798, Sohn des Kupferstechers Karl Friedrich L. Seine erste Bildung empfing er von seinem Vater und von Privatlehrern, eine kurze Zeit besuchte er im J. 1807 die Quinta des damals noch in Nürnberg bestehenden alten Gymnasiums, von 1809—15 das neuorganisirte Gymnasium, dessen erster Rector Hegel war. Herbst 1815 bezog er die Universität Erlangen, um Theologie und Philologie zu studiren, welch letzterer Wissenschaft er sich 1817 und 1818 ausschließlich zuwandte. Von Juni 1819 bis Ostern 1823 bekleidete er eine Stelle als Lehrer an einer Erziehungsanstalt zu Nürnberg und war dann bis Ostern 1824 Hauslehrer bei einer adelichen Familie in Württemberg. Nachdem er sich der Prüfung für das höhere Schulamt in München mit vorzüglichem Erfolge unterzogen, war er kurze Zeit als Verweser einer Gymnasialklasse in seiner Vaterstadt thätig. Am 8. Mai 1824 wurde er als der Demagogie verdächtig verhaftet und nach München abgeführt. Am 14. Mai 1825 wieder auf freien Fuß gesetzt übernahm er zunächst eine Privatlehrerstelle in Nürnberg, dann im Sommer 1826 das Lehramt für neuere Sprachen und anfangs 1827 die Verwesung einer Professur am Gymnasium. 1830 wurde er zum obersten Lehrer und Subrector an der lateinischen Schule dortselbst, 1845 zum Verweser des Rectorats und 1846 zum Professor der Oberclasse und Rector der Studienanstalt befördert. Am 10. October 1857 erfolgte Lochner's Pensionirung, deren Gründe nicht völlig aufgeklärt sind, aber von kleinlicher und persönlicher Natur gewesen zu sein scheinen. L., dessen Leben durch den Tod seiner Gattin (1857) und seiner Tochter (1862) mehr und mehr verödete, empfing neue Anregung und Frische, als ihn der Stadtmagistrat gegen Ende 1864 mit der Einrichtung und Ordnung des neu zu organisirenden städtischen Archivs betraute, das aus allen nicht in die kgl. Archive gekommenen und sonst verstreuten Archivalien gebildet werden sollte. Im November 1866 erkrankte L. ernstlich an

einem Brustleiden. Seine Befürchtungen, die sich an diese Krankheit knüpften, bestätigten sich indeß nicht, er erholte sich gänzlich wieder und lebte noch 16 Jahre — er starb am 3. December 1882 — die letzten Lebensjahre ausgenommen in voller und ungetrübter körperlicher und geistiger Frische. L. zeigte von jeher für historische Forschungen eine besondere Neigung und Fähigkeit. Seine ersten geschichtlichen Arbeiten wurden von der Jablonowskischen Gesellschaft 1830 und 1831 durch die goldene Preismedaille ausgezeichnet. Die erste, welche über den Antheil Johann III. Sobieskys, Königs von Polen und Johann Georgs III., Kurfürsten von Sachsen, und ihrer Heere am Entsatze von Wien im J. 1683 handelt, ist bei Campe in Nürnberg erschienen. Lochner's Bedeutung liegt nicht in jenen Arbeiten, welche der allgemeinen Geschichte angehören, sie ist einzig und allein auf dem Felde der Nürnberger Specialgeschichte zu suchen, wo er alte Irrthümer beseitigt und bisher Unbekanntes erforscht hat. Schon vom J. 1830 an, als er zum Behuf seiner Forschungen in die Praxis am kgl. Archiv eingetreten war, übte das Studium der Geschichte seiner Vaterstadt eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf ihn aus. Die Frucht seiner ersten Nürnberger Studien war, kleinere Arbeiten abgerechnet, die Herausgabe der Müllner'schen Annalen bis zum J. 1219 (1833—35). Auf Grund des vorliegenden gedruckten Materials und der archivalischen Quellen konnte L. Müllner's Angaben vielfach berichtigen und wesentlich ergänzen. Trotzdem läßt sich nicht bezweifeln, daß L. anfangs den Jahrbüchern und Relationen Müllner's eine übertriebene Bedeutung beigemessen hat. Ohne den Verdiensten Müllner's um die Historiographie Nürnbergs irgendwie zu nahe zu treten, wird man doch anderer Meinung sein müssen als L. in seiner kurzen Reformationsgeschichte der Reichsstadt Nürnberg, die beiläufig bemerkt wol seine schwächste Arbeit ist. Wenn er hier ausspricht, daß alle Nürnberger Geschichte bis zum J. 1600 auf Johann Müllner's, des Rathschreibers, Chronik gegründet und sein Werk, wenn auch die neuere Forschung noch eine bedeutende Nachlese halten möge, doch die Grundlage jeder geschichtlichen Arbeit über Nürnberg, sei es über das Ganze oder über Einzelnes bilde, so ist er späterhin bezüglich der Bedeutung, Gründlichkeit und Glaubwürdigkeit des Nürnberger Rathschreibers zu Ergebnissen gelangt, die die vorhin angeführten Eigenschaften oft auf höchst bedenkliche Proben stellen. In seiner Stellung als städtischer Archivar fand L. Gelegenheit, seine reichen Kenntnisse in der Nürnberger Localgeschichte zu jenem Umfange und zu jener Tiefe zu erweitern, die Jeder, der ihm näher stand, so oft zu bewundern Anlaß nehmen konnte. Seine überaus zahlreichen Schriften und Artikel, die er im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, in den historisch-politischen Blättern und anderen Zeitschriften, dann dem Korrespondenten von und für Deutschland, an dem er von Ende December 1857 bis Ende Juni 1860 als Hülfsarbeiter thätig war, sowie anderen Nürnberger Localblättern veröffentlichte, werden ihm ein bleibendes Angedenken sichern. In dem Labyrinthe der Nürnberger Genealogie, die in ihm einen unermüdlichen Förderer fand, war er wie kein Anderer heimisch. Mit unablässigem Fleiße hatte er eine Revision von Biedermann's Geschlechtsregistern des Patriciats zu Nürnberg vorgenommen, Berichtigungen und Ergänzungen zusammengetragen, die der Verstorbene dem Referenten selbst gezeigt: eine Arbeit von außerordentlicher Bedeutung für die Localforschung. Unter seinem Nachlasse haben sie sich nicht vorgefunden. Wo sie jetzt auch sein mögen, sicher ist es ein berechtigter Wunsch auf der einen Seite, dem auf der anderen eine unabweisliche Pflicht gegenübersteht, diese wichtigen Arbeiten der Oeffentlichkeit nicht vorzuenthalten. Sind sie in ihrer dermaligen Fassung für den Druck nicht geeignet, so ist ohne Zweifel die Nürnberger Stadtbibliothek der Ort, wohin sie gehören.

Mit dem gleichen nachhaltigen Eifer, wie die Familiengeschichte, hat L. das Feld der historischen Topographie, sowie das der Kunst- und Litteraturgeschichte gepflegt, manchmal allerdings mit einer peinlichen Gründlichkeit. So trocken nun auch diese Abhandlungen nicht selten erscheinen mögen: bei dem Localforscher und dem Geschichtsforscher überhaupt werden sie stets als wichtige Grundlagen rückhaltlose Anerkennung finden. Man darf wol sagen, noch auf lange hinaus wird L. auf dem Gebiete der Geschichte seiner Vaterstadt ein unerreichter Führer bleiben, dessen Fußstapfen man sich nicht wird entziehen können. Dem Magistrat der Stadt Nürnberg fällt das Verdienst zu, seine Schriften, soweit sie sich noch in seinem Nachlasse vorfanden, erworben zu haben. Zunächst eine umfängliche auf Grund der Quellen geschriebene Chronik, jetzt auf der Stadtbibliothek befindlich, eine höchst werthvolle Acquisition, die mit der L. eigenen Gründlichkeit die Geschichte der Stadt bis zum J. 1530 behandelt. Wer sich eine Vorstellung machen will von der gründlichen und eingehenden Art, mit welcher er die Geschehnisse und Zustände früherer Jahrhunderte zu schildern liebte, der lese seine Geschichte der Reichsstadt Nürnberg zur Zeit Karls IV., welche sich als einen Abschnitt seiner chronikalen Darstellung erweist. Weiter erwarb der Stadtmagistrat für sein Archiv eine von L. angelegte diplomatisch getreue Abschrift der Nürnberger Rathsbücher von 1441—1532 in 15 starken Quartbänden, sowie einen Auszug des reichsstädtischen Briefbuches vom J. 1502. Diese mit seltener Ausdauer hergestellten Abschriften bildeten ohne Zweifel Vorarbeiten für die erwähnte Chronik, deren Plan allerdings erst nach seiner Quiescirung im J. 1857 eine bestimmte Form gewann und in den 60er Jahren ins Leben trat. L. spricht in den kurzen Nachrichten, die er über sein Leben aufgezeichnet, davon, daß er seit jener Zeit „in der Absicht ein größeres Werk über Nürnberg zu schreiben, sich ausschließend mit darauf bezüglichen Studien beschäftigt habe". Da nun seitdem die Bearbeitung der Chronik einen Zeitraum von beinahe 10 Jahren ausfüllt, so wird wohl diese auch als jenes „größere Werk" in Anspruch genommen werden dürfen und für die weitere Annahme, daß er „eine Geschichte Nürnbergs in großem, vielleicht zu großem Maßstabe" geplant habe, gebricht es an weiteren Anhaltspunkten, abgesehen davon, daß sie auch an sich bei dem schon vorgerückten Lebensalter Lochner's wenig für sich hat. Lochner's wissenschaftliche Thätigkeit entbehrte auch nicht der Zeichen äußerer Anerkennung. Abgesehen von den Auszeichnungen, die ihm die Jablonowski'sche Gesellschaft zu Theil werden ließ, ehrte ihn die philosophische Facultät der Universität Erlangen am 14. August 1854 durch Ertheilung des Doctorgrades und König Max II. von Baiern am 22. Januar 1856 durch Verleihung des St. Michaelsordens erster Classe.

Nach einer von L. herrührenden kurzen Lebensskizze. Mummenhoff.

Lochner: Jacob Hieronymus L., † am 26. Juli 1700 als lutherischer Domprediger und Superintendent zu Bremen, zugleich königlich schwedischer Consistorialrath für das Consistorium in Stade, war am 1. März a. St. 1649 zu Nürnberg als Sohn des Registrators der großen Kanzlei, Friedrich L., geboren. Schon als Altdorfer Magister wurde er als poëta laureatus gekrönt und in den Pegnitz-Blumenorden mit dem Schäfernamen Amyntas aufgenommen. Dann besuchte er Jena, Leipzig und Rostock, wo er 1675 die Professur der Poetik erhielt und die Tochter des damals berühmten Varenius, Magdalene Justine, heirathete. 1677 ging er als Pastor nach Wismar, 1680 berief ihn die schwedische Regierung als Assessor an das dortige Consistorium; nachdem er schon 1677 abgelehnt hatte, als Generalsuperintendent der Herzogthümer Bremen und Verden nach dem damals in den münsterisch-dänisch-schwedischen Wirren nicht angenehmen Stade zu gehen. Trotzdem berief ihn 1686 dieselbe Regierung als

Pastor an den ihr gehörenden Dom zu Bremen, der gegenüber dem reformirten Glauben der Stadt lutherisch geblieben war. Mit der Stelle war die Superintendentur des (schwedisch-)bremischen Kirchenkreises und eine Rathsstelle im Consistorium zu Stade verbunden. In Rostock erwarb L. vorher noch den Grad eines Dr. theol. Er war ein weitbekannter und gesuchter Mann, lehnte aber die ihm angetragene lauenburgische Superintendentur und das Pastorat zu St. Katharinen in Hamburg ab. In Bremen stiftete er das lutherische Waisenhaus. Er gab das vor kurzem erst abgeschaffte „Vermehrte Domgesangbuch" heraus und besorgte eine billige Ausgabe der Bibel, seine übrigen Schriften sind Disputationen, Leichenpredigten &c., auch einzelne Streitschriften gegen den bremischen Commandanten, Obristlieutenant Christoph Neubauer werden ihm zugeschrieben. Seine Personalien schrieb der Wildeshaüser Pastor M. Joh. Crist. Schulenburg als ein „Dank- und Denkmahl" zu des M. Ulrich Mente Leichenpredigt, die in Anspielung an Lochner's Vornamen den Titel: „Ein Gesicht der Jacobsleiter" führt. Er ist im Bremer Dom begraben. Sein Bruder Mag. Karl Friedrich L. starb als Pastor zu Fürth 1699. Sein Sohn, wie der Vater Jacob Hieronymus L. geheißen, war in Wismar am 26. Septbr. a. St. 1683 geboren, studirte in Altdorf und Rostock, wurde an letzter Universität 1704 Privatdocent und nach einer holländisch-englischen Reise 1710 außerordentlicher Professor der Geschichte, ging aber 1713 als Conrector des Athenaei nach Bremen, wurde 1732 dessen Rector und starb, seit 1759 emeritirt, am 21. Mai 1764.

(Pratje) Altes und Neues, 6, 256, daraus bei Rotermund, Nachrichten von den .... an der Bremenschen Domkirche gestandenen Superintendenten (Bremen 1804). Krey, Andenken an die Rostockschen Gelehrten, 5, 13, und Anhang, 47. Ueber den jüngeren Jac. Hier. L. vgl. Pratje, Der Bremischen Schulgeschichte 2. Stück und Krey, l. c. Krause.

Lochner: Joachim L., Stammvater einer Buchdruckerfamilie zu Nürnberg in den drei letzten Jahrhunderten, über dessen, sowie seiner Nachfolger und deren Theilhaber äußeres oder Familienleben jedoch nur sehr wenig bekannt ist. Als Gründer der Officin erscheint von 1570—82 Joachim L., welcher zugleich eine Verlagsbuchhandlung betrieb. Im letzteren Jahre folgte ihm bis 1610 Christoph L., der von 1588—1602 in Gemeinschaft mit Johann Hoffmann arbeitete und beide, die sich auf einigen Altorf'schen Disputationen auch als „Typographi Academici" bezeichnen, veröffentlichten neben deutschen und lateinischen auch mehrere griechische Drucke. Des letzteren Verhältnisse sind ebenso unbekannt, wie die seines Gesellschafters, Christophs Symbolum aber war eine Säule, gegen welche einerseits der Wind bläst, andererseits Blitz und Hagel losstürmt, an der dritten die Wasserwogen anschlagen und an der vierten ein Mann mit Graben sich beschäftigt, mit der Schrift: Fulminis et venti vim spernit aquaeve colossus | aereus: ingenuus talis amicus erit. Von 1614—27 tritt Ludwig L. auf. Er ist um deswillen bemerkenswerth, weil er im J. 1618 auch zu Wertheim im Großherzogthum Baden beschäftigt war. Hier hatte sich nämlich zu Anfang des 17. Jahrhunderts zwischen dem Grafen Ludwig von Löwenstein und dem Bischofe Julius von Würzburg ein langwieriger Streit über die Wertheimischen Lehensverhältnisse erhoben und der Bischof unter anderen im J. 1607 einen „Bericht wegen der dem Grafen Ludwig neu angesetzten Lehen und deßwegen entstandener Irrungen" ausgehen lassen. Zum Drucke eines Gegenberichts wurde nun Ludwig L. nach Wertheim berufen, wo er 1618 einen dicken Folianten herstellte unter dem Titel: „Wohlgegründeter Gegenbericht auf den von hochfürstl. wirzburgischen Räthen wider die Herren Graven zu Löwenstein und Wertheim ausgesprengten vermeinten Bericht", welchem Buche man wegen seiner unrichtigen Angaben in Würzburg den Titel „Wertheimisches Lügenbuch" beilegte. Mit ihm gemeinschaftlich arbeiteten von 1618 an Johann Friedrich Sartorius, der

dann noch bis 1646 für sich allein eine Officin besaß, sowie, wenn man dies aus dem gleichen Buchdruckerzeichen schließen darf, eine Zeit lang auch Simon Halbmaier, der zugleich Buchführer war. Dieses Zeichen aber war eine Weltkugel, auf dieser mit einem Fuße stehend ein Adler, der in seiner rechten Klaue ein offenes Buch und im Schnabel einen Lorbeerkranz trägt; die Umschrift lautet: Gloria virtute paratur. Halbmaier war geboren den 25. März 1587 und starb den 9. October 1632, sein Bildniß findet sich bei Ernesti a. a. O. Bl. 93b. Die Officin nebst Buchhandlung gelangte endlich in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an Johann Christoph L. (geb. am 23. Septbr. 1653) und hierauf an dessen Bruder Leonhard Christoph L., nachdem sie allmählig in Verfall gerathen war und zeitweise ihre Arbeiten ganz eingestellt hatte, bis sie in den J. 1689—1719 einen neuen Aufschwung nahm. Im ersteren Jahre hatte nämlich Melchior Gottfried Hain des Leonhard Christoph L. einzige Tochter zur Ehe bekommen und mit ihr auch des Vaters Druckerei. Ein Schlesier von Geburt, nach Geßner a. a. O. S. 102 aus Oberdamna, eine Oertlichkeit, vermuthlich allzu unbedeutend, als daß sie Ritter in sein „Geographisch-statistisches Lexikon" aufnehmen wollte, war er ein sehr geschickter und fleißiger Mann, der, so lange er lebte, auf die ganze Officin und ganz besonders auf die Correctur eine gute Aufsicht hielt, bis er den 26. Mai 1719 starb und die Werkstätte seiner eigenen Tochter hinterließ, welche sie noch in demselben Jahre an Johann Andreas Lochmann verkaufte. Von den im Laufe von fast 150 Jahren aus dieser Druckerei hervorgegangenen oder verlegten Büchern heben wir die nachfolgenden als die bemerkenswerthesten hervor, wobei wir auch die gekürzten Titel einiger jener gerade zu Nürnberg auch in anderen Officinen so zahlreich erschienenen sogen. „Neuer Zeitungen" anführen. Im Verlage von Joachim L. erschienen u. a. Hans Sachsens Gedichte, zweites Buch 1570, drittes Buch 1577, viertes Buch 1578, fünftes Buch 1579, sämmtlich in Folio. Die Werkstätte des Christoph L. erzeugte neben anderen: „Gemini Elementa Astronomiae, interprete Edone Hilderico", 1590, 8⁰; „L'ABC avec plusieures prières". 1591, 8⁰, und „Gründtliche vnd Warhafftige Newe Zeittung, von einer vnerhörten Mißgeburt ...", 1599, Großfolioblatt, und die des Ludwig L.: „Fünfferley warhafftige vnnd erschröckliche Newe Zeittungen ...", 1623, 4⁰; „Marq. Freheri Verisimilium libri II", 1628, 4, und „Persii Satyrae cum notis Bondii", 1631, 8⁰. — Ein Buchdrucker Erhard L. (Weller, Ann., II., 480) erscheint zu Dillingen 1627. Daß schließlich mit diesen Druckern nicht, wie es von einigen älteren Bibliographen geschehen ist, verwechselt werden dürfen der Nürnbergische Drucker Leonhard Lechner um 1579 und noch viel weniger der Frankfurtische Drucker Martin Lechler 1563—85 (den Geßner a. a. O., II, 35, sogar Lochler nennt), sei hier nebenbei bemerkt.

Ernesti, Buchdruckerei, Bl. f 4a—f 4b, g 3a—g 3b, Geßner, Buchdruckerkunst, II, 90, 102. Clessius, Elenchus, I. 526. Goedeke, Gr., I. 343—345. Weller, Ann., I. 286, 287; II. 60, 367, 443, 444, 447, 451, 452, 480. Rothscholtz, Icones bibliopol., II. No. 27. J. Franck.

Lochner: Stephan L., Maler, † zu Köln während seines Dienstjahres als Rathsmann von Nativ. Christi 1451 bis zum selben Tage 1452. Er war ein Sohn der Eheleute Georg L. und Frau Adelheid. Eine Kölner Urkunde vom 18. October 1444 nennt ihn „meister Steffayn Loechener van Costans meylre", vielleicht nicht mit Hinweis auf die Stadt, sondern auf das Bisthum Constanz, da durch ein Schreiben des Raths von Köln vom 16. August 1451 an Bürgermeister und Rath zu Meersburg in Erbschaftsangelegenheiten des Malers nachgewiesen ist, daß seine Eltern in diesem unweit der Stadt Constanz gelegenen Städtchen gewohnt haben und auch daselbst gestorben sind. Dem Maler standen damals Hindernisse im Wege, sich persönlich dorthin zu begeben,

um seine Rechte an den von den Eltern hinterlassenen Gütern zu vertreten; er ließ deshalb die heimathliche Behörde bitten, bis dahin, wo ihm die beabsichtigte Reise ermöglicht sei, nicht zu gestatten, daß mit diesen Gütern eine Theilung oder andere Wandlung vorgenommen werde. Die früheste urkundliche Nachricht über seine Gegenwart in Köln enthält eine Schreinseintragung vom 27. Octbr. 1442, worin er mit Lysbeth, seiner Ehegattin, von dem Schulmeister Johann v. Kurbeke das in der Laurenzpfarre gelegene Haus Roggendorp (jetzt gr. Budengasse Nr. 13) erwirbt. Nur zwei Jahre verlebte er hier, um dann im October 1444 einen Wohnsitz von stattlichem Umfange zu beziehen, nämlich die vereinigten Häuser „zum Carbunckel und Aldengryne", gegenüber der St. Albanskirche (jetzt In der Höhle Nr. 28 und Quatermarkt Nr. 13). 1447 wurde ihm das große Bürgerrecht verliehen. 1448 wählte ihn die Malerzunft in den Rath, eine Auszeichnung, die sie ihm 1451 wiederholte. Die Senatorenverzeichnisse fügen bei dem letztgenannten Jahre seinem Namen das Todeszeichen † bei. Wahrscheinlich ist er ein Opfer der damals in furchtbarem Grade („qualis a memoria hominum nunquam visa et audita fuerit") in Köln wüthenden Pestseuche geworden. Daß er mehr als andere davon bedroht gewesen, zeigt eine Urkunde vom 22. Septbr. 1451 an, ein seitens des Pfarrers und der Kirchmeister von St. Alban dem Rathe ausgestelltes Reversale, betreffend die denselben eingeräumte Erlaubniß, einen freien Platz, der Kirche gegenüber und an der einen Seite begrenzt von „Steffain Locheners des meilres huyse", weihen und zu Grabstellen benutzen zu lassen. Als Ursache ist angegeben, daß der neben der Kirche gelegene Begräbnißplatz mit Gräbern überfüllt sei, weil „die pestilencie eyne zyt lanck sweirlichen regniert hat ind got erbarmt noch duyrt", so daß die Priester und Pfarrgenossen sich sowol in der Kirche, als auf dem Kirchhofe „vur groissem stancke nyet waile vnthalden moigen". — Die altkölner Schule erreicht mit dem Erscheinen dieses Malers ihre höchste Entwickelung. Zu dem innig frommen, idealen Geiste gesellt sich ein naturalistischer Fortschritt, der manche auffallende Mängel der unter Meister Wilhelm's Einfluß gestandenen Vorgänger fernzuhalten weiß. In den männlichen Köpfen, besonders den älteren, zeigt sich ein Streben nach Individualisirung, das selbst bis zur Lebenswahrheit des Bildnisses vorzudringen scheint. Die Körpergestaltung ist von kräftigem Bau, für die Arme und Hände sind Formen gefunden, welche, statt der früher üblichen widerlichen Magerkeit, dem gesunden Dasein entsprechen. Die Trachten und die Stoffe sind mit Treue und ausdauerndem Fleiße nachgebildet. In den weiblichen Köpfen hat sich hingegen eine, dem rundlichen niederrheinischen Kindergesichte entnommene Monotonie noch erhalten, ohne jedoch zu verhindern, daß die Madonnen des Meisters in einer so bewunderungswürdigen Hoheit und Milde erscheinen, daß man glaubt, sie nur auf himmlische Visionen zurückführen zu können. Ein Schüler Meister Wilhelm's kann L. nicht gewesen sein; sie stehen chronologisch zu weit von einander. In dem zwischen 1414 und 1417 verstorbenen Maler Hermann Wynrich von Wesel, mit dem Frau Jutta, Wilhelm's Wittwe, eine zweite Ehe einging, ist ein bedeutender Meister gefunden, der die Lücke wenigstens theilweise zu vermitteln scheint. Mit vollem Rechte wird auf den Meister L. die Stelle in Albrecht Dürer's Tagebuch über seine Reise nach den Niederlanden 1520—21 bezogen: „Item hab 2 weiß pf. von der Taffel aufzusperren geben, die Maister Steffan zu Cöln gemacht hat". Diese Tafel kann keine andere sein, als das Flügelbild der Stadtpatrone von Köln, das sich ursprünglich auf dem Altare der Rathskapelle befand und jetzt als Kölner Dombild weltberühmt ist. Dasselbe pflegte von jeher die Künstler und Kunstfreunde zur Beschauung und Bewunderung heranzuziehen, wie dies die älteren Localschriftsteller Georg Braun, Egid. Gelenius u. A. bezeugen. So lange die Dürer'sche Notiz allein stand und Köln den Beweis schuldig bleiben

mußte, unter seinen Malern im 15. Jahrhundert einen Meister Stephan besessen zu haben, mögen Zweifel statthaft gewesen sein — jetzt aber, wo uns der Kölner Maler Stephan L. in zahlreichen Urkunden mit chronologischem Zutreffen und in der hochangesehenen Stellung eines von seinen Zunftgenossen erwählten Rathsherrn entgegentritt, wird jeder Zweifel wegfallen müssen. Das Hauptwerk Meister Lochner's ist das Stadtpatronenbild, auf der mittleren Tafel die Anbetung der Könige, auf den Innenseiten der Flügel die hhl. Gereon und Ursula mit Gefolge, und auf den Außenseiten der letzteren die Botschaft des Engels bei Maria darstellend. Wallraf (Taschenbuch für Freunde altdeutscher Zeit und Kunst, 1816) und Friedr. Schlegel (Sämmtliche Werke, VI. 196 bis 207) haben treffliche Beschreibungen dieses werthvollsten Gemäldes der altkölner Schule geliefert. Um 1444 dürfte es entstanden sein. Im J. 1810 wurde es in den Dom auf den Altar der Agneskapelle überbracht und ist seitdem als Kölner Dombild allgemein bekannt. Franz Massau hat 1850 einen lobenswerthen Kupferstich geliefert, welcher das Mittelbild, vereinigt mit den Innenseiten der Flügel, wiedergibt. Eine überaus liebliche Schöpfung unseres Meisters ist das kleine Bild der hl. Jungfrau mit dem Jesuskinde in der Rosenlaube sitzend, von den holdesten Engelgestalten umgeben, welches der am 15. Mai 1848 verstorbene edelsinnige Patrizier F. J. v. Herwegh durch testamentarische Verfügung dem Museum seiner Vaterstadt überwies. Es ist auf Goldgrund sehr zart ausgeführt und gehört zu den reizendsten unter jenen Darstellungen, welche man als Paradiesesbilder zu bezeichnen pflegt. Von hoher Schönheit ist ferner ein 1850 aus der Verborgenheit hervorgezogenes, dem Kölner Priesterseminar zugehöriges Bild, welches die hl. Jungfrau mit dem Kinde, stehend, in etwas mehr als Lebensgröße darstellt. Zu ihren Füßen kniet rechts in sehr verkleinertem Maßstabe die betende Stifterin. Aus den beiden Wappenschildern, welche in den unteren Ecken aufgestellt sind, ist nachgewiesen, daß Elisabeth von Reichenstein die Abgebildete ist, die 1452 als Aebtissin des Cäcilienstiftes in Köln vorkommt. Daß das Bild vor dieser Zeit gemalt worden, spricht aus dem Umstande, daß sie ohne den Stab, das Attribut der Würde einer Aebtissin, erscheint. Dem Meister L. werden ferner zugeschrieben: „Das jüngste Gericht" im städtischen Museum zu Köln, aus der Pfarrkirche zu St. Laurenz stammend. Die ursprünglich damit verbunden gewesenen Flügelmalereien, innerlich die Marthrien der 12 Apostel, äußerlich sechs stehende Heilige, befinden sich jetzt die ersteren im Städel'schen Kunstinstitut zu Frankfurt a. M., die letzteren in der königl. Pinakothek zu München. „Die Darbringung im Tempel", im großherzogl. Museum zu Darmstadt, ursprünglich in der Kirche der deutschen Ordensritter zur hl. Katharina in Köln; das Bild trägt die Jahresangabe 1447. Zwei Bilder mit je drei Heiligen zwischen zierlichem architektonischen Schnitzwerk, im städtischen Museum zu Köln; sie sollen zu dem Darmstädter Bilde gehört haben, was jedoch unsicher ist. „Die hl. Ursula", fast lebensgroß, vier ihrer Jungfrauen unter dem Mantel bergend, eine Gestalt voll Würde und Lieblichkeit, ebenfalls im Kölner Museum. Das Bild ist unverantwortlich schlecht restaurirt worden. Daselbst auch zwei Tafeln: „Die Geißelung" und „Die Grablegung Christi", welche als Bruchtheile eines Passionscyklus anzusehen sind, der, gleichwie zwei Tafeln in der Pinakothek zu München mit je vier Heiligengestalten: sechs Apostel und die Ordensstifter St. Bernard und St. Benedict, zu dem großen Altarwerke gehörten, welches einst die Abteikirche zu Heisterbach schmückte. „Die Krönung der Maria", in der Moritzkapelle zu Nürnberg. „Christus am Kreuze zwischen sechs Heiligen", welches Bild Dr. Ernst Förster in München besaß. Noch manches andere ließe sich nennen, worüber jedoch die Ansichten der Kunstschriftsteller sehr widersprechend lauten, wie denn auch schon hinsichtlich der vorhin genannten Bilder und ihrer chrono-

logischen Gliederung mancherlei Meinungsverschiedenheiten ausgesprochen sind, namentlich bei der Frage, was dem Meister eigenhändig und was nur seiner Schule zuzuschreiben sei. Auch auf dem Gebiete der Miniaturmalerei wird Meister L. thätig gewesen sein. Die öffentliche Bibliothek zu Darmstadt bewahrt ein Gebetbuch in niederdeutscher Sprache mit zahlreichen Miniaturen, biblische und legendarische Vorstellungen, welche unverkennbar auf den Dombildmaler hinweisen. Am Schlusse befindet sich die Jahresangabe: Anno salutis nr. MCCCCLIII, welche zwar mit anderer Tinte beigefügt worden ist, immerhin aber die ungefähre Entstehungszeit anzeigt, da der ewige Kalender und die Ostertafel in dem Buche mit 1451 beginnen. Die Malerarbeit wird noch etwas früher unternommen worden sein. Von vorzüglicher Schönheit ist eine Miniatur auf Seide, welche acht weibliche Heilige darstellt, in der Sammlung des Dr. med. Dormagen zu Köln. Eine Kreuzigung Christi und der beiden Schächer mit drei knienden Donatoren, auf ein feines Gewebe gemalt und (wahrscheinlich späterhin) auf Holz gezogen, in der Merlo'schen Sammlung, erreicht das Dormagen'sche Bild zwar nicht, wie dies schon der Gegenstand mit sich bringt; die Frauenköpfchen, Maria und Magdalena, lassen jedoch die dem Meister L. eigenthümliche Lieblichkeit nicht vermissen.

Urkunden im Stadtarchiv zu Köln. Merlo, Nachrichten von Kölnischen Künstlern. Derselbe, Die Meister der altkölnischen Malerschule. Ennen, in den Annalen des histor. Vereins für den Niederrhein, Heft XI. u. XII, wo die Berichtigung des Namens Loethener in Lochner nachgewiesen ist.

J. J. Merlo.

Locke: Nicolaus L. (Loccius), Dramatiker, Verfasser eines „verlorenen Sohnes", der 1619 im Druck erschien, aus dem 1618 herausgegebenen „Acolastus" des Martinus Bohemus (Allg. d. Biogr. III, 59) schöpfte und seinerseits wieder auf den in den „Englischen Comödien und Tragödien" von 1620 enthaltenen „verlorenen Sohn" einwirkte. L. führt die argen Sitten seines Helden breit aus und bringt ihn auch mit plattdeutsch redenden Bauern in Berührung, dies ausdrücklich in der Absicht, um die üblichen Bauernintermezzi nicht zusammenhanglos neben die Haupthandlung zu stellen. Er führt allegorische Figuren ein und hält so den Charakter der Moralität fest: denn dieser dramatischen Gattung gehören die neutestamentlichen Parabeln an. Tentatio und Conscientia treten zu dem heruntergekommenen, die Schweine hütenden verlorenen Sohne: jene will ihm das Vertrauen auf Gott benehmen und hält ihm einen Strick hin, damit er sich erwürge; diese schlägt ihn mit brennender Geißel. Beide stellen ihm vor, daß er alle zehn Gebote verletzt habe. Tentatio wirft ihm schließlich das Seil über den Kopf und will ihn erwürgen. Da kommt Consolatio mit einem Schwerte, hindert die Mörderin, jagt sie fort in die Hölle, fordert die Conscientia auf, ihre Plagen hinfür zu lassen und ermuntert den Sündigen, sich an das gute Herz seines Vaters zu wenden. Eine ähnliche Scene, nur zwischen Teufeln und einem Engel, spielte sich schon in einem älteren Drama gleichen Argumentes von Nicolaus Risleben (Magdeburg 1586) ab. L. war, als er das Stück verfaßte, Subconrector der Rathsschule in Lüneburg. Er wurde 1621 Pastor an S. Nicolai, 1624 an S. Michael daselbst und starb 1633.

Goedeke in der Ztschr. des hist. Vereins für Niedersachsen 1852 S. 395 bis 404; Holstein, Das Drama vom verlorenen Sohn (Geestemünde, Progr. 1880) S. 39.

Scherer.

Lockenburg: Johannes L. oder Lockenborghe, ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem die königl. Staatsbibliothek in München drei Messen in Chorbüchern (handschriftlich) aufbewahrt. Die eine (Ms. 2746, Katalog 20,

Nr. 7) mit dem Motiv „Or sus à coup“ erschien sogar nach Lassus’ Tode unter dessen Namen. Die beiden anderen Messen finden sich im Codex 22 und 28 und haben ebenfalls französische Chansons als Motive. L. kam nach dem „Musikalischen Handschriften“-Kataloge der königl. Staatsbibliothek in München, beschrieben von Jul. Jos. Maier (München 1879, S. 13, Nr. 22) im J. 1568 als herzoglicher Kammerdiener nach München und starb daselbst am Ende des J. 1591. Auch die Stadtbibliothek von Augsburg (Katalog von Schletterer Nr. 22) besitzt ein Manuscript vom J. 1580, welches die Messe super: „Avec vous“ von „Joanne Lockenburger“ 4 vocum enthält.

Rob. Eitner.

Lödel: Heinrich L., geb. am 16. Decbr. 1798 zu Hameln, Prov. Hannover, ließ sich 1819 in Göttingen nieder, wo er zum Universitätskupferstecher ernannt wurde und am 23. Novbr. 1861 starb. Mit feiner Empfindung begabt, verstand er im Kupferstich und Holzschnitt die künstlerische Individualität älterer und moderner Meister in ihrer Wesenheit treu und mit gediegener Technik wiederzugeben. Im Holzschnitt war er einer der Ersten, welcher denselben in neuerer Zeit wieder zu künstlerischer Bedeutung brachte. Von seinen Werken sind hervorzuheben, in Kupferstich: „Die Tochter Jephta’s“ nach C. Oesterley, hannoversches Kunstvereinsblatt für 1838, und „Teichengreber“ nach demselben; in Holzschnitt: „Der h. Bonifacius“ nach Rethel, in Raczynski’s Geschichte der neueren deutschen Kunst, ferner „Hans Holbein’s Initialbuchstaben mit dem Todtentanz nach H. Lützelburger’s Originalholzschnitten im Dresdener Kabinet zum ersten Mal treu copirt von L., 24 Blätter mit erläuternden Versen von A. Ellissen“, Göttingen 1849, dieselben auch auf einem Foliobogen zusammen abgedruckt, desgleichen in Abklatschen mit Randbildern von Osterwald als Buch mit dem Titel: Holbenii pictoris alphabetum mortis etc., Köln 1849, 8°; sodann die meisterhafte Kopie des Krämers aus dem Todtentanze in R. Weigel’s „Holzschnitte berühmter Meister“, „Der Christabend“ nach Heinr. Heß, „Die Nymphen der Donau“ nach Jul. Schnorr v. Carolsfeld, „Die letzte Oelung“ nach Seitz u. A. Im J. 1857 erschienen von ihm: „Kleine Beiträge zur Kunstgeschichte“ und 1863, nach seinem Tode, „Des Straßburger Malers und Formschneiders Johann Wechtlin Holzschnitte in clair-obscur“, 13 Bl. mit Text. Mit ihm ist nicht zu verwechseln sein Sohn J. C. Lödel, von welchem u. A. eine Anzahl Blätter in dem Werke von R. Weigel: „Handzeichnungen berühmter Meister“ herrühren.

A. Raczynski, Geschichte der neueren deutschen Kunst, Bd. II, S. 632, Bd. III, S. 147, 241, 242; Deutsches Kunstblatt von Fr. Eggers, 1851, S. 230.

J. H. Müller.

Lodenstein: Jodocus van L., ausgezeichneter reformirter Prediger aus angesehenem Geschlechte, am 6. Febr. 1620 zu Delft geboren. Durch seine Eltern Joost Corneliß van Lodenstein, Rathsherr und Bürgermeister zu Delft, und Maria van Voorburg erhielt er eine fromme und sorgsame Erziehung und wünschte schon frühe sich dem Predigerdienste zu widmen. 1636 fing er seine theologischen Studien zu Utrecht an unter Voetius, Schotanus und de Maats, und fühlte sich besonders von Ersterem angezogen. Als er nach beendetem Studium am 28. April 1642 von der Delfter Classe examinirt war, ging er noch nach Franeker, zum eingehenderen Studium der orientalischen Sprachen unter Coccejus, dessen Hausgenosse er während zweier Jahre war. Er wünschte auch die Universitäten Englands und Schottlands zu besuchen, mußte dies aber aufgeben wegen einer Berufung an die Gemeinde von Soetermeer und Zegwaard in der Nähe von Delft, wo er sein Amt am 28. August 1644 antrat. Schon hier offenbarte sich seine Hinneigung zum Pietismus. Sechs Jahre später folgte er

dem Ruf der Gemeinde zu Sluis und trat am 17. April 1653 das Predigtamt zu Utrecht an. Dort lebte er, unverheirathet, in freundschaftlicher Verbindung mit Essenius, Voetius, van den Bogaert und anderen Geistesverwandten, unter diesen auch Anna Maria a Schurmann und ihr Bruder Johann Godschalk, durch welchen er mit Labadie (Bd. XVII, S. 462) in Berührung kam; 1666 wußte er diesen Genfschen Prediger für die wallonische Gemeinde in Middelburg zu gewinnen, fühlte sich aber bei genauerer Bekanntschaft nicht ganz und gar von ihm befriedigt, und wenn er auch Labadie's Amtsentsetzung 1668 für Unrecht hielt, konnte er doch eben so wenig dessen Trennung von der Kirche billigen. Enger noch war er mit dem bekannten Prediger Jacobus Koelman zu Sluis verbunden, dessen Amtsentsetzung und Ausweisung aus der Provinz Zeeland 1674 ihn zur Abfassung einer Vertheidigungsschrift veranlaßte. In Vereinigung mit diesen Männern arbeitete er eifrigst an der Wiederbelebung inniger Religiosität, dem starren Orthodoxismus gegenüber, mußte aber diese Arbeit zeitweise unterbrechen, als er im November 1673 nebst einigen anderen angesehenen Einwohnern Utrechts von den Franzosen nach der Schanze zu Rees geführt wurde als Geißel für die Zahlung der von Utrecht geforderten Brandschatzung. Im Februar des folgenden Jahres kehrte er nach Utrecht zurück, wo der Tod ihn am 6. August 1677 traf. Er hinterließ, wie sein Biograph van der Hooght sagt, „einen großen Namen für sich, großen Reichthum für seine Verwandten; für Weltleute viel kräftige Ueberzeugungen und seinen Anhängern die Erinnerung vieler Tugenden". Seine Ruhestätte fand er zu Delft. — L. war unzweifelhaft ein sehr bedeutender Mann. Zwar ist er nicht unter die gelehrten Theologen zu zählen, um so mehr aber ragt er als Vertreter einer praktischen, pietistischen, ja sogar ascetischen Lebensanschauung hervor. Als Prediger, Catechet und Seelsorger stellte er daher nicht das calvinistische Dogma in den Vordergrund, sondern suchte vielmehr, besonders auch durch zahlreiche Dichtungen, eine rein sittliche und religiöse Gesinnung zu erwecken, als Grundlage einer wahren Reformation. Die scholastische Lehrheiligkeit war ihm durchaus zuwider; weit mehr hätte er für die geistige Erbauung der Gemeinde eine Verbesserung des Klosterwesens, der Beichte und des Fastens gewünscht als ihre Aufhebung. Diese ascetische Neigung trat besonders in seinem Privatleben hervor; so erkannte er der Ehelosigkeit den Vorzug zu, genoß weder Fleisch noch Wein, und war ein Mann von strengen Sitten und ernstem, doch nicht unfreundlichem Wesen. Es nimmt daher nicht Wunder, daß ihn Viele für kalt und lieblos hielten, für einen Mann, der die Frömmigkeit mehr im Munde als im Herzen trage, wie denn auch seine Moralpredigten nicht Allen wohl gefielen. Wenn aber seine Frömmigkeit sich auf etwas excentrische Weise offenbarte, so war sie doch eine aufrichtige. Für Arme und Kranke übte er eine durchaus uneigennützige Wohlthätigkeit, wie auch für die Verfolgten in Piemont. Sein Leben war makellos und als Prediger und Seelsorger rühmten ihn Alle. Beim Volke hieß er „Vater Lodenstein" und durch Lied und Schrift übte er einen großen Einfluß auf die ganze vaterländische Kirche aus. Besonders auch trat er als Vertheidiger der kirchlichen Autonomie auf und bekämpfte eifrig von der Kanzel herab die Einmischung der Staatsgewalt in kirchliche Angelegenheiten. Kennzeichnend für seine tiefere Auffassung eines wahrhaft heiligen Gemeindelebens war nicht nur sein Streben nach kirchlicher Disciplin, sondern auch sein Verhältniß zu den kirchlichen Formularen, die er bei der Taufe änderte und beim Abendmahl ganz beseitigte. Selbst enthielt er sich seit 1673 aus Gründen des Gewissens der Austheilung des Abendmahls sowie der Theilnahme daran, indem er glaubte, es versagen zu müssen, so lange nicht die Kirche sittlich gereinigt sei. Die kirchliche Obrigkeit, welche eine derartige Vermessenheit, den Formularen gegenüber, an Labadie und Jacobus

Koelman mit Amtsentsetzung gestraft hatte, legte ihm gleichwol keine Hindernisse in den Weg, vielleicht mit Rücksicht auf seine ganze Stellung. Ebenso mißbilligte L. die Haltung der christlichen Feiertage, indem sie nur von Menschen eingerichtet seien und der Ehre des von Gott verordneten wöchentlichen Ruhetages schadeten. Daher nahm er auch an den Zwistigkeiten in Betreff der Sabbathsfeier Theil und trat dem Coccejus und Burmannus entgegen, welche nur den jüdischen Sabbath als von Gott befohlen, den christlichen Ruhetag als menschliche Verordnung betrachteten, und damit nur den Weg zur Entweihung des Sonntags bahnten, wie L. bemerkte in seiner Schrift „Kortenzedig onderzoek van 't bericht hopende den Sabbath", 1668, 1746, und in seinen „Laatste gedachten over de zedelyckheydt des vierden gebodts", 1681. Nebst diesen und anderen Streitschriften verfaßte er mehrere Erbauungsschriften, unter welchen die „Beschouwingen van Zion", 1673—1677 und öfter als seine Hauptarbeit zu betrachten ist. Weiter sind noch zu erwähnen: „Weegschaal der Onvolmacktheden", 1664, 1712 &c., „Geestelyke Opwekker voor het verloochende, doode en geestelooze Christendom in X predicatien, uitgeg. door E. van der Hooght", 1701, und „Vervallen Christendom in VII reformatie predicatien", 1711, 1742. Auch als Dichter hatte L. sein Verdienst, wenn man ihn auch nicht gerade mit Max Goebel (Geschichte des christl. Lebens) als „einen vortrefflichen Dichter herrlicher geistlicher und weltlicher Lieder" betrachten kann. Seine Dichtungen sind der Ausdruck seines pietistischen Wesens, mehr innig als erhaben. Die besten finden sich in seinen „Uitspanningen en andere gedichten", 4 deln. 1676 und später noch fünfzehn Mal gedruckt. Seine übrigen Schriften hat Dr. P. Izn. Proost in seiner vortrefflichen Monographie „Jodocus van Lodenstein", Amst. 1880 aufgeführt, wo sein Lebensbild mit großer Liebe gezeichnet ist.

van Slee.

Loder: Friedrich Wilhelm L., Kirchenliederdichter, war der Sohn eines hohenlohe-neuenstein'schen Legationssecretärs beim fränkischen Kreise und wurde den 14. Febr. 1757 in Regensburg geboren. Anfangs durch Privatlehrer gebildet, besuchte er dann die Schulen in Weickersheim und Heilbronn und studirte seit 1776 in Jena und Göttingen die Rechte. Durch den Einfluß seines unterdessen nach Ohrdruff versetzten Vaters erhielt er 1778 eine Anstellung als Aktuarius daselbst und machte sich in diesem Amte durch die vollständige Neuordnung des ihm anvertrauten Archivs verdient. 1784 wurde er zum Kanzleirath und 1795 zum Hofrath befördert und vertrat daneben noch seinen Fürsten als Abgeordneter beim gothaischen Landtage. Eine Gehirnerschütterung, die Folge eines Sturzes von einem scheugewordenen Pferde, führte am 31. Mai 1823 seinen Tod herbei. — Obwol eifrig und gewissenhaft in seinen Dienstpflichten und ein genauer Kenner seines Fachs, wäre L. bei seiner Neigung zur Theologie doch ein noch besserer Geistlicher geworden. Da er nicht aus innerem Antriebe, sondern nur auf den Wunsch seines Vaters die Rechte studirt hatte, so blieb ihm stets eine besondere Vorliebe für jene Wissenschaft. Er wohnte bis zu seinem Tode dem Gottesdienste fleißig bei und hörte die Predigt mit Aufmerksamkeit; ja in früherer Zeit besuchte er sogar Kranke, um sie mit erbaulichem Zuspruch zu trösten. Dieser geistliche Zug, der ihm aus seinem elterlichen Hause vererbt worden war, hat auch in seinen Kirchenliedern Ausdruck gefunden, von denen vierzig in Georg Ernst Waldau's „Geistlichen noch ungedruckten Liedern" (Nürnberg 1781) zuerst veröffentlicht wurden. Sie fanden bald Aufnahme in verschiedene Gesangbücher und haben zum Theil ihren Platz bis auf unsere Zeit behauptet. Zu den bekanntesten gehören: „Gottlob! ich weiß ein Vaterland", „Immer näher kommt die Zeit", „Unser Gott ist groß und mächtig", „Wie süß mein Vater, ist die Pflicht". Ihr ganzer Ton erinnert an

die Lieder Gellert's. — Ob auch das von Meusel ihm zugeschriebene Lehrgedicht: „Ueber die Liebe und Ehe" (Altenburg 1783) von L. herrührt, ist zweifelhaft; mit größerem Rechte scheint es Kayser's Index (III, 547 a) dem obengenannten Waldau, Antistes in Nürnberg, beizulegen.

Meusel. — N. Nekr. 1823. — Aug. Beck, Ernst II., Herzog zu Sachsen-Gotha und Altenburg, Gotha 1854. S. 133–134. — Ed. Emil Koch, Geschichte d. Kirchenlieds und Kirchengesangs. 1. Hptthl. 6. Bd. Stuttgart 1869, S. 226. — C. Kehr, Der christl. Religions-Unterricht in d. Volksschule. 2. Bd. 2. Aufl. Gotha 1870, S. 361. Schumann.

Loder: Justus Christian von L., kaiserlich russischer Geheimrath zu Moskau, war geboren zu Riga am 12. März (28. Febr.) 1753. Sein Vater, Johann L. aus dem Fürstenthum Bayreuth gebürtig, war 1728 als Rector des Lyceums und Diaconus der Kirche zu St. Jacob nach Riga berufen worden und starb daselbst 1775. Von 1769—1773 besuchte unser L. das Lyceum und erwarb, von seinem Vater, einem großem Gelehrten, trefflich geleitet, frühzeitig ausgezeichnete Kentnisse, so daß er schon, ehe er zur Universität abging, als Schriftsteller auftrat (Uebersetzung des 3. Theiles von Euler's Lettres à une princesse d'Allemagne, 1772. — Einige philosophische Abhandlungen, 1773. — Uebersetzung von Krascheninikow's Beschreibung von Kamtschatka). 1773 bezog er die Universität Göttingen zum Studium der Medicin, erlangte daselbst 1777 die medicinische Doctorwürde, nachdem er schon 1775 mehrere naturhistorische Abhandlungen im „Naturforscher" aus dem Russischen und Französischen und 1776 Vitet's Unterricht in der Vieharzneikunst übersetzt und herausgegeben hatte. Bereits 1778 wurde er als ordentlicher Professor der Medicin, Anatomie und Chirurgie und Mitglied des akademischen Senats und der medicinischen Facultät nach Jena berufen. Auf Kosten des Herzogs von Weimar machte er dann in den Jahren 1780 und 1781 eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich, England und Holland und hatte dabei Gelegenheit, die Bekanntschaft der berühmtesten Männer daselbst (wie Desault, Louis, Vicq d'Azyr, Daubenton, Portal, Baudelocque, David — William und John Hunter, Pott, Banks, Baillie — Camper, Sandifort, Bonn) zu machen und sich ihrer Unterweisung zu erfreuen. Nach seiner Rückkehr errichtete er in Jena ein neues anatomisches Theater, eine medicinisch-chirurgische Klinik, ein Hospital und eine Entbindungsanstalt, wurde Oberaufseher des Naturaliencabinets, auch Stadt- und Amtsphysikus, sowie weimarischer Hofrath und Leibarzt. Bei der Errichtung der klinischen Anstalten hatte er sich der Beihülfe seiner Collegen: Stark d. Aelt., Hufeland, Himly, Succow, Bernstein zu erfreuen. Während der 25 Jahre, die L. in Jena war, lehrte er Anatomie, Physiologie, Geburtshülfe, gerichtliche Medicin und Naturgeschichte und trug durch seine lichtvollen Vorträge, durch die er Alles elektrisirte und denen nicht selten auch Goethe als Zuhörer beiwohnte, sowie durch seine Schriften sehr viel zur Berühmtheit der Universität bei, die er auch nach außen hin zu repräsentiren verstand, da sein Haus in Jena das glänzendste war. Er verfaßte in dieser Zeit gegen 40 Programme und eigene Dissertationen aus allen den von ihm vertretenen Fächern und gab die folgenden größeren Schriften heraus: „Anatomisches Handbuch", 1. Band, 1788 (2. Aufl. 1800), „Anfangsgründe der chirurgischen Anthropologie und der Staatsarzneikunde", 1791 (2. Aufl. 1793, 3. Aufl. 1800; 1799 auch ins Schwedische übersetzt), „Chirurgisch-medicinische Beobachtungen, mehrentheils in der herzogl. sachsen-weimarischen Krankenanstalt zu Jena gesammelt", Bd. I. 1794, und sein Hauptwerk: „Anatomische Tafeln zur Beförderung der Kenntniß des menschlichen Körpers, mit teutschem und lateinischem Text", 1794—1803, 182 Folio-Kupfertafeln in 6 Abtheilungen mit Text. Auch begann er die Herausgabe eines „Journal für die

Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneykunde", das in 4 Bänden von 1797—1806 erschien und für welches er selbst mehrere Abhandlungen lieferte. Außerdem schrieb er als Handbuch für seine Vorlesungen „Anfangsgründe der Chirurgie", 1800, übersetzte R. W. Johnson's Neues System der Entbindungskunst (1782) aus dem Englischen, lieferte Beiträge zu dem „Taschenbuch für deutsche Wundärzte", zu Buchholz's „Beyträgen zur gerichtlichen Arzneigelahrtheit und zur medicinischen Policey", zu Kausch's medic. und chirurg. Erfahrungen 2c., schrieb Vorreden zur F. Hirsch's praktischen Bemerkungen über die Zähne und einige Krankheiten derselben, sowie zu Froriep's Uebersetzung von Ev. Home's Behandlung der Fußgeschwüre 2c. Bei dieser erstaunlichen Thätigkeit, die vorzugsweise der Anatomie und Chirurgie gewidmet war, legte er auch eine anatomische Präparatensammlung an, die zu ihrer Zeit sehr geschätzt wurde. Es war dies mit um so größeren Schwierigkeiten verbunden und um so verdienstlicher, als für anatomische Zwecke verwendbare Leichen in Jena sehr knapp bemessen waren und über deren Benutzung auch noch Rivalitäten bestanden. — Nachdem L. im J. 1799 zum Geh. Hofrath ernannt worden, verließ er 1803 Jena, um einen neuen Wirkungskreis in Halle zu übernehmen. Er wurde preußischer Geh. Rath und ordentlicher Professor der Medicin daselbst, gründete auch dort eine medicinisch-chirurgische und eine geburtshülfliche Krankenanstalt und richtete das anatomische Theater neu ein. Auch in Halle lehrte er Anatomie, Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Medicin. Nachdem Halle in die Gewalt der Franzosen gekommen (1806) und Stadt und Universität dem neugebildeten Königreich Westfalen einverleibt worden waren, schlug L. den Antrag, in die Dienste dieses Staates zu treten, aus. Er ging vielmehr nach Königsberg, wurde 1808 Leibarzt bei der sich daselbst aufhaltenden preußischen Königsfamilie und erhielt 1809 (27. Novbr.) als er aus diesem Dienste wieder ausschied, zur Belohnung ein preußisches Adelsdiplom. Er privatisirte hierauf zu St. Petersburg und Moskau, und wurde vom Kaiser Alexander, der großes Wohlgefallen an ihm fand, 1810 zum Wirklichen Staatsrath und Leibarzt ernannt und ihm freigestellt, seinen Aufenthalt nach Belieben zu bestimmen. Er wählte Moskau. Aus der Zeit von seinem Abgange aus Jena bis zu seiner Uebersiedelung nach Moskau findet sich nur eine einzige Schrift: „Grundriß der Anatomie des menschlichen Körpers. Zum Gebrauche bei Vorlesungen und Secir-Uebungen", Thl. I, 1806. — In Moskau fand sich bald eine außerordentliche Thätigkeit für ihn. Als Mitglied des medicinischen Reichcollegiums erhielt er während des Krieges von 1812 den Auftrag für die in Moskau befindlichen russischen Verwundeten zu sorgen. Nachdem die Stadt von den Russen geräumt und von den Franzosen besetzt war, errichtete er für 31 000 Verwundete in den Städten und Kreisen Kasimow, Jelatma und Melenki temporäre Militärhospitäler und führte die Oberaufsicht über dieselben 8 Monate lang bis zu Ende. Nach Moskau zurückgekehrt, übernahm er 1813 den Vorsitz bei einer gegen die Verwaltung des dortigen großen Militärhospitals gerichteten Criminaluntersuchung, welche ein Jahr lang dauerte. Mit Muth und Kraft enthüllte er dabei die stattgehabten Mißbräuche und Vergeudungen, worauf ihm die neue Einrichtung und Oberleitung dieses Hospitals übertragen wurde. Er führte dieselbe 3 Jahre lang und fügte demselben ein in einem eigenen Gebäude eingerichtetes Hospital für Offiziere hinzu, zu dessen bequemerer Ausstattung er von patriotischen Mitgliedern der Moskauer Kaufmannschaft einen freiwilligen Beitrag von 25 000 Rubeln erhalten hatte. 1817 erhielt er die dringend gewünschte Entlassung von dieser Anstalt, bekam aber Aufträge zur Verbesserung anderer Hospitäler, mehrerer Casernen, Gefängnisse und medicinalpolizeilicher Einrichtungen. Die Ritterschaft des Moskau'schen Gouvernements ehrte seine

ebenso uneigennützige als rastlose Thätigkeit dadurch, daß sie ihm ein Mitgliedsdiplom und die zum Andenken des beendigten Krieges für den Adel gestiftete Medaille ertheilte. — Als der Kaiser Alexander 1818 Loder's anatomisch-chirurgische Sammlung für 50 000 Silberrubel angekauft und der Universität Moskau geschenkt hatte, erbot sich L. ein neues anatomisches Institut daselbst zu errichten, öffentliche Vorlesungen über die Anatomie unentgeltlich zu halten und die Uebungen an Leichnamen zu leiten. Er erbaute hierauf, im Auftrage und auf Kosten des Kaisers, mit einem Aufwande von 100 000 Rubeln, ein prachtvolles Anatomie-Gebäude, das von ihm am 10. November 1819 mit einer von ihm gehaltenen lateinischen Rede eingeweiht und eröffnet wurde. An diesem Institute lehrte er als Ehrenprofessor der Universität jährlich acht Monate lang die Anatomie und Physiologie und leitete die Secirübungen der Studenten und jungen Aerzte. Seine Vorlesungen, die er in lateinischer Sprache hielt, wurden auch von Professoren und Aerzten besucht; auch schrieb er noch ein Handbuch der Anatomie in lateinischer Sprache („Elementa anatomiae humani corporis“, Vol. I. 1823) und gab einen „Index praeparatorum aliarumque rerum ad anatomen spectantium, quae in museo Caes. Universitatis Mosquensis servantur“, 1823 (2. Aufl. 1826) heraus. Am 18. September 1827 wurde, unter allgemeiner Theilnahme von Hoch und Niedrig, sein 50jähriges Doctorjubiläum gefeiert. Ohne eigentliche Praxis zu treiben, wurde L. von den höchsten und reichsten Familien Moskau's als Hausfreund consultirt. Er war außerdem Präsident des Kirchenrathes der ältesten evangelischen Gemeinde des russischen Reiches zu St. Michael sowie des Schulrathes in Moskau und stiftete oder erweiterte als solcher, mit Hülfe edeler Männer jener Gemeinde, mehrere Lehranstalten und Schulen; er war ferner Mitglied der kaiserlichen Gesetzcommission und, wie erwähnt, der Moskauischen Ritterschaft, des medicinischen Reichscollegiums, sowie zahlreicher Akademien und gelehrter Gesellschaften. — 1830, beim Ausbruch der Choleraepidemie, erwarb er sich neue Verdienste und schrieb noch eine kleine Schrift über dieselbe (1831). — 1831 war er zum Geh. Rath ernannt worden und ohne eigentlich krank gewesen zu sein verschied er am 16. April 1832 zu Moskau an Altersschwäche, aufrichtig von der Universität und den Einwohnern der Stadt betrauert. Zu seinem Andenken wurde eine öffentliche Rede gehalten und seine Marmorbüste im anatomischen Cabinet der Universität aufgestellt. — Vermählt war L. mit der Tochter des Göttinger Professors der Medicin Richter gewesen; sein Sohn Eduard, außerordentlicher Professor der Medicin in Königsberg, war bereits 1812 gestorben. Von Gestalt war L. klein, körperliche Beweglichkeit zeichnete ihn aus; aus seinem ganzen Benehmen leuchtete große Freundlichkeit und Heiterkeit hervor. — Nachdem wir im Vorstehenden einen Umriß von dem vielbewegten Leben Loder's gegeben haben, aber von seinen litterarischen Leistungen nur den kleinsten Theil anzuführen im Stande waren, da, abgesehen von den vielen kleinen Gelegenheitsschriften ihm auch ein beträchtlicher Antheil an einer Reihe von Dissertationen gebührt, er auch mancherlei nicht der Medicin Angehöriges, namentlich Naturwissenschaftliches geschrieben und für die Jenaer Allg. Lit.-Zeitung seit ihrem Entstehen 1785 viele Beiträge geliefert hat, bleibt noch übrig, Einiges zu seiner Charakteristik als Förderer der Wissenschaft anzuführen. Wie bereits erwähnt, besaß er eine glänzende Lehrgabe und widmete sich auch in Jena und Halle mit voller Hingabe seinem Lehrberuf; allein er hatte bei demselben fast den größten Theil der Medicin (Anatomie und Physiologie, Chirurgie, Geburtshülfe, gerichtliche Medicin, Naturgeschichte) zu lehren, wie er heutzutage durch 5—6 Fachprofessoren vertreten wird. Daher kommt es wol, daß an seinen Namen sich keine großen Entdeckungen und Fortschritte, weder in der Anatomie noch in der Chirurgie, denen

er sich während seiner Lebenszeit am meisten zugewendet hat, knüpfen. Sein Hauptverdienst um die Anatomie besteht in der Herausgabe seines großen Atlas, zu einer Zeit, wo dergleichen Hülfsmittel für den Unterricht noch selten waren. Wenn die Abbildungen auch nicht alle nach Originalzeichnungen angefertigt waren, sondern vielfach Copieen aus älteren Werken sind, so genügte dies doch für den Unterricht vollkommen. Aus der Chirurgie ist ebenfalls nichts ihm Eigenthümliches anzuführen. Als Verdienst ist es ihm anzurechnen, daß er dem Alanson'schen Lappenschnitt bei Amputationen und der schnellen Vereinigung der Wunde dabei das Wort redete und ihn in Deutschland einzubürgern suchte. — Nichtsdestoweniger muß er als eine der bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit angesehen werden und ehrende Anerkennung durch seine Zeitgenossen ist ihm auch im reichsten Maß zu Theil geworden.

Vgl. Meusel, Gel. Teutschl. — J. G. Bernstein, Geschichte der Chirurgie, Thl. 2. 1823. S. 219. — v. Recke und Napiersky, Allg. Schriftsteller- und Gelehrten-Lexikon der Provinzen Livland, Esthland und Kurland, Bd. 3. 1831. S. 92; Bd. 4. S. 618; Nachträge und Fortsetzungen Bd. 1. 1859. S. 20. — Neuer Nekrolog der Deutschen, Jahrg. 10. 1832. S. 298. — Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon Bd. 30. 1842. S. 96.

E. Gurlt.

Lodron: Ludwig, auch Nikolaus Graf L., kaiserlicher General, aus altem tridentinischen Adelsgeschlechte, unbekannt wann und wo geboren, fiel Mitte October 1537 bei Essegg im Kampfe gegen die Türken. Herzhafter Streit für des Kaisers Recht kennzeichnet seinen Lebenslauf; gelehrt ward ihm solch Ritterbrauch so auch das Kriegshandwerk vom ruhmbedeckten Georg von Frundsberg, seinem Schwager. Unter dessen Leitung zog er 1513 gegen die Venetianer, 1522—1523 nach Mailand und Genua, 1524 führte er eine Abtheilung Hakenschützen bei Marseille, 1525 stand er mit seinen Landsknechten in der heißen Schlacht bei Pavia. Im letzteren Kampfe tritt L. schon als angesehener Führer hervor, denn der Schlachtbericht an den Kaiser besagt: „Graf Lodron hat Ihnen wohl gedient, wie auch alle deutschen Anführer.“ Noch im Laufe dieses Jahres ward L. zur Bewältigung der Bauernunruhen in Welschtirol berufen; er warb rasch einiges Kriegsvolk, jagte vereint mit Castelalt die Bauern bei Cognola und Cadine in die Etsch und war bei der vollständigen Unterdrückung derselben am Nonsberge betheiligt. Bald hierauf befand sich L. unter den muthvollen, kühnen Feldhauptleuten, welche 1527 auf dem Zuge nach Rom die störrigen Landsknechte zur Zucht zwangen, mit selben Rom erstürmten und durch ihre Namensunterschrift den mit dem Papste geschlossenen Vertrag bekräftigten. Kaum in die Heimath zurückgekehrt, war L. 1529 schon wieder bereit, Wien gegen die anrückenden Türken beizustehen, zu diesem Behufe sammelte er in Tirol das erforderliche Geld, warb Mannschaften, konnte aber nicht rechtzeitig zu Hülfe kommen. Dagegen fand er sich 1532 bei erneutem Vorbrechen der Moslims sogleich in Wien ein, befehligte an einer der Donaubrücken und hat nächst Leobersdorf an der Triesting bei Niederwerfung einer türkischen Heeresabtheilung hervorragend mitgewirkt. Hoffnungsvoll hatte sich in all diesen Kriegen, Unternehmungen und Fährlichkeiten Lodron's Zukunft gestaltet; von seiner reichen Erfahrung, erprobten Treue sowie seinem kriegerischen Sinne ließ sich noch Großes erwarten, doch das nächste Erscheinen auf dem Kampfplatze brachte bedauerlicher Weise auch schon seine letzte That. Diese wahrt ihm aber das Anrecht auf das unauslöschbare Gedenken Jedermanns, der Hochsinn, Opferbereitwilligkeit und Selbstentsagung zu schätzen und zu würdigen versteht. L. war es nämlich, welcher 1537 allein von all' den ersten Feldhauptleuten, die unter Katzianer die

Türken aus den festen Schlössern Slavoniens vertreiben sollten, schmähliches Entweichen verachtete, allein ausdauerte und der rathlos übrig gebliebenen Mannschaft Führer wurde. „Lasset Gott walten, vertrauet Euerem Muth und leistet standhafte Gegenwehr", so rief er im Lager von Essegg den ausharrenden Tirolern, Böhmen, Oesterreichern und Kärntnern zu. Ergeben horchte diesen Worten die kleine Schaar, nur ein deutscher Kriegsmann meinte: „Du hast leicht reden, Lodron! Du sitzest zu Pferde. Mit sechs Füßen kannst Du schneller entfliehen, als wir mit zweien". Diesen für den Gehorsam der Anderen gefährlichen Söldner hat L. mit seinem Schwerte durchbohrt, worauf er, seine Pferde den Kranken und Verwundeten zuweisend, an die Spitze der Mannschaft trat mit der Zusicherung: „Brüder, ich fechte mit Euch zu Fuß". Nun führte er aber das schwache Häuflein rasch aus dem Lager und stürzte sich todesmuthig in den ungleichen, hoffnungslosen Kampf. Nicht lange hat dieser gewährt; der Uebermacht der Türken fiel bald Alles zum Opfer, so auch L. Schwer verwundet wurde er in das Türkenlager gebracht, wo er, angeblich um nicht unnöthig zu leiden, getödtet wurde; sein Kopf soll als Siegeszeichen nach Konstantinopel geschickt worden sein.

Wurzbach, Biograph. Lexikon d. Kaiserth. Oesterr. 2c. 15. Bd. Wien 1866. Reilly, Skizzirte Biograph. d. berühmtest. Feldh. Oesterr. Wien 1813. Reißner, Historia Herrn Georgen 2c. Frundsberg 2c., Frankfurt a. M. 1572. Raumer, Historisches Taschenbuch. Neue Folge. 5. Jahrg., Leipzig 1844. Egger, Geschichte Tirols. 2. Bd. Innsbruck 1876. Schz.

Lodron: Paris Graf von L., Herr zu Castellnovo und Castellan, stammte aus einem Geschlechte der wälschen Confinen, die man heute unter dem Namen Südtirol begreift. Sein Vater Niklas war Landeshauptmann in Tirol, seine Mutter, Dorothea, eine Freiin von Welsperg. Geboren am 13. Hornung 1586 zu Villa Lagarina im Lägerthale, studirte er unter andern auch auf der hohen Schule zu Ingolstadt, wo er 1604 unter dem Vorsitze des Jesuiten Paul Laymann aus der Philosophie eine Disputation hielt. Im J. 1606 wurde er Domherr zu Salzburg und 1614 zum Priester geweiht. Als er 1616 auf ausdrücklichen Wunsch des Erzbischofs wegen seiner Kenntnisse in Verwaltungssachen und Gewandtheit bei Sendungen vom Kapitel einstimmig zum Dompropste gewählt wurde, war er, wie es damals häufig der Fall war, zugleich schon Domherr zu Trient, Regensburg, Probst zu Maria Sal in Kärnthen und salzburgischer Hofkammerpräsident. Ungeachtet der auf fürstliche Personen abzielenden Rathschläge Oesterreichs und Baierns am 13. Novbr. 1619 im ersten Wahlgange zum Erzbischof erwählt, beschwor er die fünf Punkte der Wahlcapitulation, welche Förderung des Priesterseminars, Beitritt zur katholischen Liga, Wiederaufrichtung der ständischen Verfassung, gerichtliches Verfahren in Angelegenheiten des Fiskus und Beschränkung seiner persönlichen Bezüge auf jährlich 24 000 fl. verlangten und nicht ohne Einfluß des bairischen Herzogs Maximilian verfaßt worden waren. Obwol das päpstliche placet schon im December 1619 eingelaufen war, so erfolgte doch die Bestätigung mit der Verleihung des Palliums sowie die Belehnung durch den Kaiser erst im Mai und Juni 1621, weil inzwischen Klagen eingelaufen waren, daß der neue Erzbischof an der katholischen Liga nur lauen Antheil nehme und man ihn zu größerer Gefügigkeit zu stimmen gedachte. Dieser charaktervolle und entschlossene Mann begann seine langjährige Regierung, die zum Glücke des Erzstiftes die ganze Zeit des dreißigjährigen Krieges überdauerte, mit der Wiedererrichtung der Landstände. Er versprach „für sich und seine Nachkommen alle und jede von Zeit zu Zeit fürfallende Sachen, so das ganze Erzstift und Land in gemain betreffen, der gemeinen Landschaft oder dem verordneten Ausschusse zu communiciren und hierinnen mit deren Rath und Zu-

thun zu handeln". Desgleichen erklärte er, „wann in den Reichs-, Pundt-, Craiß- oder anderen dergleichen Versammlungen irgend was das ganze Erzstift beruerend geschlossen wird, und so viel anders die conclusa gestatten und zulassen, dasselbe der Landschaft oder deren anwesendem Ausschuß zu communiciren". Er wolle keine Steueranlagen ohne Landtag oder Ausschuß vornehmen, überlasse ihnen die Steuergefälle gegen Verrechnung und gebe die Versicherung, daß die zu seiner Kammer gelieferten Summen allein zu des Landes Nothdurft und Wohlfahrt und sonst zu keinem anderen Zwecke angewendet und darüber den Ständen jederzeit gebürlich der Nachweis geliefert werden solle. Als auf dem ersten Landtage von 1620 zur Verzinsung der unter den Vorfahren aufgelaufenen Schulden und zur Bestreitung der kriegerischen Erfordernisse die Sechs-Schilling-Steuer erhöht und Fürsten, Prälaten, Ritterstand, Geistliche, Kirchen und alle milden Orte mit dem zehnten Theile ihres Einkommens besteuert wurden, entzog er sich keineswegs dieser Decimation und entrichtete selbst den Vieh- und Fleischaufschlag von dem Bedarfe seiner Hofhaltung. Während des dreißigjährigen Krieges hoben die Stände über $6^1/_2$ Millionen Steuern unter verschiedenen Namen ohne Widerstand ein; nur in den letzten Jahren wurden einige Bezirke des Gebirgslandes zahlungsmüde und schwierig. Wenn Herzog Maximilian von Baiern, der selbst während seiner 56jährigen Regierung nur zweimal Landtage einberufen hatte, die Absicht hegte, durch Wiedereinführung der Verfassung zwischen Fürsten und Ständen Mißhelligkeit zu stiften und das Erzstift zu schwächen, so knüpfte dagegen L. in jenen drangvollen Zeiten durch rückhaltlosen Vollzug seiner Versprechungen, umsichtigen Haushalt mit den Steuern, Entschlossenheit bei herannahenden Gefahren und Klugheit in Benutzung von Umständen das Band zwischen sich und der Landschaft um so enger. Er hatte Ursache am Ende seines Lebens, auf dem Landtage von 1652 der Landschaft zu danken „für die Beihülfe in den schweren Kriegsleuffen und gefährlichen, unterschiedlichen Anstößen, daß sie ihm nicht nur mit Treue und Liebe beigestanden und die Schuldigkeit erwiesen, sondern auch dem gemainen Wesen zu guten von Zeit zu Zeit mit erforderten Gutachten als auch behörigen Mitteln nach Gestalt eines jeden Vermögens an die Hand gegangen". Zuerst begann der Fürst seine Hauptstadt und das Erzstift in kraftvollen Vertheidigungszustand zu setzen. Im J. 1620 wurden drei, später noch ein Fähnlein Knechte zur auswärtigen Verwendung geworben, hundert „wohlstaffirte Reiter" um die Hauptstadt in Bereitschaft gehalten und die „Landfahne" oder Landwehr, fünf Fähnlein im Gebirge und acht außerhalb aufgestellt, bewaffnet und eingeübt „zur Beschützung des Vaterlandes". Die Vertheidigungswerke der Päſſe, der Veste Werfen, der Städte Titmaning, Radstadt wurden ausgebessert und verstärkt, die zwei Stadtberge um Salzburg durch Herstellung senkrechter Wände, Mauern und Bollwerke unersteiglich gemacht und an offenen Stellen die Stadt mit einem Gürtel von Mauern und Gräben umgeben, die bis in die Jahre 1860—1870 fortbestanden. Der Fürst sorgte für Kanonen, Wehr, Waffen und Proviant. Binnen 12 Jahren war die Hauptstadt in einen festen Platz umgeschaffen. Der bairische Herzog flüchtete damals Schätze und Archive in die Veste Werfen, seine Gemahlin verblieb acht Monate mit dem Oettinger Marienbild in Salzburg, ja kurz vor Ende des Krieges, 1648, suchte der Kurfürst selbst bei dem Einfalle Türennes in Baiern den Schutz der erzstiftischen Hauptstadt auf. „Der König von Schweden", so lautet ein Bericht an den Landtag von 1633, „habe zwar so viel man von unterschiedlichen Orten glaubliche Nachrichten empfangen, ein sonderbares Aug auf die Stadt und Päſſe gehabt, aber sich wieder gewendet und seinen Weg zurück nach München und weiter genommen". Diese Kriegs-

verfassung des Erzstiftes diente ebenso sehr zur Sicherung des eigenen Landes wie der dahinter liegenden Provinzen Inneröstrreichs, und L. brachte diesen Umstand, sowie die darauf verwendeten Kosten wiederholt zur Geltung, wenn er zu „unerträglichen Bürden, denen gegenüber sich das Erzstift in terminis impossibilitatis befinde", aufgefordert, oder im Weigerungsfalle „mit verschiedenen practicirlichen Mitteln" bedroht wurde. Der Erzbischof schickte „vier Fähnlein Knechte" dem Erzherzog Leopold in Tirol 1620 und 1621 gegen die Graubündtner zu Hülfe, ließ 1623 gegen den Mannsfelder „ein Regiment Arquebusier-Reiter" zu den Truppen der „katholischen Bundesarmada" stoßen, sandte 1631 „drei Fähnlein Kriegsvolk à 300 Mann und eine Compagnie Reiter" dem General Aldringen gegen Horn und Baner zu Hülfe und befriedigte die Forderung des Generals Ossa betreffs 200 Centner Pulver und 120 Pferde. Als Wallenstein 200 Proviantfuhren zu vier Pferden nach Regensburg zu stellen verlangte, „verehrte er ihm, da gewöhnlich ein gut Theil davon zurückbleiben, 100 gute Pferde, meist aus seinem Marstalle, welches ihm zu sonderbaren angenehmen Gefallen geraicht und bedankt". In Folge der Beschlüsse von Prag 1636 und im Fürstencollegium 1636 zu Regensburg mußten vom Erzstift 240 Römermonate im Belaufe von 438 720 fl. unter Versicherung „alsogleicher parition und Androhung der poena dupli" an den Kaiser entrichtet werden, was auch nach vielfältigem Schriftenwechsel auf dem Landtage von 1637 zu leisten beschlossen worden ist. Der Liga gegenüber, deren Feldherr „die Pfaffen zu schweren Beisteuern anhalten", die Bundeskasse in München haben und diktatorisch alles allein anordnen wollte, betonte der Erzbischof wiederholt die Kreisverfassung, die Ueberbürdung des Erzstifts und befolgte die Regel, die zu stellenden Truppen selbst zu werben und zu besolden. Zur Zeit des Bauernaufruhrs in Oberösterreich 1626, beim Herannahen des Schwedenkönigs 1632 und Torstenson's 1645 ließ L. die Grenzen von den Schützen der Landfahne besetzen, besuchte 1632 allein in der Nacht die Wachen und erklärte, „daß er für seine Hauptstadt Leib und Leben aufzuopfern bereit sei und auf keinen Fall daraus weichen wolle". Als der Kaiser 1632 vom Erzbischof begehrte, 600 Mann zur Dämpfung des Bauernaufstandes nach Ob der Enns abzusenden, entschuldigte sich der Fürst, daß der König von Schweden zu Neuburg an der Donau stehe, „dessen intention man nicht penetriren könne", daß von den Franzosen ein Einfall in Tirol zu besorgen sei, und daß, „wann die Sach mit den rebellischen Bauern widerwärtig ausschlagen sollte, dieselbigen verbitterten Leute dann Ursach hätten, herein in das Erzstift zu rucken und dasselbe in Gefahr zu stürtzen". Im Januar 1634 wollte Wallenstein „per amor oder per forza" Truppen ins Erzstift in die Winterquartiere verlegen, allein durch die Zögerung des Feldmarschalls Aldringen und dessen Bedenken bei der entschiedenen Weigerung des Erzbischofs, endlich in Abgang directer Befehle des Kaisers mißlang die Absicht, sich „des Erzstiftes zu impatroniren". Auch das bedrohliche Ansinnen 1649 einen Theil der bairischen Kriegsvölker in sein Land zur Verpflegung zu übernehmen, wies der Fürst standhaft zurück, indem er erklärte auf der Wasserburger Kreisversammlung das zu leisten, was Gebühr und Billigkeit verlangen und dann darüber das Nöthige mit dem Kaiser vereinbarte. In Mitte dieser militärischen und diplomatischen Leistungen des geistlichen Fürsten blieb seine vollste Aufmerksamkeit den inneren Angelegenheiten des Erzstiftes zugewandt. Es ist kaum eine Redeblume zu sagen, er vollendete, in der einen Hand das Schwert, mit der andern den Dombau 1628, den sein Vorfahrer kaum zu halber Höhe emporgeführt hatte, denn derselbe Baumeister, der die Stadt mit Festungswerken umgab, leitete zu gleicher Zeit den Kirchenbau, während die Schützen der Landfahne in den Waffen geübt wurden, oder gegen den Mansfelder an den Grenzen des Stiftlandes bereit

standen. Er erhob das Salzburger Gymnasium zur Universität (1620), veranlaßte die Errichtung der Benedictiner-Congregation, um für jene Lehrer zu gewinnen (1635) und erneuerte und erweiterte die Universität gegen Ende des Krieges 1651, indem er die Rechtsfacultät durch eine Geldstiftung in den Stand setzte, angesehene Lehrer zu berufen. Er gründete 1645 das Collegium Marianum und 1653 das Rupertinum, zwei Erziehungsanstalten für Studirende, die sich dem Staatsdienste oder dem seines Geschlechtshauses widmeten. Er wies der Bildungsanstalt für Weltpriester das von den barmherzigen Brüdern verlassene geräumige Kloster an (1624), stiftete für den Dienst in der Domkirche 1631 die Canonicate der dreizehn „Schneeherrn“ (Canonici B. V. Mariae ad nives) und erbaute den aus Landshut geflüchteten Loretto-Nonnen ein Kloster 1636. Durch Errichtung des „immerwährenden Statutes“ 1636 steuerte er den Mißbräuchen während der Erledigungsfälle des erzbischöflichen Stuhles, erwarb mit vieler Mühe die von seinem Vorgänger veräußerten stiftischen Herrschaften zurück (1629) und ordnete durch Recesse 1645 die Grenzen zwischen der landesfürstlichen und grundherrlichen Gerichtsbarkeit des Prälaten- und Ritterstandes und der vier Erbämter. Weil in den Jahren 1625, dann 1634 bis 1636 in der Stadt Seuchen herrschten, ließ er durch holländische Sachverständige in nächster Nähe der Stadt 2700 Morgen Moorboden trocken legen und in Ackerland umschaffen (1631—1643), wozu er Soldaten und Landwehr verwendete. In Folge des Münzprobationstages zu Augsburg, schaffte L. 1623 das Kippergeld ab, ließ eine neue durch Wasserkraft betriebene Münzwerkstätte eröffnen und schloß mit den Nachbarstaaten und den Städten Augsburg und Nürnberg die Münzabrede zu Füssen. Nachdem er vom Papste die Erlaubniß erhalten, über sein Vermögen frei zu verfügen, gründete er für seine Familie eine Primo- und Secundogenitur und erwarb zur erzbischöflichen Kammer die Berg- und Hüttenwerke Großarl und Flachau. Er erließ 1621 ein die Sitten charakterisirendes Mandat gegen den Luxus bei Hochzeiten und verbot Trauungen, die ohne Einwilligung der Eltern oder Vorwissen der Obrigkeit stattfinden sollten. Von der gesetzgeberischen Thätigkeit unter seiner Regierung geben noch Zeugniß die Mandate gegen die Unzucht, gegen das tolle Spielen, Saufen und Fluchen, die Feuerordnungen für Städte, Märkte und Landorte, eine Handwerkerordnung, die Vorschriften zur Viehbeschreibung und eine Spielgrafen- und Spielleuteordnung. Der von der Universität bei der Friedensfeier im J. 1651 mit Recht als „Vater des Vaterlandes“ gepriesene Fürst starb am 15. December 1653. Bekannt ist, daß der Geschichtschreiber Johannes von Müller den Erzbischof L. in zwei Schreiben an den Kronprinzen Ludwig von Baiern vom 9. August 1808 und 10. April 1809 der Ehre, in die Walhalla aufgenommen zu werden, würdig erachtete.

Zauner's Chronik. — Landtagsakten. — Archiv der salzb. Landesregierung.

Zillner.

Loë: Johann L. (Loëius), Buchdrucker zu Antwerpen im 16. Jahrhundert. Von seinen äußeren Lebensverhältnissen ist bis jetzt nichts bekannt geworden und auch als Drucker begegnet sein Name nur auf wenigen Werken aus den Jahren 1545—1561. Von diesen führen wir an: „M. Fabri Quintiliani institutionum orator. Libri XII . . . ex officina Joannis Loëi“, MDXLVII. 4°; des lateinischen Dichters Guil. Gnaphaeus „Acolastus“, 1555; „Invictissimo Caesari Carolo Q . . . oratio gratulatoria, S. P. Antwerp. nomine exhibita“, 1548. 8° und das durch seinen Inhalt bei weitem wichtigste: „Adagia a Joanne Sartorio in Batavicum sermonem . . conversa“. 1561. 12° (vgl. hierüber den Art. Sartorius, Johannes). Seine Devise war: „Habet et musca splenum“, seine typographische Marke, womit er seine Werke verzierte, ist in der ersten der angezeigten Quellenschriften nachgebildet.

Le Bibliophile belge 1848, 299. Duplessis, Bibliographie parémiologique p. 375. Weller, Ann. II, 314.

J. Franck.

Loeder: Heinrich L., ausgezeichneter Klosterreformator, dem Windesheimischen Kreise angehörend, war auf dem Schlosse Loder bei Osnabrück geboren. Seine Hinneigung zur ascetischen Frömmigkeit führte ihn nach dem Kloster zu Windesheim, wo er anfangs als geringer Laienbruder seine Dienste beim Ackerbau oder im Brau- und Backhause leistete. Bald aber erkannte man seine geistige Begabung; er ward als Convers und 1404 als Chorbruder aufgenommen und folgte dem Gerlach Peterse als Sacristan; 1419, vielleicht schon 1417 wählten die Fratres des mit Windesheim incorporirten Klosters Frenswege bei Nordhorn im Bentheimischen ihn zum Prior. Als solcher gab er ein schönes Beispiel christlichen Lebens in Demuth, Duldsamkeit, Gehorsam, Fleiß und Liebe. Umsomehr vermochte er eine strenge Disciplin auszuüben. Doch war seine Ascese keine überspannte, noch seine Lust an demüthigen Werken etwa kränklicher Art. An den niedrigsten Verrichtungen nahm er Theil, die geringsten Speisen waren ihm gut genug und seinen Gästen wusch er die Füße. Wiewol sein Kloster nur mäßig mit zeitlichen Gütern begabt war, übte er dennoch eine weithinreichende Wohlthätigkeit aus, und die Windesheimer Brüder fanden zu Frendeswege ein zeitweiliges Obdach, als sie 1429 in Folge des kirchlichen Interdicts ihr Kloster räumen mußten. Der Ruf des frommen Lebens zu Frendeswege stieg daher unter Loeder's Regierung und war auch dem zeitlichen Wohlstande des Klosters nützlich. Aber Loeder's Thätigkeit beschränkte sich nicht auf sein Kloster. Schon hatte er 1418 die Vertheidigung der Brüder des gemeinsamen Lebens dem Dominicanermönche, Matthäus Grabow zu Groningen gegenüber, auf sich genommen, und diesem Widersacher eine bischöfliche Verurtheilung zugezogen. Als nun die Windesheimer Congregation um 1420 die Klosterreformation auch auf deutschen Boden übertragen wollte, beauftragte sie damit auch den L., welcher sein Kloster bald zum Mittelpunkte dieser Reformation in Westfalen, Sachsen und der Rheingegend erhob. 1420 reformirte er das Kloster Marienkamp zu Esens in Ostfriesland, 1423 das Marienkloster zu Wittenburg in Niedersachsen und das Kloster Marienberg zu Bödingen, doch nicht ohne großen Widerstand. 1429 nahm er die Reformation des Marienconvents zu Richenberg bei Goslar und 1430 des Meinulphusklosters zu Bodiken im Bisthume Paderborn in die Hand, und alle diese Klöster verbreiteten dann die Reformation weiter, indem sie mit Windesheim incorporirt wurden. Diese Herstellung des Klosterlebens war nicht nur eine äußerliche und rituelle, sondern sie trug einen durchaus sittlichen Charakter, fand auch eben deswegen bei vielen leichtsinnigen und faulen Klosterbewohnern heftigen Widerstand. Zu Bödingen besonders hatte er mit dem weltlichen Sinne der Mönche zu kämpfen. Nicht ohne Lebensgefahr arbeitete er gleichwol unermüdet, bis er wahrscheinlich um 1493 starb. Mit vollem Rechte hatte er sich den Namen eines „apostolus Westphaliae“ erworben.

Vgl. Delprat, Broedersch. v. G. Groote bl. 50 etc. Moll, Kerkgesch. v. Nederl. II. 2e. st. bl. 218. Acquoy, het klooster Windesheim II. bl. 350 vlg. 366 vlg. van Slee, De Kloostervereen v. Windesheim bl. 250 vlg. 284 vlg. und Karl Grube, Johann Busch, passim.

van Slee.

Loeffs: Rudolph L., niederländischer Buchdrucker in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sein Geburtsort ist das holländische Dorf Driel an der Maas, in der Nähe der Stadt Bommel in Geldern, wie er dies selbst in einem seiner Drucke anzeigt, sein Geburtsjahr aber ist unbekannt. In der Typographengeschichte wird er bald unter dem angegebenen Namen, der sein

Familienname war, bald als Rudolph von Driel aufgeführt. Sein Name begegnet zuerst in der Matrikel der Universität Löwen, wo er am 5. März 1472 als Zögling der Facultas artium und mit den Worten inscribirt wurde: Rudulphus filius Remboldi de Driel, Trajectensis dioecesis, in artibus, V Martii". am Ende steht ein „P" (d. h. pauper). Seine Kunst erlernte er sehr wahrscheinlich in einer oder der anderen Officin dieser Stadt, wo bereits seit 1474, unter dem besonderen Schutze der Universität, Joh. v. Westphalen (Bd. XIV, 478), dann Johann Veldner 1475 und Konrad Braens 1476 arbeiteten. Doch kennt man von hier durch ihn allein gedruckt bis jetzt nur sehr wenige Bücher, so aus dem J. 1484: ein Werk des Juristen Bernhard von Parma „Casus domini Ber | nardi super quinque libris decreta | liū lovanij impssi impensa Rodol | phi loeffs de driell Anno domini | M. cccc. lxxxiiij mensis Februarij | die sexta". Fol.; es ist die zweite Ausgabe dieser Arbeit, deren erste von den Druckern Peter Keysere und Johann Stoll (Bd. XV, 696) 1475 zu Paris hergestellt worden war. Es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß noch mehrere Drucke aus seiner Presse hervorgingen, welche bis jetzt noch unentdeckt oder auch gänzlich verloren gegangen sind. Man nimmt an, daß L. gegen das J. 1490 Löwen verließ, um sich in dem Städtchen Bommel mit kaum 2000 E. niederzulassen. Es ist eigenthümlich, daß, muß auch das Recht der Erfindung des Bücherdrucks mit beweglichen Lettern den Holländern abgesprochen werden, diesen doch unbestritten die Ehre gebührt, mehr als jedes andere Volk für die Verbreitung der Kunst Gutenberg's geleistet zu haben. Denn während der Bücherdruck im 15. Jahrhundert nur erst in den großen europäischen Städten Eingang gefunden hatte, besaßen schon fast alle holländischen Städte und unter diesen verhältnißmäßig sehr unbedeutende wohl eingerichtete Officinen. So errichtete man u. a. auch (Bulletin du Bibliophile belge VIII, 113) zu Maertensdyk, einem Dorfe von nur 1600 Einw., in der Nähe des Städtchens Tholen in Zeeland eine Druckerei und unser Typograph die seinige in Bommel. Was ihn bewog, Leyden zu verlassen, wissen wir nicht, es sei denn, daß er seine Tage in der Nähe seines Geburtsortes beschließen wollte. Leider hat sich aus diesem seinem Aufenthalte kein einziger Druck erhalten, obgleich uns unzweideutige Zeugnisse seiner hiesigen typographischen Thätigkeit vorliegen. Denn die jetzt in dem Archive der Abtei Parc bei Löwen befindlichen Rechnungen des Klosters Marienweert (Insula beatae Mariae Virginis) in der Nähe der Stadt Kuilenburg in Geldern führen für das J. 1491 eine Anzahl von Büchern auf, welche, als von ihm gedruckt, die Mönche dieses Klosters von ihm gekauft hatten. Diese aber lauten: (Exposita monasterii Insularis B. M. V. an. 1491): „Item altera Epiphaniae, van Rodolpho, te Bommel, 1 boeck, de naturis animalium et herbarum" ende „Novum preceptorium cum quibusdam aliis libris pariter vij rijnsguld. 1 stuver". „Item pro quattuor libris impressis a Rodolpho pro iiij hollandsche guldens, V stuvers, facit vj rijnsguldens vij stuvers". Allerdings wird hier der Drucker mit seinem Vornamen bezeichnet und sein Familienname kommt in diesen Rechnungen nicht vor, aber dieser „Rudolphus" kann nur Rudolph L. sein, weil damals kein anderer niederländischer Drucker diesen Vornamen trug, wie aus Panzer, Hain so wie aus allen anderen Bibliographien zu ersehen. Welcher Art aber waren die vier letzten Drucke? Es ist dies eine bis jetzt ungelöste Frage geblieben und kein Bibliograph erwähnt dieselben, so daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, daß sie ohne seinen Namen erschienen sind. L. scheint im J. 1491 gestorben zu sein. Während seines Löwener Aufenthaltes druckte er gemeinschaftlich mit zwei anderen Berufsgenossen: Egidius (Gillet) van der Heerstraten und Hermann von Nassau. Der erstere war wahrscheinlich zu Löwen geboren, doch findet sich sein Name nicht in

der Universitätsmatrikel. Der erste seiner durch ihn allein besorgten Drucke (Bibl. belge 1866, 61) „Commentum insignis Sacre Theologie Profess. Mag. Joh. Beets super decem praeceptis decalogi“, 1486. Fol., den er mit der Unterschrift versah: „per Egidium van der Heerstraten, artis impressorie magistrum“ hat sich bei den Bibliographen durch den Umstand bemerklich gemacht, daß eine gleichzeitige Feder in mehreren Exemplaren die drei letzten Worte gestrichen hat, während in einem anderen Drucke H. diese Bezeichnung unterließ, sei es, daß man ihm diese Eigenschaft bestritt oder daß man ihn förmlich zwang, dieselbe, die damals nur Joh. v. Westphalen (Bd. XIV, S. 478) allein das Recht hatte, sich beizulegen, zurückzuziehen. Da H. bei der Universität nicht eingeschrieben war, so ist zu glauben, daß er auf Befehl dieser Körperschaft gezwungen wurde, eigenhändig diese Worte in den ersten Exemplaren und in den folgenden gänzlich zu unterdrücken (Lambinet, Recherches sur l'origine de l'imprimerie p. 27). Das ansehnlichste Erzeugniß seiner Presse ist ohne Widerspruch: „Boccacius de Praeclaris mulieribus“, 1487. Fol. m. Holzschn. Heerstraten starb den 23. Decbr. 1490. Der zweite Geschäftsgenosse unseres Druckers war der bis vor wenigen Jahren allen Bibliographen gänzlich unbekannte Hermann von Nassau, ohne Zweifel entweder aus dem Herzogthum Nassau oder dem Marktflecken Nassau daselbst gebürtig. Aber über seine anderweitigen äußeren Verhältnisse finden sich in den Acten der Stadt Löwen keinerlei Aufzeichnungen, und man hat bis jetzt nur ein einziges Buch aufgefunden, das seine Unterschrift trägt, es ist dies: „Nicolai Perotti... Institutio grammaticalis . . .“, o. J. 4°; jedoch mit dem Kolophon: „Impresse louanii per me Hermannum de nassou et Rodulphum Driel“. Das Buch hat aber dadurch Werth, daß im Texte eine Anzahl Beispiele in das Vlämische übersetzt ist, z. B. „Lectio quam a magistro docendi sunt discipuli est difficilis — Die lesse die de Kinder van den meester leeren selen is zweer“, „Cum legendus a praeceptore et a nobis audiendus sit Virgilius audiendus est diligenter — Wat Virgilius van den meester ghelesen sal worden en van ons ghehort soe moeten wy neernstelyc hooren“ etc. — Ein Bartholomäus Loeffs hielt sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in der Stadt Herzogenbusch (Bois-le-Duc) auf, wo er in Verbindung mit zwei anderen Gelehrten eine Geschichte dieser Stadt ausarbeitete. Das lateinische Manuscript, welches bis zum Jahre 1565 reicht, findet sich in der Bibliothèque de Bourgogne, vgl. M. Marchal, Catal. des Mss. T. III. p. 51. Ob dieser B. L. ein Sohn unseres Druckers gewesen sei, ist noch nicht festgestellt.

Le Bibliophile belge 1852, 248—51. 1866, 61—65. 153—54. Meersch, Imprimeurs belges et néerlandais I, 89—90. Serna Santander, Diction. bibliogr. I. J. Franck.

Loen: Johann Michael v. L. war geboren in Frankfurt a./M. am 11. December 1694 und starb am 24. Juli 1776. Er stammte aus einer angesehenen reformirten niederländischen Familie, welche seit 1623 nach Frankfurt übergesiedelt war; seine Mutter gehörte der noch hier blühenden, gleichfalls reformirten, aus Frankreich eingewanderten Familie Passavant an. Gut vorgebildet bezog er schon 1711 die Universität Marburg, 1712—15 studirte er in Halle. Auf beiden Hochschulen widmete er sich außer dem Rechtsstudium auch den schönen Wissenschaften und Künsten. Nach kurzem Aufenthalt in der Vaterstadt ging er im Herbst 1715 nach Wetzlar, um sich mit dem Reichskammergerichtsproceß bekannt zu machen, oder, wie er selbst sagt, „den Kammerschlender“ kennen zu lernen. Im Frühling des Jahres 1716 trat er eine mehrjährige Rundreise durch Deutschland und die Niederlande an; den Winter 1717/18 brachte er in Berlin zu, den nächsten Frühling und Sommer in Dresden. Von beiden so

sehr contrastirenden Höfen hat er in seinen Schriften interessante Schilderungen hinterlassen. — J. M. v. Loen's Mutter war schon 1697 gestorben; durch den am 7. December 1718 erfolgten Tod seines Großvaters Passavant wurde er in ganz unabhängige Vermögensverhältnisse versetzt und machte abermals ausgedehnte Reisen, die nur durch kurzen Aufenthalt in der Heimath unterbrochen waren. Sie erstreckten sich auf die Schweiz, Frankreich, die Niederlande, Deutschland und Oberitalien und dauerten bis 1724. Nun, erst 30 Jahre alt, zog er sich in seine Vaterstadt zurück, sammelte Bücher und Kunstwerke und wurde bald der Mittelpunkt einer gebildeten Geselligkeit. Im J. 1729 verheirathete sich L. mit Katharina Sibylla Lindheimer, der Schwester von Goethe's Großmutter Textor, wodurch er also Goethe's Großoheim wurde. 1729 wurde Loen's Vermögen noch vermehrt durch den Tod seines einzigen Bruders und 1733 kaufte er das Gut Mörfelden, um noch ungestörter seinen Studien nachhängen zu können, als dies in der Stadt möglich war. Wer hätte erwarten sollen, daß dieser Mann in vorgerückten Jahren eine Stellung von solcher Unabhängigkeit aufgeben würde, zumal da er in seinen Schriften es immer für Thorheit erklärt, ohne Noth seine Freiheit zu opfern, um Aemter anzunehmen? Dennoch folgte er 1752 dem Ruf des Königs Friedrich II. von Preußen und übernahm die Stelle als Regierungspräsident der Grafschaften Lingen und Tecklenburg mit dem Wohnsitz in Lingen. — Verdrießlichkeiten, welche die irenische Tendenz seiner auf Versöhnung zwischen Lutheranern und Calvinisten gerichteten Schriften ihm in Frankfurt zugezogen, erklären vielleicht diesen Entschluß. Die ersten Jahre in Lingen verliefen angenehm, aber der siebenjährige Krieg brachte große Leiden. L. wurde von den französischen Truppen als Geisel nach Wesel gebracht und dort in dem „allerelendesten und unanständigsten Zimmer“ vier Jahre lang (von 1757—1761) in Verwahrung gehalten. Zwar gab man ihn endlich frei, doch mußte er einen seiner Söhne bis zum Friedensschluß an seine Stelle treten lassen. Nach seiner Freilassung blieb er nur noch vier Jahre in seinem Amt und trat dann in den Ruhestand. Er erblindete fast vollständig; Jung-Stilling operirte ihn ohne Erfolg. L. starb im 82. Lebensjahr, am 24. Juli 1776. — Einer von Loen's Söhnen, Johann Jost, geb. 1737 in Frankfurt, vermählte sich 1779 mit der Prinzessin Agnes von Anhalt-Dessau. Ueber einen Ende 1796 in Dessau bei dieser Familie abgestatteten Besuch berichtet Goethe in den „Annalen“ 1797. Mit Joh. Mich. v. Loen's gleichnamigem Enkel erlosch die Familie in Frankfurt 1797; in Pommern blüht sie noch, fortgepflanzt von dem Dessauer Zweig. — Loen's von 1724—1768 verfaßte Schriften belaufen sich auf 37. Sie sind meist in deutscher, einige in französischer und lateinischer Sprache verfaßt und erstrecken sich auf die verschiedensten Gegenstände. Sie berühren Religion, Staatskunst, die Verhältnisse des Adels und der Höfe, Militärverfassung, Geschichte, Biographie, Reisen, Philosophie &c.; es sind Uebersetzungen, Sammelwerke, Gedichte, Romane und Satyren dabei mit manchen culturhistorisch interessanten Mittheilungen. Es durchweht diese Schriften ein wohlthuender Geist der Toleranz und Freisinnigkeit; natürlich ist alles in dem zahmen Ton verfaßt, welchen allein die Zeitverhältnisse gestatteten. Besonders zu erwähnen sind: „Der redliche Mann am Hofe oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera, nebst beygefügten freyen Gedanken von der Verbesserung eines Staats“, 1740. Diese Schrift erlebte verschiedene Auflagen und wurde auch ins Holländische übersetzt. „Die einzige wahre Religion, allgemein in ihren Grundsätzen, verwirret durch die Zänkereyen der Schriftgelehrten, zertheilet in allerhand Secten, vereiniget in Christo“, 2 Thle., 1750 und 1752. Neue veränderte Auflage 1756. Dieses ins Lateinische und Holländische übersetzte Buch machte großes Aufsehen und erweckte dem Verfasser viele Gegner. Loen's „Gesammelte Schriften“ erschienen in vier

Theilen zu Frankfurt 1749—1752. Darin ist besonders interessant eine auch im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst, N. F. III" abgedruckte Schilderung von Frankfurt um 1741; sie ist wichtig für die Kenntniß der Frankfurter Verhältnisse zur Zeit vor Goethe's Geburt.

Goethe, Aus meinem Leben, Buch I und II. Ed. Heyden im Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst. Neue Folge III. 534 (1865).

W. Stricker.

Löffelholz: Georg Wilhelm (I.) Reichsfreiherr von L.-Colberg, kaiserl. Generalfeldzeugmeister, geb. den 9. Juni 1661 zu Nürnberg, † am 10. August 1719 in Ofen. — Schon in früher Jugend mit dem Kriegerhandwerke vertraut, hat L. seine militärische Laufbahn am Rheine und in Ungarn begonnen und ist vermöge seiner hohen strategischen Begabung neben Ferdinand Albert von Braunschweig, Mercy, Stahremberg und Battée der bemerkenswertheste unter den zahlreichen Führern im Heere Eugens von Savoyen. In den Kriegen Oesterreichs gegen die aufständischen Ungarn und die Pforte zu Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts hat der tapfere Kämpe so viele und glänzende Waffenthaten vollbracht, daß ihm in der Kriegsgeschichte des Kaiserstaates ein ruhmvolles Andenken für immer bewahrt bleiben wird. — Georg Wilhelms Vater, Jacob Wilhelm L., war vorderster Losungsamtmann der Reichsstadt, seine Mutter Regina Katharina stammte aus dem bekannten Nürnberger Geschlechte der Scheuerl von Defersdorf. — L. kam zu seiner militärischen Ausbildung auf die Ritterakademie nach Turin, dann 1676 als Page, später als Stallmeister in die Dienste des Markgrafen Hermann von Baden (geb. 1621, † 1691), welcher damals kaiserlicher Rath und Kriegspräsident war und als Feldmarschall unter Montecucoli im Elsaß und Breisgau kämpfte. Dort in jenem verheerenden Rachekriege Ludwig XIV. hat L. „in seinen annoch jungen Jahren" die Feuertaufe empfangen; doch sind die einzelnen Treffen und Gefechte, bei denen er betheiligt gewesen, nicht bekannt. Dank seinen hohen Gönnern wurde der kaum Zwanzigjährige (1681) Hauptmann im Graf Daun'schen Infanterieregimente. Der im Frühjahr 1683 begonnene türkisch-ungarische Feldzug führte ihn auf einen neuen Kriegsschauplatz, nach Ungarn, auf dem er sein ganzes thatenreiches Leben verbrachte und „erwähntes Regiment ganze 13 Jahre mit großem Ruhme und Tapferkeit commandirte". — Als Hauptmann wohnte er unter Anderem der Einnahme von Eperies, Kaschau, Podek an und kam als Oberstwachtmeister in das Houchinische Regiment. 1685 Oberstlieutenant geworden, erhielt er das Commando des festen Platzes Cedam, wies dessen Belagerung durch ein starkes türkisch-tartarisches Corps glücklich zurück, und betheiligte sich mit seinem Regimente durch kühne Streifzüge an Vertreibung der Osmanen aus Siebenbürgen. Die ersten militärischen Lorbeeren erntete er indeß in der Schlacht bei Zzalankemen zwischen Peterwardein und Semlin am 19. August 1691 unter Führung des Markgrafen Ludwig von Baden, wobei er sich mit seinem Regimente so hervorthat, daß er durch besonderes kaiserliches Rescript belobt wurde. In den folgenden Jahren bekleidete er das Commando über einige Grenzfestungen, wie Lipa, Karansebas und Kronstadt, rückte wegen seiner vorzüglich geleiteten Operationen 1799 zum wirklichen Oberst vor und führte von 1701—1704 den Oberbefehl über das befestigte Arad. Seinem Muthe und seiner Einsicht gelang es, diesen wichtigen Punkt dem Kaiser zu erhalten, wobei er über Jahr und Tag den Unterhalt der ganzen Besatzung aus eigenen Mitteln bestritt, weil die kaiserlichen lange Zeit versiegt waren. Die Uebergriffe des Pascha von Temesvar wies er kräftig zurück, fügte den aufständischen Ungarn vielfachen Schaden zu und nahm ihnen im December 1702 die Freistadt Käsmarkt weg. 1704 rückte er zum Generalfeldwachtmeister vor; 1707 erhielt er den Titel nebst Rang

eines Generalfeldmarschalllieutenants, sowie das vorher Graf Friesen'sche Infanterieregiment, das hinfort seinen Namen trug. Am 6. August 1708 erfolgte seine Erhebung in den erblichen Freiherrnstand „in gnädigster Betrachtung all' der devoten, treuen und nützlichen Dienste", welche in dem Adelsbriefe genau und erschöpfend aufgeführt sind. Das Jahr 1710 traf unsern Krieger in strenger und anstrengender Arbeit wider die Ungarn. Er commandirte damals die kaiserlichen Stellungen im Liptau'schen. Mitten im Winter — im Januar — unternahm er die Belagerung von Leutschau, der Hauptstadt des Zipser Comitates, und brachte bereits am 13. Februar diesen bedeutenden Stützpunkt der Rakoczypartei in seine Gewalt, wobei er durch eine klug abgeschlossene Capitulation ein früheres, tapferes Regiment dem Kaiser wieder zuführte und so zurückgewann. Am 24. Juni 1710 wurde er durch Ernennung zum Hofkriegsrath ausgezeichnet, blieb jedoch bei der activen Armee und nahm am 12. des folgenden Monats nach schwieriger Blokade das für nahezu uneinnehmbar gehaltene „Zipser Haus". 1711 den 22. Juni eroberte der General den letzten Waffenplatz der rebellischen Ungarn die durch Natur und Kunst gleich stark geschützte Bergfeste Munkacs; durch den Fall dieser Feste war der Krieg beendet; den ohnedieß gefeierten Namen des Siegers bedeckte neuer Ruhm, und „nur mit Auszeichnung wurde des Generals von da an gedacht". Ein kaiserliches Dekret vom 28. August 1713 verlieh L. „zu dem Ordinari-Commandantenstractament auch den Feldmarschalllieutenantenssold für Winter wie Sommer", und gleichzeitig den Oberbefehl über die Grenzfestung Peterwardein sammt dem Generalate des Königreichs Slavonien. Wenige Jahre später — 2. Mai 1716 — erhob ihn der Kaiser zum Obristfeldzeugmeister und Chef des Feldartilleriewesens. Die neu ausgebrochenen Feindseligkeiten gegen die Pforte boten ihm bald Gelegenheit seine hohe militärische Begabung aufs neue zu bekunden. Durch rasche Wegnahme des an der Save gelegenen und von den Türken besetzten Passes Mitrovizza eröffnete der Generalfeldzeugmeister am 15. Juni Prinz Eugens neuen Feldzug gegen die Türkei. Dank seiner Geistesgegenwart und Entschlossenheit konnte Prinz Eugen an dem glorreichen Tage von Peterwardein (5. August 1716) den durch Loslösung der Schiffmühlen gefährdeten Uebergang der Truppen über die Donau rechtzeitig bewerkstelligen. Während jener denkwürdigen Schlacht commandirte L. im Kronwerke und im 1. und 2. Retrachement. Ein kaiserliches Dekret vom 13. genannten Monats hebt rühmend hervor, wie sehr „sein Muth, seine Einsicht und seine Tapferkeit" zu dem Erfolge des Tages beigetragen. Auf seinen Betrieb im Kriegsrathe fiel am 22. August 1716 der von den Türken besetzte Paß von Kanischa, welcher die Verbindung zwischen Serbien und Bosnien vermittelt. Im November 1717 finden wir L. als Festungscommandanten von Ofen und commandirenden General des dortigen Distrikts, welcher sammt der Hauptstadt 145 Jahre unter dem Halbmond gestanden und von Oesterreich erst vor drei Jahrzehnten zurückerobert worden war. L. bekleidete jedoch diesen hohen Posten nicht lange. Die Anstrengungen der Vorjahre hatten seine Gesundheit untergraben; er starb an Folgen der Gicht am 10. August 1719. Kurz vorher, am 23. Juni desselben Jahres, hatte er den Verlust seines einzigen Sohnes Josef zu beklagen gehabt, welcher als Oberstlieutenant und Commandant des väterlichen Infanterieregiments in der Schlacht bei Villafranca in Sicilien gefallen war. — Am 13. August bewegte sich ein großartiger Leichenzug, wie ihn Ofen noch selten gesehen, nach der Jesuitenpfarrkirche dortselbst, in dessen lauretanischer Kapelle die Leiche des Verstorbenen beigesetzt wurde, welcher schon in seiner Jugend zum Katholicismus übergetreten war. Nicht minder pomphaft wie die Bestattung waren die Exequien, welche vom 17.—19. August in genannter Kirche abgehalten wurden. Der General war zweimal vermählt, das erste Mal am

3. Mai 1687 mit Maria Polyxena, einer Tochter des königlichen Rathes Peter Stuppart v. Löwenthal zu Prag, welche er bei der Geburt des dritten Kindes 1692 verlor; das zweite Mal mit Charitas Constantia v. Zauner. Der Senior der Löffelholz'schen Familie besitzt ein wohlgetroffenes Oelporträt des Generals in seinem 50. Lebensjahre.

Löffelholz'sches Urkundenbuch. — Histor. Merkur 22., 55., 67. Thl.. S. 90, 98, 114, 116. — Jub. theatri Eur. (1738), 21. Thl. — Conlin, Carolus VI. (1721, 4°) 213, 254, 268, 442, 446 und 447. — Eugenii rc. Heldenthaten III. 772, 801, 834, 841—42, 845, 905, 908, 961, 1003, 1018, 1043, 1070, 1092, 1111, 1134. — Wagner, Hist. Josephi I. 62, 63, 141, 200, 249, 309, 388, 391, 398, 401, 420, 423. — Soergel, Gesch. der europ. Kriege des 18. Jahrh., III. 346, 351. — Arneth, Prinz Eugen von Savoyen, II. 175, 387—390, 396, 398, 522.

Eisenhart.

Löffelholz: Johann und sein Vater Wilhelm L. von Colberg (auch Löffelholtz von Kollberg). — Die L. kamen nach alter Familienüberlieferung schon frühzeitig aus Sachsen ins Bambergische und erwarben Liegenschaften bei Holfeld, wo noch heute ein ansehnlicher Walddistrikt das „Löffelholz“ heißt. Im 13. Jahrhundert waren sie in Bamberg selbst seßhaft und gehörten zu den Edelbürgern, welche das städtische Regiment führten. Fritz der Alte, welcher als der erste bekannte Stammvater genannt wird, starb angeblich 109 Jahre alt 1338 zu Bamberg und liegt mit anderen seines Geschlechtes in der Frauenkirche daselbst begraben. Die steten Kämpfe der Bischöfe mit den Geschlechtern veranlaßten manchen Bürger, so auch den Urgroßvater des Thomas, Fritz II., mit seinem Bruder Burkard 1435 nach Nürnberg überzusiedeln, wo sie sofort in die Reihe der Rathsgeschlechter aufgenommen wurden. Fritzens Enkel, Wilhelm, wurde bereits 1454 als Herr des älteren Rathes, 1473 als Septemvir gewählt. Von dessen sechs Söhnen ist der Erstgeborene, Johann, Stammvater der noch blühenden älteren Linie, welche sich in den Hans-Wilhelm'schen und Hans-Paul'schen Zweig abtheilt, während der dritte Sohn Wilhelms, Wolfgang, die jüngere Linie gründete, welche 1872 erloschen ist. Mit Wilhelm beginnend hat die Familie durch alle Jahrhunderte Mitglieder aufzuweisen, welche zum Ruhme des Geschlechtes sei es als tüchtige Staatsmänner, sei es als kühne Degen in engeren oder weiteren Kreisen hervorragende und außergewöhnliche Dienste leisteten. Laut Diplom vom 6. August 1708 wurde der kaiserliche Generalfeldzeugmeister rc. Georg Wilhelm L. (s. d.) von Kaiser Joseph in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben; die gleiche Auszeichnung erfuhren am 29. Juli 1715 drei Gebrüder Löffelholz mit ihren Nachkommen. Nach deren Aussterben ging die Reichsfreiherrnwürde auf das ganze Geschlecht über, welches in dieser Eigenschaft auch in die bairische Adelsmatrikel eingetragen wurde, als Nürnberg an die Krone Baiern fiel. — Johanns Vater ist vorerwähnter Wilhelm L., geb. zu Nürnberg am 1. October 1424, eines der bedeutendsten Mitglieder des städtischen Regimentes zu jener Zeit. — Seine Eltern, Hans der Alte und Barbara, des Otto Heyden Tochter, sandten ihn im 11. Lebensjahre „gen Pilsen, Latein und die Sprachen zu lernen“, wie die alte Familienaufzeichnung ohne weitere Aufklärung berichtet und dann lakonisch fortfährt: „er hat frühzeitig Lust zur Reiterei und zum Waidwerk gezeigt.“ In seine Vaterstadt zurückgekehrt erhielt er von Konrad Paumgärtner, einem der angesehensten Männer Nürnbergs, dessen Tochter Kunigunde, des Hieronymus Ebner Wittwe zum Weibe, mit der er am 7. Februar 1446 eine gar stattliche Hochzeit beging, welche durch ein von Patriziern in hohen Zeugen gehaltenes Gesellenstechen von 39 Helmen verherrlicht wurde. Ernsteren Waffengang galt es im verheerenden Städtekriege, wo er im siegreichen

Gefechte am Königsweiher — bei Pillenreuth — 1450 am St. Georgentage wider Markgraf Albrecht von Brandenburg an der Seite des Nürnberger Feldhauptmanns Kunz v. Kaufungen focht. Aber nicht auf blutiger Wahlstätte — auf anderem Felde sollte er seine geistigen Gaben zur Geltung bringen. Schon mit 30 Jahren (1454) in den inneren Rath gewählt, ward er 1464 alter Bürgermeister der Reichsstadt, 1473 Septemvir und dritter Kriegsoberster. Er blieb von da bis zu seinem frühen Tode eine der hervorragendsten Persönlichkeiten der städtischen Verwaltung und hat sich namentlich durch kluge Verrichtung diplomatischer Sendungen verdient gemacht. Die Familienchronik schildert ihn als „sehr frommb und gottesfürchtig, mild, wohlgeacht und in großem Ansehen bei Rath, gemeinen Fürsten und dem Adel in Franken, sonderlich Bischof Anton von Würzburg sehr lieb und angenehm; ein arbeitsam, wohlerfahren, ansehnlich weis, streitbar und überaus wohlwollender Mann, der zu großen Dingen geboren; war stark, eine breite Brust und Schulter, mit braun langem Haar bis auf die Achsel, großen Augen und mund." — Die Wohlfahrt des Gemeinwesens zu fördern war damals in den Reichsstädten das erste Gesetz. Auch L. behielt es unverrückt im Auge sowol in der Rathstube bei den täglichen Regierungs- und Verwaltungsgeschäften wie bei den zahlreichen Sendungen, welche ihm nach auswärts aufgetragen wurden. Zu jener Zeit standen Faust- und Fehderecht noch in vollster Blüthe und hatten namentlich die Bürger der betriebsamen Reichsstädte von der landsäßigen Ritterschaft, die müßig auf ihren Burgen lungerte, an Leib und Habe viel zu dulden; denn immer kehrten die Klagen wieder, daß städtisches Gut „ausgehauen", friedliche Kaufleute gefänglich eingezogen, Dörfer gebrandschatzt wurden. Abstellung solcher Fehdezüge oder Schlichtung derartiger Händel waren zum größten Theile der Zweck von Löffelholz's Reisen und die häufigen „Plackereien" des Landadels boten, wie erwähnt, immer neuen Stoff zu dieser Vermittlerrolle; so 1453 der kecke Ueberfall des Heinz Rüdt zum Kolenberg, der zehn Pferde stark den Alexius Haller hinwegführte, woraus sich allmählig ein kleiner Krieg entspann, welcher die Bundesstädte Nördlingen, Rothenburg, Dinkelsbühl, Windsheim und Weißenburg in Mitleidenschaft zog und erst 1455 um Unserer Frauen Himmelfahrt zu Mainz unter Mitwirkung Wilhelm Löffelholz's und Ruprecht Haller's seine Endschaft erreichte; so auch 1456 die Gewaltthätigkeiten und Raubzüge des Erasmus v. Eberstein im Dorfe Cost, weshalb L. an den Bischof von Würzburg abgeordnet wurde. Im Januar 1457 hatte er in Heidingsfeld zu thun. In diesem, mit Mainbernheim von der Krone Böhmen an Nürnberg verpfändeten Mainstädtchen waren schon im Sommer 1455 zwischen der Gemeinde und deren Rath Irrungen entstanden, welche L. und Haller im Auftrage der Reichsstadt vergeblich auszugleichen suchten. Als die Unruhen immer mehr wuchsen, beschloß Nürnberg mit bewaffneter Macht exekutive einzuschreiten, und stellte L., nebst Nicolaus Muffel mit dem Vollzuge betraut, die Ordnung alsbald wieder her. Im nächsten Jahre (1458) begleiten wir ihn auf den Tag nach Regensburg, wo er Herzog Albrecht von Baiern um Hilfe und Beistand anging bezüglich des Hansen v. Degenberg zu Alten-Nußberg, eines streitlustigen „Befehders", der unter Anderem etliche Bürger gefangen nahm und bei Straubing ein nach Linz bestimmtes Nürnberger Kaufmannsschiff angriff. Im Frühjahr 1459 begegnen wir ihm am kaiserlichen Hofe; im gleichen Jahre mit Jobst Tetzel am pfalzgräflichen behufs Wiedergewinnung reichsstädtischen Bürgergutes, und im Juli (1459) hat er vom Rathe die Weisung wegen der „seltsam sich gestaltenden Läufe danieden im Lande mit Fleiß sich zu erkundigen und darüber zu berichten." Im October 1462 erschien er auf dem Tage zu Schweinfurt, später zu Münnerstadt, um den vom Grafen Johann v. Wertheim beschädigten Nürnberger Kaufherren mit Rath und That beizu-

stehen, und unmittelbar darauf — im October und November — führte ihn ein ähnlicher Auftrag zu den bairischen Herzogen Hans und Sigmund. Ferner melden uns die Chroniken von thätiger Vermittlung in den Händeln des Christoph Fuchs (1463), des Balthasar v. Thüngen (1463), des Peter v. Tünefeld (1466), sowie von seinen 1463 zu Bamberg angestellten geheimen Nachforschungen über den Zweck von Werbungen, welche von dort aus vorgenommen wurden. 1465 verglich er gemeinschaftlich mit Ludwig v. Eyb die Händel, welche zwischen Wilhelm und Erkenbrecht von Saunsheim (Seinsheim) und Nürnbergischen Unterthanen entstanden waren und befand sich am Dienstag nach St. Galli zu Landshut, als dort Herzog Ludwig den Burkhard von Knöringen mit Nürnberg „vertrug". Während er so für die Habe Dritter besorgt war, erlitt er an der eigenen im nämlichen Jahre großen Schaden durch den gefürchteten Straßenräuber Peter Schüttensamen aus Baireuth, der 1474 vom Rathe lebendig verbrannt wurde, indem Schüttensamen mit seinen Gesellen des L. Herrenhaus zu Cost sammt einigen dazu gehörigen Gütern unter Altenburg bei Bamberg in Asche legte. Friedlichere Geschäfte harrten seiner zu Bamberg, woselbst er von 1467—1469 Competenzstreitigkeiten in Geleits- und Zollsachen mit Würzburg, Bamberg und Brandenburg schlichtete. 1468 begann L. mit dem vieljährigen Stadtfeinde, Georg v. Rosenberg, einem bekannten „Staudenhechte", der Nürnberg mit Raub und Feuer angegriffen, zu Neckargemünd in Verhandlung zu treten. Die Verhandlung wurde erst 1473 durch den Kurfürsten Friedrich von der Pfalz endgiltig abgeschlossen und Rosenberg mit sechs seiner Helfer und deren Knechten von den Nürnbergischen Gesandten Wilhelm L. und Franz Rummel „aus Sorgen gelassen", und ebenfalls 1468 kam zwischen Pfalzgrafen Otto einerseits, Wilhelm L. und Wilhelm Daumer andererseits ein Vergleich zu Stande, der das Landgericht Neumarkt zum Gegenstand hatte. Von einem schweren Unfalle wurde unser L. im Sommer 1470 betroffen, indem er und wol 10 Söldner mit ihm am Montag vor Margarethe, d. i. am 9. Juli, von den Markgräflichen bei Erlangen gefangen wurde. L., der mannhafte Gegenwehr leistete, erhielt mehrere Wunden, eine erhebliche am Kopfe; „in acht Tagen", setzt das Tucher'sche Jahrbuch kurz und trocken bei, „mussten sie urfe tan dem pfarrer zu sant Lorentzen" (der im markgräflichen Kriege Anwalt des Albrecht Achill gewesen). Im gleichen Jahre (1470) hatte der Kaiser wegen der Türkengefahr den Reichstag nach Nürnberg berufen; auf diesem vertrat L. neben Jobst Tetzel und Ruprecht Haller seine Vaterstadt, auch Windsheim und Weißenburg und ging nach dessen Schluß (im Sommer) behufs Verhandlungen über das Landgericht zu Griesbach an Herzog Albrecht von Baiern. 1471 besuchte der Kaiser nach dem Regensburger Reichstage Nürnberg. Unter den Rathsherren, welche den Kaiser mit 100 Pferden vor der Stadt einholten und dann mit ihm einritten, befand sich auch Wilhelm L. Der Einzug in die glänzend erleuchtete Stadt erfolgte am St. Bartholomä-Abend um 9 Uhr mit reichem Gefolge und über 800 Pferden; so erzählen die Chronisten, welche ein treues Bild jener Kaisertage liefern. — Als Friedrich am Dienstag, den 27. August, seinen Umritt durch die Stadt hielt, führte ihn L. als Söldnermeister in die städtischen Kornhäuser und zeigte ihm den reichlichen „püchsenzeug" (das Zeughaus); er gab auch mit Jobst Tetzel, Antoni Tucher und Ruprecht Haller bis zum Lichtenhof das feierliche Geleite bei der Abfahrt des Kaisers, welche am Montag St. Kunigundentag, d. i. 9. September 1741, nach Wien zu erfolgte. — Gegen Ende seiner Laufbahn war unserm Staatsmanne noch viele Mühe und manche Reise vorbehalten, als 1474 die Verpflichtung großer Ausrüstungen und Truppensendungen zum burgundischen Reichskriege dem Rathe schwere Sorgen und manche Kosten verursachte. Die verschiedenen Aufgaben,

welche an den pflichteifrigen Septemvir während seines bewegten Lebens herangetreten waren, hat er alle mit Geschick und Umsicht ausgeführt. Hierfür sprechen das Ansehen und das Vertrauen, welches er bei seinen Auftraggebern wie bei anderen Reichsständen genossen hat. Ein hitziges Fieber setzte seinem thätigen Leben am 4. Mai 1475 frühzeitig ein Ziel. Er liegt zu Nürnberg bei den Augustinern begraben, deren Pfleger er als Kriegsoberster war und denen er ansehnliche Stiftungen zugewendet. Unter dessen mannigfachen Stiftungen ist jene der Frühmesse zu Schwand hervorzuheben (1468), womit er den Grund zu dortiger Pfarrei gelegt hat. Sein Ehegemahl Kunigunde ist am 8. März 1462, wie er selbst schreibt, „gar eines selig-lieblichen Endes dergleichen nit viel gehört noch gesehen wäre worden“ verschieden. „Sie war eine gar verständige, schön fromb Hausfrau und einer mittelmäßigen Läng, die auch wol sticken und würken kunnt, wie man das sieht an den Altar-Tuchern in den Tumkirchen zu Bamberg und Würzburg und in Nürnberg auf St. Katharinen-Chörlein (der Löffelholz-Kapelle) zu St. Sebald.“ Mit seiner zweiten Frau Barbara, Tochter des Walther Hirschvogel und Wittwe des Sebald Tucher hielt er nach erlangter päpstlicher Dispens 1464 Hochzeit. Sie gebar ihm fünf Kinder; die gleiche Zahl ist außer früh gestorbenen aus erster Ehe hervorgegangen. Wilhelms Bildniß mit dem seines Vaters, Großvaters, seiner beiden Frauen und sämmtlicher Kinder ist auf der Predella des Altars im erwähnten Katharinenchore bei St. Sebald (der Löffelholzkapelle) gemalt. Im Kupferstiche haben sich zwei Porträts desselben erhalten; ein Blättchen von J. F. F. (Joh. Frd. Fleischberger), das wahrscheinlich jenes Oelbild von der Gegenseite zum Vorbild hatte; er ist im Pelzrocke und bartlos abgebildet, während ein anderes sehr kleines Blättchen ihn im Harnisch und bärtig zeigt — ein geringes Product von J. P. Jennitzer; eines dritten zu geschweigen, das mehr als Phantasiegebilde zu betrachten ist. Der älteste Sohn Wilhelms aus dessen erster Ehe und Stiefbruder des Thomas (s. d.) ist:

Johann L., Rechtsgelehrter und Humanist, geb. am 2. August 1448 zu Nürnberg, † am 5. November 1509 daselbst, kam 1458 als zehnjähriger Knabe an den bischöflichen Hof Johanns v. Grumbach nach Würzburg, im nächsten Jahre (1459) mit seinem Ohm Gabriel Paumgärtner auf die Schule nach Erfurt. Um die Rechte zu erlernen, bezog er 1465 die hohe Schule zu Padua und hörte bei Bartholomäus Cepolla Institutionen und Pandecten. Dem deutschen Studenten wollte jedoch bei allem Lerneifer das italienische Klima nicht zusagen; wiederholt von Fieberanfällen heimgesucht ging er deshalb nach Hause, nahm in der Kanzlei des Bischofs von Bamberg, Georg zu Schaumburg, Dienste und trat mit seinem Herrn im Gefolge Kaisers Friedrich eine Romfahrt an, um dem Papste Paul seine Verehrung zu bezeugen, wofür dieser ihn — nach eigener Erzählung — „mit weißen Lichtlein beschenkte und ihm seine Sünden verzieh.“ Alsdann wurde er von Bischof Georg zum Rathe angenommen, nachdem er vorher muthmaßlich zu Padua Licentiat beider Rechte geworden, verblieb jedoch in dieser Bedienstung nur ein halb Jahr, weil er — nach Will's Angabe — dem Kaiser Maximilian auf dessen Zuge wider Venedig folgte. Nach anderen Biographen präsentirte ihn damals des heiligen römischen Reichs Kanzler, Erzbischof Adolph von Mainz, als Assessor des Reichskammergerichts, worauf Johann dieses Amt sofort antrat und etwas über zwei Jahre führte, nach deren Umflusse bei dem Gerichtshofe in Folge Kriegsunruhen völliges Iustitium eintrat. Die Richtigkeit dieser Angaben unterliegt gerechten Bedenken und verdient wol die Annahme den Vorzug, daß Johann zu jener Zeit als Rath in Mainzischen Diensten gestanden und aus diesen zu den bairischen Herzogen gekommen sei. Dagegen

steht urkundlich fest, daß er später, im Frühjahre 1503, und zwar von Kaiser Maximilian selbst mit einem Gehalte von 400 fl. in das Reichskammergericht gerufen wurde, als Maximilian diesen höchsten Reichsgerichtshof aus eigenen Mitteln zu Regensburg errichtete. Die feierliche Aufschwörung geschah im Beisein des Kammerrichters, des Bischofs Wiguleus von Passau am 28. April 1503; auch damals war die Stellung von nur kurzer Dauer, denn schon zu Anfang des Jahres 1505 erheischten die Zeitumstände die Auflösung des Gerichtes. Lange vorher, ums Jahr 1475, war L. Rath bei Herzog Ludwig in Nieder- und Oberbaiern geworden. In diesem Jahre treffen wir ihn zu Landshut im Dienste Herzogs Ludwig bei der Hochzeit dessen Sohnes, Georg des Reichen, der prunkvollsten, welche wol je begangen wurde. Nach Ludwigs Tod trat er in dessen Sohnes, Georg, Dienste, der ihn mit 100 fl. jährlich besoldete und den er 1486 zur römischen Königswahl nach Frankfurt a./M. begleitete. L. genoß das Vertrauen seiner Herren, der Herzoge und die Reichsstadt Nürnberg, welche ihn im J. 1476 zum Rechtsconsulenten ernannt hatte, bediente sich nach den vorhandenen Rathsprotokollen und Schreiben gar häufig seines Einflusses oder seiner Vermittlung. Bisweilen wandte sich auch der Rath durch seinen Consulenten an dessen „gnädige Herrn", die Herzöge, sei es behufs Erlangung deren mächtigen Fürwortes, sei es um bei ihnen selbst etwas durchzusetzen. — 1487 erschien er als bairischer Rath auf dem von Fürsten und Botschaftern stark besuchten kaiserlichen Tag, der „auf Montag nach Oculi 1487 gen Nürnberg verrampet worden war." Ebenso weilte er nach Ostern 1489 dortselbst, weil ihn der Rath ersucht hatte, sobald als möglich zu kommen, wegen der Erbschaftsklage seiner Stiefmutter, namentlich aber, weil man seiner dringend bedürfe bei dem mit dem Bischofe von Bamberg wegen der Steuer entstandenen Streitigkeiten. L., wohl bewandert in den Rechten und gewandt in den Geschäften hat diese und andere wichtige Angelegenheiten in befriedigender Art zu lösen gewußt. Am 7. Juli 1480 hatte ihn Kaiser Friedrich kraft seines päpstlichen Präsentationsprivilegiums dem Hochstifte zu Passau als Domherr präsentirt, auf welche Pfründe Johann zu Gunsten seines damals noch unmündigen Stiefbruders Georg L. verzichtete, der später dort auch Domprobst geworden und 1514 zu Nürnberg gestorben, aber zu St. Stephan in Passau begraben ist. — Anderen Nachrichten zufolge hat Johann L., der in einigen Documenten „Domherr zu Passau" genannt ist, die Würde selbst kurze Zeit innegehabt. — Am Erichtage nach Pauli Bekehrung des Jahres 1484 — nicht 1488 wie bisweilen angegeben wird — hielt L. auf dem Rathhause zu Nürnberg Hochzeit mit Katharina, des Friedrich Dintner Tochter, der letzten ihres Geschlechtes. Mit ihr bekam er das Haus zum „Lindwurm" und durch Vertrag von 1485 die Dintner'schen Mannslehen, welche jährlich 180 fl. ertrugen. Ein Nürnberger Geschlechterbuch liefert von ihm ein treues Conterfei, indem es sagt: „Er was fürtrefflich, und eines großen Ansehens, — — was ein fast langer Mann, wohlgefärbt mit grawen Augen, grawen Haaren; wart etlich Jahr prechentlich, und starb am Montag nach Martini, so da ist der 15. November 1509." Er wurde in der Lorenzikirche begraben und sind an der Chorsäule das Todtenschild mit Gedenktafel angebracht. Seine Frau Katharina überlebte ihn nur kurze Zeit. Sie verschied während des Gottesdienstes in ihrem Stuhle in der vorgenannten Kirche „am Fraischlich, so sie in der Eil ganz unversehens erwürgte", den 1. Februar 1511. Von zehn aus dieser Ehe hervorgegangenen Kindern haben nur zwei, Hans V. und Maria (geehlichte Pfinzing) den Vater überlebt. L. besaß gründliche Bildung; er war ein gelehrter Humanist und führte als solcher den Namen „Cocles"; Conrad Celtes und der Nürnberger Peter Danhauser, Poet und Magister der

freien Künste, zählten zu seinen Freunden. Letzterer widmete ihm seine 1491 in Folio erschienenen „Opera et tractatus S. Beati Anselmi, Archiepisc.“ In der schwungvoll geschriebenen Zueignungsschrift bittet Danhauser L., das Werk seiner hochberühmten von überall her gesammelten Bibliothek einzuverleiben. Das bescheidene Antwortschreiben Löffelholz', welches mit einigen lateinischen Distichen endet, ist S. 33 u. f. des erwähnten Buches abgedruckt. Für die Familie Löffelholz ist Johann deshalb von besonderer Bedeutung, weil er (wie Eingangs bemerkt) Begründer der älteren, allein noch blühenden Hauptlinie ist. Die Familie besitzt ein lebensgroßes Original-Oelporträt Johanns, nach welchem J. F. Fleischberger seinen Stich fertigte, der einem zweiten Stiche eines ungenannten Meisters offenbar zum Vorbilde diente. Auch auf dem Gemälde des Hauptaltars in der Vorstadtkirche zu Wöhrd bei Nürnberg ist Johann L. mit seiner Frau und seinem Sohne Hans als Donator abgebildet.

(Familie Löffelholz,) Löffelholz'sches Urk.-Buch (Copien u. Regesten v. Urkunden), Nürnberg. Stammbücher u. handschriftl. Chroniken. — Biedermann, Geschlechtsreg. des hochadel. Patriziats 2c., Taf. 299—336 enthält trotz seiner Genauigkeit einige irrige Angaben. — Kneschke, Adelslexikon, Bd. V S. 603—6 u. die dort cit. Litteratur. — (Wilhelm L.) Außer den erwähnten Archivalien: Baader, Schürstab's Beschreib. des ersten markgräfl. Krieges 2c. in Quellen u. Erörterungen, Bd. VIII S. 98 u. ff. — (Hegel,) Chroniken d. deutschen Städte, Nürnberg II. 485; IV. 228, 239, 394, 416, 419 u. 20, 424; 30, 434; V. 457 u. ff., 464, 514, 18 u. 19. — Endres Tucher, Baumeisterleute der Stadt Nürnberg, 133, 305. — Roth, Gesch. des Nürnb. Handels, Bd. I. 214—216, 220, 24, 27, 33, 35, 37, 41. — Lochner, Das Nürnb. Gesellenstechen von 1446, 2. Aufl. S. 10. — Anzeiger f. Kunde der Vorzeit, IV. 250; XVII. 121; XVIII. 435. — (Johann L.) Löffelholz'sches Urk.-Buch. — G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon, 1. Thl., S. 233 u. 499. — Theoph. Sincerus, Nachrichten 2c., St. I S. 23 u. ff. — Staatsarchiv des kaiserl. u. heil. röm. Reichskammerger. 2c., 2 Thle., S. 170. — Monum. Boic. Vol. 31 P. II p. 571. — Panzer, Verz. v. Nürnb. Portr., S. 149.

Eisenhart.

Löffelholz: Freiherr Sigmund Friedrich v. L.-Colberg, Forstmann, Sohn des Patriziers und Senators Wilhelm Friedrich v. L., geb. am 27. Aug. 1807 zu Nürnberg, † am 4. October 1874 zu Lichtenhof (bei Nürnberg). Er studirte an der Universität Erlangen, machte seinen forstpraktischen Cursus bei der Regierung zu Ansbach, später beim Fürsten Joseph zu Schwarzenberg und auf königlichen Revieren und wurde 1833 als fürstlicher Revierverwalter zu Seehaus angestellt. Im J. 1837 trat er in den städtischen Forstdienst zu Nördlingen, woselbst er 10 Jahre lang sein Hauptaugenmerk auf Waldkulturen richtete, so daß ihm von Seiten des königlich baierischen Staatsministeriums eine besondere Anerkennung dieserhalb zu Theil wurde. 1847 wurde er in den Staatsforstdienst als Revierförster nach Windsbach (in Mittelfranken) berufen, später auf sein Ansuchen zum Revier Colmberg und wieder 10 Jahre später auf das Revier Lichtenhof versetzt. In dieser Stelle, welche ihm wegen der großen Kulturen und dienstlichen Verhältnisse des Reichswaldes von St. Laurenzii einen ausgedehnten und mühevollen Wirkungskreis anwies, erwarb er sich nicht nur durch große Sachkenntniß und Berufstreue, sondern auch durch schriftstellerische Studien und Arbeiten unter den deutschen Forstwirthen (der Feder sowol als vom Leder) einen bekannten Namen. Seine ersten litterarischen Arbeiten sind weniger bedeutend. Er schrieb: „Praktische Anweisung zum Holzanbau durch Pflanzung“ (1832, dem Fürsten Joseph zu Schwarzenberg gewidmet) und „Der

Anbau des Flachses und die Zubereitung desselben zum Handelsgut" (1834). — Seine Hauptleistungen fallen drei Jahrzehnte später und sind: „Beitrag zu einer kritischen Nachweisung über die Schüttekrankheit der Föhre oder Kiefer &c." (1865); „Forstliche Chrestomathie" (5 Bde., 1866, 1867, 1868, 1871, 1873 und 1874; der dritte Band ist in zwei Abtheilungen erschienen); „Die Bedeutung und Wichtigkeit des Waldes &c." (1872). Alle diese Werke sind in der Hauptsache systematisch-kritische Nachweisungen der betreffenden Litteratur, mit einem einzig dastehenden, wahrhaft bienenartigen Fleiß angelegte, großartige Sammelwerke. Das Hauptwerk „Forstliche Chrestomathie" ist leider unvollendet geblieben. Die in den fünf vorliegenden Bänden enthaltenen Nachweise der Litteratur beziehen sich auf: Einleitung in die Forstwissenschaft, Forstgeschichte, Forststatistik und Forstlitteratur, Mathematik (niedere und höhere, reine und angewandte) und den Anfang der Forstproductionslehre. Das Werk war offenbar von Anfang zu umfangreich, zu großartig für eine Manneskraft angelegt. Ein Forstmann kann heutzutage längst nicht mehr in allen Gebieten der Forstwissenschaft, geschweige denn der einschlagenden Grund- und Hülfswissenschaften, gründlich orientirt sein, und eine kritische Beleuchtung der diesfallsigen Leistungen würde dies doch erfordern. So mußte es kommen, daß sich in dem genannten Sammelwerk manche einseitige, ja sogar dürftige Kritik geltend macht. Auch hat der Eifer nach Vollständigkeit den Verfasser hie und da etwas zu weit getrieben; es finden sich neben und unter den werthvollen Quellenangaben oft höchst unbedeutende, welche besser ganz hinweggeblieben wären, mindestens aber kürzer hätten behandelt werden müssen. Endlich leidet auch das ganze System an Mängeln und die Darstellung im Einzelnen an einer gewissen Unbeholfenheit. Der Gebrauch wird hierdurch, sowie durch die vielen Nachträge sehr erschwert, zumal da es an Sachregistern fehlt. Dieser hier nur kurz angedeuteten Mängel ungeachtet, ist das Werk doch als eine wesentliche Bereicherung der bibliographischen Litteratur und als eine höchst schätzbare Fundgrube für den Forscher zu bezeichnen.

Grunert und Leo, Forstl. Blätter, N. F., 4. Jahrg., 1875, S. 224 (Todesnachricht). Privatmittheilungen. R. Heß.

Löffelholz: Thomas L. von Colberg, baierischer Feldhauptmann und Pfleger zu Abensberg, geb. zu Nürnberg am 20. October 1472 — ein Sohn des Wilhelm L. (s. d.) aus dessen zweiter Ehe und jüngerer Stiefbruder des Johann L. (s. d.) — hatte schon als Knabe Neigung zu ritterlichen Uebungen, und da nachgeborene Patriziersöhne Nürnbergs, wenn sie sich nicht dem geistlichen Stande widmeten, häufig fremder Herren Dienste nahmen, so finden wir auch L. im Heere der Baiernherzoge Georg und Christoph, welche Kaiser Friedrich und dessen Sohne Maximilian nach Ungarn zuzogen, als dieser den durch Mathias' Tod erledigten Königsthron zu erobern suchte. In diesem Feldzuge nahm L. als 18jähriger Jüngling am 19. November 1490 an der Erstürmung von Stuhlweißenburg Theil. 1497 focht er für den Grafen von Zimmern gegen Hugo v. Werdenberg und schloß sich im folgenden Jahre 1498 mit seinem jüngsten Bruder Christoph dem Zuge an, welchen Herzog Heinrich von Sachsen frommer Sitte gemäß nach dem heiligen Lande unternahm. Beide Brüder kehrten als Ritter vom heiligen Grabe und des St. Katharinenordens zurück, L. kam nun an den Kurhof zu Heidelberg, wo er als tapferer Kämpe und kecker Stecher gerne gesehen war. Die Chronik erzählt, daß ihm Pfalzgraf Philipp 1498 bei einem Turnier in Heidelberg „vor Allen den Preis durch seiner Gnaden Frauenzimmer eigene Person zugebracht habe." Auf des Markgrafen Philipp zu Baden Hochzeit, am 3. Januar 1503, rannte er siegreich mit Eberhard Torrer v. Eyrasburg und kurz darauf gewann er am Montag nach Lichtmeß bei einem glänzenden Gesellenstechen zu Nürnberg das Beste. Auch bei anderen Gelegenheiten war

es L. gelungen im ritterlichen Wettkampfe den Gegner sattelräumig zu machen und ein Kleinod zu erobern; allein seine Erfolge, besonders jener zu Baden, erweckten ihm Neider, darunter befand sich Graf Ludwig von Löwenstein, Herr zu Scharfeneck, der üble Nachrede über ihn verbreitete. Der also Verleumdete wandte sich klagend an Herzog Albrecht von Baiern, der ihm nach geleistetem Reinigungseide unter Siegel des fürstlichen Hofgerichtes zu München, am Erichtag nach Quasimodogeniti 1504, den Urtheilsbrief ausfertigen ließ, „wonach er von männiglich des Bezüchts frei und unschuldig gehalten werden sollte“. Dieser Vorgang verleidete ihm den Aufenthalt am Pfälzer Hofe, mit dem Graf Löwenstein nahe verwandt war, und er trat noch in demselben Jahre (1504) in die Dienste des Herzogs Albrecht IV. von Baiern-München, mit welchem Fürstenhause er schon früher in persönlicher Beziehung gestanden war. — Hier fand er bald schwere Kriegsarbeit in Fülle. Zwischen Ruprecht von der Pfalz und Albrecht von Baiern-München war wegen des Erbe Georgs des Reichen im April 1504 der unselige Landshuter Erbfolgekrieg ausgebrochen und Ruprecht hatte schon festen Fuß im gegnerischen Lande gefaßt. An Stelle des Grafen Georg von Helfenstein zum Pfleger und Hauptmann von Abensberg ernannt, war L. zunächst bedacht, die Stadt zu befestigen, um sie vor dem andringenden Feinde zu schützen; zugleich warb er ein einheimisches Söldnerheer und half und ordnete allenthalben mit Rath und That. Durch kecke Ausfälle und muthige Streifzüge fügte der kühne Führer dem Feinde manchen Schaden zu. Mit List nahm er am 1. Juli 1504 denen von Ebran das Schloß Wildenberg und setzte dessen Besitzer, Herrn Ulrich Domherrn v. Freising, gefangen. Vereint mit dem Neustadter Pfleger Zenger schlug er den 10. September 1504 einen Haufen plündernder Böhmen bei Siebenburg und führte manch andere Kriegsthat aus; bisweilen selbst Beutezüge, wie sie eben nach damaliger Kriegführung üblich waren, so bei Aigelsbuch am 20. Januar 1505. Doch vereinnahmte er nach den erhaltenen Aufschreibungen die verhängten Brandschatzungen in den amtlichen Rechnungen. Der gefürchtete Kriegsmann machte sich indessen namentlich durch jene Beutezüge manchen Landadeligen zum Feinde. — Angestiftet von diesen überfielen ihn am 4. Juni 1505 verkleidet etliche Helfenstein'sche Knechte und mißhandelten ihn auf lebensgefährliche Weise. Aus Dankbarkeit für Rettung aus Todesgefahr stiftete er 1505 zu Abensberg „die Bruderschaft unserer lieben Frauen in der alten Kapelle bei den Carmeliten“, welche erst 1836 aufhörte, und im Langhause der Kirche einen gemalten Altar, der 1647 erneuert wurde. — Als durch den Kölner Friedensschluß (Juli 1505) der Erbfolgestreit sein Ende erreicht hatte, klagten die Herren v. Ebran auf Herausgabe von Wildenberg. Laut Schiedspruches Herzogs Albrecht mußte L. das Schloß gegen Ersatz von 500 fl. rheinisch wieder abtreten, erhielt dagegen vom Herzog am 24. Januar 1507 das viergadige Schloß Neuen-Colberg bei Alt-Oetting nebst namhaften Zubehörungen „zu einem recht Eigen eingeräumt“. Der also Beschenkte fügte seinem angebornen Namen den des Schlosses bei, was in der Folge von allen Gliedern des Geschlechtes geschah. Die Familie L. hatte schon frühzeitig in den Fürstbisthümern Bamberg und Würzburg ausgedehnten, theils freieigenen, theils lehenbaren Grundbesitz, welchen sie später durch Erwerbung von Häusern, Landgütern und Dorfschaften, wie Gibitzenhof, Heroldsbach, Oberlindelbach u. A. erheblich mehrten. Die Leitung und Verwaltung dieser zahlreichen und großen Liegenschaften, welche überdies nach fränkischem Adelsbrauche im Condominatsbesitze geblieben waren, erheischten öftere Besprechungen der Familienglieder, und so treffen wir 1505 und in den folgenden Jahren aus solchen Anlässen den „Hauptmann Thoman“ (wie er in den Urkunden jener Zeit heißt)

häufig in seine Vaterstadt. — Obwol das Patriziat in den Reichsstädten factisch eine mit werthvollen Vorrechten ausgestattete Adelsstellung einnahm, legte es in der Zeit, in welcher unser Thomas lebte, großes Gewicht darauf, mit dem Landadel auch äußerlich gleich gestellt zu sein und daher Adelstitel zu führen. Aus diesem Grunde mögen Thomas und seine ganze Sippe hocherfreut gewesen sein, als Kaiser Maximilian mit Brief vom 2. August 1513 dem Ersteren sein alt-adelig Herkommen bestätigte und zugleich dessen Wappen mit dem des erloschenen baierischen Rittergeschlechtes der Judmänner von Affeking (einem Schrägbalken in Silber, belegt mit drei Judenhütlein) verehrte wegen der „angenehmen, getreuen und nützlichen Dienste, welche jener dem Kaiser, Reiche und weiland Herzog Albrecht von Bayern lange Zeit williglich und unverdrießentlich gethan und erzeiget hat.“ Diese kaiserliche Bestätigung und Wappenverbesserung erstreckte sich zugleich auf alle Namens- und Wappengenossen des Begnadigten. 1517 bekleidete L. für kurze Zeit das Pflegamt zu Ingolstadt, denn noch in demselben Jahre berief ihn ein Bestandbrief des Herzogs Wilhelm als Pfleger nach Braunau unter der Auflage „mit vier (in besonderen Fällen mit drei weiteren) gerüsteten Pferden dienstlich gehorsam und gewärtig zu sein.“ 1523 wurde er von den baierischen Herzogen Wilhelm und Ludwig an den Reichstag nach Regensburg entsandt, dort übergab er mit dem herzoglichen Rechtsanwalte und Reichskammergerichtsprocurator v. Schnappenheim ein mehrere Beschwerdenpunkte umfassendes Recusationsinstrument seines Herrn d. dto. Landshut 5. Mai 1523 gegen das gesammte reichskammergerichtliche Collegium, welche Beschwerdeschrift schon im folgenden Jahre (1524) eine Visitation dieses Gerichtshofes zur Folge hatte. Um diese Zeit war der Bauernaufstand in Schwaben ausgebrochen und näherte sich am Lech der baierischen Grenze, zu deren Schutze L. ein kleines Reiterfähnlein bei Friedberg befehligte, das später nach Rein verlegt wurde. Nach einem siegreichen Scharmützel bei Kleinkitzighofen zwang er die Aufständischen zu einem Vertrage unter denselben Bedingungen, wie sie den Allgäuischen gewährt wurden. Auch an Niederwerfung des Aufruhrs im Salzburgischen betheiligte sich L. Herzog Ludwig war mit Georg v. Frundsberg, Thomas L. und 8000 Mann zu Roß und zu Fuß dorthin gezogen; doch kam es nur zu kleinen Gefechten und wurde ein entscheidender Schlag vermieden. Unser Kriegsmann blieb für seine Person von der Reformation unberührt; er sah es daher ungerne, daß man die großen Vermächtnisse, welche seine Famlie namentlich den Augustinern zugewandt hatte, zu Gunsten einer großen milden Stiftung einzog und that aus diesem Grunde nachdrückliche Einsprache. Der noch vorhandene Briefwechsel mit dem Rathe zu Nürnberg und seinen Verwandten gibt Zeugniß für die Festigkeit seines Wesens und für seine Fähigkeit, neben dem Schwerte die Feder zu führen. Die Beschwerden eines vielbewegten Lebens scheinen seine Gesundheit vorzeitig untergraben zu haben. Der sonst so kräftige Mann fing an zu kränkeln und verschied muthmaßlich zu Braunau am 10. Mai 1527. Sein Testament hatte er am 8. Juni 1519 in Ulm errichtet, wo er bei den ihm befreundeten Krafts öfter verweilte. Er wurde in der Stiftskirche zu Altötting in der für ihn zugerichteten Gruft bestattet. An der Wand des Langhauses der Kirche befindet sich noch das Marmorepitaphium mit Inschrift, nahe dabei ein Denkmal, das den Verstorbenen in voller Ritterrüstung über Lebensgröße darstellt. Der dazu schon 1521 gestiftete Altar mit geschnitzter Vorder- und bemalter Rückseite ist gleich dem gemalten Glaswappen und den Todtenschildern verschwunden. Thomas hatte sich 1503 mit Katharina, Tochter des Wilhelm Rummel zu Nürnberg, verehelicht, allein diese Verbindung vermochte nicht, ihm einen glücklichen Hausstand zu begründen. Zu Haupterben hatte er seine Brudersöhne Wilhelm,

Mathias und Karl eingesetzt. Ersterer erhielt bei der Theilung das Schloß Colberg mit prachtvoller Rüstkammer und die anderen baierischen Güter; Colberg gelangte, da Wilhelm keinen Sohn hinterließ, durch dessen Tochter Maria an die Familie v. Hauzensberg. Den frommen Sinn des Verstorbenen bekunden die zahlreichen Legate, welche er für milde und wohlthätige Zwecke verordnete; darunter befindet sich ein Legat von 1000 fl. für die Armen von Braunau, welches Legat den Grund zu dem heute noch bestehenden sogenannten „reichen Almosen" legte. — Die Giltigkeit des Löffelholz'schen Testamentes veranlaßte Streitigkeiten, worüber der gelehrte Freiburger Professor Dr. Ulrich Zasius ein Gutachten abgegeben hat, indem er sich für Aufrechthaltung des letzten Willens ausspricht. — Wol nicht ohne Grund mag L. den Wahlspruch angenommen haben: „Glück macht Neid"; doch fehlte es ihm nie an Freunden, welche seinen biedern, offenen Sinn, seine ungefälschte Frömmigkeit, sein ritterliches Wesen und seine Tapferkeit im Felde hoch schätzten. Ueberdies besaß L. ein militärisches Talent von ungewöhnlichem Grade, indem „zu derselben Zeit, da Frundsberg dem Fußvolke seine Bedeutung verlieh, der Nürnberger Ritter, Thomas L., bereits die baierischen Reiter auf eine Weise tactisch ordnete und führte, welche den Anforderungen der sich neu gestaltenden Kriegführung zu entsprechen begann." In der Familie haben sich zwei Oelbildnisse des Thomas L. erhalten; auf dem einen ist er im 45. Lebensjahre (1517) mit Lederjacke, goldner Halskette und Haarhaube dargestellt, nur dieses ist als völlig ächt nachgewiesen. Ein weiteres Bildniß des Genannten auf dem linken Außenflügel des Altars in der Löffelholz'schen Kapelle bei St. Sebald zeigt ihn in der Haarhaube mit Harnisch und Wappenrock. Auch ein Medaillon wurde auf den gefeierten Kriegsmann geprägt; die Vorderseite gibt das Brustbild in Harnisch, die Rückseite das viergetheilte Wappen mit der Umschrift: Glück hat Neid. Anno MDX. Nach diesem Medaillon wurde wahrscheinlich von Leonhard ein Kupferstichporträt gefertigt.

Dückher v. Haßlau, Salzb. Chronik, 1666, 4°. — Harpprecht, St.-Arch. des R.-K.-G., Bd. V § 53. — Oefele, rer. boic. scriptores, Thl. II. 456 b, 458 a, 482 b, 484 a, 496 a, 497 b. — v. Löwenthal, Gesch. des Landsh. Erbfolgekrieges, §§ 67, 111. — Titan v. Hefner, Gesch. d. Regier. Albrecht IV. v. Baiern, S. 85, 86. — W. v. Chezy, Die nobeln Passionen ꝛc., Morgenblatt 1837, Nr. 156, S. 623. — Gerstner, Gesch. d. Stadt Ingolstadt, S. 555. — Würdinger, Kriegsgesch. v. Baiern, I. S. 81; II. S. 198. — E. Geist, Oberbaier. Archiv, Bd. XI S. 188—218.

Eisenhart.

Löffler: Adolph Friedrich L., kaiserlich russischer Hofrath, Inspector und Geburtshelfer der Medicinalverwaltung des Gouvernements Witepsk, ein um die Förderung der Chirurgie und Geburtshülfe sehr verdienter Arzt, über dessen Lebensumstände wir jedoch nur sehr wenig Genaues wissen, war zu Berlin 175? geboren. Obgleich er Talent und Neigung zu den Wissenschaften hatte, erlaubten ihm die Vermögensumstände seiner Eltern nicht, zu studiren. Er entschloß sich daher, Wundarzt zu werden und trat als Lehrling bei einem wohlhabenden Wundarzt in Altona ein. Er benutzte jeden freien Augenblick, um sich wissenschaftlich weiter auszubilden und ging dann als Schiffsarzt nach Westindien. Nach einem Jahre kehrte er zurück, ließ sich in einem kleinen Orte (in Mecklenburg?) als Arzt nieder, verließ diese Stellung aber bald wieder, verheirathete sich in Altona und ging, seine Gattin zurücklassend, als Arzt auf einem Sklavenschiff nach der afrikanischen Küste, von dort nach St. Domingo. Nach zwei Jahren kehrte er in die Heimath zurück, studirte auf der Universität Frankfurt a. d. O. und erwarb daselbst am 26. Sept. 1785 mit der Dissertation „De nonnullis ad chirurgiam pertinentibus praes. Joh. Chr. Andr.

Mayer“, Trajecti ad Viadrum (welche bereits einige Gegenstände enthielt, die, wie die Synchondrotomie, der Kaiserschnitt, ihn später mehrfach beschäftigten), die medicinische Doctorwürde. Er ließ sich darauf in Hamburg nieder, ging jedoch schon 1786 in Folge einer Aufforderung des Leibarztes Zimmermann, welcher von der Kaiserin von Rußland den Auftrag erhalten hatte, ihr einige geschickte Aerzte zu senden, dorthin und wurde Provinzialarzt zu Poloczk in Weißrußland, während er später die oben erwähnte Stellung in Witepsk einnahm. Bereits 1788 ließ er einen Band „Beyträge zur Wundarzneykunst“ erscheinen, dem 1791 unter dem Titel: „Beyträge zur Arzneywissenschaft und Wundarzneykunst“ eine neue Auflage in zwei Theilen folgte, welche alle Aufsätze der zuerst genannten Schrift mit Zusätzen und neuen Beobachtungen vermehrt enthielt, mit Ausnahme eines die Einleitung bildenden Aufsatzes über den Sklavenhandel in Afrika und wie die einzukaufenden Sklaven untersucht und geprüft werden müssen. Außerdem finden sich darin noch einige Erfahrungen, die er auf seinen Reisen gemacht hatte, niedergelegt, wie über „Dracunculus oder Vena medinensis“, über die Hautkrankheit „Yaws“. Demnächst enthält diese Sammlung von Beobachtungen eine Reihe von Mittheilungen aus der inneren Medicin (Epilepsie, Krämpfe, Wassersucht, Gesichtslähmung, Krätze, die Inoculation der Pest, über eine Epidemie von „faulicht-gallichtem catarrhalischem Fieber“ ꝛc.), über eine Anzahl von Medicamenten und Behandlungsweisen (Blutegel, Aderlaß, Nutzen des Wachstuches, über Moschus, Brechwurzel, Quecksilber, Schwefelsäure, künstliche Bereitung mineralischer Sauerwässer, über Spießglanzpräparate, Sabadillsamen, Zinkblumen), ferner Beobachtungen aus der chirurgischen Pathologie (Scirrhus und Krebs, Gelenkkrankheiten, Knochenbrüche, Geschwülste, Mastdarmfistel, Hernien ꝛc.) und Therapie (Wirksamkeit kalter Umschläge, Polypen-Exstirpationen, Einspritzungen in die Harnblase, Punktion derselben von der Vagina aus, Verfahren bei Verletzung der Rippenschlagader), endlich auch eine Anzahl von Mittheilungen aus der Geburtshülfe (übele Zufälle bei der Geburt, Scheintod der Neugeborenen, über Kaiser- und Schambeinfugenschnitt, Beschreibung eines Wassersprengers ꝛc.). Besonders hervorzuheben ist die von L. unter dem bescheidenen Titel: „Einige Verbesserungen zum Verband der Beinbrüche“ beschriebene wichtige Erfindung der schwebenden Aufhängung gebrochener Gliedmaßen, die seitdem eine so umfassende Anwendung gefunden hat. — Zehn Jahre später (1801) folgte eine ähnliche Schrift „Vermischte Aufsätze und Beobachtungen aus der Arzneykunst, Wundarzneykunst, Geburtshülfe und gerichtlichen Arzneykunde. Mit einer Vorrede, Zusätzen und Bemerkungen von Sam. Gottlieb Vogel“, in welcher sich wiederum Beobachtungen aus allen Zweigen der Heilkunde verzeichnet finden, namentlich aus der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin („Zeichenlehre: Ob ein Kind lebendig zur Welt gekommen sey?“, verbesserte Anlegung der Zange, Stillung der Gebärmutterblutung durch einen Sandsack ꝛc.) und aus der Chirurgie. L. gab ferner heraus „Die neuesten und nützlichsten praktischen Wahrheiten und Erfahrungen für Aerzte und Wundärzte“, Bd. I—III 1803—9, ferner 1796 „Dav. von Gescher's Abhandlung von den Wunden. Aus dem Holländischen mit vielen Anmerkungen“, außerdem eine ganze Reihe von Aufsätzen in den damaligen verbreitetsten medicinischen, chirurgischen, geburtshülflichen Zeitschriften (mehrfach mit Zusätzen versehen, in den schon erwähnten gesammelten Beobachtungen später noch einmal abgedruckt). Diese Aufsätze finden sich in Richter's chirurgischer Bibliothek von Bd. V, 1780, an bis Bd. XV, 1797, „Verschiedene chirurgische Wahrnehmungen“, „Bemerkungen“, „Taubheit durch die Jasser'sche Operation geheilt“ (Anbohrung des Zitzenfortsatzes), „Beitrag zu einer Abhandlung über die Abweichung der Knochen (diastasis)“ ꝛc.; ferner in Blumenbach's medicin.

Bibliothek, Bd. III, 1791: „Von der Verletzung der Rippenschlagader (art. intercostalis)“; sodann in Stark's Archiv für Geburtshülfe von Bd. III, 1791 bis 1801, Aufsätze über Synchondro- und Hysterotomie, Bauchschnitt bei Ruptura uteri, Scheintod der Neugeborenen, Vorfall und Umschlingung der Nabelschnur, Lösung der Nachgeburt, Beförderung der Wehen durch Borax, Perforation des Kopfes 2c.; endlich in Hufeland's Journal der Heilkunde von Bd. III, 1797, bis Bd. XXXII, 1811, eine Anzahl von Mittheilungen hauptsächlich aus der Geburtshülfe und Chirurgie. Nimmt man hierzu noch einige andere Arbeiten, darunter die in russischer Sprache 1812 erschienene Anweisung „Vorbauungs-Verfahren wider die Wasserscheu“, so ist aus diesen wenigen Andeutungen schon ersichtlich, daß L. ein äußerst fruchtbarer, stets auf das Praktische gerichteter Schriftsteller war, dem unzweifelhaft eine sehr reiche Erfahrung in allen den Dingen, über die er schrieb, zu Gebote stand, und der sich gerade durch die Veröffentlichung seiner Erfahrungen um die verschiedenen Gebiete der Gesammtmedicin verdient gemacht hat. — Ueber Zeit und Ort seines Todes ist uns nichts bekannt geworden.

Vgl. Hans Schröder, Lexikon der hamburgischen Schriftsteller bis zur Gegenwart, Bd. IV, S. 522. — Ausführliches Verzeichniß von Löffler's litterarischen Leistungen bei Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon, Bd. XI, S. 429; Bd. XXX, S. 106. E. Gurlt.

Löffler: August L., Landschaftsmaler, geb. am 5. Mai 1822 zu München (Sohn des Kupferstechers im topographischen Bureau des Generalquartiermeisterstabs Georg L.); erst zum Theologen bestimmt, entschloß er sich, nachdem er schon unter des Vaters Leitung das Zeichnen betrieben hatte, nach Absolvirung der Lateinschule bleibend zur Kunst, erhielt Unterricht bei Heinrich Adam und Julius Lange, vorzüglich aber war es Rottmann's Vorbild, wonach er seinen Stil bildete, außerdem studirte er Poussin und Claude Lorrain, daneben malte er fleißig nach der Natur in der Umgegend von München und der Isar. Nach einer größeren Reise nach Istrien (1844) entstand das schöne Oelbild „Das Amphitheater in Pola“, auch schuf er nun mehrere größere Landschaften, theilweise von eigener Composition, in Stereochromie. Ein zweiter Ausflug mit Correns über die Alpen, nach Triest, Venedig und der Lombardei weckte und nährte die Sehnsucht nach dem Süden, doch trat L. vorerst noch 1846 in Schorn's Atelier, wo er mit den beiden Piloty, Lud. Thiersch, E. Correns und Jul. Zimmermann zusammentraf. Hier lernte ihn Ulrich Halbreiter (Bd. X, 403) kennen, welcher, zurückgekehrt von einer längeren Orientreise, ein hundert Fuß umfassendes Rundbild von Jerusalem aufgezeichnet hatte und nun die landschaftliche Ausführung dem gewandten L. übertrug, welcher dadurch die Mittel gewann, einen längst gewünschten Lieblingsplan auszuführen. 1849 ging er über Triest und Griechenland nach Smyrna, um Syrien, Palästina und Aegypten zu bereisen, wo er einen wahren Schatz von Skizzen und Ansichten sammelte, welche, später wenigstens theilweise verarbeitet, als Gemälde in so manchen Gallerien glänzen. Einen längeren Aufenthalt nahm L. 1853 mit Lud. Thiersch und Ernst Rietschel in Athen, von wo aus er ganz Griechenland durchstreifte. Nach seiner Rückkehr vollendete er rasch eine Reihe von Bildern, von denen zwei (darunter auch das großartige „Delphi“) in den Besitz der Könige von Württemberg und Preußen übergingen. Zwei große Cartons „Die Findung Mosis“ und „Die Erscheinung Gottes im brennenden Busch“ waren auf der Historischen Kunstausstellung 1858 zu München; der Lloyd in Triest erwarb eine Folge von 32 Orientansichten (in Kupfer gestochen, mit Text von M. Busch); an Liebig's chemischem Laboratorium führte L. zwei Palästinalandschaften in stereochromischer Wandmalerei aus. Auch deutsche Landschaftsbilder malte L., welcher indeß immer wieder mit besonderer

Vorliebe zu orientalischen Motiven zurückkehrte. So entstanden die großen Bilder „Athen" und „Die Akropolis" (vgl. Nr. 1020 Illustr. Zeitung, Leipzig, 17. Januar 1863); „Straße nach Eleusis", „Jerusalem", „Tempel zu Baalbeck" ꝛc. Im Gesellschaftssaal des Bades zu Kochel malte er 1863 die heute noch wohl erhaltenen Wandbilder von Memphis, Jerusalem, Athen und Rom, als die vier Culturpunkte der alten Welt: sie bilden das Endresultat seiner Reisen und Studien im Orient und gewissermaßen den Abschluß seiner künstlerischen Thätigkeit. Hier fand er die rechte Gelegenheit, seinen auf Schönheit der Composition, Sicherheit und Klarheit der Linienführung angelegten Stil zu entfalten, hier wirkte seine Einfachheit und Bestimmtheit im Aufbau, sein absichtliches Verzichten auf eine detaillirte Ausführung der Vorgründe, sein Zusammendrängen des Stoffes auf den Hauptplan. Im J. 1864 wurde L. nach Brüssel berufen, um im Palais des Baron Hirsch eine große Landschaft auszuführen: hohes Gebirge auf einer Seite, Meeresfläche auf der anderen, felsige Küste im Vorgrund, mit Motiven aus den Gebirgsmassen des Herzogenstandes und Heimgartens am Kochelsee. Ein neuer Ausflug nach Italien unterblieb wegen der dort herrschenden Cholera, dagegen nahm L. eine Einladung nach Schlesien an, um eine künstlerisch reich begabte Dame im Malen zu unterrichten. L. kam krank nach München zurück, wo der abgehärtete, jedem Wetter trotzende, sehnige, an Strapazen und Entbehrungen aller Art gewöhnte und wie es schien, stahlharte Mann, einer Lungenkrankheit am 19. Januar 1866 erlag. Zweiundzwanzig Oelskizzen „Aus dem Morgenlande" sind in der Neuen Pinakothek. Die Reihenfolge seiner Bilder, Radirungen (22 an der Zahl) und Lithographien verzeichnet Andresen ziemlich vollständig. Ein „Sandsturm in der Wüste", neuestens noch in Ebers: „Aegypten", 1879, I. 192. „Athen vom Piräus", photographirt von Albert.

Vgl. Lützow, 1866, I. 153 (mit dem Porträt des Künstlers). Kunstvereins-Bericht für 1866, S. 56. Nagler, Monogramm., 1858, I. 359 (Nr. 796) u. 1864, IV. 267 (Nr. 901). Andresen, Maler-Radirer des XIX. Jahrh., 1870, IV. 262—79. Seubert, 1879, II. 469.

Hyac. Holland.

Löffler: Friedrich Gottfried Franz L., berühmter preuß. Militärarzt, geb. am 1. November 1815 zu Stendal, † am 22. Februar 1874 zu Berlin. Seine Erziehung genoß er auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt und seit 1833 auf dem medicinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin. Am 1. April 1837 trat er als Subchirurgus in das Charitékrankenhaus und damit in den Heeresdienst ein. Am 9. September 1837 zum Doctor der Medicin promovirt, wurde er am 7. September 1847 zum Stabsarzt, bereits am 12. Mai 1849 zum Oberstabsarzt und am 9. November 1860 zum Generalarzt ernannt. Zu der letzteren ehrenvollen Stellung hatten ihn neben seinen ausgezeichneten Geistesgaben und dem regsten Fleiße wissenschaftliche Reisen und amtliche Theilnahmen an zahlreichen medicinischen Congressen in hohem Grade befähigt — Umstände, welche zugleich den Anlaß dazu abgaben, daß er am 15. März 1867 zum Subdirector des genannten Friedrich-Wilhelms-Instituts und am 12. October 1867 zum Professor der Kriegsheilkunde in den militärärztlichen Bildungsanstalten zu Berlin berufen wurde. Was seine Kriegsthätigkeit anlangt, so wurde er im Sommer 1864 (allerdings nach Beendigung der eigentlichen Operationen) als Armeearzt des vereinigten preußisch-österreichischen Feldheeres nach Schleswig-Holstein gesendet. Das J. 1866 sah ihn als Armeearzt der ersten Armee in Oesterreich, woselbst er den Gefechten bei Münchengrätz und der Schlacht bei Königsgrätz im Stabe des Prinzen Friedrich Karl beiwohnte. Der Feldzug 1870 führte ihn als Armeearzt der zweiten Armee in

den Stab des Prinzen Friedrich Karl zurück, und wohnte er den Schlachten am 16. und 18. August, der Belagerung von Metz, den Gefechten von Orléans und dem Gefechte von Le Mans bei. Seine litterarischen Leistungen sind sehr bedeutsamen Inhalts und von bleibendem Werthe für die Militärmedicin. Die ersten beiden im Druck erschienenen Arbeiten waren die für das Physikat geschriebenen: „Der Tod durch Ertrinken", in Henke's Zeitschrift für die Staatsarzneikunde, 47. und 48. Bd., 1844, und „Die Zinkpräparate und deren Grundstoff, das Zinkmetall vom staatsärztlichen Gesichtspunkte aus betrachtet", im Magazin für die Staatsarzneikunde von Siebenhaar und Martini, 1844, 3. Bd., fleißige, mit der ersten Censur ausgezeichnete Leistungen. Bald wendete sich indessen L. der Journalistik zu. Bei seiner Richtung, welche sich mit einer schnellen Auffassung alles Neuen und Vortheil verheißenden verband, sehen wir ihn schon im J. 1847 in der Redaction der Zeitschrift für Erfahrungsheilkunst mit Dr. A. Bernhardi, Arzt in Eilenburg, welche Zeitschrift von 1847 ab zuerst in Eilenburg, dann in vier Jahrgängen bei Hirschwald in Berlin erschien. Seine Arbeiten, welche sich nur in den ersten drei Bänden finden, sind wesentlich therapeutischer Natur und beziehen sich namentlich auf die damals viel discutirte Rademacher'sche Methode. Mit dem dritten Bande (1850) scheint L. überhaupt aus den Beziehungen zu dieser Zeitschrift geschieden zu sein, welche schon mit dem fünften Bande zu erscheinen aufhörte. Nach seiner ganzen Individualität war dies auch weniger Löffler's Gebiet, da er bei weit umfassendem Blick sich mit Vorliebe größeren allgemeinen Fragen der Staatsarzneikunde zuwendete und gleichzeitig diejenigen Fächer mit Vorliebe förderte, welche dazu dienen, den Postulaten dieses Theiles der ärztlichen Wissenschaft ihre Verwirklichung im öffentlichen Leben zu sichern. Einen interessanten Ueberblick über die verschiedenen Richtungen in der Medicin gewährt der Vortrag über die deutsche Medicin, welchen L. am 2. August 1848 am 54. Stiftungsfeste des Friedrich-Wilhelms-Instituts hielt. In demselben betonte L. auf das wärmste die damaligen Errungenschaften deutscher Wissenschaft. Während er in Rokitansky und Virchow Namen aufstellt, deren Arbeiten den Rückfall der Medicin in die Mystik verhindern werden, fordert er dringend eine activere Thätigkeit der behandelnden Aerzte, damit die Arzneiprüfungen der Specifiker und die Experimentalpathologie der physiologischen Aerzte zusammenfallen möchten. Von 1850—59 veröffentlichte L. keine größeren Arbeiten, indem ihn eine ausgedehnte praktische Thätigkeit in Frankfurt a. d. O. mehr als vollständig beschäftigte und ihm als behandelnden Arzt weithin Ruf und Vertrauen verschaffte. Um so rühriger trat L. von der Mobilmachung des J. 1859 ab als Schriftsteller auf. Noch während derselben erschien von ihm: „Grundsätze und Regeln für die Behandlung der Schußwunden im Kriege". Dieses Buch bespricht die Behandlung der Schußwunden auf dem Schlachtfelde und im Feldlazareth nach den Maximen von Langenbeck und Stromeyer, um, wie in der Vorrede gesagt wird, jeden Militärarzt mit den Kernfragen der Kriegschirurgie und den allgemeinen Grundsätzen derselben vertraut zu machen. Diesem Zwecke hat auch das Buch, welchem außerdem wichtige Beiträge für den ärztlichen Dienst auf dem Schlachtfelde nach der damaligen Organisation (drei leichte und ein Hauptfeldlazareth pro Armeecorps) beigefügt sind, vollständig entsprochen. An diese kleinere Arbeit schloß sich unmittelbar ein größeres Unternehmen. Der Wunsch, ein militärärztliches Fachorgan zu besitzen, war unter den Militärärzten außerordentlich lebhaft, da es an einem Blatte fehlte, welches die wissenschaftlichen wie Berufsinteressen des Sanitätsdienstes vertrat. Was bisher in dieser Richtung existirt hatte, z. B. die Allgemeine Zeitung für Militärärzte, welche zu Braunschweig in vier Jahrgängen von 1843—47 erschienen war, hatte dem Bedürfniß theils nicht genügt,

theils aus äußeren Gründen keinen Bestand gehabt. L. unternahm es, mit dem jetzigen Generalarzt des 15. Armeecorps Dr. Abel, damals Stabsarzt am Invalidenhause zu Berlin, diesem Mangel abzuhelfen und eine neue Zeitschrift unter dem Titel „Preußische Militärärztliche Zeitung“ bei August Hirschwald herauszugeben. Der Erfolg des ersten Jahrgangs derselben, 1860, zeigte sofort, wie richtig dieses Unternehmen war. Da die Zeitung officielles Material erhielt und das ganze Unternehmen ein lebendiges Interesse bei allen Militärärzten fand, so war es sehr wohl möglich, das versprochene Programm zu halten, nach welchem die Zeitung: „Originalabhandlungen aus dem wissenschaftlichen, technischen und organisatorischen Gebiete des Militair-Medicinalwesens, Mittheilungen über das Militär-Medicinalwesen anderer Staaten, Berichte über Epidemien und einzelne Krankheitsfälle, soweit sie besonderes Interesse für den Militairarzt gewähren, ferner historische Notizen, Tagesereignisse, Nekrologe, Biographien, Anzeigen und Recensionen von Büchern“ zu bringen versprach. Die Reformwünsche der Militärärzte vertrat dieselbe in einer Anzahl von Aufsätzen, die namentlich aus Löffler's Feder stammten, trug auch durch eine maßvolle Besprechung der anzustrebenden Ziele wesentlich zur Klärung der Ansichten auf diesem Gebiete bei. Der Statistik öffnete sie ebenfalls ihre Spalten und lieferte auf diesem Gebiete so bedeutende Arbeiten, daß Engel in seiner großen Abhandlung über die Gesundheit und Sterblichkeit in der preußischen Armee von 1846—69 sich dahin aussprach, daß mit ihrem Entstehen für militärsanitätliche Mittheilungen über die Armee eine neue, man könnte sagen glänzende Periode aufgegangen sei. Es würde zu weit führen, den Inhalt der drei Jahrgänge 1860—62 eingehender zu besprechen; wir können nur constatiren, daß es nicht nur unter den Militärärzten der preußischen Armee, sondern auch denen des Auslandes, großes Bedauern erregte, als in der letzten Nummer des Jahrg. 1862 die Redacteure (von denen unterdessen L. Generalarzt und Corpsarzt des vierten Armeecorps in Magdeburg und Abel Oberstabs- und Regimentsarzt des zweiten brandenburg. Grenadierregiments Nr. 12 in Frankfurt a. d. O. geworden war) erklärten, wegen der mit den räumlichen Entfernungen verbundenen Schwierigkeiten die Redaction der Zeitung nicht weiter fortführen zu können. Beide haben seitdem die Genugthuung gehabt, das von ihnen vertretene Programm in der deutschen militärärztlichen Zeitschrift, welche seit 1872 erscheint, wieder verwirklicht zu sehen. Zu Anfang des J. 1864 hatte L. Gelegenheit, sein energisches Interesse für die Sache der freiwilligen Krankenpflege durch einen Vortrag: Zweck und Bedeutung dauernder Hülfsvereine für verwundete und erkrankte Krieger, Vortrag in der Sitzung des leitenden Comités in der Provinz Sachsen am 5. April 1864, aufs neue zu beweisen und namentlich ein energisches Zusammenwirken aller Kräfte hervorzuheben. Das J. 1864, welches L. als Armeearzt nach Schleswig-Holstein führte, gab Veranlassung zu einer wenigstens im Druck unvollendet gebliebenen und trotzdem classischen Arbeit: „General-Bericht über den Gesundheitsdienst im Feldzuge gegen Dänemark 1864“, 1867. Leider ist nur der erste Theil erschienen und doch genügt derselbe, diese Arbeit als eine der vorzüglichsten der Kriegschirurgie zu kennzeichnen. Auf allerhöchste Anregung veröffentlichte L. ein Werk: „Das Preußische Militär-Sanitätswesen und seine Reform nach der Kriegserfahrung 1866“, erster Theil 1868, zweiter Theil 1869, welches auf Grund der amtlichen Quellen die Reformarbeiten mit ihren inneren Gründen darlegt und ein höchst werthvolles Document für die Organisationsbestrebungen auf diesem Gebiete für immer bleiben wird. In diesem vortrefflichen Buche, welches, wie alle Arbeiten von L., durch eine höchst schwungvolle Diction sich auszeichnet, sind die Prinzipien der Reform, mit Rücksicht auf statistische Ergebnisse, die Personal- und Materialfragen auf Grund sowol der Kriegserfahrungen,

wie der Verhandlungen während der Pariser Ausstellung auf das erschöpfendste besprochen, zugleich auch manches hervorgehoben, was damals noch nicht erreicht wurde. L. hat noch vor seinem Tode die Freude gehabt, den wichtigsten, damals noch unverwirklicht gebliebenen Theil der angestrebten Reform als Thatsache zu sehen, nämlich die Schöpfung des Sanitätsofficiercorps mit vorangehender Waffendienstzeit, wie sie die Allerhöchste Verordnung vom 6. Febr. 1873 gewährt hat. In gleichem Sinne, wie dieses Werk, ist auch die letzte gedruckte Arbeit von ihm gehalten, „Ueber die heutige Aufgabe der militärärztlichen Bildungsanstalten“, eine Rede zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungsanstalten am 2. August 1869. Dieselbe weist auf die Nothwendigkeit besonderer militärärztlicher Fachbildung hin, welche außer der ärztlichen Berufsbildung nothwendig sei und erfolgen müsse; sie spricht die Ueberzeugung aus, daß eine besondere Anstalt zu diesem Zwecke gewiß errichtet werden würde, sobald das Bedürfniß klar gestellt sei. Hiermit schließen Löffler's litterarische Arbeiten, soweit sie im Drucke erschienen sind. Ueber den Feldzug 1870—71, in welchem er, wie schon erwähnt, als Armee-Generalarzt der zweiten Armee wieder einen ausgedehnten Wirkungskreis zu erfüllen hatte, war noch Nichts von ihm erschienen, doch konnte er die organisatorischen Erfahrungen in den Verhandlungen der Reformconferenz 1872, deren Präsident er war, zum Besten des Ganzen verwerthen. Alle diese trefflichen Arbeiten sind eingegeben von gründlicher Wissenschaftlichkeit, edler Begeisterung für das Wohl der Kranken und zugleich von dem wärmsten Interesse für die Lage des militärärztlichen Standes. Diese Eigenschaften und Seelenrichtungen vereinigten sich zu einer durchweg harmonisch-vornehmen Natur, welcher mit Erfolg nachzueifern nur den Besten des Standes vorbehalten bleibt.

W. Roth, Löffler &c., eine biograph. Skizze, in Berl. klin. Wochenschrift 1874, Nr. 12 Beil. H. Frölich.

Löffler: Jacob L., am 25. Juli 1583 zu Löchgau (jetzt württembergischen Oberamts Besigheim), wo sein Vater speirischer Rentmeister war, geboren, studirte in Tübingen die Rechte, deren Doctor er 1603 wurde, bereiste sodann als Hofmeister junger Edelleute Italien, Frankreich und Spanien. Nachdem er im Reichskammergericht zu Speier als Sachwalter fungirt hatte, berief ihn Herzog Friedrich von Württemberg in seine Dienste und beförderte ihn in rascher Folge zum Rath, Vicekanzler, dann Kanzler von Mömpelgart, 1625 zum Vicekanzler von Württemberg, als welcher er zu einer Reihe schwieriger, zumeist undankbarer Staatsgeschäfte verwendet wurde. Zunächst (1627) war er thätig bei dem vergeblichen Versuch des Herzogs, den Kaiser mit dem Kurfürsten von der Pfalz zu versöhnen, dann an den Höfen zu Dresden und Darmstadt in dem Streit der württembergischen und Gießener Theologen, in Wien im Interesse der, durch den Bischof von Constanz und einige schwäbische Aebte gefährdeten, Erhaltung der von Württemberg in Besitz genommenen Klostergüter. Weiterhin vertrat er Württemberg bei der Zusammenkunft in Leipzig (1631) und auf dem „Compositionstag“ zu Frankfurt, wo Unterhandlungen mit den Katholiken eröffnet wurden. Als das siegreiche Vordringen Gustav Adolfs eine raschere Auseinandersetzung der Parteien erwarten ließ, wurde L. zum König gesandt, der den erfahrenen Staatsmann in ihm erkennend, von dem Vormünder Herzog Julius Friedrich ihn in seine Dienste erbat, und ihn zum schwedischen Vicekanzler ernannte. L. blieb daneben in württembergischen Diensten, wurde 1632 Kanzler und erhielt das Rittergut Neidlingen. Nach Gustav Adolfs Tode Mitglied des unter Leitung Oxenstierna's niedergesetzten consilium formatum wurde er, um Frankreich zum Anschluß an den Heilbronner Bund zu bewegen, nach Paris gesandt. Diese und eine zweite nach der Schlacht bei Nördlingen nach Paris unternommene Reise (bei welch letzterer er seinem Landesherrn Eberhard III.

die Oberbefehlshaberstelle der Festung Philippsburg und das Versprechen eines Hülfsheeres von 12000 Mann erwirkte) hatten zwar den Erfolg, daß Frankreich sich zum Bündniß mit Schweden herbeiließ, aber die Einwilligung Löffler's in die bedingungslose Uebergabe der Stadt Benfeld an die Franzosen bewirkte seine Entlassung aus dem schwedischen Dienst. Seine letzten Lebensjahre waren von schweren Sorgen bedrängt. Nachdem er (im November 1634) zu Frankfurt vergeblich versucht hatte, die Wiedereinsetzung seines Landesherrn zu betreiben, wurde er von Oesterreich, das auf Grund eines aufgefangenen Protokolls des consilium formatum einen gefährlichen Gegner in ihm sah, verfolgt; es zog seine Güter ein und forderte vom Frankfurter Rath seine Auslieferung. Schweden versagte seine Aufnahme, worauf er nach Basel floh und daselbst am 30. April 1638 sein bewegtes Leben schloß.

Sattler, Geschichte der Herzoge, Thl. VI u. VII. Pfaff, Geschichte Wirtenbergs, dessen wirtenbergischer Plutarch u. württembergisches Gedenkbuch.

v. Alberti.

Löffler: Josias Friedrich Christian L., evangelischer Theologe, geb. am 18. Januar 1752 zu Saalfeld in Thüringen. Nachdem sein Vater, der Stadtsyndicus und Hofadvocat Joh. Christ. L., 1762 in Folge eines Schlaganfalles gestorben war, veranlaßte der Prof. Joh. Salomon Semler in Halle, dessen Vater als Prediger in Saalfeld einst den jungen L. getauft hatte, seine Aufnahme in das dortige Waisenhaus. Als er Ostern 1769 die Universität bezog, schloß er sich enger an Semler, sowie an Nösselt an, dessen Fiscal er wurde. Von ersterem an den Oberconsistorialrath Teller in Berlin empfohlen, fungirte er dort eine Zeit lang als Hauslehrer, ward aber 1777 zum Prediger an der Hofgerichtskirche, dann der Charité und 1778 zum Feldprediger bei dem Regiment Gensd'armes vocirt; als solcher nahm er an dem Feldzuge in den J. 1778—79 Theil. Nach seiner Rückkehr aus demselben gab er unter dem Titel: „Der Platonismus der Kirchenväter“ (1781) eine Uebersetzung der unvollendet gebliebenen Schrift Le Platonisme dévoilé (1700) heraus, welche einst ihrem Verfasser, dem reformirten Theologen Souverain, heftige Anfeindungen wegen seiner Auffassung der Trinitätslehre zugezogen hatte, und nun auf ihren Uebersetzer die Aufmerksamkeit weiterer Kreise lenkte, so daß ihm nach dem Erscheinen der zweiten Auflage (1792) die Universität in Kopenhagen die theologische Doctorwürde ertheilte. Bereits 1782 war L. durch den Staatsminister v. Zedlitz zum Professor der Theologie an der Universität Frankfurt berufen und bei eingetretener Vacanz auch von dem Rathe der Stadt zum Diaconus an der Marienkirche erwählt worden; nach dem Tode des Inspectors (Superintendenten) Milo im J. 1786 rückte er in dessen Stelle ein. Wenn schon L. sich durch seine rationalistische Richtung manche Gegner zuzog, so stand er doch wegen der Lauterkeit seiner Gesinnung in allgemeiner Achtung; an der Universität las er über Exegese des Neuen Testaments, Kirchengeschichte und theologische Litteratur; während des Wintersemesters 1787—88 haben die Gebrüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, welche er früher in Berlin unterrichtet hatte, in seinem Hause gewohnt. — Als nach dem Rücktritt des Ministers v. Zedlitz, Wöllner an dessen Stelle trat, sah sich L. veranlaßt, im September 1788 einem Ruf als Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath in Gotha zu folgen, wo der Herzog Ernst II. (Bd. VI. S. 308) ihn auf das wohlwollendste aufnahm, wie er denn im folgenden Jahre, um L. nach dem Verluste seiner Frau (einer Tochter des Oberconsistorialraths Silberschlag in Berlin) wieder aufzurichten, mit ihm eine Reise nach der Schweiz unternahm. Nicht minder stand L. bei dessen Sohn und Nachfolger (seit 1804), dem Herzog August (Bd. I. S. 681) in hohem Ansehen. Zu seinem engeren Freundeskreise gehörten u. A. der Gymnasialdirector Kirchenrath Döring (Bd. V. S. 289), der Prof.

Fr. Jacobs (Bd. XIII. S. 600), der Mathematiker Kries (Bd. XVII. S. 167), sowie sein Verleger, der Buchhändler Frommann in Jena (Bd. VIII. S. 170). Schwere Prüfungen wurden ihm auferlegt durch den frühen Tod auch seiner zweiten Frau (der Tochter des letzten Generalsuperintendenten der Altmark, Silberschlag in Stendal) im J. 1799, sowie durch die Kriegsstürme, welche 1806 über Thüringen hereinbrachen. Doch ward ihm noch vergönnt, die glorreiche Erhebung seines Vaterlandes und den endlichen glücklichen Frieden zu erleben. Nicht lange danach, am 4. Februar 1816, ereilte ihn ein jäher Tod durch einen Schlaganfall, welcher ihn mitten in der Rede bei Einführung des Pfarrers Schöffel in dem Gotha benachbarten Dorfe Gamstädt traf; dort ward er begraben, in Gotha aber setzten ihm seine Freunde ein Denkmal. Bretschneider (Bd. III. S. 319) ward sein Nachfolger im Amte. — Bei seinen Lebzeiten hatte er mehrere Sammlungen seiner Predigten herausgegeben, auch, nach Teller's Tode, von 1803—15 das „Magazin für Prediger“ fortgesetzt. Nach seinem Tode erschienen seine 1813 gehaltenen Predigten und Reden (1817), sowie seine kleinen Schriften (3 Bde. 1817—18), gesammelt von seinem Schwiegersohne Uckert, mit vorausgeschickter Biographie, auf welcher im wesentlichen auch die von Hennings im Deutschen Ehren-Tempel (Bd. II, Gotha 1821) beruht. Ein Verzeichniß von Löffler's Schriften s. bei Döring, Die deutschen Kanzelredner des 18. und 19. Jahrh., S. 223. Schwarze.

Löffler: Ludwig L., Maler und Lithograph, geb. zu Frankfurt a. d. O. 1819, besuchte die Akademie der Künste zu Berlin und arbeitete in den dortigen Ateliers von Wilh. Hensel und Franz Wagner. Er benutzte einen längeren Aufenthalt in Paris und Italien zu vielseitigen Studien und war nach seiner Rückkehr nach Berlin (1845) in rechtzeitiger Erkenntniß seines eigentlichen Berufes vorwiegend als Illustrator thätig, namentlich für die Leipziger Illustrirte Zeitung. L. lieferte auch ein Skizzenbuch in Worten und Bildern, Beiträge zum Album des jüngeren Künstlervereins zu Berlin, worüber das Deutsche Kunstblatt (1852 und 1853) berichtet, und Illustrationen zu Sterne's empfindsamer Reise. Seine Zeichnungen und Skizzen in Büchern, welche sich zum Theil im Handzeichnungscabinet der königl. Nationalgallerie zu Berlin befinden, lassen in den mannigfaltigsten Schilderungen bei scharfer Beobachtung des Lebens eine schnellfertige, gemäßigten Ansprüchen genügende Gewandtheit der Hand erkennen, während seine Oelgemälde in Folge ihrer technischen Mängel in weiteren Kreisen fast unbeachtet blieben. L. starb zu Berlin im J. 1876. v. Donop.

Logau: Friedrich v. L. wurde im Januar 1605 zu Brockut bei Nimptsch in Schlesien geboren. Wenig über ein Jahr alt verlor er seinen Vater; seine Mutter vermählte sich nach einigen Jahren zum zweiten Male mit Herrn v. Hohberg, und L. bezog am 13. October 1614 das Gymnasium zu Brieg, das damals unter der Leitung Melchiors Laubanus, eines hochgefeierten Gelehrten, stand. Freundliche Gönner fand er zu gleicher Zeit an dem Herzog Johann Christian und seiner Gemahlin Dorothea Sibylla, die noch heut in Schlesien unter dem Namen „der lieben Dorel“ bekannt ist. Beide nahmen sich des verwaisten Knaben an und verfolgten mit inniger Freude die reiche Entwickelung seiner Geistes- und Herzensgaben; denn „der kleine Junker war gar gelehrig, lernte alles fast spielend und machte schon in einem Alter von zehn Jahren allerlei Reimlein, so oft nicht übel ausgefallen.“ 1625 verließ er das Gymnasium, dessen erster Klasse er sieben Jahre angehört hatte und widmete sich dem Studium der Jurisprudenz, freilich wol mehr der „Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb“; seine Familie nämlich war verarmt, sein väterliches Gut Brockut tief verschuldet und so blieb ihm nichts übrig, als sich für die Stellung eines Beamten im Dienste des Herzogs, seines Gönners, vorzubereiten. In der That

finden wir ihn, als Herzog Johann Christian von Brieg 1639 gestorben war und seine drei Söhne Georg, Christian und Ludwig in seltener brüderlicher Eintracht die Regierung des Landes verwalteten, unter den Kanzleiräthen des Letztgenannten; das noch vorhandene, vom 29. September 1644 datirte Bestallungsdecret rühmt an ihm „die gutten qualiteten, angeborene Tugendt vnd auffrichtigkeit, damit er von Gott begnadet" sei; die jährliche Besoldung betrug 306 Reichsthaler Schles. nebst freier Wohnung und ausreichendem Brennholz. Schon vorher hatte er nach kurzer, überaus glücklicher Ehe die Geliebte seiner Jugend verloren, und selbst die Zeit vermochte diese Wunde nicht völlig zu heilen; im J. 1643 vermählte er sich zum zweiten Male mit Helene v. Knobelsdorf; allein diese Ehe, der ein Sohn und vier Töchter entstammten, muß keine besonders beneidenswerthe gewesen sein, wenn man sich die, nur einem geplagten Ehemann entschlüpften Stoßseufzer, wie sie sich so zahlreich in seinen Gedichten finden, vergegenwärtigt. Doch auch abgesehen hiervon enthält das Bild von den letzten Lebensjahren des Dichters viele traurige Züge. Durch den langen, verheerenden Krieg ist auch er fast völlig verarmt; sein väterliches Erbe Brockut ist durch die Plünderungen der Schweden und der Kaiserlichen verwüstet, niedergetreten und auf Jahre hinaus ertragsunfähig geworden; eine Feuersbrunst verzehrt den Rest seiner Habe, neue Schulden kommen zu den alten hinzu, schmerzhafte körperliche Leiden suchen ihn heim und haben vorzeitig sein Haar gebleicht: und so erklärt sich denn zur Genüge die mit den Jahren immer mehr hervortretende Sehnsucht nach dem Tode. Doch noch bevor dieser Wunsch in Erfüllung ging, sollte er Brieg, in welchem er den größten Theil seines Lebens zugebracht, verlassen. Als nämlich Herzog Georg Rudolf, der Oheim der fürstlichen Brüder, am 14. Januar 1653 kinderlos gestorben war und die Herzogthümer Liegnitz und Wohlau seinen Neffen als Erbe hinterlassen hatte, schien der nunmehrige Besitz dreier Herzogthümer gewissermaßen von selbst die drei Brüder zur Theilung aufzufordern. Am 3. Juni 1654 entschied das Loos, und da dem Gönner Logau's, Herzog Ludwig, Liegnitz zugefallen war, so siedelte der Dichter, der nun zum Regierungsrath ernannt worden war und dem „über vorige Besoldung und Deputat noch ein Nachsatz von zwey Hundert Thalern schlesischer Wehrunge gegönnt und gegeben worden", mit ihm nach Liegnitz über; doch schon ein Jahr darauf starb er daselbst am 24. Juli 1655 im Alter von 50 Jahren und 26 Wochen, nachdem er noch selbst die vollständige Ausgabe seiner Dichtungen, chronologisch geordnet, herausgegeben hatte. — L. ist eine der edelsten Erscheinungen, welche uns die Litteratur- und Culturgeschichte des 17. Jahrhunderts aufbewahrt hat, und je tiefer die sittliche Verkommenheit seines Zeitalters gesunken ist, je unaufhaltsamer sich der Verfall in Sitte, Religion und Leben offenbart, desto höher muß der Werth seiner einsamen Tugend angeschlagen werden. Die Liebenswürdigkeit seiner persönlichen Erscheinung spricht sich vor allen Dingen in einer Anspruchslosigkeit und Bescheidenheit aus, die nicht nach den stolzen Höhen irdischer Herrlichkeit begehrt, auf denen man so leicht sein eignes Selbst verliert; daher die Zufriedenheit, welche ihn stets mit der Dürftigkeit seiner äußeren Verhältnisse aussöhnt. Mäßig und einfach in seinen Bedürfnissen, würzt Arbeitsamkeit und Hunger ihm sein prunkloses Mahl, das weder „des Bäckers Kunst noch des Krämers Leckerbissen" kostbar bereitet hat, und darum sehnt er sich auch so oft nach den idyllischen Freuden des Landlebens, wo er, fern von dem geräuschvollen Treiben des Hofes und der Stadt, die einfachen Gaben der Natur genießen und dabei des allgemeinen Elends vergessen darf. Seiner juristischen Laufbahn wie dem Leben am Hofe abhold, geißelt er bald mit Laune und Humor, bald mit Witz und Ironie, öfter aber noch von Abscheu und Unwillen erfüllt, das widerwärtige Schauspiel, das die niedrige Gesinnung des größten

Theils seiner Umgebung ihm täglich bot, und das den sittlichen Verfall seiner Zeit nicht schonungsloser enthüllen konnte. Das Haschen nach Fürstengunst, die charakterlose, kriechende Demuth und schamlose Schmeichelei, das Jagen nach Amt und Auszeichnung, die Bestechlichkeit der Richter und Hofbeamten, ihr Neid gegen die Begünstigten, die Heuchelei, die sich im Gewande der Tugend brüstet, die offenbare Ehrlosigkeit, die sich zu verhüllen verschmäht und sich zu schämen verlernt hat: das ist der Stoff, den er in hundertfältiger Variation und mit der Indignation eines reinen Gemüths behandelt. Zwar selbst durchdrungen von der Bedeutung seiner adligen Geburt, ist ihm andererseits nur der Adel der Gesinnung das wesentliche Merkmal des ächten Adels, und darum schwingt er, angesichts der damals überhand nehmenden Unsitte sich ein Adelsdiplom zu kaufen, unbarmherzig die Geißel seines oft drastischen Spottes über die Bauern, die nun Grafen und Edelleute, über die Landsknechte, die nun Landesherren geworden. Daß er sich dadurch zahlreiche Feinde zuzog, daß neidische Kritiker ihm den Rath gaben, doch lieber das corpus iuris fleißiger zur Hand zu nehmen als Verse zu schmieden, kann ihn in seinen Grundsätzen nicht irre machen; vereinsamt geht er seinen Pfad, aber die Höhe, zu welcher seine sittliche Kraft sich erhebt, umflicht seine Stirn mit einem unverwelklicheren Kranz als der Lorbeer, der ihm als Dichter gebührt. L. ist eine ächt religiöse Natur und offenbart gerade in dieser Beziehung eine Innigkeit und Tiefe des Gemüths, durch welche seine hierher gehörenden Gedichte den besten Produkten seiner Zeit gleichgestellt werden, sei es daß er in kindlichem Gottvertrauen seine Hoffnung auf den Herrn setzt, dessen Güte auch ihm den vollen Becher reicht, sei es daß er voll Ergebung ihm die Führung durchs Leben anheimstellt, oder sei es daß seine Seele sich zum Gebet erhebt, das bald in schlichten Worten, bald in begeistertem Hymnus dem Born seines dankerfüllten Herzens entströmt. Seine Frömmigkeit fordert aber auch lebendige Bethätigung in der Liebe zum Nächsten, die mit der herzlosen Selbstsucht, welche in dem langen Kriege erbarmungslos alle Stände ergriffen hatte, in einem um so wohlthuenderen Gegensatze steht. Bei der würdigen Einfachheit seiner praktischen Moral: Liebe Gott über alles und Deinen Nächsten wie Dich selbst, als der Hauptsumme aller Gebote, widert ihn jeder heuchlerische Lippendienst, jede pietistische Scheinheiligkeit an; Protestant aus innerster Ueberzeugung, beansprucht er auch für sich das Recht der freien Meinung im Widerspruch mit der Orthodoxie seiner Zeit, welche das junge, frische Leben der Reformation in starrem Buchstabenglauben ertödtet hatte. Völlig verhaßt aber ist ihm alles theologische Schulgezänk, alle Verketzerungs- und Verfolgungssucht: über dem engeren Kreise der Confession steht ihm der weitere des Christenthums; „denn die Kirche im Gewissen", wie er sie nennt, ist älter als alle Secten und Bekenntnisse. L. ist endlich Patriot im besten Sinne des Worts. Freilich kann sich seine Liebe zum Vaterlande nicht in stolzem Selbstgefühl kundgeben; was hätte damals auch dazu berechtigt? aber in bitteren Klagen trauert er über Deutschlands Schmach, über die verschwundene Herrlichkeit des alten Reichs, über seines Volkes verloren gegangene Tugenden: Biederkeit und Treue. Deutschlands Herrlichkeit und Größe ist in seinen politischen und sittlichen Niederlagen untergegangen, seine edle, kraftvolle Sprache verdorben und entstellt durch die armseligen, bunten Lappen fremder Zungen. Wol ist Deutschland blutarm geworden, so klagt er schmerzlich, darum geht es so geflickt. Die ehrbare, heimische Kleidertracht hat der französischen Mode weichen müssen, und mit ihr sind auch französische Scham- und Zuchtlosigkeit eingezogen; „denn wandelt sichs von außen, wandelt sichs auch innen." Und so war L. nicht blos „ein gelehrter Poet, der die Welt nur aus seinen Büchern kennt; er kannte vielmehr das Leben, die Gebrechen, Bedürfnisse und Leiden seines Vaterlandes und fühlte den Drang in sich,

mehr seiner Zeit zu nützen als in ihr zu glänzen". Die erste Sammlung von Logau's Sinngedichten erschien 1638 zu Breslau unter dem Titel „Zwey Hundert teutscher Reimensprüche Salomons v. Golaw", und ist heut außerordentlich selten; die zweite, umfangreichere kurz vor des Dichters Tode im Jahre 1654: „Salomons v. Golaw deutscher Sinngedichte drei Tausend", genau chronologisch geordnet, wie der Unterzeichnete bald entdeckte, so daß für die Zeitbestimmungen in dem Leben des Dichters mancher sichere Anhalt gewonnen wurde. Endlich fand der Unterzeichnete noch eine dritte, bis dahin unbekannte Sammlung auf der Stadtbibliothek zu Breslau unter dem Titel: „Anna Sophie", gewidmet der Gemahlin seines herzoglichen Gönners Ludwig IV. von Brieg. Immerhin bleibt es daher auffallend, daß L. so bald nach seinem Tode verschollen und vergessen war. Noch 1648 war er in den damals hochangesehenen Palmenorden unter dem Ordensnamen „Der Verkleinernde" aufgenommen worden, wenn wir auch annehmen, daß diese Auszeichnung mehr dem herzoglichen Rath als dem Dichter gegolten hatte; aber schon am Ende des 17. Jahrhunderts ist er selbst den gelehrtesten Bücherkennern kaum noch dem Namen nach bekannt. Lessing's Verdienst ist es, des Verschollenen zuerst wieder gedacht zu haben, indem er im 36. und 43. seiner Litteraturbriefe den Werth des Dichters klar und treffend kennzeichnete und im Verein mit Ramler 1759 eine Auswahl seiner Sinngedichte in 12 Büchern erscheinen ließ; freilich ist die Art der Behandlung eine so eigenmächtige und willkürliche, daß ein großer Theil der Epigramme kaum noch als Logau'sche angesehen werden können; völlig unversucht aber blieb bis in unsere Zeit eine Darstellung seiner Lebensgeschichte, die zum ersten Mal der Unterzeichnete nach dem in Archiven und Bibliotheken aufgefundenen und verwertheten Material unternahm und in zwei Ausgaben veröffentlichte; die erste erschien in der von Goedeke und Tittmann besorgten Sammlung von Dichtern des 17. Jahrhunderts (Leipzig bei Brockhaus 1870); die zweite größere und vollständige Sammlung aller Logau'schen Gedichte in den Publikationen des Literarischen Vereins zu Stuttgart 1872. G. Eitner.

Logier: Johann Bernhard L., aus einer Emigrantenfamilie stammend, ist am 9. Februar 1777 zu Kassel geboren. Sein Vater, Kammermusikus am kurfürstlichen Hofe in Kassel, später Vorspieler, d. h. erster Violinist — (heute Concertmeister genannt) — in den Forkel'schen Concerten in Göttingen, unterrichtete seinen Sohn selbst im Clavierspiel, Flöte und Composition. Besonders erreichte er als Flötist bald eine solche Technik, daß er als zehnjähriger Knabe bereits öffentlich auftrat. In kurzer Zeit verlor er seine Eltern, und da ihn der Vormund zwingen wollte der Musik zu entsagen, so entfloh er nach Marburg zu seinem Onkel. Dort lernte er 1805 einen Engländer kennen, der ihn als Vorspieler mit nach England nahm. Nach einigen Jahren trat er in Irland in das Musikcorps des Regiments des Marquis von Abercorn als Flötist ein und erhielt bald darauf zu Westport (in Irland) die Organistenstelle, wo er sich verheirathete. Lange scheint er aber auch hier nicht gewesen zu sein, denn wir finden ihn in der nächsten Zeit in Dublin, wo er Musikdirector und Componist am Theater des Henry John Stone war. Hier wurde auch im J. 1810 eine Ode zur Feier des 50jährigen Regierungsantritts König Georg III. von L. aufgeführt. In diese Zeit mag auch die Erfindung des Chiroplast's, eines Handleiters beim Clavierspielen, fallen, den L. bei seiner siebenjährigen Tochter beim Clavierunterrichte anwandte, weil sie durch eine steife und ungeschickte Handhaltung die Geduld des Vaters auf's Höchste spannte. Die Wirkung dieses Handleiters war so auffallend und erleichterte dem Lehrer sein Amt in so trefflicher Weise, daß L. sich ein Patent darauf geben ließ und für die weiteste Verbreitung dieser Erfindung Sorge trug. Da aber auch das musikalische Lehrmaterial sich

damals noch auf einer sehr unvollkommenen Stufe befand, ja darin kaum das Allernothdürftigste vorhanden war, so verfaßte L. auch ein Lehrsystem, dessen erste Theile 1817 und 1818 in Edinburgh und London erschienen, sowie dort auch die ersten Streitschriften über das „Neue System" Logier's in denselben Jahren gedruckt wurden. — Die einzige bekannte Sammlung dieser heute selten gewordenen Schriften besitzt die Bibliothek Fétis, heute Eigenthum der königlichen Bibliothek in Brüssel. — L. beweist in diesem „System der Musik-Wissenschaft", wie er es später nannte, und der „Anweisung zum Unterricht im Clavierspiel und der musikalischen Composition nach seiner Methode", daß er für die Musikpädagogik ein bedeutendes Talent besitzt, so daß er in der That der Reformator und Begründer unserer modernen Theorie der Musik geworden ist. Sein unstetes Leben und der stark hervortretende geschäftliche Charlatanimus, mit dem er seine Erfolge und Verdienste anpries und Handleiter wie Schulwerke zu verbreiten suchte, thaten jedoch seinem Ansehen vielfach Abbruch und während er selbst plötzlich vom Schauplatze verschwand, aus heute noch unaufgeklärten Gründen, beuteten andere unter ihrem Namen — wie Gustav Schilling und Franz Stöpel — seine bahnbrechenden Ideen aus, scheuten sich sogar nicht seine Werke geradezu auszuschreiben und lenkten dadurch die Augen von ihm auf sich. Als der moderne Reformator in der Musiktheorie wird stets A. B. Marx angesehen und er verdient es auch, denn sein fortgesetztes Bestreben und sein logisch richtiges Denken und Fortentwickeln der Grundidee hat uns erst in den Besitz einer wirklichen Musiktheorie gebracht. Diese Grundidee aber — die Naturtöne des Horns als Grundlage der Accordlehre aufzufassen und darauf die weitere Entwickelung zu begründen — ist Eigenthum Logier's. Noch im J. 1828 schüttelten die Musikgelehrten den Kopf über Logier's Theorie. So schreibt G. W. Fink in dee Allgemeinen Leipziger Musikzeitung, Bd. XXX Sp. 847 f. über die Aufstellung der Naturtöne als Grundlage aller weiteren Entwickelung: „wie man diese Auseinandersetzung eine Belehrung über den Ursprung der Melodie und Harmonie nennen kann, sehen wir nicht. Melodie war da, ehe man etwas von den mitklingenden Tönen wußte: also lehrt uns dies nichts vom Ursprunge der Melodie." So urtheilten damals die ersten Musiktheoretiker, wie sah es nun erst bei denen niederer Gattung aus! Ebenso tadelte man an L. das langsame systematische Fortschreiten, daß er den Schüler vom kleinsten und beschränktesten Material erst Gebrauch machen läßt und ihn dort sicher stellt, ehe er ihn weiter führt und ihm die vermehrten Mittel zugänglich macht. Fink sagt ebendort, L. lege dem Schüler überall erst Fesseln an, um sie dann wieder abzunehmen. „Wir fürchten, die Striemen bleiben und der freie Umlauf des Blutes wird zu lange dadurch gestört." Erst wenn man sich so recht vergegenwärtigt, wie wenig die Zeitgenossen Logier's von Musikpädagogik verstanden, tritt das reformatorische Talent Logier's ins rechte Licht und ist sein Verdienst gar nicht hoch genug anzuschlagen.

Doch kehren wir zurück nach Dublin, wo L. seine erste Musikschule eröffnete. Es mochte wol ums Jahr 1815 sein. Sie beruhte auf gemeinschaftlichem Clavierunterricht, verbunden mit theoretischen Arbeiten. L. kannte das Publikum viel zu gut, um zu glauben, daß seine einfachen pädagogischen Lehrsätze auf dasselbe großen Eindruck machen und Einfluß ausüben sollten. Er suchte daher nach Reclame und nach Effect. Nur durch vermeintliche Wunder konnte er die Blicke der Menge auf sich richten. Hierzu mußte sein Chiroplast den Stoff liefern, und wie vortrefflich er es verstand die Wunder desselben der blinden Menge begreiflich zu machen, wie er stets statt seiner Methode den Chiroplast voranstellte, ist sehr ergötzlich zu verfolgen. Ebenso machte er es mit dem theoretischen Unterricht, den er mit dem Clavierunterrichte verband, wodurch er bei dem Schüler

ein besseres Verständniß erweckte. Musiktheorie war bis dahin als ein so schwieriges und trockenes Studium betrachtet worden, welches nur von Fachmännern betrieben werden könne; nun sollte es mit einem Male von jedem Kinde begriffen werden. Auch hier mußte ihm der Hokus-Pokus nachhelfen: er machte bekannt, daß er sich hierzu bestimmter mathematischer Formeln bediene, die selbst das unbegabteste Kind fassen und auswendig lernen könne. L. verstand es so vortrefflich seine Methode als etwas noch nie Dagewesenes anzupreisen und seine Wunderkinder öffentlich zu produciren, daß man ihn von allen Seiten um Unterweisung in dieser Methode bestürmte. Doch nur gegen Zahlung von 100 Guineen ließ er sich dazu bewegen. Selbst aus London kam der bekannte Musiklehrer Samuel Webbe, ließ sich in die Geheimnisse der neuen Methode einweihen und suchte L. zu bestimmen, mit ihm und Friedrich Kalkbrenner eine Musikschule in London zu eröffnen. Der Prospect, womit diese Schule angekündigt wurde, trägt folgenden Wortlaut (königliche Bibliothek in Brüssel, Fonds Fétis Nr. 6310): „Prospectus of the musical academy of Messrs. Logier, Webbe, and Kalkbrenner, established on M. Logier's new system of musical education, at nr. 20, Bedford place, Russell square. London, M' Creery printer“ (s. a. in 4°, 3 Seiten). Die erste öffentliche Prüfung der Schüler in London fand am 17. November 1817 statt. Louis Spohr hat uns eine genaue Beschreibung einer solchen Prüfung gegeben, wie er sie in London erlebt, oder wie sie ihm zu Ehren veranstaltet worden ist (im 22. Bande der Leipziger Allgemeinen musikalischen Zeitung vom J. 1820, Sp. 526), und wenn nicht Spohr sie unterzeichnet hätte, so würde man glauben, es sei nur eine märchenhafte Erzählung, die sich irgend ein Spaßvogel erlaubt hätte. Spohr schreibt: „Herr Logier unterrichtet nach einer neuen von ihm erfundenen Methode im Pianofortespiel und in der Harmonie. Was zunächst in dieser Methode auffällt ist, daß er alle Kinder, oft 30 bis 40, zu gleicher Zeit spielen läßt. Er hat zu dem Behufe 3 Bände „Etudes“ geschrieben, die alle über ganz einfache Grundthemas gebaut sind und nach und nach bis zum schwersten fortschreiten. Während die Anfänger nur das Thema spielen, üben sich die Geübteren zu gleicher Zeit in mehr oder weniger schweren Variationen. Man sollte glauben, daß dadurch ein Durcheinander entstehen müßte, aus dem der Lehrer nichts Deutliches mehr heraus hören könnte; da aber die Kinder, die dieselbe Etüde spielen, nebeneinander sitzen, so hört man je nachdem man sich in einer Gegend des Saales befindet, entweder die eine oder die andere dieser Etüden deutlich hervortreten, und so wird es dem Lehrer doch möglich, der Kinder Leistungen zu beurtheilen." Darauf erwähnt er der Anwendung des Chiroplasts und fährt dann fort: „Sobald die Kinder so weit fortgeschritten sind, daß sie die Noten und Tasten kennen, wird der Chiroplast erst von der einen und dann auch von der anderen Hand weggenommen, und nun lernen sie den Daumen untersetzen und Scalen spielen: aber dies alles in den Etüden selbst, mit allen Kindern zugleich und immer im strengsten Zeitmaße. Sind sie daher zu einer neuen Uebung fortgeschritten, so gelingt es ihnen in der schnellen Bewegung, in der sie neben und um sich spielen hören, Anfangs wol kaum nur einige Noten von jedem Tacte herauszubringen; bald aber erobern sie deren immer mehr und in kürzerer Zeit, als man wol glauben sollte, geht die neue Etüde so gut, wie die vorhergehende. Ein zweites sehr bemerkenswerthes in der Lehrmethode des Herrn L. ist, daß er seine Schüler von der ersten Lection an mit dem Clavierspiel zugleich die Harmonie lehrt. Wie dies geschieht, ist mir unbekannt; auch ist dies sein Geheimniß, dessen Mittheilung ihm von jedem der Lehrer in England, die nach seiner Methode unterrichten, mit 100 Guineen (das sind über 1800 Mark) bezahlt worden ist. Aber das Resultat dieser Methode ist bei seinen Schülern erstaunenswerth. Kinder zwischen sieben und zehn Jahren,

die nicht länger als vier Monate Unterricht haben, lösen die schwierigsten Aufgaben." Nun berichtet Spohr, wie er selbst den Kindern Aufgaben stellte und sie dieselben in der kürzesten Zeit zu völliger Zufriedenheit lösten, wie er ihnen Modulationen aufgab, sogar in entfernte Tonarten, wo eine enharmonische Verwechselung nothwendig war, wie sie einen vierstimmigen Satz, zu dem er ihnen die Oberstimme gab, zuerst mit beziffertem Baß und dann in die vier Schlüssel aussetzten und fügt hinzu: „eines der kleinsten Mädchen brachte mir binnen wenigen Minuten eine vollkommen befriedigende Arbeit." Wenn man nun diesen Bericht, der für alle späteren Berichte die Norm geworden zu sein scheint, denn seine Nachahmer betraten denselben Reclameweg, selbst noch bis ins J. 1834, wenn man also diesen ans Fabelhafte grenzenden Bericht mit Logier's eigenen Worten in der „Anweisung zum Unterricht im Clavierspiel und der musikalischen Composition" vergleicht und sich an der klaren einfachen Art seiner Methode erfreut, so kommt man zu dem bereits ausgesprochenen Urtheile, daß L. die Reclame nur aus Nothbehelf betrieb, weil er nur durch sie mit seiner einfachen Methode bei der unverständigen Menge durchdringen zu können meinte. In obigem Werke sagt er nämlich: Man soll in ein geräumiges Zimmer mindestens vier Pianoforte stellen. In jede Klasse nehme man acht Schüler, die wöchentlich zweimal je zwei Unterrichtsstunden erhalten. Vier von den Schülern erhalten in einem besonderen Zimmer Theorie und die übrigen vier Schüler nimmt ein Lehrer am Clavier einzeln vor und darauf läßt er die Schüler nach und nach, zuerst zwei, dann drei u. s. f. gemeinsam auf dem Pianoforte spielen, bis sie im Stande sind, alle zusammen ihr Stück vorzutragen." Die angehängten Musikstücke sind nach heutigem Begriff noch viel zu schnell fortschreitend; damals mögen sie schon Wunder gethan haben, wo man bis dahin von Methodik kaum eine Ahnung hatte. — Spohr's Bericht machte in Deutschland ungeheures Aufsehen und die preußische Regierung beschloß diesen Wundermann nach Berlin zu ziehen. Man sandte daher einen gewissen Dr. Franz Stöpel nach London, welcher sich nicht nur von der Wahrheit obigen Berichtes überzeugen, sondern auch mit L. Verhandlungen darüber anknüpfen sollte, unter welchen Bedingungen er auf drei Jahre nach Berlin kommen und hier eine Anzahl Lehrer in seiner Methode unterrichten wolle. Der Bericht, den Stöpel der Regierung einsendet, ist ebenfalls in obiger Zeitschrift (Bd. XXIII, Sp. 553) abgedruckt und bestätigt nicht nur alles, was Spohr aussagt, sondern zieht noch als Zeugen Ignaz Moscheles, den berühmten Pianisten, und den damaligen preußischen Gesandten in London hinzu. Nach Logier's Methode habe der Schüler in zwei Jahren ausgelernt. Man sieht, der Humbug war noch steigerungsfähig. In diese Zeit fällt auch ein sich gegen L. entwickelnder Zeitungskrieg, den der Organist der deutschen Hofkapelle in London, A. F. Chr. Kollmann, entzündet, indem er seinen deutschen Landsleuten die Augen öffnen zu sollen glaubt, damit sie sich nicht von einem Marktschreier blenden lassen. Aber seine und Anderer Angriffe verhallten ohne sonderliche Wirkung. Auch trafen sie doch nur die marktschreierischen Anpreisungen, während gegen die Methode selbst Niemand etwas sagen konnte. Stöpel hatte, nach Berlin zurückgekehrt, nichts eiligeres zu thun, als selbst ein Musikinstitut nach Logier's System zu eröffnen, ja er gab sogar eine freie Uebersetzung des bis dahin nur englisch erschienenen Logier'schen Buches als seine eigene Arbeit heraus. Als nun L. am 16. August 1822 nach Berlin kam, mußte zwar Stöpel eiligst das Feld räumen, doch gab es vorher noch für L. sehr ärgerliche Zeitungskämpfe, wohl geeignet ihm das Leben zu verbittern. Einen Nachklang davon findet man noch in der oben citirten Musikzeitung, Bd. XXVIII, Beilage 4 und 28. — L. errichtete nun in Berlin mehrere Institute und bildete außerdem eine bestimmte

Anzahl Lehrer aus, die ihm vom preußischen Ministerium zugewiesen wurden. Hierbei hatte aber das Ministerium das Unglück, auch nicht auf einen einzigen Mann zu stoßen, der soviel pädagogische Anlagen besaß, um das Gelernte in sich lebendig werden zu lassen und befruchtend auf andere zu übertragen. L. zog sich um 1827 zurück, man sagt wieder nach England, doch gewisses ist darüber nicht bekannt, und sein System verschwand mit ihm. Bequemer war den Herren die Methode Schindelmeißer's, der bald nachher als Reformator erstand, denn dieser behalf sich statt der Pianoforte mit Pappclaviaturen; die aber waren in jeder Hinsicht den Herren Musik-Institutsvorstehern bequemer, sowol in Hinsicht des Raumes als der Unkosten, auch verriethen sie keinen falschen Ton! Erst Ludwig Wandelt, der Musikpädagoge par excellence, faßte die Logier'sche Methode wieder ins Auge, änderte sie den neuen Verhältnissen gemäß und erweiterte sie in sinngemäßer und vortrefflicher Weise, indem er etwa um 1850 sein berühmtes Clavierinstitut in Breslau gründete. — Wie schon gesagt zog sich L. gegen 1827 ins Privatleben zurück. Gestorben ist er in Dublin am 27. Juli 1846. Weiter ward nichts mehr über ihn bekannt. Seinem „System der Musikwissenschaft" (Berlin 1827) ist sein in Dublin angefertigtes Porträt beigegeben und wenn jener Berichterstatter in der Neuen Zeitschrift für Musik, Leipzig 1841, S. 26 sagt: „Ihr Schüler Logier's, die der unvergeßliche Meister mit der hellen Stimme und dem klaren Blicke eingeweiht hat in sein System", so werden diese Worte hier bei dem Anblicke des Kopfes dem Beschauer klar. L. hat auch praktische Musikwerke im Druck hinterlassen, doch stehen sie hinter seinen theoretischen weit zurück. Am meisten wirkte er durch sein belebendes Wort, durch seine Persönlichkeit, und der Same, den er gestreut hat, ist aufgegangen und hat weiter befruchtend und segensreich auf die Entwickelung der Musikpädagogik eingewirkt.

R. Eitner.

Lohausen: Wilhelm von Calcheim oder Kalcheim genannt Lohausen oder v. L., † als Generalmajor und Commandant von Rostock am 30. Januar 1640, wurde am 4. März (a. St.) 1584 im Bergischen auf dem Schlosse Lohausen geboren, das seinem Vater Heinrich ebenso wie Lauffenberg als Familiengut gehörte. Seit dem siebenten Jahre am pfalzgräflichen Hofe zu Zweibrücken als Page erzogen und gut unterrichtet, dann mit den jungen Fürstlichkeiten in Frankreich auf Reisen, wurde er Hofjunker, trat aber in kaiserlichen Kriegsdienst und lag während der dreijährigen türkischen Belagerung in Eperies, wo er des Latein mächtig wurde. Wieder als Kammerjunker am pfälzischen Hofe, wurde er 1609 zu einer Sendung an die Herzogin Antoinette von Jülich gebraucht, trat aber dort im Jülich'schen Erbfolgekriege in den Dienst des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg und verlor als Lieutenant im Regiment des Obersten Kracht vor Jülich sein rechtes Bein. Mit einem Gnadengehalte des Kurfürsten studirte er darnach vier Jahre Mathematik und Festungsbau. Wol des letzteren wegen bestellte ihn dann Friedrich Ulrich von Braunschweig zum Capitän, aber unmittelbar darauf zog ihn Johann Sigismund wieder an sich, um eine Jülich'sche „Guarde" zu werben, die er bis 1619 in Berlin befehligte. Auch wurde er zu Gesandtschaften benutzt. 1619 trat er mit kurfürstlicher Genehmigung als Oberstlieutenant und Führer eines Regiments zu Fuß in den Dienst der schlesischen Stände und dann alsbald als Oberst und Oberbefehlshaber der Artillerie unter den Markgrafen Johann Georg von Brandenburg-Jägerndorf. Nach des letzteren Untergang trat er als Oberst, Geheimer Rath und Statthalter in die Dienste des Grafen Anton Günther von Oldenburg, von dort übernahm ihn Christian IV. von Dänemark 1625 ebenfalls als Geheimen Rath und Obersten über sein Leibregiment. Er fungirte hier als Generalwachtmeister, fiel aber in der Schlacht bei Lutter am Barenberge den Kaiser-

lichen in die Hände, die ihn $1\frac{1}{2}$ Jahr zu Bockenheimb (Bockenem?) gefangen hielten. Frei geworden trat er als Oberst und Commandant in den Dienst der Stadt Bremen, wo er 1628 und 1629 war. Nach Gustav Adolfs Landung nahm Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Schwerin L. am 29. Juni 1630 in Verpflichtung als Geheimen Kriegsrath und Oberst eines neu zu errichtenden Regiments. Als solcher zwang er die Kaiserlichen zur Uebergabe von Dömitz, trat mit den mecklenburgischen Truppen unter schwedischen Oberbefehl und wurde Commandant des von Ake Tott eingenommenen Wismar. Nachher übertrug ihm Gustav Adolf bei der niedersächsischen Armee die Stelle als Sergeant-Major-General (Chef des Generalstabes). Hier focht er unter Knyphausen, war auch zeitweilig Commandant von Magdeburg. Bei der feindlichen Stellung Mecklenburgs zu Schweden nach dem Prager Frieden verließ er 1636 den schwedischen Dienst und wurde bei Adolf Friedrich Geheimer Kriegsrath, Generalmajor und Commandant von der Stadt Rostock, der er durch Verhandlung eine gewisse Sicherheit sowol bei den schwedischen Führern wie bei Gallas zu verschaffen wußte. Auch sonst verhandelte er mit den Kaiserlichen wie mit der Ritterschaft, um das Land zu erleichtern. Einer ganzen Reihe neuerer Sprachen und des Lateinischen war er mächtig und bei der Rostocker streng lutherischen Geistlichkeit wegen seiner von Gustav Adolf angenommenen kirchlichen strengen Zucht unter den Soldaten und wegen seiner eigenen Kirchlichkeit sehr beliebt, aber trotzdem vermuthlich reformirt. Es wird erwähnt, daß er viel geschrieben habe, speciell gerühmt wird eine in der Gefangenschaft verfaßte Uebersetzung des Sallust und ein aus dem Italienischen übersetzter „Verfolgter David“. Er war in die „fruchtbringende Gesellschaft“ als „Fester im Stande“ mit dem Abzeichen „Brasilienholz“ aufgenommen. Ein technisches Buch sollte, wie er an Adolf Friedrich schrieb, 1629 erscheinen. Seine späte Ehe mit Magdalene v. Stralendorf, verw. v. Steding, blieb kinderlos, er wurde in der Marienkirche zu Rostock beigesetzt. Erbe wurde sein Brudersohn, Wilhelm v. L., Major im schwedischen Regiment v. d. Goltz.

Fast alle Nachrichten stammen aus der Parentation „miles Christianus“ etc. von Constantin Fidler, Rostock 1640, und der Einladung zur Parentation vom Universitätsrector Dr. theol. Johannes Quistorp (hier ist verdruckt a Calchein). Danach bei O. Krabbe, Aus dem kirchl. und wissensch. Leben Rostocks. Zur Geschichte Wallensteins und des 30jährigen Kriegs. Berlin 1863. Das Geschlecht wurde auch Calcum, Calckhun geschrieben. Ueber den Zweig der Calcheim, genannt Leuchtmar, vgl. Deutscher Herold, 1880, S. 142 f. und Allg. D. Biogr. III, 692 v. Calcum. v. Lützow, Mecklenb. Gesch. III, 260, 272. Lisch, Jahrb. II, 191, 209; XII, 99; XVII, 222.

Krause.

Lohde: Max L., Historienmaler, geb. am 13. Februar 1845 zu Berlin. Sein Vater, Professor L. L., eröffnete dem Sohne frühzeitig das Verständniß für die Antike und namentlich für Bötticher's Theorie der hellenischen Tektonik. Nach Beendigung seiner akademischen Vorstudien arbeitete er einige Zeit unter der Leitung Julius Schnorr's v. Carolsfeld zu Dresden und genoß seit 1866, als er durch eine meisterhafte Composition nach der Schlußscene aus Schiller's Braut von Messina den Preis errungen, in vertrautem Verkehr mit dem großen Meister Cornelius, dem er als letzter Schüler mit Begeisterung anhing, die reichsten Lehren und Anregungen (vgl. Gespräche mit Cornelius in der Zeitschrift für bildende Kunst, 3. Bd.). Auf einer Studienreise in Schlesien lernte L. einige Reste alter Sgraffitomalerei kennen, deren Pflege, Erweiterung und Vervollkommnung besonders in technischer Hinsicht ihn lebhaft fesselte. Nach unermüdlichen Versuchen entdeckte er neue Mittel, welche dem Kalke durch Zusatz von Eisenoxyden intensivere Härte und Widerstandskraft und zugleich den Farben einen wärmeren Ton

verliehen, als die bisher auf den Contour beschränkte Technik ermöglicht hatte. Dieses zur Steigerung der malerischen Wirkung abzielende Verfahren verwerthete er zunächst im Treppenhause des Berliner Sophiengymnasiums bei Herstellung von vier Wandbildern, darstellend „Die Entführung der Helena“, „Die Wiederkehr der Helena“, „Die Rückkehr Agamemnons“, „Die Heimkehr des Odysseus“, welche von Karl Becker in Chromolithographien vervielfältigt und veröffentlicht worden sind. In diesen und zwei Compositionen in der Reitbahn des Kriegsministeriums, den „Kampf der Lapithen und Centauren auf der Hochzeit des Peirithoos“ und ein „Pferderennen zu Olympia“ schildernd, bewährt sich L. als Künstler von hoher und edler Auffassung, der seinen Werken monumentale Würde zueignete. Der glückliche Erfolg dieser Leistungen erwirkte ihm die Anerkennung der Regierung, ein Reisestipendium und den Auftrag, die in Italien noch vorhandenen Sgraffitomalereien zu untersuchen. Die völlige Ausnützung des Ertrags dieser Reise, worüber er in der Zeitschrift für bildende Kunst wiederholt Bericht erstattete, behinderte der Tod, der den hochbegabten Künstler am 18. December 1868 zu Neapel in der Blüthezeit eines Alters von 23 Jahren hinraffte.

Vgl. Beiblatt zur Zeitschrift für bildende Kunst, Nr. 7, 1869. Die Berliner Malerschule 1819—1879. Studien und Kritiken von Adolf Rosenberg, Berlin 1879, S. 118—120. v. Donop.

Löhe: Johann Konrad Wilhelm L., einflußreicher und vortrefflicher lutherischer Geistlicher des 19. Jahrhunderts, wurde am 21. Februar 1808 zu Fürth geboren und starb am 2. Januar 1872 zu Neuendettelsau im 64. Lebensjahre. Sein Vater war ein angesehener Kaufmann und Mitglied des Rathes, der den Sohn in ächter Frömmigkeit erzog. Auf den Knaben machte der ehrwürdige Stadtpfarrer Fronmüller einen bleibenden Eindruck, obschon die Flachheit des Confirmationsunterrichtes ihm wenig bot. Unter seinen Lehrern ward ihm der Subrector Küchle besonders werth; dieser veranlaßte auch nach dem Tode des Vaters die Mutter, ihn studiren zu lassen. So kam er denn im Sommer 1821 auf das Nürnberger Gymnasium; im Herbste desselben Jahres trat hier Karl Ludwig Roth (geb. 1790, † 1868) sein Rectorat an; dieser gewann bald durch seinen Ernst und seine ganze erziehliche Wirksamkeit den größten Einfluß auf L., der es hernach oft und gern aussprach, wie viel er in jeder Hinsicht, auch für seine Stellung zu Religion und Christenthum, diesem einzigartigen Lehrer dankte. Im Herbst 1826 bezog L. die Universität Erlangen, um Theologie zu studiren. Hier war es der reformirte Pfarrer und Professor Joh. Christian Gottlob Leberecht Krafft († 1845, vgl. Bd. XVII S. 16 ff.), der wie so vieler anderer auch Löhe's geistlicher Vater ward; neben diesem zog Karl v. Raumer ihn besonders an. Durch den belebenden und erweckenden Einfluß des reformirten Theologen wurde das in L. von seiner Heimath und seiner Erziehung her schlummernde Lutherthum lebendig; aber er studirte nun auch eifrig die alte lutherische Dogmatik (Hollaz). Ostern 1828 ging er nach Berlin; weder Neander noch Schleiermacher gewannen einen bedeutenden Einfluß auf ihn, obschon er die Predigten des letzteren gern hörte; wichtiger war ihm das homiletische Seminar von Strauß. Nachdem er im J. 1830 sein theologisches Examen bestanden, hatte er nach der Sitte seiner Landeskirche sich zunächst als Vicar hierhin und dorthin zur Aushülfe rufen oder senden zu lassen. Im Sommer 1831 stand er als Vicar in Fürth; im October 1831 ward er sodann Privatvicar in Kirchenlamitz in Oberfranken. L. wirkte hier gleich in ganz besonders anregender und lebenweckender Weise; doch unterschied sich seine Weise von derjenigen anderer schon jetzt dadurch, daß er nicht in pietistischer Art erwecken, sondern ächt lutherisch durch Wort und Sacrament die Gemeinde erbauen wollte. Nach zwei Jahren etwa erhob sich unter Führung des Landrichters ein Sturm

gegen ihn; es wurde eine Untersuchung wider ihn eingeleitet, weil er Conventikel halte, Mysticismus vorbereite u. dgl. m.; das Ende war, daß das Consistorium zu Baireuth am 1. März 1834 seine Entfernung verfügte, die ihm übrigens nicht als Strafe angerechnet werden solle. Obschon das Oberconsistorium in München diese Verfügung mißbilligte und dabei darauf hinwies, welche Sprachverwirrung es sei, L. einen Mystiker und einen Sectirer zu nennen, so ließ sich die Sache doch nicht rückgängig machen; L. wurde aber bald reichlich dadurch entschädigt, daß er zum Pfarrverweser zu St. Aegidien in Nürnberg bestellt wurde, nachdem er zuvor einige Wochen an St. Martha zu Nürnberg vicarirt hatte: am 15. Juni 1834 trat er zu St. Aegidien an. Seine amtlichen Arbeiten waren nicht sehr zahlreich; doch schuf er sich Arbeit, wo er konnte. Schon im Juli übertrug ihm sein Lehrer, der Rector Roth, die Religionsstunden im Gymnasium. Außerdem hielt er Vorträge über das prophetische Wort des alten und neuen Bundes, und weil er nur alle zwei Wochen eine Nachmittagspredigt und alle drei Wochen eine Wochenpredigt zu halten hatte, richtete er sich für Sonntags morgens 6 Uhr in einer Kapelle der Aegidienkirche Bibelstunden ein, die von Männern wie Bürgermeister Merkel und Rector Roth besucht zu werden pflegten. Außerdem gab er Privatstunden und war schriftstellerisch thätig. Einen besonderen Einfluß übte er damals in Nürnberg durch seine Predigten; er predigte oftmals unter der gespanntesten Aufmerksamkeit der Zuhörer so lange, daß, obwol der Gottesdienst um $2^1/_2$ Uhr begonnen hatte, der Küster noch Lichter auf die Kanzel bringen mußte; seine Predigten waren ein städtisches Ereigniß; seine Freimüthigkeit im Tadeln erreichte einen heutzutage unerhörten Grad, aber die Tiefe und der Gedankenreichthum, dabei der gewaltige sittliche Ernst, der sich in seinen Predigten aussprach, versöhnten auch alle Gutdenkenden mit ihren Härten, obschon es ihm dann auch an Anfeindungen, selbst abseiten des Magistrats, nicht fehlte. Mit dem 31. März 1835 endete Löhe's amtliche Thätigkeit in Nürnberg; das Consistorium wollte ihn nach Emetzheim oder nach Würzburg senden; da er aber gerade damals in Nürnberg zu bleiben wünschte, übernahm er unter Zustimmung desselben die Vertretung des erkrankten Pfarrers in Behringersdorf, zwei Stunden von Nürnberg gelegen, wobei er in Nürnberg wohnen bleiben konnte. Hier in Behringersdorf confirmirte er am 8. Juni 1835 Helene Andreae aus Frankfurt a. M., seine spätere Frau. Sein Verhältniß in Behringersdorf löste sich wenige Wochen später und nun mußte L. an sein Anstellungsexamen denken, welches er in den ersten Tagen des August 1835 in Ansbach bestand. Die nächsten Wochen der Muße verwandte er zur Fortführung einiger schriftstellerischen Arbeiten, des Communionbüchlein und der Predigten über das Vater Unser. Die letzteren vollendete er im September, als er in Lauf die zweite Pfarrstelle verweste, für den Druck; von hier berief ihn ein Dekret des Consistoriums nach Altdorf. Er war sodann noch Pfarrverweser in Berthelsdorf und in Merkendorf, an welch letzterem Orte er wegen seiner Weigerung, einen aus nichtigen Gründen Geschiedenen wieder zu trauen, noch einen ernsten Kampf zu bestehen hatte, bis er im J. 1837 in Neuendettelsau als Pfarrer angestellt wurde und damit die eigne Gemeinde erhielt, in welcher er dann bis zu seinem Tode geblieben ist und die durch ihn eine große Berühmtheit erlangt hat. Angesehene Freunde hatten ihn gerade damals nach Erlangen ziehen wollen; das Consistorium hatte ihn zum Vicar Krafft's bestellt, doch hatte dieser schon eine andere Hülfe gefunden. Fast gegen seinen Wunsch kam L. nach Neuendettelsau, aber es ist ihm dann eine theure Heimath geworden; für die Entwicklung seiner Gaben und für die Entfaltung seiner großartigen Thätigkeit war gerade diese abgelegene Landgemeinde der rechte Ort; obwol er sich noch mehrfach um städtische Stellen beworben hat, so würde er doch in einer Stadt,

gehemmt durch Verhältnisse und Collegen, seine eigenthümliche Begabung und Art nie in der Weise haben zur Geltung bringen können, wie es allmählich in Neuendettelsau geschah. — Bald nach seiner Berufung verlobte er sich; seine Ehe hatte dann etwas Ideales; seine Frau stellte ihm stets das Christenthum in lieblicher persönlicher Gestalt vor Augen und war ihm, wie er später dankbar bekannte, ein steter Sporn zur Heiligung. Als sie ihm schon im J. 1843 genommen wurde, hat ihn die Sehnsucht nach ihr nie verlassen; er blieb hernach ehelos. — Es ist schwer, von dem reichen Wirken Löhe's während der 35 Jahre seines Weilens in Neuendettelsau ein übersichtliches, zusammenfassendes Bild zu entwerfen. An erster Stelle wäre hier die energische und erfolgreiche Arbeit des Pfarrers in der Gemeinde zu nennen, die ihm trotz manches Schweren, das er zu tragen und zu überwinden hatte, schließlich doch die Liebe derselben in einer seltenen Weise eintrug, so daß sie auch in allen wichtigen Dingen für ihn eintrat, wenn nicht gerade diese Arbeit der Natur der Sache nach größtentheils im Verborgenen geschieht. Das Hervorragendste war bei ihr Löhe's Predigtweise; eine aus der Tiefe quellende Beredtsamkeit war mit dialektischer Klarheit gepaart; dabei waren die Gottesdienste liturgisch so ausgestattet, daß er von ihnen sagen konnte, in ihnen würden alle Künste des Menschen einig zur Anbetung und geben Gott die Ehre. Ueber seine Gemeinde hinaus ist L. bekannter geworden durch seine Gründungen für Amerika, seine Wirksamkeit für die Diakonissensache, seine Kämpfe gegen die Landeskirche und seine reiche schriftstellerische Thätigkeit. Als von den massenhaft nach Nordamerika ausgewanderten Deutschen ein Nothruf nach Predigern und Lehrern ausging, entschloß sich L. im J. 1841 junge Leute dazu auszubilden, daß sie im Stande wären den kirchlich verwahrlosten deutschen Lutheranern in Amerika als Prediger und Lehrer zu dienen. Die von ihm entsandten „Nothhelfer", wie er sie nannte, schlossen sich drüben zuerst der Ohio-Synode an; im J. 1846 gründete L. dann im Verein mit ausgewanderten sächsischen Lutheranern die Missouri-Synode; nach dem Bruch mit dieser stifteten im J. 1854 vier Zöglinge Löhe's die deutsch-lutherische Synode von Iowa. Die „Missionsanstalt" hat auch in der Heimath verschiedene Wandlungen erlebt; doch waren bis zum J. 1875 von den 205 in ihr ausgebildeten Männern 181 auf den verschiedenen amerikanischen Stationen zur Verwendung gekommen und L. blieb bis an sein Ende mit dieser Arbeit aufs Engste verbunden. — Die Arbeit in der Diakonissensache begann L. im J. 1853 mit der Bildung eines Vereins für weibliche Diakonissen; man wollte anfangs nur „den Sinn für den Dienst an der leidenden Menschheit in der lutherischen Bevölkerung Baierns, namentlich in dem weiblichen Theile derselben" erwecken. Am 15. October 1854 wurde dann das Diakonissenhaus in Neuendettelsau eingeweiht und hier fanden dann die Gesinnungen, die durch jenen Verein allgemein verbreitet werden sollten, in ihrer praktischen Verwirklichung einestheils einen festen Halt und eine bleibende Stätte, aber auch anderntheils eine Herabstimmung von mancher unerreichbaren idealen Höhe. Es ist hier nicht der Ort, die große Ausbreitung, die diese Arbeit in Neuendettelsau selbst und auch in den aus dem dortigen Diakonissenhaus erwachsenen Anstalten gewonnen hat, zu schildern; es sei nur daran erinnert, daß die Neuendettelsauer Anstalt sich von den ähnlichen durch die Art unterschied, wie L. die Diakonissen und zwar zum großen Theil selbst theoretisch und praktisch ausbildete; in letzterer Hinsicht forderte Löhe's Sinn für Ordnung und für das Schöne unter Anderem Unterweisung der Diakonissen selbst in der Buchführung, in der Anfertigung von Paramenten u. dgl. m. — Löhe's Kampf gegen die Landeskirche und für die Freikirche hatte seinen Grund nicht in separatistischen Liebhabereien; er wollte nichts lieber als eine rechte lutherische Volkskirche; er fühlte sich aber durch das landesherrliche Kirchenregiment in dem, was er

seiner Gemeinde sein sollte und wollte und wie er das kirchliche Leben derselben pflegen und leiten konnte, beengt und gehemmt, was denn wieder mit seiner Ansicht darüber, wie die Kirche die Gemeinschaft der Gläubigen darstellen sollte, eng zusammenhing. Als im J. 1848 eine allgemeine Umgestaltung aller Verhältnisse sich anzubahnen schien, hoffte L. auch für die Verwirklichung seines Kirchenideals; aber er wollte auch nichts überstürzen. In seinen schriftlichen Aeußerungen trat sein Bruch mit der Landeskirche oft herbe hervor; seine theologischen Gegner haben ihm denn auch namentlich mit Recht seinen überspannten Amtsbegriff vorgeworfen; es waren wirklich principielle Differenzen, die ausgetragen werden wollten. Daß es dann doch nicht zu einer Separation Löhe's kam, so oft auch von ihr die Rede war, das hatte seinen Grund einmal in Löhe's durch alle theoretischen Bedenken nicht zu überwindender Liebe zu dem Kirchenthum, in welchem er geboren und geworden war, und dabei in seiner berechtigten Furcht, durch seinen Austritt aus der Landeskirche andere, die dazu innerlich keine Berechtigung hätten, zur Nachfolge zu reizen, und sodann aber auch in der Weisheit und Besonnenheit des Kirchenregiments, seitdem im J. 1852 Harleß (vgl. Bd. X, S. 763 ff.) an die Spitze desselben berufen war. Daß L. dann im J. 1860 doch zeitweilig vom Amte suspendirt war, war durch seine Weigerung, einen Geschiedenen wieder zu trauen, veranlaßt. Die Liebe zu seiner Gemeinde bewahrte ihn auch damals vor der Separation; aber er war seitdem innerlich gebrochen und zog sich immer mehr von der Theilnahme an den allgemeinen kirchlichen Fragen zurück, um destomehr vor Allem seiner Diakonissenanstalt zu leben. — L. hat seine eigenthümlichen Gedanken und die Resultate seiner Studien in einer ganzen Anzahl Schriften niedergelegt; außer vielen Gelegenheitsschriften sind hier besonders seine „Drei Bücher von der Kirche" (1845), seine Schrift „Der evangelische Geistliche" und seine „Agende" (2. Aufl. 1853 und 1859 in 2 Theilen) von Bedeutung; er hat ferner Predigten und Predigtsammlungen drucken lassen, unter denen die „Evangelienpostille" von hervorragender Bedeutung ist, und andere erbauliche und lehrhafte Schriften; große Verbreitung fanden und finden noch seine „Samenkörner des Gebetes". Die im J. 1860 von ihm herausgegebenen „Rosenmonate heiliger Frauen" wurden selbst von seinen nächsten Freunden als ein Mißgriff bezeichnet und erregten in weiten Kreisen großes Aufsehen; daß in ihnen besonderen äußeren Werken eine Bedeutung beigelegt wird, die bedenklich zu katholischen Anschauungen hinneigt, wird sich nicht leugnen lassen, wenn auch L. selbst nicht an einen Abfall von der lutherischen Grundlehre dachte.

Eine genügende Darstellung des Lebens Löhe's fehlt noch. Viel Interessantes und zum Verständniß Löhe's Wichtiges bietet das von J. Deinzer, Conrector an der Missionsanstalt in Neuendettelsau, aus L.'s Nachlaß herausgegebene Leben desselben (Wilhelm Löhe's Leben, 1. Bd., 2. Aufl., Nürnberg 1874; 2. Bd., Gütersloh 1880; noch nicht vollendet). Am eingehendsten handelt über Löhe's Persönlichkeit und seine Stellung zu den kirchlichen Bewegungen der Zeit, soweit uns bekannt, der Artikel Adolf Stählin's in der 2. Aufl. der Herzog'schen Realencyklopädie, Bd. 8, S. 711—725. Vgl. auch Allg. evang.-luth. Kirchenzeitung von Luthardt, 1872, Sp. 24 ff. Ferner: Theodor Schäfer, Die weibl. Diakonie, 1. Bd., die Geschichte der weibl. Diakonie, Hamburg 1879, und: Hermann Beck, Die innere Mission in Baiern, Hamburg 1880, beide Schriften an den aus ihrem Inhaltsverzeichniß zu ersehenden Orten. Bertheau.

Lohenschiold: Otto Christian v. L., Professor der Geschichte an der Universität Tübingen, wurde den 20. August 1720 zu Kiel in Holstein geboren, wo sein Vater als königlich dänischer Staatsrath lebte. Seine Gymnasialbildung

erhielt er in Schleswig und bezog 1739 die Universität Jena, wo er die philosophischen und schönen Wissenschaften, Rechtsgelehrsamkeit und Geschichte studirte, letztere hauptsächlich unter Leitung des Professors Christian Gottlob Buder. Nach Beendigung der achtjährigen Universitätsstudien begleitete er zuerst den Erbprinzen von Nassau-Weilburg, später einen jungen Grafen von Degenfeld-Schomberg, und zuletzt zwei Herren v. Röder auf Reisen in Deutschland, Frankreich und Italien. Mit den Letztgenannten kam er im J. 1749 nach Tübingen, wo er durch eine umfassende litterarische Bildung und Welterfahrung die Aufmerksamkeit auf sich zog. Da man dort gerade einen tüchtigen Mann für die erledigte Professur der Geschichte suchte, so schien L. dafür der Rechte zu sein; und er wurde 1750 zum ordentlichen Professor der Geschichte und außerordentlichen der Rechtswissenschaft ernannt. Seine Vorlesungen fanden Beifall und er scheint manche nachhaltige Anregung gegeben zu haben, aber im Ganzen war sein Einfluß auf die geschichtlichen Studien in Tübingen doch nicht günstig, denn er behandelte die Geschichte mehr als pikanten Unterhaltungsstoff und legte weniger Gewicht auf wissenschaftliche Forschung. Seine schriftstellerische Thätigkeit beschränkte sich auf einige akademische Gelegenheitsschriften und eine Uebersetzung von Giannone's Geschichte von Neapel. Die Vorlesungen, welche er hielt, waren: Allgemeine Geschichte, Deutsche Reichshistorie, Europäische Staatengeschichte nach Pufendorf und ein Collegium über die politischen Zeitungen. Er starb den 4. September 1761 an einem hitzigen Fieber. Seine Frau, die er 1751 geheirathet hatte, war eine Tante des Dichters Hölderlin, Maria Elisabeth, Tochter Friedrich Jakob Hölderlin's, Klosterhofmeisters in Laufen a. N.

Vgl. die akademische Inauguralrede u. das Programma funebre, woraus die Tübingischen Berichte von gelehrten Sachen, Jahrg. 1761, Stück 46 einen Auszug geben, sowie Gust. Schwab's kl. prosaische Schriften, Freiburg i. Br. 1882, S. 59. Klüpfel.

Lohenstein: Daniel Casper v. L., Dichter. Casper ist der Familienname; „v. Lohenstein" Zusatz seit der 1670 erfolgten Nobilitirung des Vaters, Johann Kaspar, kaiserl. Steuereinnehmers und Nimptscher Stadtraths, der Grundstücke an der Lohe besaß. L., geboren am 25. Januar 1635, besuchte 1643 bis 1651 das Breslauer Magdalenengymnasium, Genosse Hoffmanns v. H. und Mühlpfort's, ging im Herbst 1651 als stud. jur. nach Leipzig, dann nach Tübingen, wo er im Juni 1655 promovirte, und als Hofmeister zweier v. Kleindienst, dem Brauch der Zeit folgend, nach Leyden und Utrecht. Ein Seesturm bedrohte auf der Heimreise sein Leben. Auch die Schweiz, Steiermark und Ungarn sah er, nicht aber Italien und Frankreich. Er heirathete im Herbst 1657 Elisabeth Herrmann und wurde Advocat in Breslau; 1666 als angesehener, überaus gelehrter, im Beruf ausgezeichneter Mann ölsnischer Regierungsrath, 1670 Senatssyndicus, 1675 nach einer erfolgreichen diplomatischen Sendung an den Wiener Hof kaiserlicher Rath und wegen der energischen Bemühungen für die Stadt Protosyndicus, als welcher er am 28. April 1683 starb. 1673 hatte er drei Güter erworben, theils durch Ankauf, theils durch Erbschaft von Herrn v. Kleindienst.

Die Poesie ist für L. eine in schreiende Farben gekleidete Magd der Polyhistorie; „bloßes Nebending", „erleichternder Zeitvertreib", wo er weder „Auffenthalt noch Gewinn" sucht, „kein Handwerk". Kein innerer Drang, keine Originalität, nur Fortführung und Caricatur vorhandener Richtungen tritt uns entgegen. Seine Vordermänner sind Andreas Gryphius und Hoffmann v. Hoffmannswaldau, dem er 1679 die pomphafte Leichenrede hielt „Der große Pan ist todt". Lohenstein's Phantasie ist lahm und wirthschaftet mit einem mühselig gesammelten Tropenvorrath. Erfindung hat er nur insofern, als er jede greuliche Marterscene durch eine noch greulichere, jede gewagte Buhlscene durch eine

noch nacktere, raffinirtere überbieten kann. Sein Stil ist Marinismus, „italienische Schreibart“; beide Führer der sogen. zweiten schlesischen Schule sind Marinisten, so zwar, daß der ältere den Adone, der jüngere La strage degli innocenti bevorzugt. L. übertrumpft die Centnerworte Gryphs und holt sich Ambra aus der wälschen Parfumerie Hoffmannswaldau's. Aber, gar kein Lyriker, bringt er es in all seinen Gelegenheitsgedichten — sogar im „Denck- und Danck-Altar“ für seine Mutter — nicht über ein Zusammenflicken aufgelesener Lappen und bleibt frostig, wo er sinnlich sein möchte. — Seine Heldenbriefe sind ein Abklatsch Hoffmannswaldau'scher Heroiden, mit einem starken Stich ins Gräßliche: Philipp II. an die Eboli, Peter der Grausame von Castilien an Blanca. Dazu der entsetzliche Abschiedsmonolog der „durch's Geburthsglied sterbenden“ Maria Coronelia. Er nennt seine weltlichen Lyrica „Blumen“, seine geistlichen „Thränen“, auch hat er jeden Satz des 53. Capitels Jesaias in gereimten „Geistlichen Gedanken“ ausgeführt und mehreres aus dem Französischen und Italienischen (Marini) übersetzt.

Seine litterarhistorische Bedeutung liegt im Drama und im Roman. Des Andreas schwächlicher Sohn Christian Gryphius überbot alle Lobredner Lohenstein's (Poet. Wälder, S. 696):

> Du hast dem Sophokles schon längst den Preiß genommen
> Und Eschylus beseufzt, was er durch dich verlohr!

Lohenstein's oder nach den Titelblättern bis 1665 Daniel Caspers Trauerspiele erschienen in folgender Reihe: 1653 „Ibrahim“ (J. Bassa, Schülerarbeit von 1650), 1661 „Cleopatra“, 1665 „Agrippina“, „Epicharis“, 1673 „Ibrahim Sultan“, 1680 „Sophonisbe“, Cleopatra erweitert. Die meisten dieser Stücke sind von Breslauer Studenten dargestellt worden. Die Technik folgt dem Vorgang Gryphs: 5 Acte in Alexandrinern, Wechsel längerer Reden und sentenziöser Stichomythien, schematische Eingangsmonologe, antikisirende und allegorische Reyen, Träume, Geistererscheinungen, Greuel. Ihm fehlen die wirklich tragischen Situationen Gryphs; für das Einfache hat er kein Organ, Gryphs Talent zur Komik ist ihm völlig versagt. Aber auch der durch Gryphs Dramatik durchgehende Zug großartiger, stoischer Standhaftigkeit und Aufopferung für hohe Prinzipien ist geschwunden gegen platzende Redebomben und ekle, der verrohten Phantasie des Zeitalters willkommene Wagnisse der Handlung. Lohenstein's Dramen zerfallen in zwei Gruppen. Erstens: die beiden Ibrahim und zwei Nerostücke. Warum L. aus Rom wieder in den Orient zurückkehrte, sagt uns der Bosporus vor dem J. S.: es gehen „der Türcken Greuel-Thaten der Welt und Vorwelt Sünden für“. Diese Gruppe stellt Ausschweifungen der Cäsaren und Sultane vor, uns durch Bordell und Schlachthaus zerrend. Was Gryphius nur einmal bietet, des Chach Abas brünstiges Verlangen nach Catharinens Besitz, ist bei L. ein in Worten und Werken bis zur crassesten Deutlichkeit ausgenutztes Hauptmotiv. Und ein Drama, worin ein gekröntes Scheusal eine Jungfrau schändet, durfte dem Kaiser Leopold mit der feinen Schmeichelei, er sei Ibrahim's Gegentheil, zur Vermählungsfeier gewidmet werden! Der Einfluß Seneca's, die üblen Wirkungen des dreißigjährigen Kriegs auf die dramatische Kunst, der Türkenhaß vereinigen sich. Das Erstlingswerk Ibrahim Bassa (nach dem von Zesen übersetzten Roman der Scudery) zählt wenige Personen, weniger Verse, weniger Stichomythien, ist technisch schwach, discret im Sinnlichen, maßvoller im Schwulst, nur daß in der großen Scene des Schlußacts Mustapha's Geist den „blutdürstigen Bluthund“ nach Kräften anschreit. „Agrippina ist voll brutaler Sinnlichkeit, zumal in dem Auftritt, wo die Mutter den Sohn zur Blutschande verführt, denn nicht nur die Buhlschaft mit Sabina Poppäa oder Acte wird ohne jeden Rückhalt zur Schau ge-

stellt. Im zweiten Nerostück, der „Epicharis“, wird das Nebenmotiv der „Agrippina“ zum Haupthebel des Interesses: grausame Marter. Die beiden ersten Acte entrollen die Verschwörung und die Gegenintrigue. Epicharis sticht sich, läßt ihr Blut in den Wein fließen, dann schlürfen alle diesen „verzuckert Freundschaffts-Tranck“ „aufs Bluthunds Untergang“, um vom 3. Act an das fürchterlichste politische Martyrium zu durchlaufen, dem Nero als behaglicher Zuschauer beiwohnt. Der endet durch siedendes Pech, jenem wird die Zunge ausgerissen, der phlegmatische Seneca stirbt in seiner Wanne, Epicharis thut selbst die trotzigsten Vorschläge, z. B. man möge doch ihre Gedärme um einen glühenden Pfahl winden, und muckst nicht, als ihr die Brüste abgezwickt werden, bis sie sich plötzlich erwürgt. In all diesen Stücken bringt die böse Staupe des letzten Acts dem Tyrannen nur eine prophetische Beängstigung in der obligaten Traum- und Geisterscene. Dagegen bietet „Ibrahim Sultan“ wenigstens eine gewisse Henkergerechtigkeit, indem die Verschwörer siegen und der Wütherich, nachdem ihm sieben Geister, Ambre und sechs „Bassen“, erschienen sind, von vier stummen Eunuchen erdrosselt wird. Das Hauptmotiv ist: Nothzucht. Daß in einer Serailscene fünf Knäblein vor den Augen der jammernden Mütter geschlachtet werden, läuft nur nebenher. Ibrahim beginnt mit einem Einbruch ins Schlafgemach der Sisigambis, dann erglüht er für des Obermufti Tochter Ambre, sie weigert sich, wird „fingernackt“ auf ein Bett geworfen und geschändet; sie ersticht sich nach einem großen Monolog. Die sultanische Wollust muß sich ekelhaft deutlich entfalten, sei es, daß Kiosem die Laster des Sohnes strafend haarklein beschreibt oder daß die kupplerische Vettel Sekierpera seine Brunst durch eine Schilderung der badenden Ambre kitzelt. An solchen Stellen erreicht die Abgeschmacktheit des „schlesischen Marin“ ihren Gipfel. Sein Tropenschatz läßt sich auf ein paar Rubriken zurückführen; nur in schweren Compositis ist er unerschöpflich. Meer und Schifffahrt liefern triviale Bilder. Eine große Rolle spielt das Oel: Liebesöl, Geilheitsöl, Ekelöl ꝛc. Ein Abgewiesener sagt etwa, es helfe nichts, daß er sein Liebesöl auf ihres Herzens Kalk gieße. Eine Geschändete: sie wolle sich in der Seife seiner Asche waschen, weil er aus ihrem Jungfrauenwachs den Keuschheitshonig gestohlen. Weibliche Reize werden Hoffmannswaldauisch, nur ohne dessen prickelnde Sinnlichkeit bezeichnet. Die Brüste z. B. heißen Lilienfeld, Schneeberg Aetna, geschwellte Bälge ꝛc.; „die Flammen kwälln auß Schnee, auß Marmel blühn Corallen, Zinnober krönet Milch auf ihren Liebesballen“. Marmelballen, Alabast, Rubin betrachtet L. gar nicht mehr als Tropen. Seine Frauen sprechen stets in diesem Stil von ihrem Körper. Denn wie dieser Stil nicht selten zum baren Unsinn sich verirrt und gelegentlich das Verstiegenste mit dem Niedrigsten paarend „vom Koth zu Gott“ schweift, so entbehrt er, eine ewige Rodomontade, jeder Abwechselung und Schattirung. Nie fragt L., paßt solche Sprache für den Charakter der Person? So darf Ambre, ein reines keusches Mädchen, rufen: „und meiner Adern Qväll, für dem Chrystall nicht rein und Schwanen fleckicht sind, soll ein Gefässe seyn, darin der geile Hengst den Schaum der Unzucht spritzet?“ Tiraden oder die dialectischen Schlager aus der Rhetorenschule; wo eine starke Situation leidenschaftliche Wechselrede fordert, gibt er sechs bis sieben Seiten stichomythischer Concetti.

Die zweite Gruppe umfaßt: „Cleopatra“ und „Sophonisbe“, viel behandelte Stoffe. Beide Stücke zeigen ein Streben nach höherer Kunst, stehen dem französischen Kunstdrama näher, interessiren gleichwol weniger als die übrigen, da ein so impotenter Dichter nur durch Excesse pathologische Theilnahme weckt. Mehr Handlung, mehr Personen ersten Ranges, freierer Ortswechsel (aber auch in „Epicharis“ Verwandlung im Act), Conflicte, contrastirende Charaktere, poli-

tische Momente, nicht bloße Wollust und Marter, Sühne im Schluß. Aber Antonius verschwindet schon im 3. Act. In der zweiten Bearbeitung macht sich Lohenstein's ägyptologische Weisheit schulmeisterlich breit. Schon der gelehrte Gryphius gab jedem Drama einen Anhang von Anmerkungen, meist historischen Belegen bei. Nun kramt der erstaunlich belesene L. seine ganze Bildung aus und bringt im Text, besonders der zweiten Cleopatra, manches nur den Noten zu Liebe an. Aber der Ausdruck ist 1680 einfacher als 1661. Seine, auch sprachlich, maßvollste Leistung ist „Sophonisbe" mit einer recht gelungenen Kerkerscene, gezügelter Sinnlichkeit, Spuren echter Beredsamkeit in einem Folterauftritt, Elementen des Ballets und der Oper, Schmeicheleien für Leopold sogar in prophetischen Reden der Dido, einem schwachen Abschluß.

In seiner letzten Lebenszeit dem Romane zugewandt, hinterließ L. den ungeheuren Torso „Arminius", der auf Grund seiner Skizzen zu Ende geführt, 1689 f. erschien, in 18 Büchern von über 3000 Quartseiten. Das Thema, angeschlagen zuerst in einem dem Lucian abgewonnenen Todtengespräch Hutten's, war L. nahegelegt durch die deutschthümelnde Neigung der Gelehrtenwelt des Jahrhunderts. Und was der biedere Nürnberger Hagelgans im Kleinen für die deutsche Alterthumskunde geleistet, wollte L. in einem vasten culturhistorischen Romane erschöpfend leisten. In der Dichtung des 17. Jahrhunderts war Armin schon bei Theobald Höck, Moscherosch u. a. erschienen; episch faßt ihn dann noch Schönaich; dramatischer Held ward er seltsamer Weise zuerst durch einen Franzosen, Scudery, es folgen J. E. Schlegel, Möser, Ayrenhoff, Klopstock, Kleist &c. Auch Lohenstein's monströses Werk verfolgt eine patriotische Tendenz, aber der Panhistor erdrückt den Patrioten, der eigentlich alles Große in der Weltgeschichte von verkappten Germanen ausgeführt meint. L. ist ein Achilles Tatius redivivus. Der Excurs herrscht, die Linien der Haupthandlung verschwinden unter den vieläftigen Strichen der Episoden. Schon im ersten Buch wird die „Deutschburger" Schlacht abgethan. Der Arminius faßt alle Richtungen des damaligen Romans zusammen. Die Geschichte der armenischen Fürstin Erato ist ein heliodorischer Roman im Roman und ihr Geliebter Zeno gibt einen indischen Reiseroman zum besten. Ismene leidet wie Ziegler's Banise. Im zweiten Buch wird alle Leidenschaft der Liebe und des Hasses aufgewühlt und es fehlt dem Nebenwerk nicht an einzelnen interessanten Zügen. Das ganze aber ist ein ungeheurer Speicher für Lohenstein's unübersehbare Lesefrüchte, ein dickleibiges Conversationslexikon, eine „tollgewordene Encyklopädie" (Eichendorff), wo die Handlung ganze Bücher hindurch nicht vom Fleck rückt, Hochzeits- und Friedensfeste, zugleich Triumphe antiquarischer Weisheit unseres Deipnosophisten, endlose Redeturniere Tummelplätze seiner Rhetorik, die Erwähnung der Amazonen Anlaß zu einer Monographie über dieselben, der Name Athen Antrieb zu einer Besprechung der dortigen Kunstdenkmäler werden, wo man alle Germanenfeldzüge der Römer, die Geschichte aller julischen Kaiser, alle deutschen Staats-, Sacral- und Privatalterthümer, ja die Geschichte der Habsburger, der Reformation, des 30jährigen Kriegs, der Entdeckung Amerika's und große Einzelbiographien aller Hauptpersonen findet. Die Sprache ist nur partienweise bombastisch. Die allgemeine Spruchweisheit wurde, wie einst aus Constantin Manasses, daraus excerpirt im Lohensteinius sententiosus, 1710. Aber M. Mendelssohn ging als Retter zu weit, wenn er dem Werk in den Litteraturbriefen historischen Stil, gedrungene Kürze und eine Beredsamkeit, die ans Erhabene grenze, nachrühmte.

Die ersten Angriffe von Belang hat Warneck mit vorzüglicher Parodie einiger Tropen gegen L. gerichtet (vgl. Vorr. 1704). Bodmer gab den Helden Arminius in einer Nachahmung von Boileaus satirischem Todtengespräch gegen

den Scudery'schen Cyrus dem Gelächter preis (Discourse der Mahlern, III. St. 14); vgl. den wüthenden Ausfall gegen L. im „Character der deutschen Gedichte" und Breitinger, Crit. Dichtkunst, S. 163 f. Die Gottsched'sche Schule kämpfte unermüdet gegen seinen „Schwulst". Viele Dichter, auch der große Haller, rangen sich nicht ohne Mühe aus dem Lohenstein'schen Geschmack ihrer ersten Jugend los. Gegen Milton, Haller, Klopstock erhob Schönaich im „Neologischen Wörterbuch" den Ruf: Lohenstein! Lohenstein! Aber die einen witterten in jeder gehobenen Dichtersprache Phöbus, die anderen wollten nur den mühseligen, phantasielosen, verstiegenen L. und seine Nachfolger ächten. Schon Pyra unterscheidet im „Erweis" S. 55 ff. weislich: Milton vertrete das „Wunderbare", L. das „Abenteuerliche".

Ueber die Ausgaben vgl. zu Goedeke's Grundriß S. 515 f. die verunglückte Rettung von A. Kerckhoffs: D. C. v. Lohenstein's Trauerspiele mit besonderer Berücksichtigung der Cleopatra, Paderborn 1877, S. 10 ff. und Richard Maria Werner's Recension, Z. f. österr. Gymn. 1878, S. 297 ff. Eine knappe Charakteristik gab zuerst Tieck, Deutsches Theater, Bd. II. Vorr. (im III. Neudruck des J. Bassa), W. A. Passow eine flüchtige Skizze: D. C. v. L. Seine Trauerspiele und seine Sprache, Meiningen 1852, einen guten Auszug aus dem Arminius Cholevius, Die bedeutendsten deutschen Romane des 17. Jahrhunderts, Leipzig 1866. — Nachtrag: soeben erscheint Conrad Müller, Beiträge zum Leben und Dichten (Ibrahim Bassa, Cleopatra) Daniel Caspers v. Lohenstein, Breslau 1882, nach den Quellen, tüchtig, ergebnißreich im einzelnen, aber bei aller Kritik nicht ohne localpatriotische Ueberschätzung. Erich Schmidt

Löhle: Joseph L., Lithograph, geb. am 26. Octbr. 1807 als der jüngste Sohn des k. baier. Hofküchenmeisters Franz Fidel L., erhielt nach dem Tode seines Vaters (1813) die erste Bildung im königl. Erziehungsinstitute zu Neuburg an der Donau, welches er wegen entschiedener Vorliebe für die Kunst noch vor dem Absolutorium verließ, an der Akademie zu München mit Zeichnungen im historischen Fach sich beschäftigend. Mit G. Bodmer bekannt und befreundet, gaben sie bald gemeinsam lithographische Blätter heraus; namentlich war es die große „König Otto's von Griechenland Abschied zu München 1832" vorstellende Steinzeichnung (nach Ph. Foltz, lithographirt von Bodmer), womit L. seinen Ruf begründete. Im J. 1833 verband sich L. mit dem als Lithographen im historischen Fach bekannten Ferdinand Piloty (dem Vater der beiden nachmals berühmten Maler) zur gemeinsamen Herausgabe lithographirter Copien aus der königl. Pinakothek zu München und der Gemäldegallerie zu Schleißheim, ein Werk, welches sich fortwährend verbesserte und in allen Ländern Europa's einen epochemachenden Ruf erwarb. Somit war die heute noch florirende, neuestens auch durch photographische Reproductionen bekannte Kunstanstalt „Piloty und Löhle" begründet. Nach Bodmer's Tode (1837) erwarb L. dessen sämmtliche Steinzeichnungen und setzte deren Herausgabe mit Ferd. Piloty neben dem großen Pinakothek- und Gallerieweрke fort. L. starb am 13. Febr. 1840 (sein Porträt als Brustbild lithographirt von J. Fertig, gr. Fol.). — Darauf trat sein Bruder Joh. Bapt. L. (Kupferstecher im königl. topographischen Bureau) als Vorstand und Leiter in diese Anstalt bis zu seinem Tode am 11. Mai 1878. Ihm folgte sein Bruder Peter L. (Ingenieurgeograph vom königl. baier. Generalquartiermeisterstabe) schon am 21. Juni 1878, im 79. Lebensjahre in das Grab.

Vgl. Kunstvereinsbericht für 1840, S. 95 f. Müller-Klunzinger, 1860, II. 611. Seubert, 1878, II. 470. Hyac. Holland.

Loehlein: Georg Simon L. wurde geboren 1727 in Neustadt an der Heide im Coburgischen. Ueber seine Erziehung ist nichts bekannt geworden, man weiß nur, daß er seiner außerordentlichen Größe wegen bereits in seinem 16. Lebensjahre in Potsdam mit Gewalt zum Soldaten ausgehoben wurde, eben als er auf einer Reise nach Kopenhagen begriffen war. In der Schlacht bei Collin blieb er schwer verwundet unter den Todten liegen, wurde aber von den Kaiserlichen in ein Hospital gebracht und kehrte nach erfolgter Heilung in die Heimath zurück, wo er sich den Wissenschaften widmete und im Clavier- und Violinspiel vervollkommnete. 1760 ging er nach Jena, um dort zu studiren, scheint aber hauptsächlich Musik getrieben zu haben, da er 1761, als Musikdirector Wolf nach Weimar berufen wurde, an dessen Stelle trat. Zu jener Zeit wird sein Harfenspiel gerühmt. — Nach dem Hubertusburger Frieden wendete sich L. nach Leipzig, ertheilte dort Musikunterricht und erhielt bald eine Stelle bei der ersten Violine im „großen Concert", in welchem er auch als Claviervirtuos auftrat. Nebenher errichtete er ein „wöchentliches Liebhaberconcert", das Mittwochs stattfand und in welchem fast alle Instrumente von seinen Schülern besetzt waren, componirte fleißig, radirte viele seiner Werke selbst in Kupfer und reparirte sogar alte Violinen. Zu bedeutendem Ansehen gelangt, erhielt er 1779 einen Ruf als Kapellmeister an die Oberpfarrkirche zu St. Marien nach Danzig, starb aber dort bereits am 16. December 1781. Die Compositionen Loehlein's erschienen von 1766 an bei Breitkopf in Leipzig und Guera in Lyon. Dieselben bestanden aus Partiten, Sonaten, 3 Trio's (op. IV), einem Quartett (op. VI) und 7 Concerten (op. V, VII und VIII) für Clavier mit Begleitung von Streichinstrumenten, beziehentlich Orchester. Am bekanntesten wurde er durch seine Schulen, welche damals und noch geraume Zeit nachher sehr geschätzt wurden. Eine Clavierschule oder „Kurze und gründliche Anweisung zur Melodie und Harmonie, durchgehends mit praktischen Beyspielen erkläret" erschien zuerst 1765 in Leipzig und Züllichau. Dieselbe erlebte noch vier Auflagen (1772, 1779, 1781 und 1797), zuletzt umgearbeitet und vermehrt von J. G. Witthauer. Der zweite Band von Loehlein's „Clavierschule, worinnen eine vollständige Anweisung zur Begleitung der unbezifferten Bässe, und andern im ersten Bande fehlenden Harmonien gegeben wird: durch sechs Sonaten, mit Begleitung einer Violine, erklärt. Nebst einem Zusatze vom Recitativ" erschien 1781 ebenfalls in Leipzig und Züllichau. Diese Schulen, namentlich der zweite Theil, lagen der von A. E. Müller im J. 1804 bei Frommann in Jena herausgegebenen Clavierschule zu Grunde, welche wiederum 9 Auflagen erlebte. — In Leipzig und Züllichau ließ L. 1774 noch folgendes Werk erscheinen: „Anweisung zum Violinspielen, mit praktischen Beyspielen und zur Uebung mit 24 kleinen Duetten erläutert". Diese Violinschule erschien zum zweiten Male 1781 und zum dritten Male 1797 mit Verbesserungen und Zusätzen, auch mit 12 Balletstücken aus der Oper „Brenno" vermehrt, herausgegeben von J. Fr. Reichardt. Fürstenau.

Lohmeyer: Johann Karl Jacob L., Dr. med. und bekannter Militärarzt, geb. 1776 zu Potsdam, † 1852 zu Berlin. L. wurde 1794 Compagniechirurgus, 1815 Oberstabsarzt und Dirigent eines Hauptfeldlazareths, seit 1818 leistete er Dienst beim Medicinalstabe des preußischen Heeres, wurde 1829 Generalarzt, 1844 zweiter Generalstabsarzt, 1845 Geh. Obermedicinalrath, 1847 erster Generalstabsarzt, um sich 1851 pensioniren zu lassen. Unter seiner Amtsführung und Mitwirkung begannen die Vorbereitungen zu den eingreifenden Verbesserungen, deren sich die preußische Heeressanitätsverfassung seit dem Jahre 1848 erfreut.

Die Kriegschirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen. Rede ꝛc. von E. Gurlt. Berlin 1875, S. 43. -- Das Bildniß Lohmeyer's findet sich in Rust's Magazin, 1835, 43. Bd. H. Frölich.

Lohmüller: M. Johann L. Seine Bedeutung hat er durch seine besondere Wirksamkeit bei Einführung der evangelischen Lehre in Riga und Livland und durch die Beziehungen, in welche er dabei zu Luther und dem Herzog Albrecht von Preußen gekommen war. Ort und Zeit seiner Geburt, sowie seine Abstammung und sein Bildungsgang sind unbekannt. In einem Schreiben an den Herzog Albrecht vom 17. Septbr. 1529, in welchem er über die von ihm in Riga erlittenen Verfolgungen klagt, sagt er u. A.: „Vater und Mutter und alle meine Nächsten weichen von mir." Man könnte daraus entnehmen, daß seine Familie in Riga heimisch gewesen wäre; dies wird aber durch keine sonstigen Nachrichten bestätigt; dagegen ergibt sich aus seinem 1533 errichteten Testament, daß seine Schwester in Danzig mit Lucas v. Barthen verheirathet war und die verheirathete Schwester seiner Frau in Braunsberg in Ostpreußen lebte. Er selbst hatte in kinderloser Ehe gelebt. Daß er auf einer Universität studirt hatte, ergibt sich aus dem ihm stets beigelegten Titel Magister. L. war seit 1517 Kanzler bei dem Erzbischof von Riga, Jasper Linde, gewesen, trat 1520 als Secretär in den Dienst des Rathes der Stadt Riga und wurde 1532 Syndicus. In beiden Aemtern nahm er als Mitvertreter der Stadt Riga an den livländischen Landtagen Theil. — Als Andreas Knöpken, bis dahin Lehrer an der derzeit berühmten Schule in Treptow in Pommern, durch den Bischof von Camin, Erasmus Maunteufel, vertrieben war und sich im J. 1521 nach Riga gewandt hatte, hier Privatunterricht ertheilte, öffentliche Vorlesungen, namentlich über den Brief Pauli an die Römer hielt und dabei die von Luther verkündete neue evangelische Lehre vertrat, wurde L. alsbald sein eifrigster Gönner und ließ es sich angelegen sein, der neuen Lehre Eingang und Ausbreitung zu verschaffen. Schon am 20. October 1522 machte er Luther in einem Schreiben Mittheilung, daß „auch Riga, die Hauptstadt Livlands, ja fast das ganze weit entlegene Livland dem Evangelium Christi eingeweiht sei", und bat ihn, in seinen Schriften einen Gruß oder eine Dedication an seine Anhänger nach Riga zu senden. Auf dem Landtage zu Wolmar 1522 erklärten der Erzbischof von Riga und die Bischöfe von Reval und Dorpat Luther's Schriften für ketzerisch, verführerisch und lästerlich und suchten eine öffentliche Verurtheilung derselben herbeizuführen. L. bewirkte dagegen eine Einigung der gemeinen Ritterschaft und der Städte Riga, Reval und Dorpat zu Gunsten der evangelischen Lehre und gegen etwaige Unternehmungen der Bischöfe. Er schrieb darauf einen zweiten Brief an Luther und sandte ihm zugleich eine theologische Abhandlung über den Anfang des Evangelium Johannis. Unterdessen hatte Luther schon im August 1524 ein Ermahnungsschreiben an die Städte Riga, Reval und Dorpat gerichtet und als eine Folge jenes Lohmüller'schen Briefes möchte wol auch Luther's Dedication und Auslegung des 127. Psalms an die Christen zu Riga und in Livland vom J. 1524 anzusehen sein. Als im J. 1523 der Bischof von Reval und Dorpat, Johann Blankenfeld, zum Coadjutor des Erzbischofs gewählt wurde, bewirkte L., daß der Rath der Stadt Riga diese Wahl anerkannte, wogegen Blankenfeld die freie Ausübung der evangelischen Lehre und die Bestätigung aller Privilegien der Stadt versprach. Als er jedoch nach dem Tode des Erzbischofs Jasper Linde dessen Stelle einnahm, sein gegebenes Wort aber nicht einlöste, bestimmte L. wiederum den Rath der Stadt Riga, dem Erzbischof die Huldigung zu versagen, den erzbischöflichen Hof, die Kleinodien der Domkirche und die Güter des Capitels einzuziehen und künftig nicht mehr Erzbischof und Ordensmeister, sondern letztern allein als

Herrn anzuerkennen. Der Ordensmeister Walther v. Plettenberg zögerte indessen, eine entschiedene Stellung einzunehmen, berief jedoch auf Andringen der Städte einen Landtag auf den 2. Juli 1525 nach Wolmar. L. hatte in einem Memorial auf Grund der heiligen Schrift den Beweis zu führen gesucht, daß „der Papst, die Bischöfe und der geistliche Stand kein Land und Leute besitzen, vorstehn und regieren mögen" und sandte dasselbe an den Landmarschall und andere Gebietiger. Damit vertraten die Rigaischen Abgeordneten ihre Weigerung, einen Erzbischof ferner als Oberherrn der Stadt anzuerkennen und suchten dem Ordensmeister es nahe zu legen, daß jetzt die Gelegenheit da sei, die weltliche Herrschaft allein zu übernehmen. Persönliche Unentschlossenheit und politische Gründe mochten den Ordensmeister bewegen, auf den Gedanken der Säcularisation nicht einzugehen. Der Beschluß des Landtags ging dahin, die Stände und die Bischöfe in den bisherigen Rechten zu belassen und die allendliche Erledigung der streitigen Sachen von der Entscheidung des nächsten allgemeinen Concils abhängig sein zu lassen. L. legte gegen den Receß des Landtags Protest ein und kehrte mit den übrigen Delegirten nach Riga zurück. Ueber diese Begebenheiten und über den Stand der evangelischen Sache schrieb er am 22. Juli 1525 einen ausführlichen Bericht an den Bischof von Samland, Georg v. Polenz. Nach dem Schluß des Landtags war eine Gesandtschaft des Herzogs Albrecht, an deren Spitze Friedrich v. Meideck stand, eingetroffen, welche von der im April 1525 in Preußen stattgehabten Staatsveränderung Nachricht geben sollte. L. und seine Gesinnungsgenossen beschwerten sich gegen Friedrich v. Meideck, daß der Ordensmeister ihre Sache verlassen habe und zeigten sich geneigt, sich unter den Schutz Albrechts zu begeben, worauf dieser auch L. durch den Bischof Polenz einen geneigten, doch in allgemeinen Ausdrücken gehaltenen Bescheid zukommen ließ. Der Ordensmeister Plettenberg, wohl von diesen Unterhandlungen unterrichtet, nahm nunmehr als alleiniger Oberherr die Huldigung der Stadt Riga entgegen und sicherte am 21. Sept. 1525 derselben die freie Religionsübung zu. Darauf sahen sich auch der in seinen verrätherischen Plänen entlarvte Erzbischof und die Bischöfe (15. Juni 1526) genöthigt, den Ordensmeister als ihren Schutzherrn anzuerkennen und sich zu verpflichten, ihm Kriegsfolge zu leisten und nichts ohne ihn zu unternehmen. Gleich darauf eilte der Erzbischof Blankenfeld nach Spanien, um die Hülfe Kaiser Karls V. in Anspruch zu nehmen, starb jedoch auf der Reise, unfern von Madrid, ehe er seinen Zweck erreicht hatte. Anstatt des von ihm zu seinem Coadjutor postulirten Herzogs Georg von Braunschweig, Domherrn der Stifte Köln und Straßburg, erwählte das Capitel auf Betrieb des Ordensmeisters den Rigaischen Dompropst Thomas Schöning, einen Sohn des Rigaischen Bürgermeisters Johann Schöning. Zur Beseitigung der seinem Amtsantritt noch entgegenstehenden Schwierigkeiten und zur Verständigung mit dem Herzog Georg begab sich Thomas auf den Reichstag nach Regensburg und von da nach Lübeck und wollte nicht eher nach Riga zurückkehren, bis hier die Verhältnisse, namentlich seine oberherrliche Stellung zur Stadt Riga, geordnet sein würden. Um den von Thomas eingesandten kaiserlichen Mandaten und Citationen zu entgehen, suchte L., welchem vor allem die Freiheit des Evangeliums am Herzen lag, die Parteien zu einem gütlichen Vergleich zu stimmen und wurde mit Genehmigung des Ordensmeisters vom Rath der Stadt Riga mit Vollmacht und Instruction versehen nach Lübeck gesandt. Er erhielt auch ein Empfehlungsschreiben an den Herzog Albrecht und dieser gab ihm ein weiteres Empfehlungsschreiben vom 28. Juni 1529 an die evangelischen Kurfürsten, Fürsten und Städte mit. L. gelang es, am 30. Juli 1529 mit dem Erzbischof Thomas einen Vergleich auf sechs Jahre abzuschließen, nach welchem dem Erzbischof die Herrschaft über die Stadt und der Besitz aller vom Rath

schon eingezogenen Kirchengüter zugesichert, von ihm dagegen die freie Verkündigung des Evangeliums gewährt wurde. L. ging darauf nach Wittenberg und legte Luther den abgeschlossenen Vergleich vor. Dieser billigte ihn und schrieb deshalb am 31. August 1529 an den Rath von Riga, die Annahme desselben empfehlend. Ein Schreiben mit gleicher Empfehlung unter Hervorhebung des rechtlichen Standpunkts sandte auch Hieronymus Schurf, Doctor der Rechte und Professor zu Wittenberg, unter dem 25. August 1529. Eine Krankheit hielt L. in Wittenberg zurück und verhinderte seine sofortige Rückkehr nach Riga. Unterdessen war der Erzbischof Thomas mit dem Herzog Albrecht in Verbindung getreten und hatte dessen Bruder, den Markgrafen Wilhelm von Brandenburg, zu seinem Coadjutor gewählt gegen die Zusage Albrechts die Conservatur des Erzbisthums zu übernehmen. Die Kunde von diesen Verhandlungen kam nach Riga, und da auch L. mit dem Herzog Albrecht in Verbindung gestanden hatte, so wurde gegen ihn Mißtrauen wach. Ein Artikel des von L. abgeschlossenen Vertrags wurde als der ihm ertheilten Instruction zuwiderlaufend erklärt und so gedeutet, als ob er den Verpflichtungen der Stadt gegen den Orden widerspreche. Es fiel deshalb auf L. der Verdacht der Untreue und der Verrätherei. In einem Schreiben an den Herzog Albrecht erzählt er, daß er von allen Menschen gemieden und verstoßen werde und daß Vater und Mutter und alle seine Nächsten von ihm wichen. Der Vertrag wurde von dem Rathe nicht ratihabirt und die Sache dem Ordensmeister mitgetheilt. Mittlerweile langten die Antwortschreiben des Kurfürsten und Herzogs Johann Friedrich von Sachsen und des Landgrafen Philipp von Hessen auf das Empfehlungsschreiben Herzog Albrechts an und L. vermochte durch dieselben sich zu rechtfertigen, so daß er auf dem Landtage zu Wenden vom 1. Januar 1530 eine ihn vollkommen freisprechende Sentenz erhielt und darauf auch der Rath von Riga am 2. Februar 1530 ihm gleichfalls eine urkundliche Ehrenerklärung ausfertigte. Die unterlassene Anerkennung des von L. zu Lübeck abgeschlossenen Vergleichs veranlaßte den Erzbischof Thomas, sich an den Kaiser zu wenden und Mandate des kaiserlichen Kammergerichts zu erwirken, welche die Unterwerfung des Ordens und der Stadt unter den Erzbischof forderten. L. wurde wiederum ausersehen, mit dem Erzbischof zu verhandeln und er brachte den Vergleich zu Dalen vom 10. August 1530 zu Stande, durch welchen dem Erzbischof und dem Capitel ihre beweglichen und unbeweglichen Güter restituirt und die übrigen Differenzen auf zwei Jahre beanstandet wurden. — Am 2. October 1532 wurde L. zum Syndicus und zum Superattendenten erwählt; in letzterer Eigenschaft fertigte er die „Erste Ordnung von Bedienung des Ministerii vom 13. December 1532“, an, durch welche die Art und Weise des Gottesdienstes, worüber zwischen den beiden Pastoren Knöpken und Tegetmeyer Differenzen bestanden, geregelt wurde. Als Syndicus brachte er die Vereinigung zwischen dem Rath von Riga und dem Herzog Albrecht vom 27. December 1532 zur Beschützung des evangelischen Glaubens zu Wege. — L. war mit dem Herzog Albrecht in steter Beziehung geblieben, hatte von ihm Briefe empfangen und war in einem Schreiben vom 11. März 1531 ersucht worden, seinem Bruder Wilhelm, dem Coadjutor, mit Rath und That behülflich zu sein. Es hatte sich im Anfange des J. 1535 die Meinung verbreitet, als beabsichtige Herzog Albrecht Riga von der See aus zu besetzen, um seinen Bruder in der Behauptung des Erzbisthums zu unterstützen. L. gerieth in Folge dessen in den Verdacht eines verrätherischen Einverständnisses mit dem Herzog Albrecht. Er hielt seine Person in Riga nicht mehr für sicher, seine Freunde, um ihn besorgt, gaben ihm den Rath, zu entweichen und er floh nach Ronneburg zum Markgrafen Wilhelm. Dieser machte dem Rigaischen Rath Vorstellungen, um ihm den Argwohn gegen seinen Bruder

Albrecht zu benehmen und Lohmüller's Entweichen zu entschuldigen. Doch fanden diese bei dem Rathe keinen Eingang aus Rücksicht auf den Ordensmeister, der in dieser Angelegenheit sehr erbittert war. Der Rath rieth daher, die Sache noch einstweilen anstehen zu lassen. L. begab sich darauf nach Preußen und trat in die Dienste des Herzogs Albrecht. Auf Betrieb der Rathsherren Ulenbrok und Durkop wurde er jedoch der Stadt Riga wiedergewonnen; nach einer mit ihm zu Königsberg am 10. September 1537 getroffenen Abmachung sollte er neben seiner Stellung als herzoglicher Rath das Syndicat der Stadt Riga mit erhöhtem lebenslänglichem Gehalt wieder übernehmen und sich zu Gesandtschaften an das kaiserliche Kammergericht, an den König von Dänemark und besonders an die evangelischen Stände gebrauchen lassen. L. ist, wie es scheint, nicht mehr nach Riga zurückgekehrt, sondern in Königsberg geblieben, hat von dort aus für die Stadt Riga Gesandtschaftsreisen, so namentlich im J. 1554 zum Hansetage nach Lübeck, gemacht und mit dem Rath in Correspondenz gestanden. Der in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Königsberg lebende preußische Chronist Christoph Falk erwähnt in einer in der Danziger Stadtbibliothek aufbewahrten Handschrift unter den von ihm benützten Chroniken auch einer handschriftlichen Chronik Johann Lohmüller's und auch der preußische Chronist Caspar Hennenberger zählt in seiner „Erklärung der preußischen größern Landtafel“ ꝛc., Königsberg 1591, S. 2, und zwar unter denjenigen Chroniken, „deren rechte Namen man nicht weiß, deshalben ihrer Herren Namen gesetzt werden“, eine Chronik Lohmüller's auf. Es ist sonst nicht bekannt, daß L. eine Chronik verfaßt hätte und die von Falk und Hennenberger erwähnte dürfte eine von L. irgend woher abgeschriebene gewesen sein. L. hat auf Grund der mit ihm 1537 getroffenen Abmachung bis an sein Lebensende im Dienste der Stadt Riga gestanden und ist vor dem J. 1560 und wahrscheinlich zu Königsberg gestorben.

Arndt, Livländ. Chronik, Thl. II, Halle 1753, S. 204. Monumenta Livoniae antiqua, Bd. V, Riga und Leipzig 1847, S. VIII. XII. XIV. 173. 214. 233. 239. — Taubenheim, Einiges aus dem Leben M. Johann Lohmüller's, Riga 1830. Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Esth- und Kurlands, Bd. V, Riga 1850, S. 20 u. ff. Bd. XI, Riga 1865, S. 157. Richter's Geschichte der deutschen Ostseeprovinzen, Riga 1858, Bd. II, S. 258 u. ff. Bienemann, Briefe und Urkunden zur Geschichte Livlands, Bd. V, Riga 1876. Böthführ, Rigische Rathslinie, Riga 1877, S. 127—131.

Böthführ.

Lohner: Karl Friedrich Ludwig L., Staatsmann und Geschichtsforscher, von Thun, 1786—1863. L. wurde am 7. December 1786 in Thun geboren und führte daselbst, nachdem er in Basel und auf einer Reise durch Frankreich kaufmännische Bildung erhalten, eine Eisenhandlung. Gemeinnütziger Sinn und geistige Regsamkeit trieben ihn über die Grenzen dieses Berufes hinaus. Schon 1812 wurde er Mitglied des Stadtraths in Thun, 1823 trat er in die Bernische ökonomische und in die Schweizerische naturforschende Gesellschaft, 1824 in die geschichtforschende und 1829 in die Schweizerische gemeinnützige Gesellschaft ein; dazu war er eifriger Philhellene. Die Regierungsänderung des Jahres 1831 fand in ihm einen lebhaften Beförderer; er war es, der dem bernischen Oberamtmann in Thun seinen Degen abforderte und ihn zur Niederlegung seiner Gewalt bewog. Er wurde zum Mitglied des neuen Großen Rathes und dann auch des Regierungsrathes erwählt. Von der letzteren Stelle trat er zwar aus Rücksicht auf seine Gesundheit schon nach zwei Jahren zurück, wurde aber 1834 als Landammann an die Spitze des Kantons gestellt, der erste

Mann der Landschaft, dem diese Ehre zu Theil ward. Ende 1835 trat er indessen ganz vom öffentlichen Leben zurück und beschäftigte sich von da an beinahe ausschließlich mit geschichtlichen Forschungen, namentlich mit seinem Lieblingsfache, der Numismatik. Neben einigen Arbeiten, die im „Schweizerischen Geschichtsforscher“ erschienen (Bd. V. VI. VIII. Urkunden aus dem Archive der Stadt Thun) oder in der „Historischen Zeitung“ abgedruckt wurden, schrieb er ein Werk über „Die Münzen der Republik Bern“ (Zürich 1846) und „Die reformirten Kirchen und ihre Vorsteher im Kanton Bern“ (Thun 1864), eine äußerst fleißige Zusammenstellung urkundlicher Notizen. Eine bedeutende Zahl weiterer Materialiensammlungen, vorzugsweise localgeschichtlicher Natur, so namentlich „Historische Bruchstücke über Thun“, in 61 Foliohesten, sind ungedruckt geblieben und noch in Handschrift vorhanden. Er starb am 8. Novbr. 1863 in Thun. Eine schöne Kupferstich- und Holzschnittsammlung hatte er seiner Vaterstadt geschenkt; seine reiche Münzsammlung dagegen, ca. 10 000 Stück enthaltend, kam nach seinem Tode durch Kauf nach Winterthur. Im J. 1854 war sein einziger Sohn Albert, Mitglied des bernischen Großen Rathes und des schweizerischen Nationalrathes, gestorben.

Berner Taschenbuch, Jahrgang 1867. (Berner Chronik des J. 1863.) — Thuner Blatt vom 11. Novbr. 1863. — Eigenhändige handschriftliche Notizen im Besitze der Familie. Blösch.

Lohner: Tobias L., Jesuit, geb. 1619 zu Neu-Oetting in Baiern, † 1680. Er trat 1637 in den Orden, wirkte an mehreren Orten als Docent und war Rector in Luzern und Dillingen. Er hat außer mehreren lateinischen und deutschen ascetischen Schriften einige pastoraltheologische Werke geschrieben, die eine große Verbreitung gefunden haben, nämlich eine „Bibliotheca manualis concionatoria“, die zuerst 1681 in 4 Folianten erschien (ein Auctarium dazu in einem Foliobande 1691) und wiederholt in Deutschland und Italien gedruckt wurde, zuletzt zu Venedig 1787 in 7 Quartbänden, und von der 1838 ein deutscher Auszug unter dem Titel „Handbibliothek für Prediger“ von L. Lausch in 3 Bänden erschienen ist, ferner 11 „Instructiones practicae, de missae sacrificio, de confessionibus excipiendis, de munere concionandi, exhortandi, catechizandi“ ꝛc., welche zunächst von 1670 an einzeln, zum Theil in einer Reihe von Auflagen, dann 1726 und 1739—49 in Gesammtausgaben erschienen. Von der „Instructio practica de confessionibus excipiendis“ ist eine zu Padua 1705 gedruckte Ausgabe 1728 auf den Index gesetzt worden. Von einem anderen Theile ist noch 1849 eine deutsche Uebersetzung von M. v. Auer unter dem Titel „Praktische Anleitung zum apostolischen Krankendienste“ erschienen.

De Backer, Bibliothèque. Reusch.

Löhner: Dr. Joseph, Edler v. L., zuerst Jurist und Inhaber einer böhmischen Landesadvocatur zu Prag, später Grundbesitzer und tüchtiger Landwirth, † am 17. Mai 1837. L. gehörte einer steierischen Familie an, welche unter Kaiser Ferdinand II. aus Steiermark nach Böhmen geflüchtet und dort katholisch geworden war; in Pisek am 19. April 1767 geboren, wurde er schon früh von seinem Vater, welcher sich als Salzhändler nicht viel um den Knaben bekümmern konnte, zum Zweck der Erziehung ins Kloster Tepel gebracht. Nachdem er sodann das Gymnasium seiner Heimathstadt besucht, widmete er sich dem Studium der Rechtswissenschaften zu Prag und erwarb sich dort 1789 die akademische Würde eines Dr. juris. Seine Neigung bestimmte ihn jedoch, vermöge der in Prag betriebenen anderweitigen Studien zunächst den Lehrberuf zu wählen, er bewarb sich um ein Lehramt am Gymnasium und bekleidete solches von

1789—99 theils in Leitmeritz, theils in Prag an den dortigen gleichnamigen Instituten. Zu Ende 1799 erhielt er eine Landesadvocatur und schloß mit der Lehrthätigkeit ab, nach zehnjähriger Praxis im juristischen Fache kaufte er sich im Verein mit seinem Schwiegervater, Professor Joseph Ritter v. Mader, die Grundherrschaft Rostock, Kreis Rakonitz. Nunmehr gab er sich mit ganzer Kraft dem Studium der Landwirthschaft hin, ging 1811 dieser Tendenz gemäß zu Albrecht Thaer in Möglin und bildete sich unter dessen unmittelbarer Leitung zum tüchtigen Landwirthe aus, wobei er mit Vorliebe sein Augenmerk auf die Schafzucht und Wollproduction gerichtet sein ließ. Von Möglin zurückgekehrt auf sein Landgut, stellte er sich die Aufgabe, nicht nur im Bereiche des letzteren den Grundsätzen Thaer's Anwendung zu geben, sondern auch denselben eine weitere Verbreitung in alle landwirthschaftlichen Kreise Böhmens zu verschaffen. Diese mit größter Uneigennützigkeit verfolgten Bestrebungen fanden bald Anerkennung und schon 1813 wurde ihm die Ernennung zum wirklichen Mitgliede der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft des Königreichs Böhmen zu Theil, in welcher Eigenschaft er noch mit größerem Nachdruck für die Hebung der vaterländischen Landwirthschaft bemüht sein konnte. Später von seiner Lieblingsbeschäftigung, der Schafzucht, mehr und mehr angezogen, entwickelte er in dieser Richtung besondere Fähigkeiten und ging mit Energie auf das Ziel los, die Schafzucht und Wollproduction Böhmens auf einen hohen Grad der Veredlung und Einträglichkeit zu heben. So gründete er 1828 im Einverständniß mit der genannten patriotisch-ökonomischen Gesellschaft einen Schafzüchterverein für Böhmen, dessen Organisation und weitere Leitung ihm übertragen wurde. Als Redacteur des von diesem Vereine herausgegebenen Organes: „Verhandlungen“ ꝛc. fand er vielfach Anlaß zu litterarischer Thätigkeit und hat dadurch einerseits den Aufschwung der böhmischen Schafzucht wesentlich gefördert, andererseits auch eine allgemeine Anerkennung in den Kreisen der deutschen Schafzüchter sich erworben. Zur Bestätigung dessen sei darauf hingewiesen, daß seine bezüglichen Schriften: „Fragmente über Schafzucht, Wollhandel und Wollmärkte“ — Prag 1828 — und „Anleitung zur Schafzucht und Wollkunde für angehende Schafzüchter“ ꝛc. — Prag 1835 — größere Verbreitung fanden, und daß er von vielen in- und ausländischen Landwirthschaftsgesellschaften zum Ehrenmitgliede ernannt wurde. — Außerdem erwarb er sich durch seine humanistischen Bestrebungen noch besondere Verdienste für seine Heimath; schon 1801 hatte er in Prag eine Suppenanstalt gegründet und damit den vorbereitenden Schritt gethan, um nach kurzer Frist dort auch einen Verein zur Unterstützung der Hausarmen ins Leben rufen zu können. In Anerkennung seines gemeinnützigen und verdienstvollen Wirkens wurde er 1836 in den erbländischen Adelstand erhoben. Als ein rüstiger Greis verfolgte er mit ungeschwächter Kraft alle die Aufgaben, welche ihm theils durch die Wahrung der Berufsinteressen, theils durch die Sorge für das öffentliche Wohl und durch die Pflege vieler persönlichen Beziehungen gestellt sein mochten, und noch beschäftigten ihn weitere Pläne, als seinem Wirken durch einen Schlagfluß im 71. Lebensjahre ein Ziel gesetzt wurde.

Vgl. Wurzbach, Biographisches Lexikon, Bd. XV, desgl. Lengerke, Landwirthsch. Conversationslexikon, Bd. II. und auch M. v. Neitzschütz, Studien zur Entwickelungsgeschichte des Schafes ꝛc. 1869. C. Leisewitz.

Löhner: Johann L., beliebter Componist, geb. als Zwilling am 21. December 1645 zu Nürnberg und † am 2. April 1705 ebenda. Nachdem er früh Waise geworden, nahm sich sein Schwager, der Organist Georg Kaspar Wecker in Nürnberg, seiner an und unterrichtete ihn in der Musik. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er nach Wien. Auf der Rückreise ward er zu Salzburg vom

Erzbischof „mit einem schönen Gnadenpfennige" beehrt. Hernach war er auch in Leipzig. Er wurde dann Organist in Nürnberg und zwar zuerst (vor 1673) an der Kirche Unserer lieben Frauen, sodann im J. 1682 am Heiligen Geist und zuletzt 1694 zu St. Lorenz. L. blieb unverehelicht. Im J. 1673 gab er zu Nürnberg die von den Mitgliedern des Pegnitzblumenordens verfaßte poetische Bearbeitung einzelner Andachten aus Heinrich Müller's geistlichen Erquickstunden mit von ihm verfertigten Choralmelodien in Arienform heraus (Nürnberg, bei Wolf Eberhard Felsacker, mit einer Widmung an Andreas Ingelstetter [sic!], von welchem einige dieser Lieder sind, und Johann Leonhard Stöberlin). Im Nürnberger Gesangbuch von 1677 befinden sich 8 Melodien von ihm; hernach lieferte er zu Arnschwanger's Palmen und Psalmen 1680 wieder 21 Melodien.

Mattheson, Ehrenpforte, S. 172. Winterfeld, Der evangel. Kirchengesang, II, S. 461. Döring, Choralkunde, S. 112. Gerber, Lexikon der Tonkünstler, III, Sp. 248. Fétis, Biographie universelle des musiciens, V, Paris 1863, S. 336. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 127. Rotermund zum Jöcher, III, Sp. 2037. l. u.

Löhner, Caspar L., s. **Löner**, unten, S. 152.

Löhner: Ludwig Edler v. L., Sohn eines begüterten Advocaten in Prag, im J. 1812 zu Rostock bei Prag geboren, widmete sich zuerst den rechtswissenschaftlichen Studien an der Universität zu Prag, verließ dieselbe jedoch in Folge eines Conflictes mit dem Kirchenrechtsprofessor Dr. Helfert und wendete sich dem Studium der Medicin an den Universitäten zu Wien und Prag zu. Daneben trieb er auch schon in frühen Jahren poetische Arbeiten unter dem pseudonymen Namen „Ludwig Rohland". Nach dem Tode seines Vaters im J. 1836 betrieb er eine Zeit lang die Wirthschaft auf dem ererbten väterlichen Gute, trat aber dann eine zweijährige Reise nach Italien an, von der er im J. 1840 nach Wien zurückkehrte. Hier widmete er sich erst dem ärztlichen Berufe, trat aber auch bald an die Spitze eines Kreises von jüngeren Aerzten, um mehrfache Mißbräuche in der medicinischen Facultät abzustellen, was auch nach jahrelangen Kämpfen zum Theil gelang. Es war dies eine Vorübung zu dem agitatorischen Wirken, das er im J. 1848 nach der Märzbewegung in großem Umfange entfaltete. Er gründete in Wien den deutschen Verein für Böhmen, Mähren und Schlesien zur Wahrung der deutschen Interessen gegen die Uebergriffe der Czechenpartei. In kurzer Zeit gewann dieser Verein, der bald 74 Zweigvereine zählte, einen dominirenden Einfluß im deutschen Theile Böhmens. Von dem Wahlbezirk Saaz zum Abgeordneten in den österreichischen Reichstag gewählt, setzte L. diese Thätigkeit auch auf dem parlamentarischen Gebiete mit großer Energie fort. Im Besitze einer nicht gewöhnlichen Rednergabe und eines umfassenden Wissens, ward er der stete Antagonist der Slavenpartei, und that sich durch eine Reihe von glänzenden Reden hervor, die allerdings mehr poetischen Schwung als eigentlich staatsmännischen Blick bewährten. Entschiedener Gegner der von Czechen und Polen cultivirten föderalistischen Tendenzen nahm er gleichwol in der ungarischen Frage die entgegengesetzte Stellung ein und plaidirte, als der ungarische Reichstag im September 1848 zur Abwendung des Bürgerkriegs durch eine abgeordnete Deputation in unmittelbare Verbindung mit dem österreichischen Reichstag treten wollte, in einer glänzenden Rede für Zulassung der Deputation, die jedoch von der Mehrheit der Stimmen verworfen wurde. Nach dem Ausbruche der Octoberrevolution und während der Belagerung Wiens unternahm L. mehrfache, jedoch fruchtlose Versuche, um eine Vermittelung mit dem österreichischen Ministerium zu Stande zu bringen. In Kremsier betheiligte

L. sich nur wenig mehr an den parlamentarischen Kämpfen. Seine Gesundheit hatte in bedenklicher Weise gelitten und seine Hoffnung auf einen glücklichen Verlauf der Dinge war geschwunden. In Vorahnung des bevorstehenden Staatsstreiches nahm er Urlaub und reiste nach Frankfurt, um sich daselbst über den Stand der Dinge zu unterrichten. Im Herbste 1849 nach Wien zurückgekehrt, war L. ein gebrochener Mann. Im J. 1851 trat er zur Heilung seines Lungenleidens eine Reise nach Italien an. Unstät und flüchtig wanderte er von Venedig nach Pisa und Nizza, endlich nach Marseille, wo er einsam und verlassen im Frühjahr 1852 starb. Seine Dichtungen, die manche Perle enthalten, gab er gesammelt unter dem Namen „Morajn" in Berlin bei A. Duncker 1848 heraus. Ebenso sind Löhner's Reden im österreichischen Reichstag in Wien 1850 bei Jasper Hügel und Manz erschienen.

Vgl. Wurzbach, Biograph. Lexikon, Bd. XV, S. 390 ff. Springer's Geschichte Oesterreichs, II. S. 407. Sommaruga.

Löhneyß: Georg Engelhard von L. (auch Löhneis und Löhneißen), Cameralist, aus einer pfälzischen Adelsfamilie, kam schon in frühen Jahren an den Hof des Kurfürsten August von Sachsen als Stallmeister, vielleicht in Folge der Familienverbindung, welche durch die Heirath des Pfalzgrafen Johann Casimir mit des Kurfürsten Tochter Elisabeth (1570) zwischen Pfalz und Sachsen bestand. Im J. 1583 trat L. in die Dienste des Erbprinzen Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, des zweiten Schwiegersohnes Kurfürst Augusts, zuerst gleichfalls als Stallmeister; die besondere Gunst seines Herrn, die er sich auch während dessen Lebenszeit immer zu bewahren wußte, berief ihn aber schon gleich beim Regierungsantritte des Herzogs (1589) zu dem wichtigen Amte eines Berghauptmanns. An beiden Höfen hatte L. seltene Gelegenheit, eine vortreffliche Schule der praktischen Staatswirthschaft durchzumachen; an beiden herrschte eine musterhafte cameralistische Ordnung. August selbst ein eminenter, nie rastender Staatswirth, Heinrich Julius, der geschulteste Jurist unter den zeitgenössischen Regenten, haben, jeder in seiner Weise, die Verwaltung und die Staatswirthschaft ihrer Länder auf eine hohe Stufe der Entwickelung gebracht, für einen denkenden Kopf wie L. bot sich hier nicht nur eine reiche Anregung, sondern auch Gelegenheit zu einer erfolgreichen praktischen Bethätigung staatswirthschaftlicher Ideen. Nicht minder aber weckte die Prachtliebe, welche an diesen beiden Höfen herrschte, den Sinn des jungen Hofmanns für die noblen Passionen des Adels und gab seinem ganzen Leben einen stark ausgeprägten Zug zu vornehmer Repräsentation. Von den im Wolfenbüttelschen gelegenen Rittergütern, welche L. durch Kauf an sich gebracht hatte, nannte er sich auch auf seinen Schriften „Erbherr in Remlingen und Neundorf"; auf dem ersteren erbaute er ein prächtiges Schloß in italienischem Geschmacke, worin er seinem fürstlichen Herrn nachahmte, dessen großartige Bauten in Helmstädt, Wolfenbüttel, Gröningen und Halberstadt zum Theil noch jetzt Bewunderung erregen. Sehr bezeichnend ist es für diese Neigungen von L., daß er, geärgert über den unverschämten Nachdruck, den ein Frankfurter Buchhändler an einer seiner frühesten mit vielen Abbildungen versehenen Schrift über das Zäumen der Pferde verübte, sich vom Kaiser und seinem Herzog Privilegien für eine eigene Druckerei ertheilen ließ und eine solche auf seinem Gute Remlingen, eine Zeitlang auch in der freien Bergstadt am Zellerfelde, mit großen Kosten einrichtete. Aus den Leistungen dieser Druckerei ist zu sehen, daß ihr Besitzer auf die äußere Ausstattung seiner Werke großes Gewicht legte und hierin einen ganz eigenartigen Geschmack zur Geltung zu bringen suchte. Er war darauf bedacht, daß Lettern, Initialen, Vignetten und Illustrationen in Kupferstich

und Holzschnitt, mit denen er seine Schriften glänzend ausstattete, genau entsprechend seinen eigenen Entwürfen ausgeführt wurden, und hielt sich dazu sogar eigene Kupferstecher und Holzschneider. Seine drei größten Werke sind alle in dieser seiner Privatdruckerei hergestellt worden: zuerst die Schrift „Della Cavalleria s. de arte equitandi, excercitiis equestribus et torneamentis, gründlicher Bericht von allem, was zu der löblichen Reiterei gehörig und einem Cavalier zu wissen von Nöthen: insonderheit von Turnieren und Ritterspielen, Erkenntniß und Unterschied, auch Chur und Wartung der Pferde und wie man dieselben auf allerhand Manier abrichten und zäumen soll", Remlingen 1609. Neue Ausgabe Remlingen 1624; dann der „Bericht vom Bergwerk, wie man dieselben bauen und in guten Wohlstand bringen soll", Zellerfeld 1617 und die „Aulico-politica oder Hof-, Staats- und Regierungskunst", Remlingen 1622 bis 1624. In die „Cavalleria" hat L. auch den Inhalt jener ältesten Schrift: „Gründlicher Bericht des Zäumens und ordentliche Austheilung der Mundstück und Stangen" (1588 anonym) sowie einer weiteren von der Complexion und Natur der Pferde aufgenommen, welche eben jener Frankfurter Buchhändler W. Hofmann 1609 unter dem Titel „Zwei gute und sehr nützliche Bücher von Stangen und Mundstücken sammt einer Beschreibung der Complexion und Natur der Pferde" nachgedruckt hat. Die Leiden des 30jährigen Krieges, welche über die braunschweigischen Lande früher und heftiger hereinbrachen als über andere deutsche Länder, waren auch für das großartige Unternehmen der Löhneyß'schen Privatdruckerei verhängnißvoll. Sie wurde gänzlich zerstört und mit ihr die sämmtlichen Vorräthe der dort gedruckten Werke, so daß die noch vorhandenen Exemplare als bibliothekarische Seltenheiten angesehen werden. Wie lange L. diesen schweren Schlag, der gewiß auch seinen übrigen Wohlstand nicht unversehrt ließ, überlebte, wissen wir nicht. Jedenfalls verzeichnet weder die Litteratur- noch die Landesgeschichte weitere Leistungen von ihm. Sein Andenken stand aber noch lange Zeit in Ehren. Die Braunschweigischen Anzeigen von 1758 (St. 11) bezeichnen ihn als „den berühmten Berghauptmann, der bei dem damaligen Landesherrn in großen Gnaden stand" und in einem lateinischen Epigramm auf seine „Aulico-politica" von Michael Bötner (in der Ausgabe von 1679) wird er Löhneisius heros genannt. Seine Schriften erfreuten sich bei seinen Zeitgenossen großen Beifalls und haben ihre Tüchtigkeit durch die neuen Auflagen dargethan, in welchen sie noch lange nach des Verfassers Tod verbreitet wurden. So ist der Bericht vom Bergwerk, den Rohr in seiner Haushaltungsbibliothek (1716) das beste Buch nennt, so wir von Bergwerkssachen haben, in Stockholm und Hamburg 1690, die Cavalleria unter dem Titel „Neu eröffnete Hof-, Kriegs- und Reitschule" herausgegeben von Valentin Trichter in Nürnberg 1729, die Aulico-politica unter dem Titel „Hof-, Staats- und Regierungskunst" von dem fürstl. sächsischen Hof- und Regierungsrath Joh. Andr. Gerhard zu Coburg in Frankfurt a. M. 1679 neu aufgelegt worden. Von dem letzten Buche urtheilt auch Seckendorff in der Vorrede zum „Teutschen Fürstenstaat" sehr günstig. Außerdem werden unserm L. zugeschrieben die Schriften „De excubiis, vom Wachtrecht", Jena 1673 und „Consilia et responsa", T. II. Jena 1679 (bei Zedler und Lipenius), wenn hier nicht eine Verwechselung mit einem späteren Träger des Namens vorliegt. Bedeutende wissenschaftliche Leistungen sind die Schriften von L. in keiner Weise; sie legen uns einen Schatz praktischer Erfahrungen in klarem und übersichtlichen Zusammenhange vor, und zeugen von großer Belesenheit des Verfassers in alten und neuen Schriften, sind auch in ihren Schilderungen werthvoll für die Erkenntniß der charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Hoflebens seiner Zeit; aber sie haben weder durch neue Ge-

danken noch auch durch eine fruchtbare Systematik eine Förderung der Disciplinen bewirkt, zu welchen sie gehören. Aber daß der Verfasser seinen Gegenstand doch immer so vollständig beherrschte, um die einzelnen Erfahrungen und Wahrheiten in ihrem inneren Zusammenhang zu begreifen und daß er immer bestrebt ist, das Bewußtsein dieses Zusammenhangs gerade bei den Männern der Praxis zu wecken, und daß er keine Seite seines Gegenstandes nach Maßgabe der damaligen Einsicht in die Dinge unberücksichtigt läßt, das ist doch ein unleugbares Verdienst seiner Werke und um deswillen sind sie gewiß auch ein ganzes Jahrhundert hindurch in Ansehen gestanden. Seine kameralistische Hauptschrift der Hof-, Staats- und Regierungskunst insbesondere steht an Reichhaltigkeit des Inhaltes und aufgeklärtem Urtheil wie praktischem Blick doch hoch über der Masse der gleichzeitigen theoretisch-politischen Litteraturerzeugnisse und bereitet unmittelbar auf die mit Seckendorff's „Teutschem Fürstenstaat" inaugurirte Periode der ersten Blüthezeit deutscher Cameralistik vor.

Zedler, Universallexikon. — Jöcher II. — Rotermund. — Allg. litter. Anzeiger 1799 S. 750. 1147. 1731. — Bibliographisches bei Grässe, Trésor des livres rares et précieux. T. IV. — Ebert, Allg. Bibliographisches Lexikon. — Roscher, Gesch. d. Nationalökonomie. Inama.

Von anderweitigen und früheren Privatdruckereien sind die bedeutendsten: die des Regiomontanus (Joh. Müller) seit 1472, des Albrecht Dürer, beide zu Nürnberg und des Stadtpflegers Marx Welser zu Augsburg. Dürer's typographische Thätigkeit, welche Bd. V, 474 nur mit einem Worte Erwähnung fand, fällt in die Jahre 1498, 1510 und 1511 und aus seiner Presse gingen fünf Produkte in Folio oder Quart hervor, unter diesen als erstes: „Die heimlich offenbarung iohannis", 1498, größtes Landkartenformat, 16 Bl. mit Holzschn., die sich Cranach zum Muster nahm und jede Tafel mit des Autors Namen bezeichnet. Vgl. in typographischer Beziehung über Regiomontanus Panzer in der Nürnbergischen Buchdruckergeschichte S. 163—68, über Dürer dessen Annalen S. 231 und A. t. VII, 449. 70. 75—77 und Le bibliophile belge IX. 81 bis 82; über die Privatdruckerei „ad insigne pinus" des Marx Welser zu Augsburg († 1614) ist nachzulesen Brucker's Tempe Helvet. T. IV, 482 und dessen Ehrentempel S. 70. J. Franck.

Löhnis: Jonathan Michael Athanasius L., katholischer Theologe, geb. am 12. März 1788 zu Erfurt, † am 7. Mai 1855 zu Gießen. Er machte seine Studien an dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt, kam 1809 als Präfect in das Seminar zu Aschaffenburg, wurde am 10. Sept. 1811 Priester, 1813 Lehrer am Gymnasium, 1817 Professor der Exegese und der orientalischen Sprachen am Lyceum in Aschaffenburg und 1837 in gleicher Eigenschaft an die katholisch-theologische Facultät in Gießen berufen. Nachdem diese 1851 außer Thätigkeit gesetzt worden, wurde L. am 1. Juli 1853 pensionirt. Er hat folgende (wissenschaftlich nicht bedeutende) Schriften verfaßt: „Ueber den Nutzen des Studiums der mit der hebräischen Sprache verwandten Mundarten", 1834 (Programm des Aschaffenburger Lyceums); „De praenunciato novi foederis sive missae sacrificio in priscis vatibus", 1837; „Grundzüge der biblischen Hermeneutik und Kritik", 1839; „Das Land und Volk der Hebräer", 1844; außerdem Aufsätze in der Aschaffenburger Kirchenzeitung und in der von der Gießener katholisch-theologischen Facultät 1834—36 herausgegebenen Zeitschrift für Theologie.

Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogth. Hessen II, 461. Lutterbeck, Gesch. der kath.-theol. Facultät zu Gießen, S. 40. Reusch.

Löhr: Egid Valentin Johann Felix Nepomuk Ferdinand von L., Sohn des Postmeisters Joh. Philipp Joseph v. L., wurde zu Wetzlar am 17. März 1784 geboren, verlor schon 1787 seinen Vater, was ihm eine Anwartschaft auf das Postamt in Wetzlar eröffnete, von der er keinen Gebrauch machte, da Liebe und Eifer für die Wissenschaft ihn sehr bald in ganz andere Bahnen lenkten. Er machte die ersten juristischen Studien bei Berneggen in Wetzlar und den Geheimräthen Arndts in Arnsberg, studirte sodann 1802 bis 1805 in Marburg, Gießen und Göttingen. Bestimmend wurde für ihn die wissenschaftliche Richtung von Hugo, welcher sein geliebtester Lehrer, dann sein bester Freund wurde. Durch das für jene Zeit bedeutende Werk: „Theorie der Culpa", 1806, welchem 1808 „Beiträge zur Theorie der Culpa" folgten, errang L. den Ruf eines scharfsinnigen, durch große Quellenkenntniß ausgezeichneten Schriftstellers, welchen Grolmann zum Mitherausgeber des „Magazin für Rechtswissenschaft und Gesetzgebung" sich erwählte. Bei Gründung einer Rechtsschule in Wetzlar (1808) wurde L. an derselben als ordentlicher Professor und Justizrath angestellt. Seine Vorlesungen umfaßten Encyklopädie, Pandekten, Geschichte und Alterthümer des römischen Rechts, auch Exegese und Hermeneutik. Als trefflichen Kenner des Konstitutionenrechts erwies er sich in zwei Programmen: „Uebersichten der das Privatrecht betr. Konstitutionen von Konstantin I. bis auf Theodos II. und Valentinian III." (1811), „ . . . von Theodos II. und Valentinian III. bis auf Justinian" (1812), welche Arbeiten es sehr bedauern lassen, daß er seinen Plan, einen Kommentar über sämmtliche Verordnungen Justinian's auszuarbeiten, nicht ausgeführt hat. Im J. 1813 folgte er einem Rufe zur sechsten Professur der Rechte nach Gießen, wo er sehr bald durch Verleihung des Doctordiploms seitens der Collegen geehrt wurde. Dieser Universität ist L. treu geblieben und hat sich um dieselbe als Syndicus und Stellvertreter des Kanzlers v. Linde (Bd. XVIII, 665 f.) hohe Verdienste erworben. Gleiches gilt von seiner akademischen Thätigkeit, für welche er bis in die letzten Lebensjahre sich des ungetheilten Beifalls der Zuhörer erfreute. Man schätzte besonders die Klarheit, Schärfe und Gründlichkeit seiner Ausführungen, Vorzüge, die auch in vielen für das Archiv für civilistische Praxis und die Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß gelieferten Arbeiten über römisches Recht (Lehre der bonorum possessio, propter nuptias donatio u. a.) hervortraten. Sehr treffend soll Thibaut geäußert haben, daß, wäre L. quaestor sacri palatii Justinian's gewesen, viele Zweifel und Mühseligkeiten den späteren Forschern erspart geblieben wären. Ein Kreis von Praktikern und jungen Docenten, fast sämmtlich seine Schüler, versammelte sich ab und zu um den gelehrten und verehrten Mann, der gern über neue wissenschaftliche Arbeiten, wichtigere Rechtsfälle, schwierige Fragen seine Ansichten austauschte und Aller Herzen durch seine edle Gesinnung und liebenswürdige Bescheidenheit gewann. Tief betrauert wurde sein früher Tod. Er verstarb am 6. März 1851.

Neuer Nekrolog der Deutschen, 29. Jahrgang, Weimar 1853, I, 194 bis 198 (nach der „Akademischen Monatsschrift" 1851. S. 327).

Teichmann.

Löhr: Emil Ludwig L., Landschaftsmaler, geb. 1809 zu Berlin, kam mit seinem Vater, dem Bankier August L. 1818 nach Wien, erhielt daselbst eine vortreffliche Bildung, widmete sich, unter Kupelwieser's Leitung, der religiösen Kunst, zog dann zu weiteren Studien nach Rom, wo er aber, angezogen durch Joseph Anton Koch, zur Landschaftsmalerei überging. Nach zehnjährigem Aufenthalte daselbst zwang ihn ein hartnäckiges Malariafieber nach Deutschland zurückzukehren (1840); seine Krankheit wich hier einer unheilbaren Gicht, welche

ihn nach Gastein führte, wo sein Leiden theilweise Linderung fand. Dieser Aufenthalt entschied über sein ferneres Leben. Die Beschaffenheit der Gegend gestattete dem kranken Künstler seine Naturstudien wieder aufzunehmen, die ihm nun, da er sie gar nicht oder nur sehr mühselig aufsuchen konnte, gewissermaßen so entgegenkommen mußten, wie es in jenem wildschönen gedrängten Thale der Fall ist. Die Badewelt bewarb sich eifrig um die Früchte seiner Arbeit und seinem lebhaften, vielseitig gebildeten Geiste sagte der Umgang mit Angehörigen aller Herren Länder überaus zu. War er doch ohnehin auf eine Ausnahmestellung angewiesen! Viele Jahre lang gebrauchte er jeden Sommer das Bad und verarbeitete die herrliche Gegend in seine Bilder, welche durch ihre Erwerber über die halbe Erde zerstreut wurden. Die Winterzeit verlebte er mit seiner Familie zu München. Nur einmal, im Juli 1849 kam L. nach Hamburg und erregte dort großes Aufsehen durch seine photographischen Reproductionen von alten Radirungen und Kupferstichen, auch lieferte er eine ziemliche Anzahl von Bildnissen, kehrte aber dann wieder als regelmäßiger Kurgast nach Gastein zurück, verließ die mit seinem Leiden unvereinbare Photographie und blieb, so lange er konnte, der Kunst getreu. L. starb am 21. April 1876 zu München, wo er, seinem Wunsche gemäß, so prunklos wie möglich begraben wurde.

Vgl. Hamburger Künstler-Lexikon 1854. S. 152. Nr. 123 Allg. Ztg. 2. Mai 1876. Kunstvereinsbericht für 1876. S. 69 ff.

Hyac. Holland.

Löhr: Johann Andreas Christian L., Theolog und verdienter Jugendschriftsteller. Er wurde den 13. Mai 1764 zu Halberstadt von zwar armen Eltern geboren, die es jedoch ermöglichten, ihn auf dem Gymnasium zu Wernigerode die gewöhnlichen Schulkenntnisse erlangen zu lassen. Siebenzehnjährig konnte er bereits die Universität Halle beziehen, wo er drei Jahre lang in den dürftigsten Verhältnissen und mit einem von Natur schwachen Körper Theologie studirte, worauf er eine Hauslehrerstelle bei der verwittweten Majorin von Krug in Gatterstädt bei Querfurt annahm, wo unter seinen Zöglingen auch der spätere Schriftsteller Friedrich Krug von Nidda sich befand. Diese Stelle so wie eine andere in Halle selbst gab er 1787 auf, um die sehr gering dotirte Pfarre zu Oehlitz am Berge nahe bei Halle zu beziehen. Auf dieser Stelle begann er auch seine Laufbahn als Schriftsteller mit der Bearbeitung der Frage: „Warum wirkt das Predigtamt so wenig auf die Sittlichkeit der Menschen?" (Frankfurt a. M. 1792. 8°). Im J. 1793 trat L. sein neues Amt als Prediger in der Vorstadt Altenburg zu Merseburg an, wo er zwanzig Jahre mit schriftstellerisch-pädagogischen Arbeiten beschäftigt wirkte, bis ihn 1813 zunehmende Kränklichkeit zwang, das Oberpfarramt in Zwenkau, drei Stunden von Leipzig, zu übernehmen. Hier starb er nach vielfachen körperlichen Leiden den 28. Juni 1823. L. war ein ebenso verdienstvoller als fruchtbarer pädagogischer Schriftsteller, dessen Jugendschriften vor vielen anderen den Vorzug haben, daß die Erfindung derselben eine glückliche und die Behandlung derselben eine sehr gewandte und der Jugend angemessene ist. Unter seinen auch anonym und pseudonym als J. K. Müller, K. Fr. Schmidt und Philadelphus Alethes veröffentlichten größeren und kleineren Schriften dürfen die folgenden als die gelungensten zu betrachten sein: „Beschreibung der Länder und Völker der Erde" (Halle 1808, 3. Aufl. Leipzig 1820), „Der erste Lehrmeister" (das. 1810—1823, 20 Bde.), woran die Pädagogen J. Phil. Schellenberg, F. L. Wagner, H. A. Kerndörfer, O. F. Th. Heinsius, C. G. Hering, F. P. Wilmsen und A. H. Ch. Gelple Mitarbeiter waren, „Größere Weltgeschichte" (das. 1811. 8°), „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte" (das. 1815

bis 1817, 6 Bde. 8° mit Kupfern) und „Erzählungen und Geschichten für Herz und Gemüth der Kindheit" (das. 1822).

Wolff, Encyclopädie d. deutschen Nationallit. V, 120—121. Heindl, Biographien der berühmtesten Pädagogen S. 280—282.

J. Franck.

Lohrmann: Wilhelm Gotthelf L., Astronom, geb. den 31. Jan. 1796 zu Dresden, † ebenda den 20. Febr. 1840. Er war der Sohn eines wenig bemittelten Zieglermeisters, erhielt aber doch in der Garnison- und Bauschule eine gute Bildung und ward 1817 als Conducteur bei der sächsischen Landesvermessung angestellt. Zehn Jahre später ward er, als Schmidt's Nachfolger, Inspektor des mathematischen Salons in Dresden und bald nachher auch Vorstand der dortigen technischen Anstalt, aus welcher die heutige technische Hochschule sich entwickelt hat. L. hat in drei Heften (Dresden 1831—33) meteorologische Beobachtungen veröffentlicht, er hat eine populäre astronomische Schrift („Das Planetensystem der Sonne", Dresden 1822) verfaßt und sich eingehend mit der Beobachtung der Sternschnuppen beschäftigt. Nicht minder beschrieb er die seiner Obsorge anvertraute Sammlung in einer besonderen Schrift (Dresden 1822). Im J. 1836 ertheilte ihm die königlich sächsische Regierung den ehrenvollen Auftrag, die englischen Eisenbahnen zu studiren, und da er sich dieses Auftrages mit gewohntem Geschicke entledigte, so ward er häufig bei Eisenbahnbauten, z. B. bei Anlegung der oberlausitzischen Bahn, zu Rathe gezogen. Noch am 17. Januar ward ihm durch die Ernennung zum Director der Cameral-Vermessung ein neuer Vertrauensbeweis, allein schon wenige Wochen darauf erlag der völlig gesunde Mann der herrschenden Typhus-Epidemie, betrauert von seiner zweiten Gattin und fünf Kindern. — Lohrmann's Name wird in der Geschichte der beschreibenden Astronomie stets mit hohen Ehren genannt werden. Er hatte sich den Plan gebildet, die sichtbare Oberfläche des Mondes in kleinen Bezirken und mit höchster Genauigkeit darzustellen, und wenn auch, von einer ausgezeichneten Generalkarte des Mondes abgesehen, nur vier Sectionen des großen Werkes von L. selbst der Oeffentlichkeit übergeben werden konnten, so ward doch einerseits Plan und Methode von Beer und Maedler in deren „Mappa selenographica" vollständig wieder aufgenommen, und andererseits war Julius Schmidt, jetzt in Athen, damals in Olmütz, in der Lage, die nachgelassenen Arbeiten Lohrmann's über die Mondgebirge in seiner schönen Monographie „Der Mond" (Leipzig 1856) zu verwerthen. Eben derselbe führte auch die unvollkommen gebliebene Mondaufnahme ganz im Geiste des ersten Autors zu Ende, so daß ein hervorragender Astronom der Neuzeit, Simon Newcomb, mit Recht sagen konnte: „Die von Lohrmann 1821 begonnene und nach Zeichnung und Messung durchgeführte, aber jetzt erst durch Julius Schmidt fertig gestellte und herausgegebene „Mondkarte in 25 Sectionen &c." (Leipzig 1875) stellt ersteren den tüchtigsten neueren Selenographen ebenbürtig zur Seite."

Grunert's Archiv d. Mathem. u. Phys., liter. Bericht CIII, CVII. — Newcomb, Populäre Astronomie, deutsch von Engelmann, S. 656.

Günther.

Löhrs: Johann Karl L., Schauspieler, geb. zu Braunschweig, † am 26. Febr. 1802 zu Hamburg. L., der hier (seit 1798) als Mitdirector des Hamburger Stadttheaters neben Eule, Langerhans, Stegmann und Herzfeld erwähnenswerth ist, war 1783 zum ersten Mal als Vertreter von Chevalierrollen nach Hamburg gekommen, hatte 1784 sein Engagement wieder aufgegeben, um aber schon im folgenden Jahr unter Schröder wieder einzutreten. Seitdem hat er das Hamburger Stadttheater nicht mehr verlassen, an dem

auch seine Gattin, eine geb. Rätsch, von 1785 (damals noch Mädchen) bis zu ihrer im April 1809 erfolgten Pensionirung wirkte.

Kürschner.

Loienfels: Valentin von L. (Loyensfels, Löwenfels) begegnet unter vier Namen. Geboren wurde er in Stralsund, wo sein Vater Kaufmann war, am 8. März 1628 während der Wallenstein'schen Belagerung als Valentin Maus, auf den Universitäten: Stettin (Gymnasium), Rostock, Leyden und Groningen verwandelte er sich in Musculus. Als Hofmeister der Söhne des schwedischen Reichsfeldherrn Grafen Jakob de la Gardie begleitete er diese nach Upsala, durch Italien und Frankreich und wurde darauf Referendar beim Hofgericht in Greifswald. Dem König Karl Gustav war „Musculus" persönlich bekannt und beliebt geworden; zum polnischen Kriege berief er ihn daher in seine Begleitung Hier wurde M. General-Auditeur der schwedischen Armeen und 1660 vom Könige zur Anerkennung seiner Leistungen als „von Mäusen" in den Adelsstand erhoben; ein Name der auf seine Bitten nachher in „von Loienfels" verändert wurde. Von 1660—70 war er Justiz- und Consistorialrath und Hofgerichtsassessor in Stade, wo er am 25. März 1670 a. St. starb. Vermählt war er mit Anna, der Tochter des früher bremischen Kanzlers von Haren, verwittweten Bulder, und hinterließ eine Tochter.

(Pratje) Altes und Neues aus dem Herzogthum Bremen und Verden 5, 55 ff.

Krause.

Lokamer: Georg David L., Jurist, ist in Landau, wo sein Vater Pastor war, um 1588 geboren. 1608 kam er nach Straßburg um die Rechte zu studiren, ward Georg Obrecht's und Justus Meyer's Schüler. Um 1615 trat er als Begleiter mehrerer Studirender seine „peregrinatio academica" an, die ihn nach Wittenberg, Leipzig, Gießen, durch Böhmen und das nördliche Deutschland und Dänemark führte und mit seiner Promotion in Heidelberg 1618 abschloß. Bald darauf wurde er Professor in Straßburg, wo er am 26. April 1637 starb. — Außer zahlreichen Dissertationen: „Centuria quaestionum criminalium", Arg. 1623. 4°. — „Annotationes in Justin. institut. libr. IV", Rost. 1632. Argent. 1634. 12°. — „Quaestiones Justinianeae", Argent. 1634. 8°. 1658. 12°. — „Quaestiones Justin. et feudales", Argent. 1659. 8°.

Vgl. J. O. Tabor, Memoria conjunctissimi paris C. Bitschii et G. D. Lokameri etc. bei Witten, Memoriae Ictor. p. 171 s. Stintzing, Gesch. d. d. R. W. I, 680.

Stintzing.

Löllhöfel: Friedrich Wilhelm L. von Löwensprung, ward seinen Eltern Georg Albrecht und Anna Regina v. Schrötter am 16. Mai 1717 zu Königsberg geboren, und trat 1731 als Junker bei dem Oberst v. Egelnschen Kürassierregiment in die Armee, wurde 1736 Cornet, 1743 Lieutenant, 1749 Stabs- und 1750 wirklicher Rittmeister, 1757 Major, 1758 Oberstlieutenant und Commandeur, 1760 Oberst, erhielt 1761 für das Gefecht bei Langensalza den Orden pour le mérite, und wurde in demselben Jahre als Commandeur en chef zum Kürassierregiment Markgraf Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt (jetzt im 1. brandenburgischen Dragonerregiment Nr. 2 aufgegangen) versetzt, dessen Chef er am 4. März 1771 wurde. Im September 1764 ward er Generalmajor und Inspecteur der pommerschen Cavallerie, am 2. Dec. 1776 Amtshauptmann von Johannisburg und im August 1777 Generallieutenant. v. L. starb im Februar 1780 zu Belgard. Am 15. Mai 1763 hatte er sich mit Luise v. Bröficke verheirathet. — v. L. war ein ausgezeichneter Cavallerist aus der Seydlitz'schen Schule, der eine glänzende kriegerische Laufbahn gemacht hatte: bei Chotusitz, Hohenfriedberg, wo er verwundet wurde, Soor, Katholisch-

Hennersdorf, Lowositz, Kolin, Roßbach, wo er unter den Augen seines Chefs, Seydlitz, kämpfte, bei Leuthen, Zorndorf, wo das Regiment glänzende Erfolge erstritt, bei Hochkirch, Liegnitz, Torgau, bei Langensalza und Reichenbach, überall bewährte er altpreußische Tapferkeit und hervorragende militärische Eigenschaften.

Alt, Gesch. d. K. Preuß. Kürassiere u. Dragoner II. (König) Biograph. Lexikon II, S. 427. Ernst Friedlaender.

Lomb: Konrad L., katholischer Theologe, geb. zu Fulda am 21. Decbr. 1804, † daselbst am 26. Juni 1862. Er machte seine Studien an den Lehranstalten seiner Vaterstadt, wurde am 7. Februar 1828 zu Würzburg zum Priester geweiht, 1832 Professor der neutestamentlichen Exegese, später auch der Moraltheologie im Seminar zu Fulda, 1853 Domcapitular. Er hat herausgegeben: „Commentarius in Epistolam ad Hebraeos", 1843; „Christkatholische Moral", 1844; „Biblische Hermeneutik nach den Grundsätzen der katholischen Kirche", 1847. Reusch.

Lombardus: Lambert L., Baumeister und Maler, geb. zu Lüttich 1506, † 1560. Ueber den Namen des Künstlers ist in den Kunsthandbüchern eine rechte Confusion entstanden: man glaubte, daß die Namen: Lambert, Lombard, Lombardo Tedesco, Lambert Suavius, Sustris, Suterman, Sustermans oder Suster eine und dieselbe Person bezeichnen, während nach neuen Forschungen darunter drei verschiedene Künstler zu verstehen sind: unser Künstler, dann Sustris und der Stecher Lambert Suavius. Vasari rühmt des Lombardus nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit und Immerzeel setzt darum voraus, daß er von reichen Eltern abstammte, die ihm eine gelehrte Bildung geben ließen. Sein Biograph und Freund D. Lampsonius berichtet dagegen ausdrücklich, daß seine Eltern bedürftig waren und ihm den nöthigen Schulunterricht nicht geben konnten. Wann und auf welche Art er in die Lehre von Jost de Beer und Jan Gossaert (Mabuse) gekommen ist, wird nicht gemeldet. Mit 32 Jahren reiste er nach Italien im Gefolge des Cardinal Polus und wurde daselbst Schüler des Andreas del Sarto, studirte Malerei, Perspective und Baukunst und übte sich nach der Antike. In der Villa des Giovan Battista Pellegrini bei Chioggia waren Arbeiten von ihm. Er sollte auch dem Cardinal Polus ein Haus mit Bildern zieren, dieser aber starb 1538 und der Künstler kehrte darum im nächsten Jahre nach Lüttich zurück. Seine Bilder sollen nicht die gewünschte Anerkennung bei seinen Landsleuten gefunden haben, da er sich in Italien eine andere Malweise aneignete. Wenn man aber seine künstlerische Thätigkeit näher untersucht, so wird man zugeben, daß er noch sehr viel von seiner Originalität gerettet hatte. Eines seiner Hauptwerke ist die Marter der h. Barbara in der Bartholomäuskirche zu Lüttich. Seine Vaterstadt mag noch andere Bilder von ihm besessen haben, denn es heißt, Heinrich Max von Baiern hätte solche von Lüttich nach Bonn gebracht, wo sie bei der Belagerung 1703 durch Feuer zu Grunde gingen. König Wilhelm II. besaß drei Bilder von ihm: „Untergang Pharao's im rothen Meere", „Die Zuchtruthe Gottes" und „Der h. Michael, der einem Schlafenden im Traume erscheint". In Antwerpen ist ein männliches Porträt von ihm, in Wien „Die Anbetung der Hirten", in Berlin „Maria mit dem Kinde" und „Erweckung des Lazarus". Die Nachricht, daß er auch Stecher war, ist sehr zweifelhaft: er wird hier mit Lamb. Suavius verwechselt, der nach ihm Verschiedenes gestochen hat und dessen Schwester die dritte Frau des L. war. Zu seinen Schülern zählt man den Franz Floris, Wilh. Key, Hubert Goltzius. Corn. Cort, J. Collaert, Coornhert haben neben dem genannten Suavius nach ihm gestochen.

Vasari. Immerzeel. Kramm. Wessely.

Lombard: Johann Wilhelm L., preußischer geheimer Cabinetsrath, geb. zu Berlin am 1. April 1767, † zu Nizza am 28. April 1812, gehörte einer Familie an, welche, vormals im Dauphiné ansässig, schon zu Ende des 17. Jahrhunderts mit den vor Ludwig XIV. fliehenden Reformirten nach Berlin gekommen war. Der Vater, ein Haarkräusler, starb bereits am 7. Februar 1780, die Mutter, eine geborne Monod aus Bern, war, wie es scheint, über ihren Stand gebildet, so daß sie eine zahlreiche Familie durch französischen Unterricht ernähren konnte. „O toi, qui me fus lieu de père“, redet L. sie in einem Jugendgedichte an, das nicht aufhören mag, ihre Sorgfalt und Güte, ihren Muth und ihre immer gleiche Heiterkeit in mancherlei Stürmen und Bedrängnissen zu rühmen. Von ihren vier Söhnen zeichnete sich der zweite, Johann Wilhelm, durch eine auffallend rasche Entwicklung aus und durch sein Talent, in der Muttersprache zu dichten: „schon als dreizehnjähriger Knabe“, heißt es in einer gleichzeitigen Litteraturgeschichte (La Prusse littéraire von Denina, Berlin 1790, II. 420), „habe er die Kenner in Erstaunen gesetzt.“ Es fanden sich die Mittel, ihm auf dem französischen Gymnasium eine Erziehung zu geben. Gleich seinen vertrautesten Jugendgenossen Paul Erman und Friedrich Ancillon — dem späteren Minister — wollte er sich dem geistlichen Stande widmen, aber, wie es noch vorhandene Jugendgedichte beweisen, ohne innere Neigung. Da war es entscheidend und für sein ganzes Leben eine Wohlthat, daß ihn sein väterlicher Freund, der bekannte Oberconsistorialrath Erman, am 6. März 1786 Friedrich dem Großen für die erledigte Stelle eines Cabinetskanzlisten empfahl. Das auf dem Berliner Geheimen Staatsarchiv noch erhaltene Empfehlungsschreiben könnte nicht dringender, nicht ehrenvoller für Lombard's Kenntnisse, Fähigkeiten und sittliches Verhalten gefaßt sein; aber der König wollte nur den eigenen Augen trauen. „Er soll ihn herschicken“, schreibt er auf das Blatt, „erst sehen, ob er was nütze ist.“ Indessen schon am 13. März, auf Grund einer von Friedrich II. als vortrefflich belobten schriftlichen Arbeit, erfolgte die Anstellung als Kanzlist, und nicht lange nach dem Regierungswechsel am 2. December 1786 die Beförderung zum Cabinetssecretär. Fleiß und Geschicklichkeit, vielleicht auch seine litterarischen und geselligen Talente förderten den jungen Menschen rasch in der Gunst des neuen Monarchen, so daß er sich selbst später als „demi-favori“ Friedrich Wilhelm's II. bezeichnen durfte. Schon 1789 begleitete er den König nach Schlesien, 1790 auf den Reichenbacher Congreß und wird von da als Gehülse des Obersten Lusi mit einer nicht unwichtigen Sendung in das Lager des türkischen Großvezirs an der Donau beauftragt; 1792 folgt er wieder dem Könige auf dem Feldzuge gegen Frankreich. Es ist hier einzuschalten, daß er sich am 26. Februar 1790 mit Dorothea Gilly, der Tochter eines angesehenen Berliner Architekten, vermählt hatte. Die Briefe, welche während eines vierjährigen Brautstandes und später bei zeitweiliger Trennung gewechselt wurden, haben sich zum großen Theil erhalten, und es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man wahrnimmt, wie ein Mann, der so oft als ein sittenloser Wüstling geschildert wurde, zu Frau und Kindern in einem Verhältniß stand, das, soweit diese Briefe entscheiden können, als ein musterhaftes, außergewöhnlich inniges erscheint. Auch über die Erlebnisse während des Feldzugs hat er, so weit sich Gelegenheit bot, an seine Frau eine Reihe von Briefen gerichtet, welche auch nach Goethe's Tagebuch über dieselbe „Campagne“ nicht ohne Nutzen und Vergnügen zu lesen sind. L. theilte nicht allein die Leiden, sondern auch die Gefahren des Heeres. Während der Schlacht bei Valmy (20. September) wurde er von einem französischen Streifcorps gefangen, von wüthenden Nationalgarden beinahe ermordet, endlich in das Hauptquartier Dumouriez' nach Ste. Mene=

hould geführt und erst nach drei Tagen gegen den Maire von Varennes, George (nicht wie Goethe angibt, gegen den Postmeister Drouet) ausgewechselt. Ueber diese Gefangenschaft ist schon früh von Emigranten und in neuerer Zeit besonders von dem rheinischen Antiquarius (I, I, 116) das Gerücht verbreitet, L. habe sich auf höheren Befehl absichtlich fangen lassen, um der preußischen Diplomatie den Weg zu Verhandlungen mit den französischen Gewalthabern zu eröffnen. Schon nach dem, was bisher aus dem preußischen Staatsarchiv veröffentlicht war, konnte man diese Behauptung als unbegründet ansehen, aber die schlagendste Widerlegung erhält sie durch einen Brief Lombard's vom 24. September aus dem Hauptquartier bei Haans, der über alle Einzelheiten des ganz zufälligen, für den Helden äußerst gefährlichen Abenteuers Auskunft giebt. In den nächsten Wochen hatte L. in unmittelbarer Nähe des Königs einen großen Theil des diplomatischen Schriftwechsels zu besorgen; er gilt schon jetzt, erst 25 Jahre alt, als ein Mann, der auch im Rathe eine Stimme habe. Gleichwol blieb er in der bescheidenen Stellung eines Cabinetssecretärs; auch an den reichlichen Gaben, welche die Günstlinge des Königs aus der polnischen Beute sich anzueignen wußten, scheint er nichts erhalten zu haben. Bei dem Tode Friedrich Wilhelm's II. wurde er, wie so manche, die dem Verstorbenen nahe gestanden hatten, von der Ungnade des Nachfolgers getroffen; aber die gegen ihn eingeleitete Untersuchung muß durchaus zu seinen Gunsten ausgefallen sein, denn bald schenkte ihm auch Friedrich Wilhelm III. volles Vertrauen und erhob ihn am 12. Januar 1800 zum geheimen Cabinetsrath, vornehmlich für die Bearbeitung der auswärtigen Angelegenheiten. Sechs Jahre hindurch war er ein Hauptträger des politischen Systems und der Cabinetsregierung und in dieser doppelten Eigenschaft bis in die neueste Zeit auch ein Hauptzielpunkt der erbitterten gegen das eine und die andere gerichteten Angriffe. Man hat aber dabei den persönlichen Charakter des Königs meistens nicht hinreichend in Anschlag gebracht. Aus dem, was Friedrich Wilhelm III. besaß und was ihm fehlte, ergibt sich beinahe mit Nothwendigkeit jene Art der Geschäftsleitung, wie sie weder unter Friedrich II. noch unter Friedrich Wilhelm II. ein Vorbild findet. Voll vom Gefühl seiner Autorität, aber wenig geneigt und geübt, sich schriftlich oder mündlich auszudrücken, bedurfte er der Räthe, die dies für ihn übernahmen und doch ihren Willen dem des Monarchen unterordneten, ohne eine Selbständigkeit wie etwa Stein oder Hardenberg anzusprechen. Es ist denn auch sehr bezeichnend, daß Lombard's Einfluß zuerst im Sommer 1799 bedeutend hervortritt, in jener Zeit, als der König gegen Rath und Wunsch beinahe seiner gesammten Umgebung und insbesondere des Grafen Haugwitz den Beitritt zu der neuen Coalition verweigerte, um in der Neutralität gegen Frankreich zu verharren. Auch L. hat übrigens damals die Wünsche des Ministers getheilt, wenigstens keineswegs auf französischer Seite gestanden; erst nach den entscheidenden Siegen Bonaparte's konnte er dem blendenden Glanze des neuen Gestirns nicht widerstehen. Zum Abschluß des Vertrags vom 23. Mai 1802 hat er, so viel er vermochte, beigetragen, aber bald wurde durch die Besetzung Hannovers im Juni 1803 auch für Preußen die Gefahr in die nächste Nähe gerückt. Um die eigentlichen Absichten des ersten Consuls zu ergründen und gegen weitere Uebergriffe Sicherheit zu erhalten, übernahm L. im Juli 1803 eine außerordentliche Sendung an Napoleon nach Brüssel. Sie kann als der Höhepunkt seiner diplomatischen Stellung gelten, hat ihm aber auch die härtesten Vorwürfe des Leichtsinns, der Leichtgläubigkeit und der Zugänglichkeit für Napoleons Schmeichelreden zugezogen. Geschmeichelt worden ist ihm allerdings, nur nicht in so alberner Weise, wie man damals und später in Berlin erzählte; offenbar hat er auch den Charakter

Napoleons nicht durchschaut und unzulänglich beurtheilt. Nur ist der Vorwurf später, nachdem alle Welt angesichts der Ereignisse scharfsichtig geworden war, mit unbilliger Schärfe ausgesprochen. Man hat nicht genugsam in Anschlag gebracht, was L. ausdrücklich für die Leser seiner Hauptdepesche vom 24. Juli bemerkt, daß sie, um den Ausdrücken Bonaparte's eine Art von Authenticität zu geben, Talleyrand zur Bestätigung vorgelegt, also auch auf diesen Mann berechnet werden mußte. Mehr als einmal hebt L. auch hervor, daß alles, was er über die Gesinnungen Bonaparte's zu Gunsten Preußens sage, nur in der gegenwärtigen Lage seine Begründung finde, und daß man sich bei einem solchen Manne gefaßt halten müsse, mit der Lage auch die Gesinnungen plötzlich verändert zu sehen.

Es würde zu weit führen, wenn wir, was nach den vorliegenden Documenten nicht unmöglich wäre, Lombard's Ansichten über die einzelnen, an ihn herantretenden politischen Fragen feststellen wollten. Offenbar arbeitete er nach dem Willen des Königs für die Neutralität, war also schon deshalb zu jeder, irgend möglichen Nachgiebigkeit gegen Napoleon geneigt. Daß er aber ein Bündniß mit Frankreich betrieben habe, dafür ist kein Zeugniß bekannt; es war Hardenberg, sein Gegner, der vor dem Ausbruch des neuen Coalitionskrieges im Sommer 1805 auf diese Seite neigte. Allein der König trat dazwischen, berief Haugwitz aus langer Beurlaubung zurück, und Haugwitz war es, der in vollem Einverständniß mit dem Cabinet dem französischen Bündniß wieder auswich. Jeder weiß, was nun folgt, wie die preußische Neutralität zuerst von Rußland bedroht, dann von Frankreich durch den Einbruch in die fränkischen Markgrafschaften am 3. October 1805 verletzt wurde, wie dann der Besuch Kaiser Alexanders in Berlin am 3. November das eventuelle Versprechen des Beitritts zur Coalition herbeiführte, aber die Schlacht bei Austerlitz den Grafen Haugwitz nöthigte, zwei ganz verschiedene Verträge zu Schönbrunn am 15. December 1805 und zu Paris am 15. Februar 1806 zu unterzeichnen, von denen der letztere nicht mehr die Freundschaft, sondern die Herrschaft Frankreichs aufdrängte. Nicht allein das politische System, welchem L. anhing, sondern auch seine persönliche Stellung wurde durch diese Ereignisse und die Ungunst der öffentlichen Meinung mehr und mehr gefährdet. Schon im April, kurz nach der Rückkehr des Grafen Haugwitz aus Paris, hatte der Freiherr v. Stein, der geborene Gegner der Cabinetsregierung, mit dem hohen und ernsten Pflichtgefühl, aber zugleich mit der rücksichtslosen Heftigkeit, die ihm eigen waren, eine Denkschrift verfaßt, schneidend gegen die politischen Maßregeln, bitter und höhnisch gegen die Institution des Cabinets und voll leidenschaftlicher Invectiven gegen Haugwitz, sowie die Cabinetsräthe Beyme und L. Am 10. Mai wurde sie zuerst der Königin übergeben, blieb aber als die Aeußerung eines Einzelnen ohne sonderliche Wirkung. Viel bedeutender war es, daß am 2. September Stein und mit ihm gleichgesinnte königliche Prinzen, hohe Staatsbeamte und Generale abermals eine von Johannes v. Müller entworfene Denkschrift überreichen ließen, welche in der Form scheinbar gemäßigt, im wesentlichen die Vorwürfe der ersten Denkschrift gegen die Geschäftsleitung wiederholte, gegen die Leiter beinahe noch überbot, indem sie sogar den Verdacht des Verraths und der Bestechlichkeit anzudeuten nicht verschmähte. Mag man noch so hoch von den Gesinnungen der Unterzeichner, noch so übel von den Nachtheilen der Cabinetsregierung denken: die Form dieser Eingabe war unschicklich, ja, vielleicht noch schlimmer, sie war ungeschickt; denn es ließ sich voraussehen, daß der König einen so starken Eingriff in seine Autorität nur durch um so stärkeres Festhalten an den angegriffenen Maßregeln und Personen zurückweisen würde. Unmittelbar hat denn auch die Denkschrift ihren Zweck ganz und gar

verfehlt; aber etwas anderes ist, ob sie nicht doch einen nachhaltigen Eindruck zurückgelassen hat. Es ist oft gefragt, was eine bis dahin so bedächtige Regierung, wie die preußische, nicht allein zum Kriege, sondern auch zu einem so eiligen, ja übereiligen Vorgehen, im ungünstigsten Augenblick, vor dem Eintreffen der von Rußland zu erwartenden Hülfe veranlassen konnte. Nicht für den Krieg überhaupt, aber für den vorzeitigen Beginn des Krieges sind die Gründe sehr wahrscheinlich in persönlichen Stimmungen zu suchen und nicht zum wenigsten in den Nachwirkungen jener Eingabe vom 2. September. Denn gerade die Scheu vor der öffentlichen Meinung, der Wunsch, einem solchen Angriff gegenüber die Vorwürfe von Mangel an Ehrlichkeit, Festigkeit, Einheit des Handelns zu widerlegen, waren nur zu geeignet, die Leiter der Politik in einen Zustand von Hitze und Ueberstürzung und doch wieder von Unsicherheit und Halbheit zu versetzen, der in jenen verhängnißvollen, die kälteste Besonnenheit wie die freieste Thatkraft erfordernden Tagen doppelt verderblich wirken mußte.

Im Spätherbst finden wir L. im königlichen Hauptquartier in Thüringen. Ein Brief vom 3. October an seine Frau läßt erkennen, wie er seine Befürchtungen durch eine gewaltsam hervorgerufene Begeisterung zu verscheuchen suchte. Krank, aufgeregt, gewiß nicht ohne das Gefühl der erlittenen Kränkungen, fand er doch die Kraft zu zwei großen Arbeiten, dem Absagebrief des Königs an Napoleon und dem preußischen Kriegsmanifest vom 9. October. Aber was vermochten Manifeste, und wären sie noch so vorzüglich gewesen, in einem Augenblicke, wo die eisernen Würfel des Kriegs in den Händen eines Spielers wie Napoleon lagen? Am 14. October fiel bei Jena die Entscheidung für den preußischen Staat und zugleich für L., und für L. weit unheilvoller als für die, welche, auf dem Schlachtfelde fallend, den Sturz des Vaterlandes nicht überlebten, oder nach überstandener Prüfungszeit mitwirkend der neuerrungenen Größe sich freuen durften. Denn niemals hat ihn das Gefühl wieder verlassen, daß man ihn für das Mißgeschick des Staates verantwortlich mache, und die vorlängst gegen ihn erhobenen Vorwürfe erhielten, durch den Erfolg gleichsam bestätigt, nunmehr doppelte Bitterkeit. So wie die Stein'sche Denkschrift vom Mai 1806 sie formulirt, sind sie dem Ausdruck nach wol das Stärkste, was jemals über einen preußischen Staatsmann gesagt worden ist. L. wird dargestellt „als physisch und moralisch gelähmt und abgestumpft; seine Kenntnisse schränken sich ein auf französische Schöngeisterei; ernsthafte Wissenschaften haben diesen frivolen Menschen nie beschäftigt. Seine frühzeitige Theilnahme an den Orgien des Rietz, der Gräfin Lichtenau, an den Ränken und Abscheulichkeiten dieser Menschen haben sein moralisches Gefühl erstickt und an dessen Stelle eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen das Gute und Böse bei ihm gesetzt." Und dann folgt die Klage: „In den unreinen und schwachen Händen eines französischen Dichterlings von niederer Herkunft, der mit der moralischen Verderbtheit eine physische Lähmung und Hinfälligkeit verbindet, der seine Zeit in dem Umgang leerer und erbärmlicher Menschen mit Spiel und Polisonnerien vergeudet, ist die Leitung der diplomatischen Verhältnisse dieses Staats, in einer Periode, die in der neuesten Staatengeschichte nicht ihres Gleichen findet."

Nichts ist in der That dem Rufe und dem Andenken Lombard's so nachtheilig gewesen, als dieser Angriff, der um so rascher wirkte, als die Denkschrift nicht einmal mit der Vorsicht, die doch der Inhalt erfordert hätte, behandelt wurde. Denn die angeführten Worte finden sich schon, was bemerkt zu werden verdient, in einem der gelesensten und nicht am schlechtesten geschriebenen Pamphlete des Jahres 1808, der „Gallerie preußischer Charaktere" (S. 273), wo auch Lombard's Charakterbild in wenig schmeichelhafter Weise gezeichnet wird. Aber

Stein selbst hat in späteren Tagen sein Urtheil gemildert. Als sein Freund, Hans v. Gagern, in dem Buche: „Mein Antheil an der Politik" sich sehr geringschätzig über Haugwitz und L. geäußert hatte, schreibt ihm Stein am 16. Januar 1823: „Seicht und schwachköpfig war weder Haugwitz noch Lombard. Beide hatten vielen Verstand, letzterer viele klassische Gelehrsamkeit, gründliche Kenntniß der französischen Litteratur, nicht gemeines Dichtertalent; beide waren unmoralisch und roués, Lombard von niedrigem Herkommen, eines Perückenmachers Sohn — daher sagte er: ‚Mon père de poudreuse mémoire' —, in der liederlichen Schule Rietzens und der Lichtenau gebildet." Man sieht, die letztere Stelle läßt von der ersten wenig übrig, als die Beschuldigung eines unsittlichen Lebens und die Verbindung mit der Gräfin Lichtenau. Und auch dieser Vorwurf ist, wenn nicht unbegründet, doch augenscheinlich weit übertrieben. Lombard's Schule waren die Predigerfamilien der französischen Gemeinde. Ein Brief im December 1792, von ihm geschrieben, beweist, daß er damals der Lichtenau nicht einmal freundlich gesinnt war. Sie selbst erzählt in ihren Memoiren (Paris 1809, S. 22), sie sei L. nur ein einziges Mal zufällig auf einem Balle begegnet. Während seines ganzen Lebens hat sein Umgang wenig gewechselt. Ancillon, Erman, Henry erscheinen wie in den ersten Jugendbriefen auch als die Freunde seiner letzten Jahre, und es kann wol als ein günstiges Zeugniß gelten, daß er, soweit man sehen kann, in seinem Leben keinen Freund verloren hat. Einem ausgezeichneten Beamten des auswärtigen Ministeriums, dem Geheimen Rath Gustav v. Le Coq (geb. am 27. August 1799), der noch durch persönlichen Umgang und Familienbeziehungen L. nahe stand, erschien der Widerspruch zwischen Stein's Worten und seiner eigenen Erinnerung so stark, daß er erst vor einigen Jahren (Zeitschr. f. preußische Geschichte 1874, S. 740) die Ansicht aussprach, Stein habe sich in der Person geirrt und den Cabinetsrath mit seinem jüngeren Bruder, dem Legationsrath Peter L., verwechselt. „Dem Cabinetsrath", setzt er hinzu, „habe Niemand als Stein bei seinen Lebzeiten während seiner überaus glücklichen Ehe einen ausschweifenden Lebenswandel nachgesagt." Aber so bestimmt dies lautet, Stein's Brief an Gagern zeigt doch eine zu genaue Bekanntschaft mit wirklichen Eigenschaften Lombard's, als daß man eine Verwechselung im vollen Sinne annehmen dürfte. Nur für das Verhältniß zur Lichtenau könnte sie vielleicht begründet sein. Unrichtig ist es auch, daß bei Lebzeiten Lombard's Niemand als Stein einen Vorwurf der angegebenen Art gegen ihn erhoben habe. Der Vorwurf kehrt nur zu häufig wieder, und L. selbst mag dazu beigetragen haben durch ein formloses, man könnte sagen, tactloses Benehmen, das sich auch in seinen Schriften nicht selten kenntlich macht. Das Zeugniß von Le Coq und das allerdings weit gewichtigere Zeugniß seiner eigenen Briefe reichen nicht aus, ihn von einem nur zu weit verbreiteten Fehler seiner Zeit ganz frei zu sprechen. Aber mit Sicherheit läßt sich behaupten, daß er, gerade in Anbetracht der Zeit, jene Vorwürfe nicht entfernt in dem Maße verdient hat, wie sie Parteileidenschaft und persönliche Abneigung gegen ihn zum Ausdruck brachten. Von einem anderen Vorwurfe der Käuflichkeit und des Verrathes ist es beinahe überflüssig zu reden. L. hat nachweisbar einmal, nach dem Vertrage vom 23. Mai 1802, ein nicht unbedeutendes Geldgeschenk — 1000 Louisdor — aus Paris erhalten. Es wäre besser, er hätte sie nicht genommen, aber an eine strafbare Bestechung ist dabei nicht zu denken. Denn er erhielt die Summe auf Verwendung von Haugwitz und Lucchesini, welche in Paris geltend machten, daß auch die übrigen Staaten, insbesondere Rußland und Etrurien, den Geheimen Cabinetsrath an den nach einem Vertrage damals allgemein üblichen Geldgeschenken theilnehmen ließen. Nach dem Testament, durch welches er am 13. Februar 1806 seine

Frau als Haupterbin einsetzt, betrug sein Vermögen ungefähr 29,000 Thaler, gerade so viel, als ein Mann in seiner Stellung, der weder geizte, noch verschwendete, etwa zurücklegen konnte. Seine politischen Ansichten gingen — auch abgesehen von dem Willen des Königs — offenbar dahin, so lange als irgend möglich Freundschaft oder wenigstens Frieden mit Frankreich zu halten. Er mag darin zu weit gegangen sein, auch im Verkehr mit französischen Diplomaten die Grenzen des Schicklichen und dessen, was seine Stellung forderte, zuweilen überschritten haben. Aber Verrath? Welchen Preis hätten wol die Franzosen einem Manne in Lombard's Stellung bieten können, um, ich sage nicht, das Pflichtgefühl, sondern nur die gemeinste Berechnung zum Verrath zu reizen? Fragt man aber nach Zeugnissen, so ist die private Correspondenz beinahe noch beweisender als die öffentliche. Man lese nur den einen Brief, in welchem er vor der Schlacht bei Jena seiner Frau gegenüber das Vaterland noch höher stellt als Weib und Kind, und man wird sich überzeugen, daß der König schwerlich einen anhänglicheren Diener finden konnte. Vielleicht hat er nicht immer den besten Rath gegeben, der zu geben war, aber sicher den besten, den er geben konnte.

Und doch ist es gerade diese Anklage: ein Gemisch der unsinnigsten Gerüchte, was nach der unerwarteten, unerhörten Niederlage den Grimm des Volkes gegen ihn entlud. Als er wenige Tage nach der Schlacht, kaum dem Feinde entgangen, krank in Berlin anlangte, mußten ihn die Behörden auf die Gefahr eines längeren Bleibens aufmerksam machen. Er floh weiter mit seiner Familie, mit den wichtigsten Vermögensstücken und, bezeichnend genug, mit seinem unvollendeten Trauerspiel „Alexis". Aber in Stettin war die Aufregung gegen ihn so groß, daß die Königin selbst, es scheint auf Antrieb der bei ihr befindlichen Schwester, der Prinzessin Solms, am 20. Octbr. seine Verhaftung veranlaßte. Er sollte mit den Franzosen verrätherische Umtriebe gepflogen und wichtige, ihn compromittirende Papiere entwendet haben. Unter den Beschimpfungen des Pöbels wurde er ins Gefängniß geschleppt und erst zwei Tage später durch die Dazwischenkunft des in Küstrin weilenden Königs in einer Weise, die den Herrn wie den Diener ehrte, wieder in Freiheit gesetzt. Nach kurzem Aufenthalt in Köslin begab er sich allein im November nach Königsberg, wo er auch den König wiedersah und zwischen Furcht und Hoffen die schicksalsvollen Wochen bis zu Anfang des neuen Jahres verlebte. Als der Hof sich noch weiter bis nach Memel zurückzog, ging er beurlaubt nach Köslin, um dort den größeren Theil des folgenden Jahres im Kreise seiner Familie zuzubringen. Nach dem Tilsiter Frieden hat er noch einmal den Wunsch ausgesprochen, in die frühere Stellung wieder einzutreten; aber der König macht ihm am 18. August 1807 in einem schönen Briefe begreiflich, daß weder die öffentliche Meinung noch sein Gesundheitszustand diese Rückkehr gestatteten. „Um die öffentliche Meinung zu versöhnen, aber zugleich um L. öffentliche Gerechtigkeit widerfahren zu lassen und seine treuen Dienste zu belohnen", verleiht er ihm die durch Merian's Tod erledigte Stelle eines ständigen Secretärs, d. h. nahezu eines Präsidenten der Akademie der Wissenschaften. Allein auf diesem Posten, dem er selbst in gesunden, glücklichen Tagen schwerlich gewachsen war, konnte er in so bedrängter Zeit nichts Erhebliches leisten, noch weniger die allgemein für nothwendig erkannte Verbesserung durchführen, und am 30. Octbr. 1809 trat er zurück. Was ihm vom Leben noch geblieben, war ein immer zunehmendes Siechthum. Ein Halsleiden brachte ihn schon im Winter 1810 dem Tode nah. Im Mai 1811 erhielt er durch die Gnade des Königs, nicht ohne Zuthun des jetzt versöhnten Gegners Hardenberg, die Mittel für eine Reise nach Italien.

Aber die südliche Luft, die aufopfernde Pflege seiner Gattin konnten das Leiden nicht aufhalten, dem er am 28. April des folgenden Jahres zu Nizza erlag.

Man gestatte nach diesen Bemerkungen über den Politiker und den Privatmann noch ein Wort über Lombard's litterarische Begabung, die ihm den Weg in die amtliche Laufbahn eröffnet hat. Eine noch erhaltene handschriftliche Gedichtsammlung aus den Jugendjahren zeugt von einem keineswegs geringen Talent, freilich schon von einer gewissen Weitschweifigkeit, die sich niemals ganz verloren hat. Hervorzuheben sind eine „Epître à Monsieur Bitaubé", den bekannten Uebersetzer der Odyssee und der Ilias, von 1785 und „La mort du Duc Léopold de Brunswic" aus dem Juni desselben Jahres, ein langes im Druck 14 Seiten füllendes Gedicht auf den auch von Goethe und Herder gepriesenen Fürsten, der am 27. April in den Fluthen der Oder seinen Tod fand. Eine eigentliche litterarische Ausbildung wurde durch Lombard's angestrengte amtliche Thätigkeit verhindert, doch erschien 1789 „Ossian, Essais d'une traduction en vers français par J. W. Lombard", Berlin bei Rottmann; 1790: „Histoire de la campagne des Prussiens en Hollande en 1787 par Théodore Philipp de Pfau, traduite de l'Allemand, 4°; ferner als Fortsetzung jugendlicher Versuche 1802 zugleich in Paris und Berlin: „Enéide, livre quatrième, traduit en vers français par Jean Lombard". Der Versuch fand auch in französischen Blättern, vielleicht nicht ohne Einfluß Napoleons, günstige Beurtheilung und trug wesentlich dazu bei, daß der Autor am 27. Januar 1803 zum Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften ernannt wurde. Das bedeutendste Werk in Prosa sind die „Matériaux pour servir à l'histoire des années 1805, 1806, 1807, dédiés aux Prussiens par un ancien compatriote", Francfort et Leipzig, Frédéric Nicolai 1808 (auch in deutscher Uebersetzung erschienen), wesentlich eine Vertheidigungsschrift der preußischen Politik und schon deshalb auch auf Napoleon berechnet, welchem der Verfasser das Werk zuzusenden nicht verfehlte. Für die Entwickelung der Ereignisse, die Charakteristik der Personen, insbesondere des Königs, wird es immer eine bedeutende Quelle bleiben; eine gewisse Schwächlichkeit der Gesinnung erklärt sich theils aus dem Charakter des Verfassers, theils aus dem Zweck des Werkes. Es rief schon früh nicht wenige Gegner hervor, darunter Massenbach und Hardenberg, dessen Denkwürdigkeiten eine fortdauernde Beziehung auf die Lombard'sche Darstellung verrathen. Auch in den eigentlich amtlichen Schriften Lombard's macht sich ein schönrednerisches Element häufiger und stärker geltend, als die Natur des Gegenstandes fordert, besonders ungeschickt in den Briefen, die er im Namen des Königs an Napoleon entwarf. In den Briefen an Kaiser Alexander ist dagegen diese Tonart nicht selten ganz an ihrem Platze, und einige darf man in der That als meisterhaft bezeichnen. Den größten Anstoß erregten die beiden zu Anfang des Krieges verfaßten Schriftstücke: Der Brief des Königs an Napoleon und das preußische Manifest. Den ersteren nannte Napoleon wegen seiner übermäßigen Länge ein schlechtes Pamphlet, hütete sich aber wohl, ihn Jemanden sehen zu lassen. Der oft, auch von Gentz erhobene Vorwurf, daß die Aufzählung der immer erneuerten Nachgiebigkeiten Preußens gegen Napoleons Uebergriffe ein Sündenbekenntniß der eigenen Politik in sich schließe, verliert an Berechtigung, wenn man bedenkt, daß dieser Brief nur für einen einzigen Mann bestimmt war. Viel stärker trifft er das öffentliche Manifest, es wird aber von Gentz, der den Entwurf nicht ohne wohlbegründete Abänderungen ins Deutsche übertrug, gleichwohl als eine „Production von nicht geringem Talente" bezeichnet.

Von Lombard's drei Brüdern war der älteste, Adolf Ludwig, geb. am 11. Oct.

1765, in den neunziger Jahren Legationssecretär in Lissabon, wurde 1798 in derselben Eigenschaft nach Kopenhagen versetzt, später als Kriegsrath und Geheimer Kriegsrath im Ministerium des Auswärtigen beschäftigt. Als solcher starb er zu Berlin am 24. August 1822. Der jüngere, Albert, geb. am 15. Decbr. 1768, machte seinem Bruder durch schlechte Aufführung viele Sorge und scheint früh gestorben zu sein. Merkwürdiger ist Peter, der jüngste Bruder, geb. am 21. Septbr. 1775, sehr früh entwickelt, sehr talentvoll, aber, wie es scheint, weit mehr als sein Bruder in das sittenlose Treiben der Residenz hineingezogen. Schon im ersten Jünglingsalter machte er sich durch eine leidenschaftliche Neigung zu der bekannten Madame de Genlis bemerkbar, die im Herbst 1794 als Emigrantin nach Berlin gekommen war. Der Einfluß seines Bruders, der wie ein Vater für ihn sorgte, brachte ihn in die Nähe des Grafen Haugwitz. Am 6. Octbr. 1796 wird er als Kanzleisecretär im auswärtigen Ministerium angestellt, schon im Jahre 1799 erwähnen ihn fremde Diplomaten als einen Günstling des Ministers. Drei Jahre später wird er als Attaché der preußischen Gesandtschaft in Paris dem Marchese Luchesini beigegeben, bald nach der Rückkehr, am 21. Decbr. 1802, ernannte ihn eine von der Hand seines Bruders entworfene Cabinetsordre zum vortragenden Rath im Ministerium, „wegen des guten Zeugnisses, daß er von Lucchesini erhalten, wegen der Kenntnisse, die er in Paris gesammelt und wegen der Art, wie er sich interimistisch beim Könige selbst bewährt habe." Zahlreiche in Lucchesini's Nachlasse befindliche Papiere lassen seine Wirksamkeit in der That viel bedeutender erscheinen, als bisher angenommen wurde. Im Juli 1803 begleitete er seinen Bruder auf der Sendung nach Brüssel, 1806 dient er, wie Gentz in dem „Tagebuche" schildert, im königlichen Hauptquartier in Thüringen zwischen seinem erkrankten Bruder und Haugwitz als Vermittler. Nach der Niederlage bei Jena folgte er dem Minister, ging aber, als Haugwitz nach dem für den Krieg entscheidenden Beschluß der Conferenz in Osterode (21. Nov. 1806) sich auf seine Güter in Schlesien zurückzog, mit dem Könige nach Königsberg. Hier fanden sich die beiden Brüder wieder, beide in ihren politischen Hoffnungen und in ihrer Gesundheit gebrochen. Peter L. erlag, zuerst von Beiden, schon im nächsten Winter in Köslin der Halsschwindsucht. — Lombard's ältester Sohn August, geb. am 17. April 1792, wie der Vater früh entwickelt, studirte seit 1810 die Rechte in Heidelberg und Berlin. Mit seinem damals erst 15jährigen, einzigen Bruder Eduard gehörte er zu den ersten Freiwilligen, die dem Aufrufe des Königs im Februar 1813 nach Breslau folgten, wo er von Scharnhorst mit Auszeichnung empfangen wurde. Eine rühmliche Waffenthat bei Aken an der Elbe brachte ihm schon in den ersten Monaten die Beförderung zum Offizier. Nach Beendigung des Krieges war er 1818 Assessor in Frankfurt a. d. O., wirkte seit dem folgenden Jahre am Rhein als Oberprocurator zuerst in Cleve, dann in Koblenz und wurde am 31. Juli 1831 als Mitglied des rheinischen Cassationshofes nach Berlin berufen, wo er, erst 44 Jahre alt, als Geheimer Oberrevisionsrath am 19. Mai 1836 starb. Er veröffentlichte eine gut geschriebene, die Vorzüge des preußischen und französischen Proceßverfahrens verständig abwägende Abhandlung: „Ueber die bevorstehende Veränderung der Gesetze in den königlich preußischen Rheinprovinzen", Koblenz 1827. Im J. 1823 hatte er sich mit Karoline Stündeck aus Rheinberg vermählt, einer geistig bedeutenden Frau, welche nach dem Tode ihres Gatten zuerst in Münster, dann am Rheine lebte und am 17. November 1881 79jährig in Köln gestorben ist. Sie wird häufig in den Briefen der Dichterin Annette v. Droste erwähnt, trat auch selbst als Schriftstellerin auf, freilich nur als Uebersetzerin französischer Werke, z. B. von Malebranche und Ozanam.

Quellen: Die Archivalien des Berliner geheimen Staatsarchivs, die hinterlassenen Papiere J. W. Lombard's, welche von seiner Schwiegertochter und seinem Enkel Herrn Eduard L. in Köln freundlichst mitgetheilt wurden; daneben die auf die Zeitgeschichte bezüglichen Arbeiten, insbesondere von Ranke, Duncker, Bailleu, Oncken, Noack und Anderen.

Hermann Hüffer.

Lomberg: Josef Vitalian L., geb. zu Bonn am 7. Juni 1739 als Sohn eines Arztes, † am 21. Mai 1805 zu St. Blasien. Er wurde zu Bonn 1774 Professor an dem erweiterten Gymnasium, 1777 für öffentliches Recht an der Akademie und an der 1784 errichteten Universität, war zugleich Canonicus des Stifts in Bonn, daneben seit 1786 auch bei St. Aposteln in Köln, schied 1790 aus der Universität und lebte in Köln, bis er 1804 auf französische Empfehlung Professor des Staatsrechts in Aschaffenburg wurde. L. gehört zu den aufgeklärten Geistlichen aus der letzten Zeit des Kölner Erzstifts. Er spielt in den Vorgängen jener Zeit eine Rolle, indem er durch den Druck einer Dissertation im J. 1777 ohne Erlaubniß des Akademierathes die Einführung einer eigenen Censurbehörde veranlaßte und wegen seines Verhältnisses zu Hedderich, dann auf Grund von 1780 gedruckten Thesen, worin der Satz vorkam, daß die Bischöfe dem Papste gleichstehen (coimperantes) und von diesem deshalb als fratres, die Cardinäle als filii bezeichnet werden, in eine Untersuchung verwickelt wurde, aus der er sich geschickt herauszuziehen suchte. Schriften (außer Thesen u. dgl.): „Prospectus recentioris methodi academicae juris publici", 1774; „Prima exercitatio publica de anarchia et civitate", 1775; „Altera e. p. de monarchia in genere et in specie cet. quam publicae disputationi exponent J. de Kopp et Mäurer", 1775; „Tertia e. p. de suprema potestate judiciaria" (def. C. J. Bachem), 1775; „Jus illustrium Germaniae familiarum, vulgo: Das deutsche Adelsrecht", 1775; „De justa poenarum civilium mensura recentioribus humaniorum gentium moribus seu communi rerum publicarum fini attemperanda", 1777; „Diss. publica prolegomenis jur. publici universalis et Romano-Germanici cet." (def. P. J. Brewer), 1777; „D. de imperiali precum primariarum jure ultra justos limites non extendendos", 1778 (mit den Gegenschriften in „Materialien zur Statistik des niederrheinischen und westphälischen Kreises", 1. Jahrg., S. 306. Wurde mit Verbot des Kaisers belegt und dem Kurfürsten aufgetragen, die Exemplare zu sequestriren und ihn zu suspendiren); „De justis advocatiae caesareae limitibus", 1777; „De legitimo ad comitia recursu eiusque genuino fundamento", 1779; „Historisch-politische Staatsrechtsabhandlung von Abstellung der Mißbräuche bei den Zünften und Handwerkern in den Ländern deutscher Reichsfürsten", 1779; Hr. P. Simplicianus Haan, „Unparteiliches Rechtsgutachten" ꝛc. (bei Schlözer, Briefwechsel, Thl. 7 [1780], S. 337 ff., der es L. zuschreibt). Der Augustiner Haan hatte am Frohnleichnamsfeste 1780 zu Mülheim am Rhein die hergebrachte Controverspredigt gehalten, gegen welche die Protestanten, weil sie dem westfälischen Frieden zuwiderlaufe, als die Protestanten beleidigend, beim Geheimen Rath in Düsseldorf Beschwerde geführt hatten. Als dieser die Confiscation der gedruckten Exemplare und deren Verbot von den Kanzeln herab angeordnet hatte, erschien dies Gutachten, welches ausführt, daß die Predigt nichts als die katholische Lehre enthalte, in den protestantischen Schriften, z. B. in dem zu Essen gedruckten Katechismus, viel ärgere Dinge gegen die Katholiken ständen und diese Controverspredigt nichts mit dem westfälischen Frieden zu thun habe. Dasselbe fordert die Aufhebung des Decrets als ungerecht. Diesem Verlangen wurde durch Rescript des Kurfürsten Karl Theodor (Düsseldorf 25. August 1780 bei Schlözer, Thl. 9,

S. 295 ff.) Folge gegeben und verordnet, die Controverspredigt solle fortan ruhig weiter gehalten und dies von den Kanzeln verkündigt werden; die Predigt selbst wurde aufs neue mit erzbischöflicher Approbation aufgelegt und verbreitet. „De origine ac statu hodierno jurium maxime insignium, queis pollent archi- et episcopi Germaniae status praesertim in alienis constatuum territoriis“ (def. die Brüder Ign. Friedr. und Carl Clemens v. Gruben), 1782; „D. jur. publ. de illimitato jure de non appellando archiprincipum S. R. I. electorum in genere et serenissimi Coloniensis in specie“, 1787; „Systematische Grundlehre des deutschen Staatsrechts zum Gebrauche der kurkölnischen Schule zu Bonn“, 1. Thl. 1787; „Gutachten der theologischen Facultät zu Coimbra über des Anton Pereira Lehre der Macht der Bischöfe. Von Neuem an das deutsche Licht gestellt und sammt einem absonderlichen Nachtrag dem Herrn Pacca, Erzbischof zu Damiat, gewidmet von Georg Wizel“, 1787. Alle Bonn in 4°. Neue Ausgabe von Pax religiosa Karg's, das. 1778.

Weidlich, Biogr. Nachr., I. 478; III. Nachtr. S. 172. Meusel, Gel. T. II. 466, 1. Nachtr. S. 389, 3. S. 225, 4. S. 406, V. 11, 495. Koppe, Lex., I. 391. C. Varrentrapp, Beitr. zur Gesch. der kurköln. Univ. Bonn, B. 1868 S. 47. Acten in Bonn. v. Schulte.

Loemer: Gerhard v. L. (Loemar, Lomer), ein Kölner Steinmetz, der seines Häuserbesitzes wegen von 1473—1492 oftmals in den Schreins- oder Grundbüchern der Stadt anzutreffen ist und zwar mit „Leengyn“, seiner Frau. Daß er ein tüchtiger Baukünstler gewesen, erweist sich dadurch, daß ihm im J. 1483 die Leitung des Weiterbaues der St. Victorskirche in Xanten übertragen wurde. In den Baurechnungen heißt es darüber: „Magister Gerardus de Loemer lapicida descendit de Colonia ad visitandum opus et regendum.“ 1490 erhielt er den Abschied; man gab ihm 20 Mark, damit er seine Schulden bezahle und ließ ihn eine Generalquittung ausstellen. Zwei Söhne, Gerhard und Peter, waren seine Gehülfen gewesen. Wie es scheint, so wurde unter ihm hauptsächlich an der Nordseite der Kirche gearbeitet.

Urkunden. Scholten, Ausz. a. d. Baurechnungen.

J. J. Merlo.

Lomler: Friedrich Wilhelm L., wurde am 1. October 1774 zu Ernstthal bei Unterneubrunn im Herzogthum Hildburghausen geboren, wo sein Vater Forstmeister war. Als dieser 1780 starb, zog die Mutter mit ihren vier Kindern nach Eisfeld zu der damals noch lebenden hochbetagten Großmutter. Hier lebte die kleine Familie in so dürftigen äußeren Verhältnissen, daß die nothwendigsten Lebensbedürfnisse durch Handarbeit erworben werden mußten. Auch unser L. mußte mit Hand anlegen; er verdiente als Schulknabe mit Filetstricken, was damals sehr gewöhnlich war, manchen Kreuzer zu seinem Unterhalt. Nachdem er die Stadtschule in Eisfeld besucht, kam er Ostern 1789 auf das Gymnasium zu Schleusingen und bezog nach drei Jahren die Universität Jena, wo er zwei Jahre lang Theologie studirte. Nach einem längeren Hauslehrerleben, während dessen er auch seine unter dem Pseudonym F. Laodes herausgegebenen „Erzählungen aus dem Reiche der Wirklichkeit und Phantasie“ (1800) schrieb, wurde er 1802 als Pfarrer nach Weitersroda berufen, wo er noch in demselben Jahre seine „Chronik für Franken“ gründete, von der indessen nur zwei Jahrgänge erschienen. Im J. 1803 wurde er zur Mitwirkung an der Erziehung der Prinzen der herzoglichen Familie in Hildburghausen herangezogen, und hat er dieselben bis zum J. 1816 unterrichtet. Inzwischen war er 1805 Frühprediger in Hildburghausen und Pfarrer zu Häselrieth, 1812 Hofdiaconus und 1818 Pfarrer bei der Neustädter- oder Waisenhausgemeinde geworden und 1819 zum

Superintendenten in Heldburg ernannt. Während seines Aufenthaltes in Hildburghausen hatte er sein Drama „Gumal und Lina; nach Lossius" (1810), ein Bändchen „Predigten" (1815) und „Dr. Martin Luthers deutsche Schriften, theils vollständig, theils in Auszügen" (3 Bde. 1816—17) herausgegeben. In Heldburg schrieb er seine „Fabeln in vier Büchern" (1822) und begann die Herausgabe der „Praktischen Predigerzeitung als Beiblatt zur Allgemeinen Kirchenzeitung", die 10 Jahre lang erschien und von großem Einflusse auf die praktische Theologie wurde. Im August 1829 zum Oberpfarrer, Superintendenten und Hofprediger nach Saalfeld berufen und 1830 zur Säcularfeier der Augsburgischen Confession von der Universität Jena mit der Würde eines Doctors der Theologie beehrt, endete mitten in amtlicher Thätigkeit am 3. August 1845 ein Gehirnschlag sein Leben.

Neuer Nekrolog, 23. Bd. S. 662. Franz Brümmer.

Lomm: Josse van L., gewöhnlich bekannt unter dem Namen Jodocus Lommius, Arzt, ist im Anfange des 16. Jahrhunderts in Buren, in der Grafschaft Geldern, geboren. — Mit klassischer philologischer Bildung ausgestattet, hatte er sich später dem Studium der Medicin in Paris zugewendet und erfreute sich hier der Freundschaft Fernel's, der sein Talent und seine Gelehrsamkeit zu schätzen wußte. Nach Beendigung seiner Studien habilitirte sich L. in Tournay, wo er 1557 zum Stadtarzte ernannt wurde, später siedelte er nach Brüssel über und war zuletzt Leibarzt Philipps II.; sein Todesjahr ist nicht bekannt. — L. ist Verfasser von drei Schriften: „Commentarii de tuenda sanitate", 1558 (in 2. und 3. Aufl. 1734, 1761), ferner „Observationum medicarum libri tres", 1560 (in 10 späteren Auflagen, die letzte 1752 und in französischer Uebersetzung 1712 und 6 weitern Auflagen), endlich „De curandis febribus continuis liber", 1563 (in vier späteren Ausgaben, die letzte 1761); diese drei Schriften sind später unter dem Titel „Opera omnia Jod. Lommii" in 3 Bänden in Amsterdam 1746 (Lyon 1761) gesammelt erschienen. — Sie zeichnen sich durch Eleganz in der Sprache und einen ächt hippokratischen Geist in der Behandlung des Materials aus. — Die Observationes medicae nehmen in der Reihe der zahlreichen ähnlichen Schriften jener Zeit eine hervorragende Stelle ein.

A. Hirsch.

Lommer: Christian Hieronymus L., kursächsischer Bergmeister zu Johann-Georgenstadt, später zu Annaberg und Scheibenberg, ein praktischer Bergmann und Schriftsteller im montanistischen Fache, schrieb: „Abhandlung vom Hornerz, als einer neuen Gattung Silbererz", 1776; „Bergmännischer Beitrag zu der von der königlich großbritannischen Societät der Wissenschaften 1781 angestellten Preisfrage: „Wie waren die Bergwerke bei den Alten eigentlich beschaffen und eingerichtet" ꝛc., 1785, und „Von der Hervorbringung der Türkisse aus den gegrabenen und versteinerten Thierzähnen, so zu Lessa in Böhmen gefunden werden" (in Abhandl. einer Privatgesellschaft in Böhmen, 1776). L. starb im J. 1787, Ausgangs desselben oder zu Anfang des J. 1788.

Jöcher, fortges. v. Rotermund III. 2097. Gümbel.

Lonck: Heinrich L., niederländischer Admiral, geb. 1568, nahm 1624 am Zug des Admirals Haultain gegen Algier Theil und führte dann 1628 unter Peter Heyn den Schlag gegen die Silberflotte. Im J. 1630 ward er zum General einer großen Flotte der westindischen Compagnie ernannt und führte den siegreichen Zug der Niederländer nach Brasilien. Die Eroberung von Olinda und der Festungen von Recife de Pernambuco verbreitete seinen Namen. Durch dieselbe ward die Erwerbung eines Theils des herrlichen Landes durch die Niederländer möglich. Lonck's weitere Schicksale sind nicht bekannt, obgleich er zu den hervorragendsten Seemännern seiner Zeit gehört.

Vgl. Netscher, Les Hollandais en Brésil. de Laet, Hist. der W. J. Comp. v. d. Bosch, Leven van doorl. Zeehelden. Aitzema, Saecken van Staat en Oorlog. P. L. Müller.

Londerseel: Assuerus van L., Maler, Stecher und Formschneider, geb. zu Amsterdam 1548. Ueber seine Lebensschicksale ist nichts bekannt. In Antwerpen erschien im J. 1576 im Verlage von Will. Silvius ein Werk unter dem Titel: „Les navigations, peregrinations et voyages faicts en la Turquie par N. Nicolay“. In diesem befinden sich 61 Holzschnitte mit Darstellungen von Trachten, welche dem L. zugeschrieben werden. Ob er sich selbst im Orient aufgehalten habe, ist unbekannt. Er besaß auch einen Kunstverlag, in welchem Stiche von Nic. de Bruyn, Landschaften von J. Brueghel u. A. erschienen sind. Man legt ihm die Stiche einer Folge von Vögeln und Früchten bei, ferner sieben Blatt Tugenden und zwölf Blatt Offiziere und Soldaten, Copien nach Blättern, die Jac. de Gheyn nach Heinrich Goltzius gestochen hat. Es ist aber fraglich, ob er sie wirklich gestochen hat, da die Blätter nur seine Adresse tragen.

Jan van L., Kupferstecher, geb. zu Brügge 1582, war höchst wahrscheinlich ein Sohn des Vorigen. Mit Assuerus gab er im Verlag von Cl. J. Visscher ein „Leben der Anachoreten“ heraus, stach selbst mehrere interessante Compositionen nach Dav. Vinckenbooms, E. Conninxlo u. A. Weitere Nachrichten fehlen.

Immerzeel. Kramm. Andresen-Wessely, Handbuch.

Wessely.

Loner: Josua L. (Löner, Löhner), ein Sohn M. Kaspar Loner's, ersten Reformators der Stadt Hof im Voigtlande (s. u.), geb. im J. 1535 zu Oelsnitz. Nach dem frühzeitigen Verluste seines Vaters erwarb er sich auf dem Gymnasium der ersteren Stadt die nöthigen Vorkenntnisse, um auf der Universität Wittenberg 1552 die theologischen Studien beginnen zu können. Kaum hatte er die akademische Laufbahn vollendet, als er 1555 an die Domschule zu Naumburg berufen wurde. Diese Lehrstelle vertauschte er nach einigen Jahren mit dem Rectorate zu Thomasbrück und dieses 1561 wieder mit dem Diaconate zu Weißensee. Hierauf folgte eine Veränderung seiner Wohnsitze und Aemter um die andere; denn vom Jahre 1569 an finden wir ihn in Franken und Thüringen, bald zu Bibra, bald zu Themar, bald zu Ohrdruf, bald zu Arnstadt, wo er als Superintendent von 1584—88 lebte. Sein Ruhm als Geistlicher breitete sich nunmehr so aus, daß man ihn 1588 nach Weimar als Hofprediger und 1592 als Superintendent nach Altenburg beförderte, welches Amt er bis an das Ziel seiner Tage, den 17. Mai 1595, verwaltet hat. Wie sein Vater, zeichnete er sich als tapferer Streiter durch seinen Eifer für die Reinheit der lutherischen Lehre und durch Bekämpfung des Crypto-Zwinglianismus und -Calvinismus aus. Unter vielen seiner Schriften sind hervorzuheben: „Methodicae dispositiones evangeliorum dominicalium elaboratae etc.“, Erphordiae 1586; ferner 60 Predigten über Daniel, 50 über Jona und verschiedene einzelne.

Vgl. Jöcher II; Zedler's Universallex. XVIII; Olearii Histor. Arnstad. p. 103. Anemüller.

Löner: Caspar L. oder Löhner, Zeitgenosse und Mitarbeiter der Reformatoren, wurde zu Markt Erlbach im J. 1493 geboren und besuchte vom J. 1498 an die Schule des Klosters Heilsbronn. Hier wurde der Abt Sebald Bamberger sein Lehrer und Freund. Er bezog sodann die Universität Erfurt und ging von hier mit Bamberger's Erlaubniß und Unterstützung auch nach Wittenberg. Als sein Gönner am 9. Juli 1518 starb, fehlten ihm zur Fortsetzung seiner Studien die Mittel. Er begleitete Luther, als dieser in den letzten Tagen des September 1518 von Wittenberg nach Augsburg abreiste, bis Nürnberg, wo

Luther ihn mit Empfehlungsschreiben an den Abt Wenck in Heilsbronn, den Nachfolger Bamberger's, und an den Bischof zu Würzburg, Lorenz v. Bibra († 1519), entließ. Der letztere und eine Anzahl anderer hoher Geistlichen in Würzburg nahmen sich seiner an; im J. 1520 machte ihn der Würzburger Dompropst Friedrich, Markgraf von Brandenburg († 1536), zu seinem Vicar in Nesselbach, von wo er auch zu Birkenfeld (in Unterfranken) die Frühmesse zu verrichten hatte. Während seiner vierjährigen Thätigkeit hier begann er im Sinne der Reformatoren zu wirken, wobei er auch sich des Schutzes des neuen Bischofs zu Würzburg, Konrad III. von Thüngen, erfreute. L. soll schon um diese Zeit deutschen Gottesdienst mit deutschem Kirchengesang (?) eingeführt haben. Dies mißfiel namentlich dem Abt Johann Lauterbach zu Ebrach, der Visitator von Birkenfeld war; dieser wußte es dahin zu bringen, daß L. Anfangs 1524 seine Stelle in Nesselbach aufgeben mußte. Der Dompropst Friedrich von Brandenburg machte ihn nun zu seinem Vicar bei St. Michael in Hof; und so wurde L. der Reformator dieser Stadt. Zwar stellte ihm der Bischof zu Bamberg, Weigand v. Redwitz, unter dem die Kirche zu Hof stand, hier nach; er versetzte ihn erst an die Klosterkirche, und als die Einwohner der Stadt auch hier seine Predigten aufsuchten, verwies er ihn im J. 1525 aus Hof. L. floh nach Oelsnitz, von wo ihn der Markgraf Georg auf Bitten der Höfer im J. 1529 wieder an die Michaeliskirche in Hof zurückrief. Hier führte er nun mit dem Rector Nicolaus Medler die Reformation völlig ein. Der Landeshauptmann Christoph v. Beulwitz, ein Anhänger des Bischofs von Bamberg, bereitete ihnen dabei die größten Schwierigkeiten. In dieser Noth, die für sie bald immer unerträglicher wurde, wandten sie sich brieflich an Luther mit der Frage, ob sie ausharren oder fortgehen sollten. Luther rieth ihnen in einem noch erhaltenen Briefe vom 7. Juni 1531 zu bleiben und zu tragen, bis man sie vertreiben werde. Letzteres geschah bald genug; am 13. Juli 1531 wurden sie von Beulwitz als Friedenstörer verjagt. L. floh wieder nach Oelsnitz, wo es ihm anfänglich recht schlecht ging. Hernach wurde er Stadtpfarrer und Superintendent zu Oelsnitz und führte auch hier die Reformation ein. Herzog Heinrich von Sachsen berief ihn dann gegen das Ende des Jahres 1539 an die Thomaskirche zu Leipzig, nachdem ihm dieser Theil der sächsischen Lande nach dem Tode des Herzogs Georg zugefallen war. Kurz zuvor hatte Luther ihn nach Oschatz als Prediger empfohlen (vgl. Luther's Briefe an Jonas und Spalatin vom 29. August und 22. September 1539 und Spalatin's Brief an Luther und Jonas vom 19. September 1539); aber damals hatte L. Oelsnitz nicht verlassen wollen. In Leipzig war L. wieder zur Durchführung der Reformation thätig; eine ihm angetragene akademische Thätigkeit lehnte er jedoch ab. Im J. 1542 kam er auf Luther's Empfehlung nach Naumburg, wo auch Medler damals als Prediger lebte und Amsdorf am 20. Januar von Luther als Bischof eingesetzt war. Auch hier war seines Bleibens nicht lange; am 14. November 1543 wurde er namentlich auf Melanchthon's Wunsch als Superintendent nach Nördlingen gerufen und ging noch am Ende dieses Jahres auf Zureden der Wittenberger Professoren und seines Bischofs Amsdorf dorthin ab. In Nördlingen warteten seiner schweren Kämpfe; einerseits widerstanden ihm die Anhänger der römischen Kirche, andererseits waren es Gegner von Zwingli'scher Seite, die sich in Nördlingen festgesetzt hatten. Diese brachten ihn denn auch in Streitigkeiten mit den Predigern benachbarter Städte, wie Frecht in Ulm und Musculus in Augsburg. Melanchthon, bei dem er sich Rath holte, rieth in einem Schreiben vom 1. April 1544 thunlichst Frieden zu halten und läßt durchblicken, daß nach seiner Ansicht auch L. zu scharf aufgetreten sei und die anderen, die im Wesentlichen der Lehre mit ihm einig seien,

durch zu großes Gewichtlegen auf gleiche Formen des Gottesdienstes unnöthig gereizt habe. Während L. nun sich mit den genannten auswärtigen Theologen ausgesöhnt zu haben scheint, dauerte der Streit in Nördlingen selbst fort und endete erst, als der Magistrat die sich ihm widersetzenden Diaconen, die zwinglisch lehrten und Luther's Katechismus verwarfen, verabschiedete und an deren Stelle Andere, die von Wittenberg aus empfohlen wurden, berief. Nun konnte L. an die weitere Durchführung der Reformation denken; aber mitten in der Ausführung seiner Pläne starb er am 6. Januar 1546, ungefähr 53 Jahre alt. Wegen seines lauteren Wandels, seiner Gelehrsamkeit und seiner großen Verdienste um die Verbreitung der Reformation stand L. bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen; er kommt aber außerdem noch als Kirchenliederdichter besonders in Betracht. Es kann nämlich nach der Vorrede des Buchdruckers Matthäus Pfeilschmidt zu dem von ihm zu Hof 1608 herausgegebenen Gesangbuche nicht zweifelhaft sein, daß L. der Dichter der 20 Gesänge ist, welche sich in einem Wittenberg 1538 erschienenen Gesangbuche befinden; Pfeilschmidt sagt, L. habe diese Gesänge unter Beistand des Dr. Nicolaus Medler verfertigt, als er 1529 in Hof den deutschen Gottesdienst einrichtete, weil er sah, daß es in Luther's erstem Gesangbüchlein an Gesängen für bestimmte Feste noch fehlte. Eine Vergleichung dieses Gesangbuches von 1538 mit dem Gesangbuche, welches Jobst Gutknecht 1527 zu Nürnberg herausgab, dessen Lieder sich dann wieder in zwei im J. 1527 zu Königsberg gedruckten Gesangbüchern befinden und von welchen 11 in niederdeutscher Sprache auch in die Rigaer Kirchendienstordnung von 1530 aufgenommen sind, zeigt nun aber deutlich, daß L. für den Verfasser aller dieser Lieder gehalten werden muß, die wahrscheinlich in dem Gutknecht'schen Gesangbuche von 1527 zuerst gedruckt sind; wenigstens ist ein früherer Druck bisher nicht bekannt. Daß Cosack diese Lieder, welche ihm in den beiden Königsberger Gesangbüchern vorlagen, für Paulus Speratus in Anspruch nahm, war ein starker Mißgriff, obschon Cosack glaubt, daß die von ihm hierfür angeführten Gründe die Autorschaft des Speratus über jeden Zweifel erheben. Außer diesen Liedern hat L. noch einige andere gedichtet, die sich seinem kleinen Katechismus (Nördlingen 1545) beigegeben finden. Wackernagel hat in sein „Deutsches Kirchenlied“ 37 von Löner's Liedern aufgenommen; im 16. Jahrhundert haben sie theilweise weitere Verbreitung gefunden, wie z. B. die Lieder „Gott dem Vater sei Lob und dem Sohn“ und „O wie selig ist der Tod, dem der verstirbt in Gott“; heutigen Tages werden sie in Gemeindegesangbüchern wol kaum noch gefunden. — Eine Zusatzstrophe zu dem Luther'schen Liede „Wir glauben all an einen Gott“, in welchem die von Luther in der zweiten Strophe übergangenen Lehren von der Himmelfahrt Christi und seiner Wiederkunft zum Gericht ausgesprochen werden, soll nach alter Angabe gleichfalls von unserem L. verfaßt sein; doch findet sie sich in dem Gesangbuche von 1538, das hierfür citirt wird, nicht, wie denn auch das Luther'sche Lied in diesem Gesangbuche, das nur Löner'sche Lieder enthält, sich nicht vorfindet: sie könnte aber etwa in einem Gesangbuch für Hof, das L. nach einigen Angaben im J. 1529 herausgegeben zu haben scheint, in welchem sich dann sicher auch Luther's Lieder befanden, diesem Liede hinzugefügt sein.

Das Biographische größtentheils nach Fikenscher, Gelehrtes Fürstenthum Baireut, 5. Bd., Nürnberg 1803, S. 303—316, der die Quellen seiner Mittheilungen angibt und abweichende Angaben widerlegt. Vgl. auch Rotermund zum Jöcher III, Sp. 2038 f. — Luther's Briefe von de Wette, Bd. IV, S. 463; Bd. V, S. 203 u. 206. Burkhardt, Luther's Briefwechsel, S. 330. Corpus Reform., Bd. V, Sp. 162 u. 347. — Wackernagel, Bibliographie, S. 453 u. 96. Das deutsche Kirchenlied I, S. 408, 386 u. 388; III.

S. 618 ff. — In: Cosack, Paulus Speratus' Leben und Lieder, Braunschweig 1861, sind S. 268—320 24 Lieder Löner's abgedruckt und commentirt. In: Kirchendienstordnung und Gesangbuch der Stadt Riga (vom J. 1530 u. ff.), herausgegeben von Joh. Geffcken, Hannover 1862, befinden sich 11 Lieder Löner's in niederdeutscher Uebertragung; vgl. p. XXV f. der Vorrede. — Vgl. auch Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 1. Bd., S. 251 f. — Ueber die Zusatzstrophe vgl. Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 399 f., und die dort angeführte Literatur; außerdem: Unschuldige Nachrichten 1723, S. 191 ff. — Einen Sohn Caspar L.'s, Josua, der Superintendent in Arnstadt war, erwähnen Jöcher II, Sp. 2494, und Rotermund III, Sp. 2039. Bertheau.

Longner: Ignaz v. L., katholischer Theolog und Schriftsteller, geb. zu Friedrichshafen am 9. März 1805, studirte Theologie zu Tübingen, wo er durch Bearbeitung einer canonistischen Preisaufgabe den ersten Grund zu seiner späteren Thätigkeit in Sachen der kirchlichen Rechte der Katholiken Württembergs legte. In Rottenburg 1832 zum Priester geweiht, 1833 Repetent in Tübingen, seit 1835 Dompräbendar in Rottenburg und Lehrer an der dortigen Lateinschule, veröffentlichte er die gekrönte Preisschrift „Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz" (Tübingen 1840). Da seine Anstellung in Rottenburg in jene Zeiten des Conflicts zwischen Bischof v. Keller und der württembergischen Regierung (Ministerium Schlayer) fiel, in welchem der Bischof besonders durch seine Motion in der württembergischen Abgeordnetenkammer (1841) gegen verschiedene Eingriffe der Regierung in die kirchlichen Rechte Einsprache erhob und die Freiheit der katholischen Kirche, z. B. in Sachen der Einsegnung gemischter Ehen reclamirte, so stellte sich L. in die vordersten Reihen jener jüngeren Geistlichen, welche gegenüber der alten Josefinischen Schule und der staatlichen Büreaukratie die canonistisch und vertragsmäßig der Kirche gebührenden Rechte und Freiheiten verfochten und in ihren Forderungen zuweilen weiter gingen als ihr Bischof, auch sich nicht scheuten, nicht blos mißliebige Institutionen, sondern auch Persönlichkeiten schonungslos anzugreifen und an die Oeffentlichkeit zu ziehen. So namentlich in der anonymen Publication „Neueste Denkschrift der württembergischen Staatsregierung an den römischen Stuhl. Veröffentlicht und beleuchtet, nebst einigen wichtigen Actenstücken" (Schaffhausen 1844), als deren Verfasser L. gilt. Im J. 1845 wurde L. Decan und Pfarrer von Amrichshausen, den 1. September 1856 Domcapitular und bis 1862 zugleich Dom- und Stadtpfarrer von Rottenburg, 1862—1868 vom Domcapitel gewähltes Mitglied der württembergischen Abgeordnetenkammer. Er starb am 12. Juni 1868. Litterarische Arbeiten finden sich von ihm im „Katholik", sowie im Kirchenlexicon von Wetzer und Welte. Als eigene Schrift erschienen noch: „Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz" (Tübingen 1863).
Linsenmann.

Longolius: Gisbert Longueil, der sich latinisirt Longolius nannte und aus dem alten Geschlechte von Langenrechte stammte, ist etwa 1507 zu Utrecht geboren, da er sich selbst Trajectensis schrieb; die Angabe von Andernach als Geburtsort muß daher falsch sein. Wo er vorgebildet sei, ist unbekannt, nachher studirte er auf italienischen Universitäten und kam als Dr. artium et medicinae von dort zurück. Darauf wurde er Rector der berühmten Schule zu Deventer, dann Professor und praktischer Arzt in Köln. Als der Rostocker Rath unter pecuniärer Beihülfe der Hansestädte Lübeck, Hamburg, Lüneburg, Riga und Reval, vielleicht auch Bremen, anfing, die in den Reformationswirren völlig

heruntergekommene Universität und das nach Joh. Oldendorp's Abzug in der Reaction ganz zerfahrene Schulwesen neu in die Höhe zu bringen, wurden 1542 aus Köln drei (unfraglich protestantische) tüchtige Männer als Restauratoren berufen, L., Straub (Strubius) und Noviomagus, als deren erster und bedeutendster L. ausnahmslos genannt wird. Seine Vorschläge liegen, nach seinem Tode bei L. Dietz gedruckt, noch vor: „Studii litterarii publici in academia Rostochiensi diligens et accurata restauratio". Sie zeigen ein hochbedeutsames pädagogisches Verständniß, das nur deshalb jetzt weniger auffällt, weil seine auf tüchtigem Eindringen in das Wesen der Wissenschaften beruhenden Vorschläge, damals noch neu, jetzt unserem Unterrichtssystem so ziemlich zu Grunde liegen. Er wollte eine Dreitheilung des Studiums, nach damaliger Ansicht vereinigt in der Universität: zu unterst ein paedagogium zur Vorbildung der jungen Leute, dann ein Gymnasium, dessen Angehörige in den Regentien wohnen und sich dem studium artium hingeben sollten, darauf dürfte erst der Eintritt in das Studium der drei geschlossenen Facultäten: Medicin, Rechte und Theologie, folgen. Die Bearbeitung des juristischen methodischen Lehrplans hatte ihm sein Freund Straub geliefert. Ohngefähr entspricht seine Eintheilung unserem heutigen Lehrplan: 1) Mittelclassen des Gymnasii, 2) Oberclassen, denn diese lehren wesentlich, abgesehen von einigen strengeren philosophischen Cursen, was damals das studium artium umfaßte, 3) Universität, deren philosophische Facultät etwas ganz anderes ist, als die der alten Artisten. Der Rath war auf diese noch 1542 gemachten Vorschläge eingegangen, und L. ging nach Köln zurück, um zur dauernden Niederlassung in Rostock seine Bibliothek herüberzuholen. Dort erkrankte er plötzlich und starb am 30. Mai 1543. Sein Freund Noviomagus konnte die beabsichtigte Organisation nicht durchsetzen; er und Straub verließen die eben noch so viel versprechenden Anfänge, da die treibende Kraft mit L. dahingeschieden war. Erst etwa 10 Jahre später raffte die Universität sich wieder auf.

Die Nachweise bei Krabbe, Univ. Rostock. Krause.

Longolius: Johann Daniel L., Arzt und Mathematiker, geb. am 10. Aug. 1677 in Rückersdorf bei Meißen, † am 1. Mai 1740 in Bautzen. Von seinem Vater, einem Geistlichen, vorbereitet, besuchte er die Schule in Bautzen und studirte in Leipzig und Halle zuerst Philosophie, sodann, nachdem er 1699 Magister geworden war, unter Stahl Medicin. 1704 habilitirte er sich in Halle und kehrte, nachdem er von 1705 an zwei Jahre hindurch eine Lehrstelle in Berlin versehen hatte, 1707 dorthin zurück, wo er 1709 Dr. med. wurde. Bald darauf wandte er sich in die heimische Lausitz zurück und lebte bis zu seinem Tode als praktischer Arzt in Bautzen. L. war ein denkender Kopf, jedoch von Excentricitäten und unklaren Reformideen keineswegs frei. Hierauf deuten schon die Titel seiner Schriften hin, z. B. „Ankündigung eines Collegii mathematico-moralis et pantthermeneutiei" (Halae 1707) und „Entlarvte Mathematik oder zulänglicher Entwurf einer ganz neuen Grundmathematik" (Bautzen 1735). Ebenso handelt ein im ersten Bande der „Oberlauf. Beiträge" publicirter Artikel „Von Unrichtigkeit und Unvollkommenheit der Mathematik".

Otto, Lexikon der seit dem 15. Jahrhundert verstorbenen und jetztlebenden Oberlausitzischen Schriftsteller und Künstler, 2. Bd. Günther.

Longolius: Paul Daniel L., Philolog, Schulmann und Historiker, geb. am 1. November 1704 zu Kesselsdorf bei Dresden, † am 24. Februar 1779 in Hof. Gebildet auf der Kreuzschule in Dresden, bezog er 1724 die Universität Leipzig, wurde dort am 12. Februar 1728 zugleich Baccalaureus und Magister,

beabsichtigte die akademische Laufbahn zu betreten, hielt auch vielbesuchte Vorlesungen und hat es bis zu einem Platz in der philosophischen Facultät gebracht: er disputirte prima vice pro loco (Aufnahme in die Facultät) im Winter 1733—34, secunda vice im Sommer 1734; damit waren die Vorbedingungen zum Eintritt in die Facultät erledigt. Ehe er aber aufgenommen wurde, erhielt er 1735 einen Ruf als Rector des Gymnasiums in Hof. Was L. für diese Schule in fast 50jähriger Thätigkeit leistete (er schrieb auch eine „Geschichte des Höfischen Gymnasiums", 2 Thle., 1743 u. 1746), hat Lechner (s. u.) an vielen Stellen seines Programms dargethan; aber auch die Wissenschaft, besonders die Localgeschichte, verdankt ihm nicht wenig. Noch von Leipzig her war er eifriger Mitarbeiter des großen Zedler'schen Universallexikons; in Hof schrieb er unzählige Programme: 33 über die Menschenopfer, eine große Reihe über die Profan-, Kirchen-, Gelehrten-, Münz- und Adelsgeschichte der Stadt Hof und ihrer Umgebung, 43 über jene Gegend als Hermundurenland (von Ernesti 1793 gesammelt, s. u.); besondere Verdienste erwarb er sich, da er die Archive zu Ansbach und auf der Plassenburg unbeschränkt benützen durfte, um die Erforschung der Geschichte der brandenburg-kulmbachischen Lande. Zeugniß davon geben seine drei Werke: „Sichere Nachrichten von Brandenburg-Culmbach" (10 Thle., Hof 1751—62), „Vorraths allerlei brauchbaren Nachrichten", 6 Fächer (Schwabach 1765—67), „Beschäftigungen mit bewährten Nachrichten" (4 Hefte, Hof 1768—70); außerdem hat er drei Classiker musterhaft herausgegeben: Plinii epistolae nach Kortte's Tod (Amsterd. 1734, 4°), Diogenes Laertius gr. et lat. (Curiae 1739), Gellius (ibid. 1741). Die Titel seiner sämmtlichen Schriften hat Ernesti S. 42—58 zusammengestellt.

Theoph. Chrph. Harles, De vitis philolog. I. 243—253. G. W. Kirsch (sein Amtsnachfolger), 5 Programme über Longols Lebensumstände (Hof 1779—83, 4°). Joh. Heinr. Mart. Ernesti, Notitia Hermundurorum Tom. I. (Norimb. 1793; Longolius' Vita S. 1—64). Gg. Steph. Lechner, Schicksale des Gymnasiums in Hof (Hof 1846, größtentheils nach Acten). Unbedeutend ist A. Neubig's Aufsatz im Archiv f. Gesch. von Oberfranken, VII. 2 (Bayreuth 1858), S. 1—22. G. Laubmann.

Lonicerus: Adam L., Sohn des Johannes L. (s. u.), geb. zu Marburg am 10. October 1528, † zu Frankfurt a/M. am 29. Mai 1586; erlangte schon im 13. Jahre das Baccalaureat und im 16. die Magisterwürde. Er bekam darauf ein Lehramt an dem Gymnasium zu Frankfurt a/M. unter Micyllus, kehrte aber wegen der Kriegsunruhen schon nach einem Jahre nach Marburg zurück. Dort und in Mainz, wo er Hauslehrer bei einem Dr. Osterod war, studirte er Medicin, wurde 1553 Professor der Mathematik in Marburg und 1554 daselbst Dr. der Medicin. In demselben Jahre verheirathete er sich mit Magdalena, der Tochter des Buchdruckers Christian Egenolph in Frankfurt und wurde nach dem Tode des Stadtphysicus Graff am 4. October 1554 zum Physicus in Frankfurt ernannt. Neben dieser Stelle besorgte er auch die Correcturen in der Buchdruckerei seines Schwiegervaters. L. war ein fruchtbarer Schriftsteller, der sich auf dem Gebiet der Arithmetik (1570, 1581), Geschichte der Medicin, Heilkunde, Staatsarzneikunde (Pestilenzordnung 1572, Hebammenordnung 1573) ꝛc. versucht hat. Von großem Einfluß waren seine botanischen Schriften, weshalb Linné auch seinen Namen im Genus Lonicera verewigt hat. Seit 1550, wo er das Kräuterbuch des Eucharius Rhodion (Röslin) neu herausgab, hat er sich mit dieser Wissenschaft beschäftigt. Sein „Kräuterbuch" in Folio, welches 1555 in lateinischer, 1578 in deutscher Sprache erschien, ist in der deutschen Ausgabe sehr populär geworden, so daß noch 1783, also nach

mehr als 200 Jahren, eine neue Ausgabe davon in Augsburg erschien. Das Kräuterbuch gab außer den deutschen und lateinischen Namen der Pflanzen auch die griechischen, französischen, italienischen und spanischen an, und lieferte eine Anleitung zum Destilliren.

Ein Sohn von ihm, Johann Adam L., getauft am 23. Novbr. 1557 in Frankfurt, der sich Teucer oder Teucrius oder Teucrides Annaeus L., Poeseos et Medicinae candidatus, auch Poeta nannte, lebte als Litterat in Frankfurt bis Ende des Jahrhunderts, hat mancherlei compilirt und übersetzt und auch mehrere Schriften seines Vaters herausgegeben. 1583 hatte er bereits den größten Theil seines Erbes durchgebracht, 1585 war er civiliter nicht mehr zu belangen und wurde in den Schuldthurm gesetzt. In dieser Zeit muß er katholisch geworden sein, denn 1585 publicirte er ein Werk über die katholischen Orden (Frankfurt, 4°) und am 28. October 1588 wird er Rector (paedagogus) der Domschule und hat nach dem Catechismus Canisii zu unterrichten. Im Juli 1589 hat er diese Stelle schon wieder verloren, 1599 geht er durch nach Helmstädt, wo er verschollen ist.

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, VIII, wo indeß Teucer (S. 87) mit Johann Adam L. (S. 88) identisch ist. Frankfurter Archiv.

Stricker.

Ein Bruder des Arztes Adam L. war Philipp L., welcher am 23. November 1568 Rector des Gymnasiums in Frankfurt wurde, am 27. Juli 1576 um seinen Abschied bat und entlassen wurde. 1582 wurde er Prediger in Friedberg und starb am 30. Juli 1599. Er hat die „Chronica turcica“ in drei Bänden 1584 herausgegeben.

Strieder a. a. O., VIII. 78. Lersner, Chronik von Frankfurt, 2. Bd., 2. Abth. S. 111. 112.

Str.

Lonicerus: Johannes L., Philolog und Theolog, war um 1499 zu Artern im Mansfeldschen geboren. Sein Stiefvater wollte einen Handwerker aus ihm machen, doch L. begab sich nach Eisleben, um daselbst, ohne auf elterliche Unterstützung Anspruch zu machen, zu studiren. Durch Noth, Kummer und Beschwerden aller Art rang sich der Jüngling hindurch, er zog nach Erfurt, von da nach Wittenberg, wo er Augustiner wurde und an Luther und Melanchthon warme Gönner fand. Der letztere und Joach. Camerarius verwendeten ihn auch als Collaborator bei ihren griechischen Editionen. Am 24. Januar 1521 wurde er Magister zu Wittenberg. Durch Thomas Blaurer an Philipp Engentinus empfohlen, erlangte er wirklich durch diesen die Möglichkeit, an der Freiburger Universität hebräisch lehren zu können. Doch wurde er daselbst in kurzer Zeit verdächtig, einen beleidigenden Anschlag gegen die Franziscaner an die Münsterthüre angeheftet zu haben, der Stadtrath war darüber so erregt, daß er sich äußerte: Wenn wir den Schuldigen kennten, würden wir ihn verbrennen, selbst wenn er ein Doctor wäre. L. wich also nach Eßlingen und begab sich später (1523) nach Straßburg, wo er vier Jahre verblieb. Besonders war es Gerbel, mit dem er hier verkehrte; sowol in Schurer's Officin wurde er beschäftigt, als er auch thätig war, Versionen der lutherischen Schriften in die lateinische Sprache vorzunehmen, um die Lectüre derselben in Frankreich zu ermöglichen. — Aber auch in Köpfel's Officin hat er gearbeitet und daneben wissenschaftliche Vorlesungen gehalten, dort besorgte er die Handausgabe der alexandrinischen Uebersetzung des Alten Testaments. 1524 heirathete er daselbst die Tochter eines Bürgers und folgte dem Rufe Landgrafs Philipp von Hessen, der ihn als Professor an die 1527 (April) eröffnete Universität Marburg und zwar für die griechische Sprache berief. 1536, nach Sebastian Nautzenus Tode, er=

hielt er auch die Professur des Hebräischen. Berufungen nach Lüneburg und Mansfeld schlug er aus, weil seine finanziellen Verhältnisse in Marburg sich gebessert hatten, 1564 (15. Mai) erhielt er die theologische Doctorwürde. Am 20. Juni 1569 starb er und hinterließ fünf Söhne (Adam, Philipp, Prediger zu Friedberg, Heinrich Theophilus, Thrasybulus, Johannes). Adam wurde Botaniker, von ihm hat das Geißblatt (Lonicera) den Namen. Johann L. wendete sich, wie der Vater, zur Poesie; auch er hat, wie der Vater, ein Trauergedicht auf den Tod Eoban Hesse's geschrieben, der sich einst als Lonicerus' Verbleib in Marburg in Frage stand, für diesen eingesetzt hatte. (L. blieb mit Luther in steter Verbindung, wovon mehrere Briefe Zeugniß geben.) Die „Historia de morte et cruce", welche (Frankfurt, Egenolph, 1552) erschien und im elegischen Versmaß behandelt ist, gehört nicht dem Vater, sondern Johannes dem Sohne an, der Vater spendete dazu nur eine Ode Sapphica in Christi Dei Nativitatis gloriam. 1520 schon polemisirte L. — wie Justus Jonas gegen Faber — auf Geheiß Luther's, der sich mit dem „Esel" nicht befassen wollte, wie der Titel des Schriftchens näher besagt „Contra Romanistam fratrem Augustinum Alveldensem, Franciscanum Lipsicum Canonis Biblici publicum lictorem et tortorem eiusdem". Auf dem Titelblatte nennt sich L. Augustinianus. Das Büchlein hat die Datirung Wittenbergae apud Collegium Novum, ist dem Prior der Augustiner, Caspar Guttell gewidmet, und zeigt, daß L. im Mai 1520 noch Augustiner in Wittenberg war; er nennt auch Luther ausdrücklich seinen Lehrer. In dem Vorworte an die frommen Leser erklärt er seine Kühnheit, die es gewagt, daß er, ein Jüngling gegen einen Mann, er, der Diacon gegen einen Priester, er, der Hörer des Psalter, gegen einen Professor geschrieben mit den Worten: „Quis . . . aut infans aut balbus puer tam ineptissimo non audeat autori respondere". Im Verlaufe verspottet er den Autor, der weder Grammatik noch Theologie verstehe und rechnet ihn fortwährend geißelnd zu den „Magistri nostri", welche nach dem Mammotrectus „sciunt componere". In einer eigenen „Protestatio" verwahrt er sich dagegen, als ob er damit Stadt und Universität Leipzig angreifen wollte, es wäre ihm lieber gewesen, wenn Luther die Bestie angegriffen hätte, aber der habe mit Eck zu thun. Die Ausfälle, die nun gegen diesen und Emser folgen, sind im Stile des damaligen Litteraturpatrons des h. Grobianus gehalten, dabei liebt er es, in Wortspielen sich zu versuchen (z. B. furias chori = furias cordis). Er verwahrt sich auch dagegen, als ob er gegen den Franciscanerorden etwas vorhabe, dessen ehrwürdiges Mitglied Konrad Pellicanus in Basel Luther sehr freundlich gesinnt sei, nur mit dem einen Ischariot, dem Alveld, habe er es zu thun. — Der junge Kämpe focht mit „seines" Luther's Waffen, hier und da prunkt er auch mit classischer Gelehrsamkeit, ungefüge Grobheit und treffender Witz wechseln mit einander in der Weise, wie man damals Controversen führte; in dialogischer, dramatisch belebter Form geht auch diese frische Schrift einher. Daß Huß Unrecht geschehen und das Constanzer Concil in manchem geirrt, spricht L. mit Entschiedenheit aus. — Später in Straßburg nahm L. aufs neue die theologische Schriftstellerei auf. Er ließ u. a. bei Wolf Cephalaeus (Köpflin) 1526 ein, wie es scheint, vielbegehrtes Buch erscheinen, das den Titel führt: „*ΤΗΣ ΘΕΙΑΣ ΓΡΑΦΗΣ ΠΑΛΑΙΑΣ ΔΗΛΑΔΗ ΚΑΙ ΝΕΑΣ ΑΠΑΝΤΑ*: Divinae scripturae veteris novaeque omnia." Die Praefatio an den christlichen Leser ist ein lebhafter Panegyricus auf das Gotteswort; er vergleicht darin Pindar und Homer mit der hl. Schrift, die Alles weitaus überträfe. In der Eintheilung und Anordnung sei er Luther gefolgt, „unum illum et praestantissimum sacrarum literarum PHOENICEM." Die Apokryphen gibt

er am Schlusse; er hat übrigens auch die Aldina herangezogen und bemerkt: ex vetustissimis in Graecia scriptis biblis Ἰωσίππου liber de Machabaeis, qui hactenus non est excusus. — Immer mehr tritt bei L. die Lust am Uebersetzen hervor; von seinen Versionen wird eine Reihe genannt und näher besprochen werden. Die um 1528 (Basel, Cratander) erschienene Pindarübersetzung ist dem hessischen Hofprediger M. Adamus gewidmet; mit der prosaischen Version des so „keuschen und frommen Poeten" verband er ästhetische und ethische Zwecke, sie war vornehmlich für die Jugend bestimmt. Auch der bedeutendste Theologe, meinte L., könne diesen Dichter lesen. Er läßt es nicht an Lob für seinen geliebten „vates" fehlen; daß er ihn in Prosa übertragen, entschuldigt er mit dem Vorgange Valla's und Volaterranus' bei ihrer Homerübersetzung. Schließlich macht er Aussicht auf Pindarscholien, durch die er Alles erklären werde. Er hält viel auf diesen Poeten: ut enim semper de diis, heroibus, principibus, victoribus canit, ita gravibus verbis antiquisquę sententiis undique abundat, ut plane grandiloquentiae exemplum nobis in propatulo per ipsum exhibeatur. Am Rande gab L. schon in dieser Ausgabe einzelne kleine erklärende Bemerkungen über Eigennamen, Wort- und Sacherklärungen. Vom Isokrates erschien die lateinische Uebersetzung Lonicers 1529 bei Cratander in Basel unter dem Titel „I. Atheniensis . . . . . Orationes. Ejusdem vita ex Plutarcho, Philostrato et Dionysio Halicarnaseo". Es sind 21 Reden mit einem stattlichen Index und einer Dedication an Philipp, Landgrafen von Hessen, in der dieser in würdiger Weise für die Gründung der Marburger Universität gerühmt wird. Am Schlusse findet es L. nöthig, sich deshalb zu rechtfertigen, daß er einem christlichen Fürsten einen heidnischen Schriftsteller widme. In der Bibel sagt er, suchen wir Christus, „extremos mores adeoque Reipublicae administrationem vel ἐκ τῶν ἀπίστων sumi posse nemo inficias ibit. Atque utinam plerique Christianorum Isocraticas plerasque praeceptiones memoria tenerent, moribus exprimerent". Nicander's Veteris poetae et medici Theriaca et Alexipharmaca cum scholiis (Coloniae opera Joan. Soteris 1531) sind dem Kanzler des Landgrafen von Hessen, Johann Ficinus von Liechtenau, dem Patron der Marburger Universität gewidmet. Auf Wunsch Soter's hat L. die Uebertragung begonnen, er ruft des Kanzlers Mäcenatenthum an, und fügt Aussprüche und Verse der Alten (auch ex Suda!) über Nicander hinzu. Er selbst bewundert den Inhalt, der in die Natur so einblicken läßt, aber auch die Ausschmückungen: „Atque ista omnia dii boni quam insignibus tum historicis tum fabulis saepe dilatat amplificat exornat". Es wird Allen gefallen, qui naturae arcana tam graphice depicta in Nicandro perspicient. Auch für Theologen ist das Buch von Bedeutung, das wol über den Dioscorides zu setzen ist. Eben aus diesem und dem Plinius, Oribasius, Apulejus von Madaura, Homer, Theokrit und Pindar hat er Noten hinzugefügt. L. spricht es sodann aus, der Zeitersparniß wegen habe er den Dichter prosaisch übertragen, ein Dichter solle dies einmal poetisch thun. Mitten unter den Alexipharmaca findet sich ein Gedicht des Euricius Cordus, des Aesculap und Chiron von Marburg (S. 87), wie auch eines von R. Hadamar ad Lectorem vorausgeht. 1533 erschien bei Herwagen in Basel seine Uebersetzung des Aiax sammt Hymnen des Callimachus und Cyrenäus. Das Sophokleische Stück bietet Text und gegenüberstehende lateinische Uebersetzung, die allerdings nicht hochpoetisch genannt werden kann. Es ist dem Abte von Fulda, Johann Grafen von Henneberg, gewidmet, dem er in beweglicher Weise den Verfall der schönen Studien und das Ueberhandnehmen amusischer Menschen, die Rohheit des Adels klagt. Die auffallende Widmung des Evangelischen an einen katholischen Kirchenfürsten erklärt L. durch die Angabe, sein

College Nicolaus Asclepius habe ihm die ausgezeichnete Liebe des Abtes zu den schönen Wissenschaften geschildert; sei der Stoff seiner Version auch ein profaner, so enthalte er doch gar fromme Sprüche und gute Lehren für die Jugend. Die Hymnen sammt einem „Genethliacon divo Vilhelmo iuniori Cattorum principi“ sind Jacob Lersner gewidmet. Das letztere (in Distichen) ist nicht besser und schlechter, als alle diese Lesefrüchte von gelehrten Männern, die ohne Dichter zu sein, classische Reminiscenzen und Phrasen in mehr oder minder correctem Metrum zusammenfügen. Panegyrisch wird neben dem Fürstengeschlechte auch Marburg gepriesen. — In das J. 1534 fällt: „Theophylacti Bulgariae Archiepiscopi in Habacuc etc. enarrationes, iam primum in lucem aeditae, interprete J. L.“ bei M. Eisengrein und J. Bebel. In der Dedicationsepistel an Ludwig Hörlen, Pfarrer in Frankenberg, liefert L. Angaben über Theophylactus und lobt den Bibliothekar Angelo von Lucca in Venedig, der nicht so wie andere Bibliothekare diesen Schatz verheimlicht und mit Nacht bedeckt habe. Auch auf dem Gebiete der grammatischen Litteratur versuchte sich L. 1536 erschien bei Egenolf in Marburg „Graecae Grammaticae methodus“, die 1540 und 1551 abermals Auflagen erlebte. Die zweite Auflage berücksichtigt besonders die Syntax. Der Panegyriker des Werkes, Reinhard Hadamar, wies auf die große Anzahl der Grammatiken hin, von denen die einen zu knapp, die anderen zu ausführlich seien, aus ihnen habe nun L. einen Auszug zu keinem anderen Zwecke, als zum Nutzen der studirenden Jugend gemacht. Das Werk wird dann durch einen in griechischen Distichen gehaltenen Dialog zwischen dem Anagnostes (Leser) und Leontonikes (L.) eingeleitet, in dem derselbe Gedanke, den er auch in der Dedication an seinen Freund, den Jur. Dr. et homo trilinguis Sebastian Augustus, den Professor des Hebräischen, ausspricht, wiederkehrt. Knappere Zusammenfassung und klare Auseinandersetzungen lassen sich dem Lehrbuche des L. nicht bestreiten, besonders das Verbum ist eingehend behandelt, die Syntax mit reichlichen Beispielen aus Prosaikern (Thukydides, Plato, Demosthenes ꝛc.) und Poeten (Homer und die Tragiker) versehen. Am Schlusse der Syntax verweist er auf Gaza und Constantin Laskaris, „obwol es für den Tiro dieser Sprache genügen könne“ und spricht das vortreffliche Wort aus: „Cetera enim bonorum autorum lectione, cum usu tum exercitatione potius discuntur, quam adeo prolixis Grammaticorum regulis“. Es folgen sodann einige Lesestücke, die bekannten consecratio mensae, gratiarum actio und ein Brief des Gregor an Celeusius. 1537 erschien zu Basel bei Robert Winter „Veteris cuiuspiam Theologi Graeci succincta in D. Pauli ad Romanos epistolam Exegesis“ in der durch Oporinus veranlaßten lateinischen Uebersetzung Lonicerus' mit einer Widmung an Gerhard Noviomagus. Es ist ein ungemein notenreiches Buch, die Anmerkungen überwiegen den Text. Von Lonicerus' theologischen Uebersetzungen hielt übrigens Bucer nicht viel; er bestritt ihm das rechte Verständniß. Eine lateinische Uebersetzung erschien 1537 unter dem Titel „Demosthenis Oratio de Classibus“ ꝛc. sammt griechischem Text (Basel, bei Robert Winter). Sie ist dem Peter Nigidius, dem Rector des Marburger Gymnasiums, gewidmet, aus Vorlesungen entstanden und mit Marginalnoten versehen. Die Version war wegen der vielen Ausdrücke, die sich auf Krieg und Seewesen beziehen, ziemlich schwierig. L. meint aber, dasselbe thun zu dürfen, was andere gethan, die erst wenig Zeit dem Griechischen gewidmet. Zwischen Uebersetzung und Text ist ein weitläufiges Philosophiae Encomium eingefügt, das er bei der Zutheilung des Magisteriums an Jodocus Chimerinus, Antonius Corvinus und Johannes Kymäus gehalten, wobei es an Citaten und panegyrischen Bemerkungen für die Philosophie nicht fehlt, auch biographische Daten über die Genannten gegeben werden. 1540 er=

schien zu Marburg bei Christ. Egenolf: „Librorum Aristotelis de Physica auscultatione, de Generatione et corruptione, de longitudine et brevitate vitae, de vita et morte animalium, de anima Compendium“ mit dem Motto: πάντα ἀνθρώπινα πράγματα κύκλος. Es war dem Professor der Dialektik und Decan der artistischen Facultät zu Marburg, Caspar Rudolph, gewidmet, der diese aus Vorlesungen an der Universität (1536) entstandene Arbeit publicirt wünschte. Sein Werk soll, wie er in der Dedicationsepistel sagt, den schwer zu beschaffenden griechischen Aristoteles ersetzen, der übrigens ja auch allzu weitläufig ist. Denn so sehr L. die hohe propädeutische Bedeutung der Philosophie für alle Berufsfächer (in Iatrice, Nomice vel Theologice) betont, bemerkt er doch, die Jugend habe nicht die Zeit, viele Jahre der Physik zu widmen . . alius scopus, alius finis est, nimirum Christus et Evangelium, cui sunt addicti. Freilich versteht sich auch die Vorbereitung in den schönen Wissenschaften von selbst, si enim Grammatices, Dialectices, Rhetorices, Philosophiae ignara sit, quid obsecro in sacris adsequetur? Durch seine Schrift will er den griechischen Aristoteles nicht aus den Händen der Jugend nehmen, sondern bewirken, „ut hac veluti Isagoge Aristotelis physiologicos libros melius intelligere discat“. L. eröffnet sein Werk mit einem „Encomium Philosophiae Naturalis“, in dessen Eingang er über den Mangel an Theilnahme an der Philosophie klagt, wie er sich bei den Studierenden zeige. Hierauf wendet er sich ziemlich breitspurig zum Lobe der Philosophie, deren Begriff er mit Cicero's Ausdruck divinarum et humanarum rerum cognitio bestimmt, deren Eintheilung und Geschichte er bespricht. Dabei rühmt er vorzüglich die Naturphilosophie (φυσιολογίαν), die Sokrates durch seine Ethik abgeschwächt habe, „ut non adeo in precio fuerit“, die aber von Aristoteles wieder hergestellt und gestärkt worden sei. Gut ist die Bemerkung, die Philosophie sei dem Menschen so eingeboren, daß schon Adam der erste Philosoph gewesen sei. Und zwar der erste Naturphilosoph, das habe er erwiesen durch die Unterscheidung und Benennung aller Wesen. Wir stehen darin Adam nach, die wir nichts definiren und beurtheilen können, „cuius idea iam antea menti nostrae impressa non fuerit“. Die Physiologie aber hat göttlichen Ursprung, deshalb sollen die Schüler sie eifrigst betreiben, aber auch wegen ihrer Wirkungen auf Charakter und Wissen. Seitenhiebe fallen dabei ab auf Gesandte, Verächter der schönen Künste auf „purpuratum aliquem avarum legisperitum vel amusum negotiatorem“. L. faßt die Physik im allerweitesten Sinne als Naturlehre, zu der auch die Medicin gehöre. Lebhaft betont er den Nutzen, der sich aus dem griechischen Texte des Aristoteles für dessen Verständniß ergebe und kennt genau den Unterschied zwischen der Auffassung und Benützung desselben in den „barbara secula“ und seiner Zeit, wobei er die treffende Bemerkung macht, früher habe man trotz des verderbten Textes den großen Philosophen nicht ohne Nutzen studirt, „nostra vero iuventus, quum possit optimorum praeceptorum beneficio hodie plurimum assequi, torpet, hiat, ignava est“ 2c. Ganz hübsch ist die Betrachtung des Verhältnisses, in dem die Physik zur Ethik steht, vortrefflich aber die wahrhaft große Erfassung der Einheit aller Wissenschaft und die Aufforderung an die Pfleger aller Disciplinen einander brüderlich zu unterstützen. Auch die Lehren, in denen er schließlich der Jugend die Wege weist, sind didaktisch nicht unbedeutend, selbstverständlich soll auch die Beschäftigung mit der Philosophie das Eine, das noth thut, erzeugen: die Liebe zu Gott. — Die Bearbeitung ist sehr frei, mitten drinnen finden sich Erklärungen, historische Notizen, auch Gedichte, z. B. des Euricius Cordus. — 1540 erschien die sogen. Nikomachische Ethik in ähnlicher Bearbeitung, die er mit einer griechisch geschriebenen Dedicationsepistel eröffnete, in der er erklärt, daß er nur um den Nutzen der Jugend dieser Arbeit sich unterzogen habe. Aus

demselben Jahre stammt „Theophylacti Bulgariae Archiepiscopi in omnes divi Pauli Apostoli Enarrationes iam recens ex vetustissimo archetypo Graeco per D. J. L. fidelissime in Latinum conversae". „Ad haec eiusdem Theophylacti in aliquot Prophetas minores compendiaria explanatio eodem J. L. interprete. Cum Indice copiosissimo". Basileae, Cratander, fol. Das Werk ist dem König Christian von Dänemark gewidmet; in der 1538 datirten Dedicationsepistel meint er versichern zu können, daß sein Vorgänger in der Uebersetzung der „Enarrationes in Pauli epistolas", Porsena aus Rom Vieles ausgelassen und falsch übersetzt habe, was ein jeder bemerken müsse, der jene Version mit dem griechischen Original zusammenhalte; in der Uebersetzung der „Explanatio in prophetas quatuor" sei er wol der Erste, der dies Werk gewagt. Diese Uebersetzung erschien ohne Dedication 1548 (in Duodez) in Paris (de Marnes). 1543 lieferte L. für die bei Egenolf in Marburg erscheinende Ruellische Version des Dioscorides von Walter Ryff Scholien „cum nomenclaturis Graecis Latinis Hebraicis et Germanicis". Die sehr umfangreiche Schrift ist dem Verleger gewidmet, mit dem er schon in Straßburg befreundet war. Im Hinblick auf den Augeiasstall der medicinischen Litteratur, der durch die barbarischen Interpreten der Araber entstanden sei, verweist L. auf Hippokrates, Galenus und den von letzterem so sehr gelobten Dioscorides. In der Vorrede spricht sich L. auch gegen die Emendationen aus, die ohne Zugrundelegung neuer Handschriften am Texte des Dioscorides gemacht würden. 1548 schloß er das zu Basel erschienene Büchlein „Lycurgi adversus Leocratem Oratio, nunc primum in lucem edita J. L. interprete" ab, das er dem Grafen Reinhard von Isenburg, einem tüchtigen Gräcisten und Bibliophilen widmete. Er habe diese Rede „plenam priscae eloquentiae, fidei et masculae virtutis" vor zwei Jahren auf Antrieb des Justinus Gobler (der die Rede des Demosthenes vom Frieden dieser Edition beifügte) übersetzt. Charakteristisch sind folgende Bemerkungen: „Neque enim hic vel gloriolae fumum aucupor, sed quidam in plateis publicis gloriosuli Thrasones, neque predae inhio, ut nonnulli vultures. Quod si Musae meae Charites tuae arriserint, factus sum compos voti". „Erotemata in Galeni de usu partium in Hominis corpore ll. XVII." edirte L. bei Egenolf in Frankfurt um 1550. L. geht von der richtigen Ansicht aus, daß jeder Mensch über seinen Körper belehrt sein sollte, nennt die Aerzte Naturphilosophen und behauptet, daß er nur die Naturphilosophen nennen könne, welche auch Aerzte seien. Ueber die Anlage seines Buches sagt er: „Quod quum Galenus in his libris absolutissime tradat, visum est mihi eos in Erotemata redigere, in quibus praecipua attingerem, quae in hisce traderentur". L. findet in Galen mehr solide Philosophie, als in des Aristoteles Büchern über Naturlehre. Aber auch Gottes Größe könne man daraus recht erkennen lernen; kurz in beinahe überschwenglicher Weise wird Galen anempfohlen und gepriesen. Darauf folgen Index, eine kurze Vita G., griechische Verse Lonicerus'. Als Anhang zu dieser lateinischen Schrift sind vier Bücher de Meteoris gegeben, ein Gegenstand, den L. schon einmal (1537) bei einem akademischen Festact erwähnte. Die Schrift ist dem Candidaten der Medicin Johann Lebenstein (Löwenstein?) gewidmet, auch diese Arbeit ist die Frucht von Vorlesungen und eine Zusammenstellung von Stellen aus Aristoteles, Plinius und Pontanus. Ein griechisches und ein lateinisches Gedicht Lonicerus' führen das instructiv angelegte Buch ein.

Ueber Lonicerus vgl. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, in welcher ein Verzeichniß der Schriften Lonicerus' gegeben ist. Die Correspondenz mit Luther siehe bei De Wette. Ein unbedeutender griechischer Brief Lonicerus' an Johann Lange befindet sich in der Camerariana in München. Horawitz.

Lonneux: Martin Franz Joseph de L. gehörte einer Aachener Patricierfamilie an, welche zwischen 1725—54 durch ihr Haupt Martin Lambrecht de L. als Bürgermeister im Besitze der Gewalt in der Reichsstadt Aachen war. Martin Franz Joseph L. studirte in Löwen die Rechte, wo er 1770 „Dissertationes iuris“ drucken ließ. Er heirathete Maria Theresia v. Geyr, Schwester des Aachener Vogtmeiers Rudolf Constantius v. Geyr zu Schweppenburg und wurde Mitglied des Aachener Schöppenstuhls und als solches Genosse, dann Haupt einer Anzahl akademisch gebildeter oder dem Kaufmannsstande angehörender junger Männer, welche freisinnigen Ideen huldigten, Entfernung von Mißbräuchen, gewissenhaftere Beobachtung der Verfassung bei den Raths- und Beamtenwahlen, gerechtere Vertheilung der öffentlichen Lasten u. s. f. verlangten. Aachen war in der Zeit, wo es dem Verluste seiner reichsständischen Selbständigkeit entgegenging, in einem Zustande starker politischer und bürgerlicher Auflösung, wie Fremde und Einheimische einstimmig berichten. (Man lese nur v. Dohm, Entwurf einer verbesserten Constitution der kaiserlichen Reichsstadt Aachen, 1790, Georg Forster, Ansichten vom Niederrhein, Berlin 1791, I. S. 169, Die Kreisdirection zur Unterdrückung der Unruhen in Aachen im J. 1781 ff., Haagen, II. S. 401 und die aus den achtbarsten Bürgern Aachens bestehende Wohlthätigkeits-Commission in der Zeit der französischen Occupation, 1803, bei Salm, Historische Darstellung des Armenwesens der Stadt nach amtlichen Quellen, Aachen 1870, S. 6 f.) Im ausschließlichen Besitze der Gewalt in der Reichsstadt Aachen war von 1777—86 ein Jahr um das andere Stephan Martin Dauven, Doctor der Rechte, welcher 1759 in Trier die Dissertation Instructio de solido ficto drucken ließ. Diesem machte der Schöffe L. und seine Gesinnungsgenossen Opposition, die besonders im J. 1784 hervortrat. In größeren und kleineren Preßerzeugnissen griff man sich gegenseitig an, schrieb Libellen, welche auf Befehl des Raths verbrannt oder gerichtlich verfolgt wurden. Der Streit nahm immer größere Dimensionen an, so daß die gesammte Bürgerschaft zuletzt in zwei Lagern getheilt stand. Vielfach ruhte die Arbeit und wurden die Werkstätten geschlossen, während müßiges oder arbeitscheues Gesindel die Straßen und freien Plätze singend und lärmend durchzog, die Häupter seiner Partei hochleben ließ oder auf deren Kosten in den Wirthshäusern bis tief in die Nacht hinein zechte. Mancher Ehrgeizige hat durch die Spenden an seine Anhänger sein Vermögen zerrüttet.

Die Opposition gegen das Dauven'sche Regiment ließ eine 80 Beschwerdepunkte gegen die Verwaltung enthaltende Schrift drucken, welche 18 der einflußreichsten Bürger unterzeichnet hatten, und sechs andere, L. an der Spitze, am 31. März 1786 dem Rath überreichten. Im Mai gaben die regierenden Bürgermeister, Steph. Dom. Dauven und Joh. Jak. v. Wylre, sechs Geschickten einer jeden der 14 Zünfte „Auskunft über die von einigen wenigen Bürgern in das Publicum ausgestreuten, auch dem hohen Rath am 31. März zugebrachtn Beschwerden, Fragen &c.“ In einer „Prüf- und Aufklärung“ hielten die Beschwerdeführer ihre Behauptungen aufrecht. Unterdessen nahten die Frühjahrswahlen in den Zunfthäusern und auf dem Rathhause heran. Außer Neumänner- oder Beamtengaffel wählte jede der übrigen 14 Zünfte zur Ersetzung des jedesmal zur Hälfte abgehenden Raths aus ihren Mitgliedern jährlich acht, wenigstens 24 Jahre alte unabhängige Personen, aus welchen der Große Rath, aus 127 Mitgliedern bestehend, am 23. Juni von jeder Zunftgaffel ein neues Mitglied zum Kleinen, aus 43 Mitgliedern bestehend, und drei neue Geschickte oder Gesendete zum Großen Rath wählte. Am 23. Juni jeden Jahres war daher der Große Rath erneut und am folgenden Morgen des Johannistages trat derselbe zum ersten Mal zusammen. An demselben Tage wurden vom

Großen Rath die Beamten gewählt. Zum Kleinen und zum Großen Rath gehörten die beiden regierenden und die beiden abgestandenen Bürgermeister. Beide Bürgermeister wurden zwischen dem 6. Januar und dem 25. Mai jedes Jahres gewählt und traten ihr Amt am 25. Mai an. Der erste derselben, der Schöffenbürgermeister, mußte aus den Mitgliedern des hohen Schöffenstuhles, der Bürgerbürgermeister aus den Adelichen oder anderen angesehenen Bürgern gewählt werden. Wurde ein Nichtaachener gewählt, so erhielt er mit dem Amt auch das Bürgerrecht. Unter Tumult und Gewaltthat schritten in den letzten Tagen Mai's die Zünfte zu den Wahlen. Die Parteihäupter hielten offene Tafel oder gewährten ihren Anhängern andere Vortheile. Als in der Krämerzunft die alte Partei in der Minorität blieb und ihr Unterliegen auch bei den folgenden Wahlen voraussah, berichtete sie an den Kaiser nach Wien und verbot jede fernere Wahlhandlung, bevor eine Entscheidung eingetroffen sei. Wegen der tumultuarischen Vorgänge, Drohungen und Gefahren beim Hin- und Zurückgang vom Rathhause beschloß der Kleine Rath, dasselbe nicht eher wieder zu betreten, als bis der Kaiser die nöthigen Anordnungen getroffen habe. Durch ein sogen. Plebiscit wurde Dauven gezwungen, die beanstandete Wahl der Krämerzunft anzuerkennen. Der nun zu Stande gekommene Große Rath sollte am Johannistage den Kleinen Rath wählen. Haufen trunkener von L. gewonnener Stadtsoldaten, von lärmenden Pöbelhaufen begleitet, durchzogen unter dem Rufe „es lebe L., es lebe die neue Partei" die Stadt und umlagerten das Rathhaus. Als L. gewahrte, daß die alte Partei mit 22 Stimmen mehr siegte, behauptete er, seine Gegner hätten doppelte Stimmen abgegeben. Darauf öffnete er ein Fenster des großen Rathhaussaales und rief hinaus: „Bürger herauf, sehet, wie man euch betrügt!" Bewaffnete Haufen drangen herauf, erbrachen die Thüre des Wahlsaales, drangen auf ihre Gegner ein, verwundeten viele und vertrieben alle nicht blos aus dem Rathhause, sondern auch aus der Stadt. Die Bürgermeister wurden in ihren Wohnungen festgehalten, Dauven durch Drohungen zur Abdankung und v. Wylre zur abermaligen Berufung des Großen Raths gezwungen. Ein auf den 29. Juli 1786 datirter, auf einem Quartbogen unter dem Titel „Exposé succinct des troubles de la ville libre et impériale" anonym gedruckter Brief nimmt in ruhiger Erörterung der Verhältnisse entschieden Partei für Dauven, den er la seule bonne tête de la ville nennt. Der Verfasser, kein Aachener, wol ein sorgfältig beobachtender Badegast, erzählt: „Die Neuerer erregten durch ihre Beschwerdeschrift Unwillen und es blieb ihnen nur noch das Mittel der Verführung. Jedes Haus der Neuen Partei war ein Wirthshaus geworden, wo man den ganzen Tag die Arbeiter unentgeltlich trinken ließ, deren Trunkenheit Unordnung veranlaßte, welche die strengste Polizei kaum verhüten konnte. Bei solchen Gelegenheiten wurden die Wahlstimmen oft zu hohen Preisen gewonnen. So sahen die Neuerer dem Wahltage mit Ruhe entgegen. Früher gab jede Zunft ruhig ihre Stimme ab und zog sich wieder zu ihrer Arbeit zurück; heute schüchtert man die Schwachen ein, bestärkt die Unschlüssigen, gewinnt die Unentschiedenen und rückt mit Knütteln gegen die Gegner vor .... Selbst wenn die Klagen der Neuerer begründet wären, erscheine ihr Verfahren tadelnswerth, da die Verfassung ihnen den Weg angebe, denselben in gesetzlicher Weise abzuhelfen. Der Magistrat fürchte nicht, daß seine Verwaltung untersucht werde; und Stadtrechnungen wären vorgelegt und richtig befunden worden. Der Bürgermeister Dauven, welcher angeklagt werde, er habe Holz und andere der Stadt zugehörige Materialien zum Baue eines Hauses verwendet, habe am 9. Juni dem Rath die Quittungen über den Ankauf derselben und diejenigen der Arbeiter vorgelegt und erbiete sich auch, den anderen Einwürfen zu begegnen." Der Schreiber ermahnt die Bürger, vom Hader abzulassen, der zur

Feindschaft sogar zwischen Vater und Sohn und zum Untergange der Republik führe, und lobt den neuen Spielpächter, welcher das Spiel, welches früher nichts eingebracht, zur einträglichsten Einnahmequelle der Stadt gemacht habe. Er fordert die Bürger auf, welche über die Stadtschulden klagen, die Summen, welche sie zur Anfachung der bürgerlichen Unruhen mißbrauchen, dazu zu verwenden, die Stadt schuldenfrei zu machen. Ueber die Magistratswahlen vom 23. und 24. Juni sagt er: Man hoffte eine Wahl ohne Tumult. Die Partei Dauven hatte 22 Stimmen mehr; L. behauptete, es seien doppelte Stimmen abgegeben worden. Anstatt dieses zu constatiren, öffnet er ein Fenster des Rathhaussaales und es erfolgt, was oben erzählt wurde, mit dem Zusatze, daß der Schreiber den L. das Volk wegschicken, ihn auf die Freitreppe des Rathhauses treten und fragen läßt: Wollt ihr mich zum Bürgermeister? Ja! Ich verspreche euch alle Jahre ein Volksfest. Bravo! Man wird euch soviel Geld geben, als man kann. Bravissimo! fiat L.! jubelte das Volk. Dauven legte krank und vom Volke bedroht seine Würde nieder und der Rath ernannte unter den zweiten regierenden Bürgermeister Freiherrn v. Wylre, den vorjährigen oder abgestandenen Bürgermeister Brammertz, und unter dem Schöffen L. die Beamten und erklärte die Ruhe wieder hergestellt. Bürgercompagnien sollten auch fernerhin das Rathhaus bewachen! Der Schwager Lonneux's, der Vogtmeier Freiherr Felix Arnold v. Geyr zu Schweppenburg ließ am 5. Juli den Rathsgliedern und der Bürgerschaft durch Anschlag an die Stadtthore und an das Rathhaus mittheilen, daß die Parteien ruhig den Bescheid des kaiserlichen Gerichts abwarten, und daß die abwesenden Rathsmitglieder und Bürger ohne Gefahr zurückkehren könnten, daß auch, wenn es verlangt würde, der Kurfürst von der Pfalz die nöthigen Truppen senden würde. Da der eine der am 24. Juni verdrängten Bürgermeister, Freiherr J. J. v. Wylre, mit mehreren Beamten sich nach dem zwei Stunden von Aachen entfernten Cornelimünster zurückgezogen hatte und von hier aus die Beschlüsse der faktischen Regierung in Aachen annullirte, so entstand große Verwirrung. Durch kaiserliches Patent d. d. Wetzlar 28. Juli wurden v. Wylre und die anderen Beamten aufgefordert, nach Aachen zurückzukehren, auch wurde in Aussicht gestellt, die Fürsten des westfälisch-niederrheinischen Kreises im Nothfalle zum Schutze aufzubieten. Am 3. August langte von Wien ein Erlaß, gez. Colloredo, an, welcher L. und den zehn anderen am 26. Juni gewählten angesehenen Bürgern gebot, ihre Stellen niederzulegen, und den alten Magistrat einlud, die Verwaltung fortzusetzen. Der Kaiser drückte seinen Unwillen über die Unordnungen aus und drohte sogar mit Todesstrafe. Da es bei Verordnungen und Drohungen blieb, so strömte von allen Seiten Gesindel nach Aachen. Beide Autoritäten, die nach Cornelimünster ausgewichene und die in Aachen befindliche, klagten über Verschleuderung der Einkünfte, der Accise, des Steinkohlen- und des Galmeibergwerkes.

Auf kaiserlichen Befehl wurde am 21. December L. nebst vier anderen von allen Amtsverrichtungen bis nach Erledigung der fiskalischen Klage suspendirt und ihnen alle Emolumente entzogen. J. J. v. Wylre machte vorstehenden Befehl am 4. Januar 1787 von Cornelimünster aus bekannt. Manche der Neuen Partei schauten nach außen, ja nach Frankreich um Hülfe um. Zu den aufrührerischen Bewegungen in den benachbarten Reichslanden, dem Hochstifte Lüttich und der gefürsteten Abtei Stablo-Malmedy scheint sie keine Beziehungen gehabt zu haben.

Während L. von den Anhängern seiner Partei in den Himmel gehoben wurde, griffen die Gegner ihn auf das rücksichtsloseste an. So heißt es in einem Gedichte von etwa 150 Versen, das am 9. Januar 1787 bei Gelegenheit der

Beerdigung des Freiherrn v. Birnes, Dechanten des Krönungsstiftes, unter dem Titel „Das Leichenconduct“ erschien, von ihm:

Ein Mann, den Weib und Bank verblendet,
Der durch des Goldes Reiz und Schein,
Um Bürgermeister blos zu sein,
Sein Hab und Gut und Ehr' verschwendet.

Ein „Reichsstadt-Aachener Patriotenlied zum Neuen Jahr 1787“ in 25 Strophen sagt in der 17.:

Euch wird der deutsche Fürstenbund
Alsbald zur Seite steh'n,
Auch Frankreich werdet Ihr zur Stund
Als Euren Schutzpatron sehen,
Es ist ja Ludwigs eigne
Garant vom Münster Friedensband.

Strophe 23 lautet:

D'rum aufgericht' von Marmor Stein
Ein Pyramid zu ehren,
An welcher soll geschrieben seyn,
Der Nachwelt zu belehren,
Wie Herr de Lonneux unsere Stadt
Vom schweren Fall gerettet hat.

Im April des Jahres 1787 erging vom kaiserlichen Reichskammergericht an die Fürsten des rheinisch-westfälischen Kreises die Aufforderung, den ergänzten und in seiner Autorität wieder hergestellten Magistrat auf dessen oder des Bürgermeisters v. Wylre geschehene Requisition mit Militärgewalt zu schützen. In einem kaiserlichen offenen Brief vom 15. Mai 1787, in welchem geklagt wird, daß ein großer Theil der Bürger und Eingesessenen sich am 30. April und am 2. Mai unbesonnen und tumultuarisch gegen die öffentliche Ruhe und Sicherheit benommen habe, wird an die Kreisfürsten sammt und sonders die Aufforderung erlassen, auf Requisition des Bürgermeisters v. Wylre ohne Verzug ein Commando von 300 Mann in Aachen einrücken zu lassen. An demselben Tage wurden die Subdelegirten des niederrheinisch-westfälischen Kreises durch zwei Stadtbeamten in Jülich empfangen, die darauf mit 300 Grenadieren nach Aachen zogen. v. Dohm, einer der Subdelegirten, berichtete Ende Juni nach Berlin, die gegenseitige Erbitterung der Parteien mache ihr Geschäft ungemein beschwerlich; die wichtigste Arbeit bis heran habe darin bestanden, zu bewirken, daß die diesjährigen Wahlen constitutionsgemäß und ohne Tumult stattgefunden. Keine der Parteien ließ es an Attentaten und unerlaubten Mitteln fehlen. So ließ der faktisch waltende Magistrat andersgesinnte Bürger einziehen, um sie an der Ausübung ihres Wahlrechts zu verhindern, auch die Alte Partei ging mit Thätlichkeiten gegen ihre Gegner vor. In Folge der Untersuchungen wegen der Unruhen vom J. 1786 wurde der Schöffe L. am 3. October 1787 verhaftet und in das sogen. Grasgefängniß beim ältern Rathhaus mit dem mitangeklagten Dr. juris Vossen gebracht, wo er mehrere Jahre gefangen saß. Das kaiserliche Kammergericht in Wetzlar befahl am 21. November eine Specialuntersuchung gegen beide. Vermittelungsversuche angesehener Männer, des neuen Stiftsdechanten Cardell, des Erzpriesters v. Mylius, des Altbürgermeisters v. Strauch und anderer, die Getrennten zu versöhnen, blieben ohne Erfolg. Unordnungen und Wahlumtriebe währten die nächsten Jahre fort. Heftige Parteischriften, unter ihnen zu Gunsten Lonneux', wurden gedruckt und verbreitet. Die Untersuchungscommission schloß eine große Anzahl Bürger, unter ihnen die angesehensten der Stadt, von dem Wahlrecht aus. Der Delegirte v. Dohm hatte seit dem J. 1788 eine revidirte Verfassung ausgearbeitet, die er im April 1790 drucken ließ. Dieselbe wurde von der Kreiscommission dem Reichskammergericht zur Begutachtung vorgelegt und von diesem der Stadt zur Annahme

empfohlen. Die Kreiscommission und die Kreistruppen wurden im J. 1791 von Aachen abberufen. Beide hatten der Stadt große Lasten und Kosten verursacht. Am 17. Februar 1792 erließ endlich das Reichskammergericht ein Urtheil in Sachen Aachen gegen Aachen, befahl die Annahme der revidirten Verfassung und gab den des activen und passiven Wahlrechts beraubten Bürgern dieses wieder zurück, damit bei vorzunehmenden Raths- und Beamtenwahlen kein Mangel an tüchtigen und brauchbaren Subjecten ferner vorgeschützt werden könne. Das Recht wird ihnen zurückgegeben vorbehaltlich jedoch des Processes und des künftigen Urtheils in der Tumultssache.

Am Ende des Jahres rückten die Franzosen in Aachen ein, machten dem sechs Jahre währenden Jammer ein Ende und brachten dem Schöffen Martin de L. die Freiheit.

Man vgl. Friedr. Haagen's Geschichte von Aachen, II. S. 373 ff.

Haagen.

Lo: Jan van L. (oft unrichtig Vanloo geschrieben), der Stammvater einer großen Künstlerfamilie, Maler, geboren um 1585. Er lebte in Ecluse in Flandern; ob er auch dort geboren war, ist unbekannt. Es ist immerhin möglich, daß er ein Abkömmling der ansehnlichen Haarlemer Familie van Loo war. Nähere Nachrichten fehlen. J. Houbraken soll nach ihm eine Gesellschaft von Spielern und Zechern gestochen haben. Ver Huell, der Houbraken's Werk beschrieben hat, kennt das Blatt nicht.

Jacob van Loo, des Vorigen Sohn, Maler, geb. in Ecluse 1614, † zu Paris 1670. Er arbeitete zuerst in Amsterdam und begab sich sodann nach Paris, wo er 1663 in die Akademie aufgenommen wurde. Er malte Bildnisse und Genrescenen. Das Porträt des Bürgermeisters C. van Benningen hat J. Houbraken gestochen. Arn. Houbraken sagt, der Künstler wäre insbesondere in der Darstellung nackter Figuren, vorzüglich Frauen, ausgezeichnet gewesen. Beweis dafür ist eine Fortuna vom J. 1655 in Schleißheim und das pikante Bild eines nackten, ins Bett steigenden Mädchens, das Porporati so meisterhaft unter dem Namen „le Coucher“ gestochen hat. Chaponnier hat das Blatt copirt. Durch seine Uebersiedelung nach Paris sind seine Nachkommen: Louis der Sohn, Jean B. und Charles die Enkel und des letzteren fünf Söhne, alle Künstler, Franzosen geworden durch Geburt und durch ihre Kunstweise.

S. A. Houbraken. Kramm. Ver Huell. Wessely.

Loos: Cornelius L. (ins Lateinische übersetzt lautet sein vlämischer Name Callidius und erscheint in dieser Uebertragung in Bayle's Dictionnaire hist. et crit.), geb. zu Goude 1546, † zu Brüssel am 3. Februar 1595, studirte in Löwen, trat sodann in den geistlichen Stand und erlangte ein theologisches Lehramt in Mainz und gab sich daselbst einer fruchtbaren litterarischen Thätigkeit hin. Er siedelte später ins Trier'sche über, woselbst aber seines Bleibens nicht war, weil er durch Bestreitung des Glaubens an Zauberei und Hexenwesen Anstoß erregte. Er mußte 1592 seine Ansichten hierüber öffentlich zurücknehmen und das Trier'sche Gebiet verlassen. Er begab sich nach Brüssel und verwaltete daselbst kurze Zeit eine Pfarrei; des Rückfalles in seine widerrufenen Irrthümer bezichtiget, hatte er eine längere Kerkerhaft zu bestehen. Den Folgen einer zum dritten Male gegen ihn erhobenen Anklage kam sein Tod zuvor. Schriften: „De tumultuosa Belgarum rebellione sedanda“ (Mainz 1579). — „Apologia in orationem Philippi de Marnix pro archiduce Austriae Matthia“ (1582). — „Annotationes in Ferum super Joannem“ (Ferus = Wilt s. Bd. VI, 721). — „Defensio adversus Chr. Franckenium ceterosque sectarios ἀρτολατρείαν impie asserentes“ (1581). — „Illustrium Germaniae scriptorum catalogus“ (Biographieen 89 deutscher und belgischer Schriftsteller, Mainz 1581). — „Ecclesiae venatus“

(Cöln 1585). L. besorgte auch eine Ausgabe der Comoediae sacrae, welche von seinem Zeitgenossen und Landsmanne Cornelius Schonäus unter dem Titel Terentius christianus veröffentlicht worden waren.

Swert, Athenae belgicae. — Foppens, Bibliotheca belgica. — Nouvelle biographie générale (Paris 1860). Werner.

Loos: Daniel Friedrich L., Stempelschneider. Geb. zu Altenburg am 15. Juni 1735, † zu Berlin am 1. October 1819 als königl. preußischer Hofmedailleur, Mitglied und Assessor im Senate der königl. Akademie der bildenden Künste. Am 1. Mai 1816 diente er dem Staate 60 Jahre mit Treue und Auszeichnung, wie die schöne von Gottlieb Goetze gefertigte Bronzemedaille auf ihn sagt. Von 1756 an war L. 11 Jahre lang in Magdeburg thätig, worauf er in Berlin als Stempelschneider arbeitete.

Vgl. Ad. Weyl, Paul Henckel'sche Sammlung, Berlin 1876, S. 25, 30, 31. Numophyl. Ampach., Naumburg 1834, N. 9732, 9791, 9792. Berliner Blätter, 6. Bd. 1873, S. 323, N. 94, cf. N. 101, 102. Th. St.

Loos: Gottfried Bernhard L., geb. 1773, † 1843, Generalwardein und Münzrath in Berlin. Er gründete die hochberühmte Medaillenmünze in Berlin, etwa 1822. Er war der Sohn von Daniel Friedrich L. Aus der Familie Loos gedenken wir noch dreier Glieder, welche sich als Stempelschneider ausgezeichnet haben: 1) Georg Friedrich, 1742—66 in Nürnberg und Würzburg; 2) Karl Friedrich, 1756—70 in Nürnberg; 3) Friedrich, 1797 bis 1806 in Berlin.

Vgl. Ad. Weyl, Die Paul Henckel'sche Sammlung brandenburg-preußischer Münzen und Medaillen, Berlin 1876, S. 26, 27, 30, 51, und Schlickeysen, Erklärung der Abkürzungen auf Münzen, Berlin 1855, S. 174. Die sechs von L. seit 1821 herausgegebenen numismatischen Schriften s. in Leitzmann's Bibliotheca numaria, Weißensee 1867, S. 81, 82. Th. St.

Lorbeer: Christoph L., Bürgermeister der Stadt Stralsund zur Zeit der Reformation, aus einer alten dänischen Ritterfamilie gebürtig, wurde seit 1507 Mitglied des Raths und gelangte durch seinen Schwiegervater, den Bürgermeister Oseborn, schon früh zu bedeutendem Einfluß. In der Folge jedoch, als seit dem J. 1523 die Lehre Luther's sich nach Stralsund verbreitete und zugleich eine demokratische Verfassung gegen den Rath und das Patriciat begünstigte, wandte er sich von Oseborn, der dem Katholicismus und aristokratischem Regimente ergeben blieb, allmählig ab und war, im Verein mit den späteren Bürgermeistern Rolof Moller und Franz Wessel (s. d. B.), sowie dem Mitgliede des Gewandhauses Ladwig Vischer, ein eifriger Beschützer der neuen Lehre und der liberaleren Verfassung des städtischen Gemeindewesens. In dieser Richtung gestattete er, mit Hülfe des lutherisch gesinnten, im übrigen aber conservativ gebliebenen Bürgermeisters Nicolaus Schmiterlow II. (s. d. B.), den protestantischen Predigern Ketelhodt und Kureke (s. XV, S. 666) in Stralsund zu predigen und beschützte auch den Augustiner Joh. Berckmann (s. II, S. 353), welcher von Mecklenburg nach Stralsund übersiedelte und uns in einer Chronik ausführliche Nachrichten über seinen Gönner berichtet hat. Als endlich im J. 1524 der Sieg der Reformation, nach einem Aufstande der Bürger entschieden war, erhielten Moller und L. die Bürgermeisterwürde; mehrere ihrer Anhänger traten in den Rath und vereinigten sich mit der Gemeinde zu einem Recesse, kraft dessen neben dem Rath ein aus 48 Personen bestehendes bürgerschaftliches Collegium die Verwaltung führte. Neben einer sorgfältigen Ordnung der städtischen Finanzen, war nun ihr vorzügliches Bestreben auf die Besetzung der Pfarren mit lutherischen Predigern gerichtet, unter denen sich Joh. Knipstrow (s. XVI, S. 298),

später Generalsuperintendent von Pommern, auszeichnete, sowie auf die Anstellung von Lehrern für die städtische Schule, in den Personen von Joh. Aepinus und Anton Gerson, für welche eine Kirchen- und Schulordnung entworfen wurde. In dieser bewegten Zeit wußte sich L. durch große Lebensklugheit, welche von seinem Feinde Sastrow (s. d. B.) u. A. Treulosigkeit genannt ist, gewandt in die wechselnden Verhältnisse zu fügen, während seine Genossen, Nic. Schmiterlow II. und Rolof Moller, welche offen und energisch ihre abweichenden Anschauungen vertraten, sich genöthigt sahen, wiederholt aus ihrem Amte zu scheiden. L. führte die Bürgermeisterwürde jedoch bis zu seinem Tode, wirkte als Bevollmächtigter Stralsunds in der Fehde mit dem Abte Valentin v. Neuencamp (1528) und in dem langwierigen Processe, welchen der Kirchherr Hippolytus Steinwer (1527—30) gegen die Stadt beim Reichskammergericht führte und gewann, sodaß die vertriebenen katholischen Geistlichen wieder zurückkehrten. Der im J. 1531 erfolgte Tod des katholisch gesonnenen Herzogs Georg von Pommern und der Religionsfriede zu Nürnberg verhinderten jedoch die Ausführung jenes Urtheils. Bei dem neuen Volksaufruhr im J. 1534, entstanden durch die Weigerung Schmiterlow's, den Krieg Lübecks unter Wullenwever und Marcus Meyer gegen Dänemark und Schweden zu unterstützen, welcher mit der Absetzung Schmiterlow's und der Beschränkung des rathsherrlichen Regimentes endigte, fügte sich L. dem Willen der Menge, indem er jeden Widerstand für nutzlos ansah, und gewährte den Lübecker Unternehmungen bereitwillig Hülfe an Geld, Schiffen und Söldnern. Als er aber dann auf einer Fahrt nach Wismar erkannte, daß Wullenwever in der Person des Herzogs Albrecht von Mecklenburg einen ungeeigneten Prätendenten aufstellte, widerrief er den von den Stralsunder Achtundvierzigmännern eigenmächtig ausgestellten Vertrag mit Albrecht durch Abschneidung des Siegels, und schloß sich in der Folge, als die Volksgunst, nach unglücklichem Ausgange des Krieges, sich dem Bürgermeister Schmiterlow und dem Patriciate wieder zuneigte (1537), mit gleicher Gefügigkeit dem alten Regimente an, indem er die Aufhebung der Recesse von 1254 und 1535 und des Achtundvierzigercollegiums genehmigte. Nach Schmiterlow's Tode (1539) ältester Bürgermeister und von den pommerschen Herzogen geehrt und mit Grundbesitz belehnt, sowie ein gewandter Vertreter der Stadt auf den Landtagen, erlebte er noch die Befestigung der Reformation durch den Passauer Vertrag und Augsburger Religionsfrieden und starb am 16. October 1555, von dem Chronisten Berckmann ebenso gefeiert, wie in Sastrow's Selbstbiographie in gleicher Weise, wie seine Söhne Olof und Zabel, geschmäht.

Sastrow's Leben, h. v. Mohnike, I, S. 30—62, 111—183; III, S. 91—130; Mohnike und Zober, Stralsunder Chroniken, I, S. 32—145; Fock, Rüg.-pomm. Gesch., V, 140—330; Dinnies, Stemm. Sund. XXXIX.

Pyl.

Lorber von Störchen: Joh. Nepomuck Ignaz Christoph L. von St., Jurist, geb. zu Bamberg am 25. März 1725 als Sohn des Leibmedicus, † daselbst am 1. Juli 1797. Er studirte in Bamberg, machte am 18. Septbr. 1746 seine juristische Prüfung, besuchte hierauf die Universitäten Jena, Göttingen und Leipzig, dann behufs praktischer Erlernung der Reichsgerichtspraxis Wien und Wetzlar, wurde 1748 Professor der Institutionen und Rechtsgeschichte. des Natur- und Völkerrechts und Beisitzer der juristischen Facultät in seiner Vaterstadt, erwarb den juristischen Doctorgrad, erhielt nach Abgang von Bocris die Lehrkanzel des Staats- und Lehnrechts 1753, wurde geistlicher Rath, 1768 erster Professor der Rechte, nach Ausschlagung eines höchst ehrenvollen Rufes nach Ingolstadt im J. 1772 mit dem Titel Geheimerath, Hofkriegsrath und Obereinnahmsconsulent unter Ausscheidung aus der Universität, aber mit Bei-

behaltung der geistlichen Rathsstelle, 1780 Director des Hofkriegsraths und der Obereinnahme. Schriften: „Diss. de nobili immediato cum persona rustica nuptias contrahente nobilitate sua et feudis ante iam habitis secundum iura germanica in perpetuum privato“, 1755. „Vindiciae jurid. diss. inaug. de nobili cet.“, 1763. „De allodio stante superioritate statuum territoriali quoad praesumtionem hodie imaginario“, 1749. „Diss. an filia ex feudo masculino noviter a patre emto jure hodierno per jus peregrinum obscurato jure praesertim Bamberg. petere legitimam possit“, 1753. „Diss. an vicariis stante moderno jure constituto aut juris publ. univ. tum particularis imperii rom. germ. ratione competat jus comitia imperii universalia iudicandi aut ea quae vivo imperatore fuere prorogandi“, 1759. „De executione in causis feudal. domino feudali curia feudali formata fulgente privative competente“, 1762. Alle Bamb. in 4. „Instit. jur. feudalis“, Nürnb. 1766. Ausgabe der Werke von J. Florent, Nürnberg 1756, 4°. Andere (bei Meusel) werden von Jäck angezweifelt.

Hall. Beitr., III, 298. Pütter, Lit., II, 125. Weidlich, Biogr. Nachr., I, 479. III. Nachtr. S. 174, IV. fortges. Nachtr., S. 161. Meusel, Lex., VIII, 350. A. L. A. 1797, S. 1489. Jäck, Pantheon, Sp. 681 ff. (die Angabe des Todes 1784 bei Weidlich ist falsch). v. Schulte.

Lorch: Melchior L. (Lorich, Lorick, Lorichs), Formschneider, Kupferstecher und Maler im 16. Jahrhundert. Geboren 1527 (vgl. unten) zu Flensburg, kam er zuerst in Lübeck bei einem Goldschmied in die Lehre. Wer ihn dagegen in der Malerei unterrichtet habe, ist nicht bekannt, wie überhaupt auf seiner Jugendzeit ein Dunkel ruht. Aus seinen Mannesjahren aber wissen wir, daß er große und weite Reisen in Deutschland, Italien und den Niederlanden bis nach Constantinopel unternahm, gelegentlich deren er nicht versäumte, mit künstlerischen Berufsgenossen Bekanntschaft zu machen. In Wien besuchte er den Hof Kaiser Karls und in Augsburg während des Reichstags erfreute er sich der Gunst des Pfalzgrafen Otto. Mit Empfehlungsbriefen versehen, reiste er von hier nach den Niederlanden, dann nach Venedig, Bologna, Florenz und Rom und von hier nach der Türkei, wo er sich mehrere Jahre aufhielt. Im J. 1582 erscheint er als Hofmaler Königs Friedrich II. von Dänemark. Sein Todesjahr ist unbekannt, doch ist einer seiner Holzschnitte noch mit der Jahreszahl 1590 versehen. Seine Gemälde, deren er mehrere in Augsburg und angeblich auch zu Constantinopel verfertigte, sind selten, in größerer Zahl finden sich seine Stich- und Schnittarbeiten von sehr guter Zeichnung und Behandlung, wie er denn mit zu den besten Stechern seiner Zeit gehört. Außerdem gewähren seine Arbeiten noch das besondere Interesse, daß wir aus ihnen die Sitten und Kleidungen in fremden Ländern kennen lernen, die er auf seinen Reisen besuchte. Von seinen 25 Blättern führen wir an: eine satirische Darstellung mit der Figur des Papstes in der Hölle, unten steht die Jahreszahl 1545; Mart. Lutherus: Bildniß Luther's am Schreibtische, „Exprimit haec forma .. Melchior Lorck Flensburgens. faciebat An. D. 1548. Suae aetatis 21“, und das Brustbild Friedrichs II. von Dänemark, über dessen Rande: Melchior Lorichs 1580 .. in aere sculpebat 1582. Von seinen Holzschnitten ist besonders hervorzuheben: eine Sammlung von 69 Holzschnitten, Costüme und Gebräuche der Türken vorstellend, unter dem Titel „Des .. Herrn Melchior Lorichs Flensburgensis wolgerissene Figuren zu roß und fuß .. Alles nach dem Leben .. jetzt zum erstenmahl .. an den Tag gegeben. Hamburg bey Michel Hering, 1626, Fol.“ Es sind dies Blätter, welche L. zwischen den Jahren 1570—82 fertigte, die aber erst nach seinem Tode erschienen. L. war ein wissenschaftlich sehr gebildeter Mann, genoß die Achtung seiner Zeitgenossen in hohem Grade und es wurden

ihm selbst mehrere Bücher zugeeignet, so von Feyerabend zu Frankfurt a M. die türkische Chronik von 1577. Er selbst beschäftigte wieder andere Formschneider, von denen wir nur Jakob Anton Bringhausen erwähnen wollen, der 1571 in Berlin arbeitete und im März 1582 in die Dienste Lorch's trat, vorher hatte ihn (1571—82) Leonhard Thurneisser zu Berlin beschäftigt, der ihm aber seines lüderlichen Lebens wegen (er wurde deshalb „Bringsausen" genannt) den Abschied gab. Ein „M. Lorichs", Verfasser eines Gedichtes „Ein liedt vom Türcken vnd Antichrist", 1568 o. O. 4° (Weller, Annalen, I. S. 70) ist wol mit unserem Künstler nicht identisch.

Bartsch, Peintre-Graveur, IX, 501. Nagler, Künstler-Lexikon, VIII, 50 bis 54 u. dessen Monogrammisten, II, S. 174. Passavant, Peintre-Graveur, IX, 501 ff. Heller, Gesch. der Holzschneidekunst, S. 222, 227 und dessen Monogr.-Lexikon, S. 85. Jöcher, II, 2533. J. Franck.

Loren: Boudewyn van der L., flämischer Spruchdichter gegen 1400. Erhalten sind drei seiner Gedichte, jedes mit seinem Namen in den Schlußversen. Das erste, „De Maghet van Ghend", bezieht sich auf den Widerstand der Stadt Gent gegen die Ansprüche des Grafen von Flandern, Ludwig van Male. Allegorisch werden die Wappenthiere von Gent und Flandern, der goldene und der schwarze Löwe, einander gegenübergestellt; der Jungfrau von Gent stehen die Stadtheiligen bei. Allegorisch ist auch das zweite Gedicht, „Tijts verlies", worin die aus einem Grabe hervortönende Stimme über die Sittenlosigkeit der Zeit klagt. Offener wird diese letztere durch das dritte Gedicht, ein Gespräch von acht Personen, aufgedeckt: Ritter und Maid, Kleriker und Nonne, Mönch und Begine, Priester und Ehefrau geben ihre Herzenswünsche kund. Drei Gedichte ähnlichen Inhalts legt der Herausgeber mit Unrecht L. bei: das eine, in welchem Gontier, Gernot, Rüdeger und Hagen wünschend auftreten, wird das auch von L. nachgeahmte Original sein.

Alle sechs Gedichte s. in Oudvlaemsche Gedichte, uitg. d. Ph. Blommaert, Gent, 2 (1841), 105—120. Martin.

Lorenz, Bischof von Breslau, 1207—1232. Daß er von Geburt ein Pole gewesen, ist auf die bloße Autorität des Krakauer Canonicus Dlugosz hin nicht ohne Weiteres zu glauben. Derselbe hat in seinen Lebensskizzen der Breslauer Bischöfe sich viele Einzelheiten notorisch geradezu erfunden und andererseits das ganze Büchlein in der tendenziösen Absicht geschrieben nachzuweisen, wie große Verdienste sich die Polen um die Breslauer Kirche erworben. Bis zu seiner Wahl zum Bischofe war L. Domherr zu Breslau. Die Hauptbedeutung seiner Regierung liegt darin, daß von ihm die Begrenzung der einzelnen Kirchsprengel, also thatsächlich die Durchführung der kirchlichen Organisation ausgegangen ist, wenngleich nur von einzelnen solcher Festsetzungen die Urkunden sich noch erhalten haben. Natürlich hing hiermit die Regulirung der Zehntverhältnisse zusammen, an denen wiederum die Bischöfe ein um so lebhafteres Interesse nahmen, als die gerade damals im Anfange des 18. Jahrhunderts immer zahlreicher werdenden Anlegungen deutscher Colonistendörfer der Kirche sehr ansehnliche Einnahmen brachten. Hatten Lorenz' Vorgänger die Bedeutung derselben unterschätzt und solche Neubruchzehnten leichtsinnig verschenkt, so nahm jetzt L. sich auf das Eifrigste dieser Sache an und verfolgte sein Interesse so weit, daß der Landesfürst Herzog Heinrich I. 1225 bei dem Papste sich beschwerte, die unbilligen Zehntansprüche des Bischofs gefährdeten seine gesammten Colonisationspläne, hinderten ihre Weiterführung, ja ließen sogar das bereits Begonnene verkümmern. Das Resultat der vom päpstlichen Hofe angeordneten Vermittelung war dann die Ablösung des Naturalzehntens durch Zahlung einer Viertelmark Silbers jährlich

von jeder neubebauten Hufe, ein Abkommen, das dann dauernd geblieben ist, wie oft auch noch später die geistlichen Gewalten, welche sich bei dem Naturalzehnten ungleich besser standen, dasselbe umzustürzen sich bemüht haben. Von dem Oppelner Herzoge Kasimir erlangte Bischof L. die Schenkung eines ansehnlichen Gütercomplexes in Oberschlesien, des sogenannten Ujester Haltes, und von Herzog Heinrich I. wenigstens einen Antheil an den landesherrlichen Rechten in dem eigentlichen Kirchenlande, dem Neiße-Ottmachauischen Gebiete (1230). Bei dem Versuche den Glanz seines Bisthums dadurch zu erhöhen, daß er demselben den ersten Rang unter den Suffraganen des Gnesener Sprengels sicherte, scheiterte er, obwol der Erzbischof Vincenz von Gnesen ihn begünstigt; die römische Curie entscheidet zu Gunsten des Bischofs von Krakau (etwa 1228). Um die Gründung des Ordensstaates Preußen hat er sich gewisse Verdienste erworben und 1222 an der Seite des Herzogs Heinrich I. oder Bischofs Lorenz von Lebus einen erfolgreichen Kreuzzug nach dem Culmer Lande mitgemacht. Seinen Eifer in der Ausübung seiner Pflichten als geistlicher Oberhirt in Schlesien bezeugen die auffallend zahlreichen uns erhaltenen Nachrichten über Einweihungen neuer Kirchen, die er persönlich vollzogen. Bei vielen derselben erfahren wir von Schenkungen von Zehnten an dieselben durch den Bischof und dürfen sicher sein, daß derselbe die Erbauung der Kirchen vielfach gefördert hat. Die Stadt Breslau dankt ihm aller Wahrscheinlichkeit die Gründung einer ihrer Hauptkirchen, der zu Maria Magdalena, als Ersatz für die Adalbertskirche, welche er 1226 den Dominikanern einräumte. (Grünhagen, Anfänge der Pfarrkirchen zu Maria Magdalena und Elisabeth. Abhandlungen der schlesischen vaterländischen Gesellschaft, 1867.) Die erwähnte Schenkung an die Predigermönche war um so bedeutsamer, als sie diesem nachmals so einflußreich gewordenen Orden den Weg nach Schlesien bahnte. In gleicher Weise hat L. die Cistercienser begünstigt, welche sich um die Urbarmachung des Landes und die Einführung deutscher Cultur große Verdienste erwarben. Die Klöster von Leubus, Trebnitz und das unter seiner Mitwirkung gestiftete Kloster Heinrichau haben zahlreiche Privilegien des Bischofs aufzuweisen. Auch die Prämonstratenser haben eigentlich erst in Bischof Lorenz' Zeit in dem Vincenzstifte vor Breslau festen Fuß gefaßt, nachdem sie sich mit den Benedictinern, denen sie hier nachfolgten, definitiv auseinander gesetzt, und das erste Nonnenkloster dieses Ordens fand gleichfalls damals (1228) in Czarnowanz bei Oppeln eine bessere und würdigere Stätte, als es bisher in Rybnik gehabt hatte. L. hat auch (1210) die Augustinerpropstei zu Kamenz ins Leben gerufen und reich dotirt, aus der dann nachmals in den Händen der Cistercienser eine stattliche Abtei geworden ist. An die Zeit des Bischofs L. knüpfen sich auch die ersten Anfänge einer Fürsorge für Arme und Kranke, ohne daß wir bei der Dürftigkeit der Quellen den bestimmten Antheil, den der Bischof daran genommen, im Einzelnen nachzuweisen vermöchten. Von dem Heiligengeisthospital zu Breslau (gegründet um 1214), vielleicht der ersten Niederlassung dieses wohlthätigen Ordens in Deutschland, wissen wir wenigstens soviel, daß Bischof L. dasselbe reich beschenkt hat (1221). Um 1226 folgte dann eine weitere Hospitalstiftung in Neiße für den Orden der Hüter des heiligen Grabes, die Kreuzherren mit dem doppelten rothen Kreuze, und es ist sehr möglich, daß das Aussätzigenspital zu Neumarkt, welches uns kurz nach des Bischofs Tode zuerst urkundlich begegnet, schon zu Lorenz' Zeit ins Leben gerufen worden war. Bischof L. starb den 4. Juni 1232 angeblich auf seinem Landsitze Preichau. Die wunderliche Nachricht, daß er durch zu häufiges Einathmen von Rosenduft sich „ein Rheuma" zugezogen habe, dem er erlegen sei (Wattenbach, Monum. Lubens. p. 12) läßt sich, wie es scheint, nicht weiter als bis auf den polnischen Chronisten Dlugosz

zurückführen, der gerade auch bezüglich der letzten Schicksale der von ihm geschilderten Breslauer Bischöfe sich recht erfinderisch zu zeigen pflegt.

Grünhagen, Regesten zur schles. Geschichte, 2. Aufl. (cod. dipl. Siles. VII).

Grünhagen.

Lorenz von Bibra, Fürstbischof von Wirzburg (1495—1519), stammt aus dem in Nordfranken reich begüterten Rittergeschlechte dieses Namens, welches gegen Ende des 15. Jahrhunderts in mehreren Zweigen blühte und theils durch seinen ausgedehnten Besitz, theils durch die Zahl und Tüchtigkeit seiner Sprossen eine hervorragende Stellung unter dem fränkischen Adel behauptete. Der Vater des Bischofs, Hans v. Bibra, stand im Dienste des Hochstifts Wirzburg und war längere Zeit Amtmann zu Mellrichstadt. Wahrscheinlich in diesem Städtchen wurde ihm als zweiter Sohn aus seiner dritten Ehe mit Agnes v. Schenkenwald um das Jahr 1458 unser L. geboren. Als ein jüngerer Sohn, den noch dazu ein schwächlicher Körper von der gewöhnlichen ritterlichen Laufbahn ausschloß, wurde L. für den geistlichen Stand bestimmt und erhielt durch die enge Verbindung seines Hauses mit verschiedenen fränkischen und rheinischen Stiftern schon in jungen Jahren mehrere Pfründen. So erscheint er als Mitglied des Domcapitels zu Mainz, wo er sehr bald das Vertrauen des großen Erzbischofs Bertold v. Henneberg gewann und von diesem zu wichtigen Diensten verwendet wurde. Auch dem Kölner Domcapitel gehörte L. an; der alten interessanten Rheinstadt waren seine liebsten Erinnerungen geweiht und gerne nannte er sie das Paradies der Welt. Wol früher als nach Mainz und Köln kam L. in das Wirzburger Domcapitel, in welchem schon vordem mehrere seiner Ahnen Unterkunft gefunden hatten und welchem damals gerade ein Verwandter, der berühmte Gelehrte und Staatsmann Kilian v. Bibra, als Propst vorstand. Die Einkünfte, welche dem jungen Canoniker aus diesen und anderen Pfründen zuflossen, machten es ihm möglich, sich eine von seinen Zeitgenossen oft bewunderte wissenschaftliche Bildung zu erwerben. L. besuchte die Universitäten zu Heidelberg und Erfurt und lernte hier den eben zur vollen Blüthe sich entfaltenden Humanismus kennen und lieben. Aber auch die absterbende Scholastik war ihm nicht fremd geblieben, er hatte sich mit ihr zu Mainz und vor Allem in Köln, dem Hauptsitze der alten Richtung, bekannt gemacht. Den Abschluß seiner theologischen und juristischen Studien bildete ein kurzer Aufenthalt an den Universitäten zu Orléans und Paris. Aus den Hörsälen nahm er außer reichen Kenntnissen jenes immer rege Interesse für die Wissenschaft und Kunst ins Leben mit, das seinem ganzen Wesen eine wohlthuende Wärme und Milde verlieh; an den Höfen und auf seinen Reisen trat er mit den bedeutendsten Persönlichkeiten seiner Zeit in Berührung und sammelte reiche Erfahrungen, hier wurden ihm auch die feinen Lebensformen eigen, welche ihn bei Hoch und Nieder gleich beliebt machten. Diese Eigenschaften sowie sein friedfertiger Sinn, der jeden Conflict zu vermeiden suchte, gewannen ihm das Vertrauen des Wirzburger Domcapitels in dem Maße, daß es ihn im J. 1495 zum Propst und wenige Monate später trotz seiner Jugend — nur der gewaltige Julius Echter hat in noch jüngerem Alter den Stuhl des heiligen Burkard bestiegen — zum Fürstbischof wählte. Was sein trefflicher Vorfahrer Rudolf v. Scherenberg begonnen hatte, setzte L. mit Eifer und Gewandtheit fort. Die finanziellen Verhältnisse des Hochstifts erreichten unter ihm den höchsten Grad der Blüthe; damals hat, wie die Späteren sich seufzend erinnerten, das Fürstbisthum „in der Silbergrube gestanden“. Auf dem Gebiete der Verwaltung und Polizei, des Münzwesens und der Gerichtsverfassung suchte er zu bessern so gut es ging, doch lagen hier die Schäden zum Theil so tief, daß seine Maßregeln ohne Erfolg bleiben mußten. Ebensowenig gelang es ihm, das üppig ins Kraut geschossene Raubritterthum zu unterdrücken. Zu den

allgemeinen Ursachen, aus welchen auch die gleichen Bestrebungen des Kaisers und anderer Reichsfürsten scheiterten, kam im Hochstift Wirzburg noch das eigenthümliche Verhältniß zwischen dem Fürstbischof und dem Adel. Als L. zur Regierung kam, war die Ritterschaft noch landsässig, aber durch das politische Uebergewicht des Domcapitels von einer geordneten Theilnahme an der Regierung ausgeschlossen, während sie auf der anderen Seite wieder manche Rechte und Freiheiten besaß, welche mit dem immer mehr erstarkenden Staatsgedanken sich nicht vertrugen. Beide Theile suchten dem unklaren und ewig schwankenden Verhältnisse ein Ende zu machen; der Fürstbischof wollte die alten Privilegien der Ritterschaft möglichst einschränken, diese strebte darnach, sich vom Hochstifte ganz unabhängig zu machen und die bisherige Landsässigkeit in einen bloßen Vasallitätsverband zu verwandeln. Da weder die Kraft der Regierung noch jene des Adels hierzu ausreichte, war eine fortwährende Gährung die Folge. Der Fürstbischof, welcher bei jeder kriegerischen Verwicklung in erster Linie auf die Wehrkraft der Ritterschaft angewiesen war, sah sich so gezwungen, ihr manches nachzusehen, was er gerne verhindert hätte. Dazu kam, daß die Freiheitsbestrebungen der Ritterschaft von den Markgrafen zu Ansbach systematisch unterstützt wurden; die Wirzburgische Regierung mußte deshalb den Adel sehr vorsichtig und schonend behandeln, wenn sie ihn nicht ins feindliche Lager treiben wollte. Denn Wirzburgs Feinde waren die Markgrafen. Vor ihnen das Hochstift zu sichern war die Hauptaufgabe der äußeren Politik des Fürstbischofs L. Darum schloß er sich gleich seinen Vorgängern eng an die Fürsten von Kurpfalz und Niederbaiern an, welche seit den Tagen des gewaltigen Albrecht Achilles Gegner der fränkischen Hohenzollern waren. Durch diese Verbindung wurde das Hochstift in den Landshuter Erbfolgekrieg verwickelt, Wirzburgische Truppen kämpften damals für die Ansprüche des Pfalzgrafen Ruprecht und Wirzburgisches Geld unterstützte den Kurfürsten Philipp am Rhein gegen seine zahlreichen und übermächtigen Gegner. Es gehörte die ganze persönliche Liebenswürdigkeit, Klugheit und Staatskunst des Fürstbischofs L. dazu, um trotz dieser Parteinahme für die Pfalz nicht in die Ungnade des Kaisers zu fallen. Glücklich kam er um diese Klippe herum, aber das Herzogthum Niederbaiern war vernichtet und das pfälzische Kurhaus sehr empfindlich geschwächt. Das Hochstift mußte sich deshalb nach neuen Bundesgenossen umsehen. Im J. 1508 schloß L. eine Einigung mit dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen, welche sich bald auch zu einem engen persönlichen Freundschaftsbunde der beiden charakterverwandten Fürsten gestaltete. Vier Jahre später bot sich dem Fürstbischof ein zweiter Verbündeter an. Der schwäbische Bund, welcher im J. 1512 sich neuerdings auf 10 Jahre verlängert hatte, suchte das Hochstift Wirzburg, welches ihm bisher aus finanziellen und politischen Gründen fern geblieben war, an sich zu ziehen; es wäre dadurch die Brücke zwischen den süddeutschen Bundesständen und dem Kurstaat Mainz gebaut und zugleich dem Bunde die Möglichkeit gewährt worden, gegen die ewige „Plackerei“ in Franken energischer und mit mehr Erfolg als bisher einschreiten zu können. L. wies jedoch die ihm von dem Bunde gebotene Hand nach kurzem Besinnen zurück. Er wollte sich von der Pfalz nicht trennen, welche außerhalb des Bundes stand, das Uebergewicht des Kaisers, der denselben vielfach für seine dynastischen Zwecke ausbeutete, erschien ihm bedenklich, ebenso wenig war er geneigt, zu Gunsten des Bundesgerichtes sich an seiner Fürstengewalt etwas abbrechen zu lassen, auch die hohe Hilfe und die weite Verzweigung des Bundes schreckten ihn ab. Eine Verstärkung des Hochstifts hielt aber L. doch für nothwendig, da gerade damals die Markgrafen sehr offensiv vorgingen und zwischen ihnen und dem bisher mit Wirzburg verbündeten Hochstift Bamberg eine Annäherung erfolgte. Deshalb beförderte L. die Aussöhnung des Kurfürsten Ludwig von der

Pfalz und seines Bruders Friedrich mit dem Herzog Ulrich von Württemberg aufs Eifrigste und trat im J. 1513 mit diesen Fürsten und mit der oberpfälzischen Regierung in ein Schutz- und Trutzbündniß. Da diese Einigung ihre Spitze vor Allem gegen den schwäbischen Bund richtete und die verbündeten Fürsten vor jeder Schmälerung ihrer Fürstengewalt durch den Bund und die verhaßten Städte sichern sollte, erhielt sie den Namen „Contrabund". Für das Hochstift Wirzburg wurde indeß der Anschluß an den Contrabund in mehr als einer Richtung verhängnißvoll. L. wurde durch den unbesonnenen, leidenschaftlichen Ulrich von Würtemberg von einer Verlegenheit in die andere gebracht und wäre schließlich beinahe in dessen Katastrophe mit verwickelt worden. Gleich nachdem der Contrabund geschlossen war, bekam Wirzburg die Rache des von ihm zurückgewiesenen schwäbischen Bundes zu kosten. Gelegenheit hierzu bot der berüchtigte Ueberfall eines von Leipzig heimkehrenden Waarenzuges bei Forchheim durch Götz v. Berlichingen und zahlreiche fränkische Ritter. Von den letzteren gehörte die Mehrzahl gleich ihrem Rädelsführer Götz dem Hochstifte Wirzburg an, die übrigen saßen im Gebiete des Hochstifts Bamberg und des Markgrafen. Der Bischof von Bamberg und der Markgraf verstanden es, jede Schuld von sich und den ihrigen abzuwälzen und Wirzburg allein als den Verbrecher „auszuhämmeln". Der schwäbische Bund sollte im Auftrage des Kaisers die gegen Götz und mehrere seiner Helfershelfer ausgesprochene Acht vollziehen und den ausgeplünderten Kaufleuten Schadenersatz verschaffen. Wirzburg, dem die Aechter unterworfen waren, protestirte gegen die Einmischung des Bundes in diese Sache und wurde hierbei von Pfalz und Würtemberg energisch unterstützt. Der Kaiser stellte sich Anfangs auf die Seite des schwäbischen Bundes, dann aber als der Contrabund fest zusammenhielt und ein Krieg zwischen den erbitterten Gegnern auszubrechen drohte, suchte er zu vermitteln. Die entscheidenden Verhandlungen fanden Anfangs April 1514 zu Linz statt, wo Max eben Hof hielt. Markgraf Casimir, der persönlich nach Linz gekommen war, Bamberg, Nürnberg und der schwäbische Bund setzten alle Hebel in Bewegung, um das Hochstift Wirzburg in die Acht zu bringen oder ihm wenigstens eine übermäßig hohe Geldsumme abzupressen. Casimir suchte bei dieser Gelegenheit auch einen anderen Lieblingsplan seines Hauses durchzuführen. Fürstbischof L. und sein Domcapitel sollten durch Drohungen gezwungen werden, einen Bruder des Markgrafen, Friedrich, welcher seit kurzer Zeit Dompropst zu Wirzburg war, zum Coadjutor mit dem Recht der Nachfolge anzunehmen. Dagegen erhoben sich aber Bischof und Capitel wie ein Mann, denn sie erkannten gar wohl die ungeheure Gefahr, in welche das Fürstbisthum durch das Gelingen dieses Planes gerathen wäre. Schließlich kam Wirzburg mit einer verhältnißmäßig sehr hohen Geldbuße davon. Es mußte dem schwäbischen Bunde 6000 fl. als Entschädigung für die ausgeplünderten Kaufleute bezahlen, daneben aber machten der Kaiser und seine Räthe noch für sich ein recht einträgliches Geschäft. Max war seit mehreren Jahren dem Bischof L. 6000 fl. schuldig; jetzt mußte ihm dieser — aber nur „bittweise", nicht aus Zwang — die Schuldverschreibung zurückgeben. Die Räthe ließen sich für jedes Wort, das sie zu Gunsten Wirzburgs beim Kaiser sprachen, ordentlich „die Hände salben". Dem Hochstift blieb es überlassen, sich an den Gütern der Familie Berlichingen schadlos zu halten, es machte aber hiervon aus nothgedrungener Schonung für die Ritterschaft nur insoferne Gebrauch, daß es die Nutzungen der Lehen Götzen einzog. Die nächste Folge der Linzer Niederlage war, daß sich der Contrabund neue Kräfte zu verschaffen suchte, um künftig dem schwäbischen Bunde gewachsen zu sein. Unterhandlungen, welche Wirzburg zu diesem Zwecke mit Hessen anknüpfte, zerschlugen sich wegen der inneren Zerrüttung dieses Fürsten-

thums, dagegen gelang es dem gewandten Wirzburgischen Staatsmann Peter v. Aufseß, im J. 1515 den Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Anschluß an den Contrabund zu bewegen. Durch diese Politik lud das Hochstift den Groll des schwäbischen Bundes und des Kaisers auf sich. Mit dem letzteren war L. bis zum Linzer Tage ziemlich gut ausgekommen. Zur streng-kaiserlichen Partei allerdings hatte er nie gehört, aber er war doch regelmäßig auf den Reichstagen erschienen, hatte die dem Reiche bewilligten Steuern immer pünktlich bezahlt und sich dem Kaiser durch Geldvorschüsse, klugen Rath und heiteren Scherz angenehm gemacht. Seit dem J. 1514 trat jedoch eine merkliche Entfremdung ein, welche sich insbesondere darin kund that, daß Max die dem Hochstifte feindlichen Pläne des Markgrafen Casimir unterstützte. So verwendete er sich im J. 1517, als L. schwer krank darniederlag und täglich seine Auflösung erwartet wurde, eifrig für die Wahl des oben genannten Dompropstes Friedrich zu seinem Nachfolger. Ein Jahr später bewilligte der Kaiser dem Markgrafen Casimir ein Zollprivileg, welches die Interessen des Hochstifts empfindlich schädigte. Wie beim Kaiser fanden auch beim schwäbischen Bunde die Gegner Wirzburgs, der Markgraf, Bamberg und die Herzoge von Baiern, bereitwillig Gehör und Unterstützung. L. ließ sich aber vom Contrabunde nicht mehr abwendig machen, er stand mit Rath und That treu zu seinen Einigungsverwandten und nahm sich insbesondere des Herzogs Ulrich in seinen vielen Händeln eifrig an. Seine Versuche, den tollen Jüngling zur Mäßigung und Vernunft zu bringen, blieben erfolglos. Die Katastrophe Ulrichs erlebte L. nicht mehr; er war schon todtkrank, als ihm die Einnahme Reutlingens gemeldet wurde. Er hat diese Nachricht mit den prophetischen Worten: „Nun ist es aus mit ihm!“ entgegen genommen. In seinen letzten Stunden suchte L. noch die Nachfolge zu sichern und die Pläne der Markgrafen auf den Wirzburger Bischofsstuhl zu vereiteln. Er begehrte deshalb vom Domcapitel den schon vielfach bewährten Konrad v. Thüngen zum Coadjutor, drang aber nicht durch, weil das Capitel hierin eine bedenkliche Einschränkung seiner Wahlfreiheit sah. L. wünschte Konrad zu seinem Nachfolger nicht blos, weil derselbe durch und durch wirzburgisch gesinnt war, sondern auch weil er von ihm eine durchgreifende Reform der kirchlichen Verhältnisse erwartete. Daß eine solche Reform unvermeidlich sei, hatte er sich nie verhehlt, es ist auch während seiner Regierung Manches zur Hebung der verfallenen Zucht des Clerus und der Klöster geschehen, aber um eine consequente und dauernde Besserung nur in Angriff zu nehmen, war L. entschieden zu weltlich gesinnt. Die kirchlichen Interessen standen bei ihm erst in zweiter Linie, zunächst war er gleich seinen Standesgenossen ein weltlicher Fürst. Die Frage, ob L., wenn ihm das Schicksal ein längeres Leben gegönnt hätte, zur Reformation übergetreten wäre, erscheint uns überflüssig. Die Thatsachen, daß er den so rasch berühmt gewordenen Luther bei seiner Reise nach Heidelberg im Frühjahre 1518 freundlich aufnahm und daß er auf dem Reichstage zu Augsburg gegen das römische Aussaugungssystem sich erklärte, berechtigen schwerlich zu einem solchen Schlusse. Für die Hebung der theologischen Studien in Wirzburg hat L. es an Eifer nicht fehlen lassen; die Berufung des aus Sponheim verdrängten Trithemius zum Abt des Schottenklosters daselbst muß freilich vor Allem auch als ein Akt der Pietät und seiner Vorliebe für gelehrte und humanistische Bestrebungen überhaupt betrachtet werden. L. starb nach langem Siechthum, das er mit bewunderungswürdiger Geduld ertragen hatte, am 6. Februar 1519, wenige Wochen nach dem Tode des Kaisers.

Akten u. Urkunden des k. Kr.-Arch. Wirzburg. — Fries-Ludewig, Geschichtschreiber von dem Bischofthum Würzburg. — Gropp, Collect. noviss.

script. et rer. Wirceb., Vol. I u. III. — Ussermann, Episcop. Wirceburg. — Bibra, Geschichte der Familie Bibra, 2. Aufl. 1882. — Wegele, Geschichte der Universität Wirzburg, Bd. I S. 44—51. Göbl.

Lorenz von Lauterbach, der angebliche Verfasser des Volksbuches „Der Finkenritter“ im 16. Jahrhundert. Seine Autorschaft dieses wie mehrerer anderer jetzt verschollener Volksschriften sowie seine Heimath und sein Stand wird, allerdings nur durch die einzige und viel spätere Angabe des Hartmund Reinhold in seinem Buche „Hans Wurst“ (Nordhausen 1673, S. 10) gewährleistet. Hier sagt er: „Wer war Lorenz von Lauterbach? Ein deutscher Not. public. oder daß ichs vermuttersprache, ein offenbahrer vereydeter Notarius zu Neustadt, auch daselbst wohlverdienter Mädgen Schulmeister. Man lese aber seine minima carmina, von Rumplingern, von der Windmühle, von der schönen Helenen, von der Dorotheen, von Finken Ritter, da wird man schon genug sehen ja mit Händen greiffen wie herrliche Infälle er gehabt, da er doch in Lateinische Bücher sein Lebtage wenig Ohren gemacht.“ Sein Geburtsort wäre demnach eines der vielen Lauterbache in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, deren Ritter's geographisch-statistisches Lexikon 24 zählt, und sein Wohnort Neustadt, wovon nur 43 existiren. Der Titel seines Buches in erster Ausgabe lautet: „Der Fincken Rittern, wie der dritthalb hundert jar, ehe vnd er geboren ward, vil land durchwandert, vnd seltzame ding gesehen ...“ am Ende: „Gedruckt zu Straßburg am Kornmarkt“ o. J. (um 1560) 8⁰, 1568, 12⁰, mit drei Holzschnitten; neuer Abdruck in Reichard's Bibliothek d. Roman. 1782—94, XVI, 64 ff. In den späteren und noch bis heute veranstalteten Ausgaben, den Reutlinger Jahrmarktsdrucken, findet sich beigegeben: „Der lustige Cavalier Monsieur Hans Guck in die Welt mit seinen gesammten Scherzreden“. Der Finkenritter, eine Art Münchhausiade, häuft auf einen Namen eine Anzahl von älteren Lügenmärchen, erreicht jedoch, namentlich im Ausdruck, deren naiv kindliche Lust am Ungereimten keineswegs. Die Beigabe aber ist ein fremdartiger Zusatz, eine schlechte poetische Epistel und dann 400 „zeitkürzende Scherzreden“: Gassenhauer, aber darum nichtsdestoweniger meist recht witzig erfunden, spöttisch und scharf. Früher nahm Meusebach als Verfasser des Finkenritters, verleitet etwa durch den Druckort „Straßburg“, den Satiriker Fischart an und würde sonach das Buch zu dessen ältesten Schriften gehören; „die Fabel aber“, bemerkte mit Recht Vilmar in den Anmerkungen zu Bd. I seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur (5. Aufl. Marb. 1854, S. 511, Nr. 170), „war ohne Zweifel schon vorhanden, denn bereits 1571, zu einer Zeit, als Fischart kaum angefangen hatte als Schriftsteller aufzutreten, erwähnt Joh. Nasus in seinem gegen G. Nigrinus gerichteten Buche „Von Fratris Joannis Nasen Esel“ Bl. Ga. den Finkenritter sprichwortsweise.“

Görres, Volksbücher, S. 179 ff. Gervinus II, 366. Wackernagel, Gesch. d. d. Lit., Abtheil. 3, 470. Goedeke, Gr. I. 368, 420—421 und dessen Elf Bücher d. Dichtung I, 144. Weller, Ann., II. 385, 397.

J. Franck.

Lorentz: Friedrich L., geb. zu Kreuznach am 9. Nov. 1803, erhielt seine gelehrte Ausbildung auf dem Gymnasium daselbst unter der Leitung des Dr. Eilers, mit welchem er auch später befreundet blieb. Seit 1823 in Heidelberg, schloß er sich vorzüglich Schlosser an, durch dessen Empfehlung er Hauslehrer in einer englischen Familie wurde, was ihn zu eingehender Beschäftigung mit englischer Sprache und Litteratur führte. In Berlin promovirte er 1826 mit der Dissertation „De statu in quam Sicilia a Normannis redacta sit“. Von einer Uebersetzung des Cassius Dio erschien nur der erste Band, welcher auch eine Abhandlung von Schlosser enthält, außerdem übersetzte er die Geschichte des Königs

Aelfred, von Turner. 1828 habilitirte er sich in Halle mit der Schrift „De Carolo Magno litterarum fautore“; 1829 erschien sein geschätztes Buch über Alcuin, welches der Vorläufer eines umfassenden Werkes über die karolingische Zeit sein sollte; aber es ist nur noch 1832 in Raumer's Historischem Taschenbuch ein Aufsatz über Karls Privat- und Hofleben von ihm erschienen: er wurde diesen Studien entfremdet, indem er, nachdem er 1830 außerordentlicher Professor in Halle geworden war, 1832 einer Berufung nach Petersburg folgte. Hier war er als Professor am pädagogischen Hauptinstitut, 1836—1838 auch als Redacteur der von der Akademie herausgegebenen Deutschen Petersburger Zeitung, seit 1840 auch als Director der deutschen Hauptschulen von St. Petri, praktisch vielfach und in rühmlicher Weise thätig und und verfaßte außerdem ein Handbuch der Allgemeinen Weltgeschichte, welches (mangelhaft übersetzt) in russischer Sprache erschien und als Grundlage des Schulunterrichts dienen sollte, aber von russischer Seite lebhaft angefeindet wurde. Nach 25 Jahren verließ er 1857 seine Professur mit Pension und hielt in Bonn Vorlesungen als Professor honorarius, wurde aber schon 1858 von einer Lungenentzündung ergriffen und starb am 10. Mai 1861. Nach einem vollständig ausgearbeiteten Collegienheft von ihm gab 1867 Theodor Bernhardi die „Neueste Geschichte von 1815—1856“ heraus, eine fleißig gearbeitete Zusammenstellung ohne selbständigen Werth; ein kurzer Lebensabriß des Verfassers ist vorangeschickt und hier benutzt.

Wattenbach.

Lorenz: Johann Michael L., Professor der Geschichte und Beredtsamkeit an der Universität Straßburg. Ueber seine äußeren Lebensumstände liegt nur eine biographische Notiz seines Collegen Oberlin vor in dem Magasin encyclopédique VIIe année, t. 6 p. 220 ss. (Paris 1801), deren Angaben leider nicht durchweg den Eindruck der Zuverlässigkeit machen. Danach wurde er 1723 in Straßburg als Sprößling einer angesehenen Familie geboren, erhielt an dem dortigen Gymnasium seine erste Bildung und bezog schon mit 12 Jahren die Universität. Er wurde hier besonders von den Vorträgen Schöpflin's gefesselt, welche er acht Jahre lang besucht haben soll. Schöpflin habe ihm dann auch die Unterweisung verschiedener vornehmer junger Herren verschafft, welche ja damals Straßburg besonders gern besuchten. 1748 vertheidigte er unter dem Vorsitz von Scherz seine Dissertation „De antiquo coronae Gallicae et Carolingorum Franciae regum in regnum Lotharingiae jure“. 1749 wurde er auf Schöpflin's Empfehlung zum Hofmeister der Prinzen von Nassau-Usingen gewählt, mit welchen er fast drei Jahre die Universität Utrecht besuchte. Da er noch in dieser Stellung war, wurde er 1752 zum außerordentlichen Professor der Geschichte an seiner heimischen Universität gewählt, besuchte aber mit seinen Zöglingen noch Paris und trat erst im Sommer 1753 seine Professur an. Schon 1754 ernannte man ihn zum Professor der Beredtsamkeit. Seitdem verband er Vorlesungen über lateinischen Stil mit denen über alle Theile der Geschichte. Nach Schöpflin's Tode im J. 1771 übernahm er die ordentliche Professur der Geschichte. Schon vorher war er zum Stiftsherrn bei St. Thomas und zum Bibliothekar der Universität ernannt worden. Er starb am 2. April 1801. Seine meisten historischen Publicationen („Epitome rerum Gallicarum“, 1762; „Tabulae temporum fatorumque orbis terrae“, 1762; „Tabulae temporum fatorumque Germaniae“, 1763; „Elementa historiae universae“, 1772; „Annales breves regum Merovaeorum“, 1773; „Elementa historiae Germanicae“, 1776; „Urbis Argentorati brevis historia“, 1789) tragen den Charakter von Lehrbüchern, welche eine eigenthümliche Neigung zu trockener Schematisirung verrathen. Am deutlichsten tritt seine Art wol in dem umfassendsten seiner Werke hervor, der vierbändigen „Summa historiae Gallo-Francicae, civilis et sacrae“, welche er 1790

bis 1793 herausgab. Er verwendet da z. B. 87 Seiten auf die Regierung Franz I., gibt aber, da er Alles unter höchst complicirten Formeln rubricirt, nicht einen zusammenhängenden Satz, schreibt nichts als eine den Leser förmlich erdrückende Fülle zerrissener Einzelnheiten. Mit großer Sorgfalt ist er bemüht jedes Datum quellenmäßig zu belegen; da er aber jeden Vorgang in seine kleinsten Glieder zerlegt, so führt das zu endlosen Wiederholungen. Man kann kein frappanteres Gegenstück zu dieser ganz äußerlichen Schematisirung finden als Spittler's Entwurf der europäischen Staatengeschichte, welcher fast gleichzeitig erschien. Die Straßburger Universitätsbibliothek besitzt die französische Uebersetzung einer von L. im lateinischen Manuscript hinterlassenen Geschichte Straßburgs bis zum J. 1800, worin eine gewisse fortlaufende Erzählung versucht wird. Aber auch hier zerbröckelt Alles in zusammenhanglose und überdies schlecht geordnete Details, welche auch nicht die schwächste Vorstellung von dem historischen Leben der Stadt erwecken. — L. hat auch einige theologische Schriften veröffentlicht, unter welchen die „Annales Paulini“ (1769) die meiste Anerkennung gefunden haben. — Noch ein Umstand verdient erwähnt zu werden. Schon in seiner ersten Schrift suchte L. gegen die damaligen deutschen Publicisten das alte Recht Frankreichs auf Lothringen nachzuweisen. Mit höchst überraschender Stärke tritt aber der französische Standpunkt in einer Rede hervor, welche L. am 29. September 1781 vor den versammelten Ständen zur Feier des 100jährigen Jubiläums der „Wiedervereinigung“ Straßburgs mit Frankreich hielt und in welcher er seinem „Jubelgefühl“ einen geradezu überschwänglichen Ausdruck gab. „So kam endlich“, heißt es unter Anderem, „die verlohrene Tochter in die offenen Arme der Mutter zurück. So ward aller Furcht, Angst, Noth, allem hundert-, vielhundertjährigen Elend und Jammer auf einen Tag, in einer Stunde ein ewiges Ziel gesetzet.“ Keiner von den vielen Rednern jener Tage ist gegen die deutsche Vergangenheit der Stadt so maßlos ungerecht gewesen. Da L. viele Jahre hindurch der officielle Festredner der Universität war, so kann der Einfluß derartiger Anschauungen nicht gering gewesen sein. Baumgarten.

Lorenz: Johann Friedrich L., geb. 1738 in Halle a. S., † den 16. Juni 1807 in Magdeburg. Von seinem Jugendleben und Bildungsgang scheint nichts bekannt zu sein. Seit 1780 begegnen wir ihm, nachdem er vorher längere Zeit als Schulrector in Burg gewirkt hatte, als Conventual und Oberlehrer an der Kloster-Berg'schen Schule bei Magdeburg. Im J. 1806 beschloß er seine — nahezu 50jährige — Lehrerlaufbahn und arbeitete mitten unter den Kriegswirren des traurigen Jahres an einem „Grundriß der reinen und angewandten Mathematik“, der in seinem Todesjahre in dritter Auflage erschien. Von diesem wirklich überaus tüchtigen Werke ward noch 1820 durch den Marburger Professor Gerling eine fünfte Ausgabe veranstaltet. Von Lorenz' sonstigen mathematischen Arbeiten wäre noch hervorzuheben der „Abriß der technischen Mathematik“ (Leipzig 1786) und die verdienstliche Euklidübersetzung, die erste brauchbare in deutscher Sprache. Die ersten sechs Bücher erschienen — eingeleitet durch eine interessante Vorrede des Geheimrathes v. Segner — 1773 in Halle, die gesammten „Elemente“ dagegen 1781 ebendort. Auch in anderen Sätteln war L. gerecht; so verfaßte er zusammen mit Große ein Lehrbuch der Botanik (Leipzig 1781) und eine Anzahl kleiner geschichtlicher Leitfäden und Tabellen. Seine „Predigt über die Werke der Natur“ (Halle 1774) ist in dem teleologischen Stile des Zeitalters gehalten.

Meusel, G. T. Günther.

Lorenzberg: Stanislaus Matthäus Cosmerovius v. L., Buchdrucker und Buchhändler zu Wien im 17. Jahrhundert. Die Heimath dieses zu seiner Zeit sehr bedeutenden Typographen war der Marktflecken Wawrzeneczyce

an der Weichsel, gegenüber der galizischen Grenze, in Polen, ein Land, welches schon im 15. Jahrhundert der Stadt Neapel in Adam de Polonia 1478 und Sevilla in Ladislaus, Stanislaus und Stephanus Poloni 1491—1495, im 16. Jahrhundert aber auch Wien selbst Raphael Hoffhalter (Bd. XII, 569) als Buchdrucker gegeben hatte. Geboren 1606 als der Sohn einer Familie Cosmerov, welche dem kleinen Landadel Polens angehört und im 15. Jahrhundert das in der Nähe ihres Wohnortes gelegene Dorf Kosmerzow besessen hatte, studirte er zuerst in Krakau bei den Jesuiten, wendete sich aber der Buchdruckerkunst zu, die er in dieser Stadt bei Franz Cesarius erlernte und errichtete dann selbst in Krakau eine kleine Officin. Im J. 1640 heirathete er zu Wien Maria „Formikin", die Wittwe des 1638 gestorbenen Buchdruckers Matthäus Formica. Dieser hatte der ersteren laut Testament das Recht sowie die Einrichtung der Werkstätte bis zur Vogtbarkeit seiner Kinder zum Gebrauche eingeräumt, wogegen L. verbunden war, den Kindern die Alimentation zu reichen. Und dieser rechtfertigte in jedem Betracht das in ihn gesetzte Vertrauen, indem er diese Druckerei wie sein eigenes Gut verwaltete, ohne sie mit der seinigen, die er aus Polen mitgebracht hatte, zu vereinigen, wie er auch den alten und abgenützten Schriftenvorrath der übernommenen Officin durch einen aus Augsburg verschriebenen Gießer neu herstellen ließ. Maria Formikin starb den 15. April 1640 und mit ihr erlosch das letzte Glied der angesehenen Wiener Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie Formica, aus welcher der Gründer Leonhard Formica 1588—1605, Margaretha Formica 1607—1611, Matthäus Formica 1617 bis 1638 und Maria Formica die Summe von 166 zum Theil sehr beachtenswerthen Erzeugnissen aus ihren Pressen hatten ausgehen lassen. Nach dem Tode der letzteren ging deren Werkstätte nebst Buchladen in den Besitz ihres Mannes über. L. aber wurde bald darauf Bürger von Wien, 1641 Universitätsbuchdrucker und am 27. November 1649 erhielt er vom Kaiser Ferdinand III. nicht nur das Privilegium eines Hofbuchdruckers, sondern wurde auch in Würdigung der hervorragenden Verdienste, welche er sich als Hof- und Universitätsbuchdrucker erworben hatte, am 15. Mai 1666 in den rittermäßigen Adelstand erhoben, dieser auch auf seine ehelichen Nachkommen und Leibeserben ausgedehnt und ihm gestattet, ein adeliges Wappen und „Clainodt" zu führen. Unser Typograph wählte sich das Adelsprädikat „von Lorenzberg", das indeß nichts anderes bedeutet als Wawrzenezyce, seinen Geburtsort, indem der lateinische Namen Laurentius polnisch Wawrzenice heißt. Doch unterzeichnete er wie auch sein Sohn und Nachfolger aus Pietät ihre sämmtlichen Druckwerke stets mit dem väterlichen Namen „Cosmerovius". In welcher Achtung er aber auch außerhalb Wiens stand und welch' hohes Vertrauen man in ihn setzte, beweist die Thatsache, daß die Universität Krakau, mit welcher und ihren Gelehrten er fortwährend in freundschaftlichen Beziehungen stand, im J. 1655, kurz vor der Einnahme dieser Stadt durch die schwedische Armee, beschloß, ihren Silberschatz nach Wien zu schicken und denselben während der feindlichen Occupation bei ihm, als einem Landsmanne, der Sicherheit wegen zu deponiren. Er blieb bis 1660 in der Bewahrung des L. Dieser starb den 21. Mai 1674 in einem Alter von 68 Jahren, nachdem es ihm ein Jahr vorher noch zu „sonderbarem Trost" gereicht hatte, daß ihm der Kaiser Leopold I. am 4. Januar 1673 die Nachfolge für seinen Sohn Johann Christoph als Hofbuchdrucker zugesichert hatte. Unter den Buchdruckern Wiens ist L. unstreitig als ein Mann von hoher Bedeutung anzusehen und im 17. Jahrhundert neben Johann v. Ghelen (1678—1721) einer der hervorragendsten Meister, allerdings nach dem Geiste und Können der damaligen Zeit beurtheilt. Aber es wäre unbillig, nicht anzuerkennen, daß aus seiner Officin auch Werke hervorgegangen sind, welche mit den besten auswärtigen, wenn auch

nicht nach dem Umfange, so doch in specifisch typographischer Beziehung den Vergleich aushalten. Betrieb und Geschäft seiner Officin waren überaus rege und ausgebreitet und noch heute setzt es in Staunen, wie viele Drucke derselben in den Bibliotheken sich befinden und kein Wiener Drucker, weder vor noch nach ihm bis auf Trattner kann ihm in dieser Beziehung an die Seite gesetzt werden. Dies wurde allerdings durch die reiche Ausstattung seiner Werkstätte ermöglicht. Diese besaß nämlich fünf Pressen und das entsprechende Material an Schriften und Instrumenten, und durch eine derartige Einrichtung konnte dieselbe mit den ersten Officinen jener Zeit in die Schranken treten. Zu Leyden z. B. gab es damals außer der Druckerei der Elzeviere keine, welche mehr als vier Pressen beschäftigte, und Isaak Elzevier übergab seinem Bruder Bonaventura und seinem Neffen Abraham zur Fortsetzung des Geschäftes fünf Pressen. Freilich hatte L. keine so bedeutenden Aufträge, auch nicht von Seiten des Hofes erhalten, wie sie damals niederländische und französische Buchdrucker aufweisen konnten, um auch in solcher Richtung diesen Meistern beigezählt zu werden. Wir haben noch zu erwähnen, daß die meisten seiner Drucke in lateinischer und deutscher, viele in italienischer, auch einige in ungarischer Sprache geschahen und daß unter seinen Typen seine Antiqua, deren große mitunter scharf und zierlich geschnitten ist, die häufigste Verwendung fand. Seine Officin nebst Verlag befand sich im Cölner Hofe (Aula Coloniensis), in demselben Locale, wo auch sein Vorgänger, Matth. Formica, sie innehatte, seit 1655 aber in einem Hause der unteren Bäcker-, jetzt Sonnenfelsgasse; über den Cölnerhof, welcher an der Stelle der heutigen Cölnerhofgasse stand, vgl. Notizenblatt der königlichen Akademie der Wissenschaften 1856, Nr. 1, 4—10.

Unmittelbar nach dem Tode des Vaters übernahm der Sohn Johann Christoph, der bereits in den letzten Lebensjahren des kränklichen Vaters diesen in dem Geschäfte vertreten hatte, selbständig die ganze Buchdruckerei. Er war 1656 geboren, demnach erst 18 Jahre alt, hatte jedoch eine sorgfältige Erziehung genossen, war auch der lateinischen und italienischen Sprache mächtig und wurde in der Führung des Geschäftes sowol von der kundigen Mutter als auch von einem tüchtigen Factor unterstützt. So erhielt sich die Officin auch unter dem jüngeren L. in Ansehen und blieb auch bis zu dessen Tode die erste in dem damaligen Wien. Er lieferte Erzeugnisse in deutscher, lateinischer und italienischer, einiges auch in griechischer und hebräischer Sprache, am häufigsten Gelegenheitsschriften, namentlich Textbücher zu den italienischen Opern und Oratorien, die bei Hof mit großen Kosten aufgeführt wurden und bei deren Herstellung L. neben sonstiger splendider Ausstattung oft auch nur große schöne Antiquaschrift, hübsche Verzierungen und Schlußvignetten verwendete. Leider starb der thätige Mann schon in der Blüthe seiner Mannesjahre, den 29. Juni 1685, in einem Alter von erst 29 Jahren und mit ihm erlosch die Firma. Von den durch die beiden L. von 1640—1682 bekannt gewordenen Drucken, welche für den älteren L. auf 353, für den jüngeren seines frühen Todes wegen nur auf 88 sich beziffern, heben wir als der besonderen Beachtung werth einige wenige, für die übrigen auf die unten genannte Quelle verweisend, hervor, und zwar von jenen des ersteren: „Drama musicale. Santi risorti nel giorno della passione di Christo et Lazaro tra quelli . .“ Vienna d'Austria appresso Matteo Cosmerovio l'Anno M.DC.XLIII. 4°. Ein Unicum, Handexemplar des Erzherzogs Ferdinand, auf der Stiftsbibliothek zu Reun; „Grammaticarum Institutionum Libri IV. pro usu scholarum Norodvorscianarum in alma academia Cracoviensi. Opera et Studio M. Lucae Piotrowski . .“ 1660. 4°. Eine hervorragende Leistung der Officin im Wechsel der Schriften und in Anbetracht des gemischten Satzes ist: „La Monarchia Latina trionfante“, Singspiel in Fol.,

Textbuch mit vielen großen Kupfern, gedruckt 1667. „Außführliche . . Beschreibung Wiens mit deren Criminal-Processen . . Wider die drey Graffen Frantzen Nadaßdi, Peter von Zrin und Frantz Christophen Frangipani hergangen . .", 1671, Fol. Gräße in seinem „Trésor de livres" sagt von diesem Werke: „Ce livre a été supprimé et poursuivi avec la plus grande rigueur" . ., was aber nur später aus politischen Gründen geschehen sein könnte, da L. das ausschließliche Druckprivilegium vom 19. Juni 1671 erhalten hatte. Unter den Erzeugnissen des jüngeren L. verdienen unter Anderem Erwähnung: „Nervus opticus sive Tractatus theoricus in tres libros, opticam, catoptricam, dioptricam distributus . . Authore Zacharia Traber . . Viennae Austriae Typis Joannis Christophori Cosmerovii Sac. C. M. Typographi . . M.DC.LXXV", Fol. und „Petri Lambecii Apparatus primus ad . . historiae Annales posthac . . in lucem edendos", 1679. Fol.

Mayer, Wiens Buchdruckergeschichte I. (Wien 1883), S. 176—185, 193—194, 214—223, 232—264, 304—311. J. Franck.

Lori: Johann Georg v. L., kurbaierischer geheimer Rath, Mitbegründer der baierischen Akademie der Wissenschaften in München — entstammt einer italienischen Familie, von welcher sich ein Zweig (Lori's Vorfahren) schon zur Zeit der baierischen Welfenherzoge auf einer von diesen im Ammergaue ererbten Besitzung niederließ. Geb. am 17. Juli 1723 (nicht 1722) im Wirthshause zum „Gründel" — einem Anwesen der früheren Prämonstratenser-Abtei Steingaden — wurde L. im dortigen Kloster erzogen, besuchte hierauf das Jesuiten-Gymnasium zu Augsburg, und erwarb an der gleichfalls von Jesuiten geleiteten Hochschule zu Dillingen das akademische Bürgerrecht. In Würzburg setzte er das Rechtsstudium kurze Zeit fort; dort war es namentlich Professor Barthel, welcher sich des feurigen, strebsamen Jünglings annahm, und den nach Ingolstadt Abgehenden dem damaligen Universitätsdirector und Professor Freih. v. Ickstatt als ein Phänomen empfahl, „dergleichen in Baiern noch gar nicht zu Hause wären". Ickstatt überzeugte sich alsbald selbst von Lori's reicher Befähigung und ernannte ihn 1746 zum juristischen Repetitor. Zwei Jahre später (1748) wurde er auf Ickstatt's Verwendung in Ingolstadt a. o. Professor für Criminalrecht und Rechtsgeschichte mit einem Gehalt von 240 fl., zumal auch der Professor des canonischen Rechts, der bei Hof sehr einflußreiche Jesuitenpater Franz Zech, L. das Zeugniß gab, er sei ein „juvenis, qui si abesset vocandus, dum adest, omni modo colendus". Aus Anlaß dieser Ernennung schrieb L. die „Commentatio prima de origine et progressu juris Boici civilis antiqui, qua historia juris patrii a prima Bojorum memoria usque ad initia seculi XIV ex genuinis fontibus illustratur". Von dieser quellengeschichtlichen Abhandlung, welche (wie der Titel besagt) nur bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts reicht, sind der in der Vorrede versprochene zweite und dritte Theil nicht erschienen. Die fleißige Arbeit wurde von der gelehrten Welt mit großem Beifall aufgenommen, hat jedoch jetzt durch die mittlerweile auf diesem Gebiete erfolgten Publicationen an wissenschaftlicher Bedeutung sehr eingebüßt. — 1749 begann L. seine Vorlesungen, und hielt zugleich dem Prinzen Hohenlohe-Bartenstein, dem Sohne des Reichskammerrichters, Vorträge über Wolff'sche Philosophie und die Institutionen des Heineccius. Im folgenden Jahre erfuhr diese akademische Thätigkeit eine für L. angenehme Unterbrechung. Als er sich Anfangs September 1750 Geschäfte halber in Augsburg aufhielt, entdeckte er dort die Gelegenheit, mit einem von Jugend auf befreundeten Cavalier, dem Freih. v. Ulm auf Erbach, Italien und Frankreich zu bereisen. Der Hof war seinem Unternehmen sehr geneigt; auf Befehl desselben erhielt er einen einjährigen akademischen Urlaub und ein von der Universitätsadministration zahlbares Stipendium von 400 fl. Hiemit

machte sich der Reisende in der zweiten Hälfte des Monats November (1750) auf den Weg. Am 23. December traf er über Venedig und Ferrara in Rom ein, wohlbehalten, „obwol unterwegs der Wagen öfters brach, und das Schiff auf eine Sandbank gerieth". In Rom wurden eben die letzten Feste des Jubeljahres begangen, die der Ankömmling mitfeierte. Unter den Sammlungen lenkte L. sein Hauptaugenmerk auf die sog. Palatina, jene kostbare, kurpfälzische Handschriften- und Incunabeln-Sammlung, welche Maximilian I. nach dem Falle Heidelbergs dem Papste Gregor XV. verehrte. In 196 Kisten verpackt brachte der berühmte Commentator Leo Alacci, als päpstlicher Bevollmächtigter, auf Saumrossen von zahlreichen Mousquetiren geleitet seinen kostbaren Schatz über die Alpen. Nach Bewältigung unsäglicher Schwierigkeiten zog er nach dreimonatlichem Marsche am 5. August 1622 in dem Vatikane ein. Durch Verwendung des Prinzen Friedrich Michael von Zweibrücken, der sich gleichzeitig mit L. in Rom aufhielt, erhielt dieser am 10. März nicht nur Zutritt zur Palatina, sondern auch die Erlaubniß zur Anfertigung eines Katalogs. Zwei Tage später, am 12. März, saß er bereits über seinen Schätzen, wobei die Archivare trotz aller Höflichkeit dem armen L. die Arbeit oft ziemlich sauer machten. — Am 3. April waren bereits 20 Bogen von Auszügen, der auf Baiern und die Pfalz bezüglichen deutschen Handschriften vollendet; am 29. Mai sprach er brieflich die gewisse Hoffnung aus, „den ganzen Catalogum der teutschen Manuscripte zu erhalten, gegen das feierliche Gelöbniß der Verschweigung des Namens des Gutthäters". Diese Hoffnung ging nun allerdings nicht in Erfüllung; auch L. selbst brachte die Aufzeichnung nicht zum Abschluß; das südliche Klima war während der heißeren Jahreszeit seiner Gesundheit nicht zuträglich, weßhalb er sich nach einem kurzen Besuch Neapels zur Heimkehr rüstete, „denn hier in Rom," schreibt er naiv, „mag ich nicht sterben!" In Rom lernte L. außer dem erwähnten Prinzen von Zweibrücken u. A. den flämischen Bildhauer Peter Verschaffelt, den späteren Director der Mannheimer Akademie, kennen, und machte seine Aufwartung bei dem hochbejahrten Vorstande der päpstlichen Bibliothek, dem Cardinal M. Passionei, welcher durch eine gut geschriebene Biographie in weiteren Kreisen bekannt ist (Eloge historique de M. le Cardinal P., secrétaire des brefs etc. à la Haye 1763) und von 1730—38 bei Kaiser Karl VI. als Nuntius beglaubigt war. Dieser erzählte dem Aufwartenden, daß er auf seinen Reisen in Frankreich und den Niederlanden Max Emanuel kennen gelernt und in München besucht habe, wo er mit der größten Gnade empfangen worden sei. Als er den Kurfürsten gebeten, dessen Bibliothek besichtigen zu dürfen, habe sich dieser höchlich verwundert, weil er von einer solchen nie gehört habe, sie auch gar nicht besitze. Passionei habe jedoch durch den gedruckten Katalog das Gegentheil bewiesen, worauf Max Emanuel die sofortige Vorzeigung anbefohlen. Nun habe man aber drei volle Tage gebraucht, bis man endlich den Schlüssel zu dem Locale gefunden, wo die fürstlichen Bücherschätze aufbewahrt wurden! Wenige Tage vor seiner Abreise, am 7. Juli, erhielt L. Audienz bei Benedikt XIV., dem gelehrtesten Papste, der je auf dem Stuhle Petri gesessen. Benedikt „beutelte L. beim Kopfe, noch ehe ihm dieser die Füße geküßt hatte", und empfing ihn überhaupt sehr gnädig, unterhielt sich jedoch wegen der großen Zahl der Anwesenden nur kurze Zeit mit ihm. —

Ungefähr am 14. Juli 1751 trat L. die Rückreise an in Gesellschaft eines sächsischen Malers, der den Prinzen von Zweibrücken in Rom porträtirt hatte, und nun das Bild selbst nach Mannheim bringen wollte. L. wählte den Weg durch die Schweiz; — den „Pariser Gedanken" hatte er aus pecuniären Gründen entsagt, — und berichtete am Pfälzer Hofe des Näheren über die Palatina, denn es scheint nach mehrfachen Anzeigen Karl Theodor sich der leisen Hoffnung hin-

gegeben zu haben, vielleicht doch noch einen Theil dieses kostbaren Hausschatzes wieder zu gewinnen. Am 2. November in der Nacht „schlich er bei den Ingolstädter Musen in aller Stille wieder ein“. Dortselbst gegen den Vorschlag der Fakultät zum zweiten Ordinarius der Institutionen mit 450 fl. ernannt, hielt er am 26. November 1751 sein initium solenne mit Ablesung einer Rede de Jurisconsultis empiricis. Da er hierin behauptete, ein Jurist müsse zugleich Philosoph sein, verursachte er — nach eigener Angabe — bei der Jesuitenpartei „viele Schmerzen“ und eine Reihe von Dissidien. —

Zu jener Zeit hatte die Philosophie Wolff's auch in Süddeutschland Eingang und Verbreitung gefunden; sie war das Banner, um das sich alle Vertreter der neuen Zeitströmung schaarten; denn es belebte in jenen Jahrzehnten alle dem geistigen Fortschritte huldigende Männer das Streben, an Stelle der veralteten und verknöcherten Scholastik freie Forschung und ein rationell-demonstratives Verfahren treten zu lassen. So gewann Wolff auch in Süddeutschland immer mehr Anhänger. Zu ihnen zählte in erster Reihe der geistvolle Freiherr v. Ickstatt, der in Marburg Wolff's Schüler gewesen; zu ihnen zählte auch der stets feurige L., welcher Wolff als den Mann bezeichnete, „den alle philosophische Christen zu ihrem Papste wählen sollten“, und der seinem Gönner, dem gelehrten v. Oefele, freudig mittheilte, „daß im Ingolstädter Convicte bereits eine ganze Loge von Wolffianern sei“. Da L. aus seiner Richtung keinerlei Hehl machte und seinen Anschauungen auch in seinen Vorträgen offen und bestimmt Ausdruck gab, war ein Zusammenstoß mit den an der scholastischen Philosophie noch starr festhaltenden Jesuiten geradezu unvermeidlich. —

L. unterhielt mit dem Hofbibliothekar und Historiker Ad. v. Oefele einen Briefwechsel, aus dem wir neben den angedeuteten Conflicten auch den beherrschenden Einfluß kennen lernen, den die Ingolstädter Theologen-Fakultät damals auf das gesammte Geistesleben in Baiern übte. Nach dieser Correspondenz hatten die Reibungen zwischen L. und den Jesuiten schon vor der italienischen Reise — gegen Ende des J. 1749 — ihren Anfang genommen. Ersterer erzählt, er habe sich „Reinhard's Einleitung zu den Geschichten der Teutschen“ bestellt, irrthümlich sei jedoch dessen „Einleitung zu den Geschichten der Staaten in Europa“ angekommen und aus Versehen in die Hände der Jesuiten gefallen, welche das Buch kurzweg beschlagnahmten und ihm durch notarielles Instrument die Lectüre solch häretischer Bücher verboten, worauf Letzterer ganz entschieden erklärte, daß er sich um solche Verbote nicht im Mindesten kümmere, da er als ordentlicher öffentlicher Professor nur von den Befehlen des Kurfürsten abhänge. — Ein ähnliches Schicksal drohte den „Elementis juris canonici“ von Pertsch, welche L. für Freih. v. Zehmen besorgt hatte, da die Jesuiten nach dem Buche und dessen Besteller forschten. Eine rechtzeitige Warnung Zehmens durch L. vereitelte indeß den Anschlag der Jesuiten. Um dieselbe Zeit ertheilte der „strenge decanus sacrae facultatis“ dem Buchführer (Universitätsbuchhändler) einen derben Verweis, daß er des ketzerischen „Calvini lexicon juridicum“ verkaufe. Eben dieser Dekan setzte auch durch, daß in einem Competenzstreite zwischen Theologen und Juristen über Besetzung einer Universitätspfarrei, Ersteren die entscheidende Stimme eingeräumt und dem Rector ein Votum geradezu entzogen wurde. „Sie spielen also,“ klagt L. bitter, „den Meister und die Universität liegt in ihren heiligen Händen. Sind das nicht trostreiche Sachen!“ Auch der eben genannte Philosoph Wolff sollte (wie wir durch L. erfahren) den Einfluß der Ingolstädter Patres auf eigenthümliche Weise kennen lernen. Kurfürst Max Joseph III. hatte während des baierischen Reichsvikariats, das er nach seines Vaters Tode kurze Zeit führte, Wolff in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen in den erblichen Reichsfreiherrnstand erhoben. Der auf diese Weise Ausgezeichnete glaubte seine Dankbarkeit

und Verehrung am reinsten durch Widmung des ersten Theiles seiner „Philosophia de virtutibus intellectualibus“ auszudrücken, zumal „darinnen nichts enthalten, was theologische Streitigkeiten angeht“, und traf eben Vorkehrungen zum Drucke der „Epistola dedicatoria“, als zu seiner Ueberraschung auf sein Widmungsgesuch eine abschlägige Antwort ertheilt wurde. „Lauter sowol neue als unerhörte Sachen,“ bemerkt L., welcher dem Schreiben an Oefele Abschrift des in dieser Sache von Wolff am 18. April 1750 an Ickstatt gerichteten Briefes beilegte. In einer späteren Correspondenz schreibt er: „Meine Gegner haben mich angeklagt, daß ich, ich weiß nicht was für principia hätte! — — Wir sind im ganzen Lande als Lutheraner verschrieen, und erst kürzlich hat ein studirender Cavalier von seiner Liebsten Briefe mit der inniglichen Bitte, katholisch zu bleiben, erhalten.“ Ja selbst bis zu dem entlegenen Wohnorte der Mutter Lori's drangen diese Gerüchte, so daß sich die besorgte Alte aus ihrem Bergdorfe nach München aufmachte, um ihren Sohn zu beschwören, dem Glauben der Väter nicht untreu zu werden! Es ist erklärlich, daß solche Vorgänge einen Mann, dem der geistige Fortschritt, die sittliche Entwicklung seines geliebten Baiernvolkes so sehr am Herzen lagen, schwer verstimmten; man darf sich nicht wundern, wenn er unmuthig ausruft: „Dieser Ort (Ingolstadt) wird wegen der Sklaverei, in welche die Wissenschaften gefesselt sind, ohne Hoffnung bei unserer dermaligen Verfassung erlöst zu werden, täglich verhaßter!“ und an einer andern Stelle: „Die Geduld will mir nun bald brechen; — — nec amo, nec timeo; dennoch (setzt er besonnen bei) darf ich keinen schwedischen Rock anziehen, weil ich der Gegner Hitze mit Kaltsinnigkeit muß dämpfen suchen; — — aber wenn man von Hof aus diese Mäuler nicht stopft, so werden wir alle noch fortlaufen.“ — Wie sehr der vorwärts strebende Forscher unter dem herrschenden Drucke litt, verrathen noch nachstehende Zeilen, welche er Ende Juli 1750 für Oefele niederschrieb: „Wir leben hier mitten unter Gelehrten, und dennoch mangelt uns die wahre Gelehrsamkeit stärker als einem Seefahrer das süße Wasser auf dem Ocean.“

So standen die Dinge in Ingolstadt vor der italienischen Reise; während dieser ruhten natürlich die Waffen, um nach derselben mit erneuter Heftigkeit geführt zu werden. Am 2. November 1751 traf L. in Ingolstadt wieder ein, und schon am 5. December desselben Jahres schreibt er an Oefele: „daß ich hier einen philosophischen Krieg habe, wird Ihnen bekannt sein.“ In Folge Beförderung zum ordentlichen Professor hatte L. bei seinem Amtsantritte die oben erwähnte Inauguralrede gehalten; kurze Zeit darauf beschwerte sich ein Professor der Philosophie — gewissermaßen als Antwort auf jene Inauguralrede — öffentlich in seinen collegiis, „daß man in der neuen Weltweisheit weder heilige Väter noch andere Autoritäten, sondern nur die Vernunft wolle gelten lassen. Was Wunder wannen selbe zum Lutherthum verleite?“ Und der zelotische P. Ziegler benützte eine theologische Disputation, um die neue Philosophie „scharf herunterzumachen“. Auch die „Harmonia prostabilita Leibnitzii“ mußte eine abfällige Musterung „mit schlechter Einsicht passiren“. „Wir lassen diese Vögel pfeifen,“ fügt L. ironisch bei; „es finden sich doch Leute, die anderst denken lernen, und diesen Quark einsehen.“ Aber schon in einem der nächsten Briefe klagt er wehmüthig: „Das „Jus naturae“ und die protestantischen Bücher werden uns bald auf den Scheiterhaufen bringen.“ L. sprach hiemit ein prophetisches Wort, das nur zu bald in Erfüllung ging. Die bestehenden Zwistigkeiten erreichten ihren Höhepunkt durch das widerliche Auftreten des Oberstadtpfarrers Eckher in Ingolstadt, welcher (wie L. sich ausdrückte) „einen Ekkius im Kopfe hatte, weil ihm das Schicksal dessen Stelle und etwas vom Namen gelassen“. Dieser Streiter im Herrn denuncirte von der Kanzel herab seine Gegner geradezu als Häretiker und Lutheraner, worauf Ickstatt energisch für die An=

gegriffenen in die Schranken trat. Es wurde eine Untersuchung eingeleitet und sollte schließlich unter Anderem L., der sich im Kampfe zu weit vorgewagt, auf Andringen der Jesuiten zwar nicht verbrannt, aber mit dem knappen Gehalte von 300 fl. von der Hochschule verbannt werden; seinen Freunden gelang jedoch, dessen Ernennung zum Hofrath in München durchzusetzen. L. siedelte 1752 dorthin über und wurde bald ins Bergcollegium gerufen, wo sich ihm eine neue und vielseitige Thätigkeit eröffnete.

Im Sommer 1755 unternahm er eine längere Reise nach den österreichischen Staaten und dem mittleren Deutschland. Er besuchte Ober- und Niederösterreich, dann Böhmen. In Prag fand er zufolge der Kriegsläufe die Universität sehr verödet. „Die Stadt ist groß," schreibt er, „die Gelehrsamkeit aber sehr en miniature, so vieles Latein als man immer redet. Der Mathematiksaal bei den Jesuiten würde dem Kaiser Rudolf nicht mißfallen haben." Nach Prag war das Reiseziel Berlin. „Vidi Romam," ruft er mit gewisser Befriedigung am Eingange seines Briefes aus; „in Berlin und Potsdam haben wir die exercitia bewundert. Friedrich ist sein eigener Major. Wir glaubten in einer neuen Welt zu sein, so sehr ist Alles von Anderem unterschieden." — Auch Leipzig, „das schöne Leipzig", gefiel ihm wohl; er verkehrte häufig im Hause Gottscheds. „Wir leben hier so glücklich als es sein kann bei schönen Frauenzimmern, — — Frau Gottschedin ist mein Schatz. Die Ketzerinnen (meint er scherzhaft) sind doch artige Menschen. Meine Religion ist mir 100 000 Thaler Schaden rc." Es scheint aber auch L. in den Leipziger Kreisen gefallen zu haben; er wurde am 21. September 1755 zum Mitgliede „der Gesellschaft der freien Künste in Leipzig" erwählt; Gottsched, welcher ihm die Aufnahmsurkunde mit schmeichelhaften Worten am 22. October zusandte, macht hiebei die Bemerkung: „Wie unbillig urtheilen doch unsere Sachsen insgemein von den mittäglichen Bewohnern Deutschlands, wenn wir weder Geschmack noch Liebe zu den schönen Wissenschaften bei ihnen suchen oder vermuthen!"

Im folgenden Jahre (1756) führten ihn dienstliche Angelegenheiten mit dem geheimen Rathe v. Stubenrauch für längere Zeit in die Schweiz. Er besuchte 13 Cantone nebst 2 zugewandten Orten und schloß im Namen des baierischen Fiskus mit mehreren Cantonal-Regierungen vortheilhafte Verträge wegen Lieferung von Salz aus den baierischen Salinen ab. Die flüchtigen Reisebriefe, welche er trotz anstrengender Arbeiten in die Heimath schrieb, zeugen für seinen lebhaften Geist und für seine glückliche Beobachtungsgabe. So sagt er z. B. gelegentlich ihres gastlichen Empfanges zu Glarus: Wenn doch die Deutschen Edelleute hieher reisen wollten; wo der Maréchal Tschudi, aus uraltem Glarner Geschlechte die gleichen Vorzüge wie sein Laquai genießt, da bei der Landesversammlung, die „Hochgewalt", Herr wie Diener durch Handaufheben die Stimme abgeben. Ehe L. die Rückreise nach den Ufern des Bodensees antritt, meldet er noch am 3. Januar 1757 aus der Schweiz: „H. v. Voltaire ist in Lausanne an der Thüre der Ewigkeit gestanden. Er hat sich — doch ohne Hoffnung wieder erholt, weil er, wie die Herrn Berner schreiben, nur in Gesellschaft des römischen Papstes (des damals schwer erkrankten Benedict XIV.) in die andere Welt marschiren will." — Heimgekehrt ging der rührige Mann an Ausführung eines seit Langem gehegten Planes, nämlich nach norddeutschem Vorbilde mit staatlicher Beihülfe zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse im Lande eine Akademie zu stiften, und knüpfte zunächst an die Arbeiten des früher bestandenen Parnassus boicus an. Er theilte (1758) seine Gedanken zuerst seinem Collegen Dominik v. Linbrunn, einem Mann mit sehr scharfem durchdringenden Verstande, dann auswärtigen Gelehrten, zuletzt einigen baierischen Gesinnungsgenossen mit, und fand von allen Seiten ungetheilte Zustimmung. — Es war am Abend des 12. Octobers 1758, dem Namenstage des Kurfürsten, als die „baierische Gesellschaft", aus 5 Mit-

gliedern bestehend (Lori, Linbrunn, Stubenrauch, dem Mathematikprofessor Stigler und dem Beneficiaten Wagenegger), in Linbrunn's Wohnung in der Burggasse zu München ihre erste Versammlung hielt, in welcher L. mit feurigen Worten die Ziele des Vereins darlegte. „Hienach sollten alle die Sachen, mit Ausnahme der Glaubenssachen und politischen Streitigkeiten, so immer mit der Nation oder dem Lande eine politische und natürliche Verbindung haben, in zwei Abtheilungen (einer historischen und einer philosophischen) zu Gegenständen der Untersuchung genommen, und einzelne Arbeiten zeitweise durch den Druck veröffentlicht werden." In dieser Versammlung wurde L. zum Secretär ernannt; als solcher hatte er über alle „Vorfallenheiten" der Gesellschaft ein Tagebuch zu halten und den Briefwechsel zu führen, welchem „Auftrage L. mit der pünktlichsten Genauigkeit nachkam; seine ersten Protokolle liefern ein rührendes Gemälde der Zeitumstände, auf welche die beginnende Akademie aus Klugheit Rücksicht nehmen mußte". Im weiteren Verlaufe der Sache zeigte auch des Kurfürsten Schwester Antonia Maria, Gattin des Kurfürsten Friedrich Christian von Sachsen, während ihres Aufenthaltes in München lebhaftes Interesse für das Unternehmen, von welchem L. allmälig auch einige bei Hof einflußreiche Persönlichkeiten: die Grafen Törring, Spreti und Haimhausen, dann den Freih. v. Ickstatt und den Staatskanzler Freih. v. Kreittmayr verständigte, welche insgesammt möglichste Förderung der Sache in Aussicht stellten. Der verdienstvolle Graf Haimhausen verstand es mit Geschick, die Angelegenheit dem Kurfürsten vorzutragen. Max Joseph nahm den Plan sehr wohlgefällig auf, sprach über das reichhaltige Verzeichniß der Theilnehmer der künftigen Akademie seine freudige Verwunderung aus und stellte sich selbst als Protector an die Spitze des Unternehmens. — Am Tage der Feier seines Geburtstages, den 28. März 1759, unterfertigte er die mit dem kurfürstlichen Siegel bekräftigte Stiftungsurkunde nebst den von L. entworfenen Satzungen. (König Ludwig I. ließ diesen Vorgang auf einem Freskogemälde in den Arkaden des Münchner Hofgartens abbilden.) Die erste ordentliche Versammlung fand unter Betheiligung von 20 Mitgliedern am 21. November 1759 im Redouten-, jetzt Abgeordnetenhause an der Prannerstraße „in den Zimmern statt, in welchen der Hof sonsten zu speisen pfleget". —

Der Kanzler Freih. v. Kreittmayr eröffnete die Sitzung, indem er die besondere Zufriedenheit des Kurfürsten und die Ernennung des Grafen v. Haimhausen zum ersten Präsidenten bekannt gab, worauf Kreittmayr selbst zum Vicepräsidenten, L. zum Director in der historischen, Bergrath v. Linbrunn in der philosophischen Classe, v. Stubenrauch zum Zahlmeister ernannt wurde. 1760 erhielt die Akademie nebst hinlänglichen Fonds den freien Gebrauch des neu erbauten Mauthauses, eines geräumigen Gebäudes. Die Gründung der Akademie der Wissenschaften war einer der wichtigsten Regierungsacte Max Josephs und ein bedeutender Schritt in der Entwicklung des Geisteslebens in Baiern. Mit stolzem Bewußtsein konnte daher L., als eigentlicher Urheber derselben, am 11. Juli 1761 an Propst Franziskus von Polling schreiben: „Ich danke Gott, daß es mir gelungen, meinen schier allen Leuten unmöglich geschienenen Plan doch so weit auszuführen, daß Europa weiß, die Baiern haben eine Akademie, die der Hof aus einem Ehrenpunkte nicht mehr kann fallen lassen." Die junge Pflanzstätte der Wissenschaft gedieh aber auch zusehends; nach dem vollgiltigen Zeugnisse der beiden Geschichtsschreiber Westenrieder (Beitr. zur vaterländ. Hist. B. 1, S. 357) und Mannert (Gesch. Baierns Thl. II, S. 363) hat „in keinem andern Lande je und in so kurzer Zeit eine Akademie den Nutzen gestiftet und den Einfluß gehabt, dessen sich die baierische rühmen kann". Allerdings fand die neue Stiftung auch nur zu bald heftige Anfeindungen, namentlich von Seite der Jesuiten und der ihnen Affiliirten. Pater Seidel und Jos. Pempola geißelten in satyrischen Schauspielen die Akademie, und der Franziskaner-Pater Leo Rauch

suchte durch geistliche Brandreden das noch auf niederer Bildungsstufe stehende Volk zur Zerstörung der Druckerei der Akademie „als einer Werkstätte des höllischen Feindes“ aufzustacheln. Betrübender als diese Anfeindungen von Außen, gegen welche die Akademiker stets bei ihrem erlauchten Protector und Gönner Schirm und Schutz fanden, waren die Mißhelligkeiten und die Scheelsucht, welche nach kurzem Bestande der Gesellschaft in deren Schooße ausbrachen, und Lori's Stellung wesentlich berührten. L. erbat daher wiederholt, unter dem Vorwande der Geschäftsüberbürdung, seine Enthebung vom akademischen Secretariate, welches Amt er über 2½ Jahre in mustergiltiger Weise verwaltet hatte. Hauptsächlich mag den leicht reizbaren Mann zu diesem Schritte der Umstand veranlaßt haben, daß die von ihm aus sachlichen Gründen nachgesuchte Wohnung im Akademiegebäude einem anderen Akademiker eingeräumt wurde. In der öffentlichen Versammlung des 27. März 1761, in welcher L. eine kurze Gedächtnißrede auf den am 24. Februar desselben Jahres verstorbenen Akademiker Professor Joh. Georg Stigler ablas, enthob ihn die Akademie endlich vom Secretariatsdienste mit dem Zeugniß, „daß sie seinen vortrefflichen und wichtigen Diensten ihre dermalige Consistenz und gute Verfassung zu danken habe“. An Lori's Stelle wurde der Professor der Mathematik bei den Schotten zu Regensburg, Ildephons Kenedy, berufen; Ersterer dagegen zog sich von der Akademie ganz zurück. — Im Spätsommer desselben Jahres (August 1761) kam der Astronom Cassini de Thury, welcher im Auftrage der französischen Regierung von Paris bis Wien eine Perpendicularlinie geometrisch zu messen hatte, nach München und verweilte dort von Mitte August bis gegen Ende September. Auf Befehl des Kurfürsten hatte L. den gelehrten Mathematiker auf seinen wissenschaftlichen Ausflügen zu begleiten, war indessen von diesem Auftrag nicht besonders geschmeichelt, indem er in einem Briefe an den Probst von Polling kurzhin bemerkt: „Cassini wird seine Messungen in Dachau anfangen, auf kurfürstlichen Befehl habe ich die Ehre ein Handlanger und Begleiter dieses Erdmessers zu sein.“ Trotzdem kam L. seinem Auftrage nach den erhaltenen Tagebuchaufzeichnungen eifrig und gastfrei nach.

Im vorangegangenen Jahre — 1760 — war L. (der als Bergrath nach damaliger Organisation auch im Münzwesen verwendet wurde) mit dem Rath v. Linbrunn als baierischer Gesandter zum Münzprobationstage nach Augsburg abgeordnet worden, wo er längere Zeit verblieb. Dort gab es heiße Kämpfe, und leisteten namentlich einige Reichsstädte und geistliche Fürsten Baiern hartnäckigen Widerstand, in Folge dessen Max Joseph zur Ueberraschung der Opponenten seine Gesandten vorläufig vom Münztage abberief, wodurch der Kurfürst nach Lori's Meinung „sicherlich einen fürstenmäßigen Schritt gemacht hat“. Kurze Zeit vor der Abreise, am 9. Juli 1760, berichtete L. seinen Münchner Freunden: „Wir gelten als Empörer, weil wir kein geistlich-städtisches Münzkönigreich erkennen! — — — Man wird uns loben und schänden; uns ist genug, hiebei gezeigt zu haben, wie weit man mit Fermeté ein Geschäft treiben könne und wie groß das baierische Ansehen in Reichssachen sei, wenn man sich dessen nur ernstlich gebrauchen will“; welch' letztere Bemerkung auch heutigen Tages noch volle Beachtung verdient. 1764 treffen wir den Vielbeschäftigten im Gefolge des baierischen Gesandten Grafen v. Baumgarten in Frankfurt, wo er der Wahl und Krönung des späteren Kaisers Joseph's II. zum römischen Könige als Gesandtschaftsrath anwohnte. Aus einem im October 1763 geschriebenen Briefe Lori's erfahren wir, daß er sich mit großem Eifer auf das Studium des baierischen Staatsrechts verlege; „ich hoffe hierin,“ fügt er bei, „wenn man mich nicht wieder hindert, einen Nutzen zu schaffen.“ Außerdem hatte er sich für den Aufenthalt in Frankfurt durch gründliche Einsicht der Reichstags- und Wahlakten gehörig vorbereitet; und wurde es ihm hiedurch mög-

lich, bei den kurfürstlichen Berathungen die Interessen Baierns erfolgreich zu wahren. Unter seinen stoffreichen, halbamtlichen Briefen aus jener Periode bietet namentlich der vom 2. April 1764 über die Aufwartung der Gesandten bei dem damals gleichzeitig in Frankfurt anwesenden Kaiser Franz, als Beitrag zur Krönungsgeschichte Joseph's und zum Ceremonialwesen jener Tage, auch heute noch culturgeschichtliches Interesse. Nach der Rückkehr aus Frankfurt — im Sommer 1764 — wurde L. Vorstand des äußeren kurfürstlichen Archivs, welche Stelle seinen Neigungen besonders zusagte. Er benutzte die dargebotene Gelegenheit, von geschichtlich wichtigen Urkunden Abschriften oder Auszüge zu fertigen, welche er theils in einzelnen — weiter unten noch namentlich aufzuführenden — Sammelwerken veröffentlichte, theils in einer systematisch geordneten Zusammenstellung seinen Erben hinterließ.

Einige Jahre später kam L. mit der Akademie der Wissenschaften wieder vorübergehend in Beziehung. Bei dieser hatte der sog. „akademische Senat“ für viele Mitglieder seit Längerem einen Stein des Anstoßes und den Hauptgrund ihrer lauen Betheiligung gebildet, so daß zuletzt „die ganze akademische Verfassung einer Auflösung nahe war“. Zu deren Abwendung ertheilte der vorsorgende Kurfürst unserm L. im Februar 1768 die Weisung: „über die wirksamsten Mittel, wie der Zusammenhang und die Ordnung des akademischen Verbandes wieder hergestellt werden könnte, ein Gutachten zu verfassen.“ Schon am 5. März übergab L. ein mit den Unterschriften von 6 weiteren Mitgliedern versehenes Promemoria, worauf der geistliche Rath v. Osterwald, ein an sich verdienter Akademiker, nebst ein paar Senats-Angehörigen (am 18. März) in einer geharnischten Denkschrift L. sehr derb angriff, „der eben alles, was er sich gerade in den Kopf gesetzt, fast mit Gewalt, Pochen und Zanken durchsetzen wolle“. War auch die Behauptung nicht so ganz unbegründet, so erfuhr L. doch hiebei die Genugthuung, daß in den gesonderten Sitzungen beider Classen, welche der Kurfürst befohlen hatte, seine Vorschläge angenommen und die Grundlage der Akademie-Reformen von 1769 wurden. — Außerdem fiel in der Sitzung vom 17. August desselben Jahres die Wahl zum Director der historischen Classe auf ihn, der indeß dankend ablehnte. 1772 verlas er am Geburtstage des Kurfürsten eine kurze Abhandlung über den Herzog von Baiern-Landshut, Ludwig den Reichen, als Stifter der Ingolstädter Universität; auffälliger Weise die einzige Arbeit, welche der Gründer der Akademie in die akademischen Denkschriften (Bd. VIII) geliefert hat. Lori's akademischer Thätigkeit hat man zu danken, daß 1772 auf dem Peissenberge bei Weilheim ein Observatorium errichtet wurde, dessen baldige Eröffnung ihm sehr am Herzen lag, weßhalb er am 14. November gedachten Jahres den Probst zu Polling brieflich auffordert, vom Peissenberg eilig Possession zu nehmen.

Vier Jahre vorher war L. in Anerkennung seiner gediegenen Leistungen in den verschiedensten Aemtern zum geheimen Rath und Referendär in auswärtigen Angelegenheiten befördert worden, wobei ihm seine früheren staatsrechtlichen Studien trefflich zu Statten kamen:

Als Clemens XIV. in der Bulle „Dominus ac redemtor“ vom 23. Juli 1773 die Aufhebung der Jesuiten in allen Staaten der Christenheit aussprach, erhielt L. zum Vollzug dieser Maßregel in Baiern den Schlüssel des baierischen Provinzialarchivs und wurde mit Ueberwachung des gesammten Aufhebungsgeschäfts betraut. Er ging hiebei schonend zu Werke und trugen seine Maßnahmen den Stempel der Milde und des Wohlwollens. Obwol im Principe ein Gegner des Ordens pflegte er sein Urtheil in dem Satze zusammenzufassen: „Corpus nequam, singuli boni.“ — 1774 kam eine Stelle beim Reichskammergericht zu Wetzlar in Erledigung und sollte L. vom baierischen Kreise als Assessor in Vorschlag gebracht werden; er zog es jedoch vor, in seiner Heimath zu bleiben,

wo er im nächsten Jahre (1775) mit seinem frühesten Wirkungskreise — der Ingolstädter Hochschule — wieder in unmittelbare Berührung trat, indem er als Stellvertreter des seit 1746 zum Universitätsdirector aufgestellten Freiherrn v. Ickstatt mit einem Gehalte von 500 fl. berufen wurde. Nach dem kurz darauf erfolgten Ableben v. Ickstatt's († am 17. August 1776) wurde durch kurfürstliches Rescript eine eigene Commission niedergesetzt, welche aus einem Präsidenten, einem Director und vier Commissären für die vier Fakultäten gebildet war. Unter Letzteren befand sich auch L., der die Angelegenheiten der Juristenfakultät zu überwachen und zu erledigen hatte. Dem leuchtenden Vorbilde seines Lehrers und Gönners Ickstatt nachstrebend, war er redlich und sorgsam bemüht, das einer Weckung bedürftige geistige Leben der Hochschule zu fördern. Als daher Lippert im Studienplane von 1777 dem Naturrechte als gefährlich die Aufnahme in die Reihe der Lehrgegenstände versagen wollte, widersetzte sich L. siegreich diesem grundlosen Begehren. — Um dieselbe Zeit öffnete sich für den vielseitigen Mann eine weitere, sehr bedeutsame amtliche Thätigkeit, die jedoch leider einen für ihn höchst verhängnißvollen Abschluß fand.

Nach dem Tode des Kurfürsten Max III. Joseph erhob Oesterreich auf die alten in Niederbaiern gelegenen Besitzungen des Herzogs Johann von Straubing-Baiern Erbansprüche, und hatte deßhalb schon zu Lebzeiten des ersteren Fürsten mit Karl Theodor (dem pfälzischen Kurfürsten und Erben Max III. Joseph) geheime Unterhandlungen angeknüpft. Unmittelbar nach dem Ableben des Letzteren (31. December 1777) wurde vom Kaiserhause am 3. Januar 1778 mit dem Bevollmächtigten Karl Theodors, Freiherrn v. Ritter eine Convention zu Wien abgeschlossen, welche im Principe einer vollen Anerkennung der österreichischen Forderungen gleich kam und welche Karl Theodor nach einigem Zaudern am 14. desselben Monats ratificirte. Zum Vollzuge dieser Convention wurde nach gegenseitiger Uebereinkunft eine baierische Commission ernannt, welche die österreichischen Ansprüche vom juristischen wie staatsrechtlichen Standpunkte nach Inhalt und Umfang zu prüfen hatte. In dieser Commission befand sich neben dem geheimen Rath v. Obermeier, einer Autorität im baierischen Staatsrechte, auch L. als geheimer Referendär in auswärtigen Angelegenheiten. Beide Männer, mit heißer Liebe ihrem Heimathlande zugethan, waren an und für sich gegen jede Zerstückelung desselben, und dieß im gegebenen Falle um so mehr, als die rechtliche Begründung des Anspruches, wie Kaunitz selbst Maria Theresia gegenüber bekennen mußte, jedenfalls auf schwachen Füßen stand. Als Führerin der sog. baierischen Patrioten galt die verwittwete Herzogin Maria Anna von Zweibrücken, eine Schwägerin Max Josephs wie auch Karl Theodors, welch' thatkräftige Fürstin zu wirksamerer Bekämpfung der österreichischen Vergrößerungsgelüste sich an Friedrich den Großen wandte. Letzterer schickte insgeheim den Grafen Eustach v. Görtz nach München, welcher während des 6. bis 9. Februar 1778 nächtlicher Weile in der Herzog-Maxburg strengvertraute Unterredungen mit der Herzogin Maria Anna, mit Herzog Karl von Zweibrücken, dem muthmaßlichen Nachfolger Karl Theodors, sowie mit dessen Ministern Hofenfels und Essebeck pflog. Die einflußreichsten und wichtigsten Rathgeber der Herzogin waren aber Obermeier, ihr getreuer Zahlmeister Andrée und L. Letzterer verkehrte überdieß häufig und (wie es scheint) sehr freimüthig mit den Gesandten des französischen und sächsischen Hofes, von denen ersterer aus politischen Gründen, letzterer wegen einer namhaften Allodialforderung seines Hofes den österreichischen Plänen entgegen arbeiteten. — Wenn der österreichische Gesandte Freiherr v. Lehrbach in seinen Berichten nach Hause das Verfahren Lori's in dieser Angelegenheit als ein „von ganz besonderer Bosheit eingegebenes“ hinstellt, so hören wir eben die gereizte Stimme eines einseitigen Parteimannes. Allerdings aber glaubte L. gleich Obermeier im Interesse und zum Heile Baierns einer Verständigung mit Oesterreich

entgegenarbeiten zu müssen. Er suchte daher unter verschiedenen Ausflüchten die vom Kurfürsten angeordnete Vorlage der dem Freiherrn v. Lehrbach bisher vorenthaltenen Documente zu umgehen, und brachte es zu Wege, daß immer wieder der alte Streit erneuert wurde, welcher Theil den Beweis zu führen habe, und ob, wenn dieß von Baiern geschehen solle, hierzu nicht der vorgewiesene Theilbrief von 1353 genüge, so daß selbst der unermüdliche Lehrbach anfing Zweifel in den Erfolg seiner Sendung zu setzen. In letzter Stunde wurden jedoch alle einschlägigen Documente, deren man in so kurzer Zeit habhaft werden konnte, Lehrbach theils im Original, theils in beglaubigter Abschrift zur Prüfung behändigt. — Nach langwierigen Verhandlungen und diplomatischen Winkelzügen brachte der Teschener Frieden von 1778 die endgiltige Lösung. Oesterreichs Erbansprüche wurden mit dem von nun an „Innviertel“ genannten Landstriche zwischen Inn und Salzach abgefunden.

Der Teschener Friede war kaum geschlossen, dessen Vollzug eben im Gange, die zu München niedergesetzte Prüfungscommission aufgehoben; da erschienen am 12. Juni desselben Jahres der Staatskanzler v. Kreittmayr und v. Kunzmann im Namen des Kurfürsten bei L., zeigten ihm seine Entlassung aus pfalzbaierischem Staatsdienste an, versicherten sich seiner Schriftstücke und überreichten ihm ein kurfürstliches Decret vom 10. Juni, inhaltlich dessen dem Adressaten, „wann er sothanen gnädigsten Verordnung sich gehorsamst fügen wird, forthin der Gehalt so ferne angedeyhen solle, daß derselbe sich nach Neuburg inner denen nächsten Drey Tägen von hier Begeben solle“. Der geheime Rath Obermeier wurde am nämlichen Tage nach Amberg verwiesen, der Herzogin getreuer Kammerzahlmeister Andrée ins Gefängniß abgeführt. L., durch diesen unerwarteten Vorgang aufs Höchste betroffen, rief in seiner schwärmerischen Weise pathetisch aus: „Ich gehe in den Tod wie ein Römer.“ Lori's tragisches Schicksal erweckte hauptsächlich unter jungen Leuten rege Theilnahme; aber auch angesehene Männer interessirten sich für ihn, so der französische Gesandte Odune und der kursächsische Riancour, welche sogar den österreichischen Bevollmächtigten für eine gemeinsame Action zu Gunsten des Verbannten bei dem Landesherrn gewinnen wollten; freilich mit schlechtem Erfolge; denn Lehrbach lehnte jede Betheiligung schroff ab und der Kurfürst beharrte diesem und anderen Versuchen gegenüber unbeugsam auf dem gefaßten Beschlusse.

Am Abend des 14. Juni rollte ein Wagen durch das Schwabingerthor; er brachte L. nach Neuburg in die Verbannung. Am 16. desselben Monats traf er am neuen Bestimmungsorte ein. Seine Lebensweise dortselbst schildert ein Brief vom 24. August 1779 in recht anschaulicher Weise: „— — — Bei der verwittibten Frau v. Weittenau auf dem Platze,“ schreibt L., „bin ich logirt, und habe ein Studirzimmer auf die Donau hinaus. Da sitze ich unter alten Büchern bei Thee und einer Pfeiffe Tobak, den ganzen Vormittag, wie ein Einsiedler, und arbeite an der baierischen Historie fort; — — auf dem Abendt, bey schlechtem Wetter besuche ich die Häusser so mir alle offen stehen; Besonders das B. jungwirthische, und siehe dem Spiele zu — — — Bey schönem Wetter mache ich mit meiner Tobakspfeiffe und einem Buch einen Spazirlauf im wahren Verstande. — — — Nach einer Promenade auf dem Platze gehet hier um 10 Uhr Klostermäßig alles Schlafen — — —.“ War auch L. bemüht, eingedenk des Satzes: aequam servare mentem, die heitere Ruhe eines Weisen zu zeigen, so nagte doch der Gedanke der Verbannung wie ein Wurm in seinem Innern, und sanguinisch, wie er war, hoffte er ernstlich auf Rehabilitation und Begnadigung Seitens des Kurfürsten, obwol er mit männlicher Würde verschmähte, hierfür besondere Schritte zu thun. Die Aufforderung der kurfürstlichen Regierung vom 4. September 1779, „die bei den Urkunden zur Geschichte des Lechrains,

dann des Münz- und Kreisrechtes noch abgängige chronologische Historische Einleitung ehebäldigst auszuarbeiten", beantwortete er mit einer unverkennbaren Anspielung auf sein Exil, indem er darauf hinwies, ohne Acceß zu den Archiven (in München) den erhaltenen Auftrag nicht befolgen zu können!

Allein Lori's heißer Wunsch: München wieder zu sehen und dort im Kreise seiner Freunde die Tage zu beschließen, ging nicht in Erfüllung. Er starb in der Verbannung an den Folgen der Brustwassersucht am 23. März 1787 morgens zwischen 2 und 3 Uhr im 64. Jahre seines Alters und wurde am Sankt Georgs-Kirchhofe bestattet. Trotz der Denkmalsucht unserer Tage verkündet kein auch noch so einfacher Stein, wo der Edle ruht, und vergeblich sucht man die Büste des Mannes, der die baierische Akademie der Wissenschaften gegründet, in der baierischen Ruhmeshalle. Wie hoch L. im Auslande gefeiert wurde, dafür mögen ein paar Stellen eines Briefes sprechen, welchen Fr. H. Jacobi am 17. November 1782 diesem schrieb; sie lauten: „Tanta sunt cujusque bona vel multa quantus est animus qui illa sustinet. Wenn der alte Cicero hiermit die Wahrheit sagte, so muß es meinem L. wohl gehen, es stehe, wie es wolle, um ihn her. — — — — Gewiß lieber L. Ihr Herz hätte geschlagen, wie das unsrige schlug, und noch viel höher, wenn Sie uns gesehen und gehört hätten; die schöne Stille, und den schönen Jubel und in den Augen Aller: eines Klopstock, eines Gerstenberg, eines Lessing, Jerusalem, Claudius, Möser — — (ich kann nicht alle nennen) die Verklärung Ihrer Thaten und ein Staunen voll Andacht vor der seltenen Größe Ihrer Seele. — Sähe ich Sie doch einmal wieder, bester Freund! — —" Sind es nicht die ersten Männer des litterarischen Deutschlands, welche hier unserm L. eine selten erhörte Huldigung darbringen? Aber auch im Baierlande fehlte es nicht an solchen, welche Lori's Eigenschaften und Verdienste wol zu würdigen wußten; so in erster Reihe der Geschichtschreiber der baierischen Akademie, der wackere Westenrieder! Seine Lebensskizze von L. ist durch Wärme ihres Tones vollkommen geeignet, uns den Werth und die Bedeutung des Gefeierten vor Augen zu führen, welcher mit seinen geistigen Vorzügen den einer gewinnenden äußeren Erscheinung verband. Er war von großer Körperbildung, hatte wohlgeformte, hübsche Gesichtszüge und aus seinen klaren Augen leuchtete ein offenes, leutseliges Wesen. Die geschlossenen Lippen verriethen Festigkeit; sein Gang war rasch; sein ganzes Wesen mahnte an geistige Thätigkeit und erweckte Vertrauen. „In die Gesellschaft brachte er Heiterkeit und Witz, zugleich wirkte er geistig belebend, so daß er überall gerne gesehen und, fehlte er, herbeigewünscht wurde. Mit einer seltenen Macht der Rede ausgestattet, wußte er Unentschlossene und Bedachtsame stets mit sich fortzureißen. Er sandte, wo er eintrat, Muth und Leben vor sich her, und schüttelte auch aus dem trockensten Geiste eine Flamme zum Mitwirken; er war nicht nur thätig auf seinem Zimmer, sondern er erschien gerufen oder ungerufen auf den Zimmern der Großen und machte den Sachwalter der Gelehrsamkeit in der Stadt und bei Hofe. Wie die Eigenschaften des Mannes und die Umstände es erforderten, wußte er mit Vorhaltung des Ruhmes, welcher auf die Handhabung eines von ihm für die gute Sache gemachten Vortrags folgen müßte, mit einem beflügelten, mitreißenden Ungestüm jeden um seine Fahne zu versammeln, welche er mit der Zuversicht eines stürmenden Helden als ein Besieger der verhärteten Zeitkabale, als ein Retter der Vernunft und Wahrheit bei allen wechselnden Launen seiner Landsleute, vielleicht selbst seiner Commilitonen stets freudig und wie im Jubel einhertrug." (Westenrieder, Gesch. d. b. Akad. d. Wissensch. Bd. I, S. 57.) Lori's Feuereifer, womit sich die seltene Tugend neidloser Anerkennung fremden Verdienstes verband — steigerte sich freilich bisweilen zu leidenschaftlicher Heftigkeit, wodurch er sich und seiner Sache oft schadete — oder zur Rück-

sichtslosigkeit und Rechthaberei, wodurch er sich manchen entfremdete, welcher nicht unter seinem Machtgebote stehen wollte. „Es waren dieß Fehler, welche, wie sein Zeitgenosse sagt, fast immer die beständigen Gefährten großer, unternehmender und für das Kühne abgehärteter Köpfe sind.“ L. blieb unverehlicht, weil man „auf einem Posten, wie der seinige wäre, nicht heirathen dürfe, um für den Dienst des Vaterlandes ganz frei und unabhängig und, wenn es das allgemeine Wohl erforderte, auch dessen Opfer sein zu können“. Wie L. unbestechlich und streng sittlich, so war er auch positiv gläubig; Freigeisterei tadelte er ebenso wie Aberglauben oder Frömmelei.

Unser Gelehrter entfaltete auch eine namhafte schriftstellerische Thätigkeit, wobei er jedoch nicht selbstschöpferisch, sondern meist compilatorisch zu Werke ging. Seine Arbeiten beschränkten sich nämlich darauf, wichtige Urkunden (meist in Gegenständen seiner verschiedenen Ressorts) in den Archiven und Registraturen 2c. aufzusuchen, zu sammeln, entsprechend zu ordnen und in verlässiger Weise zum Abdruck zu bringen. So entstand sein erstes Werk: „Geschichte des Lechrains von 1030—1765“ (seines Heimathgaues), München 1764 Fol., wovon nur der zweite Band — der Urkundenband — erschien, in dem 520 für die Geschichte des gedachten Landstriches werthvolle Dokumente (Kauf-, Schutz- und Freiheitsbriefe, kaiserliche oder landesherrliche Erlasse und Bestätigungen 2c.) von 1030 bis 1763 in guter Auswahl zusammengestellt sind. In gleicher Weise verhält es sich mit der „Geschichte des baierischen Kreisrechtes“ (München 1764 Fol.). Sie ist lediglich der genaue Abdruck der Verhandlungen von 85 Kreistagen nebst den dazu gehörigen Instructionen und Kreisabschieden, welche Verhandlungen unter dem Vorsitze der baierischen Fürsten als Kreishauptleute von den Ständen des baierischen Kreises an verschiedenen Orten desselben in dem Zeitraume von 1531—1757 gepflogen wurden, und eine vorzügliche Fundgrube für die Lokal- und Sittengeschichte jener Periode bilden, während die in drei Theile gegliederte „Sammlung des baierischen Münzrechtes“ die Berathungen wiedergibt, welche auf den an verschiedenen Orten gehaltenen sogenannten „Münzapprobationstagen“ (theils eines, theils mehrerer Sprengel) stattfanden. — Textuelle Behandlung finden wir nur bei der „Geschichte des baierischen Bergrechtes“ (München 1764 Fol.), indem der Verfasser durch eine gedrängte Darstellung den Leser mit dem baierischen Bergwesen und der baierischen Montan-Gesetzgebung von den frühesten Zeiten bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts näher bekannt macht. Aber auch hier bilden die im zweiten Theile abgedruckten 319 Urkunden, auf welche im Texte verwiesen ist, nach Inhalt und Umfang die Hauptsache. Werthvoll für die Geschichte des baierischen Kirchenrechtes ist das von L. handschriftlich hinterlassene „blaue Buch“ (München, Hof- und Staatsbibliothek Cod. bav. 2181 fol.). Der emsige Sammler hat sein Material in fünf Hauptgruppen zergliedert, und in diesen nach chronologischer Ordnung alle einschlägigen Concils- und Synodalbeschlüsse, alle Reichsabschiede, landesherrliche, päpstliche und bischöfliche Erlasse von den Capitularien Karls des Großen bis auf seine Tage getreu wiedergegeben, wodurch sich die Sammlung zu einem Fachrepertorium von seltener Vollständigkeit gestaltete. — Auch im Epigrammatischen versuchte sich der unablässig thätige Mann. Anlaß hierzu gaben die hübschen Fürstenmedaillen, welche Max III. Joseph (nach dem Vorbilde Karl Theodor's in Mannheim) durch den bekannten Stempelschneider Schega auf seine Vorfahren fertigen ließ. Die Münzreihe beginnt mit Otto v. Wittelsbach († 1183) und schließt mit dem damals regierenden Kurfürsten Max III. L. verfaßte zu den 18 Münzen die Inschriften der Avers- und Reversseiten und hat die Aufgabe gut gelöst, da er es verstand, mit wenigen passenden Worten den jeweiligen Fürsten und seine Zeit zu charakterisiren. Als

einer der gelungensten Denksprüche gilt jener auf den erlauchten Auftraggeber. Er lautet: „Maximilianus III. Bojorum dux, Elector, natus 1728, instituto rei metallicae collegio, legibus emendatis, excitatis artibus, manumissis ingeniis Ducum progenitorum imagines aere commisit 1788.“ Außer den eben besprochenen Arbeiten und der lateinischen Dissertation besitzen wir noch die gleichfalls schon erwähnte akademische Abhandlung über Ludwig den Reichen (Bd. VIII, S. 259 u. f. der Denkschriften der Akademie) und dessen zu Neuburg geschriebenen „Chronologischen Auszug aus der Geschichte Baierns“ (München 1782), welchen er seinen Landsleuten widmete. L. wollte damit ein Buch fürs Haus, eine leichtfaßliche Darstellung der vaterländischen Geschichte liefern, um durch Verbreitung der Heimathskunde „das patriotische Gefühl zu veredeln und den Nationalcharakter zu befestigen“. Der Verfasser vollendete nur den ersten Theil, welcher vom Ursprung der Nation bis 1179, der Aechtung Heinrich des Löwen, reicht. (Die Fortsetzung bis 1294 lieferte Ritter v. Lang.) Die Schrift wurde seinerzeit recht beifällig aufgenommen; da jedoch damals die Geschichts-Wissenschaft noch auf ziemlich niederer Stufe stand, ist die Arbeit trotz des darauf verwendeten Fleißes durch spätere, namentlich jene Riezlers weit überholt. —

Joh. Georg Ettlinger hat ein gutes Oelbild von L. gefertigt, das sich in den Räumen der Akademie befindet, J. A. Zimmermann hiernach einen Kupferstich, welcher die Titelseite des ersten Bandes der Westenrieder'schen Beiträge schmückt. Ferner findet sich Lori's wohlgetroffenes Porträt auf Piloty's Kolossalgemälde im Münchner Rathhaussaale (zur Linken des Beschauers), und die Väter der Stadt haben jüngst einer Straße seinen Namen gegeben. — Ein Verzeichniß seiner Werke bei Baader Bd. I, S. 326, dann in den Neuburger Collectaneenblättern, 3. Jahrg. 1837, S. 80, welche auch die über seine Werke erschienenen Recensionen anführen.

Westenrieder, Beitr. zur vaterl. Historie ꝛc., Bd. I, S. 347—365 und 387. — Westenrieder, Gesch. d. b. Akad. der Wissenschaften, Thl. I, S. 10 bis 13. 42. 57. 78. 269. 327. 531. — Neuburger Collectaneenblatt, 3. Jahrg. (1837), S. 5—8. 21—24. 36—40. 68—72. — v. Rudhart, Erinnerungen an Joh. v. Lori, akademische Festrede, München 1859, 4°. — Mederer, Annal. Univers. Ingol. III. 239. 245. 48. 53, V. 30. 46. — Bavaria, Bd. I, Gesch. der Akademie der Wissenschaften in München von C. Prantl und die dort Citirten. — Bayer. Annalen von Schmidt u. Millbiller, Bd. I, S. 8 u. folg., Bd. II, S. 143. — Arneth, Maria Theresia (Schlußband). — Heigel, Münchens Gesch. 1158—1806, S. 39. 40. 42. — Baader, S. 325 u. folg.

Eisenhart.

Lori: Michael L., Benedictiner zu Tegernsee, geb. zu München am 28. Septbr. 1728, † zu Salzburg am 21. Mai 1808. Er machte seine Studien zu Tegernsee und Salzburg, legte 1746 die Ordensgelübde ab, wurde 1752 Priester und versah in der Folge verschiedene Lehrstellen am Gymnasium und an der Hochschule zu Salzburg. Im J. 1778 wurde er zum Prokanzler und Vicerector der dortigen Universität ernannt. Nach der Aufhebung des Klosters Tegernsee trat er in das Benedictinerstift St. Peter zu Salzburg über, wo er bis zu seinem Lebensende verblieb. Unter seinen vielen Schriften und Uebersetzungen, die meist theologischen, ascetischen und mathematischen Inhaltes sind, bieten besonderes Interesse die „Traurlieder des Publius Ovidius Naso in deutschen Reimen“, 1758, II. Aufl. 1762. Es sind gedrungene, wohlgefügte Alexandriner, die uns hier begegnen und sie gehören jedenfalls zu dem Besten, was damals im südlichen Baiern geschrieben wurde. Als Anhang ist der Uebersetzung beigegeben: Kurze Anweisung deutsche Verse zu machen; die nöthigen Beispiele sind aus Brockes, Canitz und F. K. von Creutz genommen. Im

übrigen eifert der Verfasser in dieser Anweisung lebhaft gegen die von den Dichtern zu sehr begünstigte sächsische Mundart, welcher er verschiedene Fehler nachzuweisen sucht. Für das histor. Sammelwerk des A. F. Oefelius lieferte er das Necrologium Tegernseense.

Lindner, Schriftsteller des Benedictiner-Ordens I. 167—168. Oefelius, Rer. boic. script. I, 629. Meusel, Gel. T. Gg. Westermayer.

Lorich: Gerhard L., den ersten Jahrzehnten des Reformationszeitalters angehörend, fiel anfangs der neuen Lehre bei, und wurde als protestantischer Prediger in seiner Geburtsstadt Hadamar bestellt, trat aber wieder in die katholische Kirche zurück. Seit 1540 erscheint er als Vorkämpfer der alten Kirche in folgenden Schriften: „Vallis religionis catholicae" (Cöln 1540); „Theses professionis catholicae" (Cöln 1541); „Compendium textus et glossamentum in omnes libros N. et V. Testamenti" (Cöln 1541—46. 2 Voll. fol.). Dazu noch: „Monotessaron passionis Christi" (Paris 1548).

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte. — Le Mire, De scriptoribus saec. 16. Werner.

Lorich: Jodok L. († 1613), lehrte Theologie und zog sich sodann von der Welt in den Carthäuserorden zurück. Schriften: „Thesaurus sacrae theologiae" (Freiburg 1609); „De sacris traditionibus et voluntario Dei cultu" (Ingolstadt 1579); „De vi, natura et scopo evangelii Jesu Christi" (Ingolstadt 1580); „Fortalitium christianae fidei ac religionis" (Freiburg 1606); „Flagellum contra modernas haereses" (Freiburg 1608). Sodann noch ein dem Italienischen des Castaniza nachgebildetes lateinisches Gedicht: „De pugna spirituali" (Paris 1659 und 1662).

Petrejus, Bibliotheca Carthusiana. Le Mire, Scriptores saec. 17. Werner.

Lorichs: Melchior L., geb. 1527 zu Flensburg, aus wohlhabendem Hause, in dem die dänischen Könige aus oldenburgischem Geschlechte einzukehren pflegten, lernte in Lübeck die Goldschmiedekunst, reiste dann aber mit Unterstützung Christians III. durch Süddeutschland, wo er sich als Kupferstecher und Holzschneider hervorthat. Er hielt sich, obwol damals ausgesprochener Lutheraner, am Hofe Kaiser Karls V. auf, wo er mit H. Aldegrever bekannt wurde, arbeitete für den Pfalzgrafen Otto Heinrich und ging mit reichen Empfehlungen auch des Cardinals Otto, Truchseß von Waldburg, zuerst nach den Niederlanden, dann nach Venedig und Rom, wo er 1550 aus des Michel Angelo Studien zum jüngsten Gericht einen seiner besten Kupferstiche lieferte, während auch von dieser Zeit an seine Holzschnitte als Meisterwerke gelten. Aus der älteren Zeit sind ein Papst in der Hölle, ein Porträt von Luther und von A. Dürer als Kupferstiche von ihm bekannt. Seine Studien in Rom über die Antike trieben ihn nach dem griechischen Süden. Mit der Gesandtschaft Kaiser Ferdinands an Soliman II. kam er 1557 nach Konstantinopel, wo er $3^1/_2$ Jahre sich mit den dortigen Resten des Alterthums beschäftigte; die werthvollen Zeichnungen sind nicht wieder aufgefunden, das von ihm angekündigte Werk über die gesehenen Kunstwerke ist nicht erschienen. Die Bilder der drei Gesandten Busbecq, Franz Zay und Antonio Wranczy stach er dort in Kupfer. Noch vor Busbecq kehrte er nach Wien zurück, von wo er Ende 1559 Bilder des Sultan Soliman und des persischen Gesandten Fürsten Ismael an Friedrich II. von Dänemark schickte. Der kurze begleitende Bericht über Einkünfte und Heer der Türkei ist 1574 auf einem Folioblatt in Antwerpen gedruckt. Bis 1577 hatte der nun berühmte Mann die verschiedensten Anerbietungen und hielt sich in buntem Wechsel an vielen Orten auf. Italienische und deutsche Höfe, Frankreich, die Niederlande, selbst die Wallachei riefen ihn, aber nur seine

Kunstwerke geben seinen Aufenthalt an; 1567 lieferte er in Sachsen in Holzschnitt das Porträt des unglücklichen, hingerichteten Ritters Wilhelm von Grumbach, 1568 in Hamburg die riesige Elbkarte, richtiger den Elblauf, vom Flusse abgezeichnet („Vorbiforth") von Geesthacht bis in die See. Er erhielt dafür 406 M. 4 Sch. damaliges Hamburgisches Geld, die Kämmereirechnung nennt ihn „M. Mechlger Loraus, Conterfeier". Er hatte also den Magistertitel erworben. 1575 lieferte er abermals in Hamburg eine Karte der Vierlande. Nachher ist er in Nürnberg, dann in Regensburg, wo er die Kirchenceremonien der dorthin gesandten Moskowiter in Holz schnitt, dann in Wien. Von hier ging er im Herbst 1577 mit der Gesandtschaft Rudolfs II., doch selbständig, wieder auf drei Jahr nach Konstantinopel. 1580 kam er nach Kopenhagen zurück, wo er als Hofmaler angestellt wurde und das Bild Friedrichs II. malte. Noch 1590 lebte er, als Ort seines Todes wird Kopenhagen, Konstantinopel, auch Rom (sogar mit der Zahl 1583) angegeben. Das große Werk über seine türkische Reise von 1577—80 mit den sehr gesuchten Holzschnitten ist erst 1626 bei Michel Hering in Hamburg in Folio erschienen unter dem Titel: „Des Weltweisen, kunstreichen und wohlerfarnen Herrn Melchior Lorichs Flensburgensis wolgerissene Figuren zu ross und fuss samt schönen türkischen Gebäwden und allerhand was in der Türkey zu sehen" ꝛc. ꝛc. Lorichs' Porträt mit der Jahreszahl 1575 steht vor dem Titel. Das Werk fand noch 2 Auflagen 1641 und 1646, und die Holzschnitte nahm E. G. Happel 1688 abermals in seinen Thesaurus Exoticorum auf.

Vgl. Die Elbkarte des Melchior Lorichs vom Jahre 1568, erläutert von Johann Martin Lappenberg ꝛc. ꝛc.", Hamburg 1847. S. 2 ff., wo alle Quellen angegeben sind. Krause.

Lorinser: Karl Ignatius L., Arzt, Sohn eines in Nimes (Böhmen) lebenden Wundarztes, ist daselbst am 24. Juli 1796 geboren. Nach einer freudelosen Kindheit kam er 1810 auf das Gymnasium in Prag, und wurde nach abgelegtem Examen im Jahre 1813 in der philosophischen Facultät der dortigen Universität inscribirt. Ursprünglich zum geistlichen Stande bestimmt, wandte er sich seiner Neigung folgend dem Studium der Medicin zu und ging zu diesem Zwecke nach Berlin, wo er sich durch Unterrichtgeben und später in der Stellung eines Hauslehrers seinen Lebensunterhalt erwarb. Im Sommer 1817 erlangte er, nach Vertheidigung seiner Inaugural-Dissertation „De functione hepatis sana et laesa" die Doctorwürde und begab sich dann nach Wien, um hier die venia practicandi zu erlangen. Da ihm seitens der Behörden in dieser Beziehung Schwierigkeiten gemacht wurden, kehrte er sofort nach Berlin zurück, legte im Sommer 1818 die Staatsprüfungen ab und wurde wenige Wochen darnach als Repetent und Pensionär an der Veterinärschule daselbst angestellt. — Sein Wunsch sich zu verheirathen, der sich mit seiner Stellung in der Thierarzneischule nicht vertrug, veranlaßte ihn, dieselbe aufzugeben und sich als praktischer Arzt und Privatdocent zu habilitiren: gleichzeitig trat er als Assistent in die magnetische Heilanstalt des Prof. Wolfart ein und beschäftigte sich auch selbständig privatim mit der magnetischen (Mesmer'schen) Heilmethode. Im J. 1822 legte er das Physikatsexamen ab und schon im Sommer desselben Jahres wurde er auf Langermann's Empfehlung, zum zweiten Rathe an das Medicinal-Collegium in Stettin berufen. Im Anfange des Jahres 1824 wurde er zum Regierungs- und Medicinalrath in Coeslin ernannt und 1826 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Oppeln über, wo ihm 1835 das Directorat der Hebammenlehranstalt übertragen wurde. — Von hier machte er im J. 1829 im Auftrage der Regierung eine Beobachtungsreise in die damals von der Pest heimgesuchten Gegenden der unteren Donauländer, und 1842 eine Reise nach Italien (eine Römerfahrt, wie es in seiner Selbstbiographie heißt), von der er Anfangs 1843 nach Oppeln zurückkehrte. Bald darnach er-

krankte er an der Gicht, welche in der Folge so hohe Grade erreichte und ihn für seine Stellung so unfähig machte, daß er Ende 1850 um seinen Abschied einkommen mußte, der ihm ein Jahr darauf mit einer spärlichen Pension bewilligt wurde. Er siedelte dann nach Patschkau über und hier ist er am 2. Oct. 1853 gestorben. — Mit seinen litterarischen Leistungen hat sich L. vorwiegend auf dem Gebiete der Seuchengeschichte und der Sanitätspolizei bewegt. Im Jahre 1820 veröffentlichte er den „Entwurf einer Encyclopädie und Methodologie der Thierheilkunde", ferner 1823 „Die Lehre von den Lungenkrankheiten", ein vorzugsweise nach Bayle und Laennec bearbeitetes Werk, in welchem die neuesten pathologisch-anatomischen Fortschritte und die neu eingeführte physikalische Untersuchung der Athmungsorgane volle Berücksichtigung gefunden haben, auch einige eigene Beobachtungen des Verfassers niedergelegt sind, eine für jene Zeit verdienstvolle Leistung, sodann 1824 „Versuche und Beobachtungen über die Wirkung des Mutterkorns auf den menschlichen und thierischen Körper", eine werthvolle Zusammenstellung der in den Acten der preußischen Medicinalbehörden niedergelegten amtlichen Berichte über die Vorkommnisse von Vergiftung durch Mutterkorn aus den Jahren 1817—1821, nebst einer historischen Einleitung und den Resultaten der Experimente, welche in der Thierarzneischule in Berlin mit Mutterkorn an Thieren angestellt worden waren — eine vorzugsweise im Interesse der Sanitätspolizei verfaßte Schrift. — Im J. 1831 erschienen seine „Untersuchungen über die Rinderpest", theils historisch-kritisch, theils nach eigenen 1827—28 in Oberschlesien gemachten Beobachtungen über diese Zootie, mit sehr rationellen Vorschlägen zur Bekämpfung der Seuche. — Die von L. im Jahre 1836 veröffentlichte kleine Schrift „Zum Schutz der Gesundheit der Schulen" in welcher er auf eine Reform des Schulwesens im Interesse der Gesundheitspflege der Schüler drang, rief eine sehr lebhafte Polemik hervor, an der sich zahlreiche Aerzte und Schulmänner betheiligten. — Seine letzte größere und seine bedeutendste Schrift über „Die Pest des Orients", 1837, ist ein werthvoller historisch-kritischer Beitrag zur Seuchengeschichte. Außerdem hat L. eine kleinere Zahl von Journal-Artikeln in verschiedenen medicinischen und naturwissenschaftlichen Zeitschriften veröffentlicht.

Ueber sein Leben vgl. die von ihm verfaßte und von seinem Sohne Franz L. in Breslau vollendete und herausgegebene Selbstbiographie in 2 Bänden, Regensburg 1864. Aug. Hirsch.

Loriotus (Loriolus, Pierre Lorioz), Jurist, aus Evernoy bei Salins gebürtig, lehrte seit 1528 die Rechtswissenschaft in Bourges und ward 1546 unter glänzenden Bedingungen von Kurfürst Moritz von Sachsen nach Leipzig gerufen. Sein Gehalt, den der Kurfürst, ohne die Mittel der Universität in Anspruch zu nehmen, aus eigener Kasse bestritt, belief sich auf 600 fl. und betrug mehr als die übrigen juristischen Professoren zusammen erhielten. In die Facultät ist er, wie es scheint, um sich für seine Lehrmethode die Unabhängigkeit zu bewahren, nicht eingetreten. Denn so großen Beifall er sich bei den Studirenden erwarb, die seine Hörsäle füllten, während die seiner Collegen nur spärlich besucht waren, ebenso entschiedenes Mißfallen erweckte seine von dem Herkommen abweichende Methode bei denen, welche, wie Melchior von Ossa nur den alten „mos docendi Italicus" gelten lassen wollten. Seine bevorzugte Stellung, seine wohl nicht ohne Ostentation vertretene, von der herrschenden abweichende wissenschaftliche Richtung, und wohl auch sein weder den Calvinern noch den Lutheranern zusagendes Bekenntniß scheinen ihm mancherlei Widerwärtigkeiten bereitet zu haben. Joachim Camerarius schreibt um diese Zeit: „apud nos P. Loriotus absurdis opinionibus sibi magis, quam aliis molestiam creat"; ähnlich klingt das Urtheil der Calviner in Heidelberg (s. unten). Schon

1554 verließ er Leipzig und ging nach Valence, wo Gisbert Regius (Otto Thesaurus II, 1501) sein Schüler war und 1557 Cujas sein College wurde, dem er den Vorrang in der Facultät abtrat. Als 1561 Balduin Heidelberg verlassen wollte, bewarb er sich ohne Erfolg um die erledigte Professur. In dem Vallentiae Allobrogum ultimo Augusti 1561 datirten Schreiben an Kurfürst Friedrich III. erbot er sich für 600 fl. Besoldung die Professur zu übernehmen, obgleich er in Leipzig eine höhere gehabt und jetzt nicht weniger beziehe. Sed civium perturbatus ob religionem status efficit, ut malim apud Celsitudinem tuam ea summa contectus cum quiete jura profiteri, quam inter hos civiles tumultus majus stipendium consequi". Der academische Senat ging jedoch auf dies Anerbieten nicht ein, weil Balduins Abgang noch nicht entschieden sei und weil „ad Lorriotum quod obtinebit, visum est, eum facile non esse vocandum praesertim quod diceretur, monstrosas in Theologia opiniones defendere". Um 1564 ging er nach Grenoble, wo er 1573 gestorben ist. Seine kurze Wirksamkeit in Deutschland ist zwar ohne nachhaltige Spuren geblieben, doch bekennt eine Anzahl namhafter Männer dankbar die von ihm empfangene Anregung, so der unglückliche Justus Jonas d. J., der berühmte Kanzler L. Distelmeyer, die Professoren M. Coler und Lorenz Kirchhoff. Beachtenswerth aber ist seine Erscheinung deswegen, weil er der erste Vertreter der neueren französischen Juristenschule in Deutschland war, dessen Lehrmethode „more gallico" in dem conservativen Leipzig hart mit dem alten mos Italicus zusammenstieß. Worin die Eigenthümlichkeit seiner Methode bestand, zeigen seine aus Vorlesungen hervorgegangenen Schriften, welche er der Mehrzahl nach durch seine Schüler hat herausgeben lassen. Durchaus irrig ist es danach bei ihm von „Cujazischer Manier" oder gar (wie E. Friedberg, das Collegium juridicum 1882, S. 51) von „historischer Vertiefung des Stoffs" zu reden. L. gehört zu der vorclassischen Generation der französischen Juristen; Cujazischer Feinheit und Gelehrsamkeit begegnen wir bei ihm nicht; die historisch-antiquarische Exegese ist nicht seine Sache. Dagegen bemüht er sich im Gegensatz zu der analytischen und casuistischen Zersplitterung des mos Italicus um eine rationelle Synthese; er sucht die einzelnen Rechtssätze unter „Axiomata generalia" zu ordnen und erstrebt sogar den Aufbau eines Rechtssystems, von dessen Vollendung er freilich sehr weit entfernt geblieben ist. Daß er sich mit dem Plane einer umfassenden „juris in artem redactio" trug, erfahren wir aus der Epist. dedicatoria seines Tractatus an den Kanzler Olivier, dem er sich zum Beistand erbietet, wenn er Frankreichs Tribonian werden wolle. Somit gehört er zu den Vertretern der neben der antiquarisch-philologischen hergehenden synthetischen Richtung der französischen Jurisprudenz des 16. Jahrhunderts, aber ohne Zweifel zu den Geistern zweiten Rangs. Nur eben wenn man sich diese Richtung seiner Methode klar macht, versteht man den Vorwurf, welchen in Leipzig Melchior von Ossa gegen ihn erhebt: daß seine Schüler nur „locales" würden, d. h. Leute, die über allgemeine Regeln und Gesichtspunkte mit ihrem Wissen nicht hinauskommen, denen die Kenntniß der Einzelheiten und die casuistische Schulung fehlt. — Wie es zu erklären ist, daß die größere Zahl der Schriften Loriot's nicht von ihm selbst, sondern bei seinen Lebzeiten von seinen Schülern nach Collegienheften herausgegeben ist, muß dahin gestellt bleiben. Die Schüler geben als Grund die überhäufte Lehrthätigkeit an; nicht unwahrscheinlich ist indeß die Vermuthung von Haase S. 31, daß L. sich gern den doppelten Vortheil schaffte, von seinen Schülern glorificirt zu werden und die Verantwortung für die Mängel seiner Schriften auf seine Editoren abwälzen zu können. — L. hatte 3 Söhne, Dionys, Peter und Franz, welche sich der Jurisprudenz widmeten. Peter L. der Jüngere disputirte öffentlich über eine Dissertation am 19. Novbr. 1554 in Leipzig, wie

es scheint nicht lange nach des Vaters Abgang; es ist möglich, daß einzelne der in der nachfolgend verzeichneten Litteratur dem Vater zugeschriebenen Schriften ihn zum Verfasser haben.

Vgl. M. v. Ossa, Testament, herausg. von Thomasius 1717. S. 385 f. 405 ff. Haase, de P. Lorioto — nolla, Lips. 1812. Hautz, Die Juristenfacultät der Universität Heidelberg unter der Regierung des Kurfürsten Friedrich III, S. 4. 1853. Zarncke, Acta Rectorum p. 357. Stobbe, Geschichte der deutschen Rechtsquellen 2, 15. Anm. 30, 1864. Villegney, Revue de législation p. Laboulaye 2, 563 s. 1872. Rivier, Zeitschr. f. R. G. 11, 319 ff. 1873. Muther, Zur Geschichte der R. W. S. 109 f. 1876. Stintzing, G. Tanner's Briefe, S. 42, 46. 69. 1879. Stintzing, Geschichte der d. Rechtswissensch. 1, 126 f. 373 ff. 1880. Hier und bei Haase S. 31 sind Loriot's Schriften verzeichnet. Stintzing.

Der Verfasser des vorstehenden Artikels war bereits verstorben, als ich im Hauptstaatsarchiv zu Dresden über einige Schriftstücke kam, welche L. betreffen. Ich trage den Inhalt derselben hier kurz nach. Vom 5. Juni 1546 datirt das Bestallungsdecret für Leipzig. In Regensburg fand die Verhandlung mit ihm statt. Auf fünf Jahre verpflichtete sich L. für Leipzig, „nämlich des Tags eine Stunde mündlich im Recht alda zu profitiren, die folgende Stunde aber dasjenige, was er folgenden Tages zu lesen Willens sei, den Auditoribus zu dictiren und auf ihr Begehren sie dasjenige, was sie nach Nothdurft von ihm nicht vermerkt, nach seinem Vermögen mit Fleiß zu berichten, die Scolares im Cirkel zu hören und zu gebührlicher Zeit, wenigstens einmal des Monats, zu disputiren und auch dem Kurfürsten sonst in dessen Sachen zu rathen und zu dienen". Dafür gewährte ihm der Kurfürst 300 Ducaten und 36 Silbergroschen, daneben freie Wohnung im Ordinariatshaus und versprach überdies Fleiß aufzuwenden, daß er in die Facultät aufgenommen werde. So erhielt denn auch die Juristenfacultät alsbald die Weisung, daß dem neuen Gelehrten dieselben Zugänge wie den übrigen Facultätsmitgliedern zu Theil würden, und Dr. Georg Kommerstadt, welcher die Concepte durchsah, ließ noch an den Viceordinarius Dr. Löffel schreiben, er möge sich in allen Dingen gutwillig erzeigen (Die Ersatzungs ꝛc. 1546. 59. Loc. 10536 Bl. 1. Etliche ꝛc. Loc. 9667 Bl. 11 ff.). Im Juli 1546 dürfte L. in Leipzig eingetroffen, seine Frau ihm bald dahin nachgefolgt sein. Spärlich sind die weiteren Nachrichten über L. Erwähnt sei, daß er nach Moritz' Tode 1553 unter denjenigen Personen aufgeführt erscheint, welchen kein Dienstgeld mehr gegeben werden soll, die Universität soll dies thun. Wichtiger ist, die Zeit des Abganges L.'s von Leipzig zu bestimmen. Bisher, und auch von Stintzing, wurde dieser Weggang in das Jahr 1554 gesetzt. Wir müssen jedoch Ostern 1555 annehmen. Schreibt doch Kurfürst August noch unterm 29. Jan. 1555 u. A. an ihn, was ihn wohl bewege, nächste Ostern Leipzig verlassen zu wollen. L. stand in Differenzen mit den Theologen und trug dem Kurfürsten seine Beschwerden in einer „Calculation" vor, welche derselbe jedoch ohne einen Schlüssel nicht verstand. Noch 1561 ist in den Acten einmal die Rede von einem zweiten Schreiben des alten Phantasten, so nennt ihn Dr. Ulrich Mordeisen, an den Kurfürsten, der nach wie vor „von seiner Schwärmerei mit den Zeichen der Thiere Nachmeldung zu thun", nicht weiche (Cop. 260 Bl. 408. 442. — Buch I. Loc. 8521 Bl. 130b.). Woher v. Langenn (Moritz II, 125) die Nachricht hat, daß L. seine Berufung nach Leipzig höher geachtet habe, als wenn der Kaiser ihm die vornehmsten Würden in seinem Vaterlande übertragen, konnte ich leider nicht ermitteln. Theodor Distel.

Lornsen: Uwe Jens L. wurde am 18. Novbr. 1793 in Keitum, dem Hauptorte der friesischen Insel Silt geboren, Sohn des vielversuchten Schiffs-

capitäns und späteren Rathmannes seiner Landschaft Jürgen Jens Lórensen oder Lórenzen. (Die außerhalb Frieslands übliche Verlegung des Accents der Patronymica bestimmte L. zur Streichung des e). Zum Seemann bestimmt, aber durch die Zeitverhältnisse gehemmt, entschloß sich L. im 18. Lebensjahre zu studiren, besuchte 1811—14 die Tondernsche Bürgerschule, dann 1½ Jahre die Schleswiger Domschule und bezog Ostern 1816 die Universität, erst Kiel, dann 1818 Jena, hier ein hervorragendes Mitglied der Burschenschaft, mit Heinr. v. Gagern, Wesselhöft u. a. befreundet. 1820 im juristischen Examen bestanden, ging er, an der Ausführung seiner philhellenischen Gedanken vom Vater gehindert, 1821 den damals gewöhnlichen Weg zu einem Amte in den Herzogthümern, nämlich in die oberste Verwaltungsbehörde der deutschen Lande in Kopenhagen, die schleswig-holstein-lauenburgische Kanzlei, in welcher er mit Ernst und Geschick zu steigender Anerkennung seiner Vorgesetzten arbeitete, zugleich aber auch Gelegenheit fand, die Art der Verwaltung der Herzogthümer gründlich kennen zu lernen. Auch als Beamter aber den Idealen der Burschenschaft treu und mitten in der fremden Hauptstadt an den geistigen Bewegungen seines Volkes lebhaft betheiligt, fühlte er sich durch die Juli-Revolution zur Fassung höherer Lebensziele angeregt und bewarb sich, seiner „Kräfte“ wohl bewußt und „kühn genug um sich zuzutrauen, daß er durch schriftstellerische Thätigkeit für eine größere Sphäre als die Herzogthümer bieten, von Bedeutung werden könne“, um die Landvogtei seiner Heimathsinsel, welche die erwünschte Muße zu geschichtlich-politischen Studien zu bieten schien. Am 10. Octbr. 1830 erfolgte seine Ernennung, am 17. betrat er in Kiel den heimischen Boden mit der bewußten und ausgesprochenen Hoffnung, „sein nachfolgendes Leben werde von einiger Bedeutung für die Herzogthümer werden“. „Habt Ihr petitionirt?“ war sein erstes Wort auf der Landungsbrücke an einen ihn erwartenden Freund; „wohlan, so muß es geschehen!“ Suchend und gesucht trat er alsbald mit allen geistig oder gesellschaftlich hervorragenden, namentlich auch jüngeren Männern, wie Falck, Hegewisch, Olshausen, Michelsen, Preußer u. a. in den lebhaftesten Verkehr. Ueberall machte seine ganze Persönlichkeit, die hohe Gestalt mit dem edlen lockigen Haupt auf breiter Brust, das ernst und freundlich leuchtende Auge, der Zauber begeisterter Liebe zum Vaterlande, zur Freiheit und zur Gerechtigkeit einen ungewöhnlichen Eindruck. Auch an Abstoßung fehlte es bei der frischen und selbst ungestümen Unmittelbarkeit seines Wesens nicht. In dem schon so nicht schlummernden Kiel entstand eine nie gekannte Bewegung. Die „Kieler regten ihn und durch ihn das Land auf“. Denn am 1. Novbr. legte L. in einer Versammlung von Vertrauensmännern des ganzen Landes — unerhört unter den „framen Holsten“ — eine kleine Schrift vor, 14 Druckseiten stark, auf Grundlage früherer Studien der skandinavischen Union rasch in Kiel entworfen: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswigholstein“, welche den Anstoß zu der schleswig-holsteinischen Bewegung und mittelbar auch zur Lösung der deutschen Frage geworden ist. In dieser Schrift fordert L. — und dieser kategorische Imperativ an Dänemark so gut wie an seine Landsleute macht ihr Wesen und ihre Bedeutung aus — er fordert in klarer und schlagender Sprache, mit vollendeter Sachkenntniß, gestützt auf die Bundesacte für Holstein, auf Herkommen und Naturrecht für Schleswig einen gemeinsamen beschließenden Landtag, einen obersten Gerichtshof und einen Staatsrath für beide Herzogthümer, ein Regierungscollegium für jedes, völlige Lösung von dem Königreich, kurz die vollständige Autonomie. „Nur der König und der Feind sei uns gemeinsam“. Die Schrift ward von der Versammlung gebilligt, in Eile gedruckt und versandt. Wie L. die Verantwortung für sie allein beansprucht und durch Nennung seines vollen Namens und Titels übernommen hatte, so kündigte er auch in einem Begleitschreiben voll männlichen, ungewöhnlichen Freimuths ihr Erscheinen

seinem Chef in Kopenhagen an. Sie rief in Dänemark wie in Schleswig-Holstein eine bisher unbekannte politische Bewegung hervor, die freilich der großen Unmündigkeit der Bevölkerung nicht Meister ward. Die Ritterschaft, von der Aussicht auf eine Verfassung, in der von ihren Privilegien keine Rede war, wenig erbaut, erhob sich mit Erbitterung gegen den Demagogen. Die anfangs rathlose Regierung ermannte sich, L. zu verhaften, der seit 10 Tagen auf seiner Insel angekommen, eben sein Amt angetreten hatte. Eine Untersuchungscommission ward angeordnet. Das eine Mitglied derselben, Lüders, konnte nirgends den Thatbestand eines Verbrechens entdecken; das andere fand „eine gefährliche Handlung" in Lornsens Auftreten. Das Obergericht selbst konnte auch Hochverrath und Eidbruch nicht finden, mittelte aber doch eine strafbare Thätigkeit aus und erkannte für Recht: daß der Kanzleirath Uwe L. wegen des, unter Verletzung der ihm als Beamten obliegenden Pflichten bewiesenen, die öffentliche Ruhe gefährdenden Verhaltens seines Amtes als Landvogt der Insel Silt zu entsetzen und mit einjährigem Festungsarrest des ersten Grades zu belegen, auch sämmtliche Untersuchungskosten, soweit er des Vermögens, zu erstatten schuldig sei". Erst nach erhaltener königlicher Bestätigung wurde dies Urtheil am 31. Mai 1831 veröffentlicht. L. büßte die Haft theils in Friedrichsort theils in Rendsburg ab und verwandte sie ungebeugten Muthes zum eindringenden Studium der Landesgeschichte, welche ihn nun erst lehrte, „daß die Schleswig-Holsteiner nichts zu wünschen Ursache hätten, was zu fordern sie nicht auch ein Recht hätten". Ein Anerbieten der Regierung, mit Pension ins Ausland zu gehen „als abgekaufter und zu Kreuz gekrochener Demagog", wies er in starken Ausdrücken ab. Dagegen begab er sich im Herbst 1833 über Amsterdam nach Rio Janeiro. Warum? wußte damals außer ihm nur ein Freund. Er gedachte Heilung zu finden für ein halb körperliches halb geistiges, halb wirkliches halb eingebildetes Leiden, mit dem er im Stillen schon Jahre lang gerungen und das er vor dem Eintritt in eine größere öffentliche Wirksamkeit gründlich überwinden zu müssen glaubte. Unterdeß war schon 1831, vier Tage vor seiner Verurtheilung, „das allgemeine Gesetz wegen Anordnung von Provinzialständen in den Herzogthümern" erlassen, am 15. Mai 1834 erschien die „nähere Regulirung der ständischen Verhältnisse", die Anordnung eines gemeinsamen Oberappellationsgerichtes in Kiel, einer gemeinsamen Regierung auf Gottorp folgte: für Dänemark der erste Schritt auf dem Wege zum Wiener Frieden. L. durfte an seinen Tod denken mit dem Bewußtsein „nicht umsonst gelebt zu haben". Gebessert nicht geheilt kehrte er 1837 nach Europa zurück, über Marseille nach Genf. Hier erfaßte ihn das alte Leiden in der Einsamkeit und Verlassenheit der Fremde mit finsterer Gewalt aufs Neue. In dem Wahn, seine Krankheit sei ansteckend und sein Dasein ein Fluch für seine Umgebung fand seine unbeugsame Entschlossenheit das unabweisbare Gebot zu furchtbarer That. Am 13. Febr. 1838 fand man seine Leiche bei Pressy im Genfer See, das Herz durch eine Kugel zerschmettert. 1841 von Georg Beseler herausgegeben erschien die Frucht seiner Studien während Haft und Exil: „Die Unions-Verfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins", bestehend aus einer energischen Bloßlegung des staatsrechtlichen Gehalts der schleswig-holsteinischen Entwicklung und einem bis ins Einzelne durchgeführten Entwurf einer darauf gebauten Unions-Verfassung des selbständigen Schleswig-Holsteins mit dem selbständigen Dänemark. Sie erschien eben rechtzeitig, um die Gefahr einer neuen Parteibildung zu beschwören, der sog. neuholsteinischen, welche um Holstein zu retten, Schleswig preisgeben wollte. L. ist es beschieden gewesen, „die Richtung seiner Landsleute für immer zu determiniren".

K. Jansen, Uwe Jens Lornsen. Ein Beitrag zur Geschichte der Wiedergeburt des deutschen Volkes, Kiel 1872. K. Jansen.

Lörs: Arnold L., früher reformirter Prediger zu Linnich und zu Rheid im Jülich'schen, seit 1680 zu Sonsbeck im Cleveschen, † im Jahre 1718, gab 100 geistliche Lieder mit bekannten Melodien heraus unter dem Titel: „Geistliches Bündlein christlicher Gesänge und Sionitischer Lieder", Wesel 1704, und später noch „Neue geistliche Gesänge", Duisburg 1708. Die Lieder sind populär und bibelmäßig, aber ohne Schwung; sie wurden zur Privaterbauung gebraucht und von ihnen haben nur wenige oder gar keine in Gemeindegesangbücher Aufnahme gefunden.

Vgl. Koch, Geschichte des Kirchenlieds, 3. Aufl., Band 6, S. 31—33.
l. u.

Lörs: Johann Christian L., geboren zu Duisburg am 25. April 1675 und † ebenda als reformirter Professor und Dr. der Theologie im Jahre 1743, nachdem er vorher in mehreren geistlichen Stellen gewesen war, hat außer einer größeren Anzahl lateinischer Dissertationen und Abhandlungen auch „Geistliche Lieder und Gedichte", Duisburg 1715 erscheinen lassen, von denen sogar eine holländische Uebersetzung, Amsterdam 1724, erschien. Nach seinem Tode gab Joh. Heinrich Karsten noch von ihm „Süße Gedanken von dem Zustande der Heiligen in und nach dem Tod", Wesel (1747) heraus, worin sich auch noch zwei Lieder von ihm befinden. Er war ein Vetter des voranstehenden Arnold Lörs.

Rotermund zum Jöcher III, Sp. 2046 ff. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Bd., S. 31 Anm. l. u.

Lorsbach: Georg Wilhelm L., ward geb. den 29. Febr. 1752 zu Dillenburg, wo sein Vater als fürstl. nassauischer Geh. Justizrath und Kanzleidirector lebte. Auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt vorgebildet, bezog L. 1768 die Universität Herborn, wo er sich theologischen Studien widmete, jedoch mit besonderer Bevorzugung der orientalischen Sprachen. Ihretwegen ging er 1771 nach Göttingen, wo besonders Michaelis auf ihn einwirkte, doch kehrte er wegen Krankheit bereits 1773 nach Herborn zurück. Nach Beendigung der akademischen Studien lebte L., mit wissenschaftlichen Arbeiten verschiedener Art beschäftigt, vier Jahre lang im elterlichen Hause und entschloß sich nach längerer Ueberlegung in den geistlichen Stand einzutreten. Dennoch übernahm er 1778 das Rectorat der Schule zu Siegen, 1786 dasjenige des Gymnasiums zu Dillenburg und ging 1791 als Rector ans Gymnasium zu Herborn. Hier wirkte L. zugleich als Professor der orientalischen Sprachen an der Universität und legte 1792, als ihm auch historische und exegetische Vorlesungen übertragen wurden, sein Schulamt nieder. 1793 ward er ord. Professor der Theologie, später Consistorialrath, siedelte 1812 als ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen nach Jena über und wirkte hier bis zu seinem Tode den 30. März 1816. Von seinen Schriften ist die wichtigste: „Neue Beiträge zu den Apokryphen des Neuen Testaments, aus den heiligen Schriften der Zabier oder St. Johannisjünger", Marburg 1807.

Im Uebrigen vgl. Döring, Die gel. Theol. Deutschlands. Pünjer.

Lortzing: Gustav Albert L., ein deutscher Tonsetzer, der, obgleich seine Opern zu den beliebtesten und verbreitetsten des deutschen Repertoires gehörten, doch in Armuth und Hülflosigkeit untergehen konnte, wurde in Berlin am 23. Oct. 1803 geboren und starb daselbst am 21. Januar 1851, kampfesmüde und gebrochen im besten Mannesalter stehend. Die Biographie dieses talentvollen, vielseitig beanlagten, herzensguten und edlen Mannes bildet eines der traurigsten Kapitel der deutschen Künstlergeschichte. Sein Vater, Joh. Gottlob Lortzing, ein Lederhändler, dessen Geschäft leider nicht sehr glänzend ging, sonst ein wackerer, braver Mann, hatte, wie auch seine kluge und tüchtige Frau, Charlotte Sophie, geb. Seidel, eine enthusiastische Neigung zum Theater und

Theaterspielen, der sie seither als eifrige Mitglieder der Dilettantenbühne Urania auch nach Herzenslust zu fröhnen pflegten. Ihres einzigen Kindes früh sich offenbarende musikalische Begabung mußte sie daher doppelt erfreuen, und es wurde sofort auch alles in ihren Kräften stehende aufgeboten, seinen durch überraschende Fortschritte sich lohnenden Studien durch gute Lehrer solide Grundlagen geben zu lassen. Zu den letzteren zählte auch Rungenhagen, Schüler des einst hochberühmten Concertmeisters Benda, ein ernster, strenger Mann, später Zelter's Nachfolger in der Direction der Singakademie. Leider waren diese glücklichen Tage ungestörten Lernens nicht von Dauer. Schlimme Geschäftsverhältnisse drängten die Eltern dazu, aus ihrer früheren Liebhaberei endlich einen Beruf zu machen, auf dessen unsichere Basis seitdem ihr und ihres Sohnes Lebensglück gestellt bleiben sollte. Beide, insbesondere die Mutter, erwiesen sich als sehr brauchbare Schauspieler, und ohne je sich höheren künstlerischen Ruf gewinnen zu können, wußten sie allerwärts ihre Stellung zu voller Zufriedenheit der Directionen und des Publikums auszufüllen. Der Sohn, schon frühe das Wanderleben unstäter Komödianten von Grund aus kennen lernend und als Kind bereits oftmals hinausgestellt auf die weltbedeutenden Bretter, bethätigte für Spiel und Gesang, obwol in beiden nur Naturalist, große Begabung. Von schlankem Mittelwuchse, mit schwarzlockigem Haare, freundlich schönen Zügen, hübschen dunklen, von gutmüthig schelmischem Ausdruck belebten Augen, von lebhaftem Temperament, unerschöpflichem Humor und einer seltenen Freiheit und Sicherheit auf der ihm längst zur zweiten Heimat gewordenen Bühne, war im Fache jugendlicher Liebhaber, Bonvivants und Naturburschen ausgezeichnet und zählte bald zu den beliebtesten Darstellern des deutschen Theaters; nicht minder aber war er durch Frohsinn, Laune und gewandtgefälliges Benehmen in allen Lebenskreisen eine beliebte und werthgehaltene Persönlichkeit. Junge Künstler, von der Natur in solcher Weise ausgezeichnet, von den Menschen allerwärts verhätschelt, gelangen leicht auf Abwege; daß der heitere gemüthliche L. immer auch ein tüchtiger, charaktervoller, ernst und willenskräftig vorwärts strebender, liebenswürdiger Mensch blieb, verdankt er dem ihm von den braven Eltern stets gegebenen edlen Beispiele und der wahrhaft rührenden Liebe, mit der sein Herz an ihnen und bald auch an seiner eigenen Familie hing. Er folgte den ersteren zunächst in ihre Engagements nach Breslau, Straßburg, Baden-Baden, Freiburg i. B., Koblenz, Köln, Düsseldorf, Aachen. Nicht an allen diesen Orten, vielfach durch ihre unsichern und zweifelhaften Theaterverhältnisse verrufen, erging es ihnen nach Wunsch. Noth, Sorge, Hunger und Kummer waren manchmal tägliche Gäste, und der Sohn schätzte sich dann sehr glücklich, wenn er sich durch Notenschreiben eine Nebeneinnahme verschaffen und die darbenden Eltern durch kleine Verdienste unterstützen konnte. Zugleich aber versäumte er keine Gelegenheit, im Umgang mit gebildeten Männern, besonders mit guten Musikern, und durch gewählte Lektüre sich weiter zu bilden und seine Talente und sein musikalisches Wissen durch das Studium theoretischer Werke und flüchtigen Unterricht, den er hie und da erhaschen konnte, zu vervollkommnen; er bildete sich allmählich zu einem ganz wackeren Clavier-, Violin- und Cellospieler. Ein Gastspiel in Köln hatte der Familie Engagement daselbst zur Folge. Hier verheirathete sich der erst 20jährige Künstler mit einer Collegin, Regine Rosine Ahlers, so einen frühen Ehebund schließend, der, wenn auch von schweren Heimsuchungen nicht frei bleibend, doch ein unendlich beglückender für ihn wurde. — In dieser Zeit versuchte er sich auch mit seinem ersten, beifällig aufgenommenen Singspiele, dem er, 1826 in den Verband des Detmolder Hoftheaters getreten, zwei weitere folgen ließ. Besonders die Stücke: „Ali, Pascha von Janina“ und „Der Pole und sein Kind“ gewannen, mit den Zeitverhältnissen

glücklich zusammentreffend, allgemeinen Erfolg und gehörten bald zu den beliebtesten Liederspielen dieser Periode. Als sein Kölner Director Ringelhardt (1832) die Direction des Leipziger Theaters übernahm, wurde auch L. sammt den Eltern von ihm engagirt und er verlebte nun, mit diesen wieder vereint, bis zum J. 1844 in Leipzig die schönsten Jahre seiner Künstlerlaufbahn. Ein frohes, ziemlich sorgenfreies, durch die Geburt blühender Kinder gesegnetes Familienleben, die ihm unwandelbar treu bleibende Gunst des Publikums, ein herzliches, ungetrübtes Verhältniß zu seinen Collegen, die Freundschaft edler Genossen, z. B. Düringer's, Reger's u. A. und endlich auch der überraschende Erfolg seiner Werke würden ihm volle Befriedigung gewährt haben, wären nun nicht Wünsche in ihm rege geworden, die ihn von den heiteren Bahnen, die er bisher gewandelt, weit abführten. Wenig bedrängt und gestört durch seine Verpflichtungen als Mitglied des Theaters hatte er sich jetzt an größere Schöpfungen wagen können; so entstanden in rascher Folge eine Reihe schöner Opern echt komischen Inhalts, die, wo sie gehört wurden, Freude und Gefallen erweckten und ihm Theilnahme und Liebe aller Hörer gewannen. Mit ungewöhnlichem Geschick wußte sich der Dichtercomponist L. seine meisten Texte selbst zu schreiben und dazu eine Musik zu erfinden, deren Melodieen natürlichen Fluß hatten, deren Stimmführung richtig und wirkungsvoll war und deren Instrumentation kluge Berechnung, künstlerisches Maß und ein vortreffliches Ohr bekundeten. Er bewährte sogar wirklich bedeutende Begabung für Anlage umfangreicher Ensemblesätze, die nicht allein durch Ausdehnung, sondern in höherem Grade noch durch Angemessenheit, Anordnung und Durchführung Bewunderung und uneingeschränktes Lob verdienen. Hell und froh klingt aus seinen stets den Eindruck wahrer Empfindung machenden Weisen kindliche Harmlosigkeit, das neckische Spiel munteren Scherzes und ungetrübte Laune. Die heitern oder sentimentalen Lieder seiner Opern flogen, ehe diese selbst noch bekannt waren, schon von Mund zu Mund, seinen Schöpfungen überall die Bahn bereitend. Aber man wird nicht ungestraft ein berühmter Mann. Seine Erfolge weckten ihm ein Heer von Neidern und Gegnern. Höhnische, seine Werke geringschätzende und herabsetzende Kritiken waren noch das wenigste; tiefer verletzte es ihn, wenn von ihm verehrte Meister der Kunst, deren einstige großartige Tonschöpfungen die Gegenwart bereits längst wieder vergessen hat, ihm seine Partituren mit dem Bemerken, er möge erst etwas lernen, zurückschickten. Allerdings war's ihm dann auch keine geringe Genugthuung, daß dieselben Männer, nachdem seinen Opern allerwärts so großer Beifall geworden und ihre Aufführung auch an den Hoftheatern unabweisbar wurde, endlich flehentlich um Ueberlassung der einst verächtlich zurückgewiesenen Werke bitten mußten. Je mehr nun aber seine Popularität wuchs, „Die beiden Schützen", „Czar und Zimmermann", „Der Wildschütz" sich als freudig aufgenommene Lieblinge des Publikums allerwärts erhielten, um so hartnäckiger kehrte ihm das zu ersprießlichem Schaffen so unentbehrliche Glück den Rücken. Eine von ihm im Sommer 1844 zu seinen Freunden nach Frankfurt a. M. und Mannheim unternommene, an ehrender Anerkennung reiche und erfreuliche Reise bezeichnet den Culminationspunkt seiner Lebensbahn; die ihm von jetzt ab noch vergönnten sieben Jahre holten alles, was einem Menschen an Schmerzen, Demüthigungen, Entbehrungen, Noth und verzweifeltem Ringen zugemessen werden kann, übervoll ein. L., obwol nun ein weltbekannter Componist, war noch immer Sänger und Schauspieler. Diese Stellung erschien ihm endlich unwürdig und unerträglich. Er hegte zuletzt nur noch das eine heiße Verlangen, als Kapellmeister an die Spitze eines größeren Theaters treten zu können. Seine Feinde, die ihm seinen Ruhm als Tonsetzer nicht mehr verkürzen konnten, klammerten sich nun an seine Thätigkeit als Dirigent. Am 1. August 1844, an welchem Tage er als Kapell-

meister des Leipziger Theaters mit der Direction des Don Juan sein neues Amt antrat und damit seinen Herzenswunsch erfüllt sah, stand er auch an der Wende seines Glückes. Schon im Mai folgenden Jahres ward er von einem rücksichtslosen Collegen aus seiner Stellung verdrängt. Erbärmlichen und unsoliden Directoren in die Hände fallend, ging es mit seinen Verhältnissen nun täglich mehr bergab. Ein Engagement in Wien vollendete, nachdem der Director sich fallit erklärt, seinen Ruin. Betrügerische Agenten und selbst Directoren angesehener Theater wußten ihn um die bescheidenen Honorare, die er für seine Arbeiten zu fordern berechtigt war, zu prellen. Er, der Freudespender seines Volkes, sah sich mit den Seinen in des Wortes schlimmster Bedeutung dem Hunger preisgegeben. Um nur leben zu können, mußte er zu dem kaum verlassenen, ihm so verhaßten Handwerk zurückgreifen. Der bewunderte Tonsetzer war genöthigt, krank, gebrochen, der Winterkälte und der Habgier speculativer Theaterunternehmer preisgegeben, allwöchentlich hinauszureisen, um an kleinen Theatern zu gaukeln oder mit unvollständigem Orchester seine elend besetzten Opern zu dirigiren. Und wie zum Hohne erledigten sich gerade in diesen Jahren manche Kapellmeisterstellen an ersten Theatern in Dresden, Berlin, Frankfurt, auf die er, wäre dem Verdienste die Krone geworden, vollen Anspruch erheben durfte. Die Bewerbungen des armen Mannes wurden jedoch von keinem Intendanten beachtet. Im Mai 1850 sehen wir den edlen Künstler am Directionspulte des kleinen Friedrich-Wilhelmstädtischen Theaters in Berlin, das mit einer Festouvertüre seiner Composition und Nesmüller's Liederspiel „Die Zillerthaler" eröffnet wurde. Noch einmal raffte er sich zu einer dramatischen Arbeit auf. Aber ach, es hatte sich in den letzten Jahren solche Zaghaftigkeit seiner bemächtigt, er fühlte sich so arm, daß Deutschland darob hätte erröthen müssen, wäre es der Scham fähig gewesen. Wo sollte da Humor, Muth und Freude zum Schaffen herkommen? Lortzing's dunkle Locken waren in kurzer Zeit grau geworden, sein herzliches Lachen war verstummt, sorgenvoll, gedrückt schlich er umher. An 30 Abenden im Monate mußte er die trivialste Musik, die elendesten Possen, die niederträchtigsten Machwerke dirigiren. Der Druck der Noth lastete auf seiner Seele, untergrub seine Kraft. Der Tod war ihm ein milder, gewiß auch ersehnter Erlöser. Ein Herzschlag endete rasch ein Leben voll Kummer und Leid. Der in gänzlicher Verarmung zurückgebliebenen Frau und ihrer sechs Kinder erbarmten sich nun doch die Directoren, die sich an seinen Werken seit Jahren bereichert hatten. Die zusammengebrachten Almosen bewahrten seine Familie wenigstens vor äußerstem Elende; dem Todten aber ward jedwede Ehre erwiesen und die Zeitungslitteraten ergriffen begierig den dankbaren Stoff und schrieben die rührendsten Artikel über ihn. Lortzing's Schaffen ist umfangreicher als man vielfach annimmt. Außer einem um 1832 geschriebenen Oratorium „Die Himmelfahrt Christi" und der Berliner Festouvertüre, für die sich, wie für viele andere seiner Werke, bis zur Stunde kein Verleger fand; außer sehr vielen Liedern und Einlagspiecen und einer Neubearbeitung des alten 1770 von J. A. Hiller componirten Singspiels „Die Jagd", schrieb er folgende Bühnenwerke: „Ali Pascha von Janina." Operette in 1 Akt. Köln 1824. — „Der Pole und sein Kind." Liederspiel in 1 Akt. Detmold 1832. — „Scene aus Mozart's Leben." Ebenda. — „Die beiden Schützen." Komische Oper in drei Akten. Leipzig 1836/37. — „Czar und Zimmermann." 1837. — „Die Schatzkammer des Inka." Text von R. Blum. 1838 (blieb unaufgeführt). — „Caramo oder das Fischerstechen." 1839. — „Hans Sachs." Text von Reger. 1840. — „Casanova." 1841. — „Der Wildschütz oder die Stimme der Natur." 1842. — „Undine." Romantische Zauberoper in vier Akten. 1844/45. (Zuerst in Hamburg gegeben.) — „Der Waffenschmied." Komische Oper in drei Akten. 1845

bis 1846. (Zuerst in Wien.) — „Zum Großadmiral.“ 1847. — „Regina.“ Oper in drei Akten. Wien 1848 (blieb unaufgeführt). — „Roland's Knappen oder das ersehnte Glück.“ Komisch-romantische Zauberoper in drei Akten. Text von C. M. Leipzig 1848/49. — „Die Opernprobe.“ Komische Oper in 1 Akt. Berlin 1850. — „Eine Berliner Grisette.“ Posse von Stotz 1850. — „Der Weihnachtsabend.“ Vaudeville. — Musik zum Schauspiele „Drei Edelsteine“ von R. Benedix. Nicht alle diese Werke hatten gleichen Erfolg; einige wurden unverdient zurückgesetzt, was um so unbegreiflicher erscheint, als der Mangel an guten komischen Opern ein so auffallender ist. Fünf Opern jedoch haben sich bis zur Stunde, ohne von ihrer Frische und Anziehungskraft eingebüßt zu haben, auf dem Repertoire aller Theater erhalten. Darin liegt ein außerordentlicher Erfolg. Wie viele Opern, die vor 50 Jahren Anerkennung und Bewunderung fanden, können sich gleicher Lebensdauer rühmen? Da Lortzing's Werke die einzigen komischen sind, welche der deutschen Bühne in den letzten Jahrzehnten dargeboten wurden, da ihre Wirkung stets die gleiche, ihr Humor unverwüstlich ist, werden sie sich gewiß noch lange der Gunst des Publikums erfreuen. Er ist kein Meister ersten Ranges, seine Compositionen sind nicht höchste Kunstoffenbarungen, aber sie stehen hoch über denen seiner wichtigsten Vorgänger Hiller, Dittersdorf, Kauer, Schenk, W. Müller, und werden nur von den klassischen Intermezzi's Pergolese's und einigen Hervorbringungen der französischen Opéra comique übertroffen. Darf die Musik zu den erheiternden Künsten gezählt werden, dann ist der einfache, schlichte, natürliche, bescheidene L. als einer der größten Wohlthäter der Menschheit hoch zu ehren. Keiner seiner Collegen hat den Theaterbesuchern heiterere, gemüthlichere und doch zugleich reinere und edlere Genüsse bereitet als der in Noth und Sorge untergegangene vortreffliche Künstler.

Ph. J. Düringer, A. Lortzing, sein Leben u. Wirken, Leipzig 1851. — W. Neumann, Die Componisten der neueren Zeit, Bd. VI, Kassel 1854. — 57. Neujahrstück der allg. Musikgesellschaft in Zürich, 1869.

Schletterer.

Lory: Gabriel L., Kunstmaler von Bern, 1763—1840, war der Sohn eines Lohnkutschers Lohri aus dem Dorfe Münsingen bei Bern und wurde 1763 in Bern geboren. Nach dem frühen Tode seines Vaters lernte er bei dem Landschaftsmaler Aberli als dessen Gehülfe Zeichnen und Coloriren. Einige Zeit hielt er sich in Genf auf, dann wieder in Bern, und nachher in St. Gallen, wo er sich verheirathete. Nochmals nach Bern zurückkehrend ergab er sich erst selbständig seiner Kunst, indem er nach Art der Freudenberger und Aberli seine kleinen Landschaftsbilder in Umrissen radirte, vervielfältigte und dann colorirte. Ein größeres Unternehmen, an dem er mitarbeiten sollte, die projectirte Herausgabe einer Reihe von Ansichten von Petersburg und Moskau in Kupferstich, bewog ihn zur Uebersiedelung zum Verleger desselben nach Herisau, im Kanton Appenzell. Allein die Unruhen der Revolutionszeit, 1798—1803, störten den Fortgang und zwangen den Maler, nach mancherlei Kämpfen mit dem Mißtrauen des Landvolks, sogar zur Flucht über die Grenze nach Lindau. Nach einem längeren Aufenthalte in Neuenburg, dessen reges Kunstleben ihm manche Vortheile bot, zog er schließlich im J. 1812 wieder nach Bern, wo er einer der Stifter der Künstlergesellschaft wurde und wo er, meist in Gemeinschaft mit seinem Sohne arbeitend, bis zu seinem Ende thätig blieb. Er starb nach kurzer Krankheit im J. 1840 (Nagler irrig 1836). Gesellschaftliche und geschäftliche Unbeholfenheit, eine Folge mangelhafter Jugendbildung, trat ihm häufig hindernd in den Weg und ließ Ehre und Lohn seiner Kunstfertigkeit oft an Andere fallen. Doch gelang es ihm nicht nur, seinem technischen Verfahren einen künstlerischen Charakter

zu geben, sondern auch seinen Arbeiten und der schweizerischen Landschaftsmalerei überhaupt die Gunst der Liebhaber zuzuwenden.

Siehe hiernach Gabriel Lory, Sohn. Blösch.

Lory: Gabriel L., Kunstmaler von Bern, 1784—1846. Der einzige Sohn des Vorgenannten wurde den 11. Juni 1784 in Bern geboren. Schon als Knabe durch Schönheit auffallend, war er zum Künstler geboren und berufen. Sobald er den Pinsel zu halten vermochte, wurde er von seinem Vater zur Arbeit herangezogen und in Hand und Auge geübt. 13 Jahre alt soll er ein erstes Aquarellbild zur Ausstellung gebracht haben. Er theilte die Wanderungen und Wohnungswechsel des Vaters, und gab dann zuerst gemeinsam mit demselben die Sammlung von Ansichten der neuerbauten Simplonstraße heraus: „Voyage pittoresque de Genève à Milan par le Simplon“, Paris 1811. — Im J. 1808 besuchte er Paris und 1811 Rom und Neapel, sowol nach der Natur als in den Museen eifrig studirend. 1812 kam er nach Neuenburg, wo er sich verheirathete und während einiger Zeit eine Stelle als Lehrer des Zeichnens versah; doch machte er sich bald wieder frei und unternahm wiederholt größere Reisen. Im Sommer meistens in der Nähe von Bern in einem von ihm erworbenen Landhause wohnend, brachte er den Winter anfangs in Neuenburg zu, hernach, von 1834 auf 1835 und 1835 auf 1836, in Berlin, wo er auch am Hofe verkehrte und den Professorentitel erhielt, und zuletzt in Nizza. Eben von einer neuen Reise an den Rhein zurückgekehrt, starb er plötzlich am 25. Aug. 1846. Im Gegensatze zu seinem Vater zeichnete er sich durch gesellschaftlich feines Benehmen und geschäftliche Gewandtheit aus und erwarb sich auch ein nicht ganz unbedeutendes Vermögen. Auch er war fast ausschließlich Aquarellist in der oben geschilderten beliebten Manier seines Vaters. Glückliche Wahl des Standpunktes, gefällige Auffassung und geschmackvolle Ausführung erhoben seine Vedutenmalerei über das Niveau des Gewöhnlichen und machten ihn zu einem der bedeutendsten Vertreter der damaligen schweizerischen Landschafterschule. Neben seinen nicht zahlreichen aber sehr geschätzten Originalbildern gab er, bald in Gemeinschaft mit seinem Vater, bald mit einem Verwandten Moritz Lory, bald mit Anderen, eine Reihe von Schweizeransichten heraus, von denen wir außer den schon erwähnten noch die folgenden nennen: „Souvenirs de la Suisse“, Berne et Neuchatel 1815. „Voyage pittoresque dans l’Oberland Bernois.“ fol. Paris 1822. „Collection de costumes Suisses“ in 35 Blättern. „Voyage pittoresque dans la vallée de Chamounix et autour du Montblanc“, mit Text von Raoul Rochette, in 40 Blättern. Auch „Souvenirs d’Italie“, Paris 1833.

Quellen für Vater und Sohn: Neujahrsblatt der Künstlergesellschaft in Zürich für 1848, mit den beiden Porträts. — Füßli, Künstlerlexikon, IX. 727. — Nagler, Künstlerlexikon, X. 70—71. — Meusel, Neue Miscellanea, 1797 S. 573—78. — Berner Taschenbuch, Jahrg. 1853.

Blösch.

Loescher: Abraham L., Humanist und Rechtsgelehrter, geb. 1520 zu Zwickau im Voigtlande, † am 30. April 1575 in Nürnberg; gehört einer sächsischen Familie an, aus welcher im 17. Jahrhundert Kaspar L. und andere tüchtige protestantische Theologen hervorgegangen sind. Ueber Loescher’s Jugendzeit ist uns nichts bekannt. Ums Jahr 1549 hielt er sich in Basel auf, gab bei Oporin (1549—51) einige seiner Werke heraus, und schrieb dort anfangs Februar 1551 die Widmung seiner „Monomachia“ an den sächsischen Hofprediger Stolz; dort erwarb er wol auch den Grad eines magister artium. Im Laufe des Jahres 1551 trat er als Professor der griechischen Sprache in die Artisten-Facultät der Ingolstädter Hochschule, und übernahm 1554 nach dem Weggange des Humanisten und gekrönten Poeten Joannes Lorichius aus Hadamar gegen

einen Jahresgehalt von 80 fl. die Professur der Rhetorik. 1558 promovirte er zu Ingolstadt als Doctor beider Rechte, kam im folgenden Jahre als Beisitzer in das Reichskammergericht zu Speyer, und wurde 1565 vom Rathe der Reichsstadt Nürnberg zum Rechtsconsulenten ernannt, in welcher Eigenschaft er im 56. Jahre seines Alters mit Hinterlassung von Frau und Kindern das Zeitliche segnete. Die in „Roetenbeccii monumentis“ befindliche Grabinschrift rühmt von unserem Polyhistor, daß er ein „vir pietate, integritate vitae, jurium, linguarum, historiae et poëseos cognitione praestantissimus“ gewesen. In der That waren Loescher's reiche Leistungen auf litterarischem Felde von hervorragender Bedeutung, und „besaß er“ — wie Kobolt sich ausdrückt — „große Stärke in der Dicht-Kunst“. Er verfaßte in gutem Latein Gelegenheitsgedichte, Elegien, Epithalamien und Epicedien, besang in schwungvollen Distichen den Kampf („Monomachia“) Davids mit Goliath (Basel 1551), und lieferte eine metrische Bearbeitung der alttestamentarischen Bücher der Könige, sowie der Klagen des Jeremias (Basel s. a.), welch letztere er in einer gleichfalls in Distichen geschriebenen „Oratio nuncupatoria“ den sächsischen Fürsten widmete. Als prosaische Werke sind zu erwähnen: Seine lateinische Uebertragung der zehn Bücher griechischer Geschichte des Pausanias (Basel 1550) und seine zu Ingolstadt gehaltene akademische Rede: „In commendationem legum“; Kobolt's Angabe, dieselbe sei in Rottmar's Oration. Ingolst., Pars II, abgedruckt, ist irrig. — Dem Schriftenverzeichniß bei Kobolt ist noch anzureihen: „Epithal. juvenis G. Ziglii et virginis S. Mutschlin“, Basel 1549, 4° und „Elegia in honorem Dav. Schieferdecker“, Ingolst. 1556, 4°.

Loescher's Sohn, Johann Erich L., Dr. jur. und Sachwalter zu Nürnberg († am 1. März 1604) wurde 1589, dessen Enkel Johann Wolfgang L., Rathschreiber daselbst († am 22. October 1640) 1631 unter „die Genannten“ des größeren Rathes, d. i. in den äußeren Rath, aufgenommen. — Des letzteren einzige Tochter, Susanna Barbara L., heirathete 1701 in zweiter Ehe den Altorfer Geschichtsprofessor Wagenseil. Joh. Wolfg. L. schrieb ein Traktätlein „De venationis jure poenaque fericidiarum etc.“, Norimb. 1618, 8° und J. P. Jenitzer hat dessen Porträt in Kupfer gestochen.

v. Prantl, Gesch. d. Ludwig-Maxim.-Universität, Bd. I. 331, Bd. II. 495. — Kobolt, 412. — Wills Nürnberg. Gelehrten-Lexikon, II. 509. — Rotermund, III. S. 2048 (mit Schriftenverzeichniß). Eisenhart.

Löscher: Valentin Ernst L., war in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein Vorkämpfer der lutherischen Orthodoxie gegenüber dem Pietismus. Geb. am 29. December 1673 zu Sondershausen, als der Sohn des Superintendenten daselbst, und Sprößling eines Predigergeschlechts, genoß er den ersten humanistischen Unterricht zu Zwickau, wohin sein Vater 1679 als Superintendent berufen worden; seit 1687 aber besuchte er die Schule zu Wittenberg, nachdem sein Vater eine theologische Professur daselbst erhalten hatte. Im 17. Jahre bezog er die Universität daselbst, studirte in den ersten Jahren ausschließlich Philologie und Geschichte, und wandte sich nur auf Andringen seines Vaters der Theologie zu, promovirte 1692 zum Magister und hielt mit glänzendem Erfolge sofort philosophische Vorlesungen. Ein längerer Aufenthalt in Jena 1694 begeisterte ihn für Theologie, insbesondere für Kirchengeschichte. Im J. 1695 f. machte er eine gelehrte Reise nach Braunschweig und Hamburg, wo Joh. Friedr. Mayer in ihm Interesse für die Polemik gegen den Pietismus erweckte; sodann besuchte er die Niederlande und Dänemark, und kehrte über Rostock, wo er sich mit D. Fecht befreundete, nach Wittenberg zurück. Er eröffnete seine Vorlesungen wieder, sah jetzt die Vertheidigung der reinen Lehre

als seine heiligste Aufgabe an, ließ sich aber wiederum von seiner Neigung zu vielseitigen Studien hinreißen.

Die Berufung zum Pfarrer und Superintendenten in Jüterbogk veranlaßte eine innere Wendung. Am 29. December 1698 trat er sein Amt an. Nun widmete sich der gewissenhafte Mann den Pflichten desselben in erster Linie, und wurde allmählich für Kirche und Theologie als seinen Hauptberuf gewonnen. Im J. 1701 wurde er in einen größeren Wirkungskreis versetzt durch Berufung zum Pfarrer und Superintendenten in Delitzsch. Seitdem er aber nach Deutschmann's Tod (1707) als Professor der Theologie nach Wittenberg berufen war und diesem Rufe folgte, erwachte aufs neue die ursprüngliche Vorliebe für rein wissenschaftliche Arbeiten. Aber schon nach zwei Jahren berief ihn nach Dresden zum Pastor der Kreuzkirche der Rath der Stadt, während ihm die Regierung die Superintendentur und eine Assessorstelle im Oberconsistorium antrug. Nach schwerem innerem Kampf folgte er 1709 diesem Rufe, und blieb in dieser Stellung, ungeachtet der ehrenvollsten Berufungen nach Hamburg, Holstein &c., fast volle 40 Jahre bis zu seinem Tode. Schon in seinem ersten geistlichen Amte, zu Jüterbogk, hielt er Katechismusexamina und führte dieselben in der ganzen Diöcese ein; der Katechismusunterricht war aber durch Spener wieder belebt worden. Er erkannte auch in den (von Spener ausgesprochenen) Klagen über den gesunkenen Stand des Christenthums Wahrheit, räumte vollständig ein, daß bloßes Wissen von den Glaubensartikeln und äußerlich rechtschaffener Wandel noch nicht den Christenstand ausmachen; es gehöre dazu heilige Andacht, der Geist der Gnade und des Gebets nebst Selbstverleugnung; dem entsprechend hielt er auch eine Herzenstheologie, d. h. eine gesunde theologia mystica, wie Luther und Joh. Arndt sie gehabt, für unentbehrlich. Ja selbst collegia pietatis hielt er, unter gewissen Bedingungen, für heilsam und wünschenswerth. Lauter Stücke, die von Spener und dem Pietismus geltend gemacht und in Uebung gesetzt waren. Obige Ansichten sprach L. öffentlich aus in seiner Schrift: „Edle Andachtsstücke". Noch nie seit dem Auftreten des Pietismus hatte ein Mann von orthodoxer Gesinnung so weit, als L., Grundgedanken der pietistischen Bewegung als wahr und berechtigt anerkannt. Ja L. schrieb als Superintendent in Delitzsch Abhandlungen, die er selbst seine „Pia desideria" nannte (in den „Unschuldigen Nachrichten", 1703, der ersten kirchlichen Zeitschrift, die je erschienen ist): es genüge nicht, blos der Wahrheit dienen zu wollen; veritas et pietas, Wahrheit und Gottesfurcht solle unser beständiges Symbolum bleiben. An allen drei Ständen: Lehrstand, Obrigkeit und Hausstand, liege die Schuld des kirchlichen Verfalls. Die Geistlichen sollten viel mehr, als der Fall sei, mit einander durch das Band der Liebe verbunden sein. Zu diesem Behufe suchte er die Pastoralconferenzen neu zu beleben. Dem Verfall der Kirchenzucht in der lutherischen Kirche würde merklich abgeholfen werden, erinnerte er, wenn man die beiden ersten Stufen der Admonition, das solus solum admone, und das coram testibus admone, gewissenhafter üben wollte. Um aber einen Nachwuchs frommer, treuer Prediger heranzubilden, müsse das Leben der Theologie Studirenden auf den Universitäten ein anderes werden. Darauf hinzuwirken sei die Pflicht der akademischen Lehrer. Diese bittet er dringend, dessen eingedenk zu sein. Ferner erinnert er, die Consistorien sollten Kirchenvisitationen in geistlicher und nicht blos äußerlicher Weise, wieder anstellen. Er war überzeugt, dadurch würden die Kirchenregimente wieder mehr in die Kirche selbst sich eingliedern. In den Gemeinden aber (Hausstand), meint er, sollte die Diakonie wieder hergestellt werden. Lauter Gedanken, welche einerseits das Gesunde am Pietismus sich angeeignet haben, andererseits die innere Mission der Gegenwart weissagend vorbilden, während L. bei alle dem seine kirchliche Ge-

sinnung unentwegt festhält. Vom Jahre 1703—24 nahm ihn der Kampf gegen die preußischen Unionsversuche, beziehungsweise gegen die Reformirten, in Anspruch. Im J. 1703 hatte König Friedrich I. ein Unionscollegium in Berlin eingesetzt, um zwischen der lutherischen und reformirten Kirche zu unterhandeln. Spener lehnte den Eintritt in das Collegium ab, theils aus persönlichen Gründen, theils weil er einen Unionsversuch nicht für opportun hielt, im Gegentheil nur schlimmeren Zwiespalt davon voraus sah. Unter dem Namen eines Mitgliedes dieser Commission, des Domdiakonus Joh. Joseph Winckler zu Magdeburg, erschien nun eine Schrift: Arcanum regium, welche auf Grund des absolutistisch gefaßten jus episcopale des Landesherrn, von pietistischen Anschauungen aus die Union befürwortete. L., zu Delitzsch, nahe der preußischen Grenze, versuchte anfangs lutherische Prediger in der Kurmark zu öffentlichen Protesten anzuregen; aber Niemand hatte den Muth dazu. Da entschloß er sich, ungeachtet seine Neigung dem widerstrebte, für die lutherische Kirche und gegen den preußischen Unionsversuch aufzutreten in der 1703 anonym erschienenen „Allerunterthänigsten Adresse — die Religionsvereinigung betreffend". Er bezeichnete das Unternehmen an sich, die beiden evangelischen Kirchen zu vereinigen, als ein wahrhaft königliches Werk, bekämpfte dagegen sowol die politischen Hintergedanken der einen als die schwärmerischen Gesinnungen der anderen (pietistischen) Freunde der Sache, und hob die wesentlichen Lehrgegensätze zwischen der lutherischen und reformirten Kirche hervor. Diese Schrift wirkte. Winckler sagte sich von dem Arcanum regium los. Das Unionscollegium in Berlin wurde aufgelöst. Reformirte Theologen traten gegen die „Adresse" auf. Dem reformirten Professor der Theologie Bekmann in Frankfurt a. d. O. gegenüber gab L. zu seiner Rechtfertigung Forschungen heraus über die Debatten zwischen lutherischer und reformirter Kirche von Luther an, seine „Ausführliche Historia motuum" ꝛc., wovon drei Theile 1707, 1708, 1724 erschienen. Der letzte Theil, aus Anlaß der Befürwortung einer Union von Seiten der Württemberger Theologen Chr. Klemm und Kanzler Pfaff herausgegeben, hatte zum Anhang die „Friedfertige Anrede und Ermahnung an die reformirten Gemeinden in Deutschland".

Nach Spener's Tod (1705) trat als lautester Wortführer und Vorkämpfer der Pietisten gegen die Orthodoxen Joachim Lange auf den Plan. Er war Rector eines Gymnasiums in Berlin, übernahm dazu noch ein Predigtamt daselbst, bis er 1709 Breithaupt's Nachfolger als Professor in Halle wurde. Im J. 1706 erschien seine „Aufrichtige Nachricht von der Unrichtigkeit der sogen. Unschuldigen Nachrichten ꝛc." Hiermit griff er nicht nur die von L. redigirte Zeitschrift und Löschern selbst, sondern auch die Orthodoxen überhaupt an, die er nur „Pseudoorthodoxe" nannte. Diese Streitschrift Joachim Lange's bildet eine Epoche in der Geschichte der pietistischen Streitigkeiten. Bis dahin hatten die Pietisten sich zu vertheidigen gehabt. Nun ergriff der Pietismus die Offensive und zwar der gemäßigte Pietismus, mit dem Anspruch auf Kirchlichkeit; dennoch war der Angriff Joachim Lange's ein leidenschaftlicher und gehässiger. L. stürzte sich nicht unbesonnen in den Kampf. Er war inzwischen Professor zu Wittenberg geworden; neben den Pflichten des akademischen Amtes ließ er sich anfangs nur auf Vorarbeiten zum Angriff ein. Dann nahm er den Ruf nach Dresden an, wo ein geschäftsvolles dreifaches Amt ihn anfangs vollständig in Anspruch nahm und sein treues Wirken höchst erfolgreich wurde, für „Wahrheit und Gottseligkeit", nach seinem Wahlspruch. Erst 1711 mit seinem Timotheus Verinus (Jahrg. 1711 f. der Unschuldigen Nachrichten), sodann mit dem „Vollständigen Timotheus Verinus", I. 1718, II. 1722, führte er den Kampf gegen den Pietismus, jedoch in maßvoller, würdiger Weise, so daß ihm stets Verständigung und Ausgleichung der Gegensätze, als zu erstrebendes Ziel vor-

schwebte. Im Mai 1719 verhandelte er mit Aug. Hermann Francke und Herrnschmidt in Merseburg persönlich, jedoch ohne Erfolg. Seit 1722 ließ er den Kampf gegen die Pietisten ruhen. — Die römische Kirche hatte L. von früh an scharf ins Auge gefaßt, die Geschichte des Papstthums studirt. Da aber in Folge der Richtung Calixt's und des Pietismus Gleichgültigkeit gegen die Kirche überhand nahm, so hatte er, zumal nachdem er in Dresden einen endgültigen Beruf gefunden, unter einem zur römischen Kirche übergetretenen Fürsten, doppelte Veranlassung, dem immer kühneren Andringen des Romanismus entgegenzutreten. In gelehrten Abhandlungen und Volksschriften, wie die Gespräche „Der abgewiesene Demas“ und „Römisch-katholische Discurse vom evangelischen Jubeljahr 2c. 1717“, weckte er das kirchliche Bewußtsein seiner Glaubensgenossen und ließ seinen Warnungsruf erschallen. Aus polemischem Interesse ging auch die umfassende Urkundensammlung hervor: „Vollständige Reformationsacta“ in 3 Theilen, 1720, 1723. 1729. Durch alles das erlangte er freilich keine Gunst nach oben: dreimal wurde, so lange er seine Aemter in Dresden verwaltete, die Oberhofpredigerstelle daselbst erledigt; jedesmal wurde L. übergangen und bequemere Männer dazu erwählt. Noch im J. 1737 erlebte er den Schmerz für die lutherische Kirche, daß sie aus der Schloßkapelle verdrängt wurde; er selbst, als Pastor der Kreuzkirche, hatte, altem Herkommen gemäß, am dritten Pfingstfeiertage jenes Jahres die letzte evangelische Predigt in der Kapelle des königl. Schlosses zu halten; eine Aufgabe, der er sich mit ebenso viel Weisheit als tiefem Ernst und innigem Gefühl entledigte. — Den philosophischen Indifferentismus hatte L. von Anfang an wachsam beobachtet. Nachdem sein Kampf gegen den Pietismus beendet war und die Verweisung Christian Wolffs von Halle (1723) Aufsehen erregt hatte, die Wolff'sche Philosophie aber immer allgemeineren Beifall fand, trat L., nach mehr denn zehnjährigem Studium der Leibnitz-Wolff'schen Philosophie, 1735 mit einem wohlüberlegten Warnungsruf: „Quo ruitis?“ an die akademische Jugend heran. Er wies nach, in welchen Stücken der Glaube durch Wolff'sche Principien gefährdet werde. Allein sein prophetisch warnendes Wort verhallte fruchtlos. — Mit Graf Zinzendorf und der Brüdergemeinde kam L. in persönliche und amtliche Berührung. Als Mitglied einer landesherrlichen Commission, welche 1736 nach Herrnhut abgesandt wurde, hat L. an Ort und Stelle schließlich den guten Stand der Gemeinde öffentlich gerühmt, und sie unter Thränen gebeten, bei der evangelisch-lutherischen Kirche zu bleiben. Jedoch 1745 lehnte er die Bitte des Grafen ab, sich aus Anlaß einer neuen Untersuchung für die Brüdergemeinde zu verwenden. — Als Superintendent in Delitzsch hatte er sich verehelicht mit Elisabeth Krausold, der Tochter eines Hofraths zu Merseburg. Elf Kinder wurden ihm geschenkt, von denen jedoch fünf nach den ersten Monaten starben. Sein Familienleben war ein glückliches, seine Gesundheit bis ins 66. Jahr ungestört. Von da an trafen ihn leichte Schlaganfälle, jedoch konnte er am ersten Advent 1748 sein 50jähriges Amtsjubiläum, unter herzlicher Theilnahme von Hoch und Niedrig, Stadt und Land, begehen. Aber von da an nahmen seine Kräfte ab; am 12. Febr. 1749 starb er mit klarem Bewußtsein und herzlichem Gebet.

Valentin Ernst L. war von seinem 25. Jahre an ein halbes Jahrhundert lang eine Säule der deutschen evangelisch-lutherischen Kirche, treu ihrem Bekenntniß, mannhaft für ihr Recht, unermüdet in Wort und Schrift für ihr Bestes arbeitend, mit Treue im Kleinen und umfassendem Gesichtskreis, streitbar gegen alle Gegner der Kirche zur Rechten und zur Linken, ein Vorkämpfer der Kirche wie wenige. Viele Gedanken und Gesinnungen des Mannes sind zu seiner Zeit wenig beachtet worden, haben aber etwas Prophetisches für unser Jahrhundert. Ganz besondere Bedeutung hat namentlich die Stellung, welche

L. zum Pietismus eingenommen hat. Zwar war er mindestens ein Jahrzehnt lang der Hauptkämpfer Namens der lutherischen Kirche gegen den Pietismus. Dessen ungeachtet war sein Wahlspruch: „Veritas et Pietas". Hat er doch selbst „Pia desideria" geschrieben, und manche Arbeiten, die zuerst Spener unternommen und empfohlen hatte, selbst in die Hand genommen und gefördert. Gottseligkeit und Leben zu pflanzen und zu pflegen, bei aller Treue gegen die Kirche und ihr Bekenntniß, das war seines Lebens Zweck. Es ist schwerlich zu viel gesagt, wenn wir behaupten, L. sei derjenige gewesen, der, bei aller Wachsamkeit gegen den üblen Einfluß des Pietismus, das Gesunde, Wahre und Gute, was in diesem war, anerkannt, und in die evangelisch-lutherische Kirche hineingeleitet hat, ihr zu gute. G. Lechler.

Loschge: Friedrich Heinrich L., Arzt, ist am 16. Februar 1755 in Ansbach geboren, wo sein Vater als Wirth und Weinhändler ansässig war. Er hatte zuerst in Erlangen Medicin studirt, wurde hier im J. 1780 zum Doctor der Medicin promovirt, ging sodann zu seiner weiteren Ausbildung für einige Zeit nach Straßburg und ließ sich im folgenden Jahre in seiner Vaterstadt als Arzt nieder. Auf Empfehlung von Schreber wurde L. im J. 1784 als Prof. extraord. für Anatomie und als Prosector nach Erlangen berufen und im J. 1793, nach Isenflamm's Tode, zum Prof. ord. der Anatomie und Physiologie ernannt; in dieser Stellung erzielte er eine Zunahme in der Dotirung des anatomischen Theaters und veranlaßte 1804 die Anlage eines pathologisch-anatomischen Museums. Eine sich immer mehr und mehr steigernde Schwerhörigkeit und Familienunglück trübten das Leben des wackeren Mannes, so daß er sich gezwungen sah, im J. 1824, nachdem er ein Jahr zuvor vom König von Baiern zum geheimen Hofrathe ernannt worden war, um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten, die in ehrenvoller Weise erfolgte. Gelegentlich seines 50jährigen Doctorjubiläums, im J. 1830, wurde er durch ein Handschreiben des Königs von Baiern und einen herzlichen Glückwunsch des preußischen Ministers v. Altenstein, in welchem auf seine frühere Stellung als preußischer Beamter Bezug genommen war, erfreut. Nach seiner Emeritirung führte L. ein zurückgezogenes Leben in Erlangen und ist hier in einem Alter von 85 Jahren am 29. September 1840 gestorben. — Außer mehreren kleineren akademischen Schriften und einige Journalartikeln, welche sämmtlich anatomischen oder zoologischen Inhalts sind, hat L. ein großes osteologisches Werk „Die Knochen des menschlichen Körpers und ihre vorzüglichsten Bänder", in Abbildungen und kurzer Beschreibung in 5 Lieferungen (1789—96, in zweiter nicht wesentlich veränderter Auflage 1804—7) veröffentlicht; die (colorirten) Abbildungen, besonders in den letzten Lieferungen, sind naturgetreu, der dieselben erläuternde Text zeichnet sich durch Klarheit der Darstellung aus.

Ueber Loschge's Leben vgl. Med. Correspondenz-Blatt bayerischer Aerzte, 1840, S. 191—2, 203—8. — Ein vollständiges Verzeichniß seiner Schriften findet sich in Callisen, Med. Schriftsteller-Lexikon, XI. 483, XXX. 128.

A. Hirsch.

Löschin: Dr. Matthias Gotthilf L., am 24. Febr. 1790 zu Danzig geboren und ebendort am 31. Januar 1868 gestorben, hat nach seinen in Kiel und Halle zugebrachten Studienjahren (1809—12) und nach einer zweijährigen Thätigkeit als Privatlehrer und Erzieher, von 1815 die Stelle eines Oberlehrers an der St. Barbaraschule, von 1824—66, bis zu seiner Emeritirung, die Stelle eines Directors an der Realschule zu St. Johann in Danzig bekleidet, von 1829—64 daneben als Bibliothekar der Stadtbibliothek fungirt. Seine vielseitige und verdienstliche Wirksamkeit ist seiner Vaterstadt gewidmet gewesen. Abgesehen davon, daß er dem von ihm anfänglich betriebenen Studium der

Theologie gemäß an den religiösen Bewegungen der Zeit und an den kirchlichen Fragen seiner Vaterstadt sich schriftstellerisch bethätigte, so hat er besonders in pädagogischem Berufe die ihm anvertrauten Schulen und dann auch das gesammte Schulwesen der Stadt gefördert. Auch für diesen Zweck suchte er schriftstellerisch einzuwirken (29 Abhandlungen und 8 Lehrbücher). Des weiteren hat er sich der Erforschung und Darstellung der Geschichte Danzigs zugewandt („Geschichte Danzigs", 2 Bde. 1816 und 2. Aufl. 1822—23; „Beiträge zur Geschichte Danzigs", 3 Hefte, 1839 und 8 kleinere Schriften) und dieselbe, soweit es damalige Methode und das damals zugängliche Material zuließ, in erheblich bessere Gestaltung gebracht, als bis dahin ihr eignete. Von L. erschien auch 1833: „Die Xenien aus Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797. Ein Supplement zu Werken Goethe's und Schiller's".

Selbstbiographie: „Aus dem Leben eines Amtsjubilars", Danzig 1865. (M. Lua) Dr. M. Gotthilf Löschin. Ein Lebensbild des Heimgegangenen, Danzig 1868. Bertling.

Loeseke: Johann Ludwig Leberecht L., Arzt, 1724 in Berlin geb., hatte in Halle Medicin studirt, 1745 daselbst den Doctorgrad erlangt und sich darnach in Berlin als praktischer Arzt habilitirt. Er wurde hier zum Professor extraord. an dem medicinisch-chirurgischen Collegium ernannt, starb aber schon im jugendlichen Alter am 9. April 1757. — Außer einer kleinen casuistischen Schrift „Observationes anat.-chir.-med. novae et rariores, iconibus illustratae", 1754 (deutsch 1761, in zweiter verbesserter Auflage 1767), welche einige nicht uninteressante Beiträge zur Anatomie und Chirurgie enthält, hat er mehrere Lehrbücher aus verschiedenen Doctrinen der Medicin verfaßt, welche sich längere Zeit hindurch einer Beliebtheit unter den Studirenden erfreuten; unter denselben hat die „Abhandlung der auserlesensten Heilmittel", 1758, 6 Auflagen (die letzten beiden 1785 und 1790 von Gmelin verbessert und bereichert herausgegeben) erfahren. — Alle diese Schriften sind erst nach dem Tode Loeseke's durch den Druck veröffentlicht worden. A. Hirsch.

Loskiel: Georg Heinrich L., geb. am 7. November 1740 in Kurland, † am 23. Februar 1814 als Bischof der Brüdergemeinden in Pennsylvanien, war der Sohn eines Predigers. Nachdem er seine Ausbildung zu Barby erhalten, war er seit dem Jahre 1765 in verschiedenen theologischen Aemtern in herrnhutischen Gemeinden thätig; er gründete die Erziehungsanstalten in Kleinwelke und Gnadenfrei, war dann im J. 1801 Präses der Direction der pennsylvanischen Gemeinden und Prediger der Gemeinde Bethlehem in Nordamerika und im J. 1802 Bischof. Er hat einige geistliche Lieder gedichtet, einige Gesangbücher für Brüdergemeinden herausgegeben, eine „Geschichte der Missionen der evangelischen Brüder unter den Indianern in Nordamerika" (Barby 1789) veröffentlicht, vor allem aber ohne seinen Namen ein Erbauungsbuch „Etwas fürs Herz auf dem Wege zur Ewigkeit" herausgegeben, welches 366 Betrachtungen enthält und eine weite Verbreitung gefunden hat. Es erschien zuerst Bautzen 1801, hernach in Leipzig und in Basel; eine besonders schöne Ausgabe ist die in Basel 1806 erschienene, die dann mehrfach wiederholt ist, 1822, 1825 und vielleicht öfter. In seinem letzten Lebensjahre erschienen noch von ihm „Gebete und Betrachtungen in Versen auf alle Tage des Jahres" (Reichenbach 1813).

Knapp, Evangelischer Liederschatz, 3. Aufl., Stuttg. 1865, S. 1337. — Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., 6. Band, S. 447 f. l. u.

Loesner: Christoph Friedrich L., geb. zu Leipzig am 11. Juni 1734, Dr. phil. und Prof. extraord. der philologia sacra an der dortigen Universität,

1769, † am 13. Novbr. 1803 (Winer, Handb. der theol. Lit., II, 645). Er hat sich Verdienste um die Erforschung der media et infima graecitas erworben, namentlich desjenigen sprachlichen Stoffes, der in den älteren griechischen Uebersetzern des Alten Testaments, bei Philo und im Neuen Testament vorliegt. In seinen „Observationes ad voces quasdam versionum graecarum veterum interpretum Proverbiorum Salomonis“ (in den Commentationibus theolog. v. Velthusen, Kuinoel u. Ruperti. Vol. III, Lips. 1796, p. 270—317) hat er ca. 66 ausgewählte seltene Worte behandelt, welche sich bei Aquila Theodotion und Symmachus in den Bruchstücken ihrer Uebersetzung der Proverbien finden. Die Worte sind alphabetisch geordnet, nach ihren Fundorten bezeichnet und nach ihrer Etymologie besprochen, wobei die Ansichten der älteren griechischen Lexikographen sorgfältige Berücksichtigung finden. Zur Erläuterung der Bedeutung sind zahlreiche Parallelen aus dem griechischen Sprachgebrauch sowol der Classiker als der späteren Schriftsteller beigebracht. Oft ist auch erörtert worden, wie das betreffende hebräische Wort anderweit übersetzt zu werden pflegt. — Die Lexikographen der Apokryphen und des Neuen Testaments können wol auch jetzt noch aus manchen dieser Artikel, wie z. B. aus denen über *αἴρω*, *ἀνταπόδομα*, *βάρις* u. a. Nutzen ziehen. Sehr fleißig sind auch seine „Observationes ad N. T. e Philone Alexandrino“, Lips. 1777, gearbeitet, obwol gesagt werden muß, daß viele dieser Parallelen zu äußerlich und darum von geringem Werthe sind, sowie andererseits Vollständigkeit nicht erreicht ist, vielmehr öfter gerade sehr wichtige Stellen übersehen worden sind. Ueberhaupt hat er mehr nach den äußeren litteralen Anklängen gesucht und darüber die viel werthvolleren sachlichen Berührungen, die zwischen Philo und dem Neuen Testamente stattfinden, übersehen. Bequem ist es für die Benutzung des Buchs, daß jedesmal die zusammentreffenden Ausdrücke mit Uncialbuchstaben gedruckt sind. Die Anordnung ist nach der Reihenfolge der neutestamentlichen Schriften und innerhalb der letzteren nach der Folge der Capitel. — Schließlich wäre noch zu erwähnen sein „Lectionum Philonianarum specimen“, Lips. 1758, in welchem er den philonischen Sprachgebrauch erörtert und dabei besonnener als manche Vorgänger über Philo's hebräische Sprachkenntnisse urtheilt.

Vgl. im Allgemeinen über Loesner: Siegfried, Philo von Alexandria als Ausleger des Alten Testamentes, 1875, S. 32. 142, 312, 318.

Siegfried.

Loß: v. L. Drei Mitglieder dieses meißnischen, seit Mitte des 16. Jahrhunderts vorkommenden und in der Umgegend von Dresden angesessenen Adelsgeschlechts, sind bis zu der Würde eines kursächsischen Cabinetsministers emporgestiegen:

Johann Adolf v. L., zweiter Sohn des sachsen-weißenfelsischen Premierministers Johann Kaspar v. L., aus dessen Ehe mit Magdalene Sophie v. Ende, geb. am 20. Juni 1690, 1718 kursächsischer [illegible]marschall, 1729 Oberstallmeister, 1733—38 Gesandter in London, dann in München, endlich in Versailles, wo er an der Verbindung Sachsens mit Frankreich arbeitete und den geheimen Subsidienvertrag vom 21. April 1746 abschloß. Nachdem er bereits 1741 während des Reichsvicariats nebst seinem jüngeren Bruder Christian in den Reichsgrafenstand erhoben worden war, wurde er 1746 Cabinetsminister, als welcher er am 25. August 1759 starb.

Christian v. L., der jüngere Bruder desselben, geb. am 12. December 1697, kursächsischer Oberconsistorialpräsident, bekleidete seit 1746 den Gesandtschaftsposten am Kaiserhof, gehörte zu den erbittertsten Gegnern Friedrichs des Gr. und starb als Cabinetsminister am 22. August 1770.

Johann Adolf v. L., des letzteren Sohn, geb. am 1. Februar 1731, 1774 Gesandter in Versailles, erhielt am 2. October 1777 nach der Entlassung Osten-Sackens das Departement des Innern im geheimen Cabinet, bis er nach Stutterheim's Tode 1790 dasselbe mit dem des Auswärtigen vertauschte. Zwar ohne glänzende Eigenschaften, aber rechtlich und uneigennützig, suchte er bei der mit offenem Bruch drohenden Spannung zwischen Oesterreich und Preußen mit mehr Aufrichtigkeit als Geschick ein System der sächsischen Neutralität, nicht ohne Hinneigung zu ersterer Macht, zu befolgen, verhielt sich auch seit 1803, trotz des Argwohns gegen Napoleons Absichten, den preußischen Anerbietungen der Königswürde gegenüber vorsichtig abweisend und wollte auf die von Preußen vorgeschlagene Union nur auf Grund der sächsisch-hessisch-brandenburgischen Erbverbrüderung von 1614 eingehen. Die Schlacht bei Jena würde daher vermuthlich Loß' Stellung unberührt gelassen haben, wäre nicht eine Depesche des englischen Gesandten in Dresden, Wynn, in französische Hände gefallen, welche entschuldigende Aeußerungen Loß' berichtete und die Aenderung in der politischen Haltung Sachsens als eine unaufrichtige erscheinen ließ. Den Zorn des Siegers zu beschwichtigen, ertheilte der Kurfürst L. sofort seine Entlassung in der härtesten Weise, ohne Pension; aus Furcht vor Napoleon hat er den Mann, der ihm über dreißig Jahre treu gedient hatte, nie wiedersehen mögen. L. starb am 15. März 1811. Flathe.

Lossau: Johann Friedrich Constantin v. L., preußischer General der Infanterie, der Sohn eines preußischen Generals, am 24. Juli 1767 zu Minden geboren, diente in der Infanterie, kam 1799 in den Generalstab, erwarb im russischen Feldzuge von 1812, welchen er als Quartiermeister mitmachte, die Orden der Ehrenlegion und Pour le mérite, nahm an den Befreiungskriegen an der Spitze einer Brigade (am 22. Juli 1813 im 4. Armeecorps, am 28. November in der pommerschen Landwehr, 1815 im 3. Armeecorps) Theil und verließ den activen Dienst 1833 als Commandant von Danzig. Er ist an dieser Stelle als Militärschriftsteller zu nennen. Seine Arbeiten sind didaktischer Natur, durch alle zieht sich das Bestreben darzuthun, daß bei jedem kriegerischen Ereignisse die Persönlichkeit des Feldherrn derjenige Factor ist, von welchem der Erfolg in erster Linie abhängt, und daß die jedes Mal zu treffenden Maßregeln nicht auf Grund starrer Regeln verfügt werden dürfen, sondern vor allem mit Rücksicht auf die im einzelnen Falle vorliegenden Verhältnisse angeordnet werden müssen. Er schrieb zuerst — ohne sich zu nennen — „Der Krieg. Für wahre Krieger“, Leipzig 1815, als Vorläufer für die „Ideale der Kriegführung in einer Analyse der größten Feldherren“, Berlin 1836, in welchen er Alexander, Hannibal, Cäsar, Gustav Adolf, Turenne, den Prinzen Eugen, Friedrich den Gr. und in einem Nachtrage Napoleon schildert. Den Thaten des letzteren ist seine spätere Arbeit gewidmet, die „Charakteristik der Kriege Napoleons“, Karlsruhe und Freiburg 1843, welche er indessen nur bis zum Kriege von 1812 geführt hat. Er starb zu Berlin am 16. Febr. 1848.

T. Freiherr v. Troschke, Die Militär-Literatur seit den Befreiungskriegen, Berlin 1870. Poten.

Loßberg: Friedrich Wilhelm v. L., kurhessischer Generallieutenant, am 19. November 1776 geboren, trat schon 1790 in hessische Kriegsdienste, nahm als junger Offizier im hessischen Regiment Gardegrenadiere an den Feldzügen 1792—95 gegen Frankreich Theil, schied 1799 aus, um in unabhängiger Muße den Wissenschaften zu leben, ward 1803 wieder angestellt, betheiligte sich nach der Katastrophe des Jahres 1806 zunächst an den Plänen einer allgemeinen norddeutschen Schilderhebung gegen das französische Joch, ging dann aber, durch die Verhältnisse genöthigt, in westfälische Dienste und machte in diesen den Feld-

zug von 1809 in Sachsen als Compagniechef, den von 1812 gegen Rußland als Bataillonscommandeur mit. Der letztere trug ihm den Ruhm ein, in allen Nöthen des unglückseligen Rückzuges der treue Führer seiner Truppe geblieben zu sein; zur Zeit der allgemeinen Auflösung sah man ihn bis zuletzt an der Spitze einer geordneten kleinen Schaar waffentragender Gefährten. Nach Auflösung des Königreichs Westfalen in die Reihen des wiedergebildeten hessischen Truppencorps zurückgetreten, fand er 1814 und 1815 Gelegenheit, beim Angriff auf eine Reihe fester Plätze mitzuwirken. Im unruhigen Jahre 1831 war er Commandant von Cassel und wurde dann Kriegsminister, 1840 aber von diesem Posten urplötzlich enthoben und in den Ruhestand versetzt. Die erste und bedeutendste Frucht seiner nun beginnenden schriftstellerischen Thätigkeit waren „Briefe in die Heimath“ (Cassel 1844), eine ebenso interessante wie lehrreiche Schilderung seiner Erlebnisse in Rußland, denen die „Erinnerungen aus den Feldzügen von 1792 und 1793“ folgten (abgedruckt im 66.—73. Band der Zeitschrift für Kunst, Geschichte und Wissenschaft des Krieges), dann begab er sich auffallenderweise auf das Feld der theologischen Polemik, indem er in einem „Briefwechsel zweier Protestanten“ gegen die pietistische Unduldsamkeit zu Felde zog. Er starb zu Cassel am 1. April 1848.

Zeitschrift für Kunst, Geschichte und Wissenschaft des Krieges, 73. Bd., Berlin, Posen und Bromberg 1848. Poten.

Lossius: Eduard Friedrich L., geb. am 24. August 1811 zu Werro in Livland, wohin sein Vater aus Thüringen eingewandert war. Wurde nach des letzteren frühem Tode zu sorgfältigerer Erziehung nach Deutschland gebracht, wo er eine in religiöser wie humanistischer Hinsicht vorzügliche Ausbildung erhielt: 1825—27 bei dem liebenswürdigen Fabeldichter Hey (Bd. XII. S. 344), 1827—30 auf dem gothaischen Gymnasium, an welchem damals Namen, wie Jacobs, Rost und Ukert, glänzten. 1830—33 studirte L. in Dorpat unter Kleinert, Busch und Sartorius Theologie. 1836 wurde er Pastoradjunct zu Torma, 1837 Pastor zu Koddafer in Livland, wo er bis 1852 wirkte und besonders in dem Kampfe der lutherischen Landeskirche gegen die Herrnhuterbewegung (cf. Kliefoth's Zeitschrift, 1857, Heft 10), sowie während der berüchtigten Conversionen der Jahre 1845 und 46 (cf. Harleß, Geschichtsbilder aus der lutherischen Kirche Livlands, 1869) als feuriger Kanzelredner und Vertreter evangelischer Glaubenstreue hervortrat. — 1852 ward L. an die Stadtgemeinde zu Werro berufen, 1869 wegen im Amte zerrütteter Gesundheit emeritirt. Mannigfaltigen schriftstellerischen Plänen, deren Vollendung L. vom Ruhestande erhoffte, setzte der Tod am 17. März 1870 ein zu frühes Ziel. — Lossius' Persönlichkeit war nach mehreren Seiten hin bedeutsam. Als Mensch gehörte er zu jenen seltenen Naturen, die schon durch ihr Wesen klärend wirken, indem sie das Gemeine zu scheuem Rückzug zwingen und das Edle im Menschen zu fröhlicher Entfaltung treiben. Als praktischer Theolog vereinigte er mit dieser Gabe eine tiefe Religiosität, eine hinreißende Kraft der Rede, die sich durch keine persönlichen Rücksichten binden ließ. So ward er den Gläubigen ein Quell des Segens, den Verächtern ein Stein des Anstoßes. — Als Schriftsteller auf dem Gebiet der baltischen Kirchengeschichte verdankt man L. zwei Biographien livländischer Geistlicher, welche auch außerhalb der engen heimischen Grenzen Interesse verdienen und gefunden haben: „Eduard Joh. Aßmuth. Ein Lebensbild aus der livländischen Kirche und ein Beitrag zur Geschichte dieser Kirche, insbesondere ihres Kampfes mit Herrnhut“, Gotha 1859, Perthes (cf. Hengstenb., K.-Zeitung 1860, Nr. 65, Rudel's und Guerike's Zeitschrift 1861, Nr. 1 ꝛc.) „Valentin v. Holst, Pastor in Fellin“. Dorpat 1862, Karow (die nicht eben gelungene Kindheitsgeschichte stammt von einem Verwandten Holst's). (cf.

Neues Zeitbl. von Münkel, 1862, Nr. 48, 49.) Beiläufig sei hier auch eine für das esthnische Landvolk verfaßte „Naturgeschichte“ (Koliramat, 1869 in 3. Aufl.) erwähnt, welche in ihrem glücklich getroffenen Volkston und ihrer frischen, durch Humor gewürzten Darstellung L. als einen rechten Lehrer des Volkes kennen lehrt. — L. war eine überaus selbstlose Natur. Aber gerade die Neigung, vor der Sache seine Person zurücktreten zu lassen (bei dem Hauptwerk, Aßmuth's Leben, sucht man in Titel und Vorrede vergeblich nach des Verfassers Namen), befähigte ihn zu objectiver Darstellung. Die Biographie Aßmuth's (1792—1853), eines Mannes, der alle religiösen Wandlungen Livlands vom Rationalismus durch den Pietismus zur Kirchengläubigkeit durchgemacht hat, bietet in geistvoller Charakteristik ein lebendiges Bild der religiösen Entwickelung Livlands überhaupt. Val. Holst, einer der bedeutendsten Kanzelredner des Landes (L. nennt ihn „den livländischen Chrysostomus“), gibt dem Verfasser den Stoff zur Zeichnung einer schönen und frischen, die schwersten Todesqualen mit Glaubensfreudigkeit überwindenden Seele. So hat L., indem er das Gedächtniß von zwei bedeutenden Amtsbrüdern bewahrte, sich selbst ein bleibendes Denkmal gesetzt. Livland zählt ihn zu seinen besten Männern.

Ed. Thraemer.

Lossius: Johann Christian L., geb. am 22. April 1743 in Liebstedt in Sachsen-Weimar, † in Erfurt am 8. Januar 1813, studirte an der Universität Jena, wo er sich an Darjes anschloß, und wurde 1770 ordentlicher Professor der Philosophie in Erfurt, woneben er seit 1772 auch einen theologischen Lehrstuhl einnahm (weiteres über sein äußeres Leben scheint sich durchaus nicht zu finden). Seine fruchtbare litterarische Thätigkeit begann er mit „Physische Ursachen des Wahren“ (1775), worin er unter Polemik gegen Basedow's „Philalethie“ die Berechtigung einer Metaphysik verneinte und lediglich die logische Verknüpfung der durch „Fiberschwingungen“ erzeugten Eindrücke der Außenwelt als die uns erreichbare Wahrheit zu erweisen suchte. Dann folgte die an Lavater anknüpfende Schrift „Hannibal, ein physiognomisches Fragment“ (1776), womit eine Abhandlung „Ueber die Physiognomik des Aristoteles“ (1777 in den Acta Acad. Erford.) zusammenhing. In seinem „Unterricht der gesunden Vernunft“ (1777, 2 Bde.), schickte er der Logik eine Psychologie sowol des Einzeln-Menschen, als auch der menschlichen Gattung voraus. Hierauf gab er unter dem Titel „Neueste philosophische Literatur“ (1778—82, 7 Hefte), worauf noch eine Fortsetzung als „Uebersicht der neuesten Litteratur der Philosophie“ (1784, 3 Hefte) folgte, ausführliche Recensionen und Bibliographie der neuen Erscheinungen. In der Schrift „Etwas über die kantische Philosophie in Hinsicht des Beweises vom Daseyn Gottes“ (1789) suchte er gegenüber der kantischen Kritik die Ansicht durchzuführen, daß der Beweis aus dem zureichenden Grunde völlig genüge. Nach einigen Programmen „De arte obstetricia Socratis“ (1785), „De liberatione a lege per Christum facta“ (1790) und „De ratione academiarum ad rempublicam“ (1792) folgte das ausführliche auf großer Belesenheit beruhende Werk „Neues philosophisches allgemeines Real-Lexikon“ (1803, 4 Bde.), worin er die in der Philosophie überhaupt vorkommenden Begriffe in alphabetischer Ordnung erörterte, dabei aber eine gewisse Sprödigkeit gegen Kant zur Schau trug. Endlich veröffentlichte er noch „Die Gallische Schädellehre in kritischer, psychologischer und moralischer Beziehung“ (1808). Seinem Standpunkte nach gehörte er zu jener zahlreichen Gruppe eklektischer Halb-Wolffianer, welche sich dem Locke'schen Empirismus zuneigte und nach der Richtung der englischen Deisten und des Common sense hinüberschwankte.

Hamberger-Meusel, Das gelehrte Deutschland, Bd. IV, S. 514, Bd. XIV, S. 459.

Prantl.

Lossius: Johannes L., Sohn von Eduard Friedrich L., geb. 1842 in Koddafer, studirte in Dorpat anfangs Medicin, dann, durch Schirren's markige Vorträge angeregt, Geschichte von 1862—69, starb als Bibliothekar der Universität zu Dorpat im Februar 1882. Tief und ideal angelegt, verzehrte er sich in kurzem Leben unter körperlichen Leiden und stetem Ringen nach Wahrheit. L. hat sich um die baltische Geschichtsforschung verdient gemacht, zunächst durch Ordnung und Registrirung des reichhaltigen Uexküll'schen Privatarchivs auf Schloß Fickel in Esthland (Regesta Vigalesia, bis jetzt unedirt). Durch das daselbst gefundene Material angeregt, schrieb L. seine lebendigen, von warmem Patriotismus getragenen: „Drei Bilder aus dem livländischen Adelsleben des 16. Jahrhunderts", Leipzig. I. „Die Gebrüder, die Uexküll zu Fickel", 1875. — II. „Jürgen und Johann Uexküll im Getriebe der livländischen Hofleute", 1878, besonders werthvoll durch die gründliche Darstellung des Landsknechtslebens dieser Zeit. – III. „Der Feldmarschall Otto Uexküll" ist unvollendet geblieben. Ferner publicirte L. nach einem Dorpater Manuscript „Christian Kelch's liefländischer Historiae Continuation 1690—1707", Dorpat 1875. Den bereits begonnenen Druck eines von L. entdeckten „Briefwechsels der schwedischen Statthalter und Kriegsobersten in Livland, Pontus und Jacob de Lagardie" unterbrach der Tod. Die Veröffentlichung wird von kundiger Hand in kurzem zum Abschluß gebracht werden.

Vgl. Sybel's histor. Zeitschrift, N. F. VII, S. 531, 538, 553.

Ed. Thraemer.

Lossius: Kaspar Friedrich L., Enkel des von böhmischen Hussiten abstammenden Andreas L. († 1738), jüngster Sohn Christian Theodor Lossius' († 1761) — beide Diakonen an der Barfüßerkirche zu Erfurt — wurde am 31. Januar 1753 geboren. Früh verwaist, von der Mutter in beschränkten Verhältnissen liebevoll und religiös erzogen, besuchte er seit 1761 die Barfüßer Parochialschule, 1766 das evangelische Rathsgymnasium, studirte seit 1770 in Erfurt unter Wieland, seinem Vetter Johann Christian Lossius, Grant, Froriep und Schellenberg, dann 1773 und 74 in Jena unter Danovius, Faber, Hellbauer, welche in ihm erst Liebe zur Theologie weckten. Er wurde 1774 zuerst Lehrer an der Erfurter Barfüßerschule (mit 20 Gülden Gehalt!), 1779 an der Predigerschule unter Weingärtner und bildete sich durch Predigen und Vereinsübungen unter Past. Chr. Gotth. Salzmann's Leitung für den geistlichen Beruf weiter aus. Nach Salzmann's Berufung an das Dessauer Philanthropin 1781 erhielt er das Diakonat an der Andreaskirche, 1785 das einträglichere (250 Thaler) an der Predigerkirche, ein Jahr nach seiner Verheirathung mit Rosalie, der Tochter des Rathsmeisters Welz und einer Schwester des Gothaer Buchhändlers Perthes, der ihm später zuredete, sein zunächst für die Einführung seiner Kinder in den Religionsunterricht aufgeschriebenes Buch „Gumal und Lina" (1795 bis 1800) drucken zu lassen, nachdem L. schon vorher 1793 eine Bearbeitung des lutherischen Katechismus „Für die Katechumenen" veröffentlicht und im Auftrage des Raths mit Pastor Gebhard ein neues Gesangbuch für das Fürstenthum Erfurt (gedruckt 1796) bearbeitet hatte. Ebenso, wie „Gumal und Lina", gefielen seine „Sittengemälde aus dem gemeinen Leben" und „Dramatische Sprichwörter zur angenehmen und nützlichen Unterhaltung für die erwachsenere Jugend". Geringere Verbreitung, wenn auch beifällige Anerkennung der Recensenten, fand seine in den Rahmen einer Biographie des Humanisten „Helius Eoban Hesse" 1797 eingefaßte „Erfurtische Kirchengeschichte in der Zeit der Reformation" (1797), zu welcher er als Verwalter der Bibliothek des evangelischen Ministeriums die Materialien durch fleißiges Studium neuerer lateinischer Dichter und anderer großer Schriftsteller jener Zeit gesammelt hatte. Sein Buch über Hesse ver-

schaffte ihm die Ernennung zum Mitglied der Erfurter Akademie gemeinnütziger Wissenschaften, in der er 1798, 1801 und 1802 Vorträge hielt. Einen Ruf als Dichter erwarb ihm das Volkslied auf den allgemein geliebten Coadjutor Dalberg bei der Feier des Fronleichnamsfestes (1802, kurz vor dem Ende der Mainzer Herrschaft), wofür er von dem neuen Erzkanzler ein Faß echten Firneweins zugesandt erhielt. Die Ostermesse 1804 brachte die Einleitung zu der schon 1800 angekündigten „Moralischen Bilderbibel mit 59 Kupfern nach Schubert'schen Zeichnungen und mit Erklärungen von K. F. L." (1.—5. Bd. 1805—12), welche „allen Eltern das Geschäft der Selbsterziehung ihrer Kinder erleichtern und angenehm machen sollte"; außer der biblischen Geschichte enthalten fünf Hefte die griechische, vier die römische, der fünfte Band die jüdische Geschichte. Sein Ruf und die treffliche bildliche Ausstattung sicherten dem Buche eine weite Verbreitung und brachte auch dem Verfasser erfreuliche Einnahmen. — Das Jahr 1806 brachte noch die Geburt eines Töchterchens (Februar), aber auch schwere Scharlachkrankheit im Sommer, sodaß er seine zweite Tochter verlor und die übrigen, wie seine Frau fast allein pflegen mußte — in solcher Lage fand Salzmann in einer Schrift einen ungenannten Freund (vielleicht unsern L., den er damals besucht haben mag). Der October brachte preußische Einquartierung, trübe Ahnungen bei ihrem Abzuge am 10. und bald die französischen Dränger, welche sofort die Predigerkirche in Beschlag nahmen und bis 1808 arg verwüsteten. 1808 wirkte er für Herstellung der Kirche, wozu er „Heilsame Erinnerungen an die Jahre 1806—8", 1. u. 2. Thl., drucken ließ; er mußte während des Congresses französische Schauspieler beherbergen. 1809 wurde er in die frühere Almosen- und Schulcommission gewählt, 1810 trat er als Oberschulrath in die Oberschuldirection, erlitt aber bald nachher durch einen Sturz aus dem Wagen eine schwere Beschädigung an Brust und Auge, der ein Unterleibsleiden wieder erweckte und zurückließ. Auf des Präsidenten v. Resch Bitten übernahm er die Direction einer höheren Töchterschule, gerieth jedoch dabei sammt seinem Lehrer Suppeck in eine ungerechte Untersuchung wegen Urheberschaft eines Pasquills. Er theilte die Leiden der Belagerung seit dem 25. October 1813, floh während des Bombardements vom 6. November in die Kirche und freute sich der endlichen Erlösung am 6. Januar 1814. Die Fortsetzung seines Werkes als „Historischer Bildersaal" übernahm Chr. Ferd. Schulze. L. gab „Kurze Religionssätze und Denksprüche zum Auswendiglernen", Gotha 1815, und „Moralische Erzählungen für die Jugend", 1816, heraus. Anfang 1815 sah er schon seinem Tod mit Ruhe entgegen; er versah unter schweren Leiden seine Aemter bis Himmelfahrt 1816; am 26. März 1817 starb er mit den Worten: „Dort sehen wir uns wieder". — Sein Leben hat aus seinem ausführlichen, seit 1778 begonnenen handschriftlichen Tagebuche der Gatte seiner ältesten Tochter, M. Hieron. Müller, Conrector an der Domschule zu Naumburg, 1819 herausgegeben. Sein einziger Sohn, Karl L., starb 1880 als Pfarrer in Gispersleben-Kiliani. J. Chr. Herm. Weißenborn.

Lossius: Lucas L., eigentlich Lotze, unter dem ersten Rector des Lüneburger Johannei, Hermann Tulichius, der fünfte, aber berühmteste „Collega" dieser Anstalt, war am 18. October 1508 zu „Fack" (Vacia, Veckerhagen) an der Weser unterhalb Münden in der Landgrafschaft Hessen als Sohn eines kleinen Landbauern geboren. Dem Bruder seiner Mutter dankte der zu früh geborene, schwach gebliebene Knabe seine Erziehung zu den Wissenschaften, da jener den vorher in den Schulen zu Münden und Hessen-Oldendorf nothdürftig unterrichteten mit sich nach Göttingen nahm und ihn nach gutem Unterricht im Latein und geringem im Griechischen auf die ihm bekannte Stadtschule in Lüneburg brachte, wo er bis zum Ausbruch des „englischen Schweißes", 1529, blieb. Er

ging von dort nach Herford, wo er von Rudolf Moller und Jacobus Montanus reines Latein lernte, dann ein Jahr nach Münster zu Johannes Aelius, Johannes Glandorp, Antonius Tunicius; von dort nach Leipzig, und da nach einem halben Jahre die Pest ausbrach, nach Wittenberg mit Empfehlungsbriefen seines Oheims an Melanchthon. Mit Empfehlungen Luther's und Melanchthon's kam er im Sommer 1532 wieder nach Lüneburg zu Urbanus Rhegius, dem er zuerst als Abschreiber diente. 1533 kam er an das Johanneum; als Tulich 1540 starb und Johannes Bathelius aus Koesfeld Rector wurde, ist er sofort in die zweite Stelle befördert, hier bildete er ausgezeichnete Lateiner in einer Art von katechetischem Unterricht in der Grammatik. Als Bathelius 1565 starb, blieb L. in seiner Stelle, das Rectorat erhielt Albert Lenicerus, wie es scheint nach dem Wunsche jenes; eine Berufung als Professor der Theologie durch Christian III. nach Kopenhagen hatte er schon vorher abgelehnt; in den letzten Jahren war er emeritirt und starb am 8. Juli 1582. Seinen Ruhm dankte er dem festen Eintreten für die Unterrichtsmethode seines Lehrers Melanchthon; Philippicae disciplinae *γνήσιος* wird er genannt; ebenso waren seine grammatischen, theologischen und musikalischen Werke berühmt, am meisten aber die lateinischen Poesien seines Alters. Er schrieb: „Erotemata Dialecticae et Rhetoricae Melanchthonis et praeceptionum Erasmi de utraque copia“; „Quaestiones adjectis argumentis, doctrinis et solutionibus objectionum“, die als Schulbuch gebraucht wurden; „Annotationes in Grammaticam Philippi Melanthonis“; „Erotemata musicae practicae“. dazu eine „Psalmodia, veteris Ecclesiae cantiones sacras et chorales comprehendens“, zu der Melanchthon ein lobendes Gedicht verfaßte; „Annotationes in Evangelia dominicalia et festorum“, ebenso zu den Episteln, speciell zum Römerbrief, und zu den Psalmen. Auch ein deutsches Trostbuch gegen die sieben Todfeinde wird erwähnt. Von seinen Gedichten erschienen die „Epitaphia principum, ducum etc.“ 1580 in Wittenberg; der „Index Lunaeburgensis“ ist sehr selten; am berühmtesten ist die 1566 in Frankfurt edirte Sammlung „Lunaeburga Saxoniae“, für die lüneburgische Special- und Personalgeschichte jener Zeit nicht zu entbehren. So konnte er mit Recht „sydus olim radiantissimum scholae Johanneae Luneburgensis“ (v. Westphalen, Mon. ined. III, 1099) heißen. 1581 dichtete er sich selbst ein Epitaph; aus diesem und der Rostocker Rectoratsrede des Lucas Bacmeister, De Luca Lossio (Rost. 1586, 4⁰) stammen alle Nachrichten über ihn. Er hinterließ drei Söhne, alle Lehrer: Johannes (1603 Subconrector am Hamburger Johanneum), Hieronymus und Lucas, der 1590 als Rector Scholae zu Bardewick vorkommt. Von seinen drei Töchtern war eine an Thomas Mauwer (s. d.) verheirathet. — Justus Lossius, 1563 zweiter Rector der Michaelisschule in Lüneburg und schon seit 1549 dort Lehrer der Poetik, wird von L. selbst sein naher Verwandter genannt. Sein Oheim und Gönner Johannes Heine war bis 1517 erster Lehrer der Johannesschule in Lüneburg und führte 1516 als Cantor zuerst die Figuralmusik dort in die Johanniskirche und in die Stadt ein; 1517 war er als Begleiter zweier Patrizier Töbing in Leipzig und in Wittenberg, als Luther die Thesen anschlug, hörte Luther und Melanchthon, zog sich aber, obwol ihrer Lehre zugeneigt, zu stillen Studien ins Franziskanerkloster zu Göttingen zurück. Nach 1533 starb er in Stadthagen. Lossius' Psalmodie hat O. Kade dem mecklenburgischen Cantional zu Grunde gelegt. Krause.

Lossow: Arnold Hermann L., Bildhauer, geb. 24. October 1805 zu Bremen, lernte erst bei seinem Vater August Lossow, bildete sich in München 1820—27 und Rom, ließ sich darauf 1831 bleibend in München nieder, wo er zu Schwanthaler's Lieblingsschülern und Gehülfen zählte. In seinem Atelier führte er viele Statuen und Büsten aus, eine „Madonna“ (1835), insbesondere

als geschickter Marmorarbeiter viele Figuren für die Giebel der Walhalla und des Kunstausstellungsgebäudes; in den Nischen an der Glyptothek sind von ihm die Statuen Thorwaldsen's und Canova's (nach Widnmann), Schwanthaler's und Gibson's (nach Brugger); 1848 war eine dem Bad entstiegene Venus (Gyps) im Münchener Kunstverein. Außerdem lieferte er viele Büsten für die Walhalla und die baierische Ruhmeshalle, für letztere: Martin Behaim, Franz v. Sickingen, Hans Holbein, Wolfgang Müller, Peter de Witte, Gottfr. Heinrich Graf von Pappenheim, Joh. Christ. Freiherr v. Preysing, Adrian v. d. Werf, Eduard v. Schenk, Carl Rottmann, Cornelius (nach Schwanthaler), Joh. v. Dalberg (nach Halbig). L., welcher seinen beiden talentvollen Söhnen Friedrich und Karl ins Grab sehen mußte (nur der vielgefeierte Genremaler Heinrich überlebte den Vater), starb am 3. Februar 1874 zu München.

Vgl. Nagler 1839, VIII, 75. Raczynski, II, 496. Vincenz Müller, Handbuch von München 1854, S. 159. Beil. 39 Allg. Ztg. 1874. Seubert 1878, II, 482.

Friedrich L., Thiermaler (Sohn des vorgenannten Bildhauers Arnold Hermann L.), geb. am 13. Juni 1837 zu München, besuchte die Akademie und vorübergehend die Schule Piloty's (1860), ging aber als Thiermaler unter dem Beirath von Theodor Horschelt, Fr. Voltz und A. v. Kotzebue seine eigenen Wege. Seine Bilder hatten bei sorgfältiger Ausführung meist den fröhlichen Zug eines ächten Humors, so z. B. eine „Ländliche Scene am Backofen" (1865), ein „Hunde- und Affentheater auf der Reise" (1866), oder ein urkomisches Dachshündchen, welches mit jenem den Flegeljahren eigenen Mangel an Courtoisie eine unglückliche Puppe aus dem Kinderwägelchen warf und sich mit der ganzen Behaglichkeit eines grünen Jungen in das jungfräuliche Lager bettete (1870); auch ein Eselsstall mit einem dummen, vor neugierig zudringlichen Gänsen sich fürchtenden Langohr. Für die „Fliegenden Blätter" zeichnete L. eine Menge heiterer Illustrationen, ebenso an zwanzig Nummern für die weltbekannten „Münchener Bilderbogen": da sind die ergötzlichen Streiche eines verzogenen Schooßhundes, die Einspänner-Aventuren eines Ladenritters und Sonntagreiters, muthwillige Eselscenen, Wettrennen aller Art, Uebungslager und Viehmärkte, dann die heiteren Bilder „Aus dem Leben der Hausthiere" (mit Versen von Eduard Ille; auch in Buchform), insbesondere die beiden Blätter „Aus dem letzten Kriege" (No. 548 der Münchener Bilderbogen), welche mit ihrer elegischen Stimmung und Wahrheit jeden Beschauer ergreifen. Außerdem illustrirte L. die bei A. Kröner in Stuttgart erschienenen Büchlein: „Die Geschichte vom kleinen Reh" (mit Versen von Fr. Trojan), „Ami in der Fremde", „Das leichtsinnige Miezel"; ein treffliches „Fabelbuch", „Kleine Geschichten für artige Kinder" (von Julie v. Dungern) und die „Kynopädie oder der wohlgezogene Hund" (ein Lehrgedicht von S. Anuf, 1868), welche in vielen Auflagen ihre Probehaltigkeit bewiesen. Auch lieferte er Vieles für die „Jugendblätter" der Isabella Braun, die „Deutschen Bilderbogen" von Gustav Weise in Stuttgart (z. B. No. 171 und 239), für die „Gartenlaube" („Der junge Hund im Eifer" junge Entlein überraschend, 1867, S. 453) und „Daheim" („Eine langweilige Gesellschaft", 1868, S. 285; „Frosch und Enten", ebendas. S. 645; „Ungebetene Gäste", ebendas. 1870, S. 597); für „Ueber Land und Meer" (1870, No. 2 die Thierbilder: „Die geraubte Mutter" und „Rückkehr nach der Schlacht") u. s. w. L. starb nach langem Leiden am 19. Januar 1872. Eine Anzahl trefflicher Handzeichnungen befindet sich in Maillinger's „Bilderchronik", 1876, Bd. III, No. 1668—1717.

Vgl. Beil. 35 Allg. Ztg., 4. Febr. 1872. Kunstvereinsbericht f. 1878, S. 71. Lützow, Bd. VII, 204. Seubert, 1878, Bd. II, 483.

Karl L., Historienmaler (Bruder des vorigen), geb. am 6. August 1835 zu München, besuchte frühzeitig die Akademie, bildete sich unter Prof. Philipp Foltz, noch mehr durch den Einfluß seines gleichstrebenden älteren Freundes Andreas Müller und dem Vorbilde M. v. Schwinds. Auf einer Reise nach Oberitalien wurde L. mit dem damaligen Erbprinzen von Meiningen bekannt (1856), welcher den genialen Künstler nach Meiningen einlud und mit schönen Aufträgen betraute. In die herzogliche „Villa Carlotta" am Comersee malte L. einen Cyclus aus der „Gudrun", einen zweiten mit Darstellungen aus Uhland's Balladen, starb aber schon während seines Aufenthaltes zu Rom, am 12. März 1861. Schon 1856 erschienen auf dem Münchener Kunstverein zwei Cartons aus der „Gudrun" (z. B. „wie Horant sang"), dann eine Reihe origineller Bleistiftzeichnungen zu den „Königskindern" (Heine), dem „Räuber", der „Kapelle" und dem „Jägerlied" von Uhland, auch eine „Zitherspielerin" als Repräsentantin der almerischen Lyrik; 1858 kam Lossow's Carton (auf der Allgemeinen Deutschen Kunstausstellung zu München): „Eroberung der Stadt der Mallier durch Alexander den Großen". Zwölf Compositionen „Deutsche Lieder" betitelt, erschienen (in Holzschnitt von Closs, Allgaier, Siegle und Trambauer) später bei Fr. Bruckmann. Eine herrliche Kraft, voll Schönheitsgefühl und Originalität ist leider viel zu frühe geschieden.

Vgl. Deutsch. Kunstblatt, 1857, S. 264 u. 296. Lützow, Bd. IX, 159. Nagler, Monogrammisten, 1860, Bd. II, 115 (No. 311). Seubert, 1878, Bd. II, 483. Die in Besitz der Stadt München übergegangene Maillinger'sche Sammlung verwahrt eine schöne Anzahl von Lossow's Zeichnungen (1876, Bd. III, 1642—65). Hyac. Holland.

Lossow: Daniel Friedrich v. L., preußischer Generallieutenant, aus dem Hause Riedewitz im Fürstenthume Glogau, 1720 (nach Ausweis der Ranglisten) geboren, trat jung in preußische Kriegsdienste, war bei Ausbruch des Siebenjährigen Krieges Premierlieutenant im Natzmer'schen Husarenregiment, avancirte 1759 zum Major bei Möhring-Husaren, erhielt für Auszeichnung im Gefecht bei Pretzsch (29. October 1759) den Oberstlieutenantsrang und den Orden Pour le mérite und ward Ende desselben Jahres Commandeur des schwarzen Husarenregiments No. 5, früher Ruesch. Als einer der gewandtesten unter den Führern leichter Truppen durch Kühnheit, Umsicht und Thätigkeit sich vielfach hervorthuend und häufig an die Spitze von Abtheilungen gemischter Waffen gestellt, führte er dieses Regiment 1760 zuerst gegen die Russen unter Todleben in Polen und Pommern, dann gegen die Oesterreicher unter Daun in Schlesien, 1761 in der letzteren Provinz wiederum zuerst gegen die Russen, denen er das Husarenregiment Serbsky in der Mittagsstunde des 18. Juli bei Peuke überfiel und aufrieb, wofür er ein Douceur von 1000 Thalern erhielt (300 Thaler, welche Prinz Heinrich ihm früher für ein ähnliches Unternehmen gezahlt hatte, bezeichnete der König als zu wenig), dann unter Zieten gegen die Oesterreicher und schließlich in Polen und Pommern unter Platen gegen die Russen, denen man die Einnahme von Colberg vergeblich zu wehren suchte. Am 9. Mai 1762 wurde er Chef seines Regiments, nachdem er am vorhergehenden 17. März zum Chef des mit demselben vereinigten Bosniakencorps ernannt war, deren Vermehrung und Organisation einer der Hauptgegenstände seiner damaligen Thätigkeit war. In diesem Jahre focht er wieder in Schlesien gegen die Oesterreicher; am 4. Mai überfiel er ein größeres feindliches Detachement in Hohenfriedberg und noch in der letzten Schlacht, der von Reichenbach am 16. August, wird er mit Ruhm genannt. Nach Friedensschluß ging er mit seinen Regimentern in deren ostpreußische Garnisonen, trat aber fortan mit seiner Schöpfung, den Bosniaken, in einen gewissen Widerspruch, da er deren Verwendung in einer

ihrem Wesen weniger zusagenden Richtung, der geschlossenen Fechtart, anstrebte, während sie mehr nach Kasakenart zu kämpfen geeignet und gewillet waren. Der König blieb ihm fortwährend gewogen und gab ihm vielfache Beweise davon, so durch Verleihung der Amtshauptmannschaft zu Preußisch Mark und einer Präbende zu Magdeburg, Lossow's Jugendbekanntschaft mit Seydlitz und sein freundschaftliches Verhältniß zu Anhalt kamen ihm dabei zu statten; daß er, namentlich was seinen Privatcharakter anging, nicht überall günstig beurtheilt wurde, beweisen die „Briefe eines alten preußischen Offiziers ꝛc." (v. Kaltenborn), Hohenzollern 1790, der ihn eigennützig, prahlerisch, parteiisch, ungerecht ꝛc. nennt. 1772 wurde er nach Polen gesandt, wo die Ausschreitungen von Belling's und Thadden's Truppen lebhafte Klagen hervorgerufen hatten, fungirte dann bei der dortigen Grenzregulirung, war im baierischen Erbfolgekriege mit seinen Regimentern bei der Armee des Königs in Böhmen und starb am 12. October 1783 zu Goldap in Ostpreußen. Da er kinderlos war, adoptirte er seinen Adjutanten, den nachmaligen General Köhler, welchen der König als Köhler v. L. adelte.

J. D. v. Dziengel, Geschichte des 2. Ulanenregiments, Potsdam 1858.

Poten.

Lossow: Matthias Ludwig v. L. wurde am 7. October 1717 geboren. Seine Eltern waren der am 26. Februar 1746 verstorbene Oberstlieutenant Johann Georg v. L. und Johanne Konstanze v. Zastrow. Nachdem er am 7. August 1731 bei den Cadets eingetreten war, kam er am 4. Mai 1734 als Junker zum v. Glasenapp'schen Regiment und ward am 24. Juni 1738 Fähnrich, am 26. April 1740 Secondelieutenant und in demselben Jahre als Premierlieutenant zur Garde versetzt. In den folgenden Feldzügen finden wir ihn auf einer stattlichen Reihe von Schlachtfeldern in Böhmen, Schlesien und Sachsen, auf denen er zwei Mal verwundet wurde. Er avancirte schnell, ward am 3. November 1743 Capitain, erhielt am 1. Februar 1744 eine Grenadiercompagnie bei dem Regiment l'Hopital, wurde am 5. Juni 1753 Major und erhielt 1755 das in Königsberg stehende Grenadierbataillon von sechs Compagnien, an dessen Spitze er am 16. December 1758 Oberstlieutenant und am 14. Mai 1759 Oberst wurde. Nach dem Gefechte bei Strehlen (1760) zeichnete ihn der König für besondere Verdienste durch Verleihung des Ordens Pour le mérite aus. Am 24. October 1765 wurde L. Chef des Regiments Neuwied, am 19. Mai 1766 Generalmajor und 1777 Generallieutenant. v. L. trat 1782 in den Ruhestand und starb 1783 unvermählt.

(König) Biograph. Lexicon, II, S. 430.

Ernst Friedlaender.

Lothar I. (Chlothar) war der jüngste von den überlebenden vier Söhnen Chlodovech's und der Chrotehilde. Bei der Theilung nach des Vaters Tode fiel ihm der Königssitz in Soissons zu und die Herrschaft über das altsalische Land. Im Bunde mit seinen Brüdern Chlodomir und Childebert zog er 523 wider die Burgunder; die völlige Unterwerfung des Volkes überließ er den Brüdern, von denen Chlodomir im Kampfe fiel. Die Wittwe des Gefallenen, Guntheuka, machte er zu seiner Gattin; zwei von den Söhnen desselben tödtete er zu Paris mit eigner Hand; das Reich Chlodomirs theilte er mit den beiden noch übrigen Brüdern sowie auch die Burgunderbeute, zu deren schließlichem Erwerb er wenig mitgewirkt hatte. Die Ehe mit Guntheuka kann nur kurz gewesen sein, denn als L. 530 mit seinem Bruder Theuderich gegen die Thüringer auszog, gewann er sich an der gefangenen Radegunde, der Tochter Berthars, eines der Thüringer Könige, eine neue Gattin; sie verließ ihn bald, um in ein Kloster zu gehen. Aehnlich wie im Burgunderkrieg überließ L. auch im Kampf mit

den Thüringern die Vollendung des Unternehmens dem Bruder; im Zwist mit Theuderich kehrte er bereits vorher heim. Selbst von Lothars Sohne, Gunthar, wird derselbe charakteristische Zug erzählt: mit Theuderichs Sohne, Theudebert, zieht er wider die Westgothen, aber die Ehre des Kriegs gebührt Theudebert, Gunthar ist vor dem Ende des Kampfes zurückgekehrt. Als Theuderich im J. 534 starb, versuchte L. im Verein mit Childebert seinen Neffen zu verdrängen, aber Theudebert schlägt den Angriff zurück und bald sehen wir ihn mit Childebert, dem einen Oheim, wider L., den anderen, zu Felde ziehen. Nur durch ein Wunder wird nach der Erzählung des Gregor von Tours L. gerettet. Wenige Jahre danach vereint ein neuer Raubzug wider die Westgothen L. und Childebert. Bis Saragossa drangen sie vor (542), dort wurden sie zur Umkehr genöthigt. Als im J. 555 Theuderichs Enkel, Theudebald, starb, bekam L. das Reich von Metz ohne Kampf in seine Hände; die Wittwe des Verstorbenen, eine langobardische Königstochter Waldetrade ehelichte er, um sie bald danach dem Baiernherzoge Garibald zum Weibe zu geben. Endlich brachte ihm der Tod seines Bruders Childebert (558) auch das Reich von Paris ein und damit die Herrschaft über das gesammte Frankenreich. Im Kriege finden wir L. wider die Sachsen, die einen von Theuderich ihnen aufgezwungenen Tribut nicht mehr leisten wollten. Sie schlagen den Frankenkönig und dringen sogar bis Deutz vor. Auf der anderen Seite machen den Franken die Briten der Aremorika zu schaffen, zu deren Häuptling Chonober sich Lothars eigner Sohn Chram vor dem Vater geflüchtet hat. Chram wird in diesen Kämpfen gefangen und grausam verbrannt. Gewaltthätig und dabei feige erscheint L. auch sonst. Von der Kirche fordert er den dritten Theil ihres Einkommens, aber vor dem Widerstande des Bischofs Injuriosus von Tours zieht er sein Gebot zurück. So bleibt ihm nur das eine Verdienst, seine Verwandten überlebt zu haben, denn die unter seine Regierung fallende Aufzeichnung der alten Gesetze der Franken ist ihm nicht persönlich zuzurechnen; das Werk war vor ihm von Theuderich begonnen. 561 starb er zu Compiegne und ward in St. Medard zu Soissons begraben. Die Ueberlieferung kennt außer den drei genannten Frauen noch drei Weiber Lothars: Ingunde, Aregunde und Chunsena; von ihnen hatte er sieben Söhne und eine Tochter, die mit dem Langobarden Alboin vermählte Chlotsinde. Vier von den Söhnen überlebten den Vater und theilten sein Reich: Charibert, Guntram, Chilperich und Sigibert. Albrecht.

Lothar II. (Chlotar), der Sohn Chilperichs von Neustrien und der Fredegunde, wurde 584 vier Monate vor der Ermordung seines Vaters geboren. Die Aechtheit seiner Abstammung blieb nicht unbezweifelt, allein der Bruder Chilperichs, König Guntram, nahm den Knaben unter seine Vormundschaft, ließ ihn 591 zu Rueil taufen und leitete die Regierung für denselben. Nach Guntrams Tode 593 sah sich L. durch einen Angriff seines Vetters Childebert II. von Austrasien bedroht und auf den nördlichen Theil seines Reiches beschränkt. Nach Childeberts Tode 596 drang er mit seiner Mutter Fredegunde († 597) siegreich bis Paris vor, aber die Söhne Childeberts, Theuderich und Theudebert, schlugen ihn 600 bei Dormeuille an der Ouaine und nochmals 603 bei Etampes; in Folge dessen ging er den für ihn drückenden Frieden von Compiegne ein. Erst der Tod Theuderichs von Burgund und Austrasien schaffte ihm Luft, insofern 613 die Großen des burgundischen und austrasischen Reiches, an ihrer Spitze Arnulf von Metz und Pippin von Landen, ihn zum König erhoben. So vereinigte der Sohn der Fredegunde das gesammte Frankenreich. Seine erste Regierungsthat war die grausame Tödtung der Brunhilde. In Frieden hat er 613—628 dieses Reich regiert, so jedoch daß er von Anfang an den Austrasiern

einen Majordomus setzte, während er selbst als König in Neustrien regierte. Die Verschwörung des Aletheus in Burgund ward glücklich niedergeworfen. Aus allen Landestheilen ward die 614 zu Paris abgehaltene Reichsversammlung beschickt, welche grundlegende Landfriedensbestimmungen erließ. Aehnlich wurde 616 zu Boneil (?) ein Edict für Burgund erlassen. Bereits 622 erlangte Lothars Sohn aus der Ehe des Königs mit Berthetrude († 618), Dagobert, das Königthum in Austrasien, er blieb einerseits von dem Vater als König des Gesammtreiches, andererseits von Arnulf und Pippin abhängig. Das erstere Band lockerte sich mehr und mehr und auf der Reichsversammlung zu Clichy (625) wurde durch ein Schiedsgericht der Großen, dem sich Vater und Sohn unterwarfen, das Machtgebiet des Sohnes erweitert. Dagobert ward überdies dem Vater durch seine Ehe mit Gomatrude, der Schwester von Lothars zweiter Gemahlin Sichilde noch mehr gleichgestellt. Einen zweiten Sohn Charibert ließ L. nicht zur Königswürde gelangen, wenn er ihm auch einen eigenen Hofhalt gab. Der König wird als ein gottesfürchtiger, friedliebender und der Kirche gegenüber freigebiger Mann geschildert. Seine Friedensliebe nach Außen bethätigte er durch den 618 mit den Langobarden abgeschlossenen Freundschaftsbund. Er starb 628 und ward in St. Vincent zu Paris begraben. Albrecht.

Lothar III., der Sohn Chlodovech II. und der Baldhilde, stand nach dem im J. 656 erfolgten Tode seines Vaters unter der Vormundschaft der Mutter und weiterhin bis zu seinem eignen Tode unter Vormundschaft des neustrischen Majordomus Ebroin. Vier Jahre regierte er dem Namen nach das ganze Frankenreich; schon 660 wählten sich die Austrasier einen eigenen König in der Person seines Bruders Childerich II. In Neustrien und Burgund blieb das Schattenkönigthum Lothars III. bis zu dessen im J. 670 erfolgten Tode.

Albrecht.

Lothar I., der älteste Sohn Ludwig des Frommen, geb. 795, wird bald nach der Thronbesteigung seines Vaters nach Baiern „gesandt"; seit März 815 datiren die baierischen Urkunden nach den Jahren des jungen „Königs in Baiern". Es war eine Stellung, wie sie des Kaisers Neffe Bernhard in Italien, Lothar's Bruder Pippin in Aquitanien einnahm, ein Zugeständniß an die Länder, welche, unter einem nationalen Regentenhause selbständig und eigenartiger entwickelt, zuletzt als Ganzes in das fränkische Reich eingefügt worden waren, unter der vollen Wahrung der Oberhoheit des fränkischen Herrschers; das sollte auch zum Ausdruck kommen, als die drei Unterkönige 815 auf dem Reichstage in Paderborn vor diesem erschienen. Auf der Reichsversammlung in Aachen werden 817 „zur Festigung des Reiches und zur Kräftigung der Regierung" jene Maßregeln getroffen, deren Vernichtung das Ziel der späteren Politik Ludwig's bildet: mit allgemeiner Zustimmung wird L. als Erstgeborner zum Kaiser gekrönt und zum Mitregenten erhoben. Wie diese Maßregel nur eine Nachahmung der Verfügungen Karl des Großen von 813 ist, so ist auch die sogenannte Reichstheilung im Wesentlichen nur eine Wiederholung der von dem großen Kaiser 806 getroffenen Bestimmungen; „die Einheit des Reiches sollte nicht den Söhnen zulieb zerrissen werden" und in der Oberhoheit des zum Kaiser erhobenen ältesten Sohnes über die beiden jüngeren Brüder und ihre Reiche (Pippin ward zum König von Aquitanien, Ludwig zum König von Baiern bestellt) gewahrt, die Vertretung des Reichs, die letzte Entscheidung über Krieg und Frieden, die Wahrung des verletzten Rechtes ihm vorbehalten bleiben. Zugleich wird L. Italien übertragen, das seine Bedeutung zum Range der Primogenitur erhoben hatte. Doch erst im Herbst 822 betritt der junge Kaiser, der im Vorjahr mit Irmingard, der Tochter des Grafen Hugo von Tours vermählt worden war, sein Reich, um im Auftrage seines Vaters Recht zu schaffen und die Regierung

des Landes zu übernehmen. 823 versammelt er einen Reichstag zu Pavia, um durch Gesetze den eingerissenen Mißbräuchen zu steuern und rechtliche Verhältnisse zu regeln; eine Instruction für die Grafen trifft auch staatspolizeiliche Maßregeln. Im Begriffe auf den Befehl seines Vaters zurückzukehren erhält L. die Einladung des Papstes Paschal nach Rom zu kommen; hier wird er am 5. April zum Kaiser gekrönt. Doch noch hatte die Kaiserkrönung nicht jene Bedeutung, welche ein mächtig aufstrebendes Papstthum ihr bald zu geben wußte. L. war bereits in Aachen zum Kaiser gekrönt worden, in einer Urkunde für Farfa von 822 December 18 führt er daher auch schon den Kaisertitel. Der Akt war nur die kirchliche Weihe der von der weltlichen Vollgewalt geschaffenen Thatsache. Weder L. noch auch die italienischen Privaturkunden zählen die Regentenjahre von der Kaiserkrönung in Rom, sondern nach seiner Ankunft in Italien, der Besitznahme seines Reiches, oder nach einer conventionellen Epoche von 820. Findet in der Aufnahme der Regierungsjahre Lothar's in die Datirung der italienischen Urkunden der förmliche Antritt der Regierung seinen Ausdruck, so auch die dem fränkischen Kaiser gewahrte Oberhoheit darin, daß dessen Name und Regentenjahre an die Spitze gestellt werden. Als L. im Juni 823 in Frankfurt am Hofe seines Vaters eintraf, war eben sein Stiefbruder Karl geboren worden. Die Sorge, dem Spätgebornen auf Kosten der älteren Brüder und mit Beseitigung des Staatsgrundgesetzes ein Reich zu schaffen, beherrscht fortan die Politik, welche die kluge und ränkevolle Kaiserin Judith mit thatkräftiger Hand lenkt und leitet. L., der meistberechtigte der Söhne, war zunächst ausersehen dem weitgehenden Plan zu dienen; er übernimmt die Pathenstelle, der drängenden Bitte des Vaters sich fügend schwört er, dem Stiefbruder den Theil des Reiches, welchen der Vater ihm geben würde, einzuräumen und ihn gegen alle Feinde zu schirmen. Das nächste Jahr führt ihn wieder nach Italien. Eugen II. war im Mai 824 in streitiger Wahl durch den Adel mit Mißachtung der dem Kaiser zustehenden Hoheitsrechte auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden. L. wird nun nach Rom gesandt, um, wie es heißt, berathen von Wala und als Vertreter seines Vaters mit dem neuen Papst und dem römischen Volke die nothwendige Regelung der Verhältnisse vorzunehmen. Den Anhängern der fränkischen Partei wird das confiscirte Vermögen zurückgegeben, ihre Stellung befestigt. Das von L. erlassene Capitulare wahrt die kaiserlichen Rechte und unter deren Obhut jene des Papstes; es schränkt das Wahlrecht wieder auf die von Alters her berechtigten Wähler des Papstes ein bei Strafe der Verbannung, es verbietet die üblichen Plünderungen bei Lebzeiten und nach dem Tode des Papstes und gebietet bei Todesstrafe unverletzliche Sicherheit für alle, welche in des Papstes oder Kaisers Schutz aufgenommen worden waren; zur Controle der Rechtspflege bestellt es zwei Machtboten, einen päpstlichen und kaiserlichen, und behält in letzter Instanz die Appellation an den Kaiser vor; es verbürgt jedem Römer freie Wahl seines persönlichen Rechtes und fordert unbedingten Gehorsam und Ehrfurcht gegen den Papst. Dieser muß sich zur förmlichen Anerkennung der dem Kaiser für die Papstwahl zustehenden Rechte, welche die Weihe des Gewählten erst nach der Genehmigung des Kaisers gestatten, verstehen, die Römer müssen die Wahrung dieser Rechte beschwören. Auf der Rückkehr trifft L. 825 in Marengo Verfügungen über das Aufgebot gegen Corsica, auf einer Reichsversammlung in Olonna (bei Pavia) gesetzliche Bestimmungen zu Gunsten der vielfach mißachteten Kirchengewalt, zur Hebung des Unterrichts und der kirchlichen Disciplin, zur Abstellung von Mißständen; ein anderes Capitulare regelt die Heerpflicht. Im Sommer 825 langt L. wieder am fränkischen Hofe an. Seine Stellung als Kaiser und Mitregent kommt nun auch zu äußerem Ausdruck: sein Name wird nun auch den kaiserlichen Urkunden eingefügt, doch

es ist nur eine nominelle Ehre, die ihm weder einen bestimmenden Einfluß auf die Regierung noch einen eigenen Wirkungskreis zuweist. Aber sie wird bald zum Maßstab seines Verhältnisses zur Macht, welche die Regierung seines Vaters lenkt: kaum erkalten 829 seine Beziehungen, so verschwindet sein Name aus den Diplomen; als die Empörung von 830 ihm die Macht in die Hand gibt, so erscheint auch sein Name wieder in diesen, um nach der Niederlage der Erhebung, ein Zeichen vollständigen Bruches, für immer aus denselben zu verschwinden. Die nächsten Jahre führt L. ein Stillleben am Hofe des Vaters. Nur 828 erhält er den Befehl über ein Heer, das der spanischen Mark zu Hilfe kommen sollte; doch schon in Lyon erreicht ihn die Botschaft, daß ein Einfall der Sarazenen nicht mehr zu besorgen sei. 829 wird an Karl Alamannien, Rätien und ein Theil von Burgund zu Worms im Beisein Lothar's, also mit seiner Einwilligung übertragen. Es war der erste Schritt, um dem Knaben nach den hochstrebenden Plänen der Mutter ein Reich zu schaffen. Diese Verfügung traf zunächst L., sie schmälerte den ihm 817 zugewiesenen Antheil. Aufgestachelt von seinem Schwiegervater, dem seiner Würde entsetzten Grafen Hugo von Tours und dessen Schicksalsgenossen Matfrid, sinnt er auf Mittel diese Verleihung rückgängig zu machen, hieß es doch, daß der Knabe zum Nachfolger des Vaters im Reiche ausersehen sei. Durch die Pläne, welche man für ihn ins Werk zu setzen begann, mußten sich auch die beiden anderen Brüder bedroht sehen, wenn auch ihr „Unwille" noch thatlos bleiben mochte. Der Hof sucht sich durch Gegenmaßregeln zu sichern: L. wird entfernt und nach Italien „entlassen", „gleichsam als Schutzwehr" wird Graf Bernhard von Barcelona als Kämmerer an den Hof berufen und „zum zweiten Mann im Reiche nach dem Kaiser" erhoben und seiner Obhut der kleine Karl anvertraut. L. ging nach Italien. Aber 830 brach die Empörung gegen Ludwig den Frommen aus, welche das Prinzip der Legitimität auf ihre Fahne schrieb und nach der Versicherung ihrer Parteigänger den Kaiser nur von den unheilvollen Einflüssen, die ihn beherrschten, retten, die Reichseinheit und die beschworene Erbfolgeordnung von 817 aufrecht erhalten wollte; ihre Häupter sandten an L. die Aufforderung, mit Heeresmacht zu ihnen zu stoßen. Als er etwa Anfangs Mai erst nach Ludwig d. D. in Compiègne eintraf, um sich trotz der Warnung Einhard's als das dazu berufene Haupt an ihre Spitze zu stellen, war die Umwälzung, hauptsächlich unter Mitwirkung seines jüngeren Bruders Pippin von Aquitanien, vollzogen: die verhaßte Kaiserin war in das Kloster der h. Radegund in Poitiers gebracht, ihre beiden Brüder geschoren worden, Bernard durch die Flucht entronnen. Die Reichsversammlung in Compiègne sollte die Errungenschaften sichern; sie wurde von L. gehalten, Pippin und die Großen des Reichs waren erschienen. L. wird von seinem gedemüthigten Vater wieder als Mitregent anerkannt und in seine früheren Rechte eingesetzt, sein Name erscheint wieder neben dem seines Vaters in den Diplomen. Ueber die Mitschuldigen Bernard's und Judith's ergeht das Strafgericht; L. billigt ausdrücklich das Geschehene und drückt ihm damit den Stempel des Rechts auf. Dem alten Kaiser war nur der Titel geblieben, die Macht auf L. übergegangen. Dieser behandelt ihn zwar rücksichtsvoll, aber er wird mit dem kleinen Karl in freier Haft gehalten und nach dem Zeugniß Nithard's sollten die Mönche ihn zum Eintritt ins Kloster bereden. Die Empörung hatte nur eine andere aristokratische Partei zur Herrschaft gebracht, auch sie verfolgte nur ihre Interessen, eine Besserung der sich häufenden Mißstände, der Lage des Volkes, die Hebung des tief gesunkenen Ansehens des Reichs war ebensowenig ihre Sorge. Die Verhältnisse verschlimmerten sich und rasch vollzog sich ein gewaltiger Umschlag zu Gunsten des alten Kaisers. Dieser gab für die Zukunft die verlangten Zusicherungen, und der Gewandtheit des Mönches Guntbald gelang es, die jün=

geren Söhne Pippin und Ludwig durch die Zusage, daß ihre Reiche vergrößert würden, zu gewinnen. Eine feste, entschlossene Hand lenkt nun hinter den Coulissen das Vorgehen des Kaisers und entwaffnet dadurch L.: der Kaiser besteht darauf, daß der nächste Reichstag nach Nimwegen, nicht nach einer Stadt Westranciens, des Heerdes des Aufstandes, einberufen wird, er gebietet, daß Jedermann dort ohne bewaffnetes Gefolge erscheine. Der Reichstag wird noch in seinem und Lothar's Namen angesagt, er endet mit dem vollen Sieg des Kaisers. Seine Anhänger wie seine Gegner waren sehr zahlreich erschienen. Er tritt jedoch mit ungewohnter Entschiedenheit auf und sucht die Gegenpartei durch Entfernung ihrer bedeutendsten Männer zu schwächen und zu sprengen: Abt Hilduin wird nach Paderborn in die Verbannung geschickt, Wala in sein Kloster verwiesen. Die Maßregelung dieser Männer erbittert die Partei aufs tiefste; sie versammelt sich Nachts und kommt in Lothar's Wohnung mit der Forderung, entweder loszuschlagen oder auch gegen Ludwig's Willen anderswohin abzuziehen. Dieser läßt Morgens L. vor ihren gemeinsamen Feinden warnen und ihm entbieten, er möge als Sohn zu ihm kommen; trotz der Abmahnungen geht L. zu seinem Vater, der ihm nur freundliche Vorwürfe macht. Unterdeß steigt die Erbitterung, Tumult erhebt sich, die Parteien stehen einander kampfbereit gegenüber. Da tritt der Kaiser vor das Volk und dieses läßt sich durch seine Rede beschwichtigen. Durch Lothar's Nachgiebigkeit ist seine Sache verloren, die Herrschaft dem Kaiser zurückgegeben; er läßt die Häupter der Empörung in Gewahrsam bringen, L. muß den Treueid leisten, die Zurückberufung der Kaiserin wird beschlossen. Am 2. Februar 831 tritt der Reichstag in Aachen zusammen, dem L., welchen der Kaiser bei sich behalten hatte, Pippin und Ludwig der Deutsche anwohnen. Hier ergeht das Strafgericht über die Empörer, L. selbst ist genöthigt das Todesurtheil über seine Parteigenossen zu sprechen. Sie werden zwar begnadigt, aber verbannt, ihre Güter eingezogen. Gegen L. scheint die Untersuchung neues Beweismaterial ergeben zu haben, er wird seiner Würde als Mitregent entsetzt, auf Italien beschränkt und muß sich eidlich verpflichten, sich nie mehr gegen des Vaters Willen in Reichsangelegenheiten einzumengen. Die Kaiserin wird feierlich rehabilitirt, ihr unheilvoller Einfluß ist jetzt mächtiger als je. Wahrscheinlich dieser Zeit gehört der Entwurf einer Reichstheilung an, welcher die wesentlichen Bestimmungen der Reichstheilung von 806 wiederholend nur die anderen Söhne (Pippin, Ludwig d. D. und Karl) berücksichtigt, L. aber nicht einmal erwähnt. Der Entwurf kam nicht zur Ausführung. Doch schon im Mai erscheint L. wieder auf dem Reichstag zu Ingelheim und findet hier ehrenvolle Aufnahme. Die den Kaiser lenkende Politik hatte wieder eine Schwenkung gemacht und sucht L. für sich zu gewinnen; für seine verurtheilten Parteigänger wird eine Amnestie erlassen. L. ist noch im selben Jahre auf dem Reichstage in Diedenhofen, wo Bernard von der Beschuldigung des Ehebruches mit der Kaiserin sich durch einen Eid vereinigt, und kehrt dann nach Italien zurück. Der Zwist in der kaiserlichen Familie war nur nothdürftig beigelegt, das gegenseitige Mißtrauen wucherte fort und führte bald zu neuen Conflicten. Als Pippin von Aquitanien aus Aachen entflohen war (831, December), sollte auch L. zu der nach Orleans einberufenen Reichsversammlung kommen, um über die zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Dieselbe unterblieb, da in den nächsten Monaten auch der Baiernkönig zu den Waffen griff. Thegan schreibt diese Erhebung wol mit Unrecht dem Rathe Lothar's zu. Im Juli 832 kam L. allerdings nach Mainz, wie es heißt, um sich gegen diese Anschuldigung zu rechtfertigen. Der tiefe Groll der Söhne gegen die ländergierige Politik der Kaiserin, welche eben das Muttersöhnchen Karl mit dem Pippin entrissenen Aquitanien ausgestattet hatte und das Erbe der anderen Brüder bedrohte, kam 833 in er=

neuter Empörung zum Ausbruch. An ihre Spitze stellte sich wieder L. als der älteste Prinz. Die verrammelten Alpenpässe hatten seinen Vormarsch nicht aufgehalten. Mit ihm war Papst Gregor IV. gekommen, um, wie man sagte, eine Versöhnung zwischen Vater und Söhnen zu bewirken und die Eintracht und Einheit des Reiches durch Aufrechthaltung der ursprünglichen Erbfolgeordnung wieder herzustellen, deren Beseitigung alle Wirrnisse verursacht habe, während die kaiserliche Partei ihn als Werkzeug der Aufständischen bezeichnete. Bei Colmar lagert der Kaiser seinen Söhnen gegenüber, die Verhandlungen und ein Vermittelungsversuch des Papstes bleiben ohne Erfolg. Unterdeß greift der Abfall im kaiserlichen Lager immer weiter um sich, „wie ein Wildbach" strömt alles Volk ins Lager der Söhne. Von den Seinen verlassen, von einem Angriff bedroht liefert sich der Kaiser seinen Söhnen aus (29. oder 30. Juni). L. läßt ihn mit dem kleinen Karl in sein Lager geleiten, die Kaiserin wird zu den Zelten Ludwig d. D. geführt. L. übernimmt förmlich die Herrschaft, wie ein Geschichtschreiber seiner Partei berichtet, auf das Urtheil des Papstes und der Versammelten, der alte Kaiser gilt jetzt als abgesetzt. In Lothar's Urkunden verschwindet nun aus Titel und Datirung der Name seines Vaters, an die Spitze der Jahresdaten tritt jetzt „das erste Regierungsjahr in Francien", officielle Aktenstücke wie Privaturkunden datiren nach der Regierung Lothar's. Vom Volk wird der Treueid gefordert, das Reich unter die drei Brüder getheilt. Die Kaiserin wird nach Tordona in Italien in die Verbannung geschickt. Während Ludwig d. D. und Pippin in ihre Reiche, der Papst nach Rom zurückkehrt, zieht L., den Vater in strenger Obhut haltend, über Marlenheim, wo er „das ihm nöthig Scheinende anordnet", das Heer entläßt und einen Reichstag nach Compiègne beruft, Maurmünster, Metz, Verdun nach Soissons. Hier wird der Kaiser im Kloster St. Medard eingeschlossen, der kleine Karl nach Prüm in Gewahrsam gebracht. Am 1. October tritt der Reichstag in Compiègne unter Lothar's Vorsitz zusammen. Er ist von der Geistlichkeit, den Großen und dem Volk zahlreich besucht; man bringt die jährlichen Geschenke dar und leistet den Treueid. Eine noch an Ludwig abgeordnete griechische Gesandtschaft wird von L. empfangen. Mit seiner Billigung wird über seinen Vater ein förmliches Anklageverfahren eröffnet, in seinem Beisein derselbe zur Kirchenbuße in St. Medard zu Soissons gezwungen. Dadurch sollte ihm die Möglichkeit genommen werden die Waffen je wieder zu tragen und nochmals auf den Thron zu gelangen. L. ist noch immer in Furcht, daß sein Vater befreit werde; er holt ihn deshalb von Soissons nach Compiègne und hält ihn hier bis zum Schluß des Reichstags (11. November) in strenger Haft. Dann zieht er zur Ueberwinterung mit ihm nach Aachen. Die harte Behandlung, welche L. dem Vater zu Theil werden läßt, empört das kindliche Gefühl seines jüngeren Bruders, Ludwig d. D. Vergeblich fordert er durch Gesandte eine mildere Behandlung, dringender wiederholt er im December bei einer Zusammenkunft in Mainz persönlich L. gegenüber dieselbe Forderung. Da L. nun abschlägigen Bescheid gibt, plant er die Befreiung des Vaters. Nach Epiphanie 834 ordnet er an diesen Gesandte ab, welchen wenigstens der Zutritt zu dem Gefangenen gestattet wird. Die Bewegung zu Gunsten des Kaisers ergreift nun immer größere Kreise, namentlich in Burgund, das habsüchtige und gewaltthätige Gebahren der zur Herrschaft gelangten Partei, das die allgemeine Lage nur noch mehr verschlimmert, facht sie zu gefährlicher Höhe an. Als nun auch Pippin die Aquitanier und die Leute jenseits der Seine, Ludwig die deutschen Stämme zu den Waffen ruft, fühlt sich L. in Aachen nicht mehr sicher. Er entweicht im Februar nach Westfrancien. Während des Marsches durch den Haspengau stellt sich ihm eine bedeutende Streitmacht gegenüber, um den Kaiser zu befreien, doch dieser verhindert durch Befehl und Bitte

den Kampf. So gelangt L. nach St. Denis, um hier seinen Vater und seinen Stiefbruder Karl zu verwahren, während Pippin schon an der Seine stand und die Burgunder bis Bonneuil an der Marne vorgerückt waren. Die Burgunder verlangen am 19. Februar durch Gesandte die Auslieferung des Kaisers und drohen ihn sonst mit Gewalt zu befreien; L. sucht sie hinzuhalten, sein Benehmen durch das über den Kaiser ergangene Urtheil zu rechtfertigen. Als nun auch Ludwig mit Heeresmacht heranrückt und der eiserne Ring sich immer fester um ihn schließt, ergreift er am 28. Februar mit seinen Anhängern die Flucht und läßt seinen Vater und Stiefbruder in St. Denis zurück. Es gelingt ihm nach Burgund zu entkommen, wo er in Vienne ein Standlager bezieht. Am 1. März wird der Kaiser wieder feierlich in die Kirche aufgenommen und unter dem Jubel des zusammengeströmten Volkes mit den königlichen Gewändern und Waffen bekleidet. Nach den Osterfeiertagen hält er in Aachen Berathungen, wie er „L. wieder zu sich zurückrufen könne", und schickt an ihn Gesandte, welche ihm volle Verzeihung zusichern, wenn er in Frieden zu ihm zurückkehre; L. weist dies Anerbieten schroff ab. Unterdeß wird auch die Kaiserin befreit und aus Italien ihrem Gemahl zugeführt. Noch einmal scheint das Glück der Sache Lothar's seine Gunst zuwenden zu wollen. Das kaiserliche Heer, das aus den Gegenden zwischen Seine und Loire aufgeboten worden war, um die Grafen Matfrid und Lantfred, die sich mit Lothar's Anhang an der Grenze der Bretagne festgesetzt hatten, zu vertreiben, erlitt eine vollständige Niederlage. Die Sieger, zu schwach, um einem erneuerten Angriff zu begegnen, erbitten von L. dringend Hilfe. Er bricht auf, um sich mit ihnen zu vereinigen, und erobert Châlon sur Saône; die Stadt wird eingeäschert, Bernard's Schwester, die Nonne Gerberga, als Hexe und Giftmischerin ersäuft, drei der Befehlshaber werden hingerichtet. Nochmals sendet der Kaiser, der sich wieder einmal ermannt, den Abt Markward von Prüm mit neuen Mahnungen an L.; dieser antwortet mit Drohungen. Siegeszuversicht erfüllt ihn, sein Anhang mehrt sich wieder. Er marschirt über Autun nach Orleans, um sich mit den Seinen zu vereinigen und den weiteren Feldzugsplan zu berathen. Er lagert zunächst bei Montaillé und dann, als sein Vater mit einem Heer anrückt, diesem und seinem Bruder Ludwig gegenüber in drohender Stellung bei Blois. Vier Tage wird durch Gesandte unterhandelt, in der nächsten Nacht beginnt L. den Rückzug. Als nun auch Pippin mit einem Heer eintrifft und kein Entrinnen mehr möglich ist, unterwirft er sich nach einigem Zögern. Er erscheint vor seinem Vater, wirft sich ihm mit seinen vornehmsten Anhängern zu Füßen und bekennt sich schuldig. Er schwört für sich und die Seinen Treue und Gehorsam, verpflichtet sich in bestimmter Frist nach Italien zu gehen und es ohne des Vaters Geheiß nicht zu verlassen, sowie gegen dessen Willen sich nicht mehr in Reichssachen zu mengen. Nach ihm schwören die übrigen. Der Kaiser verleiht L. Italien und gewährt den anderen Amnestie. L. zieht mit seinen Anhängern, die ihm folgen wollen, nach Italien. Es folgen ihm die Männer, die einst zu den bedeutendsten des Reiches gezählt hatten, „durch deren Abgang," wie des Kaisers Lobredner sagt, „Francien seines Adels beraubt, seiner Stärke entmannt, seiner Staatsklugheit entäußert wurde." Hinter ihnen werden die Alpenpässe verrammelt. L. muß nun bedacht sein seine Getreuen zu entschädigen, und er sorgt für sie, größtentheils auf Kosten des Kirchenguts, nach Kräften. Eine Seuche, welche auch L. aufs Krankenlager wirft (836), rafft fast alle hinweg. Die vollständige Niederlage, der förmliche Ausschluß aus dem Reich hatten Lothar's Beziehungen zu seinem Vater abgebrochen. Er herrscht nun ganz unabhängig in Italien. Seine Urkunden nehmen den Namen des Kaisers nicht mehr auf. Doch schon 836 geht wieder eine Gesandtschaft des Kaisers nach Italien ab, um eine volle Aussöhnung anzubahnen. L. tritt aus

seiner Zurückhaltung nicht heraus, ohne die Anträge ganz abzuweisen; er erklärt sich bereit gegen Bürgschaft für seine Sicherheit zum Vater zu kommen. Vom Fieber ergriffen ist er außer Stande diese Zusage einzulösen. Wieder finden sich Gesandte des Kaisers ein, um anzufragen, ob er später kommen werde, zugleich aber um über die Restitution der Besitzungen fränkischer Kirchen in Italien, die von seinen Anhängern als gute Beute in Besitz genommen worden waren, und über die Rückgabe der Aemter und Lehen an die Befreier der Kaiserin zu unterhandeln. L. sucht Vorbehalte und stellt Bedingungen. Die Spannung verschärft sich im nächsten Jahre Der Kaiser kündigt auf dem Reichstag in Diedenhofen (Mai 837) eine Romfahrt an, auf der ihn auch Pippin und Ludwig d. D. begleiten sollen. Diese Heerfahrt bedroht L., über den Klagen wegen Nichterfüllung der beschworenen Verpflichtungen und über Bedrückung der römischen Kirche eingelaufen waren. Mit der Mahnung, die Beraubung der römischen Kirche, deren Schutz ihm bei der Verleihung Italiens übertragen worden sei, nicht zu gestatten, kommt auch der Befehl, für Mundvorrath und Quartiere auf der ganzen Strecke bis Rom Sorge zu tragen. Ein Einfall der Normannen in Friesland nöthigt aber den Kaiser zum Verzicht auf die Romfahrt und zur Rückkehr. Er schickt daher wieder Gesandte an L. und den Papst, doch L. antwortet mit der Befestigung der Alpenpässe und läßt dem päpstlichen Botschaftsträger die Weiterreise versperren. Diese Spannung, die neuerliche Ausstattung Karl's mit reichem Länderbesitz (Reichstag in Aachen October 837) führt L. auch seinem Bruder Ludwig näher; sie haben in der Fasten eine Zusammenkunft im Thal von Trient, welche den Verdacht des kaiserlichen Hofes in hohem Maße erregt. Ludwig geräth mit dem Vater bald in offenen Hader, da dieser die „diesseits und jenseits des Rheins usurpirten Lande" zurückfordert. So versucht man es am kaiserlichen Hof mit Pippin; mit dessen Zustimmung wird an Karl das Herzogthum Maine und die Küstenlandschaft zwischen Seine und Loire übertragen und der eben wehrhaft gemachte junge Fürst gekrönt (September 838). Als aber kurz darauf Pippin stirbt (13. September 838) und die Kaiserin darauf sinnt, ihrem Sohn auch Aquitanien, wenngleich mit Beseitigung des erbberechtigten Sohnes Pippins, zu verschaffen, als Ludwig d. D., der zu Beginn des Jahres wieder zu den Waffen gegriffen, obgleich niedergeworfen, noch immer ein gefährlicher Gegner bleibt, als nun auch die Altersschwäche des Kaisers ein baldiges Ende voraussehen läßt, da hält die Kaiserin es für gerathen, daß der Vater einen der Söhne als Stütze gewinne, damit im Vereine mit diesem Karl dem andern, wenn keine friedliche Verständigung erzielt würde, die Spitze bieten und so seine reiche Ausstattung sichern könnte. Nach langen Erwägungen einigt man sich zu dem Beschluß, sich mit L. zu verbünden. Man läßt ihm volle Verzeihung und Theilung des ganzen Reichs, Baiern ausgenommen, zwischen ihm und Karl anbieten. L. nimmt das Anerbieten an, die Abmachung wird von beiden Seiten beschworen. Er erscheint auf dem Reichstag in Worms (30. Mai 839). Die Aussöhnung wird hier feierlich in Scene gesetzt: L. fällt dem Vater zu Füßen und bittet ihn für seine früheren Uebelthaten um Verzeihung; sie wird ihm gewährt unter der Bedingung, daß er nie und nirgends etwas wider Karl und das Reich unternehme. In die Aussöhnung werden Lothar's Anhänger einbezogen; einige derselben erhalten nicht nur ihre Eigengüter, sondern auch ihre Lehen zurück. Am nächsten Tage beginnen die Verhandlungen über die Reichstheilung, L. überläßt endlich dem Vater die Theilung und behält sich die Wahl seines Antheils vor. Er wählt sich den von der Maas und Rhone östlichen Theil des Reichs mit Italien und überläßt den westlichen an Karl; der Kaiser mahnt beide sich zu lieben und untereinander zu unterstützen; die Theilung sollte nach seinem Tode in Kraft treten, Ludwig auf Baiern beschränkt bleiben. Als L.

sich verabschiedet, um nach Italien zurückzukehren, beschwört ihn sein Vater nochmal wenigstens jetzt die gegebenen Zusicherungen zu halten. Diese ungerechte Austheilung des Reichs bleibt nicht ohne Widerstand und ein großer Theil der Aquitanier erhebt sich für den rechtmäßigen Thronerben Pippin II., Ludwig der Deutsche beansprucht mit den Waffen „den ihm rechtlich gebührenden Antheil". Der erfolgreiche Kampf gegen ihn beschäftigt das letzte Lebensjahr des Kaisers. Zu Tode krank wird er auf die Rheininsel bei Ingelheim gebracht (Juni 840). Vor seinem Ende sendet er an L., dem er nebst Karl auch einen Theil seiner Fahrhabe bestimmt hatte, die Reichsinsignien, Krone und Schwert, aber mit der Bedingung, daß er Karl und Judith die Treue wahre, jenem den ganzen Reichsantheil belasse und ihn darin schütze. Kaum hatte L. den Tod des Vaters erfahren, als er, sich auf das Hausgesetz von 817 stützend, als Erbe des Vaters und als Kaiser Anspruch auf das ganze Reich erhebt. Er entsendet überallhin Boten, um die Ankunft in „sein" Reich anzukündigen und Huldigung zu heischen. Er bricht sogleich zur Besitznahme des Reichs auf, rückt aber ziemlich langsam vor, da er vor dem Ueberschreiten der Alpen Gewißheit über die Entwickelung der Dinge haben will. Er findet auf seinen Wegen überall Anerkennung, seine alte Partei beginnt sich um ihn zu schaaren. Nach dem Bericht Hincmars sind es seine Parteigänger, die ihn dazu drängen seine Brüder zu enterben, da er der Erstgeborne und Kaiser sei. Er sucht zunächst die beiden Brüder zu trennen. Während er Vorbereitungen trifft, um Ludwig als den nächsten Gegner niederzuwerfen, läßt er Karl seiner freundlichen Gesinnung versichern, allerdings mit der Bitte gegen ihren Neffen Pippin II. von Aquitanien nicht weiter vorzugehen. Dann bricht er gegen Ludwig auf; er schlägt die Besatzung von Worms nach kurzem Kampfe in die Flucht, setzt über den Rhein und marschirt gegen Frankfurt. Bei Mainz stellt sich ihm Ludwig unerwartet mit einem großen Heer von Ostfranken gegenüber. Man vereinbart für die nächste Nacht Waffenruhe; als L. sieht, daß Ludwig ohne Kampf nicht weichen will, schließt er in der Hoffnung, Karl leichter überwinden zu können, einen Waffenstillstand bis 11. November unter der Bedingung, daß sie sich an diesem Tage am gleichen Orte treffen und, wenn sie sich bis dahin über die Reichstheilung nicht einigen könnten, die Waffen entscheiden sollten. Lothar's weitumfassenden Pläne beleuchtet auch die Urkunde, welche Ebbo das Bisthum Rheims, das er „seinetwillen" verloren hatte, restituirt, sie ist von den Erzbischöfen von Metz, Mainz, Trier, Besançon, Tarantaise und einer stattlichen Anzahl von Bischöfen unterfertigt und datirt „im ersten Jahre der Rückkehr des Kaisers L. als Nachfolger seines Vaters in Francien". Karl hatte sich, sobald er von dem Geschehenen Kunde erhielt, beeilt L. entbieten zu lassen, er möge die Verfügungen des Vaters aufrecht halten und ihm seinen Antheil ungeschmälert lassen. L. gibt nur eine kühle, ausweichende Antwort und entzieht den Gesandten seines Bruders, die nicht zu ihm übertreten wollten, die Lehen. Etwa Ende September bricht er mit einem Heer gegen Karl auf und marschirt gegen die Seine. Auf dem Wege dahin schließen sich Abt Hilduin von St. Denis und Graf Gerard von Paris, Pippin, der Sohn des geblendeten Königs Bernhard von Italien, 834 einer der Befreier der Kaiserin Judith, und viele andere an. Schon am 10. October urkundet L. für westfränkische Klöster als Regent dieser Lande. In diesen Urkunden tritt zuerst auch eine neue Datirung auf; zu den Regierungsjahren in Italien (mit der konventionellen Epoche von 820) gesellen sich die Regierungsjahre in Francien, mit I, also 840 beginnend. Er rückt im langsamen Marsch über die Seine und über Chartres, überall bestrebt die Leute auf seine Seite zu ziehen, bis zur Loire vor. Bei Orleans stellt sich ihm Karl mit geringen Streitkräften entgegen. Da er harten Widerstand erwarten muß und ein immer größeres Anwachsen seiner Partei hofft,

vermeidet er auch hier die Entscheidung durch die Waffen und schließt einen Vertrag, welcher Karl Aquitanien, Septimanien, die Provence und 10 Grafschaften zwischen Seine und Loire überläßt in der Weise, daß er sich damit begnüge und dort bis zu der für den 8. Mai in Attigny bestimmten Zusammenkunft, welche endgiltige Bestimmungen treffen sollte, seinen Aufenthalt nehme. Dagegen stellen Karl's Anhänger die Bedingung, daß L. die zugewiesenen Länder unbehelligt lasse und bis dahin Ludwig nicht angreife, widrigenfalls sie sich ihrer beschworenen Verbindlichkeiten enthoben erachten würden. Trotzdem versucht L. die Männer, welche eben diesen Vertrag beschworen hatten, Karl abtrünnig zu machen und sendet in die diesem überlassenen Landstriche Boten, um die Huldigung zu hintertreiben. Er zieht dann nach Burgund, um sich huldigen zu lassen, und langt im Februar in seiner Residenz Aachen an. Unterdeß hatte Ludwig die Zeit trefflich ausgenützt, die Huldigung der Ostfranken, Alamannen, Sachsen und Thüringer entgegengenommen und die Orte am linken Rheinufer besetzt. Im März bricht L. wieder gegen ihn auf. Es gelingt ihm Anfangs April bei Worms den Rheinübergang zu bewerkstelligen; Ludwig sieht sich zu eiligem Rückzug nach Baiern genöthigt. L. überzeugt, daß sein Bruder nunmehr unschädlich gemacht sei, läßt Graf Adalbert von Metz mit Truppen zurück, um das Volk in Pflicht zu nehmen, um eine Vereinigung Ludwig's mit Karl zu hindern und sich selbst mit der Hauptmacht gegen diesen wenden zu können. Schon hatte er eine Gesandtschaft an ihn abgeordnet, welche zu Ostern in Troyes eintraf und darüber Beschwerde zu führen hatte, daß Karl — er hatte unterdeß die Landschaften im Westen sich gesichert und Lothar's Parteigänger verjagt — die ihm vertragsmäßig gezogenen Grenzen überschritten habe, und welche ihm zugleich den Befehl übermittelte an dem Ort, wo sie ihn treffen würden, zu bleiben, bis er von L. weitere Weisung erhielte. Karl rechtfertigt sich damit, daß auch L. seinen beschworenen Verpflichtungen nicht nachgekommen sei und Ludwig angegriffen habe. Zur bestimmten Zeit trifft Karl in Attigny ein. Während er hier vergeblich auf seinen älteren Bruder wartet, finden sich Gesandte Ludwig's ein und bieten ihm dessen Beistand an; Karl nimmt das Bündniß an und läßt zurücksagen, Ludwig solle baldmöglichst zu ihm stoßen. Als L. nicht erscheint, zieht er seiner Mutter nach Châlons sur Marne entgegen, die ihm Truppen aus Aquitanien zuführt. Nun erst rückt L. ins Feld; er verkündet dem ihm zuströmenden Volk, daß Karl entflohen sei und er ihm rasch folgen werde; er hebt damit den Muth der Seinen und gewinnt neuen Anhang. Bei seinem Vormarsch tritt ihm aber Karl entgegen und bietet ihm eine Schlacht an, er lehnt dieselbe ab unter dem Vorwande, er müsse den ermüdeten Pferden Ruhe gönnen, und sucht, während Gesandtschaften erfolglos hin und her wandern, Karl hinzuhalten. So verliert er die günstige Zeit und Ludwig, der am 13. Mai den Grafen Adalbert im Rieß vollständig geschlagen und sich dadurch den Weg zu Karl frei gemacht hatte, kann sich mit diesem vereinigen. Die verbündeten Brüder versuchen es wieder mit Unterhandlungen: an die Verfügungen ihres Vaters erinnernd, beschwören sie L. dem Reiche den Frieden zu geben; sie bieten ihm gegen die Anerkennung ihrer berechtigten Ansprüche die Fahrhabe des Heeres, Pferde und Waffen ausgenommen, an. Auch diese Vorschläge zurückweisend läßt L. ihnen sagen, er wolle nichts ohne Schlacht. Er bricht sogleich auf, um Pippin, der ihm aus Aquitanien Streitkräfte zuführt, entgegen zu ziehen. Die beiden Brüder folgen ihm. Bei Auxerre treffen die Heere am 21. Juni unvermuthet aufeinander. Man schließt für die Nacht Waffenstillstand und lagert in geringer Entfernung. Am nächsten Tage lassen beide Brüder L. die Schlacht für diesen Tag anbieten; er gibt eine ausweichende Antwort und bricht rasch auf. Die Brüder eilen ihm nach, überholen ihn und lagern bei

Thury, L. bei Fontanetum (Fontenoy=en=Puisaye wahrscheinlicher als Fontenailles, südwestlich Auxerre). Am 23. Juni rücken beide Heere schlachtbereit etwas über die Lager hinaus. Nochmals schicken Ludwig und Karl Gesandte und wiederholen ihr letztes Anerbieten; sie schlagen noch Theilung des Reichs in drei Theile vor, unter denen L. die Wahl frei stehen sollte; doch wie gewöhnlich erwidert dieser, er werde durch eigene Gesandte seinen Entschluß kund thun, und verlangt Bedenkzeit. Sie verstehen sich dazu für diesen und den folgenden Tag bis zur zweiten Stunde (nach Sonnenaufgang) des 25. Juni Waffenruhe zu beschwören. Am 24. Juni langt Pippin mit seinen Truppen bei L. an und dieser steigert unter Hinweis auf seine kaiserliche Würde seine Ansprüche, ohne die am Vortag gemachten Anträge auch nur zu beantworten. So lassen ihm die Brüder melden, daß sie, wenn er sich nicht anders besinnen und ihre Vorschläge annehmen würde, am nächsten Tag um die zweite Stunde zum Gottesgericht, das er ihnen aufgenöthigt habe, erscheinen würden; sie erhalten nur die höhnische Antwort, sie würden sehen, was er zu thun gedenke. Am 25. Juni besetzen sie die Höhe des an Lothar's Lager grenzenden Berges mit etwa einem Drittel ihres Heeres und erwarten dessen Anrücken um die bestimmte Stunde; um diese Zeit entspinnt sich der Kampf. L. kämpft bei Brittas gegen Ludwig mit der größten Tapferkeit und drängt anfangs den Feind zurück; er wird aber bald zurückgeworfen, seine Schaaren fliehen, er selbst wird von der Flucht mitgerissen: einen leichten Sieg erringt Karl bei Fagit, dagegen leistet Pippin hartnäckigen Widerstand und seine Schaaren werden erst geworfen, als Nithard zu Hilfe eilt. Die Flucht ist nun eine allgemeine, Ludwig und Karl gebieten der Verfolgung Einhalt. Die Abgesandten des Papstes, welche gerade vor der Schlacht mit dem Auftrag, zwischen den Brüdern zu vermitteln, bei L. angelangt waren, entrinnen nach Auxerre, der mit ihnen gekommene Erzbischof von Ravenna, der mit Hilfe seiner Schätze die Bestätigung der Privilegien und die Unabhängigkeit von Rom erwirken wollte, wird gefangen. Eine ungeheuere Beute fällt den Siegern in die Hände. Am nächsten Tage wird für das Begräbniß der Todten, die Pflege der Verwundeten Sorge getragen. Die Verluste auf beiden Seiten sind ungeheuere, die Blüthe der fränkischen Streitmacht war gefallen; als ein Unglück, als ein bejammernswerther Sieg wird die Schlacht in den Geschichtsbüchern verzeichnet, und Angilbert, der selbst in erster Reihe gekämpft, flucht dem unseligen Tage. Auch die Sieger fühlen das Bedürfniß der Rechtfertigung. Auf ihre Anfrage erklären die Bischöfe am Tage nach der Schlacht in öffentlicher Versammlung, daß sie nur für ihre Rechte gestritten und daß nur das Gottesgericht für sie entschieden habe. L. flieht nach Aachen. War er auch besiegt, so war seine Sache doch noch keineswegs verloren. Zwar droht der Abfall seine Reihen zu lichten, er sucht durch Vertheilung von Krongut, durch Verleihung der Freiheit und durch Versprechungen seine Partei zu stärken, wie man auch nach der Schlacht das Gerücht verbreitet hatte, Karl sei in derselben gefallen, Ludwig verwundet worden und nur durch die Flucht entronnen. Er sendet nach Sachsen, um die Freien und Lazzen durch Zusagen zu gewinnen, die auch als Bund der „Stellinger" sich gegen den Adel erheben. Zugleich sucht er die Normannen zu gewinnen. Schon im Juli rückt er gegen Ludwig wieder ins Feld und geht über den Rhein, kehrt aber, obwol sein Gegner zurückweicht, „unverrichteter Dinge" wieder nach Worms zurück, angeblich auf die Kunde, daß Karl in die Gegend von Mastricht ziehen wolle. In Worms feiert er die Vermählung einer seiner Töchter und zieht dann wieder gegen Karl. Ohne auf die Friedensanbietungen desselben zu achten, marschirt er mit einem Heere von Sachsen, Ostfranken und Alamannen gegen Paris. Die angeschwollene Seine hindert den Uebergang, das andere Ufer ist von den Truppen Karl's besetzt. In

dieser mißlichen Lage bietet er im September den Frieden an, wenn Karl das Bündniß mit Ludwig aufgebe wie er das seine mit Pippin, und verspricht ihm das Land westlich der Seine ohne die Provence und Septimanien. Karl geht auf diese Vorschläge nicht ein, L. zieht die Seine aufwärts und vereinigt sich in Sens mit Pippin. Nirgends erntet seine Heerfahrt Erfolge. Er wendet sich zunächst gegen die Streitkräfte Karl's, welche das Forêt de Perche besetzt hatten, und verwüstet die Gegend von Le Mans; jene entkommen, der Fürst der Bretagne, Nominoe, weist seine Anerbietungen zurück, er findet keinen Anhang. Nach Tours zurückgekehrt, kommt ihm die unerwartete Kunde zu, daß Karl und Ludwig sich mit einem ungeheueren Heere zu vereinigen strebten, und er eilt nach Aachen zurück. Ludwig und Karl, der Lothar's Streitkräfte unter dem Erzbischof Otgar von Mainz, welche ihm den Weg ins Elsaß sperren sollten, zu raschem Rückzuge gezwungen hatte, vereinigen sich in Straßburg und beschwören hier am 14. Februar 842 feierlich ihr Bündniß gegen L. Sie rücken getrennt gegen ihn vor, Karl auf dem linken, Ludwig, zu dem auch sein Sohn Karlmann mit baierischen und alamannischen Zuzügen gestoßen war, auf dem rechten Rheinufer. Von Worms ordnen sie nochmals Gesandte an L. ab, doch sie finden kaum Gehör. Am 18. März vereinigen sich wieder die beiden Heere bei Koblenz und setzen sogleich über die Mosel. Lothar's Kerntruppen, denen die Vertheidigung des Moselüberganges anvertraut war, ergreifen die Flucht. Als L., der in Sinzig (an der Mündung der Ahr) weilt, dies erfährt, flieht er nach Aachen und rafft dort die Kostbarkeiten der Kapelle und des Schatzes zusammen; der herrliche silberne Tisch aus dem Nachlasse Karl des Großen, der auf drei Schilden die Erde, den gestirnten Himmel und das Planetensystem in erhabener Arbeit darstellte, wird zerschlagen, die Stücke werden unter die Seinen vertheilt, um sich ihre Treue zu sichern, sie verlassen ihn aber haufenweise. In rastloser Eile flieht er weiter, so daß sich das Gerücht verbreitet und auch bei seinen Brüdern Glauben findet, er verzweifle an seiner Sache und ziehe nach Italien. Schon am 2. April ist er in Troyes. In Vienne macht er endlich Halt. An der Rhône, die er mit seiner Flotte beherrscht, sammelt er ein neues Heer. Die Brüder waren unterdeß in Aachen eingerückt und hatten mit Billigung der Bischöfe Lothar's Reich unter sich getheilt; sie nahmen die neuen Unterthanen in Pflicht und folgten in langsamem Zuge L. Da trifft sie ein Abgesandter desselben, um seine Bereitwilligkeit zu Friedensunterhandlungen zu versichern. Sie geben nur eine schroffe Antwort und marschiren weiter. In Miliciacus langt eine neue Gesandtschaft an; L. läßt sagen, daß er seine Schuld einsehe und den Streit beenden wolle; sie möchten ihm um der kaiserlichen Würde willen etwas mehr als den dritten Theil des Reichs gewähren, wenn nicht, wenigstens dieses Drittel mit Ausschluß von Italien, Baiern und Aquitanien. Ludwig und Karl erklären sich zum Frieden und zur Annahme des Theilungsvertrages bereit. Nicht ohne Mißvergnügen mancher Anhänger werden sie schlüssig, L. das Land zwischen Rhein und Maas längs der Saône und Rhône bis zum mittelländischen Meere als Drittel des Reichs anzubieten mit der Drohung, wenn er dies Angebot zurückweise, die Waffen entscheiden zu lassen. Den Gesandten, welche diese Anträge übermitteln, begegnet L. weniger hochfahrend als sonst, er erklärt aber mit dem angebotenen Reichstheil sich nicht zufrieden geben zu können, da er nicht ein Drittel des Ganzen umfasse. Die Gesandten — „ich weiß nicht, durch welche List hintergangen,“ bemerkt Nithard — vergrößern nun Lothar's Antheil bis zum Kohlenwald und schwören, daß das Reich dann in drei möglichst gleiche Theile getheilt werden und ihm die Wahl unter diesen frei stehen solle. Nun beschwört auch L. diese Abmachungen. Auf der Insel Ansilla bei Mâcon treffen die Brüder am 15. Juni zusammen. Ihre Geneigtheit Frie=

den zu machen wird auch dadurch erzwungen, daß die Großen des Krieges mit seinem zweifelhaften Gewinn und sicheren Verlusten überdrüssig geworden waren. Sie schließen hier einen Präliminarfrieden und beschwören das Reich gleichmäßig zu theilen und L. die Wahl seines Antheiles zu überlassen. Am 16. Juni werden, allerdings nicht ohne Noth, nähere Vereinbarungen getroffen: von jeder Partei werden 40 Bevollmächtigte bestellt, die eine „Beschreibung“ des Reichs zum Zweck der gleichen Theilung aufnehmen und am 1. October in Metz zusammentreten sollten. L. hatte mehr erreicht, als er nach den erlittenen Niederlagen erwarten durfte. Er geht nach Trier und empfängt hier eine griechische Gesandtschaft, die um Hilfe gegen die Sarazenen in Kleinasien ansucht und dafür die Vermählung der kaiserlichen Prinzessin mit Lothar's Sohn Ludwig anbietet. Eine Urkunde für Trier erwähnt auch, daß er hier die Verhältnisse seines Reichs geordnet habe. Den Großen, welche zu seinen Brüdern übergegangen waren, werden die Lehen entzogen. Er nimmt dann Aufenthalt in Diedenhofen. Seine Nähe scheint den Bevollmächtigten Karl's und Ludwig's, die in Metz die Reichstheilung vornehmen sollten, so verdächtig, daß Karl Sicherstellung ihrer Abgeordneten durch Geiseln oder Verlegung der Verhandlungen an einen andern Ort fordert. Man einigt sich nun auf Koblenz. Die Bevollmächtigten kommen hier am 19. October zusammen; um Streit unter ihren Leuten zu verhindern, schlagen jene Ludwig's und Karl's auf dem rechten Rheinufer ihr Lager auf, die Lothar's auf dem linken. Die Unterhandlungen bleiben erfolglos, da Lothar's Vollmachtsträger die Beschuldigung erheben, daß die Gegenpartei die vereinbarte „Beschreibung“ des Reichs nicht aufgenommen habe und deshalb eine gleiche Theilung nicht möglich sei, und diese sich darauf beruft, daß L. dies verhindert habe. Man schließt bis 5. November Frieden und geht unverrichteter Dinge auseinander. In Diedenhofen endlich kommt ein Friedensschluß bis zum 14. Juli des nächsten Jahres zu Stande, zu dem die Könige, gedrängt durch die Noth, den bevorstehenden Winter und durch den Ueberdruß der Großen am Kriege, sich verstehen müssen; die Großen schwören, daß die Könige bis dahin unter einander Frieden halten, daß am bestimmten Termin jedenfalls das ganze Reich gleichmäßig getheilt werde und L., wie früher vereinbart, die Wahl zustehe. Der lange Streit wird durch die Reichstheilung von Verdun (August 843) beendet. Sie findet statt auf Grundlage der von den Bevollmächtigten nun aufgenommenen „Beschreibung“; L. erhält zu Italien das Land zwischen Rhein und Schelde mit Ripuarien und Friesland, Cambray, den Hennegau und Lommegau, den Gau Castrices (um Sedan), die Grafschaften am linken Ufer der Maas bis zum Einfluß der Saône in die Rhône, von hier längs der Rhône mit den zu beiden Seiten liegenden Grafschaften, im Westen bis zur Aar. Dazu tritt ihm Karl das Gebiet von Arras ab. Mit dieser Theilung ist die Reichseinheit für immer zerrissen und der nationalen Entwickelung im Westen und Osten freie Bahn gegeben; Lothar's Reich ist ein künstliches Gebilde, das bald zum Zankapfel der beiden andern Reiche werden sollte; die Großen sind jetzt zu entscheidendem Einfluß gelangt. Zugleich wird ein förmlicher Friede zwischen den drei Brüdern geschlossen; sie garantiren sich eidlich ihre Reiche. Mit dem J. 843 versiegt die Hauptquelle dieser Zeit, Nithard. Für die spätern Jahre Lothar's finden sich nur spärliche Daten. Zur Wahrnehmung der bei der Wahl des Papstes Sergius II. mißachteten kaiserlichen Rechte sandte L. 844 seinen Sohn Ludwig mit dem Erzbischof Drogo von Metz, vielen italienischen Bischöfen und einem starken fränkischen Heer nach Rom. Auf der zur Beilegung des Conflictes veranstalteten Synode kam es zwischen Drogo, den italienischen Bischöfen, welche für das kaiserliche Bestätigungsrecht eintraten, und dem Papst mit seiner Partei zu heftigen Erörterungen; es gelang dem Papst — wol nur gegen Garantien

für künftige Papstwahlen — einen friedlichen Ausgleich zu Stande zu bringen. Am 15. Juni krönte der Papst Ludwig in der Peterskirche zum Langobardenkönig. Er bestellte ferner Drogo von Metz zu seinem Vikar diesseits der Alpen, eine Maßregel, die durch Errichtung eines kirchlichen Primats in Lothar's Reich dessen Interessen zu dienen bestimmt war, ihren Zweck aber nicht erreichte, während er die Wiedereinsetzung Ebbo's von Rheims und des früheren Erzbischofs Bartholomäus von Narbonne, der als eifriger Parteigänger Lothar's 834 gleichfalls seine Diöcese eingebüßt hatte, ablehnte. In Rom erschien auch der Herzog Siginulf von Benevent vor Ludwig, um hier, bedrängt durch die Sarazenen, feierlich das Unterthänigkeitsverhältniß zu erneuern. Nachdem L. 840 Italien verlassen hatte, betrat er nicht mehr dessen Boden; aber auch nach der Königskrönung seines Sohnes behielt er bis 850 die Regierung Italiens in der Hand. Im October 844 fand in Diedenhofen eine Zusammenkunft zwischen L. und seinen Brüdern statt; sie gelobten sich unverletzliche Wahrung der brüderlichen Liebe und Eintracht, Fernhaltung aller, die Zwietracht zwischen ihnen stiften wollen, und Rückstellung des aus Noth an Laien vergabten Kirchenguts; dieselbe Forderung stellte auch eine gleichzeitig zu Jütz bei Diedenhofen versammelte Synode. 845 wurde L. durch einen Aufstand des Grafen Folcrat von Arles in die Provence gerufen; es gelang ihm bald denselben niederzuschlagen. Die Eintracht der königlichen Brüder war von kurzer Dauer. 846 entführte ein Vasall Karl's, Gisalbert, eine der Töchter Lothar's nach Aquitanien. L. sah darin eine Intrigue Karl's und ließ weder durch das Zureden Ludwig's noch durch Karl's öffentliche Erklärung, daß die Entführung ohne sein Wissen und Wollen geschehen sei, seinen Groll beschwichtigen. Diese Spannung kam auch dadurch zum Ausdruck, daß L., obwol schon im Vorjahr Hincmar zum Erzbischof von Rheims bestellt worden war, vom Papst wieder eine Revision des Prozesses Ebbo's forderte; er hatte diesem 844 zur Entschädigung die Abteien Stablo und Bobbio gegeben, aber nebst dem Eigengut genommen, als Ebbo sich weigerte als Gesandter nach Konstantinopel zu gehen. Der Papst ordnete zwar die Untersuchung der Rechtmäßigkeit der Wahl Hincmar's an, doch Ebbo erschien nicht vor der Synode. Wie im Norden und Westen die Normannen, welche 845 bei einem Einfall in Friesland in zwei Schlachten gesiegt hatten, waren im Süden die Sarazenen gefährliche Feinde geworden. Gerufen durch zwei streitende Prätendenten hatten sie sich 842, während L. mit seinen Brüdern kriegte, in Benevent festgesetzt und ihre Flotten drangen bis zur Pomündung und bis zum Quarnero vor. Im August 846 überfielen sie Rom; konnten sie auch die Stadt selbst nicht erobern, so wurden doch die Peterskirche und Paolo fuori li muri zerstört, die Umgegend geplündert, die Einwohner gemordet. Die nachrückenden kaiserlichen Truppen wurden am 10. November bei Gaeta mit bedeutenden Verlusten in die Flucht gejagt; erst ein Angriff der neapolitanischen und amalfitanischen Flotte zwang die Sarazenen zum Abzug, ein Sturm vernichtete ihre Schiffe. L. erkannte nun endlich die Größe der Gefahr. Er traf mit seinem Sohn Ludwig zusammen, um über die gegen die Sarazenen zu ergreifenden Maßregeln zu berathen. Es wurde beschlossen, daß Ludwig mit der ganzen Streitmacht Italiens, mit fränkischen, burgundischen und provençalischen Truppen nach Benevent ziehe, um die Sarazenen von dort zu vertreiben und den Angriffen auf die Romagna ein Ziel zu setzen, sowie den zwischen Siginulf und Radalchis schwebenden Streit um den Besitz Benevents durch Theilung des Fürstenthums beizulegen. Das Capitulare ordnete auch noch außer der schon zur Phrase gewordenen Restitution des Kirchenguts Geldsammlungen zum Wiederaufbau und zur Befestigung der Peterskirche in Rom an. Ludwigs Heerfahrt 847 war eine siegreiche, aber ohne nachhaltigen Erfolg: Benevent wurde ge-

theilt, die fränkische Oberhoheit wieder zur formellen Anerkennung gebracht. Auch in Rom verstand man sich dazu, die bei der Erhebung des Papstes Leo IV. wieder verletzten kaiserlichen Rechte auf den Protest Lothar's ausdrücklich anzuerkennen und sich des alten Pactum wieder zu erinnern. In der That wurde auch 855 bei der Wahl Benedikt III. das Wahldecret „nach alter Gewohnheit" an die Kaiser L. und Ludwig geschickt. Zu Meersen bei Mastricht traf L. im Februar 847 zur Festigung der Eintracht und des Friedens wieder mit seinen Brüdern zusammen. Man gab sich wieder gegenseitig die officiellen Bürgschaften für den ruhigen Besitz der Reiche für sich und die Söhne, man decretirte wieder Abstellung der schreiendsten Mißstände wie der „fest zu Recht bestehenden" Räubereien, man schickte gemeinsam Gesandte an den Herzog der Bretagne und den Normannenkönig Orich, um sie vergeblich aufzufordern Frieden zu halten. Daneben berichten aber die Jahrbücher von Fulda, daß L. seinen Groll gegen Karl nicht verwinden konnte, und daß Ludwig, mit dem L. deshalb in besonders herzlichen Beziehungen stand, umsonst versucht habe eine Aussöhnung zu bewirken. Die Normannen kümmerte nicht die ihnen zugegangene Botschaft und die Drohung eines gemeinsamen Vernichtungskrieges; sie plünderten in diesem Jahre Duurstede und die Betuwe, rückten nach leichtem Sieg bis in die Gegend von Rhenen vor und kehrten unbehelligt zurück. Die guten Beziehungen zu Ludwig versuchte L. nun gegen Karl zu verwerthen; bei der Zusammenkunft in Koblenz (Februar 848) wollte er, „wie das Gerücht ging", Ludwig von Karl abziehen und ganz für sich gewinnen. Ludwig lehnte aber mit Berufung auf das mit diesem eingegangene Bündniß die Zumuthung ab, er bemühte sich sogar L. mit Gisalbert, der sich unter seinen Schutz gestellt hatte, auszusöhnen. Seine Vermittelung erwirkte im Januar 849 zu Peronne die Aussöhnung mit Karl; derselben fiel Karl, der Bruder Pippin II. von Aquitanien, dem L. bisher eine Zufluchtsstätte gewährt hatte, zum Opfer, er wurde vom westfränkischen König in das Kloster Corbie gesteckt. So mit kleinlicher Hauspolitik beschäftigt, that L. nichts für den Schutz seines Reichs: 848 plünderten griechische Seeräuber ungestraft Marseille, die Sarazenen besetzten wieder Benevent, 849 brandschatzten sie Luni und verwüsteten ohne Widerstand die Küste bis zur Provence, ein von ihnen versuchter Beutezug gegen Rom wurde nur von einer Flotte aus Neapel, Amalfi, Gaeta zurückgeschlagen. Diese Ereignisse bewogen wol auch L. seinem Sohne Ludwig die selbständige Regierung Italiens zu übertragen, wie er sie unter seinem Vater inne gehabt hatte. Er schickte Ludwig nach Rom und dieser empfing im April 850 von Papst Leo IV. die Kaiserkrone. Ludwig urkundet von nun an fast ausschließlich für Italien, die dem Vater gewahrte Oberhoheit kommt nach früherer Sitte durch die Nennung seines Namens im Titel und die Datirung nach seinen Regierungsjahren in Italien an erster Stelle in den Urkunden zum Ausdruck. Nur ausnahmsweise erläßt L. noch für Italien Urkunden, wie die Bestätigung des Klosters St. Salvatore in Brescia für seine Tochter Gisla, die demselben als Nonne angehörte, wie eine andere Tochter, Berta, als Aebtissin dem Kloster Avenay. Die Schwäche des Reichs und Regenten zeigte der Einfall der Normannen 850 wieder im grellen Licht. Rorich verwüstete Friesland und die Betuwe, die Gegend am Rhein und an der Waal. Da L. sich „außer Stande sah ihn zu vertreiben", knüpfte er auf Anregung seiner Räthe mit ihm Unterhandlungen an und verlieh ihm Duurstede mit mehreren Grafschaften zu Lehen mit der Bedingung, daß er es gegen die anderen normannischen Freibeuter schütze. Im Süden plünderten die Mauren Arles, in deutschen Landen, namentlich am Rhein, herrschte furchtbare Hungersnoth. Im nächsten Jahre plünderten die Normannen wieder in Friesland und am Rhein und äscherten Gent ein. —

Am 20. März 851 starb Lothars Gemahlin Irmingard; er nahm aus seinen Hörigen zwei Maitressen, der einen, Doda, die ihm auch einen Sohn Karlmann gebar, machte er schon wenige Wochen nach dem Tode seiner Gattin eine bedeutende Schenkung. Das durch den maßgebenden Einfluß Ludwig des Deutschen gepflegte gute Einvernehmen der drei Brüder führte 851 zur zweiten Zusammenkunft in Meersen: sie gelobten sich wieder vollständiges Vergeben und Vergessen der früheren Feindseligkeiten, gegenseitige und uneigennützige Liebe und Unterstützung mit Rath und That, Besserung der Mißstände in ihren Reichen. L. empfahl nun auch Hincmar aufs wärmste dem Papst, obwol dieser gegen ihn in Sachen Fulkrich's, eines seiner Vasallen, in schroffster Weise aufgetreten war. Nun vollzog Lothars Unzuverläßlichkeit wieder eine Schwenkung zu Karl. Hatte er noch 850 mit Ludwig die herzlichsten Beziehungen unterhalten und zur nicht geringen Verwunderung vieler Leute mit ihm sogar einige Tage auf der Jagd im Osnigwald zugebracht, so schloß er sich 852 an Karl an, der sich bei einer Zusammenkunft in St. Quentin in Liebenswürdigkeit gegen ihn erschöpfte. Zu Ende des Jahres zog er mit ihm sogar gegen die bis zur oberen Seine vorgedrungenen Normannen, welche im Frühjahr wie sonst ungestört Friesland und die Scheldeufer gebrandschatzt hatten, er hob eine Tochter Karls aus der Taufe und mit seiner Zustimmung ward sein ehemaliger Bundesgenosse, Pippin II. von Aquitanien, in St. Medard zu Soissons zum Mönch geschoren. Der Feldzug nahm einen erbärmlichen Ausgang, Karl kaufte die Normannen ab und L. kehrte im Frühjahre 853 in sein Reich zurück. Im November desselben Jahres traf er mit Karl wieder in Valenciennes, im Februar des nächsten Jahres in Lüttich zusammen, um sich gegenseitig ihre „unlösliche“ Eintracht und Liebe zu bezeugen. Sie schlossen ein förmliches Bündniß gegen Ludwig und garantirten sich und ihren Kindern ihre Reiche. Um so mehr war L. während dieser Zeit Ludwig entfremdet. Aus dem Jahre 852 verlautet nur, daß Ludwig mit Großen des Reichs Lothars in Köln „eine Unterredung“ gehabt habe. Schon damals empfing er Gesandte aus Aquitanien, welche ihn baten sie „von der Tirannei“ Karls zu erlösen und die ihm die Herrschaft über ihr Land anboten. Zu Beginn des Jahres 854 entsandte er auch seinen zweiten Sohn Ludwig mit einem Heer nach Aquitanien und dieser drang über die Loire vor. Nun versuchte L. zu vermitteln. Am Rhein hatte er eine Unterredung mit Ludwig und verständigte sich mit ihm nach grimmem Zanke; die westfränkischen Reichsannalen sprechen sogar von einer Vereinbarung. Mit Mißtrauen sah Karl diese Verständigung; auf seine Einladung kam L. im Juni nach Attigny und hier erneuerten sie ihr Bündniß. Sie ordneten Gesandte an Ludwig ab und forderten die Zurückberufung seines Sohnes aus Aquitanien. Diese erfolgte zwar nicht, aber der jüngere Ludwig mußte schon im Herbst vor Karls Uebermacht in eiliger Flucht das Land räumen. Im Sommer 855 erkrankte L. und das gab seinen Brüdern „Gelegenheit sich wieder zu einigen“, so daß L. Verdacht schöpfte und bei Karl Beschwerde darüber führte. Die Krankheit verschlimmerte sich im Herbst; am 19. September machte L. dem Kloster Prüm, das er sich als Grabstätte erwählte, eine Schenkung. An seiner Genesung verzweifelnd entsagte er dem Thron und theilte sein Reich im Beisein der Großen unter seine Söhne: der älteste, Ludwig, erhielt Italien, der jüngste, Karl, die Provence und einen Theil Burgunds, Lothar II., dem er kurz vorher schon Friesland überwiesen hatte, das übrige. Am 23. September ließ er sich in Prüm zum Mönch scheeren und das Ordensgewand anlegen, am 29. September starb er und ward in der Klosterkirche begraben. Seine Gebeine wurden 1860 in einem Schrein im Altar der Kirche wieder aufgefunden und sind jetzt wieder dort beigesetzt.

Lothars Persönlichkeit ist weder eine imponirende noch eine anziehende. Ein gelehriger Schüler der treulosen und habgierigen Politik seiner Stiefmutter opfert er derselben unbedenklich seine kindlichen Pflichten, dem immer angestrebten eigenen Vortheil beschworne Verpflichtungen; er übernimmt die Aufgabe, die Reichseinheit zu wahren, um sich das ganze Reich zu sichern, doch dazu fehlt ihm die Befähigung und der Muth, im entscheidenden Augenblicke weicht er vor der That zurück und sucht mit diplomatischen Kniffen Erfolge zu erringen, welche nur rücksichtsloser Thatkraft gegönnt sind. Seine ganze Politik trägt das Gepräge der Unehrlichkeit, der Unzuverläßlichkeit. Persönliche Tapferkeit hat er in der Schlacht von Fontenoy bewährt, aber nur in dieser. Für die theologisch-wissenschaftliche Litteratur hat er, wie sein brieflicher Verkehr mit Hrabanus Maurus zeigt, Interesse; seine sinnlichen Bedürfnisse stehen seiner Frömmigkeit nicht im Wege und erst, als es mit dem Leben zu Ende geht, klammert er sich an diese. Sein Reich bleibt ohne Schutz gegen die beutegierigen Schaaren der Normannen und Sarazenen und ein nicht minder düsteres Bild von den inneren Zuständen entwirft eine burgundische Synode im J. 855.

L. hat keinen eigenen Geschichtschreiber gefunden. Wir sind auf die allgemeinen Quellen angewiesen, bis 840 auf die beiden Biographen Ludwig des Frommen und die Reichsannalen, nach 840 nur auf die Annalen. Für die Zeit des Bruderkrieges bietet Nithard eine Fülle von Nachrichten. Auch die neuere Geschichtschreibung hat noch keine Geschichte Lothars geliefert; sie ist nur in den einschlägigen Werken, welche diese Zeit berühren, behandelt, unter diesen die bedeutendsten: Wenck (Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun, 1851), Dümmler (Geschichte des ostfränkischen Reiches, 1. Bd. 1862), Simson (Jahrbücher des deutschen Reiches unter Ludwig dem Frommen, 1874—76); das urkundliche Material ist in Böhmer's Regesten der Karolinger (neu bearbeitet von E. Mühlbacher), Bd. I Lief. 3 (1883), zusammengestellt. Mühlbacher.

Lothar II., der zweitälteste Sohn Lothars I., wird zuerst 841 genannt; damals noch ein Knabe, erhielt er von seinem Vater den Befehl, mit den Sachsen bei Speier zu ihm zu stoßen. Bei der Reichstheilung fielen ihm, nachdem ihm kurz vorher Friesland zugewiesen worden war, die nördlichen Lande diesseits der Alpen mit der Residenz Aachen zu. Noch 855 zogen die Großen seines Reichs mit ihm zu seinem Oheim Ludwig nach Frankfurt und erhoben ihn hier zum König. Dieser Huldigung folgte die kirchliche Salbung. Noch während der Trauerzeit um den Vater vermählte er sich mit Theutberga, der Tochter eines Grafen Boso und Schwester des Abts Hucbert von St. Maurice. Schon damals hatte er, wie sein Vater, „sinnlichen Genüssen huldigend", Waldrada, wie es heißt, eine edle Jungfrau, die ihm noch sein Vater verlobt haben soll, zur Concubine. Mögen ihn auch politische Rücksichten zu seiner Ehe bewogen haben, so ist es doch durchaus unglaublich, daß er, wie später einer seiner Vertheidiger, Adventius von Metz, behauptet, dazu von Hucbert gezwungen worden sei. Die Reichstheilung befriedigte nicht die Ansprüche der beiden älteren Brüder. Kaiser Ludwig II. führte sogleich Klage bei den Oheimen, daß er verkürzt worden sei, da er Italien schon von seinem Großvater Ludwig dem Frommen erhalten habe. Bei einer Zusammenkunft der drei Brüder zu Orbe 856 kam es zu heftigem Streit, so daß man beinahe zu den Waffen griff. Den jüngsten Bruder Karl wollte L. zum Geistlichen scheeren lassen und die Großen seines Gebietes mußten ihn seinen Händen entreißen. Ludwig und L. verstanden sich endlich dazu, ihrem jüngsten Bruder Karl, wie der Vater bestimmt hatte, die Provence und die Grafschaft Lyon zu überlassen und sich mit ihrem Antheil zufrieden zu geben. Im nächsten Jahre traf L. mit seinem Oheim Ludwig dem Deutschen in

Coblenz zusammen und erneuerte am 1. März zu St. Quentin das Bündniß mit Karl dem Kahlen, wie es mit seinem Vater bestanden hatte. Dies veranlaßte eine Erkaltung der Beziehungen zu Ludwig; L. erschien zu der mit ihm vereinbarten Zusammenkunft in Coblenz (858) weder persönlich, noch sandte er einen Bevollmächtigten.

Die Abneigung gegen seine Gemahlin, die Leidenschaft für Waldrada, die ihn derart beherrschte, daß man sie der Wirkung von Zaubertränken zuschrieb, trieben ihn bald zu gewaltthätigen Schritten. Er verstieß schon 857 Theutberga; als Vorwand diente die Beschuldigung, daß sie mit ihrem durch rohe Ausschweifungen berüchtigten Bruder vor ihrer Vermählung widernatürliche Unzucht getrieben und durch einen Trunk eine Fehlgeburt bewirkt habe. Erst später spielte ihre Unfruchtbarkeit eine Rolle. Dieses Begehren führte zu Kämpfen mit Hucbert, dem L. den Ducat zwischen dem Jura und dem großen St. Bernhard, in dem die Abtei St. Maurice lag, verliehen hatte; wenn Regino erzählt, daß Hucbert „rebellirt" habe, so darf man das wol dahin verstehen, daß er für seine und seiner Schwester Ehre mit den Waffen eingetreten ist. Am 28. Decbr. 857 brach L. von Aachen auf, doch es gelang ihm nicht, einen dauernden Erfolg gegen den durch das Terrain ungemein begünstigten Gegner zu erringen. Er suchte die Bekämpfung Hucberts von sich abzuschütteln: seinem Bruder Karl trat er 858 die an dessen Grafschaft anstoßenden Bisthümer Bellay und Tarantaise ab, allerdings gegen einen Erbvertrag, der ihm die Nachfolge in Karls Reich, wenn dieser kinderlos stürbe, sicherte; 859 überließ er seinem älteren Bruder den Theil seines Reichs jenseits des Jura, nämlich die Städte Genf, Lausanne und Sitten mit den Bisthümern, Klöstern und Grafschaften, das Hospital auf dem St. Bernhard und die Grafschaft Pümpliz (bei Bern) ausgenommen. Mit diesem Gebiet übernahm Ludwig auch die Fortführung des Kampfes gegen Hucbert, der erst 864 durch dessen Tod in einem Gefechte bei Orbe sein Ende fand. Durch die Großen sah L. sich schon 858 gezwungen, seine verstoßene Gemahlin wieder bei sich aufzunehmen, nachdem sie sich von der gegen sie erhobenen Beschuldigung beim Mangel anderer Beweise nach dem Spruch der Großen und Bischöfe und mit Zustimmung des Königs durch das Gottesurtheil des heißen Wassers, aus dem ihr Vertreter siegreich hervorging, gereinigt hatte. Doch er räumte ihr nicht ihre ehelichen Rechte ein, sondern hielt sie in Gewahrsam. Zunächst war er noch durch äußere Angelegenheiten in Anspruch genommen. Er zog im August 858 Karl dem Kahlen, der die auf der Seineinsel Oissel (südlich Rouen) eingeschlossenen Normannen belagert hatte, zu Hülfe und kehrte nach Abbruch der Belagerung im September wieder zurück. Doch noch im selben Jahre schloß er zu Attigny einen Vertrag mit Ludwig dem Deutschen, der auf Einladung der westfränkischen Mißvergnügten erobernd in Karls Reich eingefallen war; aber schon einige Monate später (2. Febr. 859) erneuerte er zu Warq (bei Mezières) eidlich das Bündniß mit Karl dem Kahlen, als dieser seinen Bruder zum Rückzuge gezwungen hatte, und entschuldigte sich damit, daß er früher von „Verführern" durch lügenhafte Berichte hintergangen worden sei. Im Juni traf er mit dem westfränkischen König und seinem Bruder in Savonnière bei Toul zusammen, nachdem die von einer Synode westfränkischer und lothringischer Bischöfe kurz vorher angeregten Unterhandlungen mit Ludwig keinen Erfolg gehabt hatten. Auch bei einer Zusammenkunft Lothars und seiner beiden Oheime bei Andernach wurde keine Einigung erzielt und man verständigte sich zur Fortführung der Verhandlungen in Basel am 25. October. Aber L. erschien hier nicht und Karl der Kahle kehrte deshalb auf dem Wege dahin um. Erst im Juni 860 fand im Beisein Lothars zu Coblenz der Friedensschluß zwischen Karl dem Kahlen und Ludwig dem Deutschen statt; die drei Könige

erneuerten unter einander das früher bestandene Bündniß, das sie auch auf Lothars Brüder ausdehnten, und garantirten sich ihre Reiche; ihre Vereinbarungen wiederholten größtentheils die Beschlüsse von Meersen vom J. 851.

Statt nach Basel war L. nach Italien gezogen und hatte, wie erwähnt, seinem Bruder Ludwig das Gebiet jenseits des Jura abgetreten, um damit auch dessen mächtigen Einfluß in Rom für seine Ehescheidungssache, die fortan sein ganzes Sinnen und Trachten, seine ganze Politik beherrscht, zu gewinnen. Im Januar 860 versammelt sich auf seinen Befehl eine Synode lothringischer Bischöfe und Aebte in Aachen. Der König erklärt vor derselben, daß das Gottesurtheil nicht die Wahrheit enthüllt habe, daß er auf der Reise nach Italien nun noch genauer in jenes Verbrechen eingeweiht worden sei, und fordert die Synode auf, seine Gemahlin darüber zu vernehmen. Diese legt ein Geständniß des ihr zur Last gelegten Verbrechens, bei dem ihr aber Gewalt angethan worden sei, ab und bittet, sich in ein Kloster zurückziehen zu dürfen. Die Erzbischöfe Gunthar von Köln und Theutgaud von Trier, der Bischof Adventius von Metz und Abt Hegil entscheiden, daß der König keine eheliche Gemeinschaft mehr mit ihr haben dürfe und ihr gestatte, den Schleier zu nehmen. Eine zahlreichere Synode, der man auch vergeblich den Erzbischof Hincmar von Rheims beizuziehen sucht, tritt im Februar wieder in Aachen zusammen, um den Proceß gegen Thutberga förmlich zu verhandeln: öffentlich bekennt sie vor derselben, daß ihr Bruder mit ihr widernatürliche Unzucht getrieben habe, und überreicht ihrem Gemahl ein schriftliches Bekenntniß. L. beeilt sich, feierlich zu betheuern, daß er dieses Geständniß nicht erpreßt, daß er, um einen öffentlichen Scandal zu vermeiden, sogar das falsche Gottesurtheil als Wahrheitsbeweis hingenommen und sich nur durch die Publicität des Verbrechens, von der er sich selbst bei seiner letzten Reise in Burgund und Italien überzeugte, genöthigt gesehen habe, die Sache dem Urtheil der Bischöfe zu unterbreiten. Theutberga wiederholt insgeheim, wie vor den Laien und ihren Freunden, sogar auf deren Zusicherung des vollen Schutzes ihrer Unschuld gegen jede Gewaltthat, daß ihr Bekenntniß ein ganz freiwilliges gewesen sei, sie beharrt bei dieser Erklärung. „Darob entsetzt“, kommt man zu dem Beschluß, daß die nun in die Oeffentlichkeit gedrungene Blutschande durch öffentliche Buße gesühnt werden müsse. Man darf den späteren Versicherungen Theutberga's glauben, daß ihr Geständniß ein erzwungenes gewesen ist, daß sie es nur abgelegt habe, um sich aus ihrer unerträglichen Lage zu befreien. Nichts spricht mehr gegen L. und seine Helfershelfer als der heuchlerische Ton moralischer Entrüstung, mit dem sie ihre Berichte füllen, die Zweideutigkeit und Unwahrheit, mit der sie ihre Sache vertheidigen. Theutberga gelingt es bald zu entkommen; „aus Furcht vor dem Haß ihres Mannes und seinen Nachstellungen“ flieht sie in das Reich Karl des Kahlen zu ihrem Bruder Hucbert. Sie appellirt an den Papst Nicolaus I., da ihr Bekenntniß nur durch Gewalt erpreßt und sie vollkommen unschuldig sei. Mit Ungestüm verwendet sich auch ihr Bruder für sie in Rom und in dem einflußreichen Erzbischof Hincmar von Rheims ersteht ihrer Sache ein beredter Vertheidiger. Mit besonderem Eifer nimmt sich aber Karl derselben an und er versteht es sie fortan für seine politischen Zwecke gegen L. auszubeuten. L. versucht der Appellation seiner Gemahlin in Rom sogleich entgegen zu wirken. Er sendet seinen Oheim Liutfried, den Erzbischof Theutgaud von Trier und den Bischof Atto von Verdun, die zugleich die lothringischen Bischöfe zu vertreten haben, mit einem sehr verbindlichen Schreiben nach der ewigen Stadt, um den Papst zu bitten, er möge den lügenhaften Berichten seiner Feinde nicht Glauben schenken und ihn unverweilt benachrichtigen, wenn die Sarazenen das Gebiet des heiligen Petrus oder seines kaiserlichen Bruders angreifen würden, da er mit

seinen Getreuen bereit sei für Gott und den Papst allen Gefahren zu trotzen. Zum Schutz gegen Karl d. K. schließt er ein förmliches Bündniß mit Ludwig d. D. und tritt diesem das Elsaß ab, ohne daß freilich diese Abtretung auch ins Werk gesetzt wurde. Auf Ludwigs Betreiben entfernt er 861 Adalard, einen Oheim von Karl d. K. Gemahlin Irmintrud, aus seinem Reich, den dieser dann zum Erzieher eines seiner Söhne ernennt. Gemeinsam mit Ludwig schickt er an den westfränkischen König, welcher in das Reich seines jüngeren Bruders, Karls von Burgund, eingefallen und verwüstend bis Macon vorgedrungen war, Gesandte, wie sie in einem gemeinsamen Schreiben an den Papst über den Friedensstörer Klage führen und dem Wunsch Ausdruck geben, daß der Papst persönlich kommen möge, um ihn kraft seines apostolischen Amtes zur Rechenschaft zu ziehen. 862 treffen sie wieder in Mainz zusammen. L. verspricht Ludwig mit ihm gegen die Wenden ins Feld zu rücken, löst aber die Zusage nicht ein. Ihn beschäftigt ganz sein Ehehandel. Am 29. April wird wieder eine Synode der lothringischen Bischöfe in Aachen eröffnet, L. überreicht eine Klageschrift, welche ausführt, daß er nach ihrem Urtheil sich von Theutberga, die noch dazu unfruchtbar sei, getrennt habe, daß er aber, unfähig der Enthaltsamkeit, sie in Anbetracht seiner Jugend bitte, seinen sinnlichen Bedürfnissen Rechnung zu tragen und für diese unerträglichen Verhältnisse Abhilfe zu schaffen; auf die Versicherung Theutgaud's, der König habe für etwaiges Vergehen mit seiner Concubine bereits reumüthig gebüßt, erklärt die Synode, daß sie die Ehe mit Theutberga nicht für eine rechtmäßige halte und daß sie ihm daher die Eingehung einer rechtmäßigen Ehe nicht verweigere; nur zwei Bischöfe haben den Muth für die Giltigkeit der Ehe mit Theutberga einzutreten. Dem Papste theilt L. mit, daß die Synode ihn ermächtigt habe Waldrada zu ehelichen, daß er aber die Entscheidung des Papstes abwarten wolle. Obwol dieser jedes weitere Vorgehen vor Ankunft seiner Legaten verbietet, vermählt er sich feierlich mit Waldrada, die ihm schon einen Sohn Hugo geboren hatte, und läßt sie zur Königin krönen; Hilduin, einem Bruder Gunthar's von Köln, der mit Theutgaud von Trier die Erfüllung seiner Wünsche am meisten gefördert hatte, verleiht er das Bisthum Cambray.

Die Vermählung mit Waldrada gibt Karl d. K. willkommenen Anlaß gegen seinen Neffen eine schroff ablehnende Haltung einzunehmen; kurz vorher hatte er schon Hucbert, der im westfränkischen Reich auch Unterstützung für seinen Kampf gegen L. gefunden hatte, die reiche Abtei St. Martin in Tours verliehen. Bei der Zusammenkunft in Savonnière (November 862) weigert er sich mit L. in Verkehr zu treten, und es kommt darob zwischen ihm und Ludwig d. D. zu heftigem Streit. Karl beschwert sich, daß die Bestimmungen des Koblenzer Vertrages von den beiden anderen Contrahenten nicht eingehalten worden seien, daß L. Engeltrud, der Gemahlin des Grafen Boso (wahrscheinlich eines Bruders Hucbert's), die 856 ihrem Gatten entflohen war, und Balduin, der Karls Tochter Judith entführt hatte, trotz der über beide verhängten Excommunication den Aufenthalt in seinem Reiche gestatte, daß er in seinem Ehehandel weder den von ihm und seinen Bischöfen erbetenen Rath noch die Entscheidung des Papstes abgewartet habe; er erklärt, daß L. deshalb, bis er sich bessere, wie ein Heide und öffentlicher Sünder zu meiden sei, und verlangt, daß dieser öffentlich sein Verfahren gegen seine Gemahlin nach göttlichem und menschlichem Gesetz rechtfertige oder Besserung gelobe, dann erst sei er bereit als liebevoller Oheim ihn aufzunehmen und Zeit und Ort für die Zusammenkunft und die Verhandlungen über Aufrechthaltung des Koblenzer Vertrags zu bestimmen. L. nimmt die ihm gestellten Bedingungen an und nur unter diesem Vorbehalt nehmen ihn Karl und die westfränkischen Bischöfe, an ihrer Spitze Hincmar von Rheims, zum Friedenskuß und zur Unterredung auf. In den für die Oeffentlichkeit bestimmten

Erklärungen verspricht L. die Beobachtung der gegebenen Zusage, und Freundschaft und Hilfe für Karl, wenn dieser ihm Freund und Helfer sei; er spricht Ludwig, der ihn an Kindesstatt angenommen habe, seine dienstwillige Dankbarkeit für seine Vermittlung aus. Gegen die öffentliche Verlesung der Erklärung Karls, welche die Zusicherung der Freundschaft gegen L. an die Erfüllung der gegebenen Zusage knüpfen will, legen Ludwig und L. Verwahrungen ein, damit Lothar's Sache nicht berührt werde; so begnügt sich Karl mit der vor einem engeren Kreise vorgebrachten Erklärung, daß er L., wie ein Oheim dem Neffen, Freund und Helfer sein wolle, wenn dieser das Gleiche thue. Nur nothdürftig war damit das äußere Einvernehmen mit dem westfränkischen König wieder hergestellt und es ist bezeichnend für die allgemeine Stimmung, daß die Xantener Jahrbücher zum Jahre 862 vermerken: „Schon wird es eckelig von der Zwietracht unserer Könige und der Verwüstung unserer Länder durch die Heiden zu erzählen." 863 unternahm L. eine Heerfahrt gegen die Normannen, welche sich in der Nähe von Xanten auf einer Rheininsel verschanzt hatten, während andere Schaaren stromaufwärts bis Neuß vordrangen. Hier stellten sich ihnen L. auf dem linken, die Sachsen auf dem rechten Ufer entgegen und belagerten sie bis Anfangs April. Als sie heimlich abzogen, wollte L., der schon Schiffe in Bereitschaft gehalten hatte, ihnen nachsetzen, doch die Seinen weigerten sich und nur die nacheilenden Sachsen konnten einen Erfolg erringen.

Vielleicht hatte L. selbst getrachtet von den Normannen bald loszukommen. Zu Beginn des Jahres starb sein jüngerer Bruder Karl und es kam ihm die Kunde zu, daß der ältere Bruder Ludwig schon in dessen Reich gekommen sei und die Großen für sich zu gewinnen suche. Er eilte nun auch nach Burgund, wo er schon am 30. April urkundet. Durch Vermittlung ihrer Umgebung kam (wahrscheinlich schon im Mai) eine vorläufige Vereinbarung zwischen den beiden Brüdern zu stande, welche die Entscheidung einer späteren Zusammenkunft vorbehielt. Zugleich wandten sich aber beide Parteien „um Frieden bittend" an Karl den Kahlen, der ihnen auch die Zusicherung gab Frieden zu halten, „soweit die Feindseligkeit der Gegner dies gestatte." So verständigte man sich noch in diesem Jahre zu einer Theilung des Erbes: Ludwig erhielt einen Theil des transjuranischen Burgunds und die Provence, L. das Uebrige.

Schon am 23. November 863 hatte Papst Nicolaus I. L. die Absendung von Legaten, der Bischöfe Rodoald von Porto und Johannes von Cervia, kund gethan mit der Forderung, daß auch je zwei ost- und westfränkische Bischöfe zur Synode beigezogen und ihm das definitive Urtheil vorbehalten werde; zugleich hatte er aber Ludwig dem Deutschen und Karl d. K. von diesem Schreiben Mittheilung gemacht. Als ihm erst nach Abreise seiner Legaten zu Ohren gekommen war, daß L. den vom päpstlichen Stuhl erbetenen „Rath" nicht abgewartet habe, hatte er denselben (etwa im April) neue Instructionen gesandt und sie beauftragt zu untersuchen, ob L., wie er vorgebe, vor seiner Vermählung mit Theutberga bereits mit Waldrada rechtmäßig verehelicht gewesen sei, sowie das Verfahren gegen jene und ihr Bekenntniß, das sie in ihrer Appellation als erpreßtes bezeichnet habe, einer Revision zu unterwerfen. In dem Einberufungsschreiben an die Bischöfe hatte er die Drohung ausgesprochen, L., wenn er vor der Synode nicht erscheine oder für die Verstoßung seiner „rechtmäßigen und ersten Gemahlin" und seine zweite Vermählung nicht Genugthuung leiste, zu excommuniciren und der Mahnung an L., Hilduin vom Bischofsstuhl in Cambray zu entfernen, die gleiche Drohung beigefügt. L. lehnte, als die Legaten ihm die päpstlichen Forderungen übermittelten, die Zusage sicheren Geleites für Theutberga zur Synode, sowie die Einberufung anderer Bischöfe als der seines Reiches, die durch Vergabungen gewonnen oder durch Drohungen eingeschüchtert waren, ab. Von L.

gingen die Legaten zu Karl d. K., der sie ehrenvoll aufnahm und mit Geschenken entließ. Mitte Juni 863 tritt endlich die Synode in Metz zusammen; L. erscheint mit seinen Bischöfen und einem Gefolge von Edlen; Theutberga war, weil ihr sicheres Geleit verweigert worden war, nicht gekommen. L. besticht die Legaten, diese legen daher die päpstlichen Schreiben der Synode nicht vor und führen ihre Aufträge nicht aus. Er trägt seine Sache der Synode im Beisein der Legaten vor und erklärt, daß sein Vater selbst ihm Waldrada übergeben und er nur nach dem Rath und mit Ermächtigung der Bischöfe so gehandelt habe; alle bezeugen, daß Theutberga freiwillig, nicht gezwungen ihr belastendes Geständniß abgelegt habe. Theutberga wird nun, namentlich auf Betreiben der Erzbischöfe Gunthar und Theutgaud, verurtheilt, die Ehe mit Waldrada als zu Recht bestehend anerkannt, Engeltrud vom Banne gelöst. Die Synodalacten werden von den anwesenden Bischöfen unterzeichnet und auf den Rath des „schlauen" Bischofs Hagano von Bergamo, wol des Vertreters Kaisers Ludwig II., Gunthar und Theutgaud beauftragt, dieselben persönlich dem Papst zur Bestätigung vorzulegen. Sie gehen zugleich als Gesandte des Königs nach Rom. Lothar's Wünsche schienen nun erfüllt. Doch der Papst zerriß mit rücksichtsloser Hand seine Berechnungen. Auf der römischen Synode (Ende October) kassirt Nicolaus I. die Metzer Synode, welche er der Ephesinischen Räubersynode gleichstellt; er setzt Theutgaud und Gunthar ab und kündigt den anderen Bischöfen die gleiche Strafe an, wenn sie sich nicht dem päpstlichen Stuhl unterwerfen und diese Unterwerfung für die Zukunft verbürgen; über Engeltrud verhängt er von Neuem den Bann und bedroht „alle Verächter der päpstlichen Lehren, Befehle, Verbote, Satzungen und Dekrete in Sachen des Glaubens, der kirchlichen Disciplin, der Correction der Gläubigen, der Besserung der Lasterhaften" mit der Excommunication. An L. erläßt er eine scharfe Mahnung und den Auftrag, die Nachfolger der abgesetzten Erzbischöfe nur mit Genehmigung des päpstlichen Stuhles bestellen zu lassen. Rundschreiben verkünden den Bischöfen Galliens, Deutschlands und Italiens diese Beschlüsse und in denselben heißt es von L.: „wenn der noch in Wahrheit König genannt werden kann, der seine sinnlichen Gelüste nicht durch heilsame Beherrschung zügelt, sondern in schmählicher Entnervung ihrem unerlaubten Drängen nachgibt." Die abgesetzten Erzbischöfe Theutgaud und Gunthar eilen zu Kaiser Ludwig II. nach Benevent und führen über ihre ungerechte Absetzung, die nur mit Wissen ihres Fürsten und im Beisein anderer Metropoliten hätte erfolgen dürfen, Beschwerde. Der Kaiser ist über das Vorgehen des Papstes um so mehr entrüstet, als die beiden Erzbischöfe zugleich als Gesandte seines Bruders nach Rom gekommen waren. Er zieht (Februar 864) in ihrer Begleitung mit einem Heere nach Rom; der Papst flieht, als er hört, daß man ihn gefangen nehmen will, vom Lateran in die Peterskirche. Als der Kaiser aber vom Fieber ergriffen wird, söhnt er sich mit dem Papst aus und befiehlt Gunthar und Theutgaud nach Hause zurückzukehren; Gunthar läßt ihre schon früher an die lothringischen Bischöfe versandte Vertheidigungsschrift durch seinen Bruder Hilduin gewaltsam am Grabe des heiligen Petrus niederlegen. Auch L., dessen willige Werkzeuge sie gewesen waren, tritt nicht für sie ein. Nach der Rückkehr von einem Feldzug gegen die Normannen, die er mit einer bedeutenden Summe abkauft, sendet er den Bischof Ratold von Straßburg mit einem demüthigen Schreiben nach Rom, das er wieder mit Betheuerung seiner Ergebenheit und seines Verlangens nach Rom zu kommen eröffnet; er verwahrt sich wieder gegen die Einflüsterungen seiner Feinde und wälzt alle Schuld von sich ab; er anerkennt die Absetzung der beiden Erzbischöfe und gibt nur der Hoffnung nach einer Revision ihres Processes Ausdruck. Dem Beispiel des Königs folgen die Bischöfe, sie unterwerfen sich demüthig. Das Erzbisthum

Köln verleiht L., als Gunthar wegen Ausübung kirchlicher Functionen auch von den Bischöfen mit dem Bann belegt wird, auf eigene Faust dem Welfen Hugo, der sich keineswegs durch ein geistliches Leben auszeichnete. Erbittert rafft Gunthar alle Schätze zusammen und zieht nach Rom, um dem Papst „das ganze Gewebe von Trug" zu enthüllen. Diese Aufwallung wird allerdings bald durch das Streben nach Wiedererlangung des reichen Erzbisthums beschwichtigt.

L. sucht nun an seinem Bruder eine feste Stütze. Der Kaiser nimmt auch entschieden seine Partei; er verweigert den Gesandten der westfränkischen Bischöfe wie den päpstlichen Legaten an Karl d. K. den Durchzug durch sein Reich; eine Synode in Pavia spricht sich zu Gunsten des persönlich anwesenden Gunthar aus, der in der Hoffnung, durch die Fürsprache des Kaisers restituirt zu werden, mit seinem Schicksalsgenossen nach Rom pilgerte. Um so bedenklicher wird die Haltung der Oheime L. gegenüber. Ludwig der Deutsche zieht sich von ihm zurück und tritt noch zu Ende des Jahres in Unterhandlungen mit Karl; hatte doch der Papst gegen den deutschen König harten Tadel ausgesprochen, daß er nicht früher schon gegen „jenen Lothar" aufgetreten sei, und ihm verboten mit ihm, wenn er Waldrada bei sich behalte, irgend eine Gemeinschaft zu halten, und Ludwig hatte sich beeilt einen Gesandten nach Rom zu schicken. Im Februar 865 kommen Ludwig und Karl in Thousey zusammen und erneuern den Koblenzer Vertrag. L. ist förmlich ausgeschlossen. Er erbittet sich durch Gesandte ihren Rath und dieser wird ihm auch im reichlichen Maß zu theil: in öffentlicher Erklärung verdammen sie seinen sündhaften Wandel und das daraus fließende Unheil; sie lassen ihm rathen vorerst, bevor er nach Rom gehe, nach der Mahnung des Papstes zu bessern, was er gesündigt, und erst nach „Ordnung seines Reichs" aufzubrechen. L. ist dadurch tief beunruhigt; er schöpft Verdacht, daß seine Oheime ihm seine Reiche nehmen und unter sich theilen wollen, und sendet daher Liutfrid an seinen kaiserlichen Bruder mit der Bitte, er möge vom Papst Briefe zum Schutz seines Reichs erwirken. Diese werden auch vom Kaiser erwirkt.

Die Furcht vor der Habgier der Oheime erzwingt volle Nachgiebigkeit. Im Juni trifft der päpstliche Legat Arsenius, Bischof von Orta, in Gondreville bei L. ein, nachdem er in Frankfurt Ludwig d. D. ein päpstliches Schreiben mit der eindringlichen Mahnung „den Frieden mit dem Kaiser und Lothar zu wahren", die früheren Verträge aufrecht zu halten, überreicht und vom deutschen König sogar die Zusage einer Zusammenkunft mit Karl und L. in Köln zur Wiederherstellung der Eintracht erhalten hatte; ein Schreiben gleichen Inhalts hatte er an Karl zu überbringen. Der Legat überreicht in Gondreville die päpstlichen Briefe an L. und die lothringischen Bischöfe, welche dem König, falls er nicht unverzüglich Theutberga zu sich nehme und Waldrada verstoße, die Fällung der bisher nur aus Liebe zum Kaiser aufgeschobenen definitiven Sentenz und damit die förmliche Ausschließung aus der Kirchengemeinschaft androhen. L. fügt sich gehorsam. Am 3. August schwören für ihn zu Vendresse (bei Sedan) sechs Grafen und sechs Vasallen in Gegenwart der lothringischen und zweier westfränkischer Bischöfe, welche Theutberga, die bisher ehrenvoll im Reich Karls gelebt, in dessen Auftrag an Arsenius übergeben hatten, und vor vielen Edlen nach der von dem Legaten vorgeschriebenen Formel auf die Evangelien, daß L. Theutberga als seine rechtmäßige Gattin und als Königin annehmen und fortan halten, daß weder er noch sonst Jemand ihr aus Rache ein Uebel zufügen werde, wenn sie ihrer Pflicht als Gattin in allem nachkomme. Am selben Tag noch übergibt Arsenius im nahen Douzy Theutberga an L. und schärft ihm unter Androhung zeitlicher und ewiger Rechenschaft die Erfüllung jener eidlichen Verpflichtung ein; die Kirchenbuße für den öffentlichen Ehebruch wird ihm erlassen. Zugleich wird bestimmt, daß Waldrada nach Italien gesandt werde, um die

weiteren Verfügungen des Papstes zu erwarten und, wenn er es für nöthig erachte, nach Rom zu kommen, um sich zu rechtfertigen oder Buße zu thun. L. geht sogleich zu Karl d. K. nach Attigny; dieser läßt sich herbei auf Verwendung der Königin Irmintrud das frühere Bündniß zu erneuern. Am 15. August wohnen L. und Theutberga im königlichen Schmuck, mit der Krone auf dem Haupt, in Gondreville der Messe des Arsenius bei, der dahin gekommen war, um Waldrada in Empfang zu nehmen und sie nach Italien zu führen. Er reist mit ihr auch bis Orbe, von da aber nach Worms, wo er auch Engeltrud übernimmt, die sich eidlich verpflichten muß vor oder mit ihm nach Rom zu kommen. Doch Engeltrud entweicht an der Donau. Waldrada gelangt zwar nach einem vereitelten Fluchtversuch nach Italien, weigert sich aber nach Rom zu gehen; von Pavia läßt L. (kaum ohne Wissen seines Bruders) sie in die Heimath zurückführen, während man das Gerücht verbreitet, sie sei mit Einwilligung des Papstes zurückgekehrt; nach einer späteren Quelle soll sie sehr oft auf dem prächtigen Fiskalgut Ham geweilt und hier die Besuche des Königs empfangen haben. Am 2. Februar 866 verhängt der Papst über sie feierlich den Bann. Man ist bemüht dies zu verheimlichen und die lothringischen Bischöfe verweigern die Annahme und Publikation der Excommunicationsbriefe.

Zu der von Arsenius veranlaßten Zusammenkunft in Köln war L. nicht erschienen. Er trifft dafür in Orbe seinen Bruder, am 17. Mai 866 schenkt er diesem ein Gut bei Olonna mit der Bestimmung, daß er es an seine Gemahlin Angilberga, deren Einfluß ein allmächtiger war, übertrage; dagegen ist die Nachricht Regino's von der Entsendung eines lothringischen Hilfsheeres gegen die Sarazenen in Unteritalien ganz unsicher. Aber auch seiner „vielgeliebten" Theutberga — der Titel Gemahlin wird ihr selbst in der Schenkungsurkunde nicht gegeben — weist L. am 17. Januar großen Güterbesitz in Burgund zu, darunter, wie wir aus einer späteren Urkunde erfahren, den wegen Infidelität eingezogenen Besitz ihres Bruders. Wie es scheint, erfüllt er damit nur eine der bei der Aussöhnung mit ihr übernommenen Verpflichtungen; seine Abneigung gegen sie hat sich nicht gemindert, er sucht sich von ihr wieder zu befreien, obwol er, diesmal in gehobenem Tone, in einem Schreiben an den Papst wieder gegen die Verdächtigungen seiner habgierigen „Nebenbuhler", namentlich des „Hauptes seiner Ankläger" (Karl des Kahlen) protestirt und verlangt, daß diese mit ihm in Rom erscheinen. Er zieht es aber doch vor mit Karl sich durch ein wirksameres Mittel abzufinden: bei einer Zusammenkunft in der Nähe von St. Quentin (August 866) tritt er ihm die reiche Abtei St. Vaast ab als Preis des Abkommens, welches ihm zum Vorgehen gegen Theutberga freie Hand geben soll. Das Bündniß mit Karl ist von einer tief gehenden Spannung mit Ludwig d. D. begleitet. Bald darauf trifft L. wieder mit Karl in Attigny zusammen; Theutberga, welche schon die Erlaubniß hatte nach Rom zu gehen, wird zurückgerufen, Karl und L. schicken gemeinsam eine Gesandtschaft mit geheimen Aufträgen an den Papst. Statt zu der mit den Oheimen verabredeten Zusammenkunft nach Metz zu gehen, verhandelt L. im November zu Trier mit seinen Bischöfen. Theutberga sollte nach Hincmar's Bericht ihr früheres Geständniß wiederholen und bewogen werden den Schleier zu nehmen. Durch die rücksichtslose, gewaltthätige Behandlung aufs äußerste getrieben, überschickt sie auf Drängen Lothar's dem Papst das „Bekenntniß", daß sie freiwillig und gern auf die königliche Würde verzichte, weil Walrdada die rechtmäßige Gattin und sie selbst unfruchtbar sei; sie will nach Rom kommen, um dem Papst ihr Leid klagen, ihr Herz ausschütten zu können, und droht in ihrer Verzweiflung Hand an ihr Leben zu legen. Zugleich dringen dunkle Gerüchte nach Rom, L. beabsichtige über Theutberga nochmals Gericht halten zu lassen, um die Scheidung oder auf Anklage

des Ehebruchs den gerichtlichen Zweikampf zwischen ihrem und seinem Mann zu erzwingen oder sie gar zu tödten.

Für Theutberga tritt Nicolaus mit seiner unbeugsamen Energie ein, seine Briefe beleuchten grell die ganze Angelegenheit. An L. und Theutberga schreibt er, daß er deren „Bekenntniß", weil durch Mißhandlungen und Todesangst erpreßt, verwerfe, daß L., selbst wenn Theutberga auf ihre ehelichen Rechte verzichte, nie Waldrada, die auch nie seine rechtmäßige Gattin gewesen, ehelichen könne; er tröstet Theutberga, verbietet ihr aber nach Rom zu kommen, da sie ihren Gatten nicht ihrer Nebenbuhlerin überlassen dürfe und vorerst die vollste Bürgschaft für ihre Sicherheit auf der Reise haben müsse; L. mahnt er nochmals seine Pflichten gegen seine rechtmäßige Gattin zu erfüllen und jeden Verkehr mit der gebannten Waldrada abzubrechen, damit er nicht derselben Strafe verfalle. Den lothringischen Bischöfen befiehlt er ohne Rücksicht auf die Folge oder den etwaigen Verlust ihrer Lehen die Excommunication Waldrada's zu publiciren und den König an die Erfüllung des seinem Legaten Arsenius geleisteten Eides zu mahnen. Karl d. K. gegenüber mißbilligt er mit scharfem Tadel das Bündniß mit L., das mit seiner früheren Haltung in so grellem Widerspruch stehe, und bittet ihn Theutberga Schutz und Zuflucht zu gewähren. Diese Briefe des Papstes werden Karl am 20. Mai überreicht. In einem späteren Schreiben ersucht der Papst noch den deutschen König seinen Einfluß bei L. zu Gunsten Theutberga's geltend zu machen.

In Attigny übergibt Karl persönlich L. die für ihn und seine Bischöfe bestimmten päpstlichen Schreiben. Von hier geht er nach Metz, wo er mit Ludwig d. D. eine „Unterredung" hat: er schließt mit ihm einen Vertrag, welcher Bestimmungen über die Theilung, „wenn Gott ihnen von den Reichen ihrer Neffen noch mehr schenken sollte", und die gegenseitige Vertheidigung ihres Antheils trifft und auch der römischen Kirche ihren Schutz zusichert. Auf der Rückkehr besucht Karl L. wieder im Ardennenwald, um ihn auch im Namen Ludwigs aufzufordern, den Befehlen des Papstes sich zu fügen. L. sendet seinen Kanzler Grimland nach Rom mit einem Schreiben, welches, das alte Ränkespiel wiederholend, mit Betheuerungen seiner Ergebenheit und Schuldlosigkeit dem Papst zu große Leichtgläubigkeit gegenüber den Anklagen seiner Feinde vorwirft und wieder fordert, seinen Anklägern in Rom gegenüber gestellt zu werden; er bittet den Papst sein Königthum unangetastet zu lassen und versichert, daß er seit der Abreise des Arsenius weder mit Waldrada verkehrt noch seit ihrer Rückkunft aus Italien sie auch nur gesehen habe. Zugleich sucht er dem ehrlicheren seiner Gegner sich wieder zu nähern; in Frankfurt söhnt er sich mit Ludwig d. D. aus und verbündet sich mit ihm, seinem Schutz empfiehlt er für die Zeit der beabsichtigten Romreise sein Reich und Waldrada's Sohn Hugo, dem er das Elsaß verleiht. Wie tief auch die inneren Wirren Lothar's Reich durchwühlen, zeigt ein Schreiben der lothringischen Bischöfe an ihre westfränkischen Amtsbrüder, in dem sie gegen die Verdächtigung ihrer Treue durch Angehörige ihres Reichs, „welche Karl zu überreden suchen, daß er das Reich ihres Königs sich aneigne und diesen als einen verachteten und von seinem Volk verlassenen Fürsten vertreibe", feierlich Protest erheben und dieselben beschwören in Anbetracht des schon angerichteten Unheils mit aller Strenge gegen die Friedensstörer einzuschreiten. Ludwig intervenirt nun wieder zu Gunsten Lothars beim Papst und legt sogar mit dem deutschen Episcopat Fürsprache ein für die abgesetzten Erzbischöfe Gunthar und Theutgaud. Trotz der Betheuerungen seines Gehorsams schickt L., der in diesem Jahre auch einen, wie es heißt, siegreichen Feldzug gegen die Normannen unternimmt, im Herbst Theutberga nach Rom, um die Auflösung ihrer Ehe zu erwirken.

Auch Ludwigs Verwendung bleibt ohne Erfolg. Der Papst verweist den deutschen König darauf, daß L. von den oft betheuerten Zusagen noch gar nichts erfüllt habe, und verbietet, daß er nach Rom komme, bevor er nicht sämmtlichen Forderungen Genüge gethan habe; ebenso entschieden schlägt er die Bitte um Reconciliation der abgesetzten Erzbischöfe ab.

Diese Schreiben Nicolaus I. datiren vom 30. October. Am 13. November stirbt er. Sein Nachfolger Hadrian II. ist milder, versöhnlicher und dem Einflusse des Kaisers zugänglicher. Als Theutberga vor ihm erscheint und um die Auflösung ihrer Ehe, die keine rechtmäßige sei, ansucht, verweigert er seine Einwilligung und behält den endgiltigen Entscheid einer Synode vor, selbst als die unglückliche Königin erklärt, daß sie lieber zu den Heiden flüchten als zu ihrem Gemahl zurückkehren wolle; er ermahnt L., Theutberga als rechtmäßige Gemahlin aufzunehmen oder ihr, wenn sie es vorziehen sollte bis zur Synode auf einem ihrer Güter zu bleiben, seinen Schutz angedeihen zu lassen und Waldrada zu meiden. Er gewährt Theutgaud, der bald darauf dem Fieber erliegt, während Gunthar, der mit ihm nach Rom gekommen, kaum dem Tod entrinnt, die Laiencommunion; im Februar 868 löst er Waldrada auf Bitte des Kaisers vom Bann unter der Bedingung, daß sie L. fern bleibe. Er fordert unter Androhung kirchlicher Strafen Karl d. K. und Ludwig d. D. auf, die Reiche des Kaisers und Lothars nicht zu beunruhigen. Diese Aufforderung wird wol dadurch veranlaßt, daß sich im ost- und westfränkischen Reich das Gerücht verbreitet hatte, Nicolaus habe den unverrückbaren Entschluß ausgesprochen, daß L. als gebannt zu betrachten sei, wenn er bis 1. Februar 868 Waldrada nicht entlassen habe, wie auch Karl mit Zustimmung Ludwigs eine Synode für diesen Tag nach Auxerre einberufen hatte, „um über Lothars Sache zu verhandeln".

L. beeilt sich dem neuen Papst mit der Klage über das einseitige Vorgehen seines Vorgängers die Versicherung seiner unbegrenzten Ergebenheit zu wiederholen, sein Reich dessen Schutz zu empfehlen und seine baldige Ankunft in Rom anzukündigen. Er tritt mit seinen Oheimen in Unterhandlung; Karl vertröstet ihn bei einer Zusammenkunft in Attigny auf einen späteren Zeitpunkt. Als L. durch Gesandte die bestimmte Zusage fordert, daß sein Reich bis zu seiner Rückkunft von Rom unbehelligt bleibe, gibt Karl eine ausweichende Antwort, während Ludwig ein bindendes Versprechen gegeben haben „soll".

Zu Beginn des J. 869 bricht L. nach Italien auf, von der Hoffnung beseelt durch den Einfluß seines Bruders beim Papste sein Ziel zu erreichen. Am 22. Januar macht er Berta, einer Tochter Ludwig d. D. und Aebtissin von St. Felix und Regula in Zürich, eine bedeutende Schenkung, „damit sie die Festigung der Freundschaft zwischen ihm und ihren Eltern eifrig fördere". Im Juni ist er in Ravenna; hier treffen ihn Gesandte seines in Unteritalien weilenden Bruders mit dem Auftrag, daß er nicht weiter reise noch länger in Italien bleibe, sondern in sein Reich zurückkehre, bis der Kaiser Zeit zu einer Zusammenkunft finde. Unbekümmert um diese Botschaft reist L. weiter. Rom bei Seite lassend geht er zu seinem Bruder nach Benevent. „Durch viele Bitten, Geschenke, Schmeicheleien" gewinnt er die maßgebende Persönlichkeit, die Kaiserin Angilberga. Er erwirkt durch sie, daß der Kaiser den Papst nach Montecasino beruft und der Kaiserin gestattet ihn dorthin zu begleiten. Eine uns erhaltene Rede des Papstes gewährt Einblick in die Forderungen Lothars: der Papst weist das Ansinnen der Restitution der verurtheilten Geistlichen, namentlich Gunthar's, zurück, erklärt, daß Theutberga nur aus Todesangst um Scheidung ihrer Ehe gebeten habe, daß eine Revision des päpstlichen Spruches nur durch ein allgemeines Concil erfolgen könne, und bittet dem Kaiser vorzustellen, daß er nicht durch Forderung solcher Zugeständnisse die Kirche in

Gefahr bringe. Durch viele Geschenke und durch die Vermittlung der Kaiserin erreicht L., daß der Papst vor ihm die Messe singt und gegen die Versicherung, daß er mit Waldrada seit ihrer Bannung keinen Verkehr noch eine Unterredung gehabt habe, ihm und seinem Gefolge die Communion reicht; diese wird auch Gunthar gegen einen Revers, in dem er die von Nicolaus über ihn verhängte Absetzung förmlich anerkennt, gewährt. L. folgt dem Papst nach Rom, die Kaiserin kehrt zu ihrem Gemahl zurück. Als er am 9. Juli die Peterskirche besucht, wird er von keinem Geistlichen begrüßt, der Söller neben der Peterskirche, in dem er Wohnung nimmt, ist nicht einmal gereinigt. Der Papst weigert sich am nächsten Tag vor ihm die Messe zu singen. Am 11. Juli spricht er mit dem Papst im Lateran; für viele Geschenke an goldenen und silbernen Gefäßen erhält er von diesem als Gegengabe einen wollenen Mantel, einen Palmenzweig und einen Stab; er deutet dies dahin, daß der Mantel den Besitz (die Revestitur) Waldrada's, der Palmenzweig den Sieg seiner Sache, der Stab die Gewalt über die widerspenstigen Bischöfe bezeichne. Anderes haben der Papst und die Römer im Sinn: jener beschließt Legaten nach Gallien zu schicken, um mit den Bischöfen über die Forderungen Lothars zu verhandeln und das Ergebniß der für den 1. März 870 nach Rom zu berufenden Synode vorzulegen, der auch vier Bischöfe des ost- und westfränkischen Reichs mit Gesandten der Könige und einige lothringische Bischöfe als Vertreter der übrigen beigezogen werden sollten. Voll Hoffnung verläßt L. Rom. In Lucca wird er vom Fieber ergriffen. Die Seuche rafft sein Gefolge haufenweise vor seinen Augen weg. Krank setzt er die Reise fort. Am 6. August langt er in Piacenza an. Am nächsten Tag verschlimmert sich sein Zustand, um 3 Uhr Nachmittags tritt plötzlich Bewußtlosigkeit ein. Er stirbt am 8. August um 8 Uhr früh in der Blüthe der Jahre und wird in der Kirche des heiligen Antonin beigesetzt. An seine Grabstätte vergabt Theutberga später Güter; sie findet im Kloster der heiligen Glodesindis in Metz ihre Ruhestätte, Waldrada nimmt in Remiremont den Schleier. Lothars zerrüttetes Reich wird die gute Beute seiner Oheime.

Hauptquelle für die Geschichte Lothars II. sind die westfränkischen Reichsannalen; spärlichere Mittheilungen bieten die Jahrbücher von Fulda und Xanten, nicht immer verläßliche die Chronik des Regino. Ueber die ersten Stadien des Processes gegen Theutberga (bis 860) liefert genaue Nachrichten Hincmar's Liber de divortio Lotharii (über diesen M. Sdralek, Hincmar's von Rheims canonistisches Gutachten über die Ehescheidung des Königs Lothar II., Freiburg i. Br. 1881), über die späteren Stadien namentlich die päpstlichen Briefe. Die diesbezüglichen Briefe Lothars an den Papst sind von Baronius aus einer Trierer Handschrift veröffentlicht. Bearbeitung in Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reiches, Bd. I; Zusammenstellung des Materials in Böhmer's Regesten der Karolinger (neu bearbeitet von E. Mühlbacher), 1. Bd., 3. und 4. Lieferung. Mühlbacher.

Lothar III., deutscher König (30. August 1125 bis 4. December 1137) und römischer Kaiser (4. Juni 1133 bis 4. December 1137), entstammte der Familie der Grafen von Supplinburg (bei Helmstädt im Braunschweigischen). Graf Gebhard von Supplinburg war vermählt mit Hedwig, der Tochter des Grafen Friedrich von Formbach in Baiern. L. scheint das einzige Kind aus dieser Ehe gewesen zu sein. Die Zeit seiner Geburt ist nicht mit Sicherheit zu bestimmen, muß jedoch spätestens in den Jahren 1060—1063 erfolgt sein. Frühzeitig verlor er seinen Vater, der sich am Aufstand der Sachsen gegen König Heinrich IV. betheiligte und in der Schlacht an der Unstrut am 9. Juni 1075 den Tod fand. L. beharrte in der Parteistellung des Vaters, er ist stets ein Gegner der salischen Kaiser gewesen. Als sich Markgraf Ekbert von Meißen

gegen Heinrich IV. empörte, befand sich L. auf Seiten der Aufständischen und half im J. 1088 den Sieg bei Gleichen über den König gewinnen. Der Erzbischof Liemar von Bremen, der in dieser Schlacht sein Gefangener wurde, mußte ihm als Preis für die Freilassung die Voigtei der Bremer Kirche übertragen. Die hervorragende Stellung, welche er hierdurch unter den sächsischen Fürsten erlangte, wurde noch dadurch verstärkt, daß er im J. 1100 eine der reichsten Erbinnen des nördlichen Deutschlands heirathete. Seine Gemahlin Richenza war die Tochter Heinrichs des Fetten von Nordheim und Gertruds, der Schwester des Markgrafen Ekbert von Meißen und besaß die Hälfte der nordheimschen Besitzungen sowie die seit Ekberts Tod an ihre Mutter übergegangenen braunschweigischen Güter. Als daher im J. 1106 die männliche Linie der billungischen Herzöge von Sachsen mit Magnus ausstarb, konnte König Heinrich V. nicht wagen, einen anderen als den mächtigen Grafen L. mit der sächsischen Herzogswürde zu belehnen. In diesem Amte entwickelte L. besonders nach zwei Richtungen hin eine ebenso energische wie folgenreiche Thätigkeit. Einmal brachte er die herzoglichen Berechtigungen, die vor ihm nur im mäßigen Umfang ausgeübt waren, bei jeder Gelegenheit zu kräftiger Geltung und erreichte trotz des Widerstandes der Fürsten und Edlen eine nicht unerhebliche Erweiterung seiner Gewalt, dann aber richtete er unabläſſig sein Augenmerk auf die Grenzgebiete nördlich und östlich der Elbe, wo sich die heidnischen Slawen dem Vordringen der christlichen Deutschen mit Eifer und Glück entgegengesetzt hatten. Die sehr lückenhafte Ueberlieferung weiß von vier Feldzügen zu berichten, welche Herzog L. gegen die Slawen unternommen hat. Das Ergebniß war, daß zum ersten Mal wieder seit den Zeiten Otto I. das deutsche Element und mit ihm das Christenthum unter den Slawen östlich der Elbe bis zur Oder festen Fuß faßten und allmählich zur vollkommenen Herrschaft gelangen konnten. Lothars slawische Politik führte ihn dahin, daß er dem sächsischen Herzog freie Verfügung über die Nordmark, die Marken Meißen und Lausitz zu gewinnen trachtete. Eine Folge dieser Bestrebungen, sowie der Art und Weise, in welcher L. die herzogliche Gewalt in Sachsen selbst ausübte, war ein Zerwürfniß mit Heinrich V., der soweit ging, ihn im J. 1112 zu entsetzen und den Grafen Otto von Ballenstedt an seine Stelle treten zu lassen. Da sich L. nun nachgiebig zeigte, nahm Heinrich V. die strenge Maßregel wieder zurück, aber der Friede zwischen beiden währte nur kurze Zeit. Im J. 1113 erhob L. von Neuem die Waffen gegen den Kaiser, wurde aber derart gedemüthigt, daß er sich im Januar 1114 zu Mainz barfuß und im Büßergewand dem Reichsoberhaupt zu Füßen warf. Trotzdem beschwor er in demselben Jahre einen gegen den Kaiser gerichteten Bund der sächsischen Fürsten. Der Sieg über die Mannschaften Heinrich V. am Welfesholze im Februar 1115 wurde wesentlich durch die Tüchtigkeit Lothars errungen, der nunmehr mit den Erzbischöfen Adalbert I. von Mainz und Friedrich von Köln an der Spitze der vielen Gegner des Kaisers stand. Aus dieser Verbindung ergab sich von selbst, daß L. in den kirchlichen Streitigkeiten auf Seiten des Papstes stand. Alle diejenigen Geistlichen, welche den vom Kaiser erhobenen Gegenpapst Burdinus nicht anerkennen wollten, fanden beim Herzog von Sachsen einen sicheren Zufluchtsort. So wuchs die Erbitterung des Kaisers gegen L. mehr und mehr. Ein Feldzug gegen diesen war bereits vorbereitet, als der am 23. Mai 1125 erfolgte Tod Heinrich V. die Ausführung hinderte. Da mit diesem die Linie der fränkischen Kaiser ausgestorben war, blieb die Wahl eines Reichsoberhauptes allein den Fürsten überlassen. Die kirchliche Partei, an deren Spitze der Erzbischof Adalbert von Mainz stand, suchte vor Allem die Erhebung des Herzogs Friedrich von Schwaben, der als Neffe Heinrich V. eine Art von Erbanspruch geltend zu machen wünschte, mit allen Mitteln zu hintertreiben. Im Einver-

ständniß mit der römischen Curie, deren Legaten bei den am 24. August 1125 eröffneten Wahlverhandlungen anwesend waren, gelang es den Herzog von Schwaben zu beseitigen, und am 30. August wurde L. von Sachsen zum König gewählt. Das Wahlrecht der Fürsten schien hiermit auch für die Zukunft gewährleistet, da der bereits sehr bejahrte L. keinen Sohn besaß, nach seinem Tode mithin die Fürsten abermals für die Besetzung des Thrones zu sorgen hatten. Nachdem L. die Huldigung der Fürsten und auch die Friedrichs von Schwaben entgegengenommen hatte, erfolgte seine Krönung zu Aachen am 13. September durch den Erzbischof Friedrich von Köln. Noch in demselben Jahre hielt L. einen Hoftag zu Regensburg, auf dem unter Anderem ein Beschluß gefaßt wurde, der vornehmlich gegen Friedrich von Schwaben und seinen Bruder Konrad gerichtet war. Dieselben hatten als Erben Heinrich V. dessen Hinterlassenschaft in Besitz genommen und sollten nun dasjenige herausgeben, was Heinrich V. nach der Ansicht des Reichstags nicht für seine Person, sondern für das Reich erworben hätte. Da sich Friedrich von Schwaben nicht fügte, wurde er auf einem Reichstag zu Straßburg (Weihnachten 1125) verurtheilt und zu Goslar (Januar 1126) der Krieg gegen ihn beschlossen. Zunächst jedoch unternahm L. einen Feldzug gegen Böhmen. In diesem Lande stritten zwei Prätendenten um die herzogliche Würde, deren einer, Otto von Mähren, die Unterstützung Lothars anrief, während der andere, Sobeslaw, thatsächlich die Herrschaft behauptete. L. rückte in Böhmen ein, erlitt aber am 18. Februar 1126 bei Kulm eine völlige Niederlage. Da indeß Otto von Mähren selbst in der Schlacht gefallen war, konnte er den Sieger mit der herzoglichen Fahne von Böhmen belehnen. In Folge des Mißlingens in Böhmen scheint der Kampf gegen Friedrich von Schwaben einen Aufschub erlitten zu haben. Aber die Stellung des Königs in Süddeutschland gewann dadurch einen festen Halt, daß seine einzige Tochter Gertrud am 29. Mai 1127 mit dem Herzog von Baiern, dem nachmaligen Heinrich dem Stolzen, vermählt wurde. Diese Heirath, welche die Feindschaft zwischen Welfen und Staufen begründete, war vermuthlich im August 1125 verabredet worden, um damals den Herzog von Baiern, den Vater Heinrichs des Stolzen, zu bewegen, seine Stimme bei der Königswahl für L. abzugeben. Die mächtige Familie der Zähringer gewann er sich durch die Verleihung des Rectorats (Herzogthums) von Burgund an Konrad von Zähringen. Obwol nun der König Hülfstruppen von Heinrich von Baiern und Sobeslaw von Böhmen empfing, vermochte er doch nicht das von den Staufen besetzte Nürnberg zu erobern, sondern sah sich genöthigt, nach einem verlorenen Treffen die Belagerung aufzuheben. Jetzt durfte die gegnerische Partei es wagen, einen Gegenkönig aufzustellen. Am 18. December 1127 wurde Konrad, der Bruder Friedrichs von Schwaben, zum König ausgerufen. Konrad überließ den Kampf in Deutschland gegen L. seinem Bruder Friedrich, während er selbst nach Italien ging, sich in Monza krönen ließ und ungefähr zwei Jahre hindurch eine ziemlich machtlose Stellung behauptete. L. fand in Friedrich einen ebenso geschickten wie ausdauernden Gegner. Erst am Schluß des Jahres 1129 konnte er einen namhaften Erfolg erreichen. Die Stadt Speier, in welche Friedrich eine starke Besatzung gelegt hatte, mußte sich nach einer Belagerung, die vom 15. Juli bis 28. December 1129 gewährt hatte, dem König ergeben. Hierbei gerieth auch Friedrichs Gemahlin in Gefangenschaft. So blieb außerhalb Schwabens nur noch Nürnberg als fester Punkt der staufischen Partei übrig. Als aber auch dieser letzte Halt im J. 1130 an L. verloren ging, konnte dieser seine Autorität in fast ganz Deutschland im Allgemeinen für festgestellt erachten. Gerade damals wurde seine Aufmerksamkeit durch eine kirchenpolitische Frage in Anspruch genommen. Seit dem 14. Februar 1130 standen in Rom zwei Päpste einander

gegenüber, Anaclet II. und Innocenz II., die sich beide um die Anerkennung seitens des deutschen Königs eifrig bewarben. Die Frage, welcher von beiden rechtmäßig gewählt sei, war schwierig zu entscheiden. Indem das Hauptgewicht auf die Würdigkeit der Person gelegt wurde, trat L., der hierbei vornehmlich durch den Erzbischof Norbert von Magdeburg geleitet wurde, auf die Seite Innocenz II. Dieser Papst, der aus Rom vor Anaclet hatte weichen müssen, erschien Ende 1131 in Lüttich, wo er vom König und den Fürsten mit hohen Ehren empfangen wurde. Auf dem hier abgehaltenen Reichstag wurde eine Heerfahrt nach Italien beschlossen, um Anaclet aus Rom zu verjagen und Innocenz den Besitz der Hauptstadt zu verschaffen, in welcher er dann L. zum Kaiser krönen sollte. Zu Lüttich suchte L. die ungünstige Lage des Papstes zu benutzen, um von ihm Concessionen betreffs der Einsetzung der Bischöfe und Reichsäbte zu erlangen. Denn trotz seiner kirchlichen Gesinnung hielt er doch für nothwendig über die Bisthümer in derselben Weise verfügen zu können wie Heinrich V. vor dem Wormser Concordat. Aber er stand von seinen Forderungen ab, als ihm die Geistlichkeit Widerstand entgegensetzte. Der Zug nach Italien erfuhr einen Aufschub, da L. im J. 1131 einen Krieg gegen Dänemark unternahm. Kanut Laward, Herr in Wagrien und Vasall des deutschen Reichs, war am 7. Januar 1131 von dem dänischen Königssohn Magnus ermordet worden. Als L. mit 6000 Mann am Danewirk erschien, demüthigten sich der König Nikolaus und sein Sohn Magnus, ohne einen Kampf zu versuchen. Sie leisteten dem deutschen König Huldigung und zahlten 4000 Mark Buße. Das Land Wagrien überwies L. dem Grafen Adolf von Holstein. Im August 1132 trat er nunmehr die Heerfahrt nach Italien an. Im November hielt er einen Reichstag auf den roncalischen Feldern. Widerstand leistete ihm in Norditalien vor Allem Mailand, welches noch immer an dem Gegenkönig Konrad festhielt. Da indeß L. seine ohnehin geringfügigen Streitkräfte für den Kampf mit Anaclet aufsparen mußte, verzichtete er zunächst auf die Unterwerfung der mächtigen lombardischen Stadt und marschirte mit Innocenz II. nach Süden. Ende April 1133 lagerte das deutsche Heer vor den Thoren Roms. Es gelang den südwestlichen Theil der Stadt mit dem Lateran zu erobern, während insbesondere die Peterskirche von Anaclet behauptet wurde. Nach vielen vergeblichen Versuchen und Verhandlungen mußte sich L. dazu verstehen, die Kaiserwürde entgegen dem herkömmlichen Ritual im Lateran zu empfangen. Am 4. Juni 1133 wurden L. und Richenza durch Innocenz gekrönt. Zur Belohnung für die geleisteten Dienste überwies der Papst dem Kaiser sowie seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Heinrich von Baiern die Nutznießung der mathildischen Güter. Der Papst investirte den Kaiser zum Zeichen der Belehnung mit einem Ring. Kurze Zeit nach der Krönung trat der Kaiser den Rückmarsch nach Deutschland an. Es war ihm nicht gelungen die Entfernung Anaclets aus Rom zu erzwingen, der vielmehr seinen Gegner Innocenz nöthigte, die ewige Stadt schon Ende August 1133 zu verlassen. In Deutschland wendete der Kaiser zunächst seine Sorge auf die Wiederherstellung des vielfach verletzten Landfriedens. Mehr und mehr war das Ansehen des Kaisers auch im Auslande gewachsen. Auf einem Hoftag zu Altenburg, Anfang April 1134, erschien eine Gesandtschaft des Königs von Ungarn, Bela des Blinden, der die Vermittlung Lothars in einem Kriege Ungarns mit Polen nachsuchen ließ. Bald darauf, am 15. April 1134, eröffnete L. einen Reichstag zu Halberstadt. Hier fand sich Magnus ein, der Sohn des Königs von Dänemark, um vor dem Kaiser Buße zu thun dafür, daß mehrere Deutsche in Dänemark ermordet waren. Auch mußte er sich eidlich als Lehnsmann des deutschen Reichs erkennen und empfing dann von L. die Königskrone. Bei der Feier des Osterfestes schritt Magnus dem Kaiser als Schwertträger voran. Zu

Halberstadt wurde ferner Albrecht von Ballenstedt mit der Nordmark belehnt. Nachdem L. das durch den Tod Norberts (6. Juni 1134) erledigte Erzbisthum Magdeburg durch einen nahen Verwandten, Konrad von Querfurt, besetzt hatte, begab er sich nach Süddeutschland, um den letzten Schlag gegen die noch immer aufständischen staufischen Brüder Friedrich und Konrad zu führen. Nachdem Heinrich der Stolze das feste Ulm erobert und geplündert hatte, durchzog L. Schwaben mit Verwüstung und zerstörte die Burgen und Schlösser des Landes. Nach einem Feldzug von zwei Monaten ging er nach Fulda, wo sich ihm Friedrich von Schwaben demüthig und gebrochen zu Füßen warf und Verzeihung empfing. Auf einem Reichstag im März 1135 zu Bamberg huldigte er vor allen Fürsten dem Kaiser aufs neue. Ein halbes Jahr später, im September 1135, unterwarf sich auch Konrad der Autorität des Kaisers. So war der Friede im Reich überall hergestellt; Lothars Kaiserthum stand auf seiner Höhe. Der Herzog Boleslaw von Polen bekannte sich auf einem Reichstag zu Merseburg im August 1135 feierlich als Vasall des Reichs. Hier erschien ferner eine Gesandtschaft des byzantinischen Kaisers Johannes Komnenus, der mit L. ein Bündniß zu schließen wünschte gegen den Normannen Roger, welcher sich von Anaclet II. zum König von Sicilien hatte proklamiren lassen und das gesammte Süditalien in seiner Gewalt hielt. Das Verlangen des griechischen Kaisers traf mit Lothars Intentionen zusammen, der fort und fort von Innocenz II. zu einer zweiten Romfahrt gedrängt, einen großartigen Feldzug nach Italien plante, um auch dort dem Kaiserthum alle Rechte wiederzugewinnen. Nach umfassenden Vorbereitungen brach er Ende August 1136 mit einem starken und wohlgerüsteten Heere nach Italien auf. Wiederum hielt der Kaiser einen Reichstag auf den roncalischen Feldern, Anfang November 1136, aber unter günstigeren Verhältnissen als das erste Mal. Nicht nur Mailand war auf seine Seite getreten, auch Venedig schloß sich ihm an. Andere Städte, wie Pavia, werden mit Gewalt unterworfen. Indem L. ganz Norditalien durchzog, Turin nahm und bis an den Fuß der Westalpen gelangte, brachte er überall die Autorität des Kaisers zur Anerkennung. Den Winter von 1136 auf 1137 verwendete er auf die Unterwerfung der Emilia. Alsdann theilte er das Heer in zwei Hauptcorps. An die Spitze des einen stellte er seinen Schwiegersohn, Heinrich den Stolzen von Baiern, mit der Aufgabe, Toscana und die Tiberlandschaften zu unterwerfen, während er selbst die Küstengegenden des adriatischen Meeres unter seine Hoheit zwingen wollte. In Apulien sollten sich alsdann beide Abtheilungen vereinigen und den Kampf gegen Roger von Sicilien eröffnen. Dieser Plan wurde auch mit günstigem Erfolge ausgeführt. L. überschritt ohne erhebliche Schwierigkeiten die Grenze des von Roger occupirten Gebietes, eroberte Siponto und ließ den Monte Gargano besetzen. Eine Flotte, zu der besonders Venedig und Ravenna Schiffe geliefert hatten, unterstützte seine Operationen von der Seeseite aus. Nachdem sich ihm Trani freiwillig ergeben hatte, marschirte er gegen den bedeutendsten Hafen der Ostküste Süditaliens, gegen Bari, welches von Roger stark befestigt und besetzt war. Hier fand Ende Mai 1137 die Vereinigung mit Heinrich dem Stolzen statt, der die ihm gewordenen Aufträge erfüllt hatte. In der zweiten Hälfte des Juni gelang endlich die Einnahme des Castells von Bari, während die Stadt selbst dem Kaiser sofort gehuldigt hatte. Nunmehr begab sich L. in das Innere des Landes, eroberte Melfi und schlug dann der Hitze wegen sein Lager für längere Zeit am Lago Pesole auf, wo ihn eine zweite Gesandtschaft des griechischen Kaisers traf. Währenddeß war auch am tyrrhenischen Meer der Krieg gegen Roger geführt worden. Eine pisanische Flotte, auf der sich als Vertreter des Kaisers der Abt Wibald von Stablo befand, eroberte Amalfi und segelte dann gegen Salerno, die festländische Hauptstadt Rogers, der diesen Platz

mit allen Kräften zu vertheidigen strebte. L., der zuerst Heinrich den Stolzen vorausgeschickt hatte, um die Belagerung von der Landseite aus zu leiten, erschien Anfang August selbst vor der Stadt, die nunmehr capitulirte. Hiermit war die Macht Roger's auf dem Festlande gebrochen. Zu seiner vollständigen Demüthigung wäre allerdings noch die Eroberung Siciliens nothwendig gewesen. Allein im deutschen Heere hatte sich bereits Mißstimmung über die Mühseligkeit und lange Dauer des Feldzuges kundgegeben, so daß der Kaiser die Heimkehr beschloß. Vorher jedoch belehnte er den Grafen Rainulf von Alife als Herzog von Apulien, dem es alsdann überlassen bleiben mußte, sich gegen Roger zu behaupten. Ueber die Belehnung selbst gerieth der Kaiser in Mißhelligkeiten mit Innocenz II., weil dieser Apulien als einen Besitz der römischen Kirche ansah. Eine Art Ausgleich wurde dadurch herbeigeführt, daß Kaiser und Papst zusammen die Fahne anfaßten, mit welcher Rainulf das Herzogthum erhielt. Ueber Benevent und Monte Casino, wo Wibald von Stablo als Abt eingesetzt wurde, zog der Kaiser mit seinem Heere Ende September 1137 nach Ceperano und Tivoli, an Rom vorüber, wo noch immer Anaclet thronte, bis zum Kloster Farfa, wo sich Papst Innocenz von ihm verabschiedete. In der zweiten Hälfte des October 1137 gelangte der Kaiser über Narni und Arezzo nach Bologna. Inzwischen war Roger wieder gelandet und bekämpfte Rainulf, Wibald hatte am 2. November aus Monte Casino entfliehen müssen. Aber derartige Nachrichten konnten den Kaiser nicht aufhalten. Er fühlte sich bereits längere Zeit krank und wünschte nach Deutschland zu gelangen. Am 11. November befand er sich bereits in Trient und beschloß trotz seines bedenklichen Zustandes die Weiterreise. Er passirte den Brenner Ende November unter steigender Krankheit. Schon hatte er die Straße nach Augsburg eingeschlagen und das Dorf Breitenwang (bei Reutte in Tirol nahe der bairischen Grenze) erreicht, als seine Hinfälligkeit Halt gebot. In einer elenden Bauernwohnung starb Kaiser L. am 4. December 1137. Der Leichnam wurde von der Kaiserin Richenza nach Sachsen übergeführt und in dem Kloster Lutter (Königslutter bei Helmstädt), wie L. selbst bestimmt hatte, am 31. December 1137 beigesetzt. — L. hat sich die bedeutendsten Verdienste um die Germanisirung der slavischen Gebiete östlich der Elbe erworben durch eigenes thatkräftiges Wirken, durch Unterstützung des Bischofs Otto von Bamberg, der die Pommern bekehrte, durch die Ernennung Albrechts des Bären zum Markgrafen der Nordmark, und die Adolfs von Schauenburg zum Grafen in Holstein und Wagrien. Auch Konrad von Wettin verdankt ihm seine Einsetzung in die Mark Meißen. Er war ein tapferer und frommer Mann, der in der Pflege der Gerechtigkeit eine Hauptaufgabe des Herrschers erkannte und demgemäß verfuhr. Dagegen entwickelte er in den kirchenpolitischen Streitigkeiten wenig Energie.

Die Quellen für die Geschichte seiner Epoche sind sehr zersplittert. Wichtig sind von zeitgenössischen Schriftstellern Otto v. Freising in seinem Chronicon Lib. VII Cap. 17 ff. und Gest. Frid. I, 16 ff. und besonders die Nachrichten der unter dem Namen des Annalista Saxo bekannten Compilation Ueber seine Wahl s. Narratio de electione Lotharii (M. G. S. XII). Auf seinem Siegel und in seinen Urkunden nennt sich L. tertius statt des richtigen secundus. Irrigerweise wurde der gleichnamige Sohn Lothars I. als Lothar II. gerechnet. — Vgl. E. Gervais, Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung Lothar III., Leipzig 1842 (471 S. 8°); Ph. Jaffé, Geschichte des Deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen, Berlin 1843 (280 S. 8°); W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit, Bd. IV; W. Bernhardi, Lothar von Supplinburg, Leipzig 1879 (873 S. 8°). Letzteres Werk bildet einen Theil der Jahrbücher der deutschen Geschichte.

Wilhelm Bernhardi.

Lothar, Markgraf der Nordmark, † am 25. Januar 1003, gehört einem angesehenen nordthüringischen Geschlecht an, das nach seinem Stammsitz als das Haus der Grafen von Walbeck bezeichnet wird. Unter Otto II. bereits in angesehener Stellung, vermählte er sich mit der Lothringerin Godila, einer Verwandten des Bischofs Wigfrid von Verdun, und wurde während der Minderjährigkeit Ottos III., wahrscheinlich 985, nach dem Tode des Markgrafen Theoderich dessen Nachfolger in der Verwaltung der sächsischen Nordmark. Als solcher nahm er 993 an den Kämpfen um Brandenburg gegen die Wenden Theil. 997 vermochte er die Einnahme der Arneburg durch die letzteren nicht zu verhindern, da der Erzbischof Gisiler von Magdeburg, der von Otto III. mit der Vertheidigung der Burg beauftragt war, Lothars Bitte, einen letzten Versuch zu ihrem Entsatz zu unternehmen, nicht erfüllte; er wurde deswegen später beim Kaiser verklagt, reinigte sich aber durch einen Eidschwur von der Schuld. Eine bedeutende Rolle spielte L. 1002 nach dem Tode Ottos III. Mit dem Markgrafen Ekkehard von Meißen, der damals nach der Krone strebte, war er verfeindet, weil dieser die Verlobung seiner Tochter Liutgard mit Lothars Sohne Werner aufgelöst und Werner, der 998 die Braut nach Walbeck entführte, zu deren Herausgabe genöthigt hatte. So trat L. auf einer vorberathenden Versammlung der sächsischen Fürsten zu Frosa den Ansprüchen Ekkehards energisch und mit Erfolg entgegen, reiste dann heimlich zu Heinrich von Baiern (als König Heinrich II.) nach Bamberg, verständigte sich mit diesem und unterstützte seine Bewerbung auf einer zweiten sächsischen Versammlung zu Werla. Demnächst nahm er an der sächsischen Fürstenversammlung zu Merseburg Theil, auf welcher Heinrich am 25. Juli 1002 als König anerkannt wurde. Am 25. Januar des nächsten Jahres starb L. auf einer Reise nach Westdeutschland, nachdem er noch kurze Zeit zuvor die Hochzeit seines Sohnes mit Liutgard, welche nach ihres Vaters Tod zu ihrem Verlobten zurückgekehrt war, hatte feiern können. L. wurde in Köln bestattet; seine Lehen verlieh der König gegen eine Zahlung von 200 Mark Silbers seinem Sohne Werner.

Giesebrecht, Gesch. der deutschen Kaiserzeit, I. Hirsch, Jahrbücher Heinrichs II., Bd. I.

Breßlau.

Lothar Udo II. und das Stader Grafenhaus. — Lothar Udo II., der dritte Markgraf der Nordmark (oder Altmark), aus dem Geschlechte der Grafen von Stade, der zwölfte in der Reihe seit der Errichtung der Mark, regierte die letztere seit 1087, er starb am 2. Juni 1106 und wurde in dem Kloster seines Hauses, Harsefeld oder Rosefeld, begraben. Nahe verwandt mit Kaiser Heinrich IV., da schon sein Großvater consanguinitate proximus Heinrichs III. genannt wird, und wieder seiner Mutter Oda oder Odonis Großvater, ein Bruder der Gisla von Werle, Heinrichs IV. Großvater war; ebenso nahe verbunden mit Otto von Nordheim, dem Stiefvater seiner Mutter, war er mitten in die streitenden Interessen der Sachsenkriege seiner Zeit hineingestellt, um so mehr noch als auch seine Großmutter Adelheid, die Tochter Theodors von Habsburg und Rheinfelden, die Vaterschwester des Gegenkönigs Rudolf war. Ursprünglich mit Otto und Magnus, dem Herzoge von Sachsen, gehend und auf der Fahrt zur Verlobung mit dessen zweiten Tochter Eilika (Heilwig), welche ihm die Hälfte der Billungischen Güter zubringen sollte, verlobte er sich auf der Burg Plotzeke (Plötzkau bei Dessau), von plötzlicher Leidenschaft ergriffen, mit der schönen Tochter Ermengard (Irmgart) des Burgherrn Grafen Dietrich, zerfiel dadurch mit Magnus und dessen Anhang, aber auch mit einem Theile seiner vornehmeren Vasallen, die sich über den Grafen von Plotzeke stellten. Eilika brachte nachher ihr Erbe Otto dem Reichen von Ballenstedt zu, ihr Sohn ist Albrecht

der Bär. Wilde Fehden verwüsteten nun die Nordmark und die Stader Grafschaft, die Verwaltung der letzteren übertrug er daher 1095 an seinen tapferen Mann, den Angelsachsen Friedrich, der sie später für sich behauptete. (Vgl. Allg. D. Biogr. Bd. VIII S. 37 f.). 1100 eroberte L. U. Brandenburg, 1103 und 1104 hielt er mit Friedrich einen verheerenden Angriff des Herzogs Lothar von Sachsen tapfer aus, bei dem Kloster Alsleben belagert und verbrannt wurde. Wol durch den Einfluß seiner Gemahlin verwandelte er das Chorherrenstift zu Harsefeld 1101 in eine Benedictinerabtei, die zuerst von Ilsenburg aus besetzt wurde, wie sie später das Marienkloster vor den Mauern Stade's besetzte. Er stellte jenes Kloster unmittelbar unter den Papst, losgelöst von dem ihm verhaßten Erzbischofe zu Bremen, dessen Vasall er doch für die Grafschaft Stade war. Paschalis II. bestätigte es am 11. April 1102. Die norddeutschen Chroniken nennen ihn Luderus Udo oder auch „Udo qui et Luderus"; Cohn zählt ihn als Udo III. Nach seinem Tode heirathete seine Wittwe Ermengard den Edlen Gerard von Heinsberg, sie starb erst am 26. November 1154. — Das Haus dieser Grafen von Stade, dessen besondere Geschichte noch nicht geschrieben ist, wurde früh durch Sagen, Mißverständnisse und Verwechselungen entstellt. Es läßt sich seit dem bei Otto dem Großen genannten Grafen Heinrich dem Kahlen, dessen Vater sicher einer der beiden am 5. September 929 bei Lenzen gefallenen Urgroßväter des Thietmar von Merseburg, Liutheri, war, bis zum Erlöschen des Geschlechtes eine Reihe von sechs Generationen zählen. Heinrich der Kahle, der erste Graf, hieß vielleicht nicht von der späteren Stadt Stade, denn er lebte zu Harsefeld, wo er 969 sich ein festes Haus baute, noch später hieß die Grafschaft cometia utriusque ripae, was „Stathon" übersetzt sein und der Stätte eines der bischöflichen Güter und der Grafschaft den späteren Namen gegeben haben mag. Da zur letzteren auch sieben Gemeinden am holsteinischen Ufer gehörten, um Ueterßen herum, so ist der Name von diesen beiden Elbgestaden am leichtesten zu erklären, nicht von den Ufern der Elbe und Weser. Dithmarschen gehörte ursprünglich nicht dazu, doch mochten die Grafenhäuser verwandt sein. Heinrich, † am 10. oder 11. Mai 976, hatte nach einander drei Frauen: Judith, † am 26. October 973, eine Tochter des 1056 in Calabrien gefallenen Herzogs Udo (Udalrich), welche den Namen Udo im Geschlecht vererbte, Hildegard († 11. Juni) und Gerberg. Er hinterließ drei Söhne und vier Töchter: Gerburg, die Mutter des am 23. Januar 1022 verstorbenen Bischofs Dietrich von Münster; Hathui, geb. 961, dritte Aebtissin von Heslingen (Zeven), 973 auf specielle Befürwortung Otto's des Großen ernannt, † 1013; Kunigund, † am 13. Juli 998, die Gemahlin Siegfrieds von Walbeke, welche der sächsische Annalist Judith nannte, die Mutter der Bischöfe Thietmar von Merseburg, Brun von Verden (Allg. D. Biogr. Bd. III S. 434) und Siegfried von Münster; und Hildegard, † am 3. October 1011 als Wittwe Herzog Bernhards I. von Sachsen (vgl. Allg. D. Biogr. Bd. II S. 433 ff.). Von seinen drei Söhnen hat den ältesten, Heinrich den Guten, † am 2. October 1016, die Mönchssage als ersten Klosterstifter umsponnen. Er soll früher Canonicus in Hildesheim gewesen sein; seine Gemahlin hieß Mechthild. Am 23. Januar 994 fiel er nach einem unglücklichen Treffen an der Elbe, in welchem sein Bruder Luder Udo erschlagen ward, mit seinem zweiten Bruder Siegfried in die Gewalt der Normannen. Heinrich wurde gegen Vergeiselung seines einzigen jungen Sohnes Siegfried entlassen, der ältere Siegfried entsprang vom Schiffe und rettete sich schwimmend, dafür wurde aber sein junger Neffe schmählich verstümmelt ans Ufer geworfen und starb, wahrscheinlich am 26. October 994. Sein Vater verwandelte wol aus diesem Anlasse zwischen 1001 und 1010 seinen festen Wohnsitz Harsefeld in eine geistliche Congregation. Sein Bruder Siegfried aber, der Stammvater der späteren Grafen, gründete die

Burg Stade, † am 25. April 1037. Von seiner Gemahlin Adela v. Alsleben, einer Tochter des von Kaiser Otto II. 979 hingerichteten Gero, hinterließ er zwei Töchter, welche Aebtissen von Alsleben wurden, und einen Sohn: Lothar (Luder) Udo, der 1056, nachdem Markgraf Willehelm am 10. September von den Wenden erschlagen war, als Verwandter Königs Heinrich III. kurz vor dessen Tode mit der Nordmark als erster aus dem Stadischen Hause belehnt wurde; Cohn nennt ihn „Graf Lothar von Stade, als Markgraf Udo I."; er starb schon am 7. Nov. 1057. Vor 1053 hatte er seinen Vetter Eckbert, den jungen Sohn der Ida v. Elsthorpe (vgl. Allg. D. Biogr. Bd. XIII S. 742), wahrscheinlich den letzten aus dem Dithmarsischen Grafenhause, erschlagen und die Grafschaft über Dithmarsen und das Erbe der Ida, zumeist im Verden'schen Gau Waltsati belegen, erworben. Seine Gemahlin war Adelheit von Rheinfelden. Sein Sohn, Markgraf Udo I. (bei Cohn Udo II.), der Gemahl der Oda (s. o.), übergab seine Stader Grafschaft gegen eine enorme Summe dem Macht suchenden Erzbischof Adalbert von Bremen, um sie sofort als erbliches Lehen zurückzuerhalten, er blieb in den Sachsenkriegen auf König Heinrichs Seite und hieb 1075 in der Schlacht bei Hohenburg seinen Vetter, den Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden, über den Kopf. Er starb am 4. Mai (nach dem Chron. Roseveldense am 4. März) 1082, Oda erst am 13. Januar 1110. Er hinterließ vier Söhne: Markgraf Heinrich den Langen, Markgraf Lothar Udo II., nach Cohn: Udo III. (s. o.), Rudolf und Siegfried, der als Propst zu St. Nicolaus und Canonicus am Dom zu Magdeburg zwischen 1102 und 1106 am 7. August starb, außerdem zwei Schwestern, deren eine Aebtissin zu Gandersheim wurde, die andere, Adelheit, mit dem Pfalzgrafen Friedrich III. von Putelendorf verheirathet war, den wol kaum ohne ihr Wissen Graf Ludwig I. von Thüringen am 5. Februar 1083 erschlug, um sie, die Schwangere, sofort zu ehelichen. Ihr Sohn Friedrich, der Nachgeborene, starb 1125 als Befehlshaber des Kyffhäuser, der zweite, Ludwig II., wurde 1130 durch Kaiser Lothar Landgraf von Thüringen. Markgraf Heinrich der Lange starb kinderlos am 27. Juli 1087. Wol durch die russische Heirath von Ida von Elsthorpe's Tochter Oda hatte er die Eupraxia oder Praxedis, in deutscher Uebersetzung Adelheit, eine Tochter des Großfürsten Wsewolod von Kiew, aus dessen nach 1067 geschlossener zweiten Ehe geheirathet. 1089 vermählte sich Kaiser Heinrich IV. mit der jungen Wittwe, welche später nach ihrer Flucht von Verona 1093 von Mathilde von Tuscien und Papst Urban II. benutzt wurde, um den Ruf des Kaisers mit sie selber schändenden Schmähgeschichten zu beschmutzen. Nachdem sie ihre übele Rolle eingesehen, zog sie sich vor 1106 nach Kiew in ein Kloster zurück, dort soll sie 1109 als Aebtissin gestorben sein. Lothar Udo II. hinterließ bei seinem Tode 1106 zwei junge Töchter, Adelheit und Ermengart, und einen erst 1114 zur Mündigkeit gelangenden Sohn, Markgraf Heinrich II. Ermengart starb 1178 als Gemahlin Poppo's von Henneberg, Adelheit wurde dem Sohne des Markgrafen der Ostmark und der Lausitz Heinrich von Ilburg (Eilenburg), Heinrich, dem jungen Stiefbruder der Kaiserin Richenza, angetraut, dessen Echtheit die Chronisten bezweifeln, und der jung 1123 starb, vergiftet durch die Richenza nach der Klostertradition. Während der Unmündigkeit des Markgrafen Heinrich II. verwaltete sein Oheim Rudolf I. die Nordmark und die Stader Grafschaft als Vormund des Neffen. Da dieser sich im Gegensatz gegen die frühere Politik der Markgrafen mit Herzog Lothar verband, um den Grafen Friedrich wieder aus dem Stader Erbe zu verdrängen, Friedrich aber Hülfe und Anerkennung beim Kaiser Heinrich V. fand, wurden Lothar und Rudolf 1111 geächtet, dem letzteren die Verwaltung der Nordmark abgenommen und sie dem Mutterbruder des jungen Markgrafen, Helperich von Plotzeke, übertragen, der sie aber nur ein Jahr behauptete. 1112 bis

1114 hatte sie Rudolf wieder, 1114 übernahm Heinrich II. sie selbst. Auch dessen spätere Versuche gegen Friedrich mit Hülfe Rudolfs scheiterten, so 1122, und jener blieb im vollen Besitz der Grafschaft Stade bis zu seinem Tode 1135. Heinrich, der mit Adelheit, einer Tochter Otto's von Ballenstedt und Schwester Albrechts des Bären, in kinderloser Ehe lebte, starb am 3. December 1128 bei der Rückkehr von einem Heerzuge gegen Speier, seine Wittwe vermählte sich mit einem seiner Vasallen, Werner v. Veltheim. Rudolf war vor seinem Neffen am 6. December 1124 gestorben. Vermählt war er mit Richardis († 1152), der Erbtochter des 1118 verstorbenen reichen Burggrafen von Magdeburg, Hermann von Frekenleve (Frankenleve, Franconia) aus dem Hause Sponheim-Lavantthal. Er hinterließ drei Söhne und drei Töchter: Richardis, Aebtissin ohne Nachweis, eine als Nonne in Quedlinburg, endlich die vielgenannte Liutgart, nacheinander vermählt mit dem später wegen Verwandtschaft von ihr geschiedenen Pfalzgrafen Friedrich von Sommerschenburg, dann 1144—1147 mit König Erich Lamb von Dänemark, endlich mit Hermann von Winzenburg, mit dem sie am 29. Januar 1152 bei Erstürmung der Winzenburg umkam. Auch ihrer Nachkommenschaft wurde meist ein bitteres Loos. Von Rudolfs drei Söhnen, welche alle erblos starben, wurde der älteste, Udo II., Graf von Frekenleve, 1128 nach Heinrich II. Tode Markgraf der Nordmark. Gemahl einer Schwester Hermanns von Winzenburg, wurde er in des Letzteren Sturz 1130 verwickelt und von Mannen Albrechts des Bären am 15. März bei Aschersleben erschlagen, nachher in Harsefeld beigesetzt. Er war der letzte Markgraf aus dem Stader Hause, ihm folgte bis 1132 Konrad von Plotzeke, dann Albrecht der Bär. Sein Bruder Rudolf II., Graf von Frekenleve, Stade und Dithmarschen, gewann Stade sammt dem Erbe der Ida und dem nicht speciell nachzuweisenden des Grafen Friedrich 1135 zurück. Wenn er schon 1132 Güter der Ida an das Kloster St. Georg zu Stade verschenkte, so übertrug er nur seine nie aufgegebenen Ansprüche. Er war ein treuer Anhänger des Kaisers Lothar und unterstützte auch 1139 Heinrich den Stolzen gegen den Staufer Konrad vor Lüneburg. Nachher scheint er sich in Dithmarschen festgesetzt zu haben, ob er da mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Leopolds des Starken und Schwester Ottokars von Styre (Steiermark) Hof hielt, ist aus der Sagenfluth nicht zu entscheiden. Am 15. März 1144 wurde er dort „in cometia sua" im Aufstande erschlagen; wie die Sage erzählt: auf der Bokelenburg mit seiner Gemahlin. Heinrich der Löwe unterwarf und züchtigte dafür die Dithmarsen. Da Rudolf II. kinderlos starb, blieb nur ein Sproß aus dem Stader Hause, sein Bruder Hartwich, ursprünglich der Magdeburger Kirche übergeben, 1142 und 1143 noch Capellan, seit diesem Jahre aber Bremer Dompropst und schon entschlossen das ihm etwa heimfallende Erbe zu behaupten. Die im Schutzvertrage mit Magdeburg genannten Besitzungen in Nortlandia sind den Magdeburgischen gegenüber eben die Stadischen. 1145 erhielt er die nun comitia Bremensis genannte Grafschaft, die er dem Bremer Erzbisthum erblich übergab. 1148 im September wurde er Erzbischof von Bremen, † am 11. October 1168. Heinrich der Löwe und seine Nachfolger machten bis auf Otto das Kind dem Stifte die Grafschaft streitig. Vgl. Allg. D. Biogr. Bd. X S. 716 ff.

Die erste kritische Darstellung des Stammbaumes gab Lappenberg zu den Ann. Stad. in Mon. Germ. Script. XVI. Zu vergleichen ist namentlich Thietmar, Annalista Saxo, Ann. Roseveld., Chron. Magdeb. und das Chron. Roseveld. bei Vogt, Mon. ined. I. Dann Hamb. Urk.-Buch I. — Jahrbücher der deutschen Geschichte von Waitz, Hirsch, Winkelmann, Steindorff. Jaffé, Gesch. des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen und unter Konrad III. v. Giesebrecht, Gesch. der deutsch. Kaiserzeit, III. Dehio im Brem. Jahrb. VI. 1871 und Geschichte des Erzbisthums Hamburg-Bremen. Cohn's

Stammtafeln zur Gesch. d. deutsch. Staaten 2c., namentlich Tafel 37, sind nur mit Benutzung der Nachträge, und auch dann nur mit Vorsicht, zu gebrauchen. Kolster, Geschichte Dithmarschens, nach Dahlmann's Vorlesungen, ist veraltet, namentlich die Eintheilung der Grafschaft Stade S. 25 irrig. Für Eupraxia: Krug, Forschungen in der älteren Gesch. Rußlands II.

Krause.

Lothar, Erzbischof und Kurfürst von Trier, 1599—1623, aus dem alten jülich'schen Adelsgeschlechte der v. Metternich, wurde von dem Domkapitel zu Trier am 7. Juni 1599 zum Nachfolger des am 1. Mai gestorbenen Erzbischofs und Kurfürsten Johanns VII. (von Schönenberg) gewählt, als dessen Coadjutor er bereits einige Zeit zu großer Zufriedenheit des Volks und der Geistlichkeit gewirkt hatte. Er war ein sittenreiner, humaner und wohlwollender Mann von gelehrter Bildung, der mehrere Sprachen beherrschte. Sein Erzbisthum übernahm er hinsichtlich der religiösen Angelegenheiten in beruhigtem Zustande, da die früheren reformatorischen Bewegungen in demselben unter seinem Vorgänger unterdrückt worden waren, aber in Bezug auf Bildung und Wohlstand fand er es tief herabgekommen. Lothars erste Sorge galt der Besserung der Staatsfinanzen, welche er denn auch unter der freilich nicht sehr bereitwilligen Mitwirkung der Landstände zu Stande brachte. Nicht möglich war es ihm, der seit längerer Zeit im Erzbisthum eingerissenen Münzverschlechterung Einhalt zu thun, über welche während seiner ganzen Regierung Klagen laut wurden, ebenso wie über die ausgedehnte Bevorzugung seiner Verwandten auf Kosten des Erzbisthums. Den Verbesserungen in Kirche und Schule widmete L. sorgfältige persönliche Bemühungen; er beaufsichtigte die Prüfung der Geistlichen und merzte die unbrauchbaren aus, verbesserte die Universität und hob auch den Elementarunterricht. Einige werthvolle Erwerbungen für das Erzstift an Gütern, Rechten und Einkünften glückten ihm gleich zu Anfang seiner Regierung. So kaufte er von dem Grafen Salentin von Isenburg und dessen Gemahlin Antonia Gräfin von Arburg und Isenburg alle diesen gehörigen Hoheitsrechte, Einkünfte und Gefälle im Kirchspiel Heimbach und erwarb vom Grafen Heinrich von Sayn gleichfalls bei Heimbach ähnliche Rechte, sodann dessen Antheil am Flecken Rheinbrohl, wobei er übrigens nicht verfehlte, die Einwohner „von der calvinischen Ketzerei zum Katholicismus zurückzuführen", und Schloß und Herrschaft Freußberg. Dagegen wurde er mit der Abtei St. Maximin, deren Abt damals der energische und hochstrebende Reinerus Biwer war, wegen der von den Ständen bewilligten, von der Abtei verweigerten Landsteuer in einen Streit verwickelt, der dem Lande zu erheblicher Schädigung gereichte, indem die Schaaren des von der Abtei zu Hülfe gerufenen Herzogs von Luxemburg im J. 1601 Ehrang, Welschbillig und die Eifel überfielen, ausplünderten und verwüsteten. Schließlich kam ein Vergleich zwischen den Streitenden zu Stande. Um das Erzstift nach Möglichkeit gegen feindliche Einfälle, die aus den in den benachbarten spanischen und niederländischen Provinzen herrschenden Unruhen zu besorgen standen, sowie vor den Räuberbanden, die damals die Rheinufer auf und ab durchstreiften, zu schützen, ordnete L. umfassende Verbesserungen der Landesvertheidigungsanstalten an. Dabei erfuhr er das Mißgeschick, daß die im J. 1603 fast vollendeten neuen Festungswerke von Ehrenbreitenstein wieder einstürzten, so daß die Bauten von neuem begonnen werden mußten. Die hervorragendste, weltgeschichtlich bedeutendste Thätigkeit entfaltete L. vom J. 1606 an, in welchem er zu Koblenz mit den Erzbischöfen Ernst von Köln und Schweikard von Mainz die Grundlinien zu dem Bündnisse der katholischen Fürsten Deutschlands zog, das der unter dem Protectorate König Heinrich IV. von Frankreich geschlossenen „Union" der protestantischen Fürsten entgegenwirken sollte und im J. 1609 unter dem Namen

der „Liga" ins Leben trat. Im Herbste des Jahres 1610, als schon die Feindseligkeiten zwischen der „Union" und der „Liga" entbrannt waren, begab sich L. im Auftrage des Kaisers in Gemeinschaft mit dem Reichs-Hofraths-Präsidenten Grafen Johann Georg von Hohenzollern nach Köln, um dort einen Ausgleich zwischen den Bewerbern um die ein Jahr vorher eröffnete Jülich-Cleve-Berg'sche Erbschaft zu bewerkstelligen, der ihm indessen nicht glückte. Gleichzeitig wirkte er für die Wiederherstellung des Friedens zwischen „Liga" und „Union", die für einige Zeit durch den Waffenstillstand von München vom 14. October 1610 erfolgte. In der nächsten Zeit nahm L. an den Vorbereitungen zur Königswahl Theil, die am 13. Juni 1612 in Frankfurt a. M. stattfand, wonach er sich im folgenden Jahre zu dem ersten von dem neuen Könige Mathias ausgeschriebenen Reichstage nach Regensburg begab. Auch behufs der Wahl eines Nachfolgers für Mathias, die am 28. August 1619 zu Frankfurt a. M. auf Ferdinand von Böhmen fiel, entfaltete L. eine lebhafte Thätigkeit. Wie hoch er selber diese schätzte und wie dankbar er war, als die bezüglichen Mühen und Beschwerden glücklich hinter ihm lagen, bewies er dadurch, daß er nach seiner Rückkehr von Frankfurt nach Koblenz für das ganze Erzstift ein 40stündiges Gebet ausschrieb. Seiner zunehmenden Körperschwäche sich bewußt, übertrug L. bald darauf seinem Neffen Karl von Metternich einen Theil der Regierungsgeschäfte, um sich in Ruhe auf sein Ende vorbereiten zu können. Aber Ruhe ward ihm in den letzten Jahren seines Lebens nicht mehr zu Theil. War doch im J. 1618 der unheilvolle große Krieg ausgebrochen, von dessen verderblichen Einwirkungen auch das Erzstift Trier nicht verschont bleiben konnte, wenngleich es in jener ersten Zeit noch nicht eigentlich durch schwerere kriegerische Ereignisse zu leiden hatte. L. starb nach langem Siechthum am 7. September 1623, im 75. Lebensjahre und im 24. seiner Regierung. Er wurde im Dome zu Trier in dem von ihm im J. 1613 errichteten Grabdenkmale beigesetzt, sein Herz aber vor dem Hochaltare der Jesuitenkirche bestattet.

Gesta Trevirorum ed. Wyttenbach et Müller, vol. III. c. 302—304. — Leonardy, Geschichte des Trierischen Landes und Volkes, S. 742—751.

Endrulat.

Lotherus: Melchior L., ein Componist des 16. Jahrhunderts, von dem im J. 1522 in Leipzig eine Sammlung mehrstimmiger Responsorien erschienen. (Vielleicht identisch mit einem der Drucker M. Lotter? s. u.) R. Eitner.

Lothringen: Karl Alexander Prinz von L. und Bar kam am 12. December 1712 als der jüngste Sohn des Herzogs Leopold von Lothringen und seiner Gemahlin, der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, in Lüneville zur Welt. Von Jugend auf zum Kriegsmanne bestimmt, trachtete er frühzeitig sich durch körperliche Uebungen aller Art sowie durch eifrige Studien vorzubereiten für diesen Beruf, wobei übrigens auch seine sonstige geistige Ausbildung nicht vernachlässigt wurde. Erst 16 Jahre zählte er, als sein älterer Bruder Franz (Bd. VII S. 278) durch den Tod des Vaters zur Herrschaft über Lothringen kam. Seine Bewerbung um die Hand der dereinstigen Erbin aller österreichischen Länder, der Erzherzogin Maria Theresia, veranlaßte den Herzog Franz, seinem Aufenthalte in Lothringen, wo er erst sieben Monate nach des Vaters Tode eintraf, schon im April 1731 wieder ein Ende zu machen. Nicht seinem jüngeren Bruder Karl, wie wol irrig behauptet worden ist, sondern seiner Mutter übertrug Franz die Regentschaft über Lothringen, dessen Boden er nie wieder betrat. Denn schon in dem Augenblicke seiner Vermählung mit der Erzherzogin, ja gleichsam als Preis für dieselbe mußte er sich widerstrebenden Herzens entschließen, in die Vertauschung Lothringens gegen Toscana und in die dereinstige Vereinigung seines Stammlandes mit Frankreich zu willigen.

Von Niemand wurde heftigerer Widerstand gegen diese Vereinbarung als von der verwitweten Herzogin von Lothringen erhoben. Sie verweigerte ihre Zustimmung zu der Reise ihres jüngeren Sohnes Karl nach Wien, indem sie dessen Einladung dorthin nur als einen Kunstgriff erklärte, um beide Brüder gleichzeitig zur Unterzeichnung der Abtretungsurkunde zu zwingen. Und als Herzog Franz sie des Gegentheils versicherte und sich verbürgte, Niemand werde versuchen, den Prinzen zu einem solchen Schritte zu drängen, da erhob sie zwar keine Einsprache mehr gegen Karls Reise nach Wien, sie versah ihn aber mit zwei von ihr selbst verfaßten Denkschriften, in denen sie alle Gründe gegen die Abtretung Lothringens ausführlich darlegte. Sie machte es ihm zur Pflicht, nicht nur seinem Bruder, sondern auch dem Kaiser selbst in diesem Sinne mit Nachdruck zu sprechen, und wirklich rechtfertigte Karl das Vertrauen seiner Mutter. In Wien angekommen, rief er seinem Bruder die Haltung ins Gedächtniß zurück, die ihre Vorfahren der Begehrlichkeit Frankreichs nach dem Besitze Lothringens jederzeit entgegengesetzt hatten. Er wies ihm die Abschrift eines Briefes vor, welchen bei einem ähnlichen Anlasse ihr Vater, Herzog Leopold, an Ludwig XIV. gerichtet hatte, und er erklärte ihm, daß er unter keiner Bedingung der Abtretung beistimmen und niemals ein Volk verleugnen werde, das seinen Herrschern jederzeit so treu gewesen sei.

Viel zu weit war jedoch schon diese Angelegenheit gediehen, und zu übermächtig der Druck, mit welchem auf die Verwirklichung jenes Projectes hingearbeitet wurde, als daß die Vorstellungen des Prinzen Karl der Sache noch eine andere Wendung zu geben vermocht hätten. Ihn zu beschwichtigen, trug wol auch wesentlich bei, daß der Kaiser die ganz bestimmte Zusage gab, die Hand seiner jüngeren Tochter Marianne keinem anderen Bewerber als dem Prinzen Karl zu Theil werden zu lassen. Denn nur in solcher Weise könne er seinen Lieblingsplan, die Häuser Habsburg und Lothringen künftighin in ein einziges umzugestalten, zur Ausführung bringen.

Gleich seinem Bruder war nun auch Karl, wie man sieht, für die Dauer seines Lebens an Oesterreich gebunden. Auch darin theilte er dessen Schicksal, daß er gleich ihm den unglücklichen Feldzügen gegen die Türken in den Jahren 1737 und 1738 beiwohnte. Wol mag er im Verlaufe derselben redlich seine Pflicht gethan haben; daß er jedoch einmal und zwar in dem Defilé bei Mehadia durch seine Umsicht und Entschlossenheit die ganze Armee gerettet habe, ist eine durch nichts erwiesene Uebertreibung. Es scheint vielmehr daß die Mißliebigkeit, in welche der ältere Bruder Franz in Folge der verhängnißvollen Kriegführung verfallen war, auch auf den jüngeren Bruder sich ausdehnte. Verirrte man sich ja doch sogar zu der Behauptung, kein Ausländer, wie Franz von Lothringen, sondern nur ein deutscher Fürst könne berufen sein, nach dem Tode des Kaisers an der Seite einer seiner Töchter in den österreichischen Ländern nachzufolgen. Selbst Karl VI. hege diese Ansicht und er gehe damit um, seine Tochter Marianne mit dem Kurprinzen von Baiern zu vermählen und die Erbfolge in Oesterreich zu ihren Gunsten zu ändern.

Trotz der völligen Grundlosigkeit dieser Gerüchte hielt man es doch für klug, auch Karl die Reise mitmachen zu lassen, welche Franz in Gesellschaft seiner Gemahlin im December 1738 nach Toscana unternahm. Von diesem Lande, das ihm schon vor anderthalb Jahren durch den Tod des letzten Medici zugefallen war, persönlich Besitz zu ergreifen, war der ausgesprochene, ihn für einige Zeit aus Oesterreich zu entfernen, wol der eigentliche Zweck dieser Reise.

Länger als ein Jahr waren beide Brüder von derselben nach Wien zurückgekehrt, als der damals noch ganz unerwartete Tod des Kaisers plötzlich die Katastrophe herbeiführte, der man so lange Zeit hindurch mit Bangen entgegen=

gesehen und durch Verhandlungen und Verträge aller Art vorbeugen zu können geglaubt hatte. Der kurz darauf ausbrechende Krieg rief bald auch Karl von Lothringen ins Feld. Maria Theresia, welche von den militärischen Fähigkeiten ihres Schwagers eine überaus günstige Meinung hegte, ernannte ihn, der damals noch nicht 30 Jahre zählte, zum Feldmarschall und gab ihn seinem Bruder, ihrem Gemahl bei, als derselbe im November 1741 den Oberbefehl über die Armee übernahm, welche bei Znaim zusammengezogen wurde, um von dort aus in Böhmen einzurücken und den Preußen, Baiern und Franzosen den Besitz dieses Landes zu bestreiten. Einer so übergroßen Aufgabe waren jedoch die wenig zahlreichen Streitkräfte, welche Maria Theresia ins Feld stellen konnte, nicht gewachsen. Prag ging verloren und der Großherzog, nach dem Wunsche seiner Gemahlin nach Wien zurückkehrend, übertrug nun seinem Bruder den Oberbefehl. Bei Chotusitz stieß Karl — am 17. Mai 1742 — mit König Friedrich zusammen; nach langem Kampfe behauptete Letzterer das Schlachtfeld. Aber in so großer Ordnung vollzog Karl seinen Rückzug, daß von einer Niederlage der Oesterreicher nicht die Rede sein konnte. Ja sie gewannen, sobald nur die Breslauer Friedenspräliminarien sie von ihrem furchtbarsten Feinde, dem Könige von Preußen befreit hatten, rasch wieder die Oberhand. Mit der Vertreibung der Franzosen und der Baiern aus Böhmen, wo sie nur noch Eger besetzt hielten, endigte dieser Feldzug, dem im J. 1743 ein für Oesterreich noch glücklicherer folgte. Er führte den Prinzen Karl nach der Unterwerfung ganz Baierns bis an den Rhein, doch mißlang der Uebergang über diesen Strom. Die Unthätigkeit des Königs von England, der die pragmatische Armee befehligte, blieb nicht ohne lähmenden Einfluß auf Karl, und nichts geschah mehr zur Verwirklichung der hochgespannten Erwartungen, welche der Anfangs so glänzende Verlauf des Feldzuges erweckt hatte. Dennoch war sein Ergebniß kein geringfügiges zu nennen, und insbesondere gab Maria Theresia selbst mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Wesens dem Gedanken sich hin, ihrem Schwager allein verdanke sie die Eroberung Baierns, die Zurücktreibung der Franzosen bis über den Rhein. In ihm erblickte sie den Retter ihrer selbst, ihres Hauses und ihrer Länder, und man muß sagen, daß Maria Theresia mit dieser Beurtheilung des Prinzen nicht allein stand: in dem Heere wie in der Bevölkerung Oesterreichs herrschte eine ähnliche Meinung. Seine persönliche Tapferkeit, seine Unermüdlichkeit bei Erfüllung seiner Pflichten, seine vorsichtige Ueberlegung wurden nicht weniger als sein zuvorkommendes, rücksichtsvolles Benehmen, die wahrhaft humane Gesinnung, die er überall und gegen Jedermann an den Tag legte, einstimmig gepriesen. Daher begrüßten auch Alle aufs freudigste den Entschluß der Königin, das schon von ihrem Vater gegebene Versprechen zu erfüllen und ihre Schwester Marianne mit dem Prinzen zu vermählen. Beiden gemeinsam wurde die Generalstatthalterschaft der Niederlande übertragen, und dorthin begaben sie sich, nachdem am 7. Januar 1744 ihre Trauung stattgefunden hatte. Am 23. Februar traten sie die Reise nach Brüssel an, nicht ohne eine gewisse Vorsicht zu beobachten, denn man war von Paris aus vor einem Anschlage der französischen Regierung gewarnt worden, das neuvermählte Paar während seiner Reise aufzuheben; nur gegen Loslassung aller französischen Gefangenen in Oesterreich werde man es wieder freigeben. Aber ohne Gefährde trafen Prinz Karl und seine Gemahlin in Brüssel ein, wo sie mit den größten Ehrenbezeigungen bewillkommt wurden.

Nur kurze Zeit sollte Karl daselbst verweilen, denn bei der sehr hohen Meinung, die man damals von seinen Feldherrntalenten hegte, war es nur natürlich, daß man eine Kraft gleich der, die man ihm beimaß, nicht unbenützt lassen konnte in dem noch fortdauernden Kriege gegen Frankreich. Neuerdings trat der Prinz an die Spitze der Rheinarmee und glücklich führte er sie in den

ersten Tagen des Juli 1744 über den Strom. Sie wisse wohl, schrieb ihm Maria Theresia, was sie der Unermüdlichkeit seiner Vorkehrungen, seinen klugen Maßregeln schulde. Sobald schon trete er in die Fußstapfen seines Großvaters und erwerbe sich gleich ihm nicht nur die glänzendsten Verdienste um Oesterreich und Deutschland, sondern auch unsterblichen Ruhm für sich selbst.

Womöglich noch freudiger begrüßte der Großherzog von Toscana die Erfolge seines Bruders, denn von einer glücklichen Bewerkstelligung des Ueberganges über den Rhein hatte er immer die größten Erwartungen gehegt. In beiden Brüdern lebte die Liebe zur Heimath mächtig wieder auf und sie mochten sich Lothringens Wiedererwerbung weit leichter vorstellen, als sie es in der Wirklichkeit war. Sie hofften darauf, daß sich die Bewohner dieses Landes bei dem Erscheinen der österreichischen Truppen, insbesondere wenn sie an ihrer Spitze ein rasch berühmt gewordenes Mitglied ihres angestammten Herrscherhauses sähen, zu Gunsten derselben erheben würden. Aber in dem Augenblicke, in welchem Karl an die Durchführung der Entwürfe zur Wiedergewinnung Lothringens schreiten sollte, scheinen ihm auch die Schwierigkeiten dieses Unternehmens vollkommen klar geworden zu sein. Noch war ihm deren Ueberwindung nicht gelungen, als seinen ferneren Unternehmungen auf dem linken Rheinufer durch Preußens erneuerten Angriff ein rasches Ende bereitet wurde. Der Einmarsch König Friedrichs in Böhmen nöthigte den Prinzen Karl zur schleunigen Rückkehr über den Rhein. Traf er auch zu spät in Böhmen ein, um Prag zu retten und das Vordringen der Preußen bis über Budweis zu verhindern, so manövrirte er doch, durch die klugen Rathschläge des Feldmarschalls Grafen Traun hiebei aufs wirksamste unterstützt, mit solcher Geschicklichkeit, daß König Friedrich in Böhmen immer mehr Boden verlor. Ohne daß es zu einem eigentlichen Zusammenstoße mit ihm gekommen wäre, wurde Friedrich allmählich zur Räumung von Prag und endlich zu völligem Rückzuge aus Böhmen genöthigt. Die Oesterreicher unter Prinz Karl und Traun folgten ihm bis auf schlesischen Boden.

Gleichzeitig mit diesen freudigen Ereignissen wurde der Prinz von dem schwersten Schlage des Schicksals heimgesucht, der ihn nur treffen konnte. Am 6. October hatte seine Gemahlin, die in Brüssel zurückgeblieben war, in unglücklicher Niederkunft ein todtes Kind geboren; von diesem Tage an siechte sie dahin und am 16. December 1744 starb sie. Wenige Augenblicke, nachdem für die Vertreibung der Preußen aus Böhmen das Tedeum gesungen worden war, traf die Trauerbotschaft in Wien ein. Durch diesen schmerzvollen Verlust wurde der vielgepriesene Ueberwinder des äußeren Feindes im eigenen Hause zum trostlosen Witwer gemacht, denn Karl war seiner Gemahlin in tiefster Seele ergeben.

Man erweiset ihm gewiß nicht zu viel Ehre, wenn man behauptet, daß er damals wirklich ein „Vielgepriesener“ war. Denn mit Erstaunen und Bewunderung erfüllte es die Welt, daß ein Friedrich fast ohne Schwertstreich vor ihm aus Böhmen hatte zurückweichen müssen. Darum erhob sich schon lange vor Beginn des nächsten Feldzuges zwischen Maria Theresia und ihren Verbündeten ein Streit über den Kriegsschauplatz, auf welchem Prinz Karl von Lothringen verwendet werden sollte. Dringend verlangten die Seemächte, es möge ihm der Oberbefehl über das vereinigte Heer in den Niederlanden anvertraut werden. Maria Theresia hingegen, noch weit mehr als alle Uebrigen von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der Prinz, den sie schon als theuren Verwandten aufs innigste liebte, einer der größten Feldherren seiner Zeit sei, wollte ihm die Aufgabe, die ihr am meisten am Herzen lag, die Wiedereroberung Schlesiens anvertrauen. Dem Prinzen verblieb also das Obercommando über das Heer, welches zum Kampfe gegen Preußen bestimmt war. Er zeigte sich jedoch, und zwar wol aus dem Grunde, weil ihm sein früherer Rathgeber Traun

nicht mehr zur Seite stand, dieser Aufgabe nicht gewachsen. Freilich erhielten hiedurch nun diejenigen Recht, welche lang schon behauptet hatten, die glänzenden Erfolge des vergangenen Jahres habe man nicht so sehr dem Prinzen als Traun zu verdanken. Wenn Karl, um diese Meinung Lügen zu strafen, selbst darauf hingewirkt haben mochte, daß Traun eine andere Bestimmung erhielt, so wurde dies jetzt an ihm bitter gerächt. Denn bei Hohenfriedberg erfocht Friedrich den glänzendsten Sieg, den er bisher errungen, und bei Soor erlag ihm Karl von Neuem. Mit dem Kriegsruhme des Prinzen, der noch vor Kurzem in so hellem Glanze gestrahlt hatte, war es nun für immer vorbei, und gern hätte man ihn, den noch vor wenigen Monaten jede der verbündeten Mächte an die Spitze ihrer eigenen Streitkräfte berufen wollte, des Obercommando's ganz enthoben gesehen, wenn nur die geringste Aussicht vorhanden gewesen wäre, daß Maria Theresia und ihr Gemahl darauf eingehen würden. Mochten sie hierin auch so ziemlich allein bleiben, so zeigten sich Beide doch unerschüttert in ihrem Vertrauen zu Karl. Sogar sein tadelnswerthes Benehmen in Sachsen, wo fast unter seinen Augen und ohne daß er rechtzeitig zur Hülfe herbeieilte, die einheimischen Truppen, bei denen sich auch österreichische Streitkräfte befanden, bei Kesselsdorf eine Niederlage erlitten, und der unmittelbar darauf folgende Dresdener Friede machten seiner unglücklichen Kriegführung noch kein Ende. Er wußte, nach Wien zurückgekehrt, der Kaiserin die Ereignisse des Feldzuges in solchem Lichte zu schildern, daß sie nicht ihm, sondern der Ungunst des Schicksals und der vermeintlichen Unzuverlässigkeit eines Theiles der Truppen den traurigen Ausgang zur Last legte. Ohnedies sehr für ihn eingenommen, verschloß sie sich seiner Behauptung nicht, daß wenn er in dem nächsten Feldzuge unverwendet bliebe, hierin nur eine Bekräftigung der gegen ihn allgemein erhobenen, seiner Meinung nach aber ganz unverdienten Beschuldigungen erblickt werden würde. Er erhielt daher den Oberbefehl über das Heer der Verbündeten in den Niederlanden, freilich nur, um, wie es früher von Seite des Königs von Preußen geschehen war, jetzt, und zwar am 11. October 1746, bei Raucoux von dem Marschall von Sachsen geschlagen zu werden. Nun endlich trat der Prinz vom Obercommando zurück und er widmete sich, da er, wenngleich durchaus kein glücklicher Feldherr, doch gewiß ein kenntnißreicher Soldat war, mit Eifer und Erfolg den Arbeiten, die insbesondere nach Abschluß des Aachener Friedens zur Reform des österreichischen Heerwesens begannen. Erst im April 1749 traf er wieder in Brüssel ein, und der überaus festliche Empfang, der ihm dort bereitet wurde, war ein unwiderleglicher Beweis der Freude, die man über die Beendigung der französischen und die Rückkehr der österreichischen Herrschaft empfand. Wenn man jedoch keinen glücklicheren Ausdruck hiefür fand, als den Prinzen als Triumphator in Brüssel einziehen zu lassen, so stand dies mit seinen wirklichen Leistungen als Feldherr in gar argem Contraste.

Dagegen läßt sich nicht leugnen, daß der Jubel, mit welchem das niederländische Volk seinen Generalstatthalter empfing, durch die Art seines Auftretens daselbst und durch die Sorgfalt, mit der er den Pflichten seiner Stellung sich widmete, ausreichend gerechtfertigt wurde. Die reformatorische Thätigkeit, welche zu jener Zeit in allen österreichischen Staaten und auf den verschiedensten Gebieten der Verwaltung zum Heile dieser Länder und ihrer Bewohner entfaltet wurde, fand, soweit sie die Niederlande in den Kreis ihres Wirkens zog, an Karl von Lothringen ein verständnißvolles und hingebendes Werkzeug. So viel Wohlwollen brachte er denen entgegen, die er im Namen der Kaiserin regierte, und so sehr wußte er sie mit der Erkenntniß seines guten Willens und seiner edlen Absichten zu durchdringen, daß er sich bald einer ebenso allgemeinen als tief empfundenen Beliebtheit im ganzen Lande erfreute. Leider wurde dieses er=

ſprießliche Wirken durch den Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges wenigſtens für einige Zeit unterbrochen. Trotz mannigfacher Warnung ließ ſich Maria Thereſia wol zumeiſt durch ihren Gemahl und durch ihren eigenen Wunſch, ihrem Schwager die Möglichkeit zu eröffnen, durch Beſiegung des Königs von Preußen ſeine letzten unglücklichen Kriegserlebniſſe vergeſſen zu machen und ſeinen früheren Ruhm wieder herzuſtellen, dazu verleiten, ihm wieder den Oberbefehl zu übertragen. Durch die Niederlage des Prinzen bei Prag — 6. Mai 1757 — wurde ſie ebenſo raſch als hart für dieſen Mißgriff beſtraft. Daun's Sieg bei Kolin machte freilich das Geſchehene ſo ziemlich gut, aber umſomehr betrachtete man es als eine Calamität, daß bei der Vereinigung Daun's mit Karl das Obercommando dem Letzteren zufiel. Auch jetzt noch zeigte ſich Maria Thereſia keiner Gegenvorſtellung zugänglich, und der Rückzug Friedrichs aus Böhmen ſchien ihr im erſten Augenblicke Recht geben zu ſollen. Gar bald aber erhob ſich gegen die Kriegführung des Prinzen von allen Seiten neue und gegründete Beſchwerde. Mit unerträglicher Langſamkeit folgte er dem Feinde nach der Lauſitz und endlich nach Schleſien; jede Gelegenheit, ſich auch unter den günſtigſten Verhältniſſen mit ihm zu ſchlagen, ging unbenützt vorüber, und ſo weit kam es, daß endlich ſogar der Kaiſer wankend wurde in ſeiner bisherigen blinden Parteilichkeit für ſeinen Bruder. „Ich zittere für Deine Ehre", ſchrieb er ihm am 25. September 1757, „und Du kannſt ſelbſt die Wirkung beurtheilen, welche es auf alle Welt hervorbringt, wenn dieſe kleine preußiſche Armee immer wieder Mittel findet Dir zu entwiſchen, nachdem ſie ſich ſo oft und durch ſo lange Zeit in Deiner Nähe befand, ohne daß Du ſie zu ſchlagen vermochteſt."

Durch ſo ſcharfe Worte zu größerer Thätigkeit angeſpornt, wandte ſich Karl endlich gegen Breslau, aber auch hier kam er zu ſpät und fand den Herzog von Braunſchweig-Bevern (I, 665) ſchon vor der Stadt gelagert. Im kaiſerlichen Heerlager meinte man, in Anbetracht dieſes Umſtandes jeder nachdrücklichen Unternehmung gegen Breslau entſagen zu müſſen, bis man Schweidnitz erobert und das dortige Belagerungscorps mit dem Hauptheere vereinigt habe. Am 12. November fiel Schweidnitz; zehn Tage ſpäter griff Karl endlich den Herzog von Bevern vor Breslau an und ſchlug ihn aufs Haupt. Die Einnahme dieſer Stadt war die unmittelbare Folge des errungenen Sieges.

Ganz unbeſchreiblich war der Jubel, welchen dieſe Nachricht in Oeſterreich hervorrief, und Maria Thereſia, die ſchon ganz Schleſien als wiedergewonnen anſehen mochte, freute ſich doppelt dieſes großen Erfolges, weil ihr Schwager es war, dem ſie ihn verdankte. Aber ſo lebhaft die Freude, ſo kurz war ſie auch. Denn ſchon nach zwei Wochen, am 5. December 1757 griff König Friedrich, aus Sachſen herbeigeeilt, bei Leuthen die Oeſterreicher an und binnen wenig Stunden war ihr vor Kurzem noch ſiegreiches Heer faſt ganz vernichtet. Wer nicht in der Schlacht gefallen war, wurde in Breslau kriegsgefangen oder auf dem übereilten Rückzuge verſprengt. In dem beklagenswertheſten Zuſtande kehrten die letzten Trümmer der öſterreichiſchen Armee in der zweiten Decemberhälfte nach Böhmen zurück.

Ein wahrer Sturm der Entrüſtung erhob ſich nun in ganz Oeſterreich wider den Prinzen und allgemein war die Anſicht, nun und nimmermehr dürfe die Leitung der Kriegführung ihm neuerdings anvertraut werden. Dieſen immer energiſcher laut werdenden Stimmen gegenüber, denen die nachdrücklichen Vorſtellungen der zwei verbündeten Mächte England und Rußland doppeltes Gewicht verliehen, wagten ſelbſt die ärgſten Wohldiener nicht mehr den Standpunkt zu vertheidigen, von dem ſie vielleicht auch jetzt noch annehmen zu dürfen glaubten, daß er dem Kaiſer und der Kaiſerin am meiſten genehm ſei. Nun hatte aber auch Maria Thereſia ihre frühere Meinung geändert und ſich entſchloſſen, ihrem

Schwager den Oberbefehl zu entziehen. Auch der Kaiser fügte sich, wenngleich schwer bekümmerten Herzens, dieser unabweislichen Nothwendigkeit. Durch liebreiche, aber doch auch nachdrückliche Vorstellungen suchte er seinen Bruder zu freiwilliger Abdankung zu bewegen. Und als diese nichts fruchteten, faßte sich Maria Theresia ein Herz und richtete ein Schreiben an den Prinzen, in welchem sie ihm erklärte, ihm den Oberbefehl nicht länger belassen zu können; er möge daher selbst seine Enthebung begehren. Einigen Trost mochte es Karl gewähren, daß er bald darauf als der Erste aus den Händen des Kaisers das Großkreuz des neugestifteten Theresienordens empfing.

Noch längere Zeit hindurch blieb Karl in Wien und suchte sich durch gute Rathschläge für die Kriegführung, in der er keine active Rolle mehr spielen sollte, sowie durch Betheiligung an den Vorkehrungen, welche für dieselbe erforderlich waren, der Kaiserin nützlich zu erweisen. Erst im November 1758 kehrte er nach den Niederlanden zurück, deren Regierung neuerdings zu übernehmen, und auch jetzt wieder wurde sie von ihm zum Wohle jenes Landes und zu seinem eigenen Ruhme in ersprießlichster Weise geführt. Zu besonderer Ehre gereicht es ihm, daß er sich nicht zum blinden Vollstrecker der ihm von Wien aus zukommenden Befehle hergab, sondern daß die Rechte und Freiheiten der niederländischen Provinzen, die gar Mancher am Kaiserhofe nur mit scheelem Auge betrachtete, einen tapferen Vertheidiger an ihm fanden. Darum zeigte sich auch, als er im J. 1767 gefährlich erkrankte, die Liebe aller Kreise der Bevölkerung zu ihm in wahrhaft rührender Weise, und jubelnd wurde überall die Feier seiner Wiedergenesung begangen. Zwei Jahre später erneuerten und vervielfältigten sich diese Feste, denn 25 Jahre waren seit jenem 26. März 1744 verflossen, an welchem Karl von Lothringen mit seiner verstorbenen Gemahlin seinen ersten Einzug in Brüssel gehalten und die Regierung des Landes angetreten hatte. Nicht nur freiwillige Geschenke wurden ihm jetzt in reichlichem Ausmaße bewilligt; die Stände von Brabant beschlossen, ihm in Brüssel eine Statue zu errichten, und am 17. Januar 1775 wurde sie in seiner eigenen Gegenwart und in der seines Neffen, des Erzherzogs Maximilian feierlich enthüllt.

Am 4. Juli 1780 starb in dem Schlosse zu Tervueren, wo er während der letzten Jahre seines Lebens mit besonderer Vorliebe fast ausschließlich verweilte, Prinz Karl von Lothringen, der seit 1761 auch mit der Würde eines Großmeisters des deutschen Ordens bekleidet war. In den Niederlanden aufrichtig betrauert, wurde er von Maria Theresia, die ihm Zeit ihres Lebens in wahrhaft schwesterlicher Liebe zugethan war, schmerzlich beweint. Nach seiner ihm allzeit so theuren Heimath aber, nach Lothringen kehrten nun seine sterblichen Ueberreste zurück. In der Grabkapelle seiner Ahnen zu Nancy wurde ihnen die letzte Ruhestätte bereitet. v. Arneth.

Lotichius: Johann Peter L., geb. am 8. März 1598, † im April 1669. Er war zu Nauheim geboren als Sohn des dortigen Pfarrers. Frühzeitig geistig entwickelt, kam er durch die Kriegsunruhen seiner Zeit nicht zu einer festen Stellung. Bereits in seinem 16. Lebensjahre ließ er ein lateinisches Gedicht drucken und bezog 1614 die Universität Marburg, wo er Medicin studirte. Dies Studium setzte er 1616 in Basel fort, wo er 1619 promovirte. 1620 wurde er Arzt in Hanau und 1623 an dem dasigen Gymnasium als Professor der Physik angestellt. Aber schon 1625 finden wir ihn als Arzt in Frankfurt, 1629 als Professor der Medicin an der Hochschule in Rinteln, 1632 als kaiserlichen Feldarzt; 1636 kehrte er nach Hanau zurück. 1639 erhielt eine Professur der Medicin zu Marburg, 1642 eine solche zu Herborn. 1644 hielt er sich in Butzbach auf, kurz nachher ging er wieder nach Frankfurt und wurde zugleich des Kaisers Ferdinand III. Rath und Historiograph. — Lotichius' zahlreiche Schriften

zerfallen in Poesien, medicinische, philologische und historische Schriften. Von den ersteren erwähnen wir seine „Bibliotheca poetica“, Francof. 1628, und sein Heldengedicht „Amores Euryali et Lucretiae“ nach Aeneas Sylvius, Marburg 1641; von den philologischen seine Ausgabe von Petronius' Satyricon, Francof. 1629, von den medicinischen „Consiliorum et observationum medicinalium libri VI“, Ulm. 1644, 1658, von den historischen seine in lateinischer Sprache verfaßte deutsche Geschichte 1617 –43 („Rerum germanicarum etc. pars I. II“, Francof. 1646, 1650, und seine Bearbeitung des fünften Theils des „Theatrum europaeum“, welches die Jahre 1643—47 umfaßt und zu Frankfurt 1647 erschien.

Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte, VIII. 99.

W. Stricker.

Lotichius: Peter L. (eigentlich Lotz), Reformator der Obergrafschaft Hanau-Münzenberg, reformirter Abt des Klosters Schlüchtern, geb. im Januar 1502 als Sohn eines Bauern zu Niederzell bei Schlüchtern, † am 23. Juni 1567. Ueber seine Jugendbildung gibt er selbst ein getreues Bild in einem von ihm hinterlassenen Manuscripte. „Im J. 1517 im Januario bin ich in mein Kloster Solitarien durch meine lieben Aeltern offerirt worden. Zu dieser Zeit, als ich in mein Kloster kam, war Abbas Christianus Happ, aus Windecken bürtig, mein Vorfahrer, ein ehrlicher frommer Mann, war 19 Jahre Abt gewesen, wie ich in das Kloster kam, hatte unter ihm 11 Conventualen, waren alle Priester; ihr Amt war täglich viel Messe halten, ihre horas canonicas, d. i. die sieben Gezeit u. s. w. Von keinem Studiren, Schulmeistern oder Schülern wußte man der Zeit zu sagen. Zu der Zeit fing Lutherus an zu schreiben; denn es war auch hoch von nöthen! Diese drei Hauptlaster hatten im Pabstthum durch alle Stifte und Klöster überhand genommen: Lügen und Abgötterei, Unzucht und Hurerei, Müsiggang und Völlerei, daß es nicht länger bestehen konnte.“ Wahrscheinlich fand sich in diesem Benedictinerkloster doch eine gelehrte Persönlichkeit, die einigermaßen das wissenschaftliche Streben des jungen Novizen befriedigte. Im J. 1523 ward er zum Priester geweiht. Der Bauernkrieg, in welchem der Graf Philipp II. von Hanau das Kloster vor den Aufständischen schützte, brachte aber die hiesigen kirchlichen Verhältnisse in ein vollständiges Chaos. Kein Mensch wollte mehr etwas vom Papstthum wissen. Allerwärts fehlte es indessen hier an Predigern des Evangeliums. L., welcher in jener Zeit Pfarrer in Schlüchtern wurde, fühlte lebhaft in seiner Stellung seine Unwissenheit in den göttlichen Dingen. Er studirte nun fleißig die heilige Schrift sowie die Werke der Reformatoren. Nach dem Ableben des bisherigen Abtes Christianus wurde er 1534 zu dessen Nachfolger verordnet. Allein fast Niemand wollte mehr in das Kloster gehen. Auf den Rath des Enneobulus, welcher seit 1528 den Reformator der Untergrafschaft Hanau-Münzenberg, den seit 1523 in Hanau thätigen M. Adolf Arbogast unterstützte, beschloß L. eine gründliche Reformation seines Klosters selbst vorzunehmen. Er wandelte es um in eine Bildungsstätte für junge Leute, welche sich dem Dienste der Kirche widmen wollten. Denn er erkannte, daß ohne eine gründliche wissenschaftliche Bildung der Geistlichen die Reformation nicht in der rechten Weise durchzuführen sei. Daher ging er anfangs langsam und mit aller Vorsicht zu Werke, nicht gewaltsam. Erst nach der Rückkehr der ersten sieben von ihm bis zur Universität vorgebildeten jungen Männer von Marburg vollendete er das Reformationswerk mit deren Hülfe 1544 auch in den Landkirchen des Klostergebietes durch die Einführung des heiligen Abendmahles unter beiderlei Gestalt. Und als an Ostern des genannten Jahres wieder einige seiner Schüler auf die Marburger Hochschule zogen, begleitete er sie, um mit ihnen selbst zu lernen, wie auf den Universitäten, welche den neu erwachten Geist der Reformation pflegten, kirchliche Lehre und kirchliches Leben sich ent-

wickelt habe. Daselbst schloß er in jenen Tagen einen innigen Freundschaftsbund mit mehreren Professoren, namentlich mit dem entschieden reformirten Theologen Andreas Hyperius, mit dem er in der Folge in reger Correspondenz blieb. In den ersten Jahren ließ ihn der Diöcesanbischof von Würzburg, dem das Kloster Schlüchtern als Ordinarius untergeben war, gewähren. Nachdem aber durch die Schlacht von Mühlberg 1547 sich die Sachlage für den Protestantismus in Deutschland sehr ungünstig gestaltete, nahm dieser hohe geistliche Würdenträger eine sehr energische Stellung gegen alle reformatorischen Bestrebungen seines Landes und Sprengels ein. Den Abt L. ließ er durch eine Specialcommission in seine Schranken weisen. Nach langem Sträuben erschien derselbe in Würzburg. Nicht aber widerrief er dort, was er bisher bekannt und gelehrt, wie seine Feinde aussprengten, sondern er gab nur zu, indem er den Zeitumständen Rechnung trug, daß er sich geirrt habe, weil er bisher die Ordination oder Priesterweihe ertheilt, welches allein dem Bischof zuständig sei. Auch wegen des Klosterzehnten gerieth L. mit dem Bischofe in Conflict, welcher endlich den vollständigen Bruch mit diesem herbeiführte. Bei seinem Landesherrn, dem Grafen von Hanau, stand er in hohem Ansehen. Seinen Anordnungen folgte man gern. In allen Religionssachen wurde er zu Rath gezogen. In seinen letzten Lebensjahren brachte er zu seiner Kräftigung jeden Sommer einige Wochen in Hanau zu. Gelegentlich solchen Aufenthaltes war es, daß ihn daselbst der Tod überraschte. Man brachte den Leichnam nach Schlüchtern, wo er in der Klosterkirche beigesetzt wurde. — Was den confessionellen Charakter Lotich's und der durch ihn bewirkten Reformation in der Obergrafschaft Hanau-Münzenberg betrifft, so war derselbe ein vorherrschend reformirter. Denn die in der ersten Periode des Reformationszeitalters ganz Oberdeutschland durchziehende reformirte oder schweizerische Strömung war es, von welcher die oben genannten Reformatoren der hanauischen Untergrafschaft, Schüler Capito's und Butzer's, erfaßt waren und welche, durch innigste Wechselbeziehungen mit jenen, auch den Abt L. frühzeitig ergriff. In solcher Richtung wurde derselbe durch die Verbindung mit den Marburger Theologen so gestärkt, daß, als in Folge des Einflusses des bekannten Lutheraners Westphal aus Hamburg in dem benachbarten bisher reformirt gesinnten Frankfurt zu Anfang der fünfziger Jahre ein confessioneller Umschlag vor sich ging, der auch die Untergrafschaft Hanau in Mitleidenschaft zog, die ganze Obergrafschaft davon in Folge seines Wirkens unberührt geblieben ist. Auf diese Weise legte er, wie der unten angeführte Historiker von Schlüchtern bemerkt, den Grund zu der Erscheinung, daß schon unter ihm in seinen letzten Lebensjahren und unter seinen Nachfolgern im Umfange des kirchlichen Gebietes des Klosters und weit darüber hinaus das reformirte Bekenntniß des Heidelberger Katechismus freiwillig angenommen und herrschend wurde bis auf den heutigen Tag.

Pfr. Rullmann's Beiträge zur Gesch. des Klosters Schlüchtern im vierten und sechsten Band der Neuen Folge der Zeitschrift f. hessische Gesch. und Landeskunde. Dessen: Urkundliche Gesch. des Klost. Schlüchtern im siebenten Bande dieser Zeitschrift. Dessen: Die Lotichier, in den Mittheilungen des Hanau. Bezirksvereins, Nr. 5, 1876. Die Vita des Pet. Lotichii in Opuscula Lotichii von J. Pet. Lotich, Prof. der Med., herausgegeben, Marburg 1640.

Cuno.

Lotichius: Petrus Secundus L., Humanist, als lateinischer Elegiendichter berühmt, geb. den 2. November 1528 in Niederzell bei Schlüchtern, † 1560 in Heidelberg, ein Sohn des Johann Lotich, eines Bruders des oben genannten Abtes. Mit seinem Bruder Christian, der ebenfalls eine dichterische Ader hatte und frühe als Diacon in Schlüchtern starb, von ihrem Oheim in

dessen Klosterschule vorgebildet, hörten sie noch ein Semester den berühmten Philologen Jac. Micyllus in Frankfurt und bezogen dann Ostern 1544 die Universität. Peter ging nach Marburg, wo er Medicin studirte, nebenbei aber aufs eifrigste die classischen Sprachen und die Poesie trieb. Schon in seinem ersten Studienjahre machte er sich durch die Veröffentlichung zweier Gedichte bekannt. Von hier zog er nach Leipzig und Wittenberg. Hierauf machte er als Soldat den schmalkaldischen Krieg mit. Nach der Schlacht von Mühlberg suchte er sich in Erfurt, dann in Wittenberg zu erholen, wo er 1550 die Magisterwürde sich erwarb. Hierauf brachte er längere Zeit bei seinem Oheim zu. Viele seiner Gedichte entstanden damals in dem Kloster zu Schlüchtern. Auf die Länge aber war es seinem Geiste hier zu enge. Es trieb ihn in die Ferne, nach Frankreich und Italien, den Ländern, wohin damals der Strom der meisten wissensdurstigen Jünglinge ging. Als Führer einiger vornehmen jungen Leute machte er sich eines Tages von Würzburg dorthin auf. In Padua promovirte er als Dr. med. In Bologna wurde ihm aus Versehen ein vergifteter Trank beigebracht, welcher den Grund zu seinem frühzeitigen Ableben legte. Nach Deutschland kehrte er 1557 zurück. Ein Ruf des Kurfürsten Otto Heinrich von der Pfalz zog ihn als Professor der Medicin nach Heidelberg. Nur kurze Zeit ward ihm hier noch zu wirken beschieden, denn bereits am 1. November 1560 starb er. — Peter Lotichius Secundus ist von seinem Zeitalter als Dichter hoch geehrt worden. Man hat ihn den Smaragd und Phönix der deutschen Dichter genannt und ihn theilweise neben Tasso gestellt. Seine Muse besingt in geschicktester Nachahmung Ovid's und Vergil's die Liebe und die classischen Erinnerungen seines vordem heißgeliebten Italiens, aber auch die Gottheit preist sie in wahrhaft christlichem Geiste und verherrlicht die wichtigsten Thatsachen der heiligen Geschichte, wie die Geburt Jesu Christi u. A. Lotich's Gedichte sind oft gedruckt worden. Die erste Ausgabe derselben hat er selbst während seines Aufenthaltes in Paris 1551 unter der Aufschrift besorgt: „Elegiarum liber et carminum libellus". Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1586 von seinem Freunde Johannes Hagen, mit einer ausführlichen Beschreibung des wunderbaren Lebensganges des Dichters edirt. Als die beste Ausgabe ist die von Petrus Burmannus Secundus 1754 zu Amsterdam in zwei Quartbänden erschienene, auf welche sich die von Kretzschmar, Dresden 1773, stützt, zu bezeichnen. Im J. 1826 erschien die Verdeutschung der Elegien aus dem Nachlasse von E. G. Köstlin.

Die angezogene Biographie von Hagen. Die Biographie des Dichters von Bernstein in der Zeitschrift für die Provinz Hanau, 1839, S. 181 ff. Zu vgl. ist auch der vortreffliche Roman Otto Müller's: Der Professor von Heidelberg, Stuttg. 1870. Cuno.

Lott: Franz Karl L., geb. am 28. Januar 1807 in Wien, † am 15. Februar 1874 in Görz, Sohn eines Baumwollfabrikanten, hatte schon als Schüler des akademischen Gymnasiums sich mit Leibniz, Lessing und dem Système de la nature beschäftigt und studirte hierauf dem Willen seines Vaters folgend Jurisprudenz an der Universität seiner Vaterstadt, worauf er noch ein Jahr hindurch am Criminalsenate des Wiener Gerichts prakticirte. Dann aber folgte er seiner inneren Neigung und gab sich lediglich dem Studium der Philosophie hin, wobei ihn vor Allem Herbart fesselte. Im J. 1835 besuchte er die Leipziger Universität und begab sich 1838 nach Göttingen, wohin er Frau und Kinder nachkommen ließ; hier fand er den ersehnten näheren Umgang mit Herbart und hörte auch Vorlesungen bei Gauß und bei Wöhler. Nachdem er dort promovirt hatte, ging er nach Heidelberg in der Absicht, dort die Docentenlaufbahn zu beginnen; als jedoch Herbart starb (August 1841), kehrte er wieder nach Göttingen

zurück, wo er sich 1843 durch eine Abhandlung „Herbarti de animae immortalitate doctrina“ habilitirte und 1848 zum außerordentlichen Professor ernannt wurde. Hierauf folgte er 1849 einem Rufe nach Wien, woselbst ihn aber ein Lungenleiden befiel, in Folge dessen er häufig seine Vorlesungen unterbrechen mußte und öfteren Aufenthalt in Venedig nahm. Von 1863—1866 war er Mitglied des Unterrichtsrathes und 1872 trat er in den Ruhestand. Er schrieb: „Zur Logik“ (1845), worin er unter theilweiser Bekämpfung Trendelenburg's eine scharfsinnige Untersuchung über die letzten Grundlagen der Logik führte, sodann in der Zeitschrift für die österreichischen Gymnasien (1857 f.) „Ueber die Vorschläge zur Abänderung des Gymnasialplanes“, auch hielt er 1862 die Festrede zur Säcularfeier Fichte's; nach seinem Tode erschien „Kritik der Herbartischen Ethik“ (1874 herausgegeben von Th. Vogt). Der umfangreiche handschriftliche Nachlaß, in welchem sich auch seine Vorlesungen über Encyklopädie der Philosophie fanden, zeigt, daß er dem Systeme Herbart's eine theistische Wendung gab, indem in einer selbstbewußten höchsten Persönlichkeit sowol die Einheit des sämmtlichen Realen als auch das teleologische Moment begründet sei.

Wurzbach, Bd. XVI, S. 62. Theod. Vogt, F. K. Lott (1874). Philos. Monatshefte, Bd. X, S. 144. Zeitschr. f. exacte Philos., Bd. XI, S. 303. K. V. Stoy, Ein Wort d. Erinnerung an F. K. Lott (1875). Prantl.

Lotter: Johann Georg L., Philolog und Alterthumsforscher. Er wurde zu Augsburg im J. 1699 geboren, wo sein Vater das Geschäft eines Mäklers (Sensal) betrieben haben soll und der vielleicht der Verwandtschaft der in dieser Stadt von 1710—85 lebenden Buchdruckerfamilie gleichen Namens angehörte (vgl. u. S. 278). Nachdem er das vaterstädtische Gymnasium zu St. Anna absolvirt hatte, bezog er nicht ohne Unterstützung des Andr. Balth. Schnurrer um das Jahr 1723 zuerst die Universität Halle, sodann auf längere Zeit jene zu Leipzig, wo er sich bald so sehr durch seine Gelehrsamkeit auszeichnete, daß er nicht nur zum Assessor der philosophischen Facultät, sondern auch 1732 zum Mitgliede der „Leipziger deutschen Gesellschaft“, sowie bald darauf auch zu dem der „K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Berlin“ ernannt wurde. Im Jahre 1734 erhielt er einen Ruf als Professor der Beredsamkeit und der Alterthümer nach Petersburg, dem er ein Jahr darauf folgte. Aber sogleich nach seiner Ankunft mit der Aufgabe betraut, das Leben des Michael Alexiowitsch, des Vaters Peters des Großen, abzufassen, ward er dadurch mit einer solchen Fluth von Arbeit überhäuft, daß seine Gesundheit litt und er bereits am 1. April 1737, erst 38 Jahre alt, in dieser Stadt starb. Unter den 24 größeren und kleineren, lateinisch und deutsch geschriebenen Schriften dieses geist- und verdienstvollen Schriftstellers dürften die nachfolgenden die wichtigsten sein: „Historia restaurationis templi Hierosolymitani sub Juliano imperatore tentatae“, 4°; „Historia vitae atque meritorum Conr. Peutingeri“, 1729, 4°; „De tabula Peutingeriana“, 1729, 4°; „Ad J. Georg. Schelhornium Epistola qua de consilio suo . . evulgandi opuscula Conr. Peutingeri . . disserit“, 1731, 4°; „De vita et philosophia Bernardini Telesii commentarius“, 1734, 4°. Von seinen Abhandlungen in Zeitschriften ist zu erwähnen: „De prima eademque rarissima editione Willirami observantia“, abgedruckt in den „Acta eruditor.“, Lips. 1733, p. 28—41, sowie sein deutsches Buch „Von dem heutigen Ansehen der deutschen Sprache im Russischen Reiche“, 1735. Auch zu den Annalen der Augsburgischen Typographie hatte L. den ersten Grund gelegt, dieselben aber, durch den Tod überrascht, nicht beendigen können, seine Vorabeiten wurden später 1778 durch Georg Wilhelm Zapf in seiner Augsburgischen Buchdruckergeschichte verwerthet.

Fr. Ant. Veith, Bibliotheca Augustana, XI. 120—136.

J. Franck.

Lotter: Melchior L. (Lotther), der Stammvater einer Buchdruckerfamilie zu Leipzig, Wittenberg und Magdeburg im letzten Zehntel des 15. und der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Der Gründer der Officin und hervorragendste Leipziger Buchdrucker in der Reformationszeit: Melchior L. der ältere, dessen Geburtsjahr unbekannt ist, war gebürtig aus Aue im sächsischen Vogtlande und ist bereits seit 1491 als vielbeschäftigter Drucker in Leipzig nachweisbar. Zu Ende der neunziger Jahre heirathete er die Tochter seines Zunftgenossen Konrad Kachelofen (s. Allg. d. Biogr. Bd. XIV. S. 781), Dorothea, und erhielt am 16. Juni 1498 das Leipziger Bürgerrecht. Kurze Zeit arbeitete er dann mit dem Schwiegervater gemeinsam und übernahm schließlich dessen Druckerei allein, wenigstens ging die Thätigkeit und der Ruf des Geschäfts in der Hauptsache auf ihn über, während Kachelofen sich mehr und mehr zurückzog, ohne jedoch die Druckerei ganz aufzugeben. Denn zwei Bücher, die 1496 als Drucke des L. aufgeführt werden, die „Secreta sacerdotum" von Henricus de Hassia und der Donat von Magnus Hund erschienen, das eine 1497, das andere 1498, in neuer Auflage bei Kachelofen, ein Beweis, daß beide wohl damals bereits zusammen arbeiteten. Ferner hatte Kachelofen im J. 1495 sein Meißener Missale allein gedruckt; die nächste Ausgabe aber davon, welche 1500 erschien, druckte er, wie deren Schlußschrift ausweist, mit L. gemeinsam. Von nun aber ergingen bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts alle Druckaufträge, die das Meißener Bisthum zu vergeben hatte, an L. allein. Daß aber sein Schwiegervater auch später noch zuweilen ein Buch veröffentlichte, habe ich Bd. XIV. S. 782 für das Jahr 1519 nachgewiesen, nur vertauschte er sein Haus auf der Hainstraße (richtiger „Hewstraße", regio foeni. vgl. S. 277), welches L. wahrscheinlich ebenfalls übernahm, mit einem kleineren auf der Nicolaistraße; aber seinen Buchladen an der Ecke des Rathhauses behielt er bis zu seinem Tode bei, wie er denn auch, als Seitenstück zum Buchdrucker Joh. Koelhoff zu Köln, der 1496 auch mit Ochsenhandel sich abgab, einen kleinen Weinschank betrieb, denn in den Leipziger Stadtkassenrechnungen wird er von 1497 an bis in die zwanziger Jahre des 16. Jahrhunderts fast regelmäßig unter denen aufgezählt, die zum „Schlegelschatz" einen Jahresbeitrag zu zahlen hatten. (Daß zur selben Zeit auch ein Drucker „Johannes Kachelofen [Panzer, A. I. 468] zu Ingolstadt lebte, sei hier nachträglich bemerkt.) Den erwähnten Weinschank scheint L. gleichfalls geerbt zu haben, er gab ihm einen solchen guten Ruf, daß selbst Luther 1519 während der Leipziger Disputation dort zur Herberge lag. Die Druck- und Verlagsthätigkeit Lotter's auf dem Gebiete der Philologie, Philosophie und Theologie war eine sehr hervorragende, namentlich ging eine große Zahl Missalien, Breviarien u. dgl. aus seinen Pressen hervor und er selbst siedelte, vor der Pest in Leipzig fliehend, eine Zeit lang nach Meißen über, für dessen Bisthum er stets Aufträge hatte und wo seine Officin 1520 „in aula episcopali", der Wohnung des Bischofs Johannes v. Salhausen, sich befand. Einen treuen wissenschaftlichen Mitarbeiter hatte er an Hermann Tulich (Jöcher, IV. 1353), der später Professor zu Wittenberg wurde. Seit 1518 hatte L. wiederholt für Luther Druckaufträge erhalten und der letztere war mit der Ausführung so zufrieden, daß er ihn zu überreden suchte, in Wittenberg selbst eine Druckerei anzulegen, wo damals nur ein wenig bedeutender Drucker, Johann Grunenberg, seit 1516 arbeitete. L. errichtete daher Ende 1519 durch seine beiden ältesten Söhne, Melchior und Michael, ein Zweiggeschäft in Wittenberg. Vielleicht wirkte aber zu diesem Entschlusse noch ein anderer Factor mit. Herzog Georg von Sachsen, der hartnäckigste Gegner Luther's, betrachtete die Buchdrucker und Buchhändler (Buchführer) mit besonders mißtrauischen Augen, er ließ sie strenge beaufsichtigen und ahndete Uebertretungen

des Wormser Edicts, das alle „sectirerschen“ Schriften verbot, mit Kerker und Confiscation. Trotzdem wurden Luther's und seiner Parteigänger Schriften auch in Leipzig verbreitet, gedruckt und nachgedruckt, was freilich nur heimlich geschehen konnte, so daß L. es räthlich finden mochte, seine Söhne mit seinen Pressen nach Wittenberg übersiedeln zu lassen. Er selbst aber blieb in Leipzig und druckte noch bis 1528, in welchem Jahre er wahrscheinlich starb, wiewol Zeltner (Fränk. Acta erud. Samml. 13, S. 8) als sein Todesjahr schon 1524 angibt, eine Nachricht, welche entschieden irrig ist, da wir Druckschriften von ihm aus dem J. 1526, ja sogar eine solche aus dem J. 1528 bzw. 1529 besitzen. Aus dem ersteren Jahre ist vorhanden: „Schirm vnd | schutzbüchlein der Diatriba wider Martini Lu- | thers knechtlichen wil- | len durch Erasmum von | Roterdham . . .“, 1526, 4°, und sein „Sachsenspiegel“ vom J. 1528 trägt die Unterschrift „Donnerstag nach Beschneidung Xsti a. 1528 durch Melch. Lottern den Eltern, Bürgern zu Leipzig“. So viel ist sicher, daß das Todesjahr nicht sicher bekannt ist, aber es wäre möglich, daß das Leipziger Rathsarchiv hierüber Auskunft gäbe, weil er ein eigenes Haus besessen hat. L. hat nicht nur viele werthvolle Denkmale des Alterthums der Vergessenheit entrissen, sondern auch die Reformation fand in ihm eine bereite und fleißige Hülfe. Diesen Ruhm hat Leipzig durch das ganze 16. Jahrhundert sich erhalten und die ersten bedeutenderen Werkstätten in Freiberg, Dresden, Wittenberg und Meißen sind durch Leipziger Buchdrucker angelegt worden. Auch gebührt L. das Verdienst, daß er der erste Drucker zu Leipzig war, der 1520 anfing, von den römischen Typen in seinen lateinischen Büchern Gebrauch zu machen, der gothischen aber nur in deutschen sich zu bedienen, ein Beispiel, das jedoch die anderen Drucker nur langsam nachahmten, denn die gothischen Charaktere behaupteten sich noch längere Zeit und erscheinen meistens vermischt mit den römischen. Sein erster bis jetzt bekannter Druck ist betitelt: „Joh. Peyligk Philosophiae naturalis Compendium“, 1491, Fol. Von anderen erwähnen wir, für die übrigen auf die unten angegebenen Quellen verweisend: „Bern. Carthus. Dialogus de immac. concept. B. Virg. Mar.“, 1493, 4°; „Elegantiarum viginti praecepta“, 1499, 4°; „Regulae grammaticales antiquorum“, 1499, 4°; „Sinthis Verbor. deponent. tractatus“, 1502, 4°; „Henrichmann grammat. institutiones“, 1509, 4°; „Persius Satyrae“, 1512, 4°; „Bebelius ars condendorum carminum“, 1516, 4°; „Seneca de quattuor virt. cardinal.“ 1516, 4°; „Luther Tessaradecas consolatoria pro laborantibus“, 1520, 4° und „Horatii epistolae“, 1522, 8°. Sein Druckerzeichen aus dem J. 1512 findet sich in Roth-Scholtz, Insignia Sect. XXVI. N. 308 und bei Geßner a. a. O. I. 92. Da er viele lutherische Schriften ohne Ort, Jahr und ohne seinen Namen ausgehen ließ, so bediente er sich in diesem Falle zweier charakteristischer Titelverzierungen und Einfassungen, an denen dieselben leicht zu erkennen sind, weil bei anderen Büchern unter eben solchen Verzierungen sein Name befindlich ist. Bei der ersten enthält die untere Leiste drei viereckige Abtheilungen: in der ersten steht Maria mit dem Kinde, in der zweiten der Apostel Thomas mit dem Spieße, in der dritten ein Bischof („Dialoguz [sic] Syluestri Prienatis Mgri Palatij de potestate Pape . . .“, 4°); bei der zweiten sieht man unten die Musen und einige Dichter bekränzt, in der Mitte ist die Hippokrene, aus welcher einige trinken, auf den übrigen Seiten stehen Sänger und Musiker mit allerhand Instrumenten, jedoch nur mit halbem Leibe, zwischen Laub und Zweigen, in allem 11 Personen („In Epistolam Pauli ad Galatas F. Martini Lutheri Augustiniani Commentarius“, 4°). Ueber seinen Familiennamen, der mit dem des Reformators identisch ist, hat Löscher in seinen Reformationsacten, I. 221, ausführlich gesprochen; den Sinn hat Luther selbst am besten wiedergegeben, wenn er sich bisweilen (Briefe an Spalatinus, I. 837, 843) „Frater Mart. Eleutherius“ unterschreibt.

Melchior L. junior, der älteste Sohn des vorigen und nach Joh. Grunenberg, dem ersten Wittenbergischen Drucker, der Zeit nach der zweite. Wie bei seinem Vater und Bruder (s. u.), ist auch sein Geburtsjahr unbekannt. „Der jüngere" unterzeichnete er sich schon 1518 zu Leipzig, wo er seit etwa 1510 eine eigene Officin besaß, die er, versehen mit Schriften in dreierlei Sprachen, gegen Ausgang des J. 1519 nach Wittenberg verbrachte. Ungleich seinem Vater, der nur im Geheimen ein Freund Luther's war, trat er entschieden und offen für diesen auf und leistete ihm neben Hans Lufft sehr erhebliche Dienste. Denn zum größten Theile sind die zahlreichen Schriften Luther's, die er im Anfang der zwanziger Jahre in die Welt sandte, aus den Lotter'schen Pressen hervorgegangen, während man früher Lufft als ersten Drucker Luther's betrachtete. Selbst das Monumentalwerk des Reformators, die Bibelübersetzung, wurde von L. unternommen und schon am 21. September 1522 war der Druck des Neuen Testaments in Folio vollendet, welcher unter dem einfachen Titel: „Das neve Testament, Deutzsch, Vuittenberg" ohne Namen des Uebersetzers wie des Druckers erschien; erst bei der zweiten Auflage nannte sich Melchior L. der jüngere als Drucker. Auch am Alten Testament setzte er 1523 und 24 die Arbeit fort, welche dann aber von dieser Zeit an an den „Bibeldrucker" Lufft (vgl. d.) überging. Wie sehr Luther über den Entschluß dieses Druckers, sich in Wittenberg niederzulassen, erfreut war, geht aus mehreren seiner Briefe hervor. In einem derselben an Spalatin (die Misericord. Domini 1519: Epist. ed. Aurifab. I. 164) schreibt er: „Venit Melchior Lotterus instructus optimis formularum matricibus, a Fabrenio acceptis, paraturus apud nos officinam excusoriam instituere. Si ad hoc illustrissimus Princeps noster annuere dignaretur . . . tuum nunc officium petitur, ut in rem communem consilia et auxilia colloces. Nobis id decorum, imprimis Universitati nostrae, tum commodum auditoribus arbitramur, praesertim praesente Philippo, graecas literas et copiose et fideliter propagare cupiente". Der hier erwähnte Fabrenius ist nicht etwa ein Druckfehler für den gleichzeitigen Drucker Frobenius, sondern in Wirklichkeit der Name eines damals berühmten Schriftgießers, der allem Vermuthen nach in Leipzig lebte. Was aber die griechische Sprache betrifft, deren Luther hier erwähnt, so mangelte es daran zu dieser Zeit den Wittenbergischen Officinen gänzlich und Melanchthon beklagte sich deshalb bei seinen Freunden öfters. Und gegen Ende dieses Jahres schrieb Luther (a. a. O. Bl. 225a) an Johann Lang, Augustiner-Vicar zu Erfurt: „Lotterus Lipsiensis apud nos erigit calcographiam triplicis linguae, fervet studium praesertim Theologiae; Lipsia lipsiscit, sicut mos est". Diese Worte, sowie der ganze Brief sind den vierten Sonntag nach Advent geschrieben, wodurch es erklärlich wird, daß die ersten Drucke Lotter's erst im folgenden Jahre erschienen. Daß aber Melanchthon ganz besonders, der „praeceptor Germaniae", seine große Zufriedenheit über Lotter's Niederlassung zu Wittenberg bezeugte, ist leicht erklärlich. Im 15. Jahrhundert gab es in Wittenberg noch gar keine Druckerei und erst die von dem Kurfürsten Friedrich 1502 daselbst gestiftete Universität machte es zur Nothwendigkeit, daß eine Buchdruckerei angelegt wurde. Gleichwol war erst 1516 Joh. Grunenberg (Joh. Viridimontanus) der erste Drucker daselbst, aber seine Officin besaß wol deutsche und lateinische Lettern, aber die griechischen fehlten. Als nun Melanchthon, um die griechische Sprache zu lehren, 1518 nach Wittenberg berufen ward, war es selbstverständlich für ihn äußerst kränkend, daß in der Universitätsstadt kein griechisches Buch gedruckt werden konnte. Deshalb bat er wiederholt mit Luther den Kurfürsten, für Errichtung einer griechischen Officin, die der jungen Akademie so rühmlich als vortheilhaft sein würde, zu sorgen, und dies genehmigte denn auch der für das Aufblühen der jungen Anstalt eifrig besorgte Fürst. In einem Briefe, in welchem

Melanchthon dem erwähnten Augustiner Lang zu Erfurt zur erhaltenen griechischen Professur gratulirt (Ep. Mel. Lugd. p. 416) äußert er sich in dieser Beziehung: „Est apud nos Lottherus τυπογραφος, per quem sacros et profanos scriptores excudemus, quos uoles. Nos dabimus Nubes Aristophanis, argumentum splendidum, quo Philosophastros insequemur . . .“ Durch die Druckerei des L. zu Wittenberg wurde aber nun den Studirenden die Erlernung der griechischen Sprache sehr erleichtert. Wie bekannt, waren damals die griechischen Autoren nicht nur in Folio gedruckt und dadurch zum Gebrauche bei Vorlesungen sehr unbequem, sondern auch theuer und kostbar, weil selten. Melch. Adam erzählt uns im Leben Melanchthon's, daß bei dessen Ankunft zu Wittenberg (25. August 1518) griechische Bücher fast gänzlich fehlten und daß er, als er noch 1524 des Demosthenes Philippiken erklärte, nur vier Hörer hatte, welche gezwungen waren, den Text derselben sich abzuschreiben und zwar aus dem einzigen Exemplare, welches Melanchthon selbst angehörte. Es war nun die nächste Sorge des letzteren, durch die neue Druckerei des L. einzelne kleine Stücke und Bücher für seine Schüler in bequemerem Formate herstellen zu lassen, deren Editor er selbst war, die sehr wohlfeil waren, sodaß jeder sich dieselben mit wenigem Gelde verschaffen konnte. Diese griechischen Drucke gehören aber zugleich zu den besten Erzeugnissen dieser Officin, bestehen aus sehr gutem weißem und starkem Papier und die Lettern sind schön und fein. Weil es jedoch größtentheils Kleinigkeiten waren, nur aus wenigen Bogen bestanden und blos zu Vorlesungen für Studirende bestimmt, so haben dieselben das Loos aller Schulbücher getheilt und die wenigen noch heute vorhandenen zählen zu den Seltenheiten ersten Ranges. Uebrigens sank der griechische Druck sogleich nach dem Wegzuge des L. von Wittenberg wieder in seine frühere Unbedeutendheit zurück und die besten Schriftsteller der Universitätsstadt sowol als der zu Leipzig wie an anderen Orten Deutschlands sahen sich gezwungen, die Basel'schen Officinen (Joh. Frobenius, Andr. Cratander, später Joh. Herwagen u. a. m.), welche zuerst dem Aldus Manutius nachzueifern sich bestrebten, oder die Straßburgischen (Wolfg. Köpfel, Joh. Bebel, Matth. Schürer), nicht minder die Hagenauer (Anshelmus und Secerius) und die Nürnbergischen (Joh. Petrejus und Fr. Peypus) für den Druck ihrer griechischen Schriften in Anspruch zu nehmen. Mit dem Drucke lateinischer Bücher befaßte sich L. wenig, weil Luther's deutsche Schriften ihm alle Hände voll zu thun gaben. Zu dessen ersten deutschen Drucken gehören: „Sermon von dem N. Test. d. i. von der heil. Messe“, 1520, und „Von guten Werken“, 1520. Die erste Ausgabe der Uebersetzung des Neuen Testaments erschien, wie bereits oben erwähnt, im September 1522 in zwei Auflagen, Folio, die zweite nach Verfluß dreier Monate, worüber Luther (Ep. l. c. II, Bl. 89) sich äußert: „Dimidium solum nunc habes, restant alii adhuc 18 Terniones (er schickte nämlich sogleich, was fertig gedruckt war, Spalatin und dem Kurfürsten). Ante Michaelis non absolvitur, quamquam singulis diebus decies milia chartarum sub tribus praelis excudant ingenti labore et studio“. Ueber das Neue Testament von Luther 1523 durch L. mit Holzschnitten von Hans Scheuffelein vgl. die ausführliche Beschreibung dieser Ausgabe im Serapeum 1846, 358—363, und über eine unbekannte dritte Originalausgabe aus dem J. 1524 vgl. L. G. Wustmann in der Zeitschrift „Daheim“, 1879, S. 286. Auch den Druck der Kirchen- und Hauspostille Luther's nahm L. schon 1521 in Angriff und gab sie später stückweise heraus; vgl. Luther's Briefe an Wenc. Linck vom 7. März 1521 und an Nic. Gerbelius (Tom. I. Bl. 312b und 363a). Das Buchdruckerzeichen unseres Druckers war eine um ein Kreuz gewundene Schlange, außerdem aber bediente er sich vier eigenthümlicher Holzschnitttiteleinfassungen, welche theilweise denen des Val. Schumann zu Leipzig gleichen und

woran auch seine anonymen Schriften zu erkennen sind. Es war zu bedauern, daß die Thätigkeit seiner Officin zu Wittenberg schon zu Anfang des J. 1525 erlosch, wo er wieder nach Leipzig zurückkehrte. Der eigentliche Grund hiervon ist noch nicht hinlänglich aufgeklärt: einige wollen, um seines erkrankten Vaters Druckerei zu übernehmen, andere, daß er die Concurrenz des Hans Lufft, dem Luther sein volles Wohlwollen zuzuwenden anfing, gefürchtet habe, und wieder andere, er sei wegen eines nicht näher bekannten Vergehens bei dem Kurfürsten Friedrich in Ungnade gefallen. Und dies scheint auch aus einem den 13. December 1524 geschriebenen Briefe Luther's an Spalatin (Ep. ed. Aurifaber, II. Bl. 232 b) hervorzugehen: „Melchiorem Lottherum audio quoque apud Principem esse male traductum, quid obsecro opus est afflictionem addere afflictio (afflicto?)? Parcamus etiam aliquando, satis habet poenae et mali Quare esto Mediator bonus, et si opus est, ut ipse scribam pro eo, lubens faciam“. In Leipzig, wo er sich noch bis zu Ende der dreißiger Jahre nachweisen läßt, nannte er sich nicht mehr „der jüngere“, sondern schlechtweg wie sein Vater, wie auf vielen, namentlich Georg Wicel's Schriften zu ersehen ist. Er war auch der erste Leipziger Drucker, der 1533 den ersten glücklichen Versuch machte, die Psalmen mit beweglichen Lettern zu drucken. In dieser Stadt soll er im J. 1542 gestorben sein. Uebrigens hat der ältere L. durch den gleichen Vornamen mit seinem ältesten Sohne, Melchior, welcher letztere, wie bereits erwähnt, um 1510 sich gleichfalls in Leipzig etablirte, eine große bibliographische Verwirrung hervorgebracht. In den Druckstücken nämlich bis 1514 und länger schreibt sich Melchior der Vater bald Melchior bald Melchiar. Um diese Differenz auszugleichen, sieht man sich zu der Annahme genöthigt entweder, daß der Vater, als der Sohn Melchior sein eigenes Geschäft anfing, von seinem eigenen sich zurückzog und blos den Verlag übernahm, oder aber seine eigene Druckerei beibehielt, sich aber zur Unterscheidung Melchiar schrieb. Dies scheint beispielsweise aus dem „Compendium totius Logices p. M. Handt“ hervorzugehen, denn hier heißt es auf dem Titelblatte: „Liptzk. Impressit Melchior Lotter“, 1511, am Schlusse aber: „pressum est in urbe Lipsica opera et impensis Melchiaris Lotter aō 1512“. Und im „Stychus“ des Plautus desselben Jahres steht ebenso „in aedibus Melchiaris L.“ Wiederum lautet einige Jahre später bei den „Georgica“ des Virgilius die Unterschrift: „Melchiar Lotter impressit Lyptzk in regione foeni anno 1514“. In anderen Drucken findet sich: „impr. in aedibus Melchiaris L. et venumdatus p. Melchiarem L. in regione foeni“. Ich glaube, daß diese schon von Merzdorf im Serapeum, 1851, 335, gemachte und von mir revidirte Bemerkung jedenfalls einer weiteren Untersuchung bedarf, zumal nicht nur das durch den älteren L. in Meißen gedruckte „Breviarium“ 1520 die auffallende Unterschrift führt: „per providum Melchiorem Lottheri calcographum Lipsiacum“, also auf den jüngeren L., sondern auch der erwähnte Sachsenspiegel „durch Melchior Lothern den Eltern“ auf den Vater zeigt, während es doch gewiß ist, daß nicht der Sohn, sondern der Vater in Meißen druckte und obendrein 1528, wo der Sachsenspiegel erschien, der Vater aller Wahrscheinlichkeit nach schon gestorben war.

Nun übernahm Michael L., der jüngere Bruder des vorigen, die Wittenberger Officin. Seit ihrer beiden Ankunft in Wittenberg bis 1525 hatten sie theils auf gemeinschaftliche Rechnung, theils jeder für sich gearbeitet, doch scheint Michael auch die Aufsicht über die Werkstätte geführt zu haben. In einem Drucke „Sermon auf das Evangelium vom reichen Mann vnd armen Lazaro“, 1523, 4°, zeichnet z. B. Melchior allein, dagegen lautet die Schlußschrift eines Tractats aus diesem Jahre „durch Melchior vnd Michael L. Gebrüder“ und ebenso die eines Neuen Testaments 1524. Im J. 1525 veröffentlichte er jedoch

unabhängig von seinem Bruder verschiedene und zwar sehr wichtige Schriften Luther's, legte auch dessen von seinem Bruder gedruckte Stücke der Kirchen-Postill vom Advent bis auf den Palmsonntag wieder auf und fuhr damit bis etwa 1529 fort. Auch war er 1525 mit einem anderen Wittenbergischen Drucker Hans Weiß (Weller, Repert., S. 475) eine kurze Verbindung eingegangen, übersiedelte aber, vermuthlich gleichfalls die Nebenbuhlerschaft des Hans Lufft scheuend, 1529 mit seiner Druckerei nach Magdeburg, wo er zwar eine große Menge Bücher herausgab, die sich jedoch, wie schon seine Wittenbergischen, fast sämmtlich durch eine außerordentlich schlechte Correctur auszeichnen, ein Grund, weshalb er auch weder seine Producte absetzen noch lange an einem Orte verweilen konnte. Sein Tod daselbst fällt in das J. 1554 oder 1555. Seine Officin befand sich zu Magdeburg (Joh. Gottfr. Weller a. a. O., S. 173) in einem Hause „Zum Lindwurm“. Erwähnen wollen wir noch, daß in Wilhelm Raabe's (Corvinus) Erzählung „Unseres Herrgotts Kanzlei“ (Braunschweig 1862) Michael L. und sein Töchterlein Regina (geb. 1531) Hauptrollen spielen. Von seinen Magdeburgischen Drucken heben wir hervor: „Ein gesicht Philippi von Regenspurg welches bedeutet das jetzige Samaritische Interim“ o. O. u. J. (aber Magdeburg, M. L.); „Auslegung der Evangelien von Ostern bis auffs Advent“, 1531, Fol.; „Die gantze niedersächsische Bibel“, 1536, Fol.; „Apologia Flacii“, 1549; „Lutheri Meinung von den Mitteldingen“, 1550; „Newe Zeytung ... die sich ... in Straßburg ... wider auffrichtung ... Bäpstlicher Messen, so man der Pfaffen Interim nennet, hat begeben ...“, 1551. Der Herausgeber dieses Gedichtes, der sich Blasius Arg nennt, ist ohne Zweifel Matth. Flacius.

Eine Lotter'sche Buchdruckerfamilie erscheint zu Augsburg 1710—85 als: Joh. Jac. L. 1710, dessen Wittwe 1740, deren Erben 1743, Joh. Jacob L. der jüngere 1760, Lotterische Schriften 1785. Ob und in welcher Beziehung diese Familie mit der unserigen stehe, ist ohne Durchforschung der städtischen Archive unmöglich zu bestimmen und auch Carl Lotter in seiner Schrift „Stammbaum der Familie Lotter in Schwaben“ (Stuttg. 1879) behandelt lediglich die württembergischen und vorzugsweise die Stuttgarter Verzweigungen der Familie und erwähnt keinen unserer Drucker.

J. G. Zeltner, Historie der gedruckten Bibelversion Luther's, S. 9—33. Geßner, Buchdruckerkunst (im Register des zweiten u. vierten Theiles). Panzer, A. t. I. VII. IX. (jedesmal unter Lipsia). E. G. Eichsfeld, Relation vom Wittenberg. Buchdrucker-Jubilaeo. Joh. Imm. Müller, Incunabula Typogr. Lips., Bl. 14. Joh. Melch. Krafft, Histor. Nachr. v. d. niederdeutschen Bibel Luther's. Leich, Origo typ. Lips., p. 32—33. Köhler, Beiträge zur deutschen Litt. I. 204—205. Joh. Gottfr. Weller, Altes aus allen Theilen d. Geschichte, I. 103. 173. 394. 547. Weller, Repert. typogr., S. 469 u. dessen Supplem. S. 62. Serapeum 1851, 335—36; 1853, 31 ff. (32 Druckwerke des älteren Lotter angezeigt u. beschrieben aus d. Bibl. zu Oldenburg), 1866, 291, 300, 307, 367. Lorck, Die Druckkunst in Leipzig, S. 6—7 und Handbuch der Geschichte der Buchdruckerkunst, I. S. 146—150. Weller, Ann. I. 56—317, II. 315—405. Thesaur. libell., S. 6—248 (über 60 Druckwerke). Wustmann, Die Anfänge d. Leipziger Bücherwesens, S. 16—18. Ders., Luther in Leipzig, Leipz. Tagebl. 1883 Nr. 302 ff. Meyer, Die Buchdruckerkunst in Augsburg, S. 29, 32, 83, 84. J. Franck.

Lotter: Tobias L., geb. am 19. October 1568 zu Augsburg, gest. als Stiftsprediger zu Stuttgart am 19. December 1631, evangelischer Theologe, Sohn von Bartholomäus L., Kaufmann in Augsburg, und Ursula Conrad von Memmingen. Wegen der glücklichen Errettung aus einer gefährlichen Krankheit wurde er von seinen Eltern zum Studium der Theologie bestimmt und studirte,

nachdem er die Schulen in Giengen an der Brenz und Leuingen besucht hatte, in Tübingen. Seine sehr tüchtigen Kenntnisse wurden bald anerkannt, 1591 wurde er — aus welchem Grunde er in den württembergischen Kirchendienst übertrat, ist nicht ersichtlich — Diaconus in Tübingen, 1598 kam er an die Hospitalkirche von Stuttgart und stieg, ein sehr eifriger, treuer Seelsorger, tüchtiger und beliebter Prediger, 1608 zu der Stiftspredigerstelle daselbst; der geschäftsgewandte Mann, der das Vertrauen der Regenten genoß, unter welchen er in Stuttgart amtete, Friedrich und Johann Friedrich, war auch Mitglied des Consistoriums und des Ehegerichts. 1612 wurde er von der Tübinger theologischen Facultät zum Doctor ernannt, 1615 wurde er mit der Einführung der Reformation in dem von Herzog Johann Friedrich neuerkauften Dorfe Brenz beauftragt. Ein entschiedener Anhänger der Augustana invariata und der Concordienformel, wie sich dies damals in Würtemberg von selbst verstand, zeigte er seinen confessionellen Eifer in der Streitschrift: „Nothwendiger Bericht betreffend die Motiven, umb deren willen Wolfgang Wilhelm Pfaltzgrav bey Rhein zu der römischen Kirchen sich begeben“, Tübingen 1615. Der Uebertritt von Wolfgang Wilhelm hatte großes Aufsehen erregt und die Schrift von L. ist eine der damaligen Dogmatik und Polemik entsprechende Apologie der lutherischen Confession. Um Stuttgart machte sich der kunstliebende Mann verdient durch die Aussetzung eines Capitals von 200 fl. zur Gründung und Erhaltung der noch bestehenden Kirchenmusik für die Stiftskirche. Seit Sommer 1631 kränkelte er, am 19. December starb er und wurde in der Stiftskirche begraben. Er war seit 1591 verheirathet mit Judith Holder, der Tochter seines Amtsvorgängers Wilhelm Holder, von seinen sechs Kindern überlebte ihn nur ein Sohn. — L. war in keiner Weise hervorragend, aber ein tüchtiger lutherischer Geistlicher und Seelsorger mit guten Kenntnissen und von strenger Rechtgläubigkeit. Von seinen Predigten wurden zahlreiche gedruckt, z. B. Leichenpredigten über fürstliche Personen (Herzogin Sibylle von Württemberg, Markgräfin Barbara von Baden, Herzog Ludwig Friedrich von Württemberg), Huldigungspredigten bei dem Regierungsantritt der Herzoge Johann Friedrich, Ludwig Friedrich und Friedrich von Württemberg, andere Leichenpredigten, Zeitpredigten (von Wettern und Hageln, Kometen, gefährlichen Sterbensläufen &c.); in „Moses und Luther“ gehalten 1618 zur Feier der Reformation stellte er eine ansprechende Vergleichung der beiden Gottesmänner an.

M. Lotter, Dr. Tob. Lotter, Gedächtnißrede zu dessen 300jährigem Geburtsfeste, Stuttg. 1868 (mit poetischer Freiheit gezeichnetes Lebensbild); C. Lotter, Stammbaum der Familie Lotter in Schwaben, Stuttg. 1879; Leichpredigt über Tobias Lotter von Wilhelm Heerbrand, Stuttg. 1632; Fischlin, Memoria Theologorum Wirtemberg. P. II. Theodor Schott.

Lotti: Antonio L., berühmter Componist der venetianischen Schule, wurde gegen 1667 wahrscheinlich in Hannover geboren, wo sein Vater, Matteo L., Capellmeister am kurfürstl. Hofe war. Außer Zweifel ist es jedoch, daß seine Familie venetianischen Ursprungs ist, da er sich selbst auf dem Titel seines 1705 erschienenen Madrigalenwerkes Antonio Lotti Veneto nannte. Er kam jedenfalls sehr jung nach Venedig und wurde dort Schüler des berühmten Giovanni Legrenzi, Director des Conservatoriums, seit 1685 Capellmeister an St. Marco. Schon im J. 1683 ward in Venedig Lotti's erste Oper „Giustino“ gegeben. Schnell verbreitete sich seit der Zeit sein Ruf als Componist und auch als Orgelspieler. Am 31. Mai 1692 wurde er zum Organisten der zweiten Orgel in der Capelle von St. Marco ernannt; seit 1687 gehörte er dem nämlichen Institute als Sänger an; am 17. August 1704 erhielt er die Stelle eines Organisten an der ersten Orgel. Venedig war zu jener Zeit ein Sammelplatz

vieler italienischer Componisten, Sänger und Virtuosen von Bedeutung. Die vier Conservatorien Venedigs waren damals weit und breit berühmt, nicht minder glänzten die zahlreichen Opernbühnen der Lagunenstadt. Kein Wunder, daß Reisende aller Nationen dorthin eilten, um sich zu bilden und zu amüsiren. Auch der kunstsinnige und kunstgebildete Kurprinz von Sachsen, Friedrich August II., hielt sich vom Frühjahr 1716 bis zum Herbst in Venedig auf und bestimmte, angeregt durch die musikalischen Eindrücke, welche er empfangen, seinen Vater, August den Starken, für Dresden eine „italienische Oper" zu gewinnen. Der Kronprinz leitete in Venedig die Unterhandlungen und Engagements, worüber Ausführliches in meinem Buche „Zur Geschichte der Musik und des Theaters am Hofe zu Dresden" (II. S. 97 ff.) zu finden ist. Am 5. September 1717 reisten sämmtliche Mitglieder der neugebildeten Oper von Venedig nach Dresden ab. An der Spitze derselben standen als Capellmeister Antonio L., als erste Sopranistin dessen Gattin Santa Stella, beide mit einem Gehalt von 2100 Doppien, à 5 Thaler (10 500 Thaler). Das Unternehmen erregte nicht nur in Dresden, sondern auch in Deutschland außerordentliches Aufsehen und erlangte bald großen Ruf. Händel kam 1719 selbst nach der sächsischen Residenz, um die Italiener zu hören und wo möglich einige derselben für die von ihm geleitete Oper in London zu gewinnen. L., der für Dresden mehrere Opern und Cantaten geschrieben hatte (s. weiter unten), gab mit seiner Gattin im October 1719 das dortige Engagement auf, um wieder nach Venedig zurückzukehren; das Opernunternehmen selbst ward 1720 aufgelöst. — Des Meisters Leben in der Heimath scheint wie früher ruhig und gleichmäßig verlaufen zu sein. Dasselbe war lediglich der Ausübung seiner Kunst gewidmet, doch componirte er nur noch für die Kirche, nicht mehr für die Oper. Am 2. April 1736 zum Capellmeister an St. Marco ernannt, starb er am 5. Januar 1740 und wurde in der Kirche St. Geminiano beigesetzt, wo ihm von seiner Gattin ein Denkmal gesetzt wurde, mit der Inschrift: „Antonio Lotti | in ducali Basilica | Musices Moderatori | Santa Stella | Conjugi carissimo | praedefuncto ac sibi | T. T. M. Anno 1759". — L. scheint ein großes Vermögen hinterlassen zu haben, da er seinen Bruder Francesco, welcher einer der Procuratoren von St. Marco war, zum Universalerben ernannte und seiner Gattin noch außerdem 15 000 Ducaten vermachte. — L. gilt als einer der ersten und bedeutendsten Meister seiner Zeit. Gleich fruchtbar als Componist für Bühne, Kirche und Haus, erreichte er doch die höchsten Erfolge in den beiden letzten Gattungen. Fétis, der unbestritten als Kenner der musikalischen Production jener Zeit anzusehen ist, urtheilt über unsern Meister in seiner Biographie universelle folgendermaßen: „Wahrheit der Empfindung, Lebhaftigkeit des Ausdrucks sind die vorherrschenden Eigenschaften der Compositionen Lotti's. Sein Stil ist einfach und klar und Niemand hat in neuerer Zeit besser verstanden als er, die menschliche Stimme auf natürliche Weise zu verwenden. In seinen Opern findet man weniger lebhaften dramatischen Ausdruck, aber in seinen Madrigalen und Kirchencompositionen ist er zum mindesten Scarlatti an die Seite zu stellen und seine Ueberlegenheit über alle Meister seiner Zeit ist unbestritten". — Hasse, der ihn 1727 zu Venedig kennen lernte, rief bei Anhörung einer seiner Compositionen aus: „Welcher Ausdruck, welche Mannigfaltigkeit in seinen Tönen". Zwischen seinen kirchlichen Sachen und seinen Opern ist eine Kluft bemerklich, wie sie heut zu Tage bei einem und demselben Componisten in beiden Arten nie vorkommen könnte. Allerdings hatte das musikalische Drama kaum die Kinderschuhe ausgetreten und zugleich mit Erwerbung neuer Hülfsmittel nur erst schüchtern die Fesseln beengender kirchlicher Formen abgestreift, ohne jedoch den ihm verloren gegangenen erhabenen Inhalt

jener Formen bereits genügend durch eine freiere schöne Schreibweise ersetzt zu haben. Demunerachtet steht L. auch als Operncomponist auf der Höhe seiner Zeit. Er beherrscht mit Sicherheit die bereits feststehenden Formen der Ouverture (obgleich diese meist das schwächste Stück seiner Opern ist), der Recitative, Arien und Duette, letztere freilich nur vereinzelt vorkommend. Selten überladet der Meister den Gesang mit Coloraturen, obgleich er hierin in der Hauptsache dem Geschmacke seiner Zeit folgt und sich zuweilen doch den Forderungen der Sänger gefügt haben mag. Die Instrumente dienen ihm nicht nur zur Begleitung, sondern er benutzt sie bereits, um den Gesang reizender, mannigfaltiger, charakteristischer und bedeutsamer zu machen. Nächst dem Streichquartett verwendete er alle damals gebräuchlichen Blasinstrumente: Flöten, Oboen, Fagotte, Waldhörner und Trompeten (letztere sehr selten); doch benutzte er auch die Violine und Theorbe zum obligaten Accompagnement. Besonders bemerkenswerth ist die Anwendung der Blasinstrumente in den Opern, die er für Dresden schrieb. Im „Alessandro severo", den er 1717 für Venedig componirte, kommen nur Streichinstrumente vor; vielleicht daß ihn in der sächsischen Hauptstadt die ausgezeichneten Bläser der Capelle anregten. Immerhin kann L. auch als Operncomponist den Besten seiner Zeit angereiht worden, trotzdem er als solcher harmonisch dürftig erscheint. Beim Lesen seiner Opernpartituren glauben wir gern den Versicherungen eines damaligen Privatcopisten in Dresden, des weiland Organisten Schröter, welche also lauten: „Ich mußte seine Partituren ins Reine schreiben und die von ihm meistentheils ausgelassenen Mittelstimmen hinzufügen". Doch auch Lotti's Kirchencompositionen sind wie die der meisten seiner zeitgenössischen Landsleute nicht immer gleich werthvoll und einheitlich. Der schädigende Einfluß der schon damals überwuchernden Oper ist nicht zu verkennen. In einem und demselben Werke steht oft dicht neben dem herrlichsten Satz ein ziemlich zopfiges, inhaltloses Stück; so z. B. ist das Credo, in welchem das berühmte 12stimmige Crucifixus enthalten ist, sehr unbedeutend. Aber solche Perlen, wie jenes Crucifixus, enthält fast jede Composition Lotti's. Der Meister erinnert in einzelnen Zügen lebhaft an seine großen Zeitgenossen Bach und Händel. — L. war auch hochgeschätzt als Lehrer für Gesang und Theorie. Unter seinen Schülern sind zu nennen: Domenico Alberti, Girolamo Bassani, Michelangelo Gasparini, Benedetto Marcello, Giovanni Pescetti, Baldassaro Galuppi, für den er besondere Vorliebe hatte, und Giacomo Gius. Saratelli, der Nachfolger des Meisters im Capellmeisteramte an St. Marco. Fétis führt viele Compositionen Lotti's an, die sich in seinem Besitz und in dem des Abbé Santini in Rom befanden. Hier mögen die Werke des Meisters verzeichnet werden, welche sich im Besitze der königlichen Musikaliensammlung in Dresden befinden:

Geschriebenes: 1. „Kyrie e Gloria a tre Chori con strom."; 2. „Credo" a 4 voci con strom. (hierin ist das bekannte 12stimmige Crucifixus enthalten); 3. „Messa del quinto tuono" à 4 voci; 4. „Messa" à 4 voci; 5. „Messa" à 3 voci; 6. „Messa" à 3 voci col Basso; 7. „Missa sapientiae" à 4 e. 5 voci con strom.; 8. „Requiem" à 3 voci con strom.; 9. „Dixit Dominus" à 5 voci con strom.; 10. „Laudate pueri" à 3 voci con strom.; 11. „Laudate pueri" à 4 voci con strom.; 12. „Beatus vir" à 4 voci; 13. „Confitebor" à 5 voci con strom.; 14. „Salve Regina" à Sopr. con strom.; 15. „Salve Regina" à Alto con strom.; 16. „Salve Regina" à 4 voci; 17. „Ave Regina coelorum" à 4 voci; 18. „Magnificat" à 5 voci; 19. zwei „Benedictus" und „Miserere" à 4 voci (1753); 20. zwei „Miserere" à 4 voci; 21. „Miserere" à 8 voci; 22. „Foca superbo" (Venedig 1716); 23. „Alessandro severo" (Venedig 1717); 24. „Giove in Argo" (Dresden 1717); 25. „Ascanio overo gl'odi delusi dal sangue" (Dresden 1718); 26. „Teofane" (1719); 27. „Griletta e Serpillo", „Inter-

medio“ (zwei verschiedene Compositionen); 28. sechs Cantaten für eine Singstimme mit Baß; 29. 62 Arien; 30. drei Duette; 31. zwei Chöre; 32. „Madrigali per il Bucintoro“ à 4 voci.

Gedrucktes: „Duetti, Terzetti e Madrigali“ (Venedig 1705); dieses Werk widmete L. dem Kaiser Joseph I. und erhielt dafür eine goldene Gnadenkette. Es ist dasselbe, aus dem Giuseppe Bononcini das köstliche Madrigal zu fünf Stimmen „In una siepe umbrosa“ in London 1728 für seine Composition ausgab. Chrysander berichtet im zweiten Theile seines „Händel“ (S. 295) ausführlich über diesen Vorgang, bei dem sich L. gleich vorzüglich als Mensch wie als Künstler benahm. Kurz nach dem Bekanntwerden der Duetti, Terzetti etc. erschien anonym unter dem Titel: „Lettera famigliare d'un academico Filarmonico ed Arcade discorsiva sopra un libro di Duetti, Terzetti e Madrigali a più voci“ (Venedig 1705), eine ziemlich ungerechte Kritik über dies herrliche Werk von Benedetto Marcello, der sich dadurch nicht eben als dankbarer Schüler des Meisters zeigte. Von den Opern Lotti's sind noch folgende nachzuweisen: Zur Aufführung kamen in Venedig: 1. „Giustino“, 1683; 2. „Il Trionfo d'innocenza“, 1693; 3. „Tirsi“ (I. Act), 1696; 4. „Achille placato“, 1707; 5. „Teuzzone“, 1707; 6. „Ama piu chi men si crede“, 1709; 7. „Il Commando non inteso ed ubbidito“, 1709, 8. „Sidonio“, 1709; 9. „Isaccio Tiranno“, 1710; 10. „La forza del sangue“, 1711; 11. „Il Tradimento traditor di se stesso“; 12. „L'Infedeltà punita“, 1712; 13. „Porsenna“, 1712; 14. „Irene Augusta“, 1713; 15. „Polidoro“, 1714; 16. „Il Vincitor generoso“, 1718. In Wien: „Costantino“ (Ouverture von Fux), 1716. Außerdem wurden dort noch Lotti's Oratorien: „Il voto crudel“ im J. 1712 und „L'Umilta coronata“, 1714 gegeben. Für das Hospital degl' Incurabili zu Venedig schrieb er das Oratorium „Gioas Re di Giuda“, Dichtung von Zaccheria Vallaresso (Oesterr. Blätter für Litteratur und Kunst, 1845, Nr. 75). Ueber die neueren Ausgaben einzelner Werke Lotti's berichtet R. Eitner in seinem trefflichen „Verzeichniß neuer Ausgaben alter Musikwerke“ (Beilage zum zweiten Jahrgang der Monatshefte für Musikgesch., Berlin 1870).

M. Caffi, Storia della Musica sacra nella gia capella ducale di S. Marco in Venezia, I. p. 335. E. Naumann, Italienische Tondichter, Berlin 1876, S. 295. Fürstenau.

Lottner: Heinrich L., preußischer Bergrath und Director der Bergakademie in Berlin, ist am 9. September 1828 zu Berlin geboren, wurde aber bei dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seinem Oheim Oberst Lottner in Düsseldorf erzogen. Hier besuchte L. die Realschule und begab sich nach deren Absolvirung nach Bochum, um die praktische Vorlehre, welche für das Studium des Bergwesens vorgeschrieben war, in dem dortigen Bergwerke durchzumachen. Er widmete sich hier mit allem Fleiße dieser Aufgabe und zwar bei seiner außergewöhnlichen Begabung mit solchem Erfolge, daß er bereits 1845 das bergmännische Tentamen bei dem Bergamte Bochum mit den besten Noten bestand. L. ging hierauf 1845 nach Berlin, um in einem zweijährigen Curse auf der Universität sich dem höheren Studium der Bergwerkswissenschaft zu widmen. Nach einer dreijährigen Beschäftigung bei dem praktischen Dienste in den westfälischen Bergwerken kehrte L. noch einmal nach Berlin zurück, um während seines einjährigen Militärdienstes durch Besuch der Vorlesungen auf der Universität und der Bergakademie seine Studien zum Abschluß zu bringen. 1853 unterzog L. sich bei dem Oberbergamte zu Dortmund dem Referendariatsexamen, das er mit sehr gutem Erfolge bestand, sodaß er sofort hier auch eine Verwendung in Stellvertretung mehrerer Revierbeamten fand. Nach einer lehrreichen Reise durch die belgischen Bergwerksreviere erhielt L. 1854 die Stelle eines ersten Lehrers und Vorstandes

der neuerrichteten Bergschule zu Bochum, wo er Gelegenheit fand, in umfassendster Weise praktisch und theoretisch sich auf dem Gebiete der Bergwerkswissenschaft reiche Kenntnisse zu erwerben. 1858 trat er zuerst mit einer vortrefflichen Skizze „Ueber die geographischen Verhältnisse des westphälischen Steinkohlengebirges" (in zwei Auflagen) hervor und leistete auch bei der Herausgabe einer darauf bezüglichen Flötzkarte des westfälischen Steinkohlengebirges wesentliche Beihülfe. Populäre Vorträge, z. B. über die Entstehung der Steinkohle, über Erdbeben und Vulkane wurden gleichfalls durch den Druck veröffentlicht. Eine weitere populär abgefaßte Arbeit: „Bergbau- und Hüttenkunde" bildet einen Theil des 1859 bei Bädeker erschienenen Sammelwerks: „Gesammte Naturwissenschaft". Kleinere Publicationen von ihm sind: „Vorkommen von Haarkies" (Zeitschr. d. d. geol. Ges., XV. 242) und „Ueber krystallisirten Sandstein" (das. 242). In der Zeitschrift für Berg-, Hütten- und Salinenwesen in Preußen fanden einige Abhandlungen: „Die Fahrkunst auf der Steinkohlengrube Gewalt", „Ueber die Anwendung comprimirter Luft bei Senkarbeiten im schwimmenden Gebirge", „Ueber die Grundsätze, welche bei dem Abbau der Steinkohlenflötze in Westphalen zu befolgen sind" rc., Aufnahme. Sie erregten durch die Schärfe der Auffassung und Klarheit der Darstellung die allgemeine Aufmerksamkeit, sodaß L., nachdem er die Prüfung als Bergassessor mit Auszeichnung bestanden hatte, sofort nach Berlin berufen wurde, um Vorlesungen über Bergbaukunde zu halten und für die Errichtung einer Bergakademie die Vorarbeiten zu machen, bei deren Errichtung er zum commissarischen Director mit dem Titel eines Bergrath ernannt wurde. In dieser Stellung organisirte er mit vielem Glück das neue Institut, das er bald zur Höhe gleichartiger älterer Anstalten empor hob. Auch betheiligte er sich lebhaft an den geologischen Arbeiten in Preußen und an den Bestrebungen der deutschen geologischen Gesellschaft. Ein ausführliches Werk über Bergbaukunde, das er verfaßte, sollte er nicht mehr selbst der Oeffentlichkeit übergeben, treue Freundeshand besorgte nach dem frühzeitigen Tode Lottner's, welcher am 16. März 1866 in Berlin erfolgte, mit pietätvoller Hingebung die Herausgabe dieses ausgezeichneten zweibändigen Werkes: „Leitfaden zur Bergbaukunde, nach Lottner's Tode bearbeitet und herausgegeben von Dr. A. Serlo", welches bereits mehrere Auflagen erlebt hat.

Vorwort zu Lottner, Leitfaden zur Bergbauk., VIII. Gümbel.

Lottum: Friedrich Albrecht Karl Herrmann Reichsgraf von Wylich und Lottum, Enkel des Feldmarschalls (s. u.) und Sohn des Generals Johann Christoph L. und der Hermine Alexandrine Friederike Wilhelmine Freiin v. Wittenhorst-Sonsfeld, ist am 20. April 1720 zu Anclam geboren, und ein vorzüglicher Reitergeneral aus der Seydlitz'schen Schule geworden. Er trat 1737 als Cornet bei dem Kürassierregiment (Nr. 8, jetzt im Leib-Kürassierregiment [schlesischen] Nr. 1 aufgegangen), dessen Chef 1757—74 Seydlitz gewesen, ein, ward 1745 Lieutenant, 1755 im August Stabs- und im September 1756 wirklicher Rittmeister, 1763 Commandeur des Regiments, 1769 Oberstlieutenant, 1772 Oberst, 26. Juni 1774 Chef eines Dragonerregiments (im jetzigen 1. brandenburg. Dragonerregiment Nr. 2 aufgegangen), 17. August 1777 Generalmajor, 20. Mai 1787 Generallieutenant, erhielt 1794 als General der Kavallerie den Abschied und starb im J. 1797. — An sämmtlichen Feldzügen des großen Königs hat er ruhmreichen Antheil genommen und sich auf unzähligen Schlachtfeldern bewährt. Wir nennen Chotusitz, Hohenfriedberg, Soor, Katholisch-Hennersdorf, Lowositz, Prag, Kolin, Roßbach, Leuthen, Zorndorf, Hochkirch, Liegnitz, Torgau, Langensalza, Wahlstatt, Burkersdorf, Leutmannsdorf und Reichenbach. Im J. 1757 im December wurde er vor Breslau gefangen, doch bald wieder ausgewechselt; für die Schlacht bei Zorndorf erhielt er den Orden pour le mérite. Im

baierischen Erbfolgekrieg stand L. mit seinem Regimente bei der Armee des Prinzen Heinrich, und 1787—88 diente er mit Auszeichnung im holländischen Feldzuge. L., der auch seit 1753 Domherr von Halberstadt war, war mit der Tochter des Landraths Alexander v. Schlichting, Sophie Beate, verheirathet.

Alt, Gesch. der K. preuß. Kürassiere und Dragoner, II. (König) Biograph. Lexikon, II. S. 436. Ernst Friedlaender.

Lottum: Heinrich Christoph Karl Herrmann Reichsgraf von Wylich und Lottum, Sohn des vorigen, ist am 8. Januar 1773 zu Cleve geboren. Im Januar 1786 trat er in das Dragonerregiment seines Vaters, welchem er 30 Jahre hindurch angehörte. Er avancirte in demselben 1787 zum Fähnrich, 1788 zum Lieutenant, 1798 zum Premierlieutenant, 1803 zum Capitän, 1808 zum Major, 1813 im August zum Oberstlieutenant und im December zum Oberst. Er machte den Feldzug in Holland und gegen die französische Republik mit. Im unglücklichen Feldzuge von 1806 löste sich das Regiment fast auf, der Rest mußte bei Lüneburg, nur noch 180 Mann stark, die Waffen strecken. Während des Winters 1806/7 sammelte Graf L. mit mehreren anderen Offizieren bei Danzig aus den Ranzionirten zwei schwache Schwadronen von je 60 Mann, welche dann nach der Uebergabe von Danzig zur Neuformation des Regiments verwendet wurden; am 29. August 1807 war es formirt und hieß: „Dragoner-Brigade Prinz Wilhelm“. Während der Befreiungskriege war L. Commandeur des Regiments, welches sich namentlich bei Dennewitz sehr auszeichnete; 1814 war er Militärgouverneur von Brabant und Flandern und befehligte 1815 eine Kavalleriebrigade des 3. Armeecorps, mit welcher er bei Ligny und Wavre ins Feuer kam. Nach dem Frieden war L. Inspecteur der Landwehr im Regierungsbezirk Arnsberg, kam 1816 im Januar als Commandeur der zweiten Cavalleriebrigade nach Danzig, wurde 1817 Commandeur der Kavalleriebrigade des 1. Armeecorps und 1819 Generalmajor. Im J. 1820 finden wir ihn als Commandeur der zweiten Kavalleriebrigade beim 1. Armeecorps und 1826 als Commandeur der ersten Division in Königsberg. Im J. 1829 wurde er Generallieutenant. Als L. im November desselben Jahres zum Commandeur der sechsten Division und Commandanten von Torgau ernannt auf der Reise dorthin durch Berlin kam, erkrankte er schwer und starb daselbst in der Nacht vom 7. zum 8. Februar 1830.

Alt, Gesch. der K. preuß. Kürassiere und Dragoner, II. v. Zedlitz, Pantheon des Preuß. Heeres, II. S. 75. Ranglisten.

Ernst Friedlaender.

Lottum: Philipp Karl Reichsgraf von Wylich und Lottum, war am 27. August 1650 geboren als Sohn des Freiherrn Johann Sigismund Wylich von L. und der Josina von Wittenhorst-Sonsfeld; er widmete sich dem Kriegsdienst und machte in den siebziger und achtziger Jahren in holländischen Diensten die Feldzüge am Rhein und in den Niederlanden gegen Frankreich mit. Am 1. August 1688 wurde er Oberst, 1690 Generalmajor und 1694 Generallieutenant, Chef eines Regiments, welches der Stamm der späteren (seit 1740) Leibgarde war, und Gouverneur von Spandau, am 15. Februar 1695 wurde er Oberhofmarschall und 17./27. Mai 1698 Oberdirector der Domänen in allen kurfürstlichen Provinzen. Er bewohnte in Berlin das für 15 500 Thlr. erkaufte Schomberg'sche Haus, das jetzige kronprinzliche Palais. Am 20. Januar 1701 erhob ihn der Kaiser in den Reichsgrafenstand, was König Friedrich I. am 14. Juni desselben Jahres bestätigte. Beim Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges erhielt L. das Commando über die preußischen Truppen in holländischen Diensten, nahm 1703 Rheinbergen und Geldern ein und wurde 1704 General der Infanterie. Am 18. April 1705 zum Obergouverneur der westfälischen

Festungen ernannt, blieb er zugleich in seiner Oberbefehlshaberstelle bei der Feldarmee, schlug am 11. Juli 1708 die Schlacht bei Oudenarde mit, belagerte 1709 Tournay und betheiligte sich am 11. September desselben Jahres am Siege bei Malplaquet, wo der Kronprinz Friedrich Wilhelm Zeuge der vorzüglichen Leistungen der preußischen Truppen unter Lottum's Führung war. Gleich nach seiner am 25. Februar erfolgten Thronbesteigung beförderte König Friedrich Wilhelm I. den ausgezeichneten Truppenführer zum Generalfeldmarschall (am 27. Februar). L. starb am 14./24. Februar 1719. Er war zwei Mal vermählt: 1) mit Maria Dorothea Freiin von Schwerin (1679), 2) mit Albertine Charlotte Freiin von Quadt-Wickerad, und hinterließ 6 Söhne und 7 Töchter. L. war Generalfeldmarschall, Ritter des schwarzen Adlerordens, wirklicher geheimer Kriegsrath, Oberpräsident der cleve-märkischen Regierung, Gouverneur von Wesel, Chef eines Regiments, Drost mehrerer Aemter, Curator der Universität Duisburg ꝛc.

Acten des geh. Staatsarchivs. (König) Biograph. Lexikon, II. S. 434. Carl Edzard Bödiker, Prediger zu Wriezen: „Der rechte und echte Kriegsmann, nach erhaltener siegreicher Schlacht wider die Frantzen bei Oudenarde 1708, 11. Juli." Ernst Friedlaender.

Lotz: Hans Georg L., Schriftsteller und Belletrist, wurde zu Hamburg geboren am 4. Januar 1784 und starb ebenda 60 Jahre alt am 28. Januar 1844. Er war zuerst Kaufmann und lebte als solcher in Marseille und hernach in Leipzig. Im J. 1812 heirathete er eine Tochter des geheimen Archivars im Generaldirectorium zu Berlin, Töpfer; im J. 1813 siedelte er dann selbst nach Berlin über. Hier befiel ihn ein Augenübel, das bald in völlige und unheilbare Blindheit überging. Er ging nun nach seiner Vaterstadt und gründete hier im J. 1817 eine Zeitschrift, die „Originalien", deren Redaction er bis zu seinem Tode leitete. Außerdem war er sonst auf mannigfache Weise litterarisch thätig; er schrieb Romane und Erzählungen, dichtete und übersetzte aus den neuern Sprachen. Fünfzehn Jahre vor seinem Tode wurde er auch in Folge eines Rückenleidens völlig gelähmt. Er trug seine Leiden mit Ergebung und war bis acht Tage vor seinem Tode mit seinen litterarischen Unternehmungen beschäftigt. — Auf dem Titel seiner Schriften nannte er sich nur Georg L. Die „Originalien" wurden nach seinem Tode von seiner Wittwe unter Beihülfe ihres Bruders Karl Töpfer fortgesetzt und erschienen bis zum Februar 1849.

Hamburger Schriftstellerlexikon, Bd. IV. S. 553—58; hier werden 70 verschiedene Werke von ihm genannt. Goedeke, Grundriß, Bd. III. S. 627 f. u. S. 1389. l. u.

Lotz: Johann Friedrich Eusebius L., Jurist und Nationalökonom, geb. am 13. Januar 1771 zu Sonnenfeld im damaligen Herzogthum Sachsen-Hildburghausen, † am 13. November 1838 zu Koburg. Der Sohn eines Justizamtmanns erhielt er seine Vorbildung von 1784—87 auf dem Gymnasium in Koburg und studirte dann in Jena die Rechte. Er gedachte sich auf dieser Hochschule als Docent niederzulassen und bereitete sich schon zur Doctorpromotion vor, als ihn der Tod seines Vaters in die Heimath zurückrief. Hier wurde er 1790 Hofadvocat und übte seinen Beruf zuerst in seinem Geburtsorte und nachher in Hildburghausen aus. 1795 übernahm er die Aufgabe, das geheime Archiv in seinem staatswissenschaftlichen Theile zu ordnen, wofür ihm die Stelle eines Regierungs- und Consistorialsecretärs in Aussicht gestellt wurde. Er erhielt dieselbe im December 1796 und bekleidete sie, seit 1801 mit dem Titel eines herzoglichen Rathes, bis zum Juli 1804, wo er mit dem Prädicate „Kanzleirath" zum ersten Regierungs- und Lehnssecretär aufstieg. Neben diesem Amte führte er zugleich die Aufsicht über das geheime Archiv, eine Beschäftigung,

welche ihm besonders zusagte, sodaß er um ihretwillen die Beförderung zum Mitglied der Regierung ablehnte und dann nur unter Beibehaltung jener Thätigkeit annehmen wollte. Dieser Eigenwille zog ihm die Ungnade des Ministers zu, und es erfolgte als Ausdruck derselben im Juli 1806 seine Versetzung als Centamtmann nach Heldburg. Diese Verbannung aus der Hauptstadt bewog ihn im Mai 1810, einen Ruf als wirklicher Regierungsrath nach Koburg anzunehmen. In dieser neuen Stellung betheiligte er sich an den Verhandlungen der thüringischen Staaten wegen der Ausgleichung der Kriegskosten, übernahm 1816 als Bevollmächtigter des Herzogs Ernst das demselben vom Wiener Congreß zugetheilte Fürstenthum Lichtenberg, richtete dessen Verwaltung ein und blieb über ein Jahr lang an der Spitze der Geschäfte. 1821 wirkte er bei der Einführung der landständischen Verfassung im Herzogthum Koburg mit, trat seit dem März des folgenden Jahres provisorisch in das Ministerium und begab sich bald darauf nach der vom Herzoge gekauften Herrschaft Greinburg in Oberösterreich, deren Uebernahme und Verwaltungseinrichtung ihm aufgetragen war. Das nahe bevorstehende Erlöschen des sachsen-gothaischen Fürstenhauses veranlaßte ihn zur Ausarbeitung mehrerer staatswissenschaftlicher Abhandlungen, in denen er die Rechte seines Landesherrn vertrat. In Anerkennung der dadurch geleisteten Dienste ernannte ihn derselbe im Juli 1824 zum geheimen Regierungsrath und im December des gleichen Jahres zum geheimen Assistenzrath, womit zugleich der definitive Eintritt in das Ministerium verbunden war. Als nach dem Tode Friedrichs IV. von Sachsen-Gotha unter den um die Erbschaft streitenden Agnaten ein Theilungsvertrag zu Stande kam, war es L., welcher denselben 1826 in Dresden zum Abschlusse brachte. Damals wurde der Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen auf ihn aufmerksam und versuchte ihn in seine Dienste zu ziehen; er lehnte jedoch diesen Antrag ab, ebenso wie er bereits 1819 eine Professur des Staatsrechts und der Staatswirthschaft an der Universität Bonn ausgeschlagen hatte. Zum Danke für die erstgenannte Ablehnung erhielt er 1827 den Rang eines geheimen Conferenzrathes. Im gleichen Jahre nahm er in hervorragender Weise an der Organisation der nunmehr vereinigten Herzogthümer Koburg und Gotha theil; 1830 verhandelte er in München über Gebietsausgleichungen und den Anschluß des Amtsbezirks Königsberg an den mitteldeutschen Zollverband und begab sich 1832 noch einmal nach dem Fürstenthum Lichtenberg, um in der Eigenschaft eines Generalcommissärs die daselbst gestörte Ruhe wieder herzustellen. Im Januar 1833 kehrte er nach Koburg zurück und es begann damit für ihn eine Zeit größerer Muße, sodaß er sich auch seiner litterarischen Thätigkeit ungestörter widmen konnte. Koburg verließ er seitdem gewöhnlich nur dann, wenn er — alljährlich einmal — dem Ministerium nach Gotha folgen mußte; eine größere Reise machte er kurz vor seinem Tode in geschäftlichen Angelegenheiten nach Pölzig und Baiersdorf, den Gütern der koburgischen Prinzen. — Von biederem Charakter, dabei schlicht und einfach in seinem Auftreten, zeichnete sich L. in seinem Wirkungskreise durch große Geschäftstüchtigkeit und ungemeine Arbeitskraft, sowie durch Scharfsinn in der Lösung verwickelter Fragen aus; und bei aller ihm aufgebürdeten amtlichen Last wußte er doch immer noch Zeit zur Ausarbeitung von Werken seines Faches zu erübrigen. Von solchen sind die bedeutendsten: die „Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre“ (4 Bde., 1811—14) und das „Handbuch der Staatswirthschaftslehre“ (3 Bde., 1821—22; 2. Aufl. 1837—38), in denen er sich zwar an die Lehren Adam Smith's anschließt, aber nicht, ohne dieselben in mancher Hinsicht zu berichtigen und fortzubilden. Außerdem hat er noch veröffentlicht: „Staatswissenschaftliche und juristische Nachrichten“ (2 Jahrge. in 3 Bden., 1799—1800), „Ueber den Begriff der Polizei und den Umfang der

Staatspolizeigewalt" (1807), „Ideen über öffentliche Arbeitshäuser und ihre zweckmäßige Organisation" (1810), „Ueber die Ansprüche und Forderungen des Großherzogthums Sachsen-Weimar an die herzogl. sachsen-koburgischen Lande aus den thüringischen Regierungsverhältnissen vom J. 1814" (1818) und „Civilistische Abhandlungen zur Berichtigung einiger Punkte der Proceßtheorie und Gesetzgebung" (1820; 2. Ausg. 1832). Von den Aufsätzen, welche L. in sachwissenschaftliche Zeitschriften lieferte, verdient noch derjenige „Ueber die nothwendige Reform des deutschen Münzwesens" in Pölitz' „Jahrbüchern für Geschichte und Staatskunst" (1828) hervorgehoben zu werden.

Meusel, G. T. — Neuestes Conversationslexikon für alle Stände, 4. Bd., Leipzig 1835, S. 467b. — Jen. Allg. Lit.-Zeitung vom J. 1839. Intelligenzblatt Nr. 6, März, Sp. 41—46. — Conversationslexikon der Gegenwart, 3. Bd., Leipzig 1840, S. 384—85. — N. Nekr., 16. Jahrg., 1838, 2. Thl. (1840), S. 1159 u. 17. Jahrg., 1839, 1. Thl. (1841) S. 51—52.

Schumann.

Lotz: Wilhelm L., Architekt, Kunsthistoriker, wurde geb. am 26. Novbr. 1829 zu Cassel, als zweiter Sohn des damaligen Regierungsrathes L., welcher dann 1835 mit seiner Familie nach Hanau übersiedelte. Dort besuchte L. von 1841—46 das Gymnasium, hatte gleichzeitig auch Unterricht im Zeichnen auf der dortigen Kunstakademie und übte sich mit Vorliebe im Landschaftszeichnen nach der Natur. 1846—48 besuchte er dann die höhere Gewerbeschule zu Cassel, studirte mit Lust Mathematik und Naturkunde, besonders Chemie, daneben aber auch Geschichte und Aesthetik der Baukunst. 1848—50 studirte er auf der Universität Marburg, dann ein Jahr lang auf der Universität Berlin mit Eifer Mathematik und Naturwissenschaften in deren weitestem Umfange, besonders aber Chemie. Im J. 1851 bestand er in Cassel die Prüfung als Realschullehrer, war dann ein Jahr lang zur Probe Lehrer an der höheren Gewerbeschule daselbst, besuchte daneben aber den Unterricht des berühmten Architekten G. Ungewitter. Im Herbst 1852 bezog er, um sich in der Chemie weiter auszubilden, die Universität Heidelberg und wurde im folgenden Jahre Assistent am chemischen Laboratorium des Prof. Bunsen. Im J. 1854 wurde er zum Dr. promovirt. Da er unterdeß leidend geworden war und der Arzt ihm das Arbeiten in chemischen Laboratorien abgerathen hatte, wurde er 1856—57 Lehrer an der Gewerbeschule zu Bremen, studirte dann 1857—62 wieder Bauwissenschaften an der Gewerbeschule zu Cassel, wo ihn besonders die Vorträge Ungewitter's anzogen, und unter dessen Leitung er sich auch im Projectiren von Bauwerken übte und 1862—63 auf dem Bureau Ungewitter's Werkzeichnungen fertigte. Schon einige Jahre früher hatte er die Idee zu seinem großem Werke „Statistik der Deutschen Kunst", welches 1862—63 in zwei Bänden erschien, gefaßt. Er bearbeitete es in verhältnißmäßig sehr kurzer Zeit. Es ist bewundernswerth wegen des großen Fleißes, mit welchem er eine kolossale Menge meist zuverlässiger Nachrichten in übersichtlichster Weise zusammengetragen hat, ist ein unentbehrliches Nachschlagebuch für Alle, welche sich mit der Kunstgeschichte des Mittelalters beschäftigen und hat den Namen seines Verfassers schnell populär gemacht. Daneben publicirte er auch einige kleinere kunstgeschichtliche Untersuchungen. Nach Vollendung dieser großen Arbeit war er 1863—64 Bauführer des Architekten Hotzen in Hannover bei dem Restaurationsbau der alten Kirche zu Bücken bei Hoya und wurde dann Gehülfe an der Universitätsbibliothek zu Marburg, als welcher er bald auch den Auftrag zur Anfertigung des Entwurfs zu einem neuen Gymnasialgebäude für Marburg erhielt, welches er dann 1865—67 auch ausführte, daneben auch einige kleinere Bauarbeiten leitete. Darauf bearbeitete er in Gemeinschaft mit Prof. v. Dehn-Rothfelser das Inventar der „Baudenkmäler

im Regierungsbezirke Cassel", welches 1870 auf Kosten des preußischen Cultusministeriums gedruckt wurde. Etwas später, 1873—76, bearbeitete er auch das Inventar der „Baudenkmäler im Regierungsbezirk Wiesbaden". Unterdeß hatte er im J. 1871 noch seine Prüfung als preußischer Baumeister bestanden und war 1872 als Professor für Architektur und Secretär an der Kunstakademie nach Düsseldorf übergesiedelt, woselbst er eine seiner angemessene und ihn befriedigende Thätigkeit hatte. Doch erfreute er sich derselben nicht lange, sondern starb plötzlich am 27. Juli 1879 zu Düsseldorf, als er eben mit der Bearbeitung einer zweiten Auflage seiner „Statistik der Deutschen Kunst", dafür er seit Jahren Nachträge gesammelt hatte und welche nun in vier Bänden erscheinen sollte, beschäftigt war. — L. war seit dem August 1872 mit einer Tochter des Obermedicinalraths Dr. Mangold zu Cassel verheirathet.

Deutsche Bauzeitung, 1879, Nr. 81. R. Bergau.

Lotze: Rudolf Hermann L., geb. in Bautzen am 21. Mai 1817, † in Berlin am 1. Juli 1881, Sohn eines Militärarztes, besuchte das Gymnasium zu Zittau und bezog Ostern 1834 die Universität Leipzig, wo er neben dem Fachstudium der Medicin, welches er völlig berufsmäßig betrieb, mit größtem Eifer auch philosophische Vorlesungen hörte und reiche Anregung durch Chr. Aug. Clarus, E. H. Weber, Volkmann, G. Th. Fechner und insbesondere durch den Philosophen Chr. H. Weiße empfing. Nachdem er im März 1838 in der philosophischen Facultät promovirt, hierauf am 17. Juli desselben Jahres durch eine Dissertation „De futurae biologiae principiis philosophicis" die medicinische Doctorwürde erlangt und dann einige Zeit in Zittau sich aufgehalten hatte, habilitirte er sich im Herbst 1839 als Privatdocent in der medicinischen Facultät Leipzigs und im Mai 1840 mittelst einer Dissertation „De summis continuorum" zugleich auch in der philosophischen Facultät. Auf eine kleine Abhandlung „Bemerkungen über den Begriff des Raumes" (1841 in H. J. Fichte's Zeitschrift) folgte eine „Metaphysik" (1841), in welcher er ebenso wie in der etwas späteren „Logik" (1843) erklärlicher Weise noch nicht den durchgebildeten Standpunkt seiner reiferen Werke einnahm, sondern vorerst überwiegend kritisch an Hegel und Herbart seine Kräfte zu messen versuchte. Inzwischen aber hatte er „Allgemeine Pathologie und Therapie als mechanische Naturwissenschaften" (1842, 2. Aufl. 1848) veröffentlicht und war zu Weihnachten 1842 zum außerordentlichen Professor der Philosophie ernannt worden, woneben er die Stelle eines Privatdocenten der medicinischen Facultät beibehielt. Da ihn Rud. Wagner in Göttingen zur Betheiligung an dem „Handwörterbuch der Physiologie" einlud, verfaßte er für dieses Unternehmen zunächst den Artikel „Leben und Lebenskraft" (1843), worin er die Unklarheiten des Schelling'schen Dynamismus aufwies, und in der Fortsetzung des Werkes waren aus seiner Feder die Abhandlungen „Instinct" (1844), sowie „Seele und Seelenleben" (1846). R. Wagner war es auch, welcher anregte, daß L. 1844 auf den seit dem Herbste 1841 erledigten Lehrstuhl Herbart's nach Göttingen berufen wurde, woselbst er eine lange Reihe von Jahren als einflußreicher Lehrer wirkte. In den „Göttinger Studien" erschienen seine Aufsätze „Ueber den Begriff der Schönheit" (1845) und „Ueber Bedingungen der Kunstschönheit" (1847). Hierauf folgten die naturwissenschaftlichen Schriften, „Allgemeine Physiologie des körperlichen Lebens" (1851) und „Medicinische Psychologie oder Physiologie der Seele" (1852) und sodann jenes Hauptwerk, durch welches Lotze's Ansehen auch in weitere Kreise drang, nämlich „Mikrokosmus, Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte der Menschheit" (3 Bde., 1856—64, 2. Aufl. 1869—72, 3. Aufl. 1876—80), womit sowol erläuternde Berichte in den „Göttinger Gelehrten Anzeigen" (1856 und 1859), als auch die gegen H. J. Fichte gerichteten „Streitschriften" (1. Heft,

1857) zusammenhingen. Nicht unerwähnt möge bleiben, daß er auch „Quaestiones Lucretianae“ (im „Philologus“ 1852) schrieb und als Erzeugniß einer Ferienmuße eine metrische lateinische Uebersetzung der Antigone des Sophokles veröffentlichte (1857). Nachdem er in dem von der historischen Commission der Münchener Akademie herausgegebenen Unternehmen einer Geschichte der Wissenschaften die „Geschichte der Aesthetik in Deutschland“ (1869) bearbeitet hatte, begann er, seinen nunmehr längst ausgereiften speculativen Anschauungen die erforderliche systematische Gestaltung zu geben, und so erschien „System der Philosophie, erster Theil: Drei Bücher der Logik“ (1874, 2. Aufl. 1880) und „Zweiter Theil: Drei Bücher der Metaphysik“ (1879); den dritten Theil, welcher Ethik, Aesthetik und Religionsphilosophie enthalten sollte, konnte er nicht mehr vollenden. Durch eine Schrift G. Th. Fechner's veranlaßt, verfaßte er den Aufsatz „Alter und neuer Glaube, Tagesansicht und Nachtansicht“ (in „Deutsche Revue“, Mai 1879). Das Letzte, was L. schrieb, war „Anfänge spiritistischer Conjecturalkritik“ (in der „Deutschen Revue“, 4. Jahrg., 1. Bd., S. 321 ff.), eine launige Verspottung des Spiritismus. Schon in den J. 1866 und 1867 hatten ihn die Universitäten Berlin, Bonn und Leipzig zu gewinnen versucht, er lehnte jedoch auf Zureden seines Amtsgenossen Heinrich Ritter ab; aber im Frühjahre 1881 folgte er schließlich einem Rufe nach Berlin, woselbst seine Wirksamkeit nur nach Wochen zählte, indem er am 1. Juli einem Herz- und Lungenleiden erlag, welches in milderer Form ihn bereits seit Jahren belästigt hatte. — L., welcher an Kenntniß der Naturwissenschaften unter den Vertretern der Philosophie eine hervorragende Stellung einnahm, hatte in seinen musterhaften biologischen und psychologischen Schriften bezüglich der materiellen Vorgänge und Kräfte die mechanische Naturerklärung auf Grund exactester Forschung durchgeführt und erweitert, ja er wurde bis 1855 nicht zu den Philosophen, sondern zu den Physiologen gezählt. Aber er hatte bis dahin seine idealistischen Ueberzeugungen, welche vielfach an die von Chr. H. Weiße empfangene Anregung anknüpften, nur zurückgestellt oder sich mit gelegentlicher Andeutung begnügt; denn es galt ihm grundsätzlich der natürliche Mechanismus nur als der eine unerläßliche Bestandtheil, nie aber als das Ganze der Philosophie, da, wie er sich selbst ausdrückte, wol die Ausdehnung des Mechanismus eine ausnahmslose, hingegen die Bedeutung desselben eine untergeordnete sei. Indem er sich auf die unmittelbaren Erlebnisse des Gemüthes stützte, wies er darauf hin, daß es wahrhaft ideale Interessen gebe, welche darum, weil sie von der mechanischen Naturerklärung nicht befriedigt werden können, noch lange nicht als Märchen oder Hirngespinnste abzuweisen seien. Dabei aber hatte er die Einsicht gewonnen, daß der Idealismus auf dem Wege, welchen er durch Fichte, Schelling, Hegel betreten, nicht als Wissenschaft bezeichnet werden könne, und indem er somit in wissenschaftlicher Untersuchung mittelst einer Berichtigung und Umarbeitung der Begriffe dem idealen Impulse Zucht und Ordnung einzuflößen beabsichtigte, konnte er den methodischen Verdiensten Herbart's Anerkennung zollen, mit welchem er auch inhaltlich durch Hinneigung zu Leibniz einige Berührungspunkte besaß, während er in den Principien des Systemes weit von ihm geschieden war. Indem er einen höchsten idealen Lebensinhalt als das Wesenhafte aller Wirklichkeit darzulegen bestrebt ist, erlangen die Thatsachen des Gemüthes, welche in ethisch-ästhetischen und religiösen Empfindungen vorliegen, eine principielle Stellung, so daß er in Folge eines persönlichen Lebensgefühles in der That die Metaphysik aus der Ethik ableitet, wobei er von einem an sich subjectiven Standpunkte aus zur vollen Objectivität des höchsten Ideales zu gelangen hofft. Die Idee des Guten, die Existenz eines persönlichen Gottes und

die Freiheit des Willens sind bei ihm die Kernpunkte eines eigenthümlichen Theismus, welcher unverkennbar in pantheistische Anschauungen hinüberstreift. Man könnte, wenn solch kurze Stichworte zureichend wären, sein System als eine spinozistische Modification des Leibnizianismus bezeichnen, da ihm alle Einzeln-Wesen als gesetzlich zweckmäßige Modificationen der Einen absoluten lebendigen Persönlichkeit gelten und er den Causalzusammenhang als Folge des fortwährend (nicht nur einmal) thätigen göttlichen Lebens faßt. Indem er auf solche Weise ebensosehr den schulmäßigen dualistischen Theismus wie den starren Monismus jeder Art abzulehnen versucht, knüpfen sich ihm hieran scharfsinnigste Untersuchungen über Räumlichkeit, über Wechselwirkung, über Freiheit und Teleologie, welche hier nicht näher dargelegt werden können. Mit subtilster Sorgfalt verhört er überall die streitenden Parteien, um schließlich Frieden zu stiften, und während er manche Einkleidungsformen jenes werthvollen Kernes, welchen er unerbittlich festhalten will, abstreift und preisgibt, gelangt er mit einem ihm eigenen Spürsinne zu Möglichkeiten einer Erklärung, bei welchen er sich und seine Leser zu beruhigen beabsichtigt. Mag auch vieles Einzelne oder selbst der ganze Aufbau des Systems als anfechtbar betrachtet werden, so wird neben der Geschichte der Aesthetik aus den späteren Schriften Lotze's zweifellos die neue Bearbeitung der Logik auch in Zukunft ihre äußerst anregende Wirkung bewähren, und im Allgemeinen bleibt ihm das unbestrittene Verdienst, nicht nur durch scharfsinnige Analyse, sondern auch durch Darlegung einer idealistischen Weltanschauung einen förderlichen Einfluß bis in weitere Kreise hinein ausgeübt zu haben, zu welch letzterem in nicht geringem Grade sein meisterhaft geschmackvoller Stil beitrug.

Die Dictate aus Lotze's Vorlesungen fanden jüngst sämmtlich ihre Veröffentlichung. Die sämmtlichen Schriften Lotze's mit Einschluß der Recensionen u. dgl. sind aufgezählt in „Grundzüge der Psychologie, Dictate aus d. Vorlesungen von H. Lotze" (1881), S. 93 ff. Ueber sein Leben und seine Philosophie: E. Rehnisch in der Nationalzeitung, 1881, Nr. 390—94 (in französischer Uebersetzung in Ribot's Revue philosophique, 1881, October). Falckenberg in der Allg. Zeitung, 1881. Beilage Nr. 233. Rud. Seydel in den Grenzboten, 1881, 3. Quartal, S. 283 ff. Baumann in den Philosophischen Monatsheften, 1881, S. 613 ff. Kurt Bruchmann in Unsere Zeit, 1881, 2. Bd., S. 600 ff. Hugo Sommer in „Im neuen Reich", 1881, Nr. 36. Ths. Achelis in der Vierteljahrsschrift f. wiss. Phil., 1882, S. 1 ff. Meßner's Neue evangelische Kirchenzeitung, 1881, Nr. 29 f. Websky's Protestantische Kirchenzeitung, 1881, Nr. 31 f. Edm. Pfleiderer, Lotze's philosophische Weltanschauung nach ihren Grundzügen (2. Aufl. 1884). „Von und über Lotze" in der Neuen evangelischen Kirchenzeitung, 1882, Nr. 47. O. Caspari, Lotze in seiner Stellung zur neuesten Geschichte der Philosophie (1883).

Prantl.

Lotze: Wedego L., Bürgermeister, und Henning L., Professor der Rechte und Präpositus der Nikolaikirche zu Greifswald, gehören zu einer alten Patricierfamilie, welche sich sowohl im Rathe, als auch bei der Universität und im geistlichen Stande auszeichnete. Ob sie mit dem hervorragenden Stettiner Geschlecht Loitze desselben Ursprungs sind, läßt sich nicht nachweisen. Von Nikolaus L., der 1458 zum bacc. art. promovirt wurde, stammen Georg L., vom Stifter der Universität, Dr. H. Rubenow (1462) zum Erzieher des in seinem Hause weilenden Herzogs Swantibor V. (Wartislaws X. Sohn) bestellt, dann Professor der Rechte und Domherr; Katharina L., die Gattin des BM. Nik. Smiterlow I. († 1485, s. d. Art.); und Heinrich L., Rathsherr (1476 bis 1509), mit Rubenow's Nichte vermählt, deren Töchter sich mit den F.

Beckman, Apenburg und Corswant verheiratheten. Von Nikolaus Lotze's Bruder, Henning d. Aelt., stammen der Priester Johann L. (1466) und Wedego, 1459 immatriculirt, 1466 zum bacc. art. promovirt, 1476 Rathsherr und (1485 bis 1525, in welchem Jahr er, in Folge der durch Verfassungsstreitigkeit entstandenen Unruhen, wegen seines hohen Alters sein Amt niederlegte) Bürgermeister, aus dessen Ehe zwei Söhne hervorgingen: Michael L., 1504 immatriculirt, und nach des Vaters Tode die kaufmännische Thätigkeit desselben fortsetzend, und Henning L., welcher den geistlichen Stand erwählte, 1492 immatriculirt, 1496 Magister und 1504 Ordinarius der Juristenfacultät, sowie Doctor beider Rechte und Domherr der Nikolaikirche in Greifswald wurde. Während dieser Zeit (1504—15) führte er fünfmal das Rectorat und erhielt (1508) die Würde eines bischöflichen Officials und (1511) die Präpositur an der Domkirche; nach Einführung der Reformation verließ er Greifswald und wurde (1536—39) Archidiaconus von Tribsees und Parchim. Bekannter als durch ihre amtliche Thätigkeit sind Wedego und Henning durch die Anklagen, welche Ulrich von Hutten gegen dieselben in seinen Querelen (1510) erhebt, und welche bisher ohne genauere Prüfung als berechtigt anerkannt worden sind. Betrachten wir dagegen die beiden Bücher, mit je 10 Elegien, unbefangen, so zeigen dieselben, neben einer Fülle leerer Phrasen und unbewiesener Schmähungen, eine geringe Zahl klarer Gedanken und Thatsachen, welche, selbst im Munde des Klägers, eher für Wedego und Henning, als gegen sie Zeugniß ablegen. Darnach war Hutten (1509) völlig mittellos nach Greifswald gekommen und von L. mit Geld und Kleidung ausgerüstet, hatte aber, nach Art fahrender Sänger, sorglos der Zukunft entgegengesehen (I, El. VIII), bis L. die wiederholt erbetene Unterstützung abschlug (II, El. VIII, 53 ff.), zugleich aber auch die Abreise Hutten's (VIII, 64) verhinderte. Als dieser jedoch, ohne zu zahlen, die Wanderung nach Rostock antrat, ließ L. ihm durch die Stadtdiener seine Kleider und Bücher nehmen, ein zwar hartes, aber vom Gesichtspunkt des Pfandrechtes leicht erklärliches Verfahren, welches nicht die Bezeichnungen des Raubes und schmählichen Frevels, wie in Hutten's Querelen, verdient. Bedenken wir ferner, daß Joh. Hadus und Herm. v. d. Busche über ähnliche Erlebnisse klagen, und daß der Bürgermeister und der Präpositus in der Folge durch die Reformation aus ihren Aemtern verdrängt wurden, so erscheint Hutten's Pfändung als ein Act der Nothwehr, theils gegen das Unwesen der fahrenden Sänger (I, El. X, 50), welches eine Schattenseite jener Zeit bildete, theils gegen politische und religiöse Neuerungen vom conservativen Standpunkt.

Greifsw. Stadtbücher und Univ.-Matrikel; Mohnike, U. Hutten's Klagen, 1816; Barthold, Pomm. Gesch. IV, 2; 63, 389; Fock, Rüg.-Pomm. Gesch. V, 215; Balt. Stud. XI, 1, 80; Kosegarten, Gesch. d. U. I, 150, 168.

Pyl.

Lotze: Wilhelm L., ein einfacher Bürger und zugleich Geschichtschreiber, wurde am 8. März 1800 zu Hannoversch Münden aus einer dortigen Bürgerfamilie geboren, welche ihre Geschichte länger als ein halbes Jahrtausend hinauf verfolgen kann; das Haus, in dem er das Licht der Welt erblickte, trägt die Jahreszahl 1648, in steter Erbschaft vom Vater auf den Sohn wurde in demselben das Schlachtergewerbe betrieben. Auch L. widmete sich demselben, daneben beschäftigte er sich aber schon früh mit Litteratur. Gelegenheitsgedichte, die in Localblättern, zunächst ohne Nennung seines Namens, gedruckt wurden, waren das Erste, womit er an die Oeffentlichkeit trat. Dann wandte er sich der Geschichte seiner Heimath zu und als er sein Geschäft einem erwachsenen Sohne überlassen konnte, gab er sich ganz der Beschäftigung mit derselben hin. Während früher seine mannigfachen Geschäftsreisen ihm geholfen hatten, nebenher

Nachrichten zu sammeln und er nur die Mußestunden für die Zwecke seiner Lieblingsneigung hatte verwenden können, machte er sich jetzt mit voller Kraft an eine Durchforschung von Archiven, Registraturen und Bibliotheken; die Hauptfrucht seiner Arbeiten war die 1878 erschienene „Geschichte der Stadt Münden und Umgegend, mit besonderer Hervorhebung der Begebenheiten des Dreißig- und des Siebenjährigen Krieges". Kurz vor seinem Tode wurde noch der Druck einer Geschichte der benachbarten Stadt Dransfeld vollendet. L. starb in Münden am 26. Januar 1879.

Hannoverscher Courier Nr. 9547 vom 29. Januar 1879.

Poten.

Louis: Karl Ludwig L., Ingenieuroffizier, später Professor der praktischen Geometrie sowie des Planzeichnens, wurde am 20. April 1793 auf dem gräflich Erbach-Erbach'schen Jagdschlosse Eulbach bei Erbach (im Odenwald) geboren; † am 4. März 1854 zu Aschaffenburg. Sein Vater Anton L., gräflich Erbach-Erbach'scher Forstmeister mit dem Titel „Forstrath" war durch sein originelles und joviales Wesen bei den Forstbeamten und Jagdfreunden der ganzen Umgebung bekannt und beliebt. Der frühzeitige Verkehr mit dem Walde und mit Forstmännern weckte im Knaben die Liebe zum forstlichen Beruf, doch überwog diese fast eine besondere Neigung und Begabung für die mathematischen Wissenschaften und das Zeichnen. Im J. 1809 kam er nach Darmstadt auf die dortige Ingenieurschule. Schon nach 2jährigem Besuch derselben konnte er als großherzoglich hessischer Forstgeometer mit bei der Landesvermessung verwendet werden, bis er 1813 in das Freicorps des Prinzen Emil von Hessen eintrat. Seine hervorragenden Kenntnisse im Vermessungswesen und Zeichnen bewirkten, daß man ihn dem hessischen Generalstabe zutheilte, und bei dieser Gelegenheit wurde er mit höheren baierischen Offizieren bekannt, welcher Umstand entscheidend für seine spätere Laufbahn wurde. Kaum war er nämlich aus dem Feldzuge zurückgekehrt (1815), so traf ihn ein Ruf in das Ingenieurcorps nach München, zuerst als Conducteur, von 1816 ab als Genie-Offizier, bez. Lieutenant. In München bot sich ihm für architektonische Studien und Arbeiten ein fast unbegrenztes Feld. Mit seinem intimen Freunde, dem genialen Baumeister Gärtner, übernahm er die Bauleitung des damals in der Ausführung begriffenen Palastes für das Kriegsministerium, und nachdem dieser Bau beendigt war, wurde er von Seiten des baierischen Generalstabes mit topographischen Arbeiten, zum Theil auf sehr schwierigem Terrain (im Hochgebirge) beschäftigt. Bei der Kartenzeichnung wendete er die 1815 vom königl. sächsischen Major J. G. Lehmann (Bd. XVIII, 141) aufgestellte Bergsituationszeichnungsmethode nicht nur zuerst in Baiern an, sondern er vervollkommnete dieselbe auch, auf Grund einer zuerst von dem großherzogl. hessischen Regierungsrath Eckhardt angeregten Idee, und veröffentlichte 1820 eine auf sein Verfahren gestützte Anleitung zur Bergsituationszeichnung. Das Verfahren ist in fachmännischen Kreisen unter dem Namen der „Louis-Winkler'schen" Methode bekannt, da auch Professor Winkler zu Mariabrunn 3 Jahre später, unabhängig hiervon, eine Anleitung zur Bergzeichnung veröffentlichte, welche in ihren Principien mit der Louis'schen Methode übereinstimmt. Ende 1825 trat L. aus dem Militärdienste aus, um einer an ihn ergangenen Berufung als Professor für praktische Geometrie und Planzeichnen an die Forstschule zu Aschaffenburg Folge zu leisten. Hier wirkte er mit großem Erfolg, bis 1832 die Forstschule, hauptsächlich aus politischen Motiven, aufgehoben wurde. Um in der ihm und seiner Familie liebgewordenen Stadt Aschaffenburg bleiben zu können, übernahm er die Stelle des städtischen Baurathes und ertheilte nebenbei an der seit 1833 ins Leben gerufenen Landwirthschafts- und Gewerbeschule Unterricht in Geometrie, Mechanik,

Technologie und Linearzeichnen. Als König Ludwig I. den Plan faßte, das Pompejanische Haus zu erbauen, schickte er 1840 den Baurath L. nach Pompeji, um daselbst vorerst architektonische Studien zu machen und dann auf Grund derselben den Plan zu entwerfen. L. unterzog sich diesem Auftrag mit dem größten Interesse und führte dann den bekannten Prachtbau in Aschaffenburg an den Ufern des Mains, unter der Leitung des Oberbaurathes von Gärtner in einer wahrhaft einzigen Weise aus. Auch die Forstlehranstalt daselbst ist nach seinen Plänen und unter seiner Leitung erbaut worden. Später nahm er seine Lehrthätigkeit wieder auf und ertheilte, auf den Wunsch der Staatsregierung, an der 1843 neu reorganisirten Forstlehranstalt Aschaffenburg den Unterricht im Planzeichnen bis zu seinem Tode. Ehrenvolle Berufungen nach Darmstadt und München, theils für höhere Stellen im Baufach, theils für Lehrstellen, lehnte er aus Vorliebe für Aschaffenburg wiederholt ab. Seine Lehrmethode war einfach, klar, dabei kurz und durch und durch praktisch. Er war kein hervorragender Redner, verschmähte auch bei seinen mathematischen Vorträgen gelehrte Formulirungen, worin sich so manche Neuere auf Kosten der Verständlichkeit gefallen, legte aber großen Werth auf gute Instrumente und trug zu deren Vervollkommnung manches bei. Seine Gewandtheit und Sicherheit in Vermessungen aller Art war erstaunlich, und noch gegen das Ende seiner Tage lieferte er Zeichnungen, welche noch heute als Mustervorlagen in der Forstlehranstalt dienen. Der Grundzug seiner Bauten bestand in Solidität, ohne daß der Geschmack hierunter zu leiden hatte. Auch im Modelliren besaß er eine große Geschicklichkeit. Schon zu Anfang der 1830er Jahre fertigte er, auf Grund eines selbst aufgenommenen Nivellements, ein getreues Reliefbild des Spessartrevieres Rohrbrunn in Gyps mit Darstellung des Walddetails in Farben. Zuletzt beschäftigte ihn die Herstellung sehr sorgfältig ausgeführter Abgüsse der verschiedenen Wildfährten, deren Originale er den Aschaffenburger Sammlungen einverleibte. Weitere Abdrücke hiervon sind an fast alle deutschen Forstlehranstalten übergegangen. Als Erläuterung hierzu gab er 1853 die Schrift „Der fährtegerechte Jäger", nebst 10 Tafeln Abbildungen der Gangart des Wildes heraus. Sein Name ist hierdurch in den Jagdkreisen um so bekannter geworden, als er selbst ein tüchtiger Jäger war. Als Mensch zierte ihn ein heiteres und anregendes Wesen, wodurch er sich überall rasch beliebt zu machen wußte.

Allgemeine Forst- und Jagdzeitung 1854, S. 182 (Todesanzeige) und Privatmittheilungen. R. Heß.

Louise s. Luise.

Louwe: Joachim L. (Louw, Lew), Buchdrucker zu Hamburg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Weder sein Geburts- und Todesjahr noch der Stand seiner Eltern oder sein äußeres Leben sind überliefert, doch war er aus Hamburg gebürtig, wo schon im 15. Jahrhundert Bedienstete des Rathes sowie Geistliche dieses Namens erscheinen. In hochdeutschen Schriften nennt er sich Jochim Lewe und Löw und in lateinischen Leo. Er tritt zum erstenmale im Jahre 1547 als wandernder Buchdrucker zu Parchim in Mecklenburg auf, wo er u. a. ein niedersächsisches Gesangbuch „gedruckt von Joch. Lew" erscheinen ließ. Aber schon ein Jahr darauf ließ er sich dauernd in Hamburg nieder und veröffentlichte hier bis 1569 eine Reihe von Schriften aus allen Theilen der Litteratur, besonders aber geistlichen und populären Inhalts, wie Ausgaben des Neuen Testaments, Rechenbücher, Münzbücher, Wahrsagerbücher und diesen ähnliche. Eine Eigenthümlichkeit seiner früheren Drucke ist, daß sowohl die größte als die kleinste Schrift schiefliegend, unserer späteren Cursiv-

schrift ähnlich, jedoch sehr unregelmäßig geschnitten ist, auch finden sich in jener lateinische Buchstaben nicht und Citate in dieser Sprache sind gleichfalls mit solchen schiefliegenden Typen gedruckt. Erst seit 1553 finden sich sowohl wirklich schöne deutsche als auch lateinische Lettern in seinen Büchern. Auch war er nicht blos Drucker sondern auch Formschneider, wie das ihm für das Valvationsbuch des niedersächsischen Kreises von den zu Lüneburg im J. 1568 versammelten Ständen ertheilte Privilegium denselben ausdrücklich benennt. Ebenso versuchte er, wie es scheint für die nördlichen Gegenden zuerst, den Landkartendruck in einer 1559 gestochenen Karte von Holstein und Schleswig. Da man vom Februar 1569 bis zum J. 1572 keine Drucke mehr unter seinem Namen kennt, das Hamburgische Bürgerbuch aber von 1573 unter den Neuaufgenommenen einen „Typographus" Joachim Lewe verzeichnet, welcher unter diesem Namen bis 1589 eine Reihe von Drucken erscheinen ließ, so darf angenommen werden, daß der ältere L. im J. 1569 gestorben und der jüngere dessen Sohn war, der, erst nach vier Jahren mündig geworden, das väterliche Geschäft wieder aufnahm. Doch waren des letzteren Leistungen mit wenigen Ausnahmen unbedeutend und auf einigen derselben zeigt er auch an, daß seine Wohnung gleich der des früheren Jürgen Richolff 1523—1531 (vgl. d. Art.) „by dem Perdemarkede" sich befand. Zwei gleichzeitige Collegen fand der jüngere L. zuerst an Nikolaus Wegener 1570—1580 (vgl. d. Art.) und an Hans und Heinrich Binder, der erstere 1581—1587 und der letztere 1587—1598. Das erste durch den älteren L. zu Parchim gedruckte Buch führt den Titel: „Geistliche Gesenge vnd Leder . . .", 1547. 12°; einige andere (für die übrigen verweisen wir auf die untenstehenden Quellen) seiner Hamburgischen Erzeugnisse sind: „Twe Leder. Van dem Graven van Rome, de in der plock thoch; Dat ander: De lüde maken sich spitisch" o. O. u. J. (c. 1567). 8°. und „Born des Leuendes..." (Gebete) 1560. 12°; unter diesen Gebeten findet sich das der Judith „do se Holoferni den Kop affhebben wolde". Von den Drucken des jüngeren L. führen wir blos an als den weitaus wichtigsten sowohl in typographischer als inhaltlicher Beziehung (vergl. Scheller a. a. O. S. 267—268): „De Seekarte Ost vnd west to segelen . . .", 1577. kl. 8. — Ueber den Altonaer Buchdrucker Victor de Loew um 1672 vgl. Lappenberg a. a. O. S. LXXV, einen Buchdrucker zu Meißen Justus Gottfried Löwe um die Mitte des 18. Jahrhunderts Geßner a. a. O. IV, 185 und einen Buchhändler Leno Leve zu Lübeck zu Ende des 15. Jahrhunderts Albr. Kirchhoff, Beitr. zur Gesch. d. d. Buchhandels I, 142.

Wetzel, Hymnopoeograph. I, 125. Geßner, Buchdruckerkunst IV, 148. Scheller, Bücherkunde der Sassisch-Niederdeutschen Sprache, S. 244—285 (an verschiedenen Stellen). Lappenberg, Hamb. Buchdruckergeschichte, S. XL bis XLII u. S. 30—110. Wichmann, Mecklenburgs altniedersächsische Literatur I, 211. Goedeke, Gr. I, 70. 102. 196. 362. Weller, Ann. I, 200. 319. II, 377. Thesaur. libell. S. 5. 19. 167. 244.

J. Franck.

Louwe: Nikolaus L. (Lauwe zu sprechen, auch Leo, Luwe, Leuwe, latinisirt Leo und Leonis, welches auf „Louwen" 2c. führen würde), einer der meist genannten juristischen Professoren Rostocks im ersten Viertel des 16. Jahrh., stammte aus Stettin und wurde in Rostock 1482 immatriculirt, ging von dort in den Domwirren fort und später 1493 nach Greifswald, wurde hier magister artium, 1497 Lic. des canonischen Rechts, 1499 Doctor desselben und war im Winter 1501—1502 Rector der Universität. Dem Fürsten Bugislav X. muß er nahe gestanden und ihm als Rath gedient haben. Trotzdem ging er 1503

nach Rostock, wo er später als Ordinarius in antiquis juribus genannt wird. Schon 1504 wurde er hier Rector; Versuche ihn nach Greifswald zurückzuziehen, gelangen nicht, aber als Beirath des Fürsten wurde er öfter dorthin gerufen. Er gehörte zu den 16 Männern, die den krank und entblößt nach Rostock kommenden Ulrich von Hutten förderten, der dafür in der Widmung seiner ersten Ausgabe der Querelae (Böcking, Hutteni opera I, p. 11) ihm einige Distichen am 15. Juli 1510 widmete. An ihn wendete sich auch vorzugsweise Johannes Hadus (Allg. d. Biogr. X, 307), als er in Rostock 1515 an der Universität eine dauernde Stelle zu finden hoffte. Er blieb bei der katholischen Lehre, wie die Rostocker Universität überhaupt unter der Führung von Barthold Moller, Ekbert Harlem (Allg. d. Biogr. X, 602) und Johann Kruse (Allg. d. Biogr. XVII, 265); er ist daher auch zu den Gegnern des Nikolaus Ruß zu zählen. Als durch die gewaltsame Einführung der Reformation in Rostock unter dem Einfluß von Johann Oldendorp und des Wullenweberischen Regiments die Universität auf 10 Jahre verödete, gehörte er zu den wenigen gebliebenen Professoren und führte das Rectorat, welches er vorher schon sechsmal bekleidet hatte, ununterbrochen von Michaelis 1530 bis Ostern 1536. 1536 scheint er gestorben zu sein. Auf seinen Löwennamen, verbunden mit stattlichem Ansehen und großem Rufe, that er sich viel zu gut. Als 1523 zwei von der Stadt Zwolle an Lübeck geschenkte Löwen starben, schrieb er an den Rath, man möge ihm seines Namens wegen eine der Häute schenken. Auch in sein Siegel hatte er den Löwen als redendes Zeichen aufgenommen.

Krabbe, Univ. Rostock, wo die weiteren Nachweise. Auf S. 332 gehört aber die Anm. *) zu Lowe, nicht zu Voye. Krause.

Löw: Freiherr Karl Friedrich Ludwig L. von und zu Steinfurth, wurde als Sohn des Oberjägermeisters Philipp v. L. am 12. Decbr. 1803 zu Weilburg geboren. Er studirte 1820—23 zu Heidelberg, dann bis 1825 in Göttingen hauptsächlich Naturwissenschaften, endlich wieder in Heidelberg, wo er sein juristisches Doctorexamen machte und die Erlaubniß erhielt, als Privatdocent Vorlesungen zu halten. Schon früher mit dem Geschichtschreiber Schlosser bekannt geworden, fand er nunmehr Aufnahme in dem Hause desselben. Die Veröffentlichung einer Schrift „Ueber die Markgenossenschaften“, 1829 brachte ihn in engere Beziehungen zu dem Freiherrn von Stein, der mit der Familie v. L. verwandt und befreundet war. Als außerordentlicher Beisitzer des Spruchcollegiums gab er 1832 eine „Geschichte der deutschen Reichs- und Territorialverfassung“ heraus. Nachdem er noch im selben Jahre die Tochter des Universitätszeichnenlehrers Prof. Roux geheirathet, folgte er 1833 einem Rufe an die neu gegründete Universität Zürich und blieb daselbst, zweimal zum Rektor gewählt, bis 1840. In diesem Zeitraume schrieb er: „Einleitung in das Studium der Rechtswissenschaft“, 1835 — „Germanistische Rechtsfälle zum Gebrauche bei Vorlesungen und zum Privatstudium“, 1836 — endlich eine Schrift: „Zürich im Jahre 1837“. Mit der an letzter Stelle genannten, anonym herausgegebenen Schrift scheint v. L. einige empfindliche Zürcher und Zürcherinnen verletzt zu haben, obgleich dieselbe trotz einiger tadelnder Bemerkungen natürlich und objektiv gehalten ist. Unbefriedigt von seiner akademischen Wirksamkeit und hier und da unangenehme Erfahrungen machend, erstrebte v. L. Anstellung im nassauischen Staatsdienste. Dies gelang ihm, indem er 1840 zum Hofgerichtsrath in Usingen ernannt wurde. 1846 erfolgte Ernennung zum Schulreferenten bei der Regierung in Wiesbaden, 1848 die zum Vorsitzenden des Criminalsenats daselbst. Im Jahre 1852 zum Stellvertreter des Erzherzogs Stephan in der nassauischen ersten Kammer ernannt, sah er sich wegen

seiner Abstimmung in der Zollvereinsfrage genöthigt, dieses Mandat niederzulegen. Bei den Berathungen, betreffend Wiedereinführung der Todesstrafe sprach sich L. so entschieden gegen dieselbe aus, daß wahrscheinlich demzufolge diese unterblieb. Man ernannte ihn 1859 zum Director des Hofgerichts, 1861 zum Director des Oberappellationsgerichts, 1864 zum Präsidenten dieses obersten Gerichtshofes. Bei der Auflösung im Jahre 1867 wurde er pensionirt und starb nach zweimonatlichem Krankenlager am 17. Mai 1868, tief betrauert von den Seinigen, seinen Untergebenen, seinen Mitbürgern. Abgesehen von seinem edlen Wirken und Streben in seinem Berufe bethätigte er sich vielfach als Freund der Kunst und Wissenschaft. So gründete er mehrere Vereine, war emsig bemüht, den Sinn für Kunst und Wissenschaft zu beleben, leitete auch in Verbindung mit einigen anderen Männern in den Jahren 1848—1857 das Theater. Heiterkeit des Gemüths, großes Wohlwollen und gesellige Talente machten ihn — eine schöne männliche Erscheinung — zu einem der beliebtesten und geachtetsten Männer Wiesbadens.

Gef. Mittheilung des Sohnes Herrn E. v. L. — Pertz, Aus Stein's Leben, II, 779. 782. — Mohl, Gesch. und Literatur der Staatswissenschaften II, 254. Teichmann.

Löw: Johann Adam L., evangelischer Theolog, geb. den 25. Septbr. 1710 zu Großneuhausen in Thüringen, war der Sohn eines reichsgräflich Werthern'schen Lehnsdirectors und Amtmanns und besuchte seit dem 14. Altersjahre die kursächsische Landesschule Pforta, wo er sich durch besondere Gewandtheit in der Anfertigung lateinischer Verse auszeichnete, so daß zwei in den Jahren 1728 und 1729 entstandene Gedichte — das eine feierte den Besuch des bekannten Historikers Grafen Heinrich v. Bünau in Pforta — der Ehre der Veröffentlichung gewürdigt und auf Kosten der Schule gedruckt wurden. In Leipzig, wohin er sich 1730 begab, widmete er sich neben der Theologie auch noch der Mathematik, Philosophie und Beredtsamkeit. In den beiden letzten Fächern war Gottsched sein Lehrer. Vier Reden, welche er 1731—33 unter dessen Leitung gehalten hat, finden sich abgedruckt in den „Proben der Beredsamkeit welche in einer Gesellschaft guter Freunde unter der Aufsicht Sr. Hochedl. Prof. Gottsched's sind abgelegt worden" (Leipzig 1738). Zunächst gedachte L. die akademische Laufbahn einzuschlagen: er übernahm 1733 die Stelle eines sogen. Respondenten und erwarb sich 1734 den Magistergrad; aber schon im letzten Jahre berief ihn der Reichsgraf v. Werthern als Pfarrer nach Eythra und Bösdorf bei Leipzig; sechs Jahre später kam er als Archidiaconus nach Weißenfels und 1745 als Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent nach Gotha. Hier wirkte er fortan bis zu seinem Tode am 19. Januar 1773 in vielfach anregender Weise und in mildem und versöhnlichem Geiste, als Kanzelredner wie als Mensch allgemein geschätzt. Zwei Berufungen von auswärts: als Generalsuperintendent nach Weimar und als Hauptpastor nach Hamburg lehnte er ab, ebenso aber auch ein Anerbieten des Grafen Ludwig v. Zinzendorf, der ihm die Direction der Brüdergemeinden von evangelisch-lutherischem Tropus anzuvertrauen wünschte. Den in dieser Angelegenheit geführten Briefwechsel hat Geißler der unten angeführten Gedächtnißschrift als Anhang beigefügt. — Als Protephorus des Gymnasiums bestrebte er sich, der in Verfall gerathenen Anstalt zu neuem Ansehen zu verhelfen. Theils allein, theils als Mitglied einer Untersuchungscommmission war er bemüht, die ungenügende Lehrweise und die mangelhafte Disciplin zu verbessern, und empfahl, als alle Bemühungen fruchtlos blieben, die Ersetzung des damaligen altersschwachen und bequemen Rectors durch einen jugendfrischen und thatkräftigen Gelehrten. Als die Regierung nach längerem Zögern endlich auf diesen Vorschlag einging, hatte L. die Freude, den von Ernesti in Leipzig

empfohlenen J. G. Geißler (s. Bd. VIII. S. 528) am 19. Septbr. 1768 in sein neues Amt einführen zu können und das gothaische Gymnasium unter dessen Leitung von neuem aufblühen zu sehen. — Was die schriftstellerische Thätigkeit Löw's betrifft, so ist außer den oben genannten Gedichten und Reden Folgendes von ihm veröffentlicht worden: „Die ganze Religion Jesu" (1757); „Neue Sammlung gründlicher und erbaulicher Kanzel-Andachten über die Evangelien und Episteln des ganzen Jahres" (15 Thle., 1754—68); „Sammlung von Predigten über alle Sonn- und Festtags-Evangelia des ganzen Jahres" (1759), sodann 40 einzelne Predigten, die, in den Jahren 1745—1772 gedruckt, 1773 zur Hälfte in einem Bande unter dem Titel: „Einzelne Predigten. Erste Sammlung" von neuem aufgelegt wurden. Auch gab er 1743 des zwei Jahre zuvor gestorbenen Propstes J. G. Reinbeck „Kleine Schriften" heraus, denen er eine Lobrede auf den Verfasser beifügte.

J. G. Geißler, Das Andenken des weyland . . . Hrn. Joh. Adam Löw. Gotha 1754. — Acta histor.-ecclesiastica nostri temporis. 2. Bd. 12. Thl. Weimar 1775. S. 546—562. — Meusel, Lexikon. 8. Bd. (1808.) S. 333 f. — Chr. Ferd. Schulze, Gesch. d. Gymnasiums zu Gotha, Gotha 1824. S. 246 bis 247, 249, 252. 263. Schumann.

Löwe: Joel L., Exeget und Hebraist, † am 11. Februar 1802 in Breslau. In seinen hebräischen Schriften nennt er sich J. Bril (d. i. Ben R. J. L.) nach seinem Vater Jehuda Löb, nach dessen Beinamen er den Familiennamen Löwe annahm. L. war das Kind armer Eltern, die er frühzeitig verloren zu haben scheint, denn als neunjähriger Knabe wurde er von einem wohlthätigen Manne adoptirt, in dessen Hause er in Wohlstand erzogen wurde und eine sorgfältige Erziehung genoß. In seinem 20. Lebensjahre scheint er nach Berlin gekommen zu sein, wo der Vielschreiber Isak Satanov sein Lehrer wurde. Dort lernte er Moses Mendelssohn kennen, zu dessen Freunden und Bewunderern er gehörte und wurde Erzieher im Hause David Friedländer's. In engem Freundschaftsbunde blieb er stets mit seinem Jugendgenossen Isak Euchel, dessen Erstlingswerk, eine in hebräischer Sprache verfaßte ausführliche Biographie Mendelssohn's, ein Widmungsschreiben an ihn enthält. Sein Leben beschloß er als erster Oberlehrer an der jüdischen Wilhelmsschule in Breslau. Außer vielen Gedichten und Aufsätzen in der jüdischen Zeitschrift Hameassef, deren Mitredacteur er war, hat er auch Commentare zu mehreren biblischen Schriften veröffentlicht, die im Geschmacke der Mendelssohn'schen Schule gehalten sind. Sein Hauptwerk ist der an die Mendelssohn'sche Uebersetzung sich anschließende Commentar zu den Psalmen, dessen umfassende Einleitung auch eine Geschichte der biblischen Poesie darbietet. Der Plan eines vollständigen Lehrgebäudes der hebräischen Sprache ist nicht zur Ausführung gekommen und auch von dem Werke „Elemente der ibrischen Sprache" blos der erste Theil erschienen (1794). Seine sonstigen Schriften mit Ausnahme einzelner Arbeiten in Eichhorn's Allg. Bibl. d. biblischen Litteratur sind bedeutungslos.

Ueber seine Schriften s. Fürst, Bibliotheca judaica II, 268.

Brüll.

Löwe: Schauspielerfamilie, deren biographische Details trotz Wurzbach's (Biogr. Lexikon Bd. XVI, S. 429) verdienstlichen Richtigstellungen noch immer nicht gänzlich aufgehellt sind. Stammvater der Familie ist:

Johann Karl, geb. um 1731 zu Dresden, kam das. 1746 bei Kirsch zur Bühne, dann zu Schuch, bei dem er in den Städten Berlin, Danzig, Königsberg und Breslau auftrat, dann zu Kurz, wieder nach Dresden und von hier zu Ackermann, Koch, dirigirte dann das Hoftheater zu Schwedt, spielte darauf wieder in Berlin, später bei der Tylli'schen und der Gesellschaft des Folgen-

den. Er starb 1807. L. war ein tüchtiger Komiker, seine Frau Katharina Magdalene Ling, geb. 1745 zu Dresden, betrat 1763 das Theater, galt als tüchtige Soubrette und war später in zärtlichen Wittwen glücklich. Beide haben dadurch noch ein Interesse, daß er der erste Tussel, sie das erste Hannchen in Hiller's „Jagd" waren.

Friedrich August Leopold L., Sohn des Vor., geb. 1767 zu Schwedt kam bei der Tylli'schen Gesellschaft zur Bühne und zeichnete sich als Tenorsänger, Schauspieler und Componist aus. Außer Liedern und Gesängen schrieb er auch die Operette „Die Insel der Versuchung", welche 1797 in Braunschweig zuerst aufgeführt wurde und vollen Beifall fand. Auch in Bremen, wohin er später kam, componirte er mehreres und übernahm 1799 die Direction des Stadttheaters zu Lübeck, wo er 1816 starb. Schon seit 1790 etwa hatte er mit einer Truppe auch kleinere Städte bereist und war dann einige Zeit Director des St. Georgen-Theaters in Hamburg gewesen. In letzter Zeit bei ihm engagirt war

Dorothea Luise Friederike Amalie L., Schwester des Vor., geb. 1769 (n. A. 1779) zu Schwedt, erhielt von ihrem Vater Unterricht und gefiel auf der Bühne als Opernsängerin. Sie trat sowohl bei der Tylli'schen Gesellschaft, wie auch in Lübeck auf. Todesjahr unbekannt.

Julie Sophie, Tochter von Friedrich August Leopold, geb. 1786 (n. A. 1784 oder 1790), kam schon als Kind zur Bühne, wurde dann von Miré für das deutsche Theater in Petersburg engagirt, dem sie bis 1809 angehörte, lebte hierauf einige Zeit der Bühne fern, begann dann am Prager Theater von Neuem ihre theatralische Wirksamkeit, nahm 1812 ein Engagement beim Theater an der Wien an und wurde schon im folgenden Jahre auf Lebenszeit für das Wiener Burgtheater engagirt. 1842 zog sie sich von der Bühne zurück und starb am 11. Septbr. 1852 in Wien. Reich beanlagt, ausgezeichnet durch fesselnde Anmuth feierte sie vorzüglich im Lustspiel, z. B. als Donna Diana (Falsche Vertraulichkeiten), Bianca (Oeffentliches Geheimniß), Gräfin Oldenheim (Lästerschule) ꝛc. Triumphe, bot auch sehr gute Leistungen im ernsten Drama, wobei ihr jedoch der Mangel eines starken Organs im Wege stand. Elisabeth (Don Carlos), Mencia (Don Guitierre), Maria Stuart galten auf diesem Gebiete u. a. als ihre besten Leistungen. Ihr Bruder

Ferdinand, geb. im October 1787 zu Mannsfeld, machte ebenfalls seine ersten theatralischen Versuche bei der Gesellschaft seines Vaters und zwar in komischen Partien, während er schon in Magdeburg, wohin er sich nach der Auflösung jener Gesellschaft wandte, Helden und Liebhaber zu spielen begann, ein Fach, in dem er sich sowohl in seinem Engagement wie auf zahlreichen Gastspielen einen guten Namen erwarb. Besonders rühmten Zeitgenossen seinen Tell, Egmont, Posa, Hamlet und Karl Moor. Außer in Magdeburg war L. in Braunschweig, Düsseldorf, Kassel (1816 f.), Leipzig (bis 1820), Mannheim (1820—1827), endlich in Frankfurt a. M. engagirt. Gelegentlich eines Gastspiels am Burgtheater zu Wien starb L. am 13. Mai 1832. Sein Bruder

Johann Daniel Ludwig, geb. am 29. Januar 1795 zu Rinteln, ist das bekannteste Mitglied der Löwe'schen Familie. Er wurde im Hause des Vor. in Magdeburg erzogen und 1808 auf kurze Zeit Mitglied der Nuth'schen Kindergesellschaft. 1810 folgte er seiner Mutter nach Wien, trat dort durch Vermittelung der Schauspieler Eckhart und Krüger am 9. Februar 1811 als Anton (Vormundschaften) und am 28. Februar als Eduard Bronnstein (das Inkognito) versuchsweise auf dem Burgtheater auf und erhielt im selben Jahre ein Engagement in Prag, wo er meist komische Rollen (z. B. „Rochus Pumpernickel", „Kaspar Larifari") spielte, bis ihm ein Zufall zu der Rolle des „Balduin"

(Kreuzfahrer) verhalf, die er mit vielem Beifall spielte und nun bald ausschließlich in ersten Liebhaber- und Heldenrollen beschäftigt wurde. Er leistete in solchen rasch so Vortreffliches, daß er 1821 nach Kassel berufen wurde und von hier aus durch Gastspiele in Dresden, Leipzig, Mannheim, Hamburg, Braunschweig, Berlin und Wien seinen Namen in immer weiteren Kreisen bekannt machte. 1826 wurde er für das Wiener Hofburgtheater engagirt, auf dem er außer seinem Debüt von 1811, auch 1816, 1823 und 1825 gastirt hatte. Als Antrittsrollen gab er am 6. Juni „Allegri" (Correggio), am 8. „Wallenfeld" (Der Spieler), am 12. „Hamlet". Nachdem er 1838 Regisseur geworden war, 1866 sein 40jähriges Jubiläum als Mitglied des Burgtheaters gefeiert hatte, trat er, zum Ehrenmitglied der Bühne ernannt, immer weniger oft auf und starb am 7. März 1871 in Wien. — L. gehörte zu den hervorragendsten Kräften der deutschen Bühne, er wußte — wie ein Kritiker richtig sagt — seinen Gebilden zugleich den Stempel der reinen Natur und der höchsten künstlerischen Arbeit aufzudrücken. Dabei waren seine Mittel nicht eigentlich schöne, zum Theil sogar mangelhafte, aber er wußte die Mängel durch den Adel seiner Bewegung, durch Fleiß und weise Berechnung vergessen zu machen. Seine Auffassung und Darstellung zeigte sich immer als eine tief-poetische. Hauptrollen Löwe's finden sich in allen klassischen Stücken, vor allen gerühmt wurde sein „Fiesco", „Egmont", „Max Piccolomini", „Macbeth", „Othello", ebenso aber auch sein „Bonstetten" (Leichtsinn aus Liebe), „Klinker" (Epigramm), „Selting" (Ring), „Perrin" (Donna Diana) u. A. Löwe's Tochter

Anna, geb. 1821 zu Kassel, widmete sich ebenfalls dem Theater, debütirte 1839 auf der Bühne des Burgtheaters, gastirte in Pest, wurde darauf in Brünn, 1841 in Breslau, von da 1844 nach Lemberg engagirt, wohin sie nach kurzer Wirksamkeit am Wiener Burgtheater zurückkehrte. Sie glänzte als jugendliche Liebhaberin und in hochtragischen Rollen. 1851 zog sie sich zwar von der Bühne zurück, führte aber später von 1869—1871 die Direktion des Theaters zu Lemberg. Nachmals heirathete sie den Grafen Potocki.

Kinder von Ferdinand L. sind die nachfolgend vermerkten:

Johanna Sophie, vorzügliche Sängerin, geb. am 24. März 1815 zu Oldenburg, erhielt in Frankfurt, wohin sie wie früher nach Mannheim mit ihrem Vater gekommen war, ihren ersten musikalischen Unterricht, durch die Leistungen ihrer Tante Julie die Anregung Bühnensängerin zu werden und bildete sich dann in Wien unter Cicimara weiter aus. In Folge eines mit Beifall aufgenommenen Vortrags in einem Concert wurde L. 1832 für das Kärnthnerthor-Theater engagirt und debütirte in Donizetti's „Macht der kindlichen Liebe". Das Feuer, das sie dabei entwickelte und die frappirend wahre Auffassung gewannen ihr sogleich die Gunst des Publikums, deren sie sich durch unausgesetzte Studien immer würdiger machte. Auch in Berlin, wo sie 1837 gastirte, war ihr Erfolg ein überaus glänzender und hatte zur Folge, daß sie für die dortige Hofoper mit 6000 Thlrn. Jahresgehalt engagirt wurde. L. gastirte nun auf verschiedenen deutschen Bühnen, dann auch in London, Paris und Italien, spielte 1845 wieder in Berlin und vermählte sich am 15. Septbr. 1848 mit dem Fürsten Friedrich von Liechtenstein, der Bühne entsagend. Am 29. Novbr. 1866 starb sie zu Pest. Von anziehendem Aeußern, verfügte L. über eine sehr umfangreiche Stimme, die in großen Coloraturen vorzugsweise brillirte. Silberrein soll ihre Stimme von beispielloser Zartheit, ihr Spiel in schelmischen und graciösen Rollen höchst anziehend gewesen sein. „Norma", „Donna Anna", „Adina" (Liebestrank), „Elvira" (Puritaner) u. a. galten als ihre Glanzrollen, neben denen auch ihr Vortrag von Beethoven's Adelaide in oft überschweng-

licher Weise bewundert wurde. Ein anerkannter Schauspieler und talentvoller Dichter ist ihr Bruder

Feodor Franz Ludwig, geb. am 5. Juli 1816 zu Kassel, gegenwärtig (und zwar seit 1841) in Stuttgart engagirt.

Lila, geb. 1817, erschien von ihrem Vater unterrichtet 1833 zuerst auf der Bühne des Mannheimer Nationaltheaters, dem sie bis 1841 angehörte, gastirte dann in Hamburg, Breslau, Riga und Petersburg, an dessen Hoftheater sie bis 1844 wirkte, um sich dann nach Hannover zu wenden. Schon ein Jahr später zog sie sich als Gattin des Freiherrn von Küster von der Bühne zurück, auf der sie als Lustspiel-Liebhaberin Tüchtiges geleistet hatte.

Eine Tochter von Friedrich August Leopold, Henriette Karoline, geb. 1783 zu Mitweida, Sängerin, deb. 1788, war die Gattin Wilhelm Gerstel's. Nicht mit der Familie L., welche eben behandelt wurde, scheint Friedrich August L. verwandt zu sein, der 1756 in Perleberg geboren wurde und 1781 in Priegnitz debütirte. Ein anderer L., Wilhelm, geb. am 19. Novbr. 1807 zu Lissa, hat sich als Director kleiner und größerer deutscher Bühnen (Bonn, Düsseldorf, Köln, Aachen) und als Leiter einer von ihm nach Holland, Belgien, Elsaß und der Schweiz geführten deutschen Oper bekannt gemacht. Er starb am 16. August 1853 zu Baden bei Zürich. Joseph Kürschner.

Loewe: Johann Karl Gottfried L., der durch seine Balladen berühmt gewordene Componist, wurde, unter 12 Geschwistern der Jüngste, geboren am 30. Novbr. 1796 zu Löbejün, einem Städtchen zwischen Halle und Köthen. Er entstammte einem alten Pastorengeschlecht; — nur sein Vater Andreas Löwe hatte, um nicht nach damaliger Art lange Jahre auf eine endlich erledigte Pfarrstelle warten zu müssen, die Prima der lutherischen Schule in Halle verlassen, und bekleidete zu Löbejün das Amt eines Kantors und Organisten. Dieser, musikalisch bedeutend, von wissenschaftlicher Bildung, dabei ausgezeichnet durch Ernst und Pflichttreue, gab dem talentvollen Knaben selbst den ersten Unterricht in Musik und den Elementen der Wissenschaft. Im Verein mit seiner Gattin Marie, geb. Leopold, ließ er dem Knaben eine musterhafte Erziehung angedeihen und pflegte in der jungen Seele desselben ebenso sehr festen moralischen Sinn wie kindlich frommen Glauben. Neben der geistigen Ausbildung wurde seine Aufmerksamkeit in ungewöhnlicher Weise dem praktischen Leben zugewandt. Die Musik aber wurde in dem Grade geübt, daß der Notenschatz des Hauses bald erschöpft war. Weder die Anfangsgründe noch größere Sachen bereiteten L. irgendwelche Schwierigkeit. Er erzählte selbst: „Als ich zum Bewußtsein kam, spielte ich Clavier und Orgel und sang vom Blatte weg, ohne daß ich mich erinnern könnte, die Elemente auch nur mit einer Anstrengung gelernt zu haben.“ Als Sänger avancirte er bei den Passionsaufführungen bald zum Solodiscantisten. Den Jahrgang der Kirchenmusiken wußte er bald auswendig und solfeggirte mit dem Vater alle Primo- und Sekondo-Violinstimmen um die Wette durch. Die Choräle konnte er schon lange singen und spielen, und die Türk'schen Handstücke sang er ebenso fließend wie die Violinstimme mit. Bald ließ er zur Ueberraschung der Eltern in den Prä- und Postludien seiner Phantasie freien Lauf. Daneben genoß der Knabe der größten Freiheit, die er benutzte, um in den heimathlichen Fluren seinen schon früh und stark entwickelten Sinn für die Natur und das Romantische zu nähren. Vor Allem beschäftigte seine Phantasie damals das Kohlenbergwerk bei Löbejün, es erschien ihm als Vermittelung für das Leben der Geisterwelt. So trieb er sich in den Schachten der Bergleute, in den Kalköfen, und wieder auf dem Kirchthurm und unter dem Kirchendach umher, überall um sich her das Wirken und Weben der Naturkräfte fühlend; Nachts litt er oft an Gespensterfurcht; in den Feldern und im Freien

war ihm am wohlsten. In den Wäldern suchte er Maikäfer (diese pflegte er noch später zu lieben; vgl. auch sein herrliches Fabellied „Der Maikäfer", op. 64 1.), pflückte seiner Mutter duftende Maiglöckchen, sammelte Heidelbeeren in einem Töpfchen, pflückte sich Nüsse frisch vom Strauch und kam dann mit Schätzen der Natur beladen nach Hause. Ganz besonders aber, erzählt er, „beschäftigte mich das lustige Volk der Vögel, und es machte mir Vergnügen, jeden Bewohner der Zweige an dem ihm eigenthümlichen Gezwitscher und Gesang zu erkennen. . . Besonders dem Rothkehlchen stellte ich gerne nach, überall hatte ich Sprenkel, und der Stand eines Hirsches, die Hirschtränke genannt, blieb mir nicht unbekannt. Wie lebhaft habe ich mich später dieser Zeit erinnert, als ich meinen Heinrich der Vogler componirte". Im Winter aber wurde sein romantischer Sinn besonders durch die Märchen und poetischen Erzählungen seiner phantasievollen Mutter geweckt, „wunderschöne Erinnerungen aus ihren Jugendjahren, alte längst verklungene Geschichten", die später noch immer wie seltsame Märchen vor seiner Seele standen. Besonders, wenn sie einen schönen wunderbaren Traum geträumt, wußte sie ihn dem Knaben so deutlich zu erzählen, als hätte er ihn selbst geträumt. „Meine Augen streiften dann oft aus den Fenstern unserer Wohnstube, die auf einen alten verfallenen Kirchhof hinausgingen, über dessen zerfallene Hügel und morsche Kreuze hinaus und gruben sich in das dunkle Laub der alten Linden ein, die ihn in ein so tiefes Dunkel einhüllten. Die Traumgestalten der Mutter schienen sich im Mondenschein auf diesen Hügeln zu beleben. Sie wandten sich mir zu, und halb ängstlich, halb begehrend, suchte ich sie in mir festzuhalten. Wenn so die Mutter endlich still geworden war und ich mich fester an ihre Kniee drückte, dann pflegte ich auch zu bitten: „Mama, nun spiele noch etwas"; dann nahm sie lächelnd die Violine und spielte auf ihr die schönsten Melodien. Ach wie diese Melodien sich mir außen im Mondenschein belebten. Nie hatte sie Unterricht im Violinspiel gehabt, doch sang ihr Ton mir so tief in das Herz hinein!" Auch seine Geschwister regten ihn merkwürdig an, namentlich eine Schwester durch Vorträge der damals ganz neuen Bürger'schen Balladen, eine andere durch improvisirte begeisterte religiöse Reden. Der älteste Bruder, Theologe und hochbegabt, hatte, als Hauslehrer bei Righini, die Gesangsmethode desselben sich gründlich angeeignet und nahm den Bruder tüchtig in die Schule des italienischen Gesanges. Doch blieb der Knabe der ernsteren Musik zugewendet; der Theatermusik möglichst fern zu bleiben, bat ihn der Vater stets aufs Eindringlichste. Der Choral und das Volkslied waren und blieben für die Loewe'sche Musik der Grundton.

Im J. 1807 — die Tage von Jena hatten schwer über den Bewohnern gelastet — ward der 10jährige Knabe als Solist für den Köthener Gesangchor angeworben; seitdem bedurfte der Knabe der elterlichen Mittel nicht, auch nicht für Schule und Gesangunterricht. Wichtiger für ihn sollte seine baldige Uebersiedelung nach Halle werden. Bei seiner Aufnahme in die Francke'sche Stiftung gab eine Probe beim Universitäts-Musikdirector Türk den Ausschlag. So lernte der Meister des Schülers musikalisches Talent kennen. Mit Leichtigkeit sang L. Alles, was Türk ihm vorlegte. Der Meister nahm sich in der Folge des Knaben mit besonderem Eifer an, der bald dessen Lieblingsschüler wurde und somit das rastlose musikalische Streben desselben aus erster Hand durchlebte. Mit dem sorgfältigsten Unterricht in der Gesangskunst und in der theoretischen Musik ging die Praxis stets Hand in Hand. In Türk's zahlreichen Concerten — den einzigen, die damals in Halle zu hören waren — glänzte L. bald als der gefeiertste Sopranist, ja von seinen damaligen Leistungen in Concert und Kirche sprachen, wie Keferstein erzählt, noch lange nachher sachverständige Männer stets mit dem wärmsten Lobe. Hauptpartien sang er in allen Mozart'schen Opern, Opern

von Naumann, Himmel und Reichardt. Auch waren die Oratoriencomponisten Händel, Haydn, Graun, Winter in Uebung. In den Abonnementsconcerten dirigirte Türk Symphonien (auch von dem damals noch jungen Beethoven) und Clavierconcerte. In der Kirche wurden neben Seb. Bach, E. Bach, Doles und Hiller auch 20 Cantaten von Türk gesungen. L. sang damals viel mit einem Altisten Kögel im Duett, so daß beide besondere Beachtung von C. M. von Weber erfuhren. L. erregte größeres Aufsehen; Madame de Staël und König Jerôme widmeten ihm ihr Interesse. Letzterer bewilligte ihm aus den Mitteln des Staats 300 Thlr. jährlicher Unterstützung zur Vollendung seiner musikalischen Ausbildung. L., 15 Jahre alt, zog zu Türk ins Haus, der ihn durch einen strengeren Cursus der höheren theoretischen Musik führte. Bis Ende des Jahres 1813 erhielt er so von Türk täglich mehrere Lectionen in Theorie und Composition. Neben eigenen Werken legte Türk dem Unterricht Werke von Kirnberger, Forkel, Marpurg, Chladni zu Grunde. In der Composition hat L. sich dem Lehrer gegenüber volle Selbständigkeit gewahrt; eine Romanze „Chlotar“ von Kind, sowie einiges im liturgischen Stile, wurde damals (1813) gedruckt. Jahre vorher hatte er schon Compositionsversuche gemacht. Keferstein erzählt: „Die ersten Compositionen des Zöglings, die allerdings wohl etwas wildromantischer Natur gewesen sein mögen, strafte der joviale Lehrer mit unmäßigem Gelächter. Die kräftige Natur des Schülers bäumte sich dagegen auf, und so geschah es denn wohl manchmal, daß der alte, damals ohnehin vorzugsweise mit rein wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigte, Meister den jungen musikalischen Wildfang fortjagte, um — ihn nach ein paar Tagen wiederkommen zu lassen.“

Während L. sich in lebhafter Arbeit und mit dem besten Erfolge in seine Kunststudien vertiefte, begann 1812 der Sturm der deutschen Befreiungskriege. L., damals von nicht gerade kleinem aber sehr zartem Körperbau, bemühte sich vergebens, für die freie Sache sich anwerben zu lassen. Dies, die Drangsale des Krieges und der 1814 erfolgende, ihn empfindlich treffende Tod Türk's veranlaßten ihn, mit Ernst nun der wissenschaftlichen Vorbildung vollkommen zu genügen. Er erhielt das Maturitätszeugniß und bezog Michalis 1817 die Universität Halle, um Theologie zu studiren. Keferstein erzählt: „Hier traf Ref. in den theologischen und philosophischen Collegien eines Knapp, Niemeyer, Gesenius, Maaß, Gruber u. A. täglich und stündlich mit ihm zusammen, und diesen abermals eifrig betriebenen wissenschaftlichen Studien haben wir unstreitig die Tiefe und Wahrheit zu verdanken, mit welcher L. späterhin in den hebräischen Gesängen und in den Vokal-Oratorien das alt- und neutestamentliche Leben ergriffen und musikalisch geschildert hat. L. gewann dabei überhaupt jene höhere, allgemein wissenschaftliche Bildung, welche sich im Geiste seiner Compositionen und sonstigen Leistungen vielfach zu erkennen giebt, und ohne welche in unserer Zeit nicht leicht ein Künstler sich geltend zu machen vermag.“ Gegen Ende des akademischen Trienniums predigte L. öfter und mit Beifall; aber auch in der Musik vervollkommnete er sich in dieser Zeit außerordentlich. Besonders betrieb er damals das Studium Mozart'scher, Dussek'scher, Beethoven'scher Werke im Clavierspiel und nahm an den Uebungen der unter Maaß und Naue bestehenden Singakademie Theil. Auch gab er viel Musikunterricht. Als Tenorist belebte er einen Musikverein, in welchem die damals beliebtesten Opern mit Pianofortebegleitung von einem Kreise ausgewählter Sänger und Sängerinnen aufgeführt wurden. Auch componirte L. damals seine ersten klassischen Balladen, so vor allen „Wallhaide“, die er 1817 auf einer Fußreise zur Universität im Thüringerwalde concipirte, in einem Pfarrhause daselbst improvisirte und später aufschrieb. „Edward“, „Erlkönig“, „Treuröschen“ folgten 1818, nicht ohne daß seine Gefühle zu der talentvollen und hochgebildeten Julie v. Jakob, Tochter

des Curators der Universität, Staatsraths v. Jakob, ausgezeichnet auch durch seine staatswissenschaftlichen und philosophischen Werke, die Schöpfung derselben beeinflußten. Auch „Elvershöh“ entstand so. Würdige Studienfreunde verherrlichten diese übrigens für L. an romantischen Verwickelungen reiche Studentenzeit, wie Referendarius A. B. Marx, Oehlschläger, Nauenburg, Bergner, Keferstein. Letzterer, welcher in jenem Privatverein in dem kunstsinnigen v. Jakob'schen Hause die Pianofortebegleitung zu besorgen hatte, erzählt 1840, daß er „noch immer mit Vergnügen an die Erscheinung eines jungen blonden Mannes im allerschlichtesten Soldatencostüm zurückdenke, der, zumal wenn er die damals geschriebenen Balladen vortrug, Alles mit sich fortriß“. „Das war unser Künstler, dessen Genius damals in hellaufleuchtenden Blitzen immer reicher und kräftiger hervortrat, und der als Student zugleich seinen Dienstcursus als preußischer Freiwilliger machte, als welcher er jedoch wegen Einrichtung und Leitung eines Sängerchors beim Regimente vom beschwerlichen Dienste dispensirt wurde, und beiläufig den ersten Grund zu seiner später bewährten Routine in Benützung größerer Männerchöre legte.“ In jenem Kränzchen erregte L., vorzüglich auch durch seinen unübertrefflich runden und gewandten prima vista Vortrag der schwierigsten Arien mit eigenem Accompagnement die Bewunderung der ausgezeichnetsten Musikfreunde, wie eines Niewandt und Maaß, vor allem des Baron von Lehmann, der L. wie ein Mäcen protegirte; — hier gewann sich L. auch das Herz der erwähnten Julie v. Jakob, mit der er sich nunmehr verlobte. „Nie“, berichtet Keferstein, „habe er späterhin Mozart'sche und andere Duette mit wärmerem Ausdrucke vortragen gehört, als von diesem in der begeisterungsvollsten Jugendliebe vereinigten Paare.“ Händel, Haydn, Mozart's Requiem, die Opern von Gluck und Spontini wurden außerdem in einem Marx'schen Quartettzirkel geübt. Im Winter 1819—20 besuchte L. seine damals in Dresden weilende Braut, erneuerte die Bekanntschaft mit Weber, der ihm in hohem Maße Wohlwollen und dauernde Freundschaft entgegenbrachte. Auch Tieck und Kind lernte er hier kennen. Ende Sommers 1820 reiste er nach Weimar, wo er bei Hummel für sein Clavierspiel profitirte, und nach Jena. Hier erhielt er Zutritt zu Goethe, der sich mit L. eingehend über das Wesen der Ballade, und zwar unter vollkommener Uebereinstimmung der Auffassungen, unterhielt, und eine Sammlung von L. componirter Balladen und Lieder mit Interesse entgegennahm. Gegen Ende des Jahres 1820 folgte L. einem Rufe nach Stettin, wo er dauernd seine neue Heimath fand. Werfen wir hier einen ergänzenden Rückblick auf seinen Bildungsgang, so ist zu bemerken, daß an musikalischen Autoritäten sein Lehrer Türk und neben den ältern Classikern und Mozart, Beethoven, Weber besonders Zumsteeg für sein eigenthümliches Kunststreben von maßgebendem Einfluß war.

Bei aller Festigkeit und Abgeschlossenheit seines inneren Wesens und Lebens bewahrte er sich für sein ganzes Leben eine gewisse herzige und natürliche Naivetät. Mittlerweile war er bewandert in den meisten Lebensformen; nicht nur die Musik, sondern auch die Kunst des Schwimmens (— er rettete u. A. zweimal Ertrinkende vom Tode), des Fechtens, des Schießens und Jagens war ihm ungemein geläufig. Heimisch war er dabei in fast allen Wissenschaften, neben der Theologie namentlich in der Philologie, Philosophie, Erd- und Völkerkunde, welches alles seinen Arbeiten sehr zu statten kam, und treffend erscheint es von O. Gumprecht bemerkt: „Heimisch ist seine Phantasie in allen Zonen. Sie jagt um die Wette mit Wind und Wolken über die nordische Haide und schwelgt trunken in der glühenden Farbenpracht des Südens. Wohl ergötzt sie sich gelegentlich an dem lauten Gewühl der Gassen und Märkte, aber am meisten zieht es sie doch ins Freie und Weite. Vertraut sind ihr

sämmtliche Stimmen der Natur, das Leben und Weben des Waldes und der Flur, das Brausen des Sturmes, der Gesang der Wellen."

Ueber Berlin, wo er sich noch einer scharfen Prüfung bei Zelter unterwerfen mußte, ging er dann nach Stettin. Hier mußte er zuerst seine philologische Prüfung mündlich und schriftlich ablegen und erhielt eine Anstellung als Lehrer am dortigen alten Gymnasium; hauptsächlich hatte er in der Musik, daneben in der Naturgeschichte zu unterrichten. Er arbeitete für das Gymnasium eine Gesanglehre —, für das pommersche Lehrerseminar, in welchem ihm der musikalische Unterricht gleichfalls übertragen ward, eine Clavier- und Generalbaßschule aus (beide erschienen bald und erlebten mehrere Auflagen), und interimistisch verwaltetete er das Cantorat an St. Jacobi. Da er seine theologische Laufbahn nicht aufgegeben hatte, so studirte er fleißig weiter Theologie und predigte auch gelegentlich. Besonders befreundet ward er in Stettin mit dem berühmten Physiker und Mathematiker Graßmann (Bd. IX, S. 598) und mit dessen berühmtem Sohne Hermann Günther (l. c. S. 595), die, beide selbst musikalisch, L. für seine akustischen Studien sehr hülfreich waren. Durch Loewe's Tüchtigkeit bewogen, begründeten im J. 1821 die königlichen und städtischen Behörden daselbst die amtliche Funktion eines Musikdirectors für Stettin, und L. ward dazu erwählt. „Ich übernahm mit diesem Amte das Orgelspiel und die musikalische Leitung des Gottesdienstes in der Jakobikirche (Stettins Hauptkirche), sowie die Aufführung von Kirchenmusiken an allen hohen Festtagen, ferner den musikalischen Unterricht am Gymnasium und Seminar in wöchentlich 18 Stunden und bezog dafür einen Gehalt von 850 Thlrn. Im Jahre 1850 erhielt ich dazu noch die durch den Tod des Cantor Liebert erledigte Stelle für den Kirchendienst an den Wochentagen, wodurch mein Gehalt um 300 Thlr. erhöht wurde". Dazu mußte sich L. verpflichten, nie für das Stettiner Theater zu arbeiten. Neben der Familie Graßmann ward ihm besonders das Haus der kunstsinnigen und geistvollen Geheimräthin Tilebein und dann der anregende Umgang mit Ludw. Giesebrecht (Bd. IX, S. 159) von Werth. In seinem Amte „wirkte er nun mit aller Energie eines Feuergeistes auf die Verbesserung des städtisches Musikwesens, vorzüglich durch Begründung eines Gesangvereins, machte sich durch Bildung tüchtiger Schüler im Seminar um die ganze Provinz hochverdient, und begann zugleich eine Reihe von Werken herauszugeben, durch welche bald sein Ruf auch im Auslande mehr und mehr verbreitet wurde" (Kfrst.). Am 7. Septbr. 1821 vermählte er sich mit Julie v. Jakob; doch schon nach 1½ Jahren wurde das wonnige Glück auf erschütternde Weise durch den Tod der Gattin zerstört. Aus der düsteren Stimmung, die ihn damals beherrschte, flossen mehrere Balladen, z. B. „Der Wirthin Töchterlein" und die „Hebräischen Gesänge". 1824 ward L. von der königl. Regierung nach Berlin gesandt, um dort Logier's Methode kennen zu lernen; vom Minister Altenstein wurde er über die Anwendbarkeit der Methode officiell befragt. Zurückgekehrt nach Stettin gab er die ersten Hefte seiner Balladen (die abschriftlich schon weit verbreitet waren) bei Schlesinger heraus. Die trübe Zeit gewann für ihn erst ein Ende, als er sich mit der edeln und schönen, als Malerin und Sängerin hervorragenden Auguste Lange vermählte. Sie ward ihm eine musterhafte Hausfrau und ebnete ihm fortan den Weg auch für seinen Künstlergang. Bei den kirchlichen Aufführungen, zumal an den Hauptfesten, wurden zunächst geistliche Stücke von Mozart, Händel, J. A. P. Schulz gegeben. Bald konnte er sie mit seinen eigenen, zu diesem Zwecke geschriebenen, Cantaten wechseln lassen. So entstand allmählig (von 1824—36) das kirchliche Oratorium „Die Festzeiten", eines seiner vorzüglichsten Werke. 1825 componirte L. eine Oper „Rudolf der deutsche Herr", die, zwar von Marx, Tschoppe, Spontini, dem

Fürsten Radziwill u. A. sehr gelobt, dennoch — vielleicht war der Text schuld — von der königl. Bühne zu Berlin abgelehnt wurde. Bald darauf wurde das große Oratorium „Die Zerstörung Jerusalems“, Text von G. Nicolai, fertig gestellt, welches 1830 bei den Aufführungen in Stettin, Berlin, Lübeck u. a. O. großen Beifall fand und vom König von Preußen durch ein kostbares Ehrengeschenk ausgezeichnet ward. Inzwischen wurde der Kronprinz von Preußen, Friedrich Wilhelm, auf L. aufmerksam und ward mit Veranlassung, daß L. sich für das Gebiet des Oratoriums eine ganz specifische Aufgabe stellte. In Betreff des Textes besprach er sich mit seinem Freunde Giesebrecht, und es entstanden die „Siebenschläfer“, die allenthalben Beifall gewannen. L. unterschied fortan zwischen dem geistlichen und dem eigentlichen „Oratorium“ und war überzeugt, für seine Art des Oratoriums das historische Recht für sich zu haben. In dem Sinne folgten noch bis 1849 „Palestrina“, „Meister von Avis“, „Guttenberg“, die in Stettin, Berlin und weiterhin aufgeführt, reiches Lob ernteten. In den Aufführungen zu Stettin glänzten als erste Solisten L. selbst und seine Gattin. Händel und Bach wurden darüber nicht vergessen. Im Auftrage des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, der Loewe's Musik ganz besonders lieb gewonnen, mußte L. später noch schreiben das Oratorium „Polus von Atella“, Text von Giesebrecht; außerdem die Cantate „Die Hochzeit der Thetis“; 5 horazische Oden, die große (ausgezeichnete) Ballade „Des Bettlers Tochter“ und den „Sturm von Alhama“. Eben in der Ballade selbst hatte L. inzwischen sich zu einem großen Meister durchgebildet. Auf das erste Heft war bald das zweite und dritte gefolgt mit „Herr Oluf“, Alexis' „Walpurgisnacht“, „Der Abschied“, „Die 3 Lieder“, dann „Die Spreenorne“ und „Der späte Gast“, ersteres von Marx enthusiastisch gerühmt. Seine Schwägerin Talvj dichtete ihm nach dem Altschottischen „Der Mutter Geist“ (Lieblingsballade Richard Wagner's). Es folgte in op. 8 „Goldschmieds Töchterlein“ und op. 17 „Der Gang nach dem Eisenhammer“. Aber auch in der Instrumentalmusik that sich L. rühmlich hervor; bis 1830 erschienen u. A. „Abendphantasie“, „Groß. Trio für Pianoforte, Violine und Cello“ (von Fink z. Th. als vorzüglichste instrumentalische Leistung der neueren Zeit gerühmt), gr. Sonate in E-dur, gr. Duo für Pian. und 4 Streichquartette. 1834 erschienen 2 Sonaten, deren eine, in F-moll, Schumann, der sie eingehend bespricht, an Beethoven's Sonaten zu reihen geneigt ist.

Besonders fruchtbar wirkte L. in der Zeit von 1830—40. Schon im J. 1826 hatte er Reisen nach Berlin, Halle rc. unternommen, die ihm wichtige persönliche Bekanntschaften zuführten. 1830—32 wiederholte er dieselben und gewann die dauernde Freundschaft eines Spontini, Fürsten Radziwill, v. Redern, Raupach. In Privatkreisen, zumal der genannten Persönlichkeiten, rief er durch seine Balladenvorträge die höchste Sensation hervor. Am 31. März gab er in Berlin ein Concert. Neben einigen Balladen erhielten die Rudolf-Ouverture und sein A-dur-Concert für Pianoforte mit Orchester (beides unveröffentlicht) lebhaftesten Applaus. Zur Improvisation übersandte ihm Fürst Radziwill Goethe's „Zauberlehrling“. Die Improvisation gelang vorzüglich, und unendlicher Beifall ward dem genialen Künstler zu Theil. Musterhaft ward dann sein „Gang nach dem Eisenhammer“ vom Orchester executirt. 1832 wohnte L. in Berlin der Aufführung der „Zerstörung Jerusalems“ bei, die, von Spontini dirigirt, ihm allerseits großen Ruhm einbrachte. Auch für Stettin sorgte L. damals durch tüchtige Concerte, in denen er u. A. Schneider's „Weltgericht“ und Beethoven's Pastoral-Symphonie aufführte; außerdem machte er die Stettiner bekannt mit Werken von Bach, Spontini, Kalliwoda, Klein u. A., wie es überhaupt sein Princip war, möglichst die Compositionen der früheren und gegenwärtigen Meister

dem Publikum entgegen zu bringen. An größeren Werken vollendete L. 1833 Ouverture und Chöre zu Raupach's Schauspiel „Das Märchen im Traum", welches in Berlin, und die Oper „Malekadhel", die im Stettiner Concert mit größtem Erfolg gegeben ward. Gleichen Erfolg hatte die Goethe'sche, Spontini gewidmete, „Walpurgisnacht" mit Orchester. Außerdem erschien eine große Anzahl von Liedern (vgl. op. 9), Gesänge für 4 Männerstimmen und die herrlichen 10 geistlichen Gesänge (op. 22), die Balladen: das Hochzeitlied, der Zauberlehrling, die wandelnde Glocke, die Gruft der Liebenden, die nächtliche Heerschau, die Braut von Corinth (dem Fürsten A. Radziwill gewidmet), sodann „Bilder des Orients" und „Stimmen der Elfen" (3 Duettinen).

In Folge angestrengter Arbeit war L. 1833 leidend und ward ihm das Componiren vom Arzte untersagt. Er vermochte indes nicht geistig unthätig zu sein, studirte den zweiten Theil von Goethe's „Faust" und verfaßte einen Commentar dazu, der von Logier in Verlag genommen ward. Loewe's Tagebuch von 1833 verzeichnet ferner die Composition von Raupach's Märchen „Die drei Wünsche" und der Oper „Die Neckereien". Nach Berlin zog ihn darauf die Aufführung der „Siebenschläfer". Nicht den durchschlagenden Erfolg derselben scheinen 1834 „Die drei Wünsche" erzielt zu haben, obgleich die Oper vom Hofe und von Kennern anerkannt ward. Bei einem Hoffest wurde dann die große Ballade „Des Bettlers Tochter" mit lebenden Bildern aufgeführt, wofür der Kronprinz eine goldene Medaille für L. prägen ließ. Aehnlich belohnte ihn die Großherzogin von Weimar für die derselben dedicirte G-moll-Sonate. Zu Raupach's antiker Tragödie Themisto schrieb L. eine classische Chormusik. 1835 führte ihn die Ferienreise über Berlin hinaus nach Dresden und Leipzig, wo seine Balladenvorträge ihm die genaue Bekanntschaft und dauernde Anerkennung u. A. Reissiger's, der Cl. Wieck und R. Schumann's gewannen. Von letzterem war L. sehr eingenommen. Weiter rief ein großes Musikfest L. nach Mainz, wo seine „eherne Schlange" von 700 Sängern mit mächtigem Erfolge wiederholt aufgeführt wurde. „Man betet die Musik der ehernen Schlange hier beinahe an und weiß den Chören ein ungeheures Feuer und Leben mitzutheilen". L. wurde von der Mainzer Liedertafel zum Ehrenmitgliede ernannt. Aehnlichen Erfolg hatte 1836 sein zweites Vocaloratorium für Männerchor „Die Apostel von Philippi", namentlich in Jena, wo wieder L. selbst dirigirte. „Nach wohlgelungener Aufführung wurde dies allgemein als das größte und erhabenste aller bisher für Männerstimmen erschienenen Werke anerkannt und schlug beim Publicum auch den letzten Zweifel an der Statthaftigkeit dieser neuen Gattung von Oratorien zu Boden" (Kfst.). Für die Einweihung der Gutenberg-Statue in Mainz ward L. von dort mit der Composition eines Festoratoriums beauftragt; so entstand „Gutenberg", 1837 in Mainz, Leipzig u. a. O. mit abermaligem großem Erfolge gegeben. Außer den beiden Vocaloratorien für Männerstimmen waren von L. zwischen 1830—40 vornehmlich erschienen: 6 Hefte Legenden (13 and. Z.), von denen „Jungfrau Lorenz", „Des frommen Kindes Christ", „Milchmädchen", „St. Mariens Ritter", „Muttergottesbild", „Moosröslein", „Paradies", „Der große Christoph" hohe Auszeichnung —, „Gregor auf dem Stein" aber vielleicht vor allen seinen Werken den Preis verdient. Dazu kamen zwei Liederkreise in Balladenform: „Der Bergmann" und „Esther" (dies hochbedeutend); die Balladen: „Der Fischer", „Der Räuber", „Das braune Mädchen", „Der Bettler", „Der getreue Eckardt", „Todtentanz", „Harald", „Mahadöh", sechs polnische Balladen (z. B. „Die Lauer" und „Die drei Budrisse"), „Heinrich der Vogler", „Der Gesang", „Urgroßvaters Gesellschaft", Goethe's „Paria" (hochvollendet), „Wirkung in der Ferne", „Sänger", „Schatzgräber", „Fridericus rex", „Gen. Schwerin", „Das vergessene Lied", „Das Erkennen", „Witte-

kind", „Die Glocken zu Speier", „Landgraf Ludwig", „Schwalbenmärchen", „Edelfalk", „Der Blumen Rache", „Feuersgedanken", „Kl. Haushalt". Dann Lieder von Rückert, vier Fabellieder und „Frauenliebe" (Liederkranz, in Schumann's Zeitschrift als eine der köstlichsten Gaben der neueren Zeit gerühmt).

Aus den 40er Jahren sind noch zwei größere Reisen Loewe's zu erwähnen: 1844 nach Wien, wo er enthusiastisch aufgenommen wurde, und in der Goethe'schen Familie (Walther v. Goethe, ein großer Bewunderer Loewe's, war zugleich dessen Schüler gewesen), den Kreisen u. A. eines Fischhof, Vesque, Fürsten Schwarzenberg, Tschabuschnigg, Vogl verkehrte und mit seinen Balladen („Erlkönig", „Mohrenfürst") ungewohnten Beifall erzielte; — und 1847 nach London, wo er schließlich vor der königlichen Familie seine Triumphe errang, zumal mit dem Vortrage seines „Erlkönig", „Heinrich", „Hochzeitlied", „Abschied", „Prinz Eugen", „Heerschau", — so, daß z. B. der Prinz Gemahl ihm eigenhändig die Noten umgewendet. Leider riefen L. nach Ablauf der Ferien stets die Pflichten zu bald in die Heimath zurück, und als besonderes Mißgeschick ist der Umstand zu bezeichnen, daß an den meisten Orten, die er besuchte, die höheren kunstverständigen Personen auf Reisen oder im Sommeraufenthalt sich befanden. Loewe's fernere Reisen beschränkten sich meist auf die nahen Ostseebäder. Als im J. 1851 seine geliebte und talentvolle Tochter Adele plötzlich gestorben war, nahm er die Einladung zu einer Reise nach Norwegen dankbar an, um seine vom Kummer ernstlich angegriffene Gesundheit zu stärken. Damals componirte er die Ballade „Meister Oluf der Schmied auf Helgoland" und legte in die Töne, was ihn in Norwegen so wunderbar angehaucht und gehoben hatte.

Schon 1842 hatte L. wieder ein Oratorium „Johann Huß" (Text von Zeune) gefertigt, das sich allenthalben Beifall errang und von vielen heute noch als Loewe's bedeutendstes Oratorium angesehen wird. Andere Oratorien, nach A. Telschow's Text, „Hiob", „Das Sühnopfer", „Das hohe Lied", entstanden zwischen 1848—55. In der letzten Zeit seines Schaffens hat L. noch drei kleinere Vocaloratorien mit Orgelbegleitung vollendet: „Die Heilung des Blindgeborenen", „Johannes der Täufer", „Lazarus", zu denen er sich den Text aus den Evangelien selbst zusammenstellte. Unter seinen Opern schien ihm „Emmy" in Stoff und Musik die vorzüglichste zu sein, die er, obgleich sie das hohe Interesse Friedrich Wilhelms IV. gewann, vergebens im Berliner Opernhause zur Aufführung zu bringen versuchte. Das Oratorium „Der Segen von Assisi" blieb unvollendet. Als letztes Lied componirte er 1864 das romantische Gedicht „Spirito santo" von der Baronin v. d. Goltz; — nur kurze Zeit vor seinem Tode schrieb er noch das kleine Lied „Die Nacht am Rhein". In der Nacht vom 23. zum 24. Februar 1864 traf L. ein schwerer Schlaganfall; erst nach sechs Wochen wich der betäubende Schlaf von ihm. Wenn auch nicht ganz in alter Kraft, so vermochte er doch mit gewohnter Rührigkeit und Pflichttreue seines schweren Amtes wieder zu warten. Schreiber dieses erinnert sich mit Freuden der Zeit, da der alte Meister seine Orgel wieder rührte und ihr mit jugendlicher Kraft den zauberhaftesten Gesang entlockte. — Der 24. Febr. 1865 und 1866 war glücklich vorüber: da traf am 25. Febr. 1866 ein anderer nicht geahnter Schlag in Loewe's stille Behausung. L. ward von der städtischen Behörde aufgefordert, seinen Abschied einzureichen. L., der sich wenigstens das Recht, zuweilen seine geliebte Orgel spielen zu dürfen, erkaufen wollte, wagte die Bitte, ihm einen von ihr selbst zu wählenden und von ihm zum Theil zu besoldenden Vertreter zu gewähren. Aber der Magistrat forderte, daß er seinen Abschied nehme. Die Familie siedelte nach Kiel über zu der ältesten Tochter, die, an den Capitän zur See v. Bothwell vermählt, dort lebte. Seitdem war Loewe's Kraft wirklich gebrochen, — eine Orgel aber hat er nie wieder berührt.

Abends spielte er wol seinen Choral; die liebreiche Pflege der Seinen that ihm wohl; auch manch musischer Liebesgruß aus der Heimath, im Namen seiner Freunde von dem edelsten derselben, dem Prof. Calo, ihm bereitet, stimmte ihn fröhlich. Einige Tage vor seinem Tode, 1869, äußerte er zu seinem Begleiter: „Die Welt wird immer schöner, und ich" — — ein schwerer Seufzer verschloß seine todesahnenden Gedanken. Das verklärende Gefühl der Gottesnähe ließ ihn fast mit jugendlicher Freudigkeit noch am 7. April zum Tische des Herrn treten. Am 20. April führte ihn ein zweitägiger Schlummer sanft in das Reich der reinen Geister über. Seine Gebeine liegen wenige Schritte vom ewigen Meer bestattet, sein Herz aber ruht bei seiner Orgel in St. Jacobi.

L. ist einer der begabtesten, geistig bedeutendsten und vielseitig gebildetsten unter den deutschen Tonkünstlern; er bewegte sich in allen Zweigen musikalischer Produktion. Er schuf fünf Opern. Von seinen 16 Oratorien sind acht erschienen. Unter ihnen ist das geistliche Oratorium „Die Festzeiten" von hoher classischer Vollendung, ohne daß es dabei der Vorzüge der meisten anderen seiner Oratorien entbehrte. Ein Werk von hervorragender Kraft und Schönheit sind die für die Geschichte des Männergesanges epochemachenden „Apostel von Philippi". Daneben ist besonders bedeutend „Die Zerstörung von Jerusalem" und von seinen specifischen Oratorien „Die Siebenschläfer". Als musikalisch hochstehende Leistungen sind noch zu nennen „Der Meister von Avis", „Palestrina", „Gutenberg" und „Huß". „Das hohe Lied" wird von der Familie des Componisten und von Kennern, wie E. Grell, besonders hoch gestellt. L. hat mehrere Cantaten und ausgeführtere dramatische Scenen für Solo und Chorgesang componirt, die Beachtung verdienten: „Isabella", „Die Kaiserin" (beide unedirt) und die „Hochzeit der Thetis"; außerdem ein sehr edel gehaltenes „Te deum" und eine größere Menge von Psalmen, Festcantaten, Motetten, Oden, Hymnen, darunter das berühmte salvum fac regem. Im Instrumentalfach hat er gesetzt zwei Symphonien, zwei Clavierconcerte (diese vier unedirt), zwei große Duo für Piano und Violine (unedirt), großes Duo für Pianoforte, op. 18, ein Trio, vier Streichquartetts, fünf Sonaten, eine Reihe von Phantasien und Programmstücken für Pianoforte (zwei Alpenphantasien, Mazeppa, biblische Bilder, welche viel gerühmt sind, vier Phantasien op. 137 u. A.). Für die Orgel, die er selbst bezaubernd spielte, bietet er Nummern im „Musikalischen Gottesdienst". — L. hat in seinen Gesangswerken, obgleich er ursprünglich seine Balladen für seinen eigenen enormen Stimmumfang geschrieben zu haben scheint, mit erstaunlichem Geschick die verschiedensten Stimmen bedacht: die Altstimme, Baß, Tenor, Baryton; überhaupt aber möchte es nicht leicht einen Componisten geben, der so gesanglich zu schreiben verstand wie L. — Auch sind von ihm erschienen mehrere Duette, Terzette und eine größere Zahl trefflicher Lieder für gemischten Chor, eine noch größere für vier Männerstimmen (für den Männergesang hat L. mit das beste geschaffen) und einzelnes für mehrere Frauenstimmen. Mehrere Lieder hat er für das Freimaurergesangbuch geschrieben. In allen möglichen Stimmungen bewegt sich L. mit unvergleichlicher Treue, — das tiefst Tragische und der feinste Humor ist stets von ihm mit treffendster Objectivität wiedergegeben. So sind auch mehrere vorzügliche Humoresken, Fabeln und Märchen von ihm verfaßt (z. B. Fabellieder op. 64, „Die Heinzelmännchen" op. 83). Das Ausgezeichnetste sind seine Lieder, Legenden, Balladen, die in einer Anzahl von etwa 550 Nummern vorliegen (davon viele ungedruckt). Unter den ersteren sind hervorzuheben die hebräischen Lieder nach Byron, sodann die sämmtlichen Compositionen Goethe'scher Gedichte (meist in op. 9, z. B. „Meine Ruh ist hin", „Ach neige, du Schmerzensreiche", die Lynceuslieder, „Ich denke Dein", „Mädchenwünsche"), ferner die Heine'schen Lieder (op. 9, Heft 7), Rückert's Gedichte

(op. 62, z. B. „O süße Mutter"). Außerdem „Wie der Tag mir schleichet", „Mondlicht", „Alles in Dir", die Lieder der Dilia Helena, „Gruß vom Meer", „Wolkenbild" und die fünf Lieder für Baß op. 145. An Legenden sind noch zu merken op. 75, 76 (das „Grab zu Ephesus", der „Weichdorn", „Franziscus", „Das Wunder auf der Flucht", „Die Einladung", „Scholastica") und op. 142 „Der Traum der Wittwe". Unter den seit 1840 componirten Balladen sind classisch: Das Schifflein (ohne op.-Zahl), Prinz Eugen op. 92, Meerfahrt op. 93, Die Ueberfahrt und die schwarzen Augen op. 94, der Graf von Habsburg op. 98, Tod und Tödin op. 105, Die Reigerbaize op. 106, Hueska, der Schützling op. 108, Die verfallene Mühle op. 109, Der Mönch zu Pisa op. 114, Der gefangene Admiral op. 115, Die Dorfkirche, Der alte König und der Mummelsee op. 116, Die Begegnung am Meeresstrand op. 120, Kaiser Otto's Weihnachtsfeier und Der Drachenfels op. 121, Landgraf Philipp op. 125, Archibald Douglas op. 128, Der Nöck, Der Teufel, Die Schwanenjungfrau op. 129, Der Asra op. 133, Agnete op. 134, Tom der Reimer und Nebo op. 135, Die Gottesmauer op. 140, Der seltene Beter op. 141. Hoch hervorragend endlich sind Der Mohrenfürst, drei Balladen, op. 97, Kaiser Karl V, vier Balladen, op. 99, Odhins Meeresritt op. 118, Kaiser Heinrichs IV. Waffenweihe op. 122, Der letzte Ritter, drei Balladen, op. 124.

Auch theoretische Arbeiten hat L. geschrieben, außer schon oben genannten Werken z. B. Clavier- und Generalbaßschule, und Fundamentalien der Tonkunst. Daneben war er litterarisch thätig, z. B. für Marx' Zeitschrift und die „Caecilia". Loewe's künstlerische Vielseitigkeit zeigt sich besonders auch in der objectiven Behandlung der einzelnen Dichter und in der Individualisirung ihrer Dichtungen. Dichter, deren Texte er meisterlich bearbeitete, sind: Goethe, Uhland, Herder, Schiller, Byron, Körner, Kugler, Zedlitz, Alexis, Giesebrecht, Talvj, Platen, Rückert, Freiligrath, Grün, Schwab, Vogl, Chamisso, Kind, Raupach, Kopisch, Fontane. Dabei ist zu bemerken, daß L. selbst ausgezeichneter Sänger war und am genialsten improvisirend schuf. Keferstein urtheilt hierüber: „L. freilich singt mit seiner umfangreichen, zarten, überaus geschmeidigen und des tiefsten und mannigfaltigsten Ausdrucks fähigen Stimme fast alle seine Compositionen für Männerstimmen und namentlich die Balladen und Legenden ganz so, wie sie geschrieben sind und mit einem so trefflichen eigenen Accompagnement, daß Referent dem Gesammteffecte nicht leicht etwas gleich Eigenthümliches, wahrhaft zaubervoll auf das Gemüth des Hörers Einwirkendes an die Seite zu stellen wüßte. — Einige abweichende Urtheile vermag Referent, der L. zu verschiedenen Zeiten sehr oft gehört hat, nur aus einem gewissen gemächlichen Sichgehenlassen zu erklären, welchem unser Künstler beim unmittelbaren Vortrage eigener und fremder Compositionen schon als Student zuweilen gerade bei solchen Gelegenheiten sich hingeben mochte, bei welchen Andere die ganze Kraft aufbieten. Wer unsern Künstler nicht wiederholt in einem ihm ganz bekannten Locale und in seinen guten Stunden gehört hat, zumal beim Improvisiren vorgelegter Texte, worin sein Genius in voller Kraft sich geltend macht und seine Stimme in ihrer höchsten Energie hervortritt, der wird leicht über ihn ein ganz falsches Urtheil fällen". — Als Familienvater und Bürger stand L. sein Lebtag gleich edel und vorbildlich da; mit treuester Liebe war er den Seinen ergeben und von ihnen zärtlich verehrt, obschon manche trübe Stunde sein wonnig-häusliches Glück störte (vgl. Biogr. S. 109 f.), und bei den Mitbürgern stand sein liebenswürdiger, gediegener und reiner Charakter in hohem Ansehen, Liebe und unbedingter Achtung. L. hat, wie das sein Leben zeigt, sehr viel für Stettin gethan, und der in der Provinz allmählig sich regende und wachsende Sinn für edle Musik ist fast ausschließlich ihm zu danken. Stettin zu Liebe hat er per-

sönlich so manchen Ruf nach außerhalb (z. B. nach Berlin) ausgeschlagen, da es doch keine Frage war und ihm selbst nicht verborgen blieb, daß er an einem Centralpunkt musikalischen Wirkens (Berlin, Dresden, Wien, Paris) ungleich fruchtbareren Boden für sein Talent gefunden hätte. Gebührender Dank für seine grundlegenden Leistungen scheint L., besonders in Stettin, nicht geworden zu sein, wie noch heute in Pommern, — bis auf seltene Ausnahmen, wie Stargard, Demmin — tiefes Stillschweigen über ihn beobachtet wird; ein Blick auf die Concertprogramme, z. B. von Stettin, genügt zum Beweise dessen — finden sich doch selbst untergeordneter Balladencomponisten Balladen dort weit häufiger vertreten, als des echten Meisters hochgeniale Werke. Dabei ist zu bedenken, daß L. vom Antritt seines verzweigten und schweren Amtes an 46 Jahre hindurch nur mit 850 Thlrn. honorirt blieb, daß zwar 1850 in Folge der Uebernahme noch eines anderen schweren Amtes das Gehalt auf 1150 Thlr. erhöht ward, ihm aber hiermit nur noch mehr alle freie Schaffenszeit verkürzt wurde und er sich überdies aus Rücksicht auf seine Familie gezwungen sah, für geringes Geld viele Privatstunden zu geben. Pommern, ganz Deutschland, hat L. gegenüber eine Schuld abzutragen. — Dagegen sehen wir, daß L. von den hervorragendsten Künstlern dauernd verehrt und hochgeschätzt ward, außer schon Genannten besonders von Grell und Richard Wagner. Friedrich Wilhelm IV. konnte seine Balladen von ihm selbst nicht oft genug hören, besonders die historischen (Karl V., Kaiser Max, Kaiser Otto); L. mußte oft Tage, ja Wochen lang bei ihm weilen, um vor ihm zu singen. Die wissenschaftliche Welt ehrte ihn mit Ueberreichung des Ehrendiploms als Dr. philos. (Greifswald 1832). — L. ist vielleicht der patriotischste aller vaterländischen Componisten; abgesehen von seiner treuen Anhänglichkeit an das Hohenzollernhaus (persönlich sicherte er sich dabei volle Unabhängigkeit und schlug er auch mit aus dem Grunde Anerbietungen, an den Hof nach Berlin zu kommen, aus), sprechen dies auch zahlreiche Compositionen aus, z. B. Fridericus rex. — „Sieht man die fast zahllosen Loewe'schen Balladenhefte durch, so muß man über diese neue, ganz eigene Welt des Geistes, die sich hier öffnet — über diesen oft verschwenderischen Reichthum erstaunen. L. besitzt eine nicht gewöhnliche Phantasie, wahren Dichtersinn, Innigkeit, Kraft, Geist (diesen vor Allem)" (Ambros). „L. zeichnet sich ganz besonders durch eine Vereinigung von drei sehr beneidenswerthen Dingen aus, Erfindung, Geist, Grazie, die wol selten bei irgend einem seiner Zeitgenossen in der Fülle anzutreffen sind, wie bei ihm". Ed Grell, der dies äußert, stellt besonders Loewe's Oratorien hoch. Am schöpferischsten tritt L. mit Erfindung und Durchbildung des Balladenstils auf. „Es ist vielleicht noch nie von einem Componisten mit solcher Kraft gesungen worden" (A. B. Marx über Edward). Mit den ästhetischen Grundbedingungen der Ballade weist er auf Richard Wagner hin, der ihn als Vorläufer anerkannte; seine Meisterballaden sind wahre Tondramen zu nennen. Loewe's Balladenstil haben sich zu eigen zu machen versucht, doch mehrfach unter zu unfreier Anlehnung, u. A. Robert Schumann (z. B. die Löwenbraut), Robert Emmerich (z. B. Vineta), Joh. Brahms (z. B. Walpurgisnacht), und mehrere Neuere, ohne daß hier eigentlich das Grundwesen der Ballade richtig erfaßt wäre (mit Glück Esser und v. Keudell). Eigentliche Schüler Loewe's sind außer etwa Walther v. Goethe, Jul. Schladebach, H. Triest, Emmerich, A. Todt (dem uneigennützigen Stellvertreter Loewe's 1864) kaum zu nennen. Loewe's veröffentlichte Werke sind bei den verschiedensten Verlegern (hauptsächlich bei Schlesinger) erschienen, im Ganzen 145 opp. Als „Loewe-Album" sind neuerdings ausgegeben Bd. I, II bei Peters, im Anschluß daran Bd. III—VI bei Schlesinger (Balladen, Bd. V die „Hebräischen Gesänge"). Der reiche Nachlaß ist jetzt übergegangen in den Besitz der königlichen Bibliothek zu Berlin. Verzeichniß der sämmtlichen Werke Loewe's von Franz Espagne, Berl. 1870.

Biographisches: Dr. Karl Loewe's Selbstbiographie, von seiner Tochter Helene (†) ergänzt, von C. H. Bitter redigirt (Berlin, W. Müller, 1870), mit des letzteren werthvollem Vorwort und kritischen Textanmerkungen (vgl. das fehlerhafte Referat in der N. B. Musikzeitung von Naumann und in Chrysander's Ztschr. das [bessere] von Deiters). Keferstein's (pseudon. K. Stein) Biographie in Schilling's Lexikon der Tonkunst, Bd. IV, Stuttg. 1840 (vorzüglich; doch in fast allen Tonlexicis in verstümmelnder Weise ausgeschrieben). G. Nauenburg: Neue Zeitschr. für Musik (R. Schumann), Bd. III, Nr. 25, 26, 1835. M. Runze: Bilder aus K. Loewe's Leben (handschr. Aufzeichnungen seiner ältesten Tochter Julie) in Goldstein's Musikwelt, Nr. 24, 25, 26, 28, 29, 46. Berlin 1881. — Monographisches: Ambros: K. Loewe der Romantiker in: Culturhistorische Bilder aus dem Musikl. d. Gegenw., Leipz. 1860. L. Giesebrecht: Loewe's Bedeutung für Stettin, Stettin 1866. O. Gumprecht: K. Loewe in musikal. Charakterbilder, Leipz. 1870. August Wellmer: K. Loewe in: Musikal. Skizzen u. Studien, Hildburgh. 1884. — Runze: K. Loewe, eine ästhetische Beurtheilung in Samml. musikalischer Vorträge von P. Gr. Waldersee, Leipz. 1884. — Allgem. kritische Beurtheilungen: A. Reißmann in: Das deutsche Lied; van Bruyck in d. Wiener Fr. Presse, 1878. Heinroth (über Legenden), R. Schumann (über Balladen, Sonaten, Oratorien) in des letzteren Zeitschr. C. Hauer (N. B. Musikzeitg., 1865, Erlkönig). Lackowitz (Südd. Musikzeitg., Schott, 1869, Erlkönig). H. Bellermann (in Chrysander's Musikzeitg., 1870, Oratorien). A. Wellmer (N. B. Musikzeitg., 1882 Nr. 3—6. 15. 16, Halleluja 1881/82 u. 82/83 und mehrfach). Runze (Echo, 1879. N. Pr. Z., 1879 Sonnt. Beil. Nr. 1, Nr. 19—21, 1880 Sonnt. Beil. 35—38, 1882 21, 22, 32, 33 und mehrfach). — L. als Hauptperson in dem Roman „König Mys von Fidibus oder 3 Jahre auf der Universität. Wahrheit und Dichtung aus dem Leben eines Künstlers („Leo Tonleben") von K. Stein" (Keferstein), 2 Bde., Gera 1838. Darin vieles authentisch. Vgl. auch den Roman „Die Geweiheten oder der Kantor von Fichtenhagen", 2 Bde., Berlin 1829, von G. Nicolai. Endlich ist ganz der Verbreitung Loewe's gewidmet: M. Runze, Die ästhetische Bedeutung der Ballade, Berlin 1884. Bilder: von Flach, von E. Hildebrandt, von Julius Grün. Zur Pflege und Verbreitung Loewescher Musik hat sich am 16. März 1882 in Berlin ein Loewe-Verein gebildet, der schnell einen starken Aufschwung genommen hat. M. Runze.

Löwen: Elias v. L. (Leven), Arzt und Astronom, geb. (unbekannt wann) in Schlesien, † den 27. April 1661 in der schlesischen Stadt Pitschen. Er kam als junger Mann nach Schweidnitz und lernte daselbst Maria Cunitz, die gelehrte Tochter des Dr. phil. et med. Heinrich Cunitz, kennen. Da er in der Astronomie gründlich bewandert war, so lehrte er seine junge Freundin deren höhere Theile, insbesondere auch die sphärische Trigonometrie, kennen. Nach des Vaters Tode heiratheten sich (um 1629) Lehrer und Schülerin und nahmen der Kriegsunruhen wegen ihren Aufenthalt in Oloboce in Polen, indem sie sich unter den Schutz der Aebtissin des dortigen Nonnenklosters stellten. Beide Ehegatten gaben zusammen ein astronomisches Tafelwerk heraus, an welchem allerdings die Frau den wahren Löwenantheil gehabt zu haben scheint; es führt den Titel „Urania propitia, sive tabulae astronomicae mire faciles" und ward von Maria Cunitia una cum marito Elia a Leonibus dem Kaiser Ferdinand III. zugeeignet. Das Werk stand damals in ziemlichem Ansehen und durfte es sogar wagen, gewisse Aufstellungen Kepler's mit Glück zu rectificiren. Von L. selbst führt Scheibel's „Anleitung zur mathematischen Bücherkenntniß" folgendes Werk auf: „Horologium zodiacale, d. i. immerwährender magischer oder Planeten-Stund-Zeiger";

auf dem Titel des 1626 zu Breslau gedruckten Buches nennt sich der Verfasser Elias Crätzschmar, so daß mithin die Erhebung in den Adelstand erst nach dieser Zeit erfolgt sein muß.

Kästner, Geschichte der Mathematik, 4. Bd., S. 430 ff. — Eberti, Eröffnetes Cabinet des gelehrten Frauenzimmers, 1706, S. 117. Günther.

Löwen: Johann Friedrich L., auch Löwe genannt, wurde im J. 1729 zu Clausthal geboren, studirte zu Göttingen Jurisprudenz und würde sich der akademischen Laufbahn gewidmet haben, wenn er die Mittel für die Promotion gehabt hätte. Er kam im J. 1751 nach Hamburg und wollte schon von hier mit Empfehlungsschreiben Friedrich v. Hagedorn's nach London gehen, um sich dort eine Stellung zu suchen, als ihn der Legationsrath Zink in sein Haus aufnahm. Dieser ermuthigte ihn als Schriftsteller aufzutreten. Schon vorher hatte er das Schäferspiel „Die Spröde“ herausgegeben, Helmstadt 1748; im J. 1751 erschienen von ihm in Hamburg anonym „Zärtliche Lieder und anakreontische Scherze“; jetzt gab er „Poetische Nebenstunden in Hamburg“ heraus, zu denen Johann David Michaelis eine Vorrede „von dem Geschmacke der morgenländischen Dichtkunst“ schrieb (Leipzig 1752); sodann ließ er (Hamburg 1753) anonym 28 poetische Betrachtungen „Der Christ bei den Gräbern“ erscheinen, deren zweite Auflage er im J. 1760 der Herzogin zu Mecklenburg widmete, wobei er sich dann auch unter der Widmung nennt. Unter seinen übrigen poetischen und prosaischen Schriften aus dieser Zeit sind zu nennen seine „Kurzgefaßten Grundsätze von der Beredsamkeit des Leibes“, Hamburg 1755, eine Schrift, welche wol die erste in Deutschland über diesen Gegenstand war und aus der Verbindung mit dem Theater stammte, in welche ihr Verfasser damals getreten war. Johann Friedrich Schönemann, der damals dem Theater in Hamburg vorstand, hatte dasselbe auf eine höhere Stufe zu bringen gesucht; außer Eckhof suchte auch L. ihn in seinen Absichten zu unterstützen und ist ohne Frage dabei nicht ohne Verdienst gewesen. Er heirathete Schönemann's Tochter, die sich auch als Schauspielerin einen Namen gemacht hat; und als Schönemann im December 1757 sein Theater mit einem Epilog von L. geschlossen hatte, siedelte dieser mit seiner Frau und ihm nach Schwerin über, wo er eine Secretärstelle annahm. Er blieb auch hier schriftstellerisch thätig, namentlich ließ er Gedichte, Oden u. dgl. drucken und versuchte sich auch in Satiren. Im J. 1760 und dem folgenden gab er in zwei Theilen eine Sammlung seiner poetischen Werke heraus. Um diese Zeit begann er auch „Romanzen“ zu dichten, eine Dichtungsart, in welcher er zumeist noch Anklang gefunden hat; seine „Romanzen“ erschienen zuerst anonym Hamburg 1762, hernach verbessert und vermehrt mit seinem Namen noch 1769 und 1771. Seine „Schriften“ ließ er dann in einer Auswahl vom Jahre 1765 an wieder drucken; die den Anfang des vierten Theiles (Hamburg 1766) bildende „Geschichte des deutschen Theaters“ enthielt diejenigen Vorschläge zur Verbesserung des Theaters, welche 12 Kaufleute in Hamburg, die sich im J. 1766 vereinigten, um daselbst ein „Nationaltheater“ einzurichten, zu verwirklichen suchten. L., der nun mit seiner Frau wieder nach Hamburg übersiedelte, erhielt das Directorium; er sollte die Stücke aussuchen, die Rollen vertheilen und zugleich durch Leseübungen und Vorträge für die Ausbildung der Schauspieler und Schauspielerinnen sorgen. Von ihm ging auch, wie nicht bezweifelt werden kann, der Gedanke aus, Lessing nach Hamburg zu rufen, um dieses Unternehmen als Dichter, und als dieser darauf nicht einging, als Kritiker zu unterstützen. Im April 1767 wurde die Bühne eröffnet, aber schon im Herbste zeigte es sich, daß dieses Nationaltheater nicht bestehen konnte. Im December 1767 ging L. mit seinen Schauspielern auf einige Monate nach Hannover; im Sommer 1768 wurde dann in Hamburg auf dem Theater zwar wieder gespielt, aber im September dieses Jahres verließ L. Hamburg gänzlich; er sah sich genöthigt, um zu leben, die geringe

Stelle eines Registrators in Rostock anzunehmen. In Hamburg hatte er neben anderen Sachen auch einige Streitschriften drucken lassen als Antworten auf Angriffe, die er in Folge seiner Geschichte des deutschen Theaters erfahren hatte. Eine seiner letzten Veröffentlichungen sind seine „Geistlichen Lieder nebst einigen veränderten Kirchengesängen", Greifswald 1770. In der Vorrede zu ihnen bekämpft er die Ansicht Liebich's (vgl. Bd. XVIII, S. 584), daß man alte Kirchenlieder nicht ändern solle. Von seinen eignen Liedern ist wenigstens das Loblied: „Nimm deine Psalter, Volk des Herrn", nach Sirach 50, 24—26, gedichtet, bis zum heutigen Tage bekannt geblieben; es findet sich z. B. in dem noch gebrauchten Hamburger Gesangbuche von 1842. Von Nahrungssorgen und Hypochondrie geplagt starb er zu Rostock am 23. December 1771, nur 42 Jahre alt.

Jördens, Lexikon deutscher Dichter u. Prosaisten, III, S. 416 ff. Lexikon hamburgischer Schriftsteller, IV, S. 531 ff.; hier auch ein Verzeichniß seiner Schriften und die Litteratur über ihn. Koch, Geschichte des Kirchenliedes u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 221 f. — Ueber seine Verdienste um das Theater vgl. Danzel und Guhrauer, G. Ephr. Lessing, 2. Aufl., 2. Bd., S. 96 ff., und Koberstein, Grundriß der Geschichte der deutschen Nationallitteratur, 5. Aufl., III, S. 403. — Vgl. auch Goedeke II, S. 572 u. Koberstein a. a. O. im 5. Bande an den im Register genannten Stellen. l. u.

Löwenberg: Karl Friedrich Benjamin L., geb. am 10. November 1807 zu Löwenberg in Schlesien, widmete sich der Rechtswissenschaft, wurde 1829 zum Auscultator, am 4. Januar 1831 zum Referendar und, nachdem er selben Jahrs zum Dr. jur. promovirt, am 1. October 1833 zum Kammergerichtsassessor ernannt. Die bei der Prüfung bewährten hervorragenden Kenntnisse, die Schnelligkeit der Auffassung, die Sicherheit und der Scharfsinn des Urtheils veranlaßten den damaligen Justizminister Mühler L. im Bureau des Justizministeriums und unter Ertheilung des vollen Stimmrechts (d. h. nicht nur in den eigenen, sondern auch von anderen Referenten vorgetragenen Spruchsachen) gleichzeitig beim Oberappellationssenat des Kammergerichts in Berlin zu beschäftigen. 1838 zum Oberlandesgerichtsrath in Insterburg ernannt, verblieb L. in seiner Thätigkeit im Justizministerium, bis er 1839 als Oberlandesgerichtsrath nach Breslau ging. Bereits 1840 wurde er als Hülfsarbeiter im Justizministerium nach Berlin zurückberufen, woselbst er nunmehr verblieb. 1844 zum Kammergerichtsrath ernannt, trat er bereits 1843 als Hülfsarbeiter, 1847 als Geheimer Obertribunalsrath in den höchsten Gerichtshof und im September 1848 in die Justiz-Examinationscommission, deren Mitglied er bis 1870 verblieb. Von der sonstigen amtlichen Thätigkeit ist hervorzuheben: 1864 Mitglied der Commission betr. der auf Grund des Gesetzes vom 21. Mai 1861 für die Aufhebung der Grundsteuerbefreiung zu gewährenden Entschädigungen, 1867 vom Bundesrath zum Mitglied der Commission zur Ausarbeitung des Entwurfes einer Proceßordnung in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten für die Staaten des Norddeutschen Bundes gewählt. L. starb in Berlin am 21. December 1871. Aus den rechtswissenschaftlichen Arbeiten Löwenberg's sind neben zahlreichen kleinen Abhandlungen zu nennen: „Verordnung vom 4. März 1834 über die Execution in Civilsachen und über Subhastations- und Kaufgelderliquidationsproceß nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen rc.", Berlin 1836. — „Verordnung vom 14. December 1833 über die Rechtsmittel der Revision und Nichtigkeitsbeschwerde nebst sämmtlichen gesetzlichen und ministeriellen Abänderungen rc.", Berlin 1837. — „Beiträge zur Kenntniß der Motive der preußischen Gesetzgebung, aus amtlichen Quellen rc.", 2 Bde., Berlin 1843. Ein Werk, von dem es in den Beurtheilungen heißt (Jur. Wochenschrift 1843, S. 711 ff.; Centralbl. 1843, Nr. 25 ff.), daß es zu den bedeutendsten Erscheinungen auf dem Gebiete der preußischen Jurisprudenz gehöre. — „Ueber den Lieferungs-

vertrag unter Berücksichtigung des Handels mit geldwerthen Papieren", Berlin 1846. — „Die Lehre von den Rechtsmitteln im preußischen Civil- und Criminalproceß, systematisch bearbeitet", Berlin 1846. In seiner langjährigen Thätigkeit als Mitglied der Examinationscommission ragte L. namentlich dadurch hervor, daß er sein eigenes umfassendes Wissen stets erweiternd, mit den neuesten Erscheinungen bekannt, die Rechtswissenschaft mit der praktischen Thätigkeit in ihrem unlöslichen Zusammenhang erkannte. Ihm konnte eine Kenntniß des zeitigen Gesetzes beim Examinanden nicht genügen, er verlangte aus der geschichtlichen Entwickelung das Verständniß. Seine Ansprüche waren von förderlichem Einfluß auf den Vorbereitungsgang der Examinanden und damit von hoher Bedeutung für die Ausbildung der Richtercandidaten. Daneben ist das Wohlwollen hervorzuheben, mit welchem er auf die richtige Bahn zu leiten suchte, und der Freimuth, den er Befähigten entgegentrug, um zum Eifer anzuregen. Als Richter gehörte L. zu den unnahbaren, überzeugungsfesten Mustern altpreußischer Beamter, er war eines der bedeutendsten Mitglieder des höchsten Gerichtshofes. Die unbedingt schlüssige Form seiner Urtheile war bekannt, jedes Wort am Platz nothwendig und bedeutsam, kurz aber gewichtig. Keyßner.

Löwenberg: Siebert v. L., Dr. jur. und Professor in Köln, politischer Agent Hermanns von Wied und Philipps des Großmüthigen. Geburts- und Todesjahr sind ungewiß, das erste sichere Datum die Immatriculation in Köln, 10. September 1526. 1532 (15. October) erhielt er das Licentiat, 1533 (25. Juli) den Doctorhut. Seit 1537, wo er in den Dienst Philipps trat, ohne doch den des Kölner Erzbischofs zu verlassen, läßt sich seine Thätigkeit Jahr für Jahr verfolgen. Sie bestand vornehmlich darin, die Versuche eines Ausgleiches zwischen den protestantischen und persönlichen Interessen der Fürsten und denen des Kaisers zu vermitteln. Schon 1538 und 1539 reiste er zwischen dem hessischen und burgundischen Hof hin und her. Die Niederwerfung des braunschweigischen Secretärs Stephan Schmidt, die den Bruch zwischen dem Landgrafen und Herzog Heinrich dem Jüngeren vollendete, mußte er in Brüssel entschuldigen. Bald darauf war er in Frankfurt a. M. bei den Verhandlungen hierüber und über den „Anstand" zwischen beiden Religionsparteien. Schon der braunschweigische Handel mußte Philipp zur Versöhnung mit dem Kaiser geneigt machen, mehr aber noch die Angelegenheit seiner Bigamie und die ihr folgenden Verwicklungen, welche in Wechselwirkung mit den politischen und kirchlichen Wandlungen dieser Jahre bis zum Regensburger Colloquium und dem Separatbündniß des Landgrafen mit Karl V. führten. L. hat in allen diesen Verhandlungen eine bedeutende Rolle gehabt. So überbrachte er im Frühjahr 1540 neben dem Grafen von Manderscheid vom burgundischen Hof die Vergleichsvorschläge an die in Schmalkalden versammelten Stände und Theologen des protestantischen Bundes, welche die Religionsgespräche einleiteten. Philipp sandte ihn schon im April wieder zurück und noch im Juni finden wir ihn in Brüssel. Dann war er es, der im Herbst die ersten Eröffnungen über den Wunsch des Fürsten nach einem besonderen Vertrage mit dem Kaiser an den Hof trug und danach in Worms neben dem Kanzler Feige und Martin Bucer die Verhandlungen zusammen mit denen über das religiöse Geheimgespräch und den Entwurf des Regensburger Buches fortführte. Recht für ihn geschaffen war die Lage nach dem Abschied des Reichstages von 1541. Die bestimmenden Ereignisse waren seitdem die Reformation des Kölner Stiftes durch Erzbischof Hermann und der mit dem Türken- und Franzosenkrieg verflochtene geldrische Erbfolgekampf: zwei Ereignisse, die parallel liefen und verwandten Zielen zustrebten, mochten sie mit dem Siege oder der Niederlage des Erzbischofs und Herzog Wilhelms enden; beidemal handelte es sich um die Stärkung oder die Schwächung der protestantisch-ständischen gegen die kaiser-

lich-burgundische und katholische Machtstellung am Niederrhein. Für die Habsburger war es daher unter dem Druck der Weltlage die Aufgabe, zeitweise beide Begebenheiten auseinander zu halten, die Kölner Bewegung zu schonen, um Geldern zu gewinnen. L. aber vertrat die verderbliche Politik, zu der sich die austraggebenden Fürsten durch Eigennutz oder Beschränktheit bewegen ließen: Cleve Anfangs nur diplomatisch zu vertreten, dann im Stich zu lassen, um die Kölner Reformation durchführen zu können und die Gunst des Kaisers nicht zu verscherzen. Diese zu erhalten mußte Philipp und später auch seinen Bundesgenossen noch wegen des braunschweigischen Conflictes angelegen sein. Als Herzog Heinrich im Sommer 1542 vertrieben war, richtete sich ihr Hauptaugenmerk darauf, seine Wiederhebung zu verhindern, den Kaiser also von ihm abzuziehen und die Bundesexecution in den Formen des Reichsrechtes zu legalisiren. Auch hierfür machte L., der mit dem Landgrafen nach dem Siege in Braunschweig war, seinen Einfluß geltend. Im Herbst arbeitete er mit anderen kölnischen und hessischen Räthen am Niederrhein an einem Frieden oder Stillstand zwischen Wilhelm von Cleve und der burgundischen Regierung. Während dann doch der Krieg fortging, wagte der Erzbischof die Reformation. Man war damit im besten Zuge, als Karl V. das Heer herbeiführte, mit dem er Cleve niederschlagen und König Franz gegenübertreten wollte. Jetzt mußte L. im Auftrage Hermanns dem Kaiser entgegen ziehen, um den Erzbischof zu entschuldigen, dann aber sogleich die Gewaltthaten der spanischen Soldateska gegen die evangelischen Landsleute erleben. Damals waren die Schmalkaldener von Neuem in großer Sorge vor Heinrich von Braunschweig, der den Kaiser auf dem Kriegszug begleitete und danach strebte, dessen Heer nach der Niederwerfung Cleve's für sich zu gewinnen. An den Missionen, die sie deshalb an den kaiserlichen Hof schickten, nahm auch L. wieder Theil. Noch konnte er mit Genugthuung über die antipäpstlichen Auslassungen der kaiserlichen Minister an den Landgrafen schreiben; bis zum Herbst 1544 schienen die Ereignisse seine vermittelnden Bestrebungen zu rechtfertigen. Als sich aber König Franz zum Frieden von Crespy bequemt hatte, begann man am kaiserlichen Hof andere Saiten aufzuspannen und bald hatte es dann selbst bei L. mit der Vertrauensseligkeit ein Ende. Schärferblickende, wie M. Bucer, hatten längst mit besonderem Hinweis auf L., dem dieser Unzuverlässigkeit im Dienst und Bekenntniß vorwarf, die Schädlichkeit der Vermittlungspolitik erkannt; jetzt mußte das L. am eigenen Leibe erfahren. Schon auf einer Gesandtschaft an den Hof im Herbst 1544 hatte er sich über die wegwerfende Behandlung zu beklagen, welche ihm Granvella früheren Liebenswürdigkeiten entgegen hatte zu Theil werden lassen. Als dann im Mai 1545 Karl V. auf der Reise zum Wormser Reichstag durch Köln kam und Universität und Rath zum Einschreiten gegen die Neuerungen aufmahnte, erreichte die Verfolgung unter den ersten L., der jetzt aus der Facultät ausgestoßen wurde. Seine Thätigkeit richtete sich nun darauf, die schmalkaldischen Stände für die bedrohte Stellung des Kölner Erzbischofs zu interessiren. Im August und September reiste er an den sächsischen und den brandenburgischen Hof, dann nach Frankfurt zu dem Bundestage, auf dem eine zu Gunsten Hermanns demonstrirende Gesandtschaft an den Kaiser beschlossen wurde. Danach entsprach es wieder seiner früheren Haltung, wenn er in den von Naves und Graf Wilhelm von Neuenahr eingeleiteten Vorverhandlungen zu der Zusammenkunft des Kaisers und des Landgrafen in Speier (März 1546) als Zwischenträger fungirte. In den Anfängen des schmalkaldischen Krieges erschien er mit Aufträgen des Erzbischofs bei dem Landgrafen und kam im Herbst auf den Tag der confessionsverwandten Stände, der während des Krieges an der Donau in Ulm zusammentrat. Der für die Schmalkaldener unglückliche Ausgang des Kampfes war auch für L. verhängnißvoll. Als im Januar 1547 die kaiserlichen

Bevollmächtigten in Köln erschienen, die Absetzung Hermanns und die Einführung Adolfs von Schaumburg als Erzbischof durchsetzten, mußte L. auf ihren ausdrücklichen Befehl die Stadt verlassen. Er begab sich zum alten Erzbischof nach Buschhofen, im Sommer nach Kassel und richtete von hier bewegliche Bittgesuche an den Kaiser, in denen er seine Unschuld betheuerte und für welche er sogar die Fürsprache des gefangenen Landgrafen erlangte. Doch ward er erst im November 1549 begnadigt. Im J. 1553 erscheint er in neuer Zwistigkeit mit dem Kölner Rath, der ihn wegen eigenmächtiger Ehescheidung belangte.

Ennen, Gesch. der Stadt Köln, IV. Varrentrapp, Hermann von Wied. Marb. Arch.

Lenz.

Löwenhardt: Emil L., Psychiater, geb. am 2. Juni 1827 zu Prenzlau, bezog nach Vollendung seiner humanistischen Vorstudien zu Ostern 1847 die Universität Berlin, um sich dem Studium der Medicin zu widmen, nach vier Semestern ging er nach Halle, wo er 1851 zum Doctor promovirt wurde (Diss.: „De pathologia annorum climactericorum") und im folgenden Jahre das Staatsexamen absolvirte. Nachdem er zuerst in seiner Heimath und in Danzig prakticirt hatte, wurde er 1854 an der Halle'schen Provinzialirrenanstalt Assistenzarzt und rückte schon nach einigen Monaten in die Stelle des zweiten Arztes vor. Am 24. Januar 1855 habilitirte er sich mit der Disputation „De tracheotomia contra epilepsiam adhibenda" als Privatdocent an der Universität und hielt vom folgenden Semester an klinische Vorträge mit Krankendemonstrationen. 1859 übernahm er die Direction der Privatirrenanstalt Kennenburg in Württemberg, welche er 1862 mit jener an der thurgauischen Kantonalanstalt zu Münsterlingen vertauschte. Kurz darauf zum Director der neuen braunschweigischen Irrenanstalt designirt, beabsichtigte er die Zeit bis zur Eröffnung von Königslutter mit Studien in der mikroskopischen Anatomie des Gehirns auszunutzen und arbeitete zu diesem Behufe unter Schulze in Bonn und in Berlin bei Virchow. Inzwischen erhielt er jedoch einen Ruf zur Leitung der mecklenburg-schwerinischen Irrenheilanstalt auf dem Sachsenberge, welche Stelle er dann 1863 antrat und bis zu seinem im April 1869 an einer Nierenerkrankung erfolgten Tode in trefflicher Weise versah. Die allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie enthält mehrere ausgezeichnete Facharbeiten von ihm, an der Vollendung zahlreicher anderer hinderte ihn leider der Tod. Die „Kritische Beleuchtung der medicinisch-psychischen Grundsätze nebst den darauf basirten Obergutachten der kgl. wissenschaftlichen Deputation für das Medicinalwesen in Preußen", welche eine vernichtende Kritik über die von Ideler aufgestellten und verfolgten Principien fällt, hat einen älteren Bruder (S. E. L., praktischen Arzt in Prenzlau) zum Verfasser.

Vgl. Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie rc., Bd. XXVI S. 396.

Bandorf.

Löwenklau: s. Leunclavius, Bd. XVIII S. 488.

Löwenstein: Albrecht Graf v. L., außerehelicher Sohn des Königs Rudolf von Habsburg. Zuerst nach einer im Aargau gelegenen Burg Herr von Schenkenberg genannt, wurde er, nachdem mit dem Grafen Gotfrid von Löwenstein der Mannesstamm des ältesten Löwensteiner Geschlechts, einer Calwer Seitenlinie, erloschen war, im J. 1282 und wiederholt im J. 1287 von seinem Vater mit der Grafschaft Löwenstein und dem Schloß Wolfsölden belehnt und so der Stifter der mittleren Linie der Grafen von Löwenstein, welche im Mannesstamme mit seinen Ururenkeln um 1464 erlosch. Im J. 1291 erhielt er noch weiter von seinem Vater die Burg Magenheim und die Stadt Bönnigheim. Ein Rechtsstreit, den Eberhard v. Landau auf Grund von Erbansprüchen seiner Gemahlin wegen der Grafschaft Löwenstein gegen ihn führte, wurde von König Adolf zu

seinen Gunsten entschieden. Er starb im J. 1304 und wurde im Kloster Murrhard begraben.

Christ. Jac. Kremer in Acta Acad. Theod.-Palat. T. I. S. 328—338. Stälin, Wirtemb. Gesch. III. S. 682—684. v. Alberti.

Löwenstein: Christian Philipp Johann Alexander Fürst zu L.-Wertheim, Großkreuz des Militär-Maria-Theresien-Ordens, 1758 Inhaber eines Dragonerregiments, jetzt Nr. 14, 1758—1781 Inhaber des durch ihn errichteten Chevauxlegersregiments, jetzt Ulanenregiment Nr. 7, k. k. General der Cavallerie, geb. am 11. Januar 1719 zu Wertheim, † am 23. Mai 1781 zu Aschaffenburg, hat sich — ihm und seinem altadeligen Geschlechte zur Ehre — das Recht erworben, als thatkräftiger, um Kaiser und Reich hochverdienter Heerführer in bleibender Erinnerung gehalten zu werden. Schon 1737 bewog ihn sein muthvoller Sinn in des Kaisers Heer zu treten, welches gegen den hartnäckigen Gegner der Christenheit, die Türken, aufgeboten worden war, und kämpfte er tapfer und Beispiel gebend so lange in den Reihen desselben, bis ihn eine bei Banjaluka erhaltene Verwundung außer Gefecht setzte. Dieser erste Feldzug, die hierbei gemachten Erfahrungen, die bestandene Feuerprobe entwickelten rasch Löwenstein's angeborenen Unternehmungsgeist, den er jederzeit, sobald sich ein Anlaß darbot, zu bethätigen wußte. So hat er 1746 als Oberst des später reducirten Dragonerregiments Koháry am 18. März, gelegentlich einer Entsendung gegen Lodi und Marignano (Melegnano), bei letzterem Orte den aus den Forts Fuentes, Lecco und Trezzo sich zurückziehenden Gegner mit Entschiedenheit und Geschick angegriffen, einen Theil desselben gefangen genommen, den Rest gegen Mailand versprengt und bedeutende Vorräthe an Mehl und Fourage erbeutet; den 21. August rückte er in mehreren starken Märschen gegen Serravalle und nöthigte durch einen klug geführten, entschlossenen Angriff die Besatzung des Ortes zur Uebergabe, wobei er neun Stücke und einen Mörser eroberte; Anfangs September hat sich L. bei Genua so anerkennungswürdig verhalten, daß ihm die Auszeichnung wurde, die Nachricht vom Falle Genua's an den kaiserlichen Hof überbringen zu dürfen. Damals schon hatte Löwenstein's Name allgemein einen guten Klang als beherzter, tüchtiger Reiterführer; der siebenjährige Krieg hob aber das Ansehen Löwenstein's, welcher 1752 zum Generalmajor vorgerückt war, zu dem eines umsichtig disponirenden, schnell handelnden, kaltblütig ausdauernden Befehlshabers größerer Truppenmassen. Ausschlaggebend war sein Wirken gleich bei Lobositz 1756; als nämlich die Preußen ihren ersten mißlungenen Angriff gegen den österreichischen rechten Flügel durch einen zweiten gut zu machen suchten, da warf sich L., welcher mit zwei Kürassierregimentern vom linken Flügel herbeigeeilt war, vereint mit der übrigen Cavallerie unter Ueberwindung verschiedener Terrainschwierigkeiten gegen den Feind und zwang selben zum Rückzuge sowie zum Aufgeben jedweden neuen Unternehmens. Stets anerkannt focht L. in den nun folgenden Gefechten und Schlachten, wofür sich in der ersten Nachricht über den Sieg bei Breslau 1757 ein erwähnenswerther Beleg findet. Herzog Karl von Lothringen schreibt: „Morgen gedenke den Oberstfeldwachtmeister Fürst von Löwenstein, so bey letzterer Feldschlacht die Carabiniers und Grenadiers zu Pferd commandirte und nach seiner Gewohnheit alles, was man von der Tapferkeit hiebey fordern kann, an Tag legte, mit obiger Nachricht sowol als mit der Relation von der Battaille nach dem Hoflager abzuschicken." Vorwiegend betonenswerth für die Charakterisirung des 1760 zum General der Cavallerie ernannten L. ist sein Verhalten als Commandant eines Armeecorps 1762, denn er entsprach allen Anforderungen, welche an solch' einen Befehlshaber gestellt werden müssen. Bei Osseg, Grabe und Hendorf in Nordwestböhmen zum Schutze gegen Einfälle, Brandschatzungen ꝛc. des Gegners postirt, ward er mit Ueber-

macht angegriffen und sollte von Teplitz abgedrängt werden; schon dachte sich der Feind in unabwendbarem Vortheile, da er gegen beide Flanken vorgedrungen, als plötzlich Löwenstein's trefflich eingeleitete Dispositionen die Verhältnisse des Kampfes änderten und den Angreifer in das Gebirge und später über die Grenze vertrieben. L., dessen erfolgreiche Commandoführung das nordwestliche Böhmen vor Feindesgefahr schützte und selbst der Reichsarmee in Dresden Nutzen brachte, wurde mit dem Großkreuze des Militär-Maria-Theresien-Ordens öffentlich geehrt.

Wurzbach, Biogr. Lexicon d. Kaiserth. Oesterreich 2c., 15. Thl., Wien 1866. Hirtenfeld, Der Milit.-Maria-Theres.-Orden 2c., 1. Bd., Wien 1857. (Gräffer,) Kurze Gesch. d. k. k. Regimenter 2c. (2. Aufl.), 2. Bd., Wien 1801. Thürheim, Gedenkblätter a. d. Kriegsgesch. d. k. k. österr. Armee, 2. Bd., Wien u. Teschen 1880. Schels, Oesterr. milit. Ztschr., 1820 4. Bd., 1840 3. 4. Bd. Seifart's Gesch. des seit 1756 in Deutschl. 2c. geführten Krieges 2c., Frankfurt u. Leipzig 1765. Theimer, Gesch. d. k. k. 7. Uhlanen-Rgmts., Wien 1869. Sch z.

Löwenstern: Matthäus Apelles v. L. wurde am 20. April 1594 zu Polnisch-Neustadt im Fürstenthum Oppeln geboren und starb 54 Jahre alt zu Breslau am 11. April 1648 als Staatsrath des Herzogs Carl Friedrich von Münsterberg zu Oels. Er war der Sohn eines Sattlers, hatte sich aber durch seine musikalischen Anlagen frühzeitig bekannt gemacht; 1625 war er Rentmeister und Musikdirector in Bernstadt, 1626 daselbst Präses der fürstlichen Schule und 1631 fürstlicher Rath und Kammerdirector geworden. Kaiser Ferdinand III. adelte ihn und darauf ward er Staatsrath. — Mit den Dichtern David Behme (Bd. II, S. 284) und Andreas Tscherning war er eng befreundet. L. hat 30 deutsche und ein lateinisches Lied gedichtet, „einzig zur Ausbreitung göttlicher Ehre und Erbauung seiner Kirche und ihrer Glieder"; theilweise sind sie im Versmaße antiker Strophen, wie z. B. sein bekanntestes Lied: „Nun preiset alle Gottes Barmherzigkeit" nach dem Versmaß der alcäischen Ode gedichtet ist; sie zeichnen sich großentheils durch ihre schöne, leichte Sprache und echt erbauliche Stimmung aus. Seine „Geistlichen Oden" erschienen zuerst als Zugabe zu seiner ohne Angabe von Jahr und Ort (vor 1644) erschienenen Schrift „Symbola oder Gedenksprüche .... fürstlicher Personen"; hernach wurden sie 1644 in einem zu Breslau gedruckten Gesangbuch veröffentlicht. Außer dem schon genannten sind von ihm unter Anderem die Lieder: „Christe, du Beistand deiner Kreuzgemeinde", „Jesu, meine Freud und Wonne", „Wenn ich in Angst und Noth mein Augen heb empor", die noch heutzutage bekannt und verbreitet sind.

Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., III, S. 57 ff. Bode, Quellennachweis u. s. f., S. 109 f. l. u.

Löwis: Andreas v. L. of Menar, geb. am 27. December 1777 zu Wannamois in Estland, † am 16. September 1839, ist einer der besonnensten und unermüdlichsten Vorkämpfer der wirthschaftlichen Entwickelung Livlands, einer der vielseitigst angelegten und harmonisch ausgebildeten Köpfe der Provinz gewesen. In der bescheidenen Stellung eines Secretärs der livländischen gemeinnützigen und ökonomischen Societät hat er vom Ende des Jahres 1811 bis an seinen Tod verharrt. Allen Unternehmungen der Societät, der Herausgabe des „Neuen ökonomischen Repertoriums für Livland", der Untersuchung des Zustandes der Bauerwohnungen und der Frage nach den Mitteln ihrer Verbesserung, der Veredelung der Vieh- und Pferderacen, aussichtlich deren er sich für eine Veredelung in sich selbst durch Auswahl der besten Zuchtthiere beiderlei Geschlechts aussprach, der Hebung der Schafzucht, dem Anbau von Futterkräutern, der Begründung der Hagelversicherung — hat L. die Förderung angedeihen lassen, welche den Secretären solcher Institute vorzugsweise obzuliegen pflegt. Haupt-

sächlich aber einem der verdienstvollsten und großartigsten Werke der Gesellschaft, der Herstellung der großen Rücker'schen Karte von Livland in sechs Blättern, hat er während des langen Zeitraums, den die Arbeit erforderte, von 1816 bis 1839 immer gleichen Antheil und unsägliche Mühe gewidmet. Dabei war es ihm eine Freude durch seinen Beruf auf die stetige Verfolgung seiner Forschungen, auf seinen eigensten Wissensbereich, die Forstwissenschaft, hingewiesen zu sein und durch die Ergebnisse seiner Studien die ersten schweren Schritte zur Anbahnung einer geregelten Forstwissenschaft in Livland thun zu können. Seine „Anleitung zur Forstwirthschaft für Livland" 1814 lenkte den Blick der livländischen Waldbesitzer zuerst auf den wirklichen Zustand ihrer Waldungen und gab ihnen ein Buch in die Hand, unter dessen Weisung ein jeder seinen Wald ohne weitere besondere Kenntnisse bewirthschaften konnte. Eine Reihe von Einzelaufsätzen führte das begonnene Werk der Belehrung weiter und zeigt in ihrem Verlauf, zu welch' höheren Aufgaben die livländische Forstwissenschaft während Löwis' Wirksamkeit emporgestiegen war. Sein Wissen steigerte sich mit der ununterbrochenen täglichen Arbeit und wahrhaft wissenschaftlicher Sinn tritt uns in seinen vielleicht bekanntesten Schriften entgegen: „Ueber die Verbreitung der Eichen in Livland-Estland" und „Ueber Entstehung, Zweck und endlichen Untergang des Ritterschlosses in Livland". — Die Lebens- und Charakterskizze des Mannes findet man in dem 1846 erschienenen Buche von Blum, „Ein Bild aus den Ostseeprovinzen oder Andreas von Löwis of Menar". Man sieht hier, wie hoch L. als Mensch, wie bedeutend als Gelehrter, wie liebenswürdig als Künstler er dagestanden hat.

Ueber die Litteratur vgl. Winkelmann, Bibl., wo auch eine vollständige Aufzählung seiner Schriften zu finden ist. Dazu den Nekrolog im Dorpater Stadtblatt 1877 Nr. 229. Fr. Bienemann.

Lowitz: Georg Moritz L., Astronom und Physiker, geb. den 14. (oder 17.) Februar 1722 zu Fürth, † den 24. August (n. St.) 1774 zu Ilowla an der Wolga, trat als junger Mann in der Eigenschaft eines Kartenzeichners in die berühmte Homann'sche Officin zu Nürnberg ein, ward Theilhaber der Firma und blieb dies auch, nachdem er 1751 zum Professor der Mathematik am Aegydiengymnasium ernannt worden war. 1754 ward er als Professor der praktischen Mathematik nach Göttingen berufen, allein es scheint, daß ihm neben seinem berühmteren Collegen Tobias Mayer die richtige Stellung zu finden schwer fiel, denn 1763 zog er sich vom Amte zurück und lebte als Privatmann in Göttingen. Indeß arbeitete er während dieser Periode rüstig weiter; seiner „Beschreibung der Nürnberger Erd- und Himmelsgloben" (Nürnberg 1749) ließ er zwei populäre physikalische Schriften „Ueber die Eigenschaften der atmosphärischen Luft" (ibid. 1754, 1755) und „Die richtige Verwandlung der scheinbaren Zeiten einer Pendeluhr in die wahren Sonnenzeiten" (Hörter 1755) folgen. In den Göttinger „Gelehrten Anzeigen" für 1757 findet sich von ihm die „Integration einer oft vorkommenden Differentialformel". Gewisse Verbindlichkeiten, welche er der Nürnberger kosmographischen Gesellschaft gegenüber eingegangen hatte, verleideten ihm den Aufenthalt in Deutschland allmählich ganz, und so folgte er 1767 einem Rufe nach St. Petersburg als Mitglied der dortigen Akademie. Den Venusdurchgang vom 4. Juni 1769 beobachtete L. zu Gurief (Nov. Comm. Petrop., XIV). Um diese Zeit ordnete Katharina II. die erste große Vermessung ihres ungeheuren Reiches an, und der deutsche Gelehrte ward mit der Aufnahme der Wolgagegenden betraut. Dort fiel er in die Hände der rebellischen Kosaken unter Pugatschew und ward auf dessen Befehl grausam ermordet. Seine Papiere wurden vernichtet, so daß auch die Ergebnisse mehrjähriger geodätischer Arbeiten der Welt verloren gingen. Einige kurz zuvor angestellte Beobachtungen waren

unter dem Titel „Observationes in urbe Saratow habitae“ 1773 zu Petersburg gedruckt worden; posthum erschien von ihm (Göttinger Magazin, VI) ein Aufsatz über ein neues Schieferhygrometer. — L. hinterließ einen Sohn Johann Tobias, der sich als Chemiker einen Namen machte.

Johann Bernoulli, Éloge de Lowitz, Mém. de Berlin 1776. — Maedler, Geschichte der Himmelskunde, 2. Bd., S. 43 ff. — Maedler, Rußlands geographische Arbeiten und Entdeckungen, Ges. Reden und Abhandlungen, Berlin 1870, S. 393. Günther.

Loy: Johann Wilhelm L., geb. am 3. April 1752 zu Weißenburg, 1775 Rector in Isny, 1779 Prediger in Leutkirch, wo er im December 1805 starb. Er veröffentlichte verschiedene religiöse und erbauliche Schriften, welche Adelung aufzählt, dann ein wesentlich casuistisches Buch: „Das protestantische Eherecht. In einer Reihe theologischer und juristischer Bedenken.“ Nürnberg und Altdorf 1793 ff., 2 Thle.

Adelung, Forts. von Jöcher III, 2197. v. Schulte.

Loytz: Stephan und Hans L., Kaufleute. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts tritt mit Hans 1. L. († 1449) in Stettin eine Kaufherrenfamilie dieses Namens auf, aus der Michael 1. L. 1484—1494 und Hans 2. L. 1525—39 daselbst Bürgermeister waren. Letzterer war eine hervorragende Persönlichkeit in den politischen und religiösen Wirren der Stadt, wenn er auch den Intriguen der demokratischen Partei, an deren Spitze der Bürgermeister Hans Stoppelberg stand, eine Zeitlang weichen wußte. Seiner Ehe mit Anna Glieneke entstammte eine Tochter Cäcilie, mit dem späteren Stettiner Bürgermeister David Braunschweig vermählt, und vier Söhne, die das väterliche Geschäft vergrößerten und ausgedehnten Wechselverkehr trieben. Einen Vergleich mit den großen Kaufherren Süddeutschlands halten sie freilich nicht aus, obgleich man sie die Fugger des Nordens genannt hat. Die beiden ältesten, Michael 2. und Simon, standen einem Filial in Danzig vor, der dritte, Stephan 2. († 1557 in Stettin), war unter den Taufpathen des Herzogs Johann Friedrich von Pommern und vertrat die Handlung in Lüneburg; Factoreien bestanden in Leipzig, Frankfurt a. O., Breslau und Prag, das Hauptgeschäft aber leitete der jüngste Sohn, Hans 3., in Stettin. Hier besaßen die L. ein prächtiges, in seinen Ueberresten noch jetzt bemerkenswerthes Haus, den Loytzenhof, führten eine vornehme Hofhaltung und traten mit den ersten Familien des Landes in verwandtschaftliche und geschäftliche Beziehungen. Oeffentliche Institute, Stiftungen und Private liehen gegen hohe Zinsen ihre Kapitalien hin; es galt für ein großes Glück, mit den L. Geschäfte zu machen. Diese weitverzweigten Verbindungen bewogen namentlich Stephan 1. L., auch auf politischem Gebiet thätig zu sein. Als Graf Volrad von Mansfeld 1552 im Namen des Königs von Frankreich im Lüneburgischen Kriegsvolk zusammenzog und das Herzogthum Braunschweig verwüstete, war Stephan 1. L. an dem Zuge mitbetheiligt, wie er denn in Frankreich selbst unter dem Schein von Handelsunternehmungen im Interesse des Markgrafen Albrecht von Brandenburg thätig war. Jedenfalls geht sein Thun über das bloße kaufmännische Beschaffen von Geldmitteln hinaus. Einem auf Grund seiner Verbindung mit Albrecht erlassenen kaiserlichen Haftbefehl entging er durch Vermittelung des Herzogs Barnim 11. von Pommern. Später lag der Schwerpunkt der Unternehmungen der L. in Polen, vielleicht weil sie, soweit ersichtlich, der Reformation sich nicht angeschlossen haben. Von ihrer dortigen Pfandherrschaft Tiegenhof aus negociirten sie eine Anleihe, welche im Jahre 1569 der König Sigismund von Polen bei den pommerschen Ständen in Höhe von 100,000 Thalern machte. Da Polen den eingegangenen Verpflichtungen

nicht nachkam, verursachte die ausgebliebene Zinszahlung eine Panik, die im Frühjahr 1572 einen Bankerott herbeiführte, durch welchen nicht nur in Pommern, sondern auch in der Mark, in Mecklenburg, Sachsen, Preußen, Holstein mit einem Schlage Tausende ins Elend geriethen. Gleichzeitige Berichte beziffern den Gesammtverlust auf 20 Tonnen Goldes; die theilweise noch vorhandenen Schuldbriefe lassen erkennen, daß im Verhältniß zu einer nur wenig späteren Zeit damals viel baares Geld in Pommern vorhanden war. Nur der herzogliche Schloßhauptmann Jacob v. Zitzewitz scheint eine Vorahnung gehabt zu haben, er entleibte sich vier Wochen vor der Katastrophe. Hans 3. L. begab sich mit seiner Familie, darunter zwei Söhne, Stephan 2. und Hans 4., nach Tiegenhof, wo ersterer 1575 gestorben sein soll. Feindlicher Gesinnung gegen den von der Höhe Gestürzten sind die sagenhaften Erzählungen von der niederen Herkunft der Familie aus dem Dorfe Klempin bei Stargard zuzuschreiben; wo in der älteren Geschichte Pommerns der Name vorkommt, sind die Träger desselben Personen von geachteter Stellung. Neuere Forschung hat vielmehr die Identität der Stettiner Familie L. mit einer im 16. Jahrhundert blühenden Danziger Patrizierfamilie gleichen Namens und Wappens dargethan. Letzteres zeigt im quergetheilten Schilde oben einen grünen Zweig mit sieben Blättern, unten im blauen Felde drei Sterne oder Rosen; Helmzier ist eine heraldische Lilie. Stephan 2. und Hans 4. L. waren später im Besitz von Rundewiese bei Marienwerder und starben 1629 als die letzten ihres Geschlechtes. Ihr Grabstein befindet sich im Dom zu Marienwerder.

Friedeborn, Histor. Beschreibg. vom alten Stettin. Baltische Studien XI. Acten des Staatsarchivs zu Stettin. v. Bülow.

Lozeleur: Peter L. (Loyselleur) de Villiers, Hofprediger und Geheimerath des Prinzen Wilhelm I. von Oranien und daher einer der hervorragendsten und einflußreichsten Männer in den Niederlanden zur Zeit des großen Krieges mit Spanien. Er soll um 1530 zu Villers bei Ryssel geboren, aber schon 1540 mit seinen Eltern um der Religion willen nach Frankreich geflüchtet sein und studirte 1552 Rechtswissenschaft zu Orleans. Bald hernach fing er seine Laufbahn als Advocat beim Pariser Parlament an. Aber um seines Glaubens willen verfolgt und nach der Schweiz ausgewandert, wo er zu Genf mit Beza in Berührung kam, faßte er, von diesem angeregt, den Beschluß, sich dem Predigerdienste zu widmen. Zu Genf verheirathete er sich mit Jeanne de Brichanteau, welche sich ebenfalls um der Religion willen dort aufhielt, und studirte fleißig Theologie. Dann kehrte er nach Frankreich zurück, wo er einige Zeit bei Jeanne d'Albret und Caspar von Coligny den Predigerdienst versah und nachher eine eigene Gemeinde zu Croisy gründete. Zur Zeit der Bartholomäusnacht war er Prediger zu Rouen. Glücklich wußte er sich vor den Mörderhänden zu retten und fand in London eine sichere Zuflucht und ein theologisches Professorat. Dort bearbeitete er eine neue griechische und lateinische Ausgabe des Neuen Testaments, durch Beza's Annotationes minores bereichert und dem Grafen Heinrich Hastings III. von Huntington gewidmet, welche schon 1579 eine zweite Auflage erlebte und nachher noch mehrere, wie 1599 und 1604. Um diese Zeit begann seine engere Verbindung mit Wilhelm von Oranien. Schon 1567 war er von diesem nach Dillenburg entboten, da der Prinz sich mit einem tüchtigen, ehrlichen, gelehrten und friedfertigen Theologen über die reformirten Glaubenssätze berathen wollte und hatte sich damals das Zutrauen des Prinzen erworben. Jetzt wünschte Wilhelm von Oranien sich durch Lozeleur's Vermittelung der Hülfe Englands für die Niederlande zu versichern. L. urtheilte aber, von dort sei überhaupt keine aufrichtig gemeinte Hülfe zu erwarten und

compromittirte sich dadurch dermaßen beim englischen Hofe, daß er nicht füglich in London bleiben konnte. Um 1575 finden wir ihn als Hofprediger und Geheimerath des Prinzen von Oranien thätig und von nun an übte er einen weithinreichenden Einfluß auf die politischen und besonders die kirchlichen Verhältnisse der Niederlande aus durch kluge, sanftmüthige und milde aufgeklärte Religionsanschauungen. Wir treffen ihn im Dienste des Prinzen zu Dordrecht, Middelburg, Antwerpen und Delft und bei zahlreichen schwierigen Angelegenheiten stand er seinem Herren treu zur Seite. Auch nach Wilhelms Tod (1584) blieb er als Geheimerath im Dienste des Prinzen Moritz, nachdem Heinrich von Navarra umsonst versucht hatte, ihn nach Frankreich zurückzuziehen. Als aber die Partei des Anschlusses an England mehr in den Vordergrund trat, und demzufolge der Graf Leicester in die Niederlande gekommen war, verließ L., dessen Politik stets auf die engere Verbindung mit Frankreich gerichtet war, den Staatsdienst. Er hielt sich darauf meistens auf seinem Schlosse Westhoven in Walcheren auf. Dort beschloß er auch im November 1590 sein an Arbeit so reiches Leben und fand seine letzte Ruhestätte in Middelburg. — Obwol L. ein Schüler Beza's war, hatte er als Theologe doch weit mildere Ansichten, fern vom schroffen und unduldsamen Calvinismus eines Dathenus und Modeds. Mit großer Entschiedenheit trat er daher 1579 der berüchtigten Formula Concordiae des Berger Buches entgegen in einer unter den Initialen C. Q. D. A. (vielleicht Cephas Kvidion i. e. Petrus Villerius, doctor aulicus) herausgegebenen Schrift „Ratio ineundae concordiae inter ecclesias reformatas“. Im folgenden Jahre verfaßte er seine „Reformatarum in Belgia ecclesiarum epistola apologetica ad et contra auctores libri Bergensis, dicti Concordia“, welche von J. Bastynck ins Holländische übersetzt ist als „Sendbrief der nederl. predikanden aan de insteldeven van het Concordienboek“, Antw. 1580. Beide Schriften enthalten den Vorschlag, es solle von den deutschen Fürsten eine allgemeine Synode berufen werden, welche unter deren Vorsitz die Bibel als alleinige Glaubensregel anerkennen und mit Beiseitelassung aller zweifelhaften Lehrmeinungen, wie der Prädestinationslehre, ein Glaubensbekenntniß formuliren sollte, mit welchem alle Gläubigen einverstanden sein könnten. Auch seine „Theses de libero arbitrio“, Hagae Comit. 1587, athmen denselben versöhnlichen Geist. Den Katholischen gegenüber hegte er eine ähnliche Toleranz. Auch mit ihnen sei der Religionsfriede aufrechtzuhalten, antwortete er daher, als Graf Johann von Nassau sich 1579 mit ihm darüber berieth und, entgegen der Meinung des Imbyze und Dathenus, wollte er ihnen, nach der Genter Pacification, eine beschränkte Religionsfreiheit gewähren, so lange sie die Verträge nicht überträten. Diese Ansichten trug er vor in der mit Joh. Taffinus herausgegebenen Schrift „Responsum de pace religionis cum pontificiis ineunda; item, de pace restituendis templis quae per tumultum pontificiis adempta sunt“. Einen besonderen Antheil hatte er auch an dem „Liber apologeticus Arausionensis Principis adversus edictum regis Hispaniarum, quo is Arausionensem proscripserat anno 1581“, welches sich durch Kraft, Würde und Klarheit auszeichnet. Von seiner Hand gibt es noch ein „Cort vertael omtrent den Moord aan den Prins gepleegd door B. Gerards“ und ein Tractätlein „De jure magistratuum in subditos“.

Vgl. besonders Ab Utrecht Dresselhuis, Gids 1846, mit den dort und bei Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. genannten Quellen. van Slee.

Lubbe: Samuel Ferdinand L., geb. 1786 in Königsberg, † am 14. October 1846 in Berlin, habilitirte sich 1818 an der Berliner Universität und war zugleich (von 1813 an bis zu seinem Tode) als Lehrer der Mathe-

matik am dortigen Friedrich-Wilhelms-Gymnasium thätig. Seine litterarische Wirksamkeit war wesentlich eine didaktische; abgesehen von der die particulären Lösungen der Differentialgleichungen behandelnden, Inauguraldissertation hat man von ihm ein „Lehrbuch des höheren Calcüls" (Berlin 1825), einen „Lehrbegriff der höheren Körperlehre" (Berlin 1828), Anfangsgründe der Geometrie und solche der Arithmetik (Berlin 1826 und 1846).

Gersdorf's Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur, 1846. — Poggendorff, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften, 1. Bd. Günther.

Lubbertus: Sibrand L., streng calvinistischer und höchst leidenschaftlicher Theolog, war zu Langward in Ostfriesland geboren und erhielt den ersten humanistischen Unterricht zu Bremen von Johann Molanus. Darauf studirte er zu Wittenberg, Marburg und Genf, wo Beza lehrte, Theologie und vollendete seine Studien zu Neustadt unter Ursinus. Gleichzeitig wünschten 1581 die reformirten Gemeinden zu Brüssel und Emden ihn zu gewinnen; er gab der letzteren den Vorzug, wiewol er dort nicht als Prediger, sondern als Krankenbesucher dienen sollte. Dennoch gewährte die Gemeinde ihm eine Predigerbesoldung und gestattete ihm auch das Predigen. Bald aber war sein entschiedenes Auftreten für die reformirte Sache in den damals geführten Streitigkeiten dem lutherisch-gesinnten Grafen Edzard und dessen Hofprediger Ligarius durchaus zuwider, sodaß die Emdener Gemeinde sich 1583 genöthigt sah, L., wider ihren Willen, von seinem Dienste zu entlassen. Die friesischen Staaten wünschten ihn jetzt „für den Dienst in ihren Landschaften" an sich zu ziehen. Sie erbaten daher schriftlich die Einwilligung des Emdener Kirchenraths dazu am 20. November 1583, und übertrugen ihm wahrscheinlich die Ordnung mehrerer Dorfgemeinden, bis er 1585 nach Errichtung der Hochschule zu Franeker neben Martin Lydius und Antonides van der Linden dort ein theologisches Professorat erhielt. Am 29. Juli trat er dieses Amt an und erwarb sich 1587, nach Vertheidigung seiner „Viginti quinque theses de quaestione an homo in hac vita legem Dei perfecte praestare possit" zu Heidelberg den Doctortitel. Eifrigst und unermüdet erfüllte er seine Amtspflichten und brachte durch seine Gelehrsamkeit der neuen Universität bald einen so weit verbreiteten guten Ruf, daß Franeker von vielen ausländischen Studenten besucht ward und die Heidelberger Universität ihn 1596, aber umsonst, für sich zu gewinnen suchte. Bei den friesischen Staaten genoß er wegen seiner Fähigkeit zur Ordnung kirchlicher Angelegenheiten hohe Achtung. Sie übertrugen ihm und seinen Collegen Lydius und van der Linden 1588 die Ausgleichung eines Conflicts zwischen dem calvinistischen Prediger Ruard Acronius und seinem zwinglistischen Collegen Ysbrand Balck zu Löwarden. Einige Jahre nachher, als Groningen sich 1593 der Utrechter Union angeschlossen hatte, erhielt er neben Menso Alting und Lydius den Auftrag, auch für Groningen eine Kirchenordnung zu entwerfen. Zu Franeker trug er besonders Dogmatik vor und zwar in streng calvinistischem Geiste, wie seine „Libri VII de principiis Christianorum dogmatum", Franeq. 1591 u. 1595, von einer „Replicatio" 1608 gefolgt, und sein „Commentarius in catechesin Palatino-Belgicam", Franeq. 1618, darthun. Sein streitfertiger und leidenschaftlicher Charakter führte ihn zur Theilnahme an manchen Zwistigkeiten seiner Zeit, und hier erwies er sich als ein höchst parteiischer und voreingenommener Kämpfer, der sich sogar der Verleumdung Andersgesinnter nicht schämte. Nun waren es die Katholischen und besonders der Cardinal Bellarmin, welchen er sich heftig gegenüberstellte in folgenden Streitschriften: „De papa romano libri X", Franeq. 1594, „De conciliis libri V", Genev. 1601, „De ecclesia libri VI", Franeq. 1607, und „Replicatio de papa romano", Franeq. 1609.

Dann wieder wandte er sich gegen Socin und verfaßte seine Abhandlung „De Jesu Christo salvatore libri IV contra F. Socinum“, Franeq. 1611. Auch mit Bertius und Vorstius führte er einen höchst erbitterten Streit und disputirte mit ersterem „De fide justificata“, Delft 1612, während er den Vorstius in seiner „Declaratio responsionis D. Vorstii“, Franeq. 1611, des Socinianismus öffentlich beschuldigte. Besonders heftig trat er seinem Collegen Drusius entgegen, als dieser sich eine freiere Erklärung des Bibeltextes erlaubte in Betreff des *λόγου* creati. Aber auch Drusius antwortete in seiner „Epistola ad fratres Belgas“, Franeq. 1615, mit so widerwärtiger Schärfe, daß die Universitäts-Curatoren die Fortsetzung des Streites untersagten. Es kann nicht Wunder nehmen, daß ein so kampflustiger Theolog auch an den remonstrantischen Streitigkeiten seinen bedeutenden Antheil genommen hat, nachdem er 1607 dem Conventus praeparatorius im Haag beigewohnt hatte. 1613 säumte er nicht, den holländischen Staaten Gleichgültigkeit gegen wahre Religion vorzuwerfen und sie des Remonstrantismus anzuklagen in seinen dem Erzbischofe von Canterbury dedicirten „Commentarii ad non agnitos 99 errores Lubberto a Vorstio objectos“. Dafür ließ ihm Hugo Grotius eine kräftige Zurechtweisung angedeihen in seiner Schrift „Pietas ordinum Hollandiae et Westfrisiae“, worauf dann er wieder sehr derb antwortete in seiner „Responsio ad pietatem H. Grotii“, Franeq. 1614. Die holländischen Staaten untersagten den Verkauf dieses Libells und Drusius bezeichnete das Vorgehen seines Collegen als unchristlich. Um so mehr lobten ihn die strengen Contraremonstranten und entsandten ihn 1618 zu der Dordrechter Nationalsynode. Dort zeigte er sich als einen der unversöhnlichsten Antagonisten der Remonstranten und zog sich durch sein unerhörtes Betragen, dem versöhnlichen Thysius gegenüber, die Mißbilligung aller Gemäßigten zu. Die Synode ernannte ihn zum Revisor der alttestamentlichen Bibelübersetzung, aber vor ihrer Vollendung hatte ihn der Tod schon weggerafft. Er starb am 11. Januar 1625 und hinterließ eine Wittwe, Gertrude van Oosterzee und eine Tochter, Magdalena. Sixtus Amama hielt die Leichenpredigt. L., von den Einen gelobt, von den Anderen gescholten, war unzweifelhaft ein gelehrter Mann, welcher aus voller Ueberzeugung sich jeder Heterodoxie entgegen stellte, leider aber mit allen Untugenden eines blinden Parteimannes behaftet.

Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. ꝛc.

van Slee.

Lübeck: Johann und Walter v. L., zwei Mitglieder des Greifswalder Rathes zur Zeit der dänischen und brandenburgischen Kriege am Anfange des 14. Jahrhunderts, gehörten zu einem alten Patriciergeschlecht, welches, unter dem Einfluß der wendischen Züge Heinrichs des Löwen, von Lübeck nach Greifswald auswanderte und in dieser Stadt zu solchem Ansehen gelangte, daß im Laufe von drei Jahrhunderten 23 Rathsherren aus demselben hervorgingen, eine Zahl, welche kaum von einer anderen Familie in den Hansastädten übertroffen ist. Von dem Ahnherrn Johannes v. L. I., dem ersten Rathsherrn, welcher die Stadt auf den ersten Hansatagen (1258—81) vertrat, stammen zwei Linien, die ältere und die jüngere, welche beide bis zum Anfange des 16. Jahrhunderts im Greifswalder Rathe nachweisbar sind. Zu der älteren Linie gehört Johann v. L. II., ein Sohn von Nicolaus v. L. I. und Enkel von Johann v. L. I., welcher mit seinem Vetter Walter v. L. I., von der jüngeren Linie, seit etwa 1306 in den Rath trat. Beide, im Besitz eines ungewöhnlichen Reichthums, gaben bedeutende Summen zu den Kriegskosten, welche die Hansastädte im Kampfe mit Erich VIII. Menved von Dänemark seit 1307 zu bestreiten hatten, und unterstützten auch den Herzog Wartislaw IV. von Pommern in den Fehden, welche er als Bundesgenosse des Markgrafen Waldemar von Brandenburg und

der Stadt Stralsund (1314—19) bestand. Noch mehr wurde ihre finanzielle Hülfe in Anspruch genommen, seitdem Wartislaw IV., nach dem Tode des Markgrafen Waldemar (1319) und dem Erlöschen des askanischen Hauses mit Heinrich (1320), die Ukermark und Neumark vom brandenburgischen Erbe beanspruchte und darüber in einen längeren Krieg mit Mecklenburg und dem baierischen Haus, welches zur Nachfolge in der Mark (1324) gelangte, gerathen war. Während dieser Fehde starb Johannes v. L. II., nachdem er zuvor sein Testament errichtet und in wohlthätiger Gesinnung den beiden Hospitälern zum Heiligen Geist und St. Georg, jedem 1000 Mark, als Vermächtniß bestimmt hatte. Auch die an der Ecke der Brüggstraße und Langenfuhrstraße bei der Marienkirche belegenen Gebäude, welche noch jetzt im Besitze des Hospitals St. Georg sind, verdanken seiner Schenkung ihren Ursprung. Von ihm und seiner Gattin Alvert stammen zahlreiche Nachkommen, u. a. der Priester Johannes v. L. VI., sowie die Rathsherren Heinrich v. L. I. senior (1338), Siegfried v. L. senior (1359), Georg v. L. I. (1400) und Jakob v. L. II. (1416), sowie der Bürgermeister Siegfried v. L. junior (1380), (s. d. B.). Eine noch größere Bedeutung erlangte sein Vetter Walter von Lübeck I. v. d. jüngeren Linie, welcher (1314) die Bürgermeisterwürde erhielt, und in diesem Amte die Stadt während des ersten rügischen Erbfolgekrieges (1326—29) vertrat. Als nämlich das rügische Fürstenhaus (1325) mit Wizlaw III. ausstarb, und Wartislaw IV. binnen kurzer Zeit, nachdem er kaum das, nach dem Vertrage vom 5. Mai 1321, ihm zustehende rügische Erbe angetreten hatte, dem Fürsten (1. August 1326) in den Tod folgte, beanspruchten die Herzoge von Mecklenburg und Werle das rügische Nachbarland und suchten sogar die Herzoge von Stettin und Grafen von Gützkow zu bewegen, mit ihnen im Bunde die Söhne Wartislaws IV. ihres Eigenthums zu berauben. Da nahm die Stadt Greifswald die herzogliche Wittwe Agnes mit ihren beiden unmündigen Söhnen, Bogislaw V. (geb. 1318) und Barnim IV., in ihren Schutz und gab ihnen eine Wohnung bei dem Präpositus Konrad, in dem heutigen Amtsgericht, wo auch der dritte Sohn Wartislaw V., nach des Vaters Tode, geboren wurde. Seine beiden älteren Brüder führte jedoch Walter v. L. mit seinen Amtsgenossen Rabode und Westphal auf das Rathhaus und entflammte durch ihren Anblick den Muth der Bürger, für ihre jugendlichen Landesherren zu kämpfen. In Folge dessen erfochten sie einen glänzenden Sieg bei Gribenow (October 1327) und, im Verein mit den zu ihrer Lehnspflicht zurückgekehrten Grafen von Gützkow und den Stettiner Herzogen, bei Völschow (1328), durch welche Mecklenburg genöthigt wurde, im Frieden zu Brodersdorf (27. Juni 1328) das rügische Fürstenthum an Pommern zu überlassen. Zu den sehr erheblichen Kriegskosten gab Walter v. L. 820 Mark, während sein Vetter Nicolaus v. L. II., ein Bruder von Johannes v. L. II., als jüngster Rathsherr, den höchsten Beitrag von 1400 Mark zahlte. Außerdem betheiligte sich Walter v. L. an einer Reihe von Gesetzen, welche die Stadt in den J. 1322—28 erließ und im ältesten Stadtbuche verzeichnete, sowie an der Stiftung eines zweiten Heiligengeisthospitals mit einer Kirche vor dem Steinbeckerthor. Von ihm, der vor 1338 starb, stammen zahlreiche Nachkommen, unter denen sich seine beiden Söhne Heinrich II. und Gotschalk I., sowie sein Enkel Walter III. und sein Urenkel Bertram, alle vier als Bürgermeister auszeichneten.

Pyl, Pommersche Genealogien, II. S. 107—149. Pyl.

Lübeck: Siegfried und Heinrich v. L., zwei Mitglieder des Greifswalder Rathes zur Zeit des großen dänischen Krieges unter Waldemar Atterdag (1361—70), waren die Nachkommen von Johannes v. L. II. und Walter v. L. I. (s. d. B.) und wußten in gleicher Weise, wie ihre Vorfahren, den Glanz

ihres alten Geschlechts zu erhöhen. Heinrich v. L. II., Walters Sohn, von der jüngeren Linie, und zur Unterscheidung von Heinrich v. L. I. senior, dem Sohne von Johannes v. L. II., „Heinrich junior" genannt, erscheint schon seit 1341 im Rathe und erhielt 1354 die Bürgermeisterwürde. In diesem Amte unterstützte er, im Verein mit den übrigen pommerschen Städten, die Wolgaster Herzoge in der Fehde, welche dieselben gegen ihre Vettern von der Stettiner Linie führten, weil letztere den Markgrafen von Brandenburg die den Wolgastern zustehende Anwartschaft auf Stettin gewährt hatten. Als dieser Streit durch Kaiser Karl IV. (1348) beigelegt war, vereinigten sich jedoch beide Linien mit den Grafen von Gützkow gegen die Herzoge von Mecklenburg, welche, angereizt durch die Zweideutigkeit des Kaisers, der (15. Juni 1348) Pommern mit Rügen und (8. Juli 1348) Mecklenburg mit den rügischen Ländern Barth und Damgarten belehnt hatte, sich zum zweiten rügischen Erbfolgekrieg rüsteten. Da sie aber (25. October 1351) am Schopendamm bei Loitz eine entscheidende Niederlage erlitten, ward der Besitz von Rügen im Stralsunder Frieden (12. Febr. 1354) den Wolgaster Herzogen bestätigt, ein Gewinn, welcher leider mit dem Tode des Grafen Henning V. von Gützkow, des Letzlings seines Geschlechts erkauft wurde, in Folge dessen die Grafschaft bald darauf, nach dem Tode Johanns III. v. Gützkow (1359), ebenfalls an Wolgast fiel. In dieser ernsten Zeit, welche noch durch die Epidemie des schwarzen Todes (1348—51) an Schrecken vermehrt wurde, betheiligte sich Heinrich v. L. II. zum Wohle der Stadt an mehreren neuen Gesetzen, sowie an der Einrichtung von zwei neuen Stadtbüchern, einem Renten- und einem Erbebuche. Auch vereinigten sich die vier pommerschen Städte Stralsund, Greifswald, Anklam und Demmin (1353) zu gemeinsamen Statuten, welche in niederdeutscher Sprache abgefaßt wurden. Während einzelne Bürger zahlreiche milde Stiftungen begründeten, erwarb die Stadt vom Kloster Eldena größeren Grundbesitz am Ryckflusse und unternahm an den Kirchen mehrere Neubauten im gothischen Stil, u. a. das Chor der Minoritenkirche durch das Geschlecht Hilgemann, und mehrere Theile der Marienkirche, namentlich die St. Annencapelle an der Südseite im blühenden gothischen Stil. Vielleicht gehören Chor und Thurmspitze der Nicolai- und der achteckige Chorschluß der Jacobikirche auch in diese Zeit. Seit 1361 wirkte er, vereinigt mit seinem Vetter Siegfried v. L. junior, von der älteren Linie, einem Sohne von Heinrich v. L. I. senior und Enkel von Johann v. L. II., im Rathe und erhielt beim Ausbruch des großen dänischen Krieges gegen Waldemar Atterdag einen noch um Vieles erweiterten und erhöhten Kreis seiner Thätigkeit. Unter seinem und seiner Genossen, der Bürgermeister Everhard Rubenow und Nicolaus Westphal Vorsitz wurden am 1. August und 7. September 1361 in Greifswald zwei Hansatage gehalten, in Folge welcher Bündnisse mit den Königen Magnus und Hakon von Schweden und Norwegen zu Stande kamen, sowie die Ausrüstung einer Flotte, deren Oberbefehl der Lübecker Bürgermeister Johann Wittenborg empfing. Zugleich unterwarfen die beiden Greifswalder Kämmerer, Joh. Wilde und Joh. Bokholt das Zeughaus mit seinen Waffen einer genauen Prüfung. Leider hatte der Anfang dieses Krieges trotz aller sorgfältigen Vorbereitung durch die Niederlage bei Helsingborg einen ungünstigen Verlauf und wurde durch einen von den pommerschen Herzogen vermittelten Waffenstillstand (1364) unterbrochen. Um so eifriger sehen wir aber Heinrich v. L. mit den anderen Bürgermeistern und den Rathsherren Lamb. Warendorp, Heinrich Schuppelenberg (s. d. B.), Arnold Lange und Joh. Bokholt, seit jener Zeit auf den Hansatagen in Stralsund und Lübeck thätig, um durch vermehrte Rüstungen den Bund zu stärken und zu einem neuen Feldzuge vorzubereiten. Diese übermäßige Anspannung seiner Kräfte führte jedoch bei seinem höheren Alter im

J. 1365 seinen Tod herbei. Seinem Stralsunder Amtsgenossen Bertram Wulflam (s. d. B.) und seinem Vetter Siegfried v. Lübeck blieb es vorbehalten, die Früchte seiner Anstrengungen zu ernten. Die große Flotte der Hansa erfocht (1368) einen glänzenden Sieg über Dänemark, sodaß Waldemar genöthigt war, im Stralsunder Frieden (24. Mai 1370) Schonen als Pfand den Städten zu überlassen und die Bestätigung der dänischen Königswahl von dem Willen des Bundes abhängig zu machen. Auf diesen Versammlungen und beim Verkehr mit den dänischen Reichsräthen mochte Siegfried v. L. einen Mangel gelehrter Bildung empfunden haben; in Folge dessen begab er sich mit seinem Bruder Johannes v. L. VI., welcher als Priester dem geistlichen Stande angehörte, nach der Universität Prag, wo beide (31. März 1370) den Grad eines Baccalars und (24. Febr. 1371) den eines Licentiaten in der Artistenfacultät empfingen und (1. August 1372) als Magister der freien Künste promovirt, Vorlesungen an der dortigen Hochschule hielten. Nach Greifswald zurückgekehrt, wirkte er mit seinem Oheime Siegfried v. L. senior und seinem Vetter Gotschalk I. von der jüngeren Linie, einem Bruder Heinrichs v. L. II. und Enkel Walters v. L. I., zusammen, im Rathe und veranlaßte auch den Sohn des letzteren, Gotschalk v. L. II., im J. 1380 in Prag den Grad eines Baccalars in der Artistenfacultät zu erwerben. Dann erlangten beide, nach dem Tode von Everhard Rubenow (1379), die Bürgermeisterwürde, starben aber schon 1382. Vermählt waren beide Siegfried v. L. mit Töchtern des Rathsherrn Lorenz Lowe, aus einem alten Geschlecht, dem das Dorf Lewenhagen seinen Ursprung verdankt, Heinrich v. L. II. dagegen mit einer Tochter des Bürgermeisters Heinrich Lange, eines sehr angesehenen am Fischmarkt (in der heutigen Apotheke) wohnhaften Mannes, welcher zu den Kriegskosten des rügischen Erbfolgekriegs von 1326—29 einen Beitrag von 1200 Mark zahlte. Seinen Söhnen Heinrich v. L. IV. und Walter v. L. II., von denen jenes Töchter sich mit den Geschlechtern Schönebeck und Walsleben vermählten, hinterließ H. II. großen Grundbesitz und Reichthum. Von seinem Bruder Gotschalk v. L. I. stammten drei Rathsherren des Namens Gotschalk, zwei Rathsherren des Namens Walter, drei Rathsherren des Namens Bertram, sowie Bernhard und Heinrich, mit den Töchtern des Stralsunder Bürgermeisters Nicolaus v. d. Lippe vermählt. Jakob v. L. IV. war (1508—9) das letzte Greifswalder Rathsmitglied; Bertrams III. Erbtochter Gesa vermählte sich mit dem Stralsunder Bürgermeister Nicolaus Schmiterlow II. (1516—39), (s. d. B.) und übertrug Reichthum und Ansehen des alten Geschlechts auf diese Familie.

Pyl, Pomm. Genealogien, II. S. 135, 149—228, 395—96; Derselbe, Geschichte des Klosters Eldena, 319, 437—57. Monumenta universitatis Pragensis, I. p. 142, 150, 152, 195. Das Wappen des G. v. Lübeck zeigt im Schild u. a. d. Helm einen Kranz von Rosen. Pyl.

Lübeck: Vincentius L. gehört zu jenen großen Orgelmeistern, welche in der zweiten Hälfte des 17. und ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts den musikalischen Ruhm Nordwestdeutschlands ausmachten. Sein Vater war Organist in Flensburg, doch ist Vincentius nicht hier, sondern 1654 zu Podingbüttel im Bremischen geboren; den größten Theil seiner Bildungszeit verlebte er aber in Flensburg. Schon 1674 wurde er Organist in Stade und wirkte hier bis 1702. Dann folgte er einem Rufe an die Nicolaikirche zu Hamburg. In dieser Stellung ist er geblieben bis zu seinem im J. 1740 erfolgten Tode. Der Stil seines Spiels und seiner Compositionen hat viel Verwandtes mit demjenigen Reinken's, Buxtehude's, Bruhns', Leyding's u. a., unterscheidet sich demnach scharf von der mitteldeutschen Orgelkunst und neigt sich eher zur italienischen hinüber; bei dem gemeinsamen Abhängigkeitsverhältniß, in welchem

sowohl die Italiener des 17. Jahrhunderts, als auch die nordländischen Deutschen zu der niederländischen Orgelkunst standen, ist dies erklärlich. Durch Stich und Druck veröffentlicht hat L. nur ein einziges Werk, „Clavier-Uebung" genannt und 1728 zu Hamburg in sauberem Kupferstich erschienen. Es enthält ein Präludium mit Fuge (A-moll), eine aus Allemande, Courante, Sarabande und Gigue bestehende Suite (G-moll) und den über einen chaconnenartigen Baß gesetzten Choral „Lobt Gott, ihr Christen, allzugleich" (F-dur) — Werke, die ihren Meister loben. Handschriftlich überliefert sind noch umfangreiche Choralbearbeitungen und freie Orgelstücke, welche mit der Zeit auch wol zur Veröffentlichung kommen werden, wie sie es verdienen. Spitta.

Lüben: August L., Schulmann, geb. am 28. Januar 1804 in Golzow bei Küstrin, war das achte Kind des dortigen Lehrers und besuchte bis zum 14. Jahre die von seinem Vater geleitete Dorfschule. Er lernte hier nur lesen, schreiben, rechnen und singen, erhielt jedoch daneben von seiner Mutter Anleitung zum Briefschreiben und vom Ortsgeistlichen eine Zeit lang Unterricht in der deutschen Sprache. Nach der Confirmation schwankte er zuerst in der Wahl eines Berufes. Wegen früh erlangter Geschicklichkeit in Holzarbeiten wäre er gern Schreiner oder Stellmacher geworden; aber weil der Vater widerstrebte und ein auf dessen Anregung gemachter Versuch, bei einem Krämer als Lehrling einzutreten, an seinem unzureichenden arithmetischen Wissen scheiterte, so blieb er vorläufig zwei Jahre im elterlichen Hause und verlegte sich auf die Bewirthschaftung der 30 Morgen Ackerland, welche seinem Vater als ein Theil seines Einkommens zugewiesen waren. In seinen Freistunden sollte er das Clavierspiel betreiben; doch hatte er keine rechte Freude daran, weil es an fördernder Anleitung gebrach und nur ein sehr mangelhaftes Instrument zu Gebote stand. Dagegen übte er sich auch ferner eifrig in Holzarbeiten und zeichnete mit Vorliebe nach der Natur, soweit dies ohne regelrechten Unterricht geschehen konnte. Den Entschluß, Lehrer zu werden, faßte er ganz plötzlich bei einem Besuche des Seminars Neuzelle, dessen stattliche Räume und hübsche Umgebung einen großen Eindruck auf ihn machten. Am 1. October 1820 trat er in dasselbe ein und sammelte hier während eines zweijährigen Aufenthaltes unter pflichttreuen Lehrern mancherlei Kenntnisse, wogegen er eine methodische Anleitung zum Unterrichten schmerzlich vermißte, sodaß er erst nachher in der Praxis von sich aus den richtigen Weg finden mußte. Nachdem er am 1. October 1822 die Anstalt verlassen hatte, wurde er bereits 14 Tage später als Hülfslehrer an das Seminar in Weißenfels berufen, wo er den Unterricht in der Naturgeschichte, im Zeichnen und Schreiben, sowie theilweise in der Geographie zu ertheilen hatte. Dort verlebte er in gemeinsamer Arbeit und in freundschaftlichem Verkehre mit den übrigen Lehrern drei glückliche Jahre und sah sich namentlich auch durch den Director der Anstalt, W. Harnisch, in seiner pädagogischen Weiterbildung gefördert. Am 1. October 1825 übernahm er die Stelle eines Kantors und Lehrers an der unteren Schule in Dorf-Alsleben an der Saale. Er fand dieselbe sehr vernachlässigt, wußte sie aber durch seinen Eifer und sein Lehrgeschick bald emporzubringen und bei der im zweiten Jahre abgehaltenen Visitation die Zufriedenheit seines geistlichen Vorgesetzten zu erwerben. Neben der Schule beschäftigte ihn noch eine von ihm eingerichtete Präparandenanstalt, deren Angehörigen er täglich wenigstens vier Lehrstunden gab und die er zugleich praktisch im Unterrichten übte. Er hatte dabei die Genugthuung, daß mehrere seiner Schüler ohne vorherigen Besuch eines Seminars die Lehrerprüfung zu bestehen vermochten. Ueber die von ihm angewandte Methode der Präparandenbildung schrieb er damals einen Aufsatz, welcher als die erste von ihm veröffentlichte Arbeit in Zimmermann's „Allgemeiner Schulzeitung" abgedruckt wurde. Auch eine Lehrer-

conferenz, die alle 14 Tage zusammenkam, verdankte ihm ihr Entstehen. Die Mitglieder tauschten in pädagogischen Fragen ihre Ansichten aus und besuchten sich gegenseitig in ihren Schulen. Der genannten ersten pädagogischen Arbeit folgte bald darauf ein „Leitfaden zum Zeichenunterricht in der Volksschule", der zuerst in Harnisch' „Volksschullehrer" (1826) veröffentlicht wurde und 1829 in besonderem Abdrucke erschien. Eine weitere Ausführung desselben waren die „Vierundzwanzig Vorhängeblätter zum Zeichnen, bestimmt für den Massenunterricht" (1826) und die „Anleitung zum ersten Zeichenunterricht für Knaben- und Mädchenschulen" (1827), 5 Hefte mit 135 Zeichnungen enthaltend und nachmals in mehreren Auflagen wiederholt. — Nachdem sich L. 1827 verheirathet hatte, siedelte er zu Anfang 1829 nach Aschersleben über, wohin er einen Ruf als Lehrer der zweiten Bürgerschulclasse erhalten hatte. Er vertauschte dieselbe bald nachher mit der ersten Classe und arbeitete nun, da die Lehrziele bisher nicht bestimmt waren, einen vollständigen Lehrplan für die Bürgerschule und daneben noch eine Instruction für die Lehrer aus. Die Oberbehörde genehmigte beide und ernannte ihn zugleich zum Oberlehrer und damit zum Leiter der Schule. Am Gymnasium, mit welchem die Bürgerschule zusammenhing, hatte er den Zeichen- und Schreibunterricht zu ertheilen. In der Botanik und Entomologie bildete er sich damals im Verkehre mit wissenschaftlich tüchtigen Männern weiter aus und machte zu diesem Zwecke häufige Ausflüge in den Harz; auch führte ihn eine pädagogische Reise in Gesellschaft eines befreundeten Collegen an den Rhein, wo er von Karlsruhe bis nach Köln und Barmen hinab bessere Schulen und vornehmlich Lehrerseminare besuchte. Mannigfach angeregt von dieser Wanderung, ließ er nach der Heimkehr als Früchte seiner eindringenderen Studien eine Reihe naturwissenschaftlicher Lehrbücher erscheinen, durch welche er eine bessere Methode des Unterrichts angebahnt und „die Naturwissenschaften als solche erst in und unter das Volk gebracht hat". Dazu gehören die „Anweisung zu einem methodischen Unterricht in der Pflanzenkunde" (1832; 5. Aufl. 1874), die „Anweisung zum Unterricht in der Thierkunde und Anthropologie" (1836; 2. Aufl. 1869; zweiter Cursus 1872) und der „Leitfaden für den Unterricht in der Naturgeschichte in vier Cursen" (1836; 10.—15. Aufl. 1871), von denen jeder die drei Reiche umfaßt, doch so, daß der erste nur auf die einzelnen Arten eingeht, der zweite dagegen die Gattungen, der dritte die natürlichen Familien und die Systemkunde behandelt. Da dieses Buch, welches in den späteren Auflagen auch zahlreiche Abbildungen erhielt, für Bürgerschulen und höhere Lehranstalten bestimmt war, so folgte 1842 noch eine „Naturgeschichte für Kinder in Volksschulen" (3 Thle.; 8. Aufl. 1871). Nachdem dann eine „Vollständige Naturgeschichte der Säugethiere. Mit 138 Tafeln Abbildungen" (1848) die Reihe dieser naturwissenschaftlichen Lehrbücher geschlossen hatte, bearbeitete L. zur Veranschaulichung in diesem Unterrichtszweige noch „Die Hauptformen der äußeren Pflanzenorgane in stark vergrößerten Abbildungen auf schwarzem Grunde" (1846; 2. Aufl. 1871) und den „Naturhistorischen Atlas. Säugethiere. 30 Tafeln" (1858). Von anderen Arbeiten, welche in diese Zeit fallen, seien noch genannt: das „Liederbuch für Volks- und Bürgerschulen" (1840), die mit C. Heinemann herausgegebene „Belehrende und unterhaltende Jugendbibliothek" (1844) und der „Leitfaden zu einem methodischen Unterricht in der Geographie für Bürgerschulen" (1844; 17. Aufl. 1873). — Als im Spätsommer 1849 die Stelle eines Rectors der Bürgerschule in Merseburg erledigt war, meldete sich L. zu derselben. Er erhielt sie vor zahlreichen Mitbewerbern und trat zu Anfang des J. 1850 in sein neues Amt ein. Die ihm untergebene Schule umfaßte je sechs Classen für Knaben und Mädchen und überdies eine zweiclassige Armenschule. Um die letztere zu beseitigen, schlug er dem

Magistrate die Gliederung in eine erste und zweite Bürgerschule vor, wobei die bisherigen Armenschüler der letzteren zugewiesen wurden. Diese Einrichtung kam mit dem Beginne des neuen Schuljahres zur Ausführung; sie erwies sich als zweckmäßig und wurde bald in anderen Städten mittlerer Größe nachgeahmt. Der Uebelstand, welcher sich in dem Gebrauche verschiedener Lesebücher fühlbar machte, brachte ihn auf den Gedanken, ein Lesebuch für sechs Classen auszuarbeiten. Bei der Sammlung des Stoffes leistete ihm sein College C. Nacke Beihülfe, und so entstand das 1851 mit diesem in 6 Theilen herausgegebene und oft wieder aufgelegte „Lesebuch für Bürgerschulen". Da für die schwierigeren Stücke der drei letzten Theile ein Commentar nöthig schien, so veröffentlichte er 1854 gemeinschaftlich mit Nacke einen solchen unter dem Titel „Sprachmusterstücke", worauf er dann das ursprünglich zweibändige Werk nach seines Mitarbeiters Tode in 3 Bänden als „Einführung in die deutsche Literatur, vermittelt durch Erläuterung von Musterstücken aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller" allein besorgte (5. Aufl. 1872). An die zwei genannten Werke schloß sich dann später noch die „Auswahl charakteristischer Dichtungen und Prosastücke zur Einführung in die deutsche Literatur" (1864; 3. Aufl. 1871). — Von Merseburg kam L. zu Anfang des J. 1858 als Seminardirector nach Bremen. Das damals von Senat und Bürgerschaft gegründete vollständige Seminar, anfangs zweiclassig, dann aber noch um eine Classe erweitert, wurde durch seinen Leiter, neben welchem mehrere tüchtige Lehrer wirkten, sehr bald zu einer mustergiltigen Anstalt erhoben. Das Ziel, das er erstrebte, war: „den Zöglingen eine tüchtige wissenschaftliche, weit über das Bedürfniß der Volksschule hinausreichende Bildung zu gewähren, die Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts so umfassend darzulegen, daß die gesammte dereinstige Berufsthätigkeit eine bewußte werden könne, so viele Uebung im Unterrichten zu gewähren, als erforderlich sei, um eine Schulclasse selbständig erfolgreich führen zu können, Liebe zum Beruf und zur tadellosen Führung desselben zu erzeugen und den Grund zu legen zu rastlosem Streben nach Vervollkommnung im Berufe und in Allem, was einem gebildeten Manne zur Zierde gereiche". Die Lehrziele des Seminars und die Behandlungsart der Unterrichtsgegenstände legt der 1867 veröffentlichte „Lehrplan für das Seminar in Bremen" ausführlich dar. Ein solcher erschien bereits 1861 auch „für die Landschulen des Bremischen Gebietes", welche, 1858 noch auf einer ziemlich tiefen Stufe, in Folge der Einwirkung Lüben's sich allmählich denjenigen anderer deutscher Staaten gleichstellten. — Den reichen wissenschaftlichen Hülfsmitteln der Stadt verdankte dieser manche Anregung und Förderung, wie nicht minder auch den allgemeinen deutschen Lehrerversammlungen, die er von Bremen aus ungehindert besuchen durfte, während sie ihm als preußischem Lehrer in Merseburg untersagt gewesen waren. Er hat fast bei keiner dieser Versammlungen gefehlt und daselbst durch seine Referate, wie durch sein zielbewußtes Eingreifen in die Debatten seine Collegen aufgeklärt und begeistert, so daß er dadurch recht eigentlich ein praeceptor Germaniae für die Volksschullehrer geworden ist. Auch seine schriftstellerische Thätigkeit dauerte fort. Den 1846 von Nacke begründeten „Pädagogischen Jahresbericht", welchem er schon vom Anfang an seine Beiträge zugewendet hatte, übernahm er 1857 mit dem 10. Bande und führte ihn bis zum 25. Bande (1874) weiter. Ebenso gab er den von Fr. Körner begonnenen „Praktischen Schulmann" seit dem 10. Bande (1861) heraus. Neue Frische und Kraft für seine anstrengende Thätigkeit suchte und fand er vornehmlich auf Reisen, die ihn während der Bremer Zeit nach der Schweiz und Italien, nach Holland, Belgien und dem nördlichen Frankreich führten. Der Tod überraschte ihn in voller Thätigkeit. Als er am Abend des 27. October 1874 einer

Sitzung der Prüfungscommission beiwohnen wollte, fühlte er sich vom Wege erschöpft und mußte sich im Versammlungshause auf eine Bank niedersetzen. Die Schwäche schien nachzulassen, und er nahm noch an den Verhandlungen Theil; aber bald befiel ihn ein schlagähnlicher Anfall, dem er gegen 7 Uhr Abends erlag. Bei seiner Beerdigung am 30. October bewies das großartige Trauergeleite, daß die Behörden und Bürger Bremens den herben Verlust, den sie und die Schule erlitten hatten, voll und ganz zu würdigen verstanden.

Autobiographie in: Die Volksschule des XIX. Jahrhunderts in Biographieen hervorragender Schulmänner, herausgegeb. von Fr. Wilh. Pfeiffer, Nürnb. 1872, S. 209—376. (Mit Lüben's Bildnisse, das auch dem Separatabdrucke, Leipz. 1873, beigegeben ist.) — Die letzten Lebensstunden und das Begräbniß des Hrn. Seminardirector A. Lüben in Bremen, Leipz. 1874. — Ein anderes Bildniß Lüben's vor dem Pädagogischen Jahresbericht, 25. Bd., Leipz. 1874. Schumann.

Lubinus: Eilhardus L. (Eilert Lübben), geb. am 24. März 1565, war der Sohn des Pastors Friedrich Lübben zu Westerstade im Herzogth. Oldenburg, studirte, durch ein Stipendium des Grafen Johann XVI. von Oldenburg unterstützt, von 1588—94 auf den Universitäten zu Leipzig, Köln, Helmstädt, Straßburg, Jena, Marburg und Rostock, wurde 1595 Professor der Dichtkunst in Rostock, 1605 Professor und Doctor der Theologie und Consistorialassessor daselbst und starb dort am 2. Juni 1621. L. gehörte zu den bekanntesten Gelehrten seiner Zeit; J. A. Fabricius sagt von ihm: „Orator, poeta et mathematicus insignis, discentium studiosissimus, in rebus inveniendis acer, in memorandis firmus et expeditus, in judicandis acutus, in academiae dignitate tuenda magnanimus, in dicenda veritate intrepidus, vir vere aristocraticus, lectionibus, disputationibus scriptisque suis adeo ornavit lyceum Rostochiense, ut prae aliis eo tempore aestimaretur". Von seinen Schriften haben vorzugsweise die philologischen seinen Ruf begründet. Sein „Antiquarius" ist die erste Zusammenstellung obsoleter lateinischer Wörter; seine „Clavis graecae linguae" fand solchen Beifall, daß sie 11 Auflagen erlebte; seine Ausgabe und Paraphrase des Horaz stand gleichfalls in hohem Ansehen, und seiner Ausgabe des Anacreon war die erste lateinische Uebersetzung im Metrum des Originals beigegeben. Unter den theologischen und philosophischen Arbeiten ist nur etwa noch zu erwähnen sein „Phosphorus sive de prima causa et natura mali tractatus hypermetaphysicus, in quo multorum gravissimae et dubitationes tolluntur et errores deteguntur", eine Schrift, welche gegen den Verfasser den Verdacht des Crypto-Calvinismus erregte. L. widerrief im J. 1607 die im Phosphorus ausgesprochenen Grundsätze, raro inter eruditos exemplo, qui errores gravissimos defendere, quam confiteri malunt, wie Reimann bemerkt.

L. W. C. v. Halem in der Oldenb. Zeitschrift, Bd. IV. S. 277.

Mutzenbecher.

Lübker: Friedrich Heinrich Christian L., Philologe, war geboren in der Stadt Husum am 18. August 1811, Sohn des Compastors daselbst D. L. L. († am 1. December 1852), bekannt als Mitherausgeber des schleswig-holsteinischen Schriftstellerlexikons. Der Vater hatte diesen einzigen Sohn erzogen nach dem System des Witte (Erziehungsgeschichte ꝛc., 1819, 2 Bde.). Es war ihm gelungen, ihn soweit zu fördern, daß er schon mit 12 Jahren in die Prima des vaterstädtischen Gymnasiums eintreten konnte und mit 16 Jahren Student ward. Als Primaner verfaßte er eine hebräische Ode zum 70. Geburtstage des Generalsuperintendenten Adler 1826, die gedruckt, aber nicht in den Buchhandel gekommen, und eine Abhandlung über den Satirendichter Christ.

Ludw. Liscow in den S. H. L. Provinzialberichten, 1827, 3, S. 518, gegen den Dr. H. Schröder, der versucht hatte, den Bruder desselben zum Satirendichter zu machen, darnach aber diese seine Behauptung zurücknahm. 1827 bezog er die Universität Kiel, um Philologie und Theologie zu studiren. Hier erhielt er für eingelieferte Abhandlungen zweimal die Prämie der Schassischen Stiftung. Von 1830 setzte er seine Studien an der Berliner Universität fort, indem er zugleich daselbst eine Hauslehrerstelle übernommen, 1832 promovirte er in Kiel zum Dr. philos., war dann 1/2 Jahr Hülfslehrer am Gymnasium in Husum und darauf erster Lehrer an dem Burmester'schen Privatinstitut in Bahrenfeld in Altona und nachher in Goldensen (Lauenburg), 1834 ward er ordentlicher Lehrer am Gymnasium in Wismar, 1835 Conrector in Schleswig. 1848 ernannte ihn die provisorische Regierung zum Rector des Gymnasiums in Flensburg, aber die dänische Regierung setzte ihn 1850 ab. Er fungirte nun eine Zeit lang als Rector in Plön, da Holstein noch nicht wieder occupirt war und verlebte den Winter 1850/51 in Kiel, Mitglied der Landesversammlung und einer Commission für ein Unterrichtsgesetz. 1851 wurde er als Gymnasialdirector nach Parchim berufen. 1860 bei der Melanchthonfeier creirte ihn die Universität Göttingen hon. causa zum Dr. theol. 1863 legte er indeß sein Directorat nieder mit der Absicht, sich ganz litterarischen Arbeiten zu widmen und siedelte nach der Stadt Braunschweig über, doch wurde er schon 1864 von der obersten Civilbehörde in Schleswig berufen zur Reorganisirung des Gymnasialwesens und folgte diesem Rufe. Später ward er zugleich als Director des Gymnasiums in Flensburg constituirt. 1867 erfolgte seine definitive Ernennung von der königlich preußischen Regierung, er starb aber schon am 10. October dieses Jahres. L. war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller. Zunächst waren es philologische Schriften, die er verfaßte: Zur Grammatik: „De participiis graecis latinisque“, 1833, „Synonymorum libellus“, 1836. „Grammatische Studien“, 1836, „De usu infinitiv. Plautin.“, 1841. Zur Interpretation: Commentar zu Horaz' Oden, 1841. Im Verein mit Freunden ein „Reallexikon des classischen Alterthums“, 1855, das sich als praktisch für den Gymnasialunterricht bewiesen und wiederholt aufgelegt worden. Dann zur Religion der Alten: „Zum religiösen Bewußtsein bei den Hellenen“, 1849, „Die Sophokleische Theologie und Ethik“, 2 Abth., 1851—55, „Beiträge zur Theologie und Ethik des Euripides“, 1863, „Propyläen zu einer Theologie des classischen Alterthums“, in den Studien und Kritiken, 1861. Ferner über die „Organisation der Gelehrtenschule“, 1843, „Die Gymnasialreform“, 1849. „Gesammelte Schriften zur Philologie und Pädagogik“ gab er 1851 heraus. Zur allgemeinen Pädagogik, außer mehreren Journalaufsätzen: „Grundzüge der Erziehung und Bildung für das deutsche Haus“, 1865, „Vorträge über Bildung und Christenthum“, 1863. Dann hat er eine Reihe von Lebensbildern geliefert, z. B. zum Piper'schen evangelischen Kalender: Rhabanus Maurus, Alcuin, die Märtyrer unter Nero, Dionys Areop., Columban, Bonifacius, Ansverus, Hugo Grotius ꝛc. — „Lebensbilder aus dem letztverflossenen Jahrhundert deutscher Wissenschaft und Litteratur“, 1862, „G. W. Nitzsch nach seinem Leben und Wirken“, 1864, auch „Julian der Abtrünnige“ 1864. Er lieferte zahlreiche Beiträge zu verschiedenen Zeitschriften, u. a. zu der Neuen evangelischen Kirchenzeitung, z. B. „Kirchliche Parteien nach der Darstellung Stahl's“, 1863, „Die Stellung der Schule zu Kirche, Familie und Staat ꝛc.“, „Die christliche Wissenschaft und das Leben“, 1864, „Die kirchliche Richtung der pädagogischen Litteratur“ daselbst. „Herder als Religionsphilosoph“ ꝛc. Als Gymnasialdirector verstand er es, in hohem Grade seine Schüler für die Wissenschaft zu begeistern und zugleich mit

christlichem Geist (fern von aller Uebertreibung) zu erfüllen, sowie er durch seine persönliche Liebenswürdigkeit überhaupt Viele für sich gewinnen mußte.

Vgl. Lübker-Schröder und Alberti, Schriftstellerlexikon s. v.

Carstens.

Lübkert: Johann Heinrich Bernhard L., geb. am 6. Dec. 1798 in Reinfeld (Holstein), studirte Theologie auf der Kieler Universität von 1819 an und in Jena und bestand das theologische Amtsexamen rühmlich. Dann promovirte er 1825 in Tübingen zum Dr. philos. und wurde darauf durch Gemeindewahl Diakonus in Glückstadt, nach dem Weggang des Dr. Johannsen nach Kopenhagen. Er wurde hier zum Mitgliede des theologischen Examencollegiums ernannt, dem er bis zur neuen Einrichtung desselben 1834 angehörte. 1835 avancirte er zum Schloß- und Garnisonsprediger in Glückstadt. Seine theologischen Studien fand er hier Gelegenheit eifrig fortzusetzen und als Frucht derselben erschien seine Ausgabe des „Minucius Felix“, dessen Octavius er neu edirte mit Erklärungen und Uebersetzung, Leipzig 1836, 214 S. Dann verdanken wir ihm, nachdem Dr. Jensen die kirchliche Statistik des Herzogthums Schleswig ausführlich bearbeitet, einen „Versuch einer kirchlichen Statistik Holsteins“ 1837, für seine Zeit ein werthvoller Beitrag zur speciellen Vaterlandskunde. Von 1836—39 fungirte er zugleich als interimistischer Zuchthausprediger, bis dann ein eigener Prediger an dieser Anstalt angestellt ward. Dieses Nebenamt gab ihm die Veranlassung zur Herausgabe seiner „Chronik der Strafanstalten in Glückstadt“, 1839. Er wurde nun auch zweites geistliches Mitglied des holsteinischen Oberconsistoriums in Glückstadt (erstes war der jedesmalige Generalsuperintendent). 1840 creirte ihn, in Folge eingereichter Dissertation „De haeresi Priscillianistarum ex fontibus denuo collatis“ die Kopenhagener theologische Facultät zum Dr. theol. 1854 wurde er als Pastor nach Bergstedt versetzt, starb aber schon daselbst am 21. Februar 1858. Er huldigte entschieden der freieren Richtung in der Theologie. Davon zeugen sein „Lehrbuch für den Religionsunterricht“, 1838, die Herausgabe einer Sammlung von Predigten zum Besten der Familie des jung verstorbenen Pastors Dr. Gerber in Colmar, mit dessen Nekrolog, 1847. Derselben hat L. eine Abhandlung vorangesetzt: „Ist's der vernunftmäßige Vortrag der christlichen Glaubenswahrheiten, welcher die Kirchen leer macht?“ welche Frage er natürlich entschieden verneint. Zu der von Greve und Schwartz herausgegebenen Norddeutschen Monatsschrift zur Förderung des freien Protestantismus, 1845—49, lieferte er viele Beiträge. Als der bekannte Jurist Dr. Falk ihn wegen seiner Behauptung, daß die rationalistische Lehre in Schleswig-Holstein gesetzlich gestattet sei, in dem Kirchen- und Schulbl. 1845, Nr. 50 angriff, erschien sein „Anti-Falk oder Gegenbemerkungen. Allen unbefangenen Freunden und Feinden des freien Protestantismus gewidmet“, 1846, in 2 Auflagen. Seine letzte litterarische Arbeit war eine Abhandlung: „Die Theologie der apostolischen Väter“, in Studien und Kritiken, 1854.

Vgl. Alberti, Schriftstellerlexikon s. v. Carstens.

Lubomirska: Ursula Katharina, Fürstin von L., geb. am 25. Novbr. 1680 als die jüngste Tochter des Stolnicks, d. h. Oberbrodmeisters oder Untertruchseß von Litthauen, Heinrich von Altenboccum oder Boccum, der aus Westfalen, nach Anderen aus Frankreich, in Polen eingewandert war, vermählte sich mit dem Kronoberkammerherrn Fürsten Georg Dominicus Lubomirski, wurde aber 1700, nachdem der Papst diese wenig glückliche Ehe geschieden, die Maitresse des Königs August des Starken von Polen als Nachfolgerin der Gräfin Maximiliane Hiserle v. Chodau (Esterle). Pölnitz in der Saxe galante erzählt, der heftige

Schrecken der Fürstin über einen Sturz, den der König bei einem Wettrennen that, habe zuerst dessen Interesse für sie geweckt. Es scheint jedoch, daß das, was den König zu ihr zog, nicht blos Liebe, sondern auch politische Berechnung war; er beabsichtigte durch sie ihren Oheim, den Cardinalprimas Mich. Radziejowski, einen seiner einflußreichsten Gegner, zum Uebertritt auf seine Partei zu bringen, jedoch ohne daß dies ihm vollständig gelungen wäre; nur ihren Bruder, den Bischof von Przemysl, wußte die Fürstin durch die Aussicht auf das Bisthum Krakau in der Treue gegen den König festzuhalten. Nachdem sie am 21. August 1704 einen Sohn, den Chevalier de Saxe Johann George (s. d.), geboren, wurde sie am 26. August zur Reichsgräfin von Teschen erhoben, behauptete sich aber nur bis zum folgenden Jahre in der Gunst des Königs. Verabschiedet nahm sie ihren Aufenthalt in Breslau; nachdem sie sich aber mit dem König wieder ausgesöhnt hatte, kehrte sie nach Dresden zurück und nahm in der Hofgesellschaft eine ausgezeichnete Stellung ein. Am 22. October 1722 verheirathete sie sich daselbst heimlich mit dem um zehn Jahre jüngeren Prinzen Ludwig von Württemberg, der 1725 in kaiserliche Dienste trat, in Italien commandirte und am 19. September 1734 in dem Treffen bei Guastalla blieb. Einer bei der Verheirathung getroffenen Vereinbarung gemäß nahm nun die Fürstin von Teschen, obwol anfänglich unter Widerspruch des regierenden Hauses Württemberg, Namen und Wappen ihres verstorbenen Gemahls an, die sie auch bis an ihren Tod geführt hat. Die Herrschaft Hoyerswerda, die ihr der König 1704 geschenkt hatte, trat sie 1737 gegen eine Jahrrente von 18000 Thlr. für sie selbst und von ihrem Tode an von 6000 Thlr. für ihren Sohn an die kurfürstliche Kammer ab. Sie starb am 4. Mai 1743 und liegt in der Jesuitenkirche zu Leitmeritz begraben. Ihr Pastellbild aus späteren Jahren von Rosalba Cariera gemalt, befindet sich in der Dresdener Gallerie.

O-Byrn, Johann George, Chevalier de Saxe, 1876. Flathe.

Lübsen: Heinrich Borchert L., Mathematiker, wurde zu Eckwarden im Oldenburgischen am 12. Januar 1801 geboren. Nachdem er ins Militär getreten war, ward er Lehrer des Prinzen Peter von Oldenburg. Hernach widmete er sich ganz der Mathematik und ging, um sich in ihr weiter auszubilden, nach Göttingen. Hier wurde Gauß sein Lehrer, mit dem er auch später in Verbindung blieb und dem er die größte Hochachtung und Verehrung bewahrte. Im J. 1831 (oder 1832) ließ er sich in Hamburg nieder, um hier in der Mathematik Unterricht zu ertheilen. Seine Begabung für diesen Unterricht war eine ganz seltene. Für gefüllte Schulklassen war er weniger der rechte Mann; aber in einem kleinen Kreise einzelnen, namentlich schon etwas gereifteren Knaben Verständniß und Interesse selbst für die schwierigeren Theile der Mathematik zu wecken, verstand er in ausgezeichneter Weise, und viele später hervorragende Männer sind seine begeisterten Schüler gewesen. Er suchte hauptsächlich das Theoretische in seiner Anwendbarkeit fürs praktische Leben vorzuführen und dadurch fruchtbar zu machen. Das war auch seine Absicht bei den Lehrbüchern, deren er sieben über die verschiedenen Theile des mathematischen Wissens von der Algebra an bis zur Infinitesimalrechnung, eingerechnet seine Einleitung in die Mechanik, hat drucken lassen. Die große Klarheit, die in ihnen herrscht, hat ihnen eine ungewöhnlich große Verbreitung verschafft; sie erschienen zuerst in Oldenburg und Hamburg von 1835—1858 bei verschiedenen Verlegern; hernach verkaufte er sie an Friedrich Brandstetter in Leipzig zu einer so hohen Summe, daß er fortan von seinen Renten sorgenfrei leben konnte. Er zog sich dann nach Altona zurück, wo er am 20. Sept. 1864 unverheirathet starb. Seine Lehrbücher erscheinen in dem genannten Verlag zum Theil noch in immer neuen Auflagen, so z. B. die Algebra 1880 in 20., die Elementargeometrie 1881 in 24. Auflage, gewiß eine seltene

Erscheinung auf diesem Gebiete der Litteratur, zumal so lange nach dem Tode des Verfassers.

Hamburger Schriftstellerlexikon, IV, S. 574 ff. Gesammtverlagskatalog des deutschen Buchhandels, VII, Sp. 348. l. u.

Luca: Ignaz de L., Professor der Statistik an der Wiener Universität, wurde am 29. Januar 1746 zu Wien geboren und legte hier seine Studien zurück. Noch als Student muß de L. die Aufmerksamkeit von Sonnenfels auf sich gelenkt haben, denn auf Veranlassung dieses seines zweiten Vaters, wie er selbst ihn nennt, unternahm er es, kaum 22jährig, schon Privatvorlesungen in den politischen Wissenschaften zu geben. Zwei Jahre später (1770) begann de Luca's öffentliche Wirksamkeit im politischen Lehrfache, zunächst (Juni) an der savoyischen und theresianischen Ritterakademie, sodann (October) auch an der Universität und zwar hier in der Eigenschaft als Supplent von Sonnenfels. Am 2. November 1771 als außerordentlicher Lehrer der politischen Wissenschaften an das Lyceum in Linz berufen, entfaltete er in Oberösterreich durch nahezu ein Decennium eine reiche, weit über den Lehrberuf hinausgreifende Thätigkeit (an der Bibliothek, als k. k. Rath der Studiencommission ꝛc.). Trotzdem folgte er dem am 25. November 1780 an ihn ergangenen Rufe zur Lehrthätigkeit in einem anderen Lande, nämlich an der philosophischen Facultät der Innsbrucker Universität. Doch war hier seines Bleibens nicht lange. Obwol von der Universität zum Doctor der Philosophie creirt und zum Rector gewählt, schied er schon nach drei Jahren von der Innsbrucker Lehrkanzel; ob nur Gesundheitsrücksichten (Scirocco) maßgebend waren oder ob auch hier wie in Linz Reibungen und Kämpfe ihren Einfluß übten, ob vielleicht die 1783 erfolgte Herabdrückung der Universität zum Lyceum mitbestimmend war, steht dahin. Von 1784—91 lebte L. im Quiescentenstande in Wien. Durch die Hof-Entschließung vom 30. December 1791 gelang es ihm aber, wieder zu einer Lehrthätigkeit an der Wiener Universität zu kommen, wenn auch zunächst nur mit dem Rechte, als außerordentlicher Professor (neben Watteroth) unentgeltliche Vorlesungen über die Politik und Statistik an der juridischen Facultät (zu welcher die politischen Wissenschaften seit 1784 gehörten) zu halten. Von da an wußte er sich in unermüdlichem Bemühen, trotz des mehrfach erklärlichen Widerstandes der Facultät, den Boden weiterer Wirksamkeit zu erobern, bis ihm schließlich im November 1794 die selbständig gewordene Lehrkanzel der Statistik als ordentliche Professur übertragen wurde, es ist somit de Luca's Verdienst, durch seinen litterarischen Namen und sein rastloses, wenn auch oft nicht angenehm berührendes, Drängen der Statistik die erste selbständige Lehrkanzel an den österreichischen Universitäten erkämpft zu haben. In dieser Stellung eine bedeutende Wirksamkeit zu entfalten, verhinderte ihn schon die Kürze der Zeit, denn am 24. April 1799 erlag er der Brustwassersucht. Sicherlich liegt aber auch der Zweifel nahe, ob die ruhige, didaktische Thätigkeit überhaupt dem beweglichen, abspringenden Wesen des fruchtbaren Schriftstellers entsprach, ganz abgesehen davon, daß physische Hindernisse ihm im Wege standen; die Akten der 1795 geführten Untersuchung aus Anlaß von Unruhen in seinen Vorlesungen, für welche man vergeblich nach politischen Ursachen revolutionärer Natur suchte, geben Anhaltspunkte nach beiden Richtungen.

De Luca's schriftstellerische Thätigkeit war ebenso fruchtbar als vielseitig, sie umfaßt das Gebiet der Litteraturgeschichte, Statistik, Topographie und Rechtskunde. Das einheitliche Band dieser verschiedenartigen Studien ist die Beziehung zum Heimathsstaat; jegliches Material wird gesammelt und mitgetheilt, das irgendwie von Belang für das Staatsleben Oesterreichs ist, und es kann daher, bei der ganzen Anlage der Production, sowol die systematische Behandlung, als auch die formale Ausgestaltung des Stoffs nicht zur Geltung kommen.

Das Lob, welches de Luca's statistischen Arbeiten gespendet wurde, daß sie der vergleichenden Methode in Oesterreich Bahn gebrochen hätten, trifft unseres Erachtens nicht zu oder berührt wenigstens nicht die Wesenheit der Sache; die Schriften de Luca's werden ihren bleibenden Werth in einer anderen Richtung, nämlich als eine Fundgrube unschätzbaren Materials zur Kenntniß Oesterreichs im vorigen Jahrhundert behaupten. Das erste größere Werk de Luca's, „Das gelehrte Oesterreich" (2 Thle., 1776, 1778), gehört der Litteraturwissenschaft an; es blieb, obwol von der Regierung unterstützt, gleich vielen anderen Unternehmungen de Luca's leider unvollendet. Auch die Versuche, ihm in den „Oesterreichischen gelehrten Anzeigen" eine Fortsetzung zu geben, stockten. Die staatswissenschaftlichen Arbeiten begannen, durch den Lehrberuf bestimmt, mit einem „Leitfaden in die Handlung" und einem „Leitfaden in die Polizeiwissenschaft von Sonnenfels" (1775, 1776), der Uebergang zur Statistik wurde aber noch in der Linzer Lebensperiode mit einigen kleineren topographisch-statistischen Arbeiten über Oberösterreich gemacht. Die litterarisch fruchtbare Zeit seit der Rückkehr nach Wien sah dann eine Reihe größerer statistischer Werke entstehen, zunächst die „Landeskunde von Oesterreich ob der Enns" (4 Bde., 1786 ff.), sodann die „Oesterreichische Staatenkunde im Umrisse" (3 Bde., 1786—1789), das „Geographische Handbuch vom österreichischen Staate" (6 Bde., mit einem mehrfach auch abgesondert ausgegebenen Anhang von 30 statistischen Tabellen, 1790—93), das „Historisch-statistische Lesebuch zur Kenntniß der österreichischen Staaten" (2 Bde., 1797 u. 1798), die „Praktische Staatskunde von Europa" (1795) und endlich mehrere auf Wien speciell bezügliche topographisch-statistische Schriften. Auch die dritte Richtung von de Luca's litterarischer Thätigkeit, die Sammlung des legistischen Materials, reicht in die Linzer Zeit zurück; in umfassender Weise wurde aber dieser Zweig ebenfalls erst in Wien gepflegt. Außer einigen zu didaktischen Zwecken bestimmten Schriften sind vornehmlich der „Politische Codex" (14 Bde., 1789—96) und der „Justizcodex" (10 Bde., 1793 bis 1801, Band IX und X erschienen nach dem Tode des Verfassers) zu nennen, welche unter den Quellenschriften der österreichischen Rechtslitteratur nicht zu missen sind. Dreimal machte de Luca den Versuch, eine staatswissenschaftliche Zeitschrift zu begründen, doch jedesmal ohne bleibenden Erfolg, obwol gerade diese Art litterarischer Production seiner Individualität entsprechen mußte. Von dem in Innsbruck begründeten „Journal der Literatur und Statistik" erschien nur ein Band (1782), von den sofort nach der Uebersiedelung nach Wien (1784) ins Leben gerufenen „Staatsanzeigen von den k. k. Staaten" nur 12 Hefte und von dem daselbst 1794 begonnenen „Oesterreichischen Staatsarchiv" sogar nur eine Nummer. Dieses Schicksal von de Luca's Schriften macht es höchst schwierig, eine vollständige Kenntniß derselben zu erlangen; den Bibliographen, sowie den Bibliotheken sind bisher stets manche der Schriften selbst oder wenigstens manche der proteusartigen Editionen entgangen. Der große handschriftliche Nachlaß de Luca's ist verschollen.

Vgl. die bei Wurzbach, Biogr. Lexikon, Bd. XVI, S. 123, angezeigten Quellen, insbesondere die autobiographischen Mittheilungen in dem „Gelehrten Oesterreich" und dem „Journal der Literatur und Statistik", ferner „Ficker, Der Unterricht in der Statistik an den österreichischen Universitäten und Lyceen" (Statistische Monatschrift, 2. Jahrg., Wien 1876, S. 53, 54); „Probst, Geschichte der Universität in Innsbruck", Innsbruck 1869, S. 199 ff.; Studien-Konseß-Akten des Wiener Universitäts-Archivs. Hugelmann.

Lucae: Friedrich L., schlesischer Chronist, geb. 1644, † 1708, Sohn des Joh. L., Professors am fürstlichen Gymnasium zu Brieg in Schlesien. Auf dieser Anstalt vorgebildet, bezog er zugleich mit den Söhnen mehrerer schlesischer Edelleute, die

gleich ihm dem reformirten Bekenntnisse zugethan waren, 1662 die Universität Heidelberg, um dort Theologie zu studiren, setzte dann diese Studien 1664 und 1665 in Nimwegen, Utrecht und Leyden und nach mancherlei Reisen durch Brabant und Holland zur See über Hamburg nach Deutschland zurückgekehrt, 1667 in Frankfurt a. d. O.. fort, worauf er nach der Heimath zurückgekehrt, 1668 als zweiter Hofprediger in Brieg angestellt, bald aber zum ersten Hofprediger in Liegnitz berufen ward. Als jedoch nach dem Tode des letzten Herzogs von Liegnitz-Brieg 1675 die österreichische Regierung von dessen Landen Besitz ergriff, verweigerte dieselbe dem reformirten Bekenntnisse irgendwelche Duldung. Die Schloßkirche ward geschlossen und L. zur Auswanderung genöthigt. Derselbe fand jedoch 1676 in Kassel durch die Landgräfin von Hessen bald eine Anstellung als Oberpfarrer in der dortigen Neustadt und ward dann 1685 zum zweiten Hofprediger befördert, folgte aber einige Jahre später einem Rufe des Fürsten von Nassau-Siegen nach dessen Residenz Siegen als Kirchenrath und Inspector des Schulwesens. 1694 ging er von da nach Hessen zurück als Metropolitan in Spangenberg, um 1696 nach Rotenburg als Oberpfarrer, Dechant des Elisabethstiftes und Metropolitan der Diöcese überzusiedeln. Dort ereilte ihn 1708 ein schneller Tod. L. hatte seine schriftstellerische Thätigkeit mit einem theologischen Werke, dem „Geistlichen Weltschlüssel“, Frankfurt 1679, begonnen und diesem 1685 die „Schlesische Fürsten-Krone oder eigentliche wahrhaffte Beschreibung Ober- und Nieder-Schlesiens &c.“ folgen lassen (Frankfurt a./M.) in dialogischer Form und unter dem Pseudonym Friedrich Lichtstern (in manchen Ausgaben auch blos F. L.) abgefaßt, welchem Werke allerdings bereits ein Zeitgenosse, der Curiosus Silesius (nicht, wie L. vermuthete, der Breslauer Magister Wende, sondern Kaspar Sommer, Pastor in Geischen, † 1730) sehr zahlreiche Unrichtigkeiten nachwies, dann „Schlesiens curieuse Denkwürdigkeiten oder vollkommene Chronica“, Frankfurt a./M. 1689, deren sieben Theile zusammen einen voluminösen Quartanten bilden, ein Werk staunenswerthen Fleißes. 1702 erschien dann von ihm gleichfalls zu Frankfurt eine Geschichte der deutschen Grafenhäuser unter dem Titel „Deutscher Grafensaal“ und 1705 „Des Heiligen Römischen Reichs Uhralter Fürstensaal“. Auf dem Titel beider Werke nennt sich L. Mitglied des Collegii Historici Imperialis. 1702 hat L. auch noch eine Stammgeschichte des Oranischen Hauses unter dem Titel „Oraniens Triumph- und Ehrenfahne“ verfaßt.

Hauptquelle ist Lucae's Autobiographie: Der Chronist Friedrich Lucae &c. nach einer von ihm selbst hinterlassenen Handschrift bearbeitet und mit Anmerkungen nebst einem Anhange versehen von Dr. Friedrich Lucae, Frankfurt a./M. 1854.

Grünhagen.

Lucä: Samuel Christian L., geb. zu Frankfurt a./M. am 30. April 1787, † am 28. Mai 1821. Er studirte in Mainz seit 1805, in Tübingen seit 1807 und promovirte zu Tübingen am 2. November 1808. Im J. 1809 wurde er unter die Zahl der Frankfurter Aerzte aufgenommen, aber schon 1812 ließ er sich in Heidelberg als Privatdocent nieder. Bei Errichtung der ephemeren medicinischen Specialschule durch den Fürsten Primas zu Frankfurt 1812 wurde er an derselben Professor der vergleichenden Anatomie und Physiologie. Nach Auflösung der Specialschule 1813 erhielt er 1815 einen Ruf nach Marburg als Professor der Pathologie und Therapie und Director der inneren Klinik. Trotz seiner kurzen Lebensdauer von 34 Jahren hat L. zahlreiche Schriften anatomischen und physiologischen Inhalts verfaßt: „Ueber die Gefäßnerven“ (1811), „Die Thymusdrüse“ (1810, 13, 19), „Ueber die Gefäße und Bewegung des Gehirns“ (1812, 13), „Ueber Verknöcherung der Arterien im Greisenalter“

(1818) ꝛc. Von größeren Werken verfaßte er eine „Medicinische Anthropologie" (1816) und einen „Grundriß der Entwickelungsgeschichte" (1819).

Stricker, Geschichte der Heilkunde in Frankfurt, 1847, S. 298 ff. C. F. Ch. Wagner, Memoria S. C. L., Marburg 1822.

L. hinterließ zwei Söhne. Der ältere noch lebende, Gustav L., geboren zu Frankfurt am 14. März 1814, ist Professor der Anatomie an dem Senckenbergischen medicinischen Institut zu Frankfurt a./M., der jüngere, Friedrich L., geb. am 16. Juli 1815, studirte Jura, wurde 1840 in Marburg Dr. juris, 1841 Advocat in Frankfurt und starb als Actuar des Kriegszeugamtes am 28. Februar 1859. Von seinen zahlreichen poetischen und prosaischen Schriften sind zu nennen: „Der Chronist Friedrich Lucä. Ein Zeit- und Sittenbild aus der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts" (eine Ausgabe der Autobiographie F. Lucä's), 1854, und „Geschichte des Frankfurter Theaters, nach archivalischen Quellen bearbeitet", in der Zeitschrift „Der Reichsadler", 1859.

Nekrolog von Friedrich Lucä in Mittheilungen des Frankfurter Vereins für Geschichte und Alterthumskunde, I. 194. W. Stricker.

Lucas, Prämonstratenser, in Deutschland geboren, erster Abt des Klosters Mont Cornillon bei Lüttich († ca. 1178), hinterließ eine große Zahl von Schriften, welche von Trithemius aufgezählt werden, aber sämmtlich verloren gegangen zu sein scheinen bis auf einen Commentar über das Hohelied, von welchem ein Theil abgedruckt sich findet in der von Joh. Fabri veranstalteten Ausgabe der allegorischen Erklärung desselben biblischen Buches durch den dem 7. Jahrhundert angehörigen Aponius (Freiburg 1538, Fol.), und von da in die Bibliotheca Patrum überging.

Lepaige, Bibliotheca Praemonstrat. — Ceillier, Histoire des auteurs ecclésiastiques. Histoire lit. de la France, tom. XIV. Werner.

Lucas von Leyden, berühmter Maler und Kupferstecher, geb. zu Leyden Ende Mai oder Anfang Juni 1494, gest. ebend. 1533. L. war ein rechtes Wunderkind, das in frühester Lebenszeit sich geistig entwickelt hat und in den 39 Jahren, die ihm beschieden waren, Kunstwerke schuf, die stets die Bewunderung der Welt erregen werden. Sein Vater Hugo Jacobszoon war sein erster Lehrer; schon als Kind that L. nichts, als zeichnen; er kannte kein anderes Kinderspielzeug als Kohle, Kreide, Pinsel, Federn, Grabstichel, sagt Sandrart. Sein Vergnügen bestand im Verkehr mit Künstlern; sein Fleiß war grenzenlos, die hellen Tage genügten ihm nicht, er durchwachte ganze Nächte, um beim matten Schein einer Kerze seine Leidenschaft für die Kunst zu befriedigen. Diese Nachtwachen blieben nicht ohne Wirkung auf seinen Körper; der Wuchs wurde zurückgehalten, und sein Aussehen im Alter von 15 Jahren war das eines ältlichen Mannes. Bei Engelbrechtsen lernte er malen; dieser Unterricht muß sehr früh begonnen haben und konnte nicht lange dauern, denn L. malte 1506 (da er 12 Jahre zählte) die Geschichte des h. Hubertus mit Wasserfarben, die allgemein bewundert wurde. L. copirte nie fremde Compositionen; Erfindung wie Ausführung ist stets sein Eigenthum. Wie alle Wundermenschen, hatte auch L. seine Eigenthümlichkeiten. Man verlobte ihn mit einer reichen Braut aus der Familie Boschhuizen — er selbst hätte keine Zeit gefunden, sich nach einer Braut umzusehen — und als die Hochzeit (etwa 1515) gefeiert werden sollte, ärgerte sich L. über die ganze Heirathsgeschichte, die ihm die kostbare Zeit raube. In seiner Kunst ist L. Naturalist; dazu führte ihn die angeborene Anlage wie der Charakter seiner Zeit und seines Landes. L. zeichnet Alles nach der Natur, wie er es gesehen hat. Durch seinen Lehrer wird er auf das Studium der Gemüthsbewegungen hingewiesen. Das Natürliche in eine höhere Sphäre zu erheben, zu idealisiren, war ihm nicht gegeben, auch machte

er keine Reise nach Italien, um sich von klassischen Kunstwerken beeinflussen zu lassen. Es soll dies nicht als Vorwurf gelten, denn, beschränkt auf seine Vaterstadt, wahrt er seine volle Originalität. In seiner Kunst ist nur er zu finden, nichts Unwahres oder Fremdes mischt sich in dieselbe ein. — Da seine Gemälde selten Jahreszahlen tragen, so ist die chronologische Folge derselben, so wie seine Entwickelung schwer zu bestimmen. Viele seiner Bilder gingen verloren, die Zahl der erhaltenen ist darum nicht groß. Auch in seinen Kirchenbildern erscheinen die Köpfe als Bildnisse lebender Personen. L. hatte wohl Mangel an solchen Modellen, weshalb sich die Köpfe oft wiederholen. Dennoch ist die Personenzahl seiner Dramen sehr groß; wir begegnen Heiligen des Himmels, Göttern des Olymps, Adeligen und Bettlern, Landsknechten und Bauern, Edelfräulein und zahnlosen alten Weibern, Mönchen, Narren und Pilgern. In Amsterdam war das Bild: „Tanz der Israeliten um das goldene Kalb". Der ausgelassene Tanz, das Gelage der Juden soll meisterhaft geschildert gewesen sein. Leider ist das Bild verschollen. Verloren ging auch das Bild mit Rebecca am Brunnen, die dem Eliezer zu trinken giebt; es befand sich in Leyden im Besitz eines van Sonneveldt. Es kommen oft Bilder unter seinem Namen vor, denen Stiche von der Hand des Meisters zur Seite stehen. Solche Bilder sind fast durchgängig nach diesen Stichen von L. von fremder Hand ausgeführt. Wir kennen bis jetzt nur einen einzigen Fall, daß L. dieselbe Composition gemalt und auch gestochen hat; es ist „der h. Hieronymus" des Berliner Museums. Der Stich war früher entstanden, das Bild muß bedeutend später gemalt worden sein, da der Maler die Mängel des Stechers verbessern konnte. Das Bild ist übrigens eine freie Wiederholung des einen Gedankens. Der Zahnarzt in Devonshirehouse zu London, den Waagen für Original hält, wird es kaum sein, da er vollkommen mit dem gleichnamigen Stich des Meisters übereinstimmt. Verschollen ist auch eine Darstellung Christi, die noch im vorigen Jahrhundert im Besitz des Flaminio Cornaro in Venedig war. Von erhaltenen Bildern der frühesten Zeit des Meisters nennen wir (nach Waagen) das Altarwerk mit Flügeln im Museum zu Antwerpen. Das Mittelbild zeigt die thronende Madonna mit dem Kinde, von Engeln umgeben; auf den Flügeln sieht man den heiligen Georg und Christoph. In der Gallerie Liechtenstein in Wien sind zwei Bilder: die „h. Anachoreten Paulus und Antonius in der Wüste" und eine Kreuzigung, die hier dem Hans v. Kulmbach zugeschrieben wird. Beim Kunsthändler Laneville in Paris sah Waagen eine Errichtung der ehernen Schlange und hielt sie für das bedeutendste Werk des Künstlers. Im J. 1522 malte L. ein Diptychon für Hoogstraet in Leyden. Vorn ist Maria mit dem Kinde, der die h. Magdalena den betenden Stifter vorstellt, in tergo ist die Verkündigung der Maria. Das Bild besaß später Kaiser Rudolph II. in Prag, jetzt ist es in der Pinakothek in München. Das Porträt des Stifters ist besonders lebensvoll gegeben. — Aus dem Nachlasse unseres Künstlers erwarb H. Goltzius ein bedeutendes Oelbild vom J. 1531, dessen Gegenstand die Heilung des Blinden von Jericho war. Unzähliges Volk strömt herbei, um den Wunderthäter von Nazareth zu sehen. Hier war L. in seinem Elemente, hier konnte er die Volksmenge, wie sie sich zu allen Zeiten charakterisirt, nach lebenden Mustern schildern. Das Bild befindet sich jetzt in St. Petersburg, es war eines seiner letzten Werke. — Im Rathhaus von Leyden malte er das jüngste Gericht. Dieses 1532 vollendete Bild hängt noch an derselben Stelle, die es ursprünglich einnahm. Es hat leider durch die Restaurirung stark gelitten. L. soll auch mehrere Bilder mit Leimfarben auf die Leinwand gemalt haben. Ein solches befindet sich in der Gallerie der Akademie zu Wien; es stellt die tiburtinische Sibylle vor, die dem Kaiser Augustus die h. Jungfrau in den Wolken zeigt. Ueber die

Originalität desselben herrschen Zweifel; während von Lützow diese bestreitet, scheint Woermann geneigt zu sein, sie anzuerkennen. L. hatte denselben Gegenstand auch für ein Glasbild gezeichnet (von Dolendo gestochen). In der Turiner Gallerie wird L. ein umfangreiches Bild zugeschrieben: „der französische König heilt Kranke durch Auflegen der Hände“, welcher Gebrauch an den höchsten Feiertagen üblich gewesen ist. Das Bild trägt nicht des Künstlers Monogramm und ein Zweifel an dessen Echtheit ist aus mehr als einem Grunde berechtigt. — Von eigentlichen Sittenbildern dürfte L. nur ein Bild angehören, das sich im Besitz des Grafen Pembroke befindet und Männer und Frauen um einen Spieltisch vorstellt. Um so reicher ist die Anzahl der trefflichen Genrescenen in dem gestochenen Werke des Meisters. Bei der oben bezeichneten Kunstrichtung des L. ist seine Meisterschaft als Portraitmaler selbstverständlich. Von erhaltenen Bildnissen nennen wir das eines jungen Ritters mit schwarzem Barett in der Liverpool-Institution, des Philipp von Bourgogne, Grafen von Holland in gesticktem Oberkleide mit dem goldenen Vließ in Amsterdam, das Selbstbildniß des Künstlers in den Uffizien zu Florenz. Ob Letzteres wirklich den Meister selbst darstellt, ist zu bezweifeln. Ein sicheres Selbstbildniß, von des Künstlers Hand ausgeführt, besitzt das Museum in Braunschweig. So einfach in der Auffassung, so lebendig und charaktervoll ist es in der Ausführung. Daß die Gesichtszüge alt erscheinen, darf uns nicht befremden, L. hatte so zu sagen gar keine Jugend. Darnach ist der Stich, den man bislang für ein Bildniß des Meisters ausgab, aus dieser Reihe auszuschließen. Das Bildniß des Kaisers Maximilian im Belvedere zu Wien ist nicht echt, obgleich ein solches vorhanden gewesen ist, da Suyderhoef ein solches im Stich wiedergab. L. hatte auch Zeichnungen für Glasmaler geliefert, ja er selbst hatte sich in die Geheimnisse dieses Kunstzweiges einweihen lassen. Einzelne Glasbilder, die L. auch selbst gebrannt, besaß H. Goltzius, der ihre Composition durch seinen Schüler Saenredam stechen ließ. Es ist schließlich höchst wahrscheinlich, daß die neun runden, von ihm selbst gestochenen Blätter mit der Passion Christi vom Jahre 1509, ursprünglich als Vorlagen für Glasmaler dienten, worauf schon die prächtigen Ornamentbordüren, welche die Darstellungen einfassen, hindeuten. Wir würden kaum das halbe Verdienst der Kunstthätigkeit unseres Meisters hervorheben, wenn wir ihn nur als Maler würdigen wollten. Nicht minder, ja fast noch größer erscheint uns L. als Kupferstecher und dieser letzteren Thätigkeit hat er zumeist seinen hohen Künstlerruf zu danken, denn seine Bilder waren nur an einen beschränkten Raum angewiesen, während seine Kunstblätter, über die Grenzen seines Vaterlandes hinweg, sich im ganzen civilisirten Europa verbreiteten und den Ruhm des Meisters in die weitesten Kreise trugen. Woher L. die Anregung zur Thätigkeit mit dem Grabstichel oder der Radirnadel erhielt, wissen wir nicht, ebenso wenig, bei wem er das Stechen gelernt habe. Es ist wahrscheinlich, daß ihn die Blätter des sogenannten anonymen Amsterdamer Meisters beeinflußten. Diese verrathen bei der Unbeholfenheit der Arbeit den Charakter des Dilettantismus; bei L. ist die Führung des Grabstichels bereits auf erprobten festen Regeln ruhend. Das älteste Datum auf seinen Blättern ist 1508. Es ist zum Staunen, daß L. mit vierzehn Jahren eine eigene Composition, wie es das Blatt mit Mahomed und Sergius ist, in dieser Weise ausführen konnte, und zwar in einer Zeit, wo das Kupferstechen kaum noch 70 Jahre alt war. Diesem seltenen Hauptblatte sind sicher schon mehrere undatirte vorangegangen, so daß die im ersten Augenblick fabelhaft klingende Nachricht des van Mander, L. hätte bereits mit neun Jahren Kupferstiche nach eigener Erfindung herausgegeben, doch auf Wahrheit beruhen mag. Das gestochene Werk des Meisters ist sehr reich, Bartsch beschreibt über 170 Blätter.

Die Stoffe entlehnte er der Bibel, der Heiligenlegende, der Mythologie wie der profanen Alltagsgeschichte; auch Bildnisse kommen vor. Zu den Hauptblättern, die heutzutage sehr hohe Preise haben, gehören aus dem alten Testament ein Sündenfall (1530), „Lot mit seinen Töchtern“ (1530), Gegenstück zum Vorigen, die sogenannte „Große Hagar“ (weil er auch eine in kleinerem Format stach), eine große Seltenheit, von der ein Exemplar in der Gegenwart mit 13 200 M. bezahlt wurde; ferner „David vor Saul die Harfe spielend“ (1508), „Esther vor Ahasver“, „Triumph des Mardochaeus“. Aus dem neuen Testamente sind hervorzuheben: „Anbetung der Weisen“ (1513), die figurenreichen Compositionen mit dem „Ecce homo“ (1510), und dem „Calvarienberg“ (1517). Aus der Geschichte der Heiligen eine „Bekehrung des Paulus“ (1509), der sogenannte „Magdalenentanz“, eine Darstellung, deren Sinn noch nicht genügend aufgeklärt ist, da wir nicht wissen, aus welchem Buche er die Idee geschöpft haben mag (1519). Den Mahomed haben wir bereits erwähnt und nennen noch eine Illustration zu Eyb's Margarita poetica, den „Zauberer Virgil im Korb“ (1525). Dieser war dem Künstler nur Nebensache; in der Gruppirung und Charakterisirung der Zuschauer hat er aber die Vollkraft seiner Kunst leuchten lassen. In den Schilderungen des Alltagslebens ist L. ein vollkommener Meister, der in dem beschränktesten Raume ein Motiv aus seiner Umgebung zu einem typischen Sittenbilde zu erheben versteht. Wir brauchen nur auf die beiden Blättchen: „Der Wundarzt“ (1524) und „Der Zahnarzt“ (1523) hinzuweisen. Hieher ist auch die Familie des Eulenspiegel einzubeziehen; das Blatt gehört zu den seltensten des Meisters, wahrscheinlich ging die Platte verloren. Der kleine Eulenspiegel schreitet mit der Eule auf der Schulter voran und sieht ganz vergnügt in die Welt hinaus, ihm folgen die Eltern mit sechs Kindern. Es ist eine rechte Landstreicherfamilie, der man, wegen der humorvollen Ausführung nicht gram werden kann. Köstlich ist auch das alte Pärchen aufgefaßt, das sich mit Musik seinen Lebensabend erheitert; er spielt die Mandoline, sie die Geige und der Frohsinn lagert sich wie heller Sonnenschein über ihre durchfurchten Gesichter. Auch das Land mit seinen Bewohnern entging nicht der Aufmerksamkeit des Meisters; wir erblicken bei einer Hütte drei Kühe, bei denen links der Bauer steht und ein Phlegma zeigt, wie es oft bei Leuten anzutreffen ist, die ohne viel nachzudenken ihre tägliche Arbeit verrichten. Erfreulicher ist das Bauernmädchen, das rechts mit dem Milch- oder Wasserkübel herbeikommt. Mit solchen einfachen Genrebildchen hat der Meister stark seine späteren Landsleute, die holländischen Genremaler beeinflußt, er ist in dieser Richtung so zu sagen ein Pfadfinder gewesen. Von seinen Porträtstichen haben wir bereits ein Blatt erwähnt, jenes, das irrthümlich als ein Eigenbildniß genommen wird; es ist sogar wahrscheinlich, daß das Blatt überhaupt ihm nicht angehört und etwa hundert Jahre später entstanden ist. Aber ein Hauptblatt dieser Richtung ist das kostbare und seltene Porträt Kaiser Maximilians. Ueberdies hat L. auch für den Holzschnitt einige Zeichnungen geliefert; doch wird er selbst kaum auch den Schnitt ausgeführt haben. Daß L. sehr wohl ahnen mochte, wie einst seine Kupferstiche mehr noch als seine Gemälde, seinen Ruhm sichern werden, ersehen wir aus dem Umstande, daß er nur tadellose Abdrücke aus der Hand gab. Die vielen schwachen Abdrücke, die jetzt den Mark tüberschwemmen, sind erst nach seinem Tode, als die Platten in andere Hände übergingen, fabrizirt worden. Will man die Kunst des berühmten Kupferstechers würdigen, so muß man sich dessen Blätter in kostbarsten frühesten Abdrücken ansehen. Wir haben noch einige biographische Notizen nachzutragen. Im J. 1521 befand sich L. in Antwerpen, wohin er zufällig oder aus Begierde gekommen war, Dürer persönlich kennen zu lernen; denn die Stiche desselben wird er sicher bereits gekannt haben. Er lud den deutschen

Meister zu sich ein und Dürer berichtet darüber in seinem Tagebuche: „Mich hat zu Gast geladen Meister Lucas, der in Kupfer sticht. Ist ein kleines Männchen und bürtig von Leyden in Holland". Die Reise Dürer's nach den Niederlanden scheint auch den Meister bewogen zu haben, eine Erholungsreise zu unternehmen. Er miethete 1527 eine Barke, die er reich ausrüstete und auf den Canälen Zeeland, Flandern und Brabant besuchte. Wo er hinkam, lud er die Künstler zu einem Gastmahl ein. Aber die Reise bekam ihm nicht wohl; aus Zeeland holte er sich eine Art Fieber, die kein Arzt zu heilen verstand. Längere Zeit mußte L. das Bett hüten; aber auch jetzt noch konnte er die Arbeit nicht lassen und noch einige Tage vor seinem Tode arbeitete er an einer Platte mit der Pallas, die unvollendet blieb. Der Grabstichel entfiel der schwachgewordenen Hand, und als er nicht mehr arbeiten konnte, schloß er für immer die Augen.

Siehe: Van Mander, van Sandrart, Bartsch, Michiels.

Wessely.

Lucas: Andreas L., ein lutherischer Prediger im 16. Jahrhundert. Er stammte aus Altenburg, studirte zu Leipzig, war im J. 1551 Caplan in Neustadt und hat in diesem Jahre „Eine schöne und tröstliche Comödia, wie Abraham seinen Sohn Isaac . . . opfern sollte", in Versen herausgegeben; am Schlusse derselben findet sich ein geistliches Lied von ihm „Vom rechten Glauben", das man am Ende der Comödie singen möge.

Wackernagel, Bibliographie, S. 247; das Lied bei demselben, Kirchenlied, III, S. 788. — Goedeke II, S. 309.

l. u.

Lucas: Eduard L., 1816—1882, Gründer und Director des pomologischen Instituts in Reutlingen. Zu Erfurt am 19. Juli 1816 als Sohn eines Arztes geboren, wurde er kaum 16 Jahre alt zur Doppelwaise und mußte als Pflegekind bei seinem Onkel, dem Apotheker C. Lucas, Aufnahme suchen. Bis in sein 15. Lebensjahr besuchte er das Erfurter Gymnasium; dann ging er seiner eigenen Neigung folgend zur Kunstgärtnerei über. Nachdem er als Eleve bei dem anhalt-dessauischen Hofgärtner Richter drei Jahre im Luisium bei Dessau verbracht, auch eine Reihe von Jahren als Gehilfe in Frankfurt a. O. sowie am botanischen Garten in Greifswald und in der Handelsgärtnerei von Haage in Erfurt fungirt hatte, konnte er zu Ostern 1838 eine Gehilfenstelle am königl. botanischen Garten in München antreten. Hier erwarb er sich durch seinen bei allen schwierigen Aufgaben bethätigten Eifer und durch sein von außergewöhnlichem Verständniß begleitetes Streben, manche Mängel in der Kunstgärtnerei zu beseitigen, sehr bald das Vertrauen Martius' und Zuccarini's, der beiden Vorstände jenes Instituts. Ersterer genehmigte sofort eine geänderte Behandlung der Warmhauspflanzen, welche L. freilich im Geiste einer Schrift seines Vorgesetzten versucht und auch mit Erfolg in Anwendung gebracht hatte, weiter gestattete ihm jener den Besuch der Vorlesungen über Botanik an der Universität, sowie die Theilnahme an den botanischen Excursionen und den Arbeiten im Herbarium. Gleiche Vergünstigungen wurden ihm auch von anderen Professoren der Universität gewährt, so daß er während des Studienjahrs 1838/39 einen ganzen Cyclus von naturwissenschaftlichen Vorlesungen hören konnte. Daneben nahm er noch Privatunterricht in der englischen und französischen Sprache und vervollkommnete auf diese Weise seine Schulkenntnisse, welche er schon früher durch Vorbereitungen auf den einjährigen Militärdienst in verschiedenen Richtungen gehoben hatte. Seine täglichen Aufgaben führten ihn zur Anstellung neuer Versuche behufs Vermehrung exotischer Pflanzen mit Anwendung des Kohlenstaubs und Wurzelmediums, und diese waren bald mit solchem Erfolge gekrönt, daß er darüber litterarische Berichte für wissenschaft-

liche und Fachzeitschriften zu liefern hatte, wodurch natürlich die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf ihn gelenkt werden mußte. In gleicher Weise kamen ihm die vielen Berührungen mit hervorragenden Männern und Freunden seines Faches, denen er theils in München, theils auf verschiedenen von dort aus unternommenen Instructionsreisen begegnet war, sehr zu Statten. Nicht ganz drei Jahre hatte L. jene Stellung in München innegehabt, als er durch die Empfehlung des Hofraths von Martius von der königl. botanischen Gesellschaft zu Regensburg zum botanischen Gärtner daselbst berufen ward. Auch hier bewährte sich L. als einsichtsvoller und aufstrebender Fachmann; dabei ergriff er noch mit Eifer die Gelegenheit, seine Kenntnisse auf dem Gebiete der Pomologie und Obstcultur zu vervollständigen. Im Juni 1843 ward L. an die königl. württembergische Akademie zu Hohenheim als Lehrer für Garten- und Obstcultur berufen. Nachdem er anfänglich manche Schwierigkeiten bei der Erfüllung seiner neuen Aufgaben zu bekämpfen gehabt hatte, entfaltete er eine sehr ersprießliche Thätigkeit in allen Richtungen seines Dienstes und fand ungetheilte Anerkennung dafür. Die Leitung des ausgedehnten Institutsgartens mit den Baumschulen und Obstpflanzungen führte er bald in rationeller Weise zu den besten Resultaten, als Lehrer an der Akademie fand er bald nach Ablauf der ersten Semester ein dankbares und zahlreiches Auditorium, sowie er auch als Vorstand und Lehrer der mit 1845 ins Leben gerufenen Gartenbauschule besonders für die württembergischen Horticulturinteressen erfolgreich wirkte. Außerdem war er litterarisch thätig. Seine ersten Schriften: „Die Lehre vom Obstbau" (im Verein mit Dr. Medicus herausgegeben) 1844/45; „Der Gemüsebau", 1846; „Der Obstbau auf dem Lande, als belehrende Instruction für Gemeindebaumwärter", 1848, erlebten 7, resp. 4 und 5 Auflagen und wurden in mehrere fremde Sprachen übersetzt; daneben lieferte er manche litterarische Beiträge an die Monatshefte für Pomologie und an das Hohenheimer landwirthschaftliche Wochenblatt. Es konnte ihm nicht fehlen, daß er auf seine Anregung hin zu größeren Instructionsreisen ermächtigt wurde, sowie ihm auch willkommene Veranlassung zum Besuche der Jahresversammlungen deutscher Wein- und Obstproducenten seit 1845 wiederholt geboten war. Auf beiden Wegen fand er Gelegenheit, mit hervorragenden Horto- und Pomologen in näheren Verkehr zu treten. Ende 1850 erließ L. einen Aufruf an die deutschen Gärtner, worin er, das Erforderniß der Hebung ihrer Fachbildung betonend und solches als sicherstes Mittel zur Verbesserung der Verhältnisse des Gärtnerstandes bezeichnend, mit einer entsprechenden Aufforderung wohl den ersten Anstoß zur Gründung von höheren Lehranstalten für angehende Gärtner gab. Fand diese Anregung zwar in Erfurt und auch in Berlin fruchtbaren Boden, so war es ihm doch vorbehalten, die letzten Consequenzen seines Auftretens später selbst zu ziehen. Während der 50er Jahre eifrig weiterstrebend und theils mit pomologischen Studien resp. Versuchen über neue Veredlungsmethoden beschäftigt, theils an der Verbesserung der Geräthe des Obstbaues, sowie an der Ausbildung einer correcten Systematik und Terminologie auf dem Gebiete der Pomona germanica arbeitend, war er außerdem noch durch die Redaction der pomologischen Monatshefte und anderweitige litterarische Arbeiten, durch Uebertragung von Functionen bei Obstausstellungen und pomologischen Versammlungen und selbst durch periodische Ausübung eines Wanderlehreramtes vielfach in Anspruch genommen; er hatte jedoch auch die Genugthuung, vielfach Ehrenbezeigungen in großer Zahl zu ernten und den Kreis seiner Verehrer und persönlichen Freunde wachsen zu sehen. So mochte er sich hinreichend ermuthigt fühlen, um den Gedanken der Gründung einer eigenen Lehranstalt für Gartenbau, Obstcultur und Pomologie aufkommen zu lassen, und diesen Plan führte er 1859 der Verwirklichung entgegen. Nachdem er aus

verschiedenen Gründen den Ort Reutlingen als Pflanzstätte für dies Unternehmen gewählt und die vorbereitenden Einrichtungen mit Hilfe eines befreundeten Capitalisten ohne Staatszuschuß getroffen hatte, schied er bald nach dem Beginn des Jahres 1860 aus dem Staatsdienste und trat mit großer Zuversicht an die Spitze seines Instituts, welches allen Zweigen des Garten- und Obstbaues, der Rebcultur, der Weiden- und Gehölzanzucht ꝛc. Raum gewährte und die erste umfassende Anstalt der Art in Deutschland war. Dem als Lehrer wie Praktiker erprobten Director standen dabei fünf zur Vertretung von naturwissenschaftlichen und Fachdisciplinen berufene Lehrer und ein entsprechendes Gärtnerpersonal zur Seite. Die Frequenz des Institutes, welches bei der Eröffnung immerhin schon über 20 Zöglinge zählte, stieg sehr bald in erfreulicher Weise, so daß sie innerhalb der ersten beiden Decennien den Durchschnittsbestand von 50 Zöglingen und Hospitanten erreichen sollte. Ungeachtet der großen Summe von Anforderungen, welche ein solches als Lehr- und Musterinstitut wie als Handelsetablissement gleich trefflich ausgerüstetes Unternehmen an seinen Leiter stellen mochte, fand L. noch die Zeit, die Geschäftsführung für den deutschen Pomologenverein mit den vielen Aufgaben bei Bestimmung der Obstsorten zu übernehmen, an der Redaction des Vereinblattes sich zu betheiligen und seine litterarische Thätigkeit mit gleicher Productivität fortzusetzen. Die Leistungen auf letzterem Gebiete umfassen eine ganze Reihe von Schriften, welche theils als Instructionen und Anleitungen zum Betriebe der Obstcultur und des Gartenbaues, zur Classification und Bestimmung der Obstsorten, zur Taxation der Obstbäume wie zur technischen Verwerthung der bezüglichen Producte, theils als Lehr- und Handbücher, oder auch als synoptische mit Illustrationen versehene Werke gehalten waren und mehr oder weniger große Verbreitung gefunden haben. Unter den vielen Ehrenbezeigungen und Auszeichnungen, welche dem so vielseitig thätigen Manne zu Theil wurden, schätzte er vor Allem das huldvolle Vertrauen des württembergischen Königshauses und die Verleihung des Doctordiploms Seitens der Tübinger philosophischen Facultät. Und wie er als Vorkämpfer für den Fortschritt in seinem Berufe im In- und Ausland allgemein geachtet war, so schätzte man an ihm in näherstehenden Kreisen den biedern und gefälligen Charakter, den jovialen Gesellschafter und Gelegenheitsdichter, den unternehmenden und scharfblickenden Mann, dem eine beglückende Harmonie des Lebens und Wirkens vergönnt war. So stand er noch in voller Rüstigkeit da und hatte seine Anstalt zu voller Blüthe geführt, als ihn gegen Ende des Frühjahrs 1882 eine schwere Krankheit befiel, die am 23. Juni d. J. einen tödtlichen Ausgang nahm. — Seine Verdienste bestanden hauptsächlich in der Vervollkommnung der pomologischen Systematik durch Aufstellung von Doppelsystemen zur Verschärfung der Kriterien, in der Verbesserung der Aufzuchts- und Behandlungsweise und der Veredlungsmethoden auf dem Gebiete der Obstbaumzucht, in der wissenschaftlichen Begründung des Baumschnitts bei Erzielung künstlicher Baumformen, in der Einführung neuer werthvoller Gartengewächse resp. Obstsorten, in der Construktion neuer zweckmäßig befundener Gartengeräthe und Dörreinrichtungen, sowie in der Erfindung wichtiger Mittel zum Schutze der Obstbäume gegen Krankheiten und schädliche Einflüsse. Seine Wirksamkeit trug viel dazu bei, einem Berufe, der zwar vielfach schon durch die Weihe der Kunst veredelt, jedoch mehrentheils noch in den Schranken der Empirie gefesselt war, zur weiteren Erstarkung unter dem belebenden Strahl der Wissenschaft, zur Hebung der Leistungsfähigkeit und zur Erhöhung des Ansehens zu verhelfen.

Vgl. Frankfurter Journal, Juli 1882, Zeitschrift des landw. Vereines in Baiern, Augustheft 1882 und die Autobiographie („Aus meinem Leben") von Dr. Ed. Lucas, Stuttgart 1882. Leisewitz.

Lucas: Franz L., katholischer Theologe, geb. 1530 zu Brügge (daher gewöhnlich Franciscus Lucas Brugensis genannt), † am 19. Febr. 1619 zu Saint Omer. Er machte seine Studien zu Löwen, wo der Jesuit Johann Wilhelmi aus Harlem (Joannes Guilelmius Harlemius) sein Lehrer in den orientalischen Sprachen war, und wurde dort Licentiat der Theologie. Später (jedenfalls schon 1579) war er Canonicus, seit 1602 Decan des Capitels zu Saint Omer. L. ist unter den katholischen Theologen seiner Zeit, welche sich mit biblischen Studien beschäftigten, einer der bedeutendsten und verdienstvollsten: mit tüchtigen theologischen verband er für die damalige Zeit ausgebreitete Sprachkenntnisse; besonderen Fleiß verwandte er auf die Kritik des griechischen Textes des Neuen Testamentes und des Textes der Vulgata. Seine exegetischen Arbeiten sind „Commentarius in quatuor evangelia“ mit einem „Tractatus de chaldaica S. Scripturae paraphrasi“, Antwerpen 1606 in 2 Foliobänden, und „Commentarii supplementum in Lucam et Joannem“, Antw. 1612 und 1616 in 2 Foliobänden. Das philologisch-kritische Element kommt darin mehr zur Geltung als bei den meisten seiner Zeitgenossen (s. Richard Simon, Hist. crit. des commentateurs ch. 42. Seine „Notae ad varias lectiones editionis graecae“ und „editionis latinae evangeliorum“ sind auch in dem 6. Bande der Londoner Polyglotte abgedruckt). — Im Auftrage der Löwener theologischen Facultät besorgte L. eine neue Ausgabe der Vulgata, die 1573 oder 74 erschien. Der Text derselben ist derselbe wie in der 1547 von J. Henten besorgten Ausgabe; aber in Randnoten sind Varianten aus Handschriften, Ausgaben und Citaten und Vergleichungen der Grundtexte und alter Uebersetzungen zusammengestellt. L. wollte dieser Ausgabe einen kritischen Commentar in einem besonderen Bande beifügen; derselbe erschien aber erst 1580 gleichzeitig mit einem zweiten Abdruck der Bibelausgabe in einem Quartbande unter dem Titel „Notationes in sacra Biblia quibus variantia discrepantibus exemplaribus loca summo studio discutiuntur“, dem Cardinal Wilhelm Sirleto gewidmet, auch Antw. 1583, Leipzig 1657 und in den Critici sacri VII, 916. P. de Lagarde (Die vier Evangelien arabisch 1864, S. XI) sagt: „Die allein brauchbare Originalausgabe von 1580 ist eins der seltensten und nützlichsten Bücher, die ich kenne, für die Kritik der lateinischen Bibelübersetzungen geradezu unentbehrlich.“ — Nach dem Erscheinen der officiellen römischen Ausgabe der Vulgata von 1592 veröffentlichte L. auch zu dieser kritische Anmerkungen, zunächst „Romanae correctionis in latinis Bibliis editionis vulgatae jussu Sixti V. recognitis loca insigniora observata“ (Antw. 1601 und oft), dann „Libellus alter continens alias lectionum varietates in eisdem Bibliis latinis ex vetustis manuscriptis exemplaribus collectas, quibus possit perfectior reddi feliciter coepta correctio, si accedat Summi Pontificis auctoritas, observatore et collectore eodem Fr. Luca“, Antw. 1617 mit dem vorhergehenden zusammen (beide abgedruckt in der Ausgabe der Vulgata von J. B. du Hamel, Venedig 1779). Endlich besorgte L. eine neue, namentlich mit Rücksicht auf die römische Vulgata-Ausgabe corrigirte Ausgabe der Concordanz zur Vulgata, Antwerpen 1617, welche Hubert Phalesius, Benedictiner zu Afflighem, 1642 nochmals revidirte und welche seitdem oftmals gedruckt worden ist. — Von den exegetischen und kritischen Arbeiten von L. ist 1712 zu Leyden eine Gesammtausgabe in 5 Foliobänden erschienen. Foppens erwähnt unter seinen Schriften noch eine „Instructio confessariorum“, Predigten u. dgl.

Foppens, Bibl. Belg. I, 299. Hurter, Nomenclator I, 353. Reusch.

Lucchesini: Girolamo L., geb. am 7. Mai 1751 zu Lucca als ältester Sohn des Marquis Franz L. und seiner Gemahlin Maria Catharina, siedelte 1761 mit den Eltern nach Modena über, wo er sich unter den Schülern des adelichen Gymnasiums durch natürliche Anlagen und litterarische Fähigkeiten

auszeichnete. Zu seinen damaligen Jugendfreunden gehörte der spätere Vicepräsident der italienischen Republik Melzi. Nach dem Tode des Vaters in seine Heimath zurückgekehrt, begann er im J. 1779 eine Reise nach Frankreich und Deutschland, die ihn über Wien und Dresden nach Berlin führte. Von Karl v. Grothaus, der ihn in Dresden kennen gelernt hatte, und, wie es heißt, von d'Alembert warm empfohlen, fand er bei Friedrich dem Großen die freundlichste Aufnahme und wurde am 9. Mai 1780 zum Kammerherrn ernannt. Er vermittelte den litterarischen Verkehr Friedrichs namentlich mit den Gelehrten Italiens, wie er u. a. die Berufung des Abbé Denina veranlaßte, und gehörte zu der täglichen Tischgesellschaft des Königs, der an seinen umfassenden Kenntnissen und an seiner lebhaften und gediegenen Unterhaltung Gefallen fand. Zu Anfang des J. 1786 vermählte sich L. mit Charlotte v. Tarrach, einer jüngeren Schwester der Gräfin Pinto, die nach dem Tode ihres ersten Gatten im J. 1793 den Obersten Bischoffswerder heirathete. Bedeutender als unter Friedrich dem Großen, der ihn nur bei seinen litterarischen Arbeiten verwendet hatte, wurde die Stellung Lucchesini's unter König Friedrich Wilhelm II., der seine Begabung für die Diplomatie erkannte und gebrauchte. Noch im J. 1786 wurde L. zu jenen diplomatischen Verhandlungen herangezogen, die unter der Leitung des Herzogs Karl August von Weimar die Befestigung des Fürstenbundes zum Zwecke hatten. Es wurde dabei der Gedanke gefaßt, sich der Theilnahme von Mainz auch über den augenblicklich regierenden Kurfürst-Erzbischof Karl Friedrich hinaus zu versichern und zu diesem Zwecke in der Person Dienheim's einen zuverlässigen Coadjutor zu erwählen. Dazu aber bedurfte man der Zustimmung des römischen Stuhles, mit dem der Erzbischof von Mainz infolge der Emser Beschlüsse zerfallen war. Um diese Streitigkeiten auszugleichen und das Breve eligibilitatis für den Coadjutor zu erlangen, wurde beschlossen, den Marquis L. nach Rom zu senden. Im Februar 1787 verließ er Berlin und begab sich über Weimar und Mainz nach Rom, wo seine Unterhandlungen im April und Mai den glücklichsten Erfolg hatten. Gegen das Versprechen, dem Fürstenbunde treu zu bleiben und die kirchlichen Verhältnisse in Deutschland, ohne Rücksicht auf die Verabredungen in Ems, im statu quo ante zu erhalten, empfing der Kurfürst von Mainz das Breve für den an Stelle Dienheim's gewählten Dalberg. Nach einem längeren Aufenthalte in Italien, wobei er auch mit dem französischen und spanischen Gesandten in Rom (Bernis und Azara) über die Gründung eines Bundes der italienischen Staaten nach Art des deutschen Fürstenbundes unterhandelte, kehrte L. im Frühjahr 1788 wieder über Mainz und Weimar nach Berlin zurück. König Friedrich Wilhelm II., der mit der diplomatischen Thätigkeit Lucchesini's außerordentlich zufrieden war und von seinem Scharfblick wie von seiner Gewandtheit die höchste Meinung hatte, ernannte ihn im September 1788 zum Gesandten in Petersburg, mit dem Auftrage, sich zunächst in Warschau, wo gerade der Reichstag beisammen war, über die Lage der Dinge in Polen zu unterrichten. Am 8. October in Warschau angelangt, entwickelte L. hier bald eine so erfolgreiche Thätigkeit, indem er den russischen Einfluß in Polen durch den preußischen mehr und mehr verdrängte, daß man in Berlin von seiner Sendung nach Petersburg Abstand nahm und ihn am 12. April 1789 bei dem König und der Republik Polen als preußischen Vertreter beglaubigte. Seine Stellung und seine Aufgabe waren, wie das der infolge der widerspruchsvollen Pläne Hertzberg's eigenthümlich unsichere und schwankende Charakter der preußischen Politik in Polen mit sich brachte, überaus schwierig und nicht ohne Zweideutigkeit. Er sollte zugleich Rußland schonen und die Polen für Preußen gewinnen, eine Allianz mit ihnen schließen und sie zu Abtretungen bestimmen, ihre Hülfe für den Fall eines Krieges mit

Rußland und Oesterreich sichern und doch weder ihre Regierung noch ihre Armee zu Festigkeit und Bedeutung gelangen lassen. Seine geschmeidige Natur zeigte sich dieser Aufgabe gewachsen, und wenn er nicht alles erreichte, was man erreichen wollte, so war jedenfalls durch ihn der Einfluß Preußens in Warschau damals größer als je vorher oder nachher. Dabei wurde er wiederholt von Warschau abberufen, um bei entscheidenden Wendungen der preußischen Politik seinen Rath zu geben. Im August 1789 lud ihn Friedrich Wilhelm zu sich nach Schlesien, wo die Hinausschiebung der diplomatischen Action gegen die Kaiserhöfe auf das Jahr 1790 beschlossen wurde. Im Januar 1790 ging L. in außerordentlicher Mission nach Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zum festen Anschluß an Preußen gegen Oesterreich zu vermögen. Am 29. März 1790 gelang es ihm, nach langwierigen Verhandlungen, deren Ergebniß den preußischen Wünschen nicht völlig entsprach, den Allianzvertrag mit Polen zum Abschluß zu bringen. Im Juli 1790 nach Schlesien berufen, wo die Verhandlungen mit Oesterreich unter Hertzberg's Leitung zu keinem Ende zu kommen schienen, bestärkte er den König in der Abwendung von den Hertzberg'schen Plänen und in der Forderung der Herstellung des Zustandes vor dem Kriege mit den Türken, wozu sich Oesterreich in den Reichenbacher Declarationen bequemte. Hertzberg selbst hat die wachsende Abneigung des Königs gegen sein politisches System immer dem Eingreifen Lucchesini's zugeschrieben, der in der That seit dieser Zeit im Vertrauen des Königs höher stand als der Minister selbst. Aus seiner Feder stammten die Denkschriften und Instructionen, welche, der Kenntniß des Grafen Hertzberg meist entzogen, für die neue Richtung der Politik Preußens gegenüber den Streitigkeiten Oesterreich-Rußlands mit der Türkei maßgebend wurden. Nachdem er im August auf kurze Zeit nach Warschau zurückgekehrt war, begab sich L. im September über Wien nach Sistowa, wo die Vertreter Preußens, Englands und Hollands mit den Vertretern Oesterreichs und der Türkei sich zusammenfanden, um den endgiltigen Frieden zwischen den letzteren beiden Mächten zu vermitteln. Nach dem Zeugnisse des österreichischen Bevollmächtigten ist es L. gewesen, der sich bei diesen Verhandlungen vor allen durch Geschicklichkeit und Thätigkeit auszeichnete. „Er hat die Türken und die Vermittler alle unterjocht", schreibt Graf Herbert, „er ist die bewegende Kraft von allem, was hier geschieht". Herbert rühmt an ihm außerordentliche Beweglichkeit, umfassende Kenntnisse in allen Dingen und besonders in der Diplomatie, einen geschmeidigen Geist und gefälliges Wesen; aber er tadelt zugleich den zu großen Hang zur Intrigue, der ihm so häufig vorgeworfen ist, und bezeichnet ihn als den schlimmsten Feind des Hauses Oesterreich unter den preußischen Staatsmännern. (Vgl. Berichte Herbert's im Haus-, Hof- und Staatsarchiv zu Wien.) Infolge der Forderung Oesterreichs, daß den Friedensbedingungen nicht der status quo, wie er vor dem Kriege war, sondern wie er hätte sein sollen, zu Grunde gelegt werden müsse, dauerte es bis zum 4. August 1791, ehe der Friede zwischen Oesterreich und der Türkei unterzeichnet werden konnte. Nach einem Aufenthalt in Wien, der zu vertraulichen Besprechungen mit Kaunitz über die französischen Angelegenheiten Anlaß gab, ging L. über Berlin, wohin ihn der König berufen hatte, um ihm seine besondere Zufriedenheit auszudrücken, auf seinen Gesandtschaftsposten in Warschau zurück (December 1791). Die Wendung in der Politik des preußischen Staats, der von dem Gegensatz gegen die Kaiserhöfe zu einer Verständigung mit denselben überging, erschwerte jetzt die Stellung Lucchesini's in Warschau ungemein. Wenn er früher den Eifer der Polen gegen Rußland anzufeuern hatte, so fiel ihm jetzt die Aufgabe zu, zurückhaltend und mäßigend zu wirken und namentlich die von den Polen aus dem Allianztractat mit Preußen hergeleiteten Ansprüche auf Unterstützung zurückzu-

weisen. Bei diesen Schwierigkeiten, die durch den Einmarsch der Russen im Sommer 1792 noch gesteigert wurden, kam es ihm sehr erwünscht, als er im August die Aufforderung König Friedrich Wilhelms erhielt, ihm zur Führung der diplomatischen Verhandlungen in den Feldzug nach Frankreich zu folgen. Es waltete dabei zugleich die Absicht vor, den Marquis nach der Einnahme von Paris, an der man nicht zweifelte, und nach Herstellung der Autorität des Königs zum Vertreter Preußens in Frankreich zu ernennen. Ueber Berlin, Leipzig, Frankfurt und Trier in der Nähe der verbündeten Heere angelangt, wurde er vom König am 25. September in das Hauptquartier nach Hans berufen und mit der Leitung der nach der Kanonade bei Valmy von den Franzosen angeknüpften diplomatischen Verhandlungen beauftragt. Wiewol dem Kriege gegen Frankreich ebenso wie der Allianz mit Oesterreich innerlich abgeneigt, zeigte L. bei diesen Besprechungen doch den französischen Bevollmächtigten (Kellermann) und geheimen Emissären die größte Zurückhaltung und den Oesterreichern um so mehr Vertrauen und Bundestreue, als er schon damals für den Posten in Wien in Aussicht genommen war. Bei dem fortgesetzten Rückzuge der preußischen Armee blieb L. im Gefolge des Königs, indem er alle einlaufenden Sachen, mit Ausnahme der militärischen, bearbeitete und dem König vorlegte, die Immediatcorrespondenz mit den preußischen Gesandten und dem Cabinetsministerium in Berlin leitete und die Verhandlungen mit den Bevollmächtigten der befreundeten Mächte Oesterreich und England führte. Im November 1792 war er in Gießen bei dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt, dessen Truppen er für den Feldzug gegen Frankreich in Bewegung setzte. Im December ist er vor Frankfurt a./M.; nach der Wiedereinnahme dieser Stadt, für die er sehr thätig war, blieb er dort bis zum März 1793, wo er dem König wieder ins Feld folgte. Seine hauptsächlichste diplomatische Aufgabe bildeten jetzt die Verhandlungen mit Oesterreich, welche infolge der zweiten Theilung Polens, die ohne Oesterreich nur zwischen Rußland und Preußen vereinbart war, und der hierauf von dem neuen österreichischen Minister Thugut erhobenen Forderungen große Schwierigkeiten darboten. Bei den Unterhandlungen hierüber, zu denen von österreichischer Seite erst Prinz Reuß, dann besonders Graf Lehrbach verwendet wurden, vertrat L. mit Geschick das ausschließlich preußische Interesse, indem er mit Entschiedenheit den Gesichtspunkt festhielt, daß Preußen für seine Theilnahme an dem Kriege gegen Frankreich, bei der seine Leistungen über die Stipulationen der Verträge weit hinausgingen, besondere Entschädigungen vor Oesterreich beanspruchen dürfe. Der König bewies ihm dabei wiederholt seine höchste Zufriedenheit. „Mein L.“, schreibt der König einmal nach Berlin, „der mit Lehrbach beständig conferiren muß, thut mir gute Dienste“. König Friedrich Wilhelm behielt ihn auch bei sich, als er im Herbst 1793 das preußische Heer am Rhein verließ und die neuen polnischen Erwerbungen bereiste. Am 20. November 1793 ernannte er ihn zu seinem Gesandten in Wien und vier Tage später zum „wirklichen geheimen Staats- und Kriegsminister“, wie es in der Bestallung heißt, „in Betracht seiner ausgebreiteten Kenntnisse und Einsichten, seiner ausgezeichneten Verdienste um Unsern Staat und der bei ihm verspürten unverbrüchlichen Treue und Devotion gegen Uns und Unser Königliches Haus“. Anfang December 1793 begann L. seine gesandtschaftliche Thätigkeit in Wien, hauptsächlich um für Preußen die finanzielle Beihülfe Oesterreichs zur Fortsetzung des Krieges am Rhein zu gewinnen, Bemühungen, die bei dem Gegensatz der preußischen und österreichischen Interessen nothwendig erfolglos blieben. Im Mai 1794 nach Posen zum König berufen, der sich selbst an die Spitze des gegen die Polen bestimmten Heeres gestellt hatte, blieb er dem König während der ganzen Dauer des Feldzugs in derselben Weise

zur Seite, wie in den vorhergehenden Jahren bei den Kämpfen gegen Frankreich. Er wirkte dabei unablässig darauf hin, daß der Krieg in Polen mit aller Entschiedenheit geführt werde, damit bei der endlichen Auflösung der Republik, Preußen, im Besitz von Krakau und Warschau, das entscheidende Wort zu sprechen habe, und suchte aus demselben Grunde den König von der Führung des Krieges am Rhein zurückzuhalten, wo nach seiner Ansicht das preußische Interesse weniger in Frage kam, als an der Weichsel. Nach der unglücklichen Wendung des polnischen Feldzuges und der Rückkehr des Königs nach Berlin, ging auch L. im September 1794 wieder nach Wien, wo er bis zum J. 1797 verblieb. Er verkehrte hier viel mit polnischen Emigranten, mit der Familie Zichy, und mit den italienischen Diplomaten, besonders mit dem Vertreter Sardiniens, Castell'alfer. Dagegen gelang es ihm nicht, sich zu dem leitenden Minister Thugut in ein gutes Verhältniß zu setzen. Seine ungünstigen Urtheile über die österreichische Politik, die nicht verborgen blieben, seine rücksichtslose Vertretung der preußischen Interessen, wie er sie im Gegensatz zu Oesterreich auffaßte, erregten vielen Anstoß und veranlaßten schon im J. 1795 das österreichische Cabinet, den Wunsch nach seiner Abberufung auszusprechen. König Friedrich Wilhelm II., der ihn für den besten seiner Diplomaten hielt, ohne doch seinem Charakter volles Vertrauen zu schenken, ging darauf nicht ein, besonders da auch die Gräfin Lichtenau, die bei ihrer Reise nach Italien in Wien mit L. viel verkehrt hatte, sich sehr günstig für ihn äußerte. Eine Reise Lucchesini's nach Italien, bei der er am 23. Februar 1797 in Bologna mit Napoleon zusammentraf, erweckte von neuem die größte Unzufriedenheit in Wien. Man forderte jetzt, wie man sagte, „wegen seines eingewurzelten Hasses gegen das Erzhaus", mit aller Bestimmtheit seine Abberufung, die denn auch nach einigem Zögern zugestanden wurde (April 1797). In den nächsten Jahren lebte L. theils in Italien, wo er noch Güter besaß, theils in Meseritz, der früheren Starostei des Fürsten Jablonowski, die ihm Friedrich Wilhelm II. auf Antrag von Hoym im J. 1796 verliehen hatte. Dem neuen König Friedrich Wilhelm III. machte er im März 1798 seine Aufwartung und fand die freundlichste Aufnahme; schon damals war von seiner Ernennung zum Gesandten in Paris die Rede. Als dann im October 1800 die Regelung der territorialen Verhältnisse des Deutschen Reiches, über welche bereits zwischen Frankreich und Oesterreich verhandelt wurde, die Vertretung der preußischen Interessen durch einen besonders thätigen und gewandten Diplomaten nöthig machte, sandte König Friedrich Wilhelm III. auf Vorschlag des Grafen Haugwitz den Marquis L. zunächst in außerordentlicher Mission nach Paris. Von Talleyrand, mit dem er immer in freundschaftlichem Verkehre blieb, gut aufgenommen, erregte er jedoch bald den Unwillen des ersten Consuls. Napoleon warf ihm vor, daß er zu viel in den oppositionellen Kreisen von Paris, namentlich bei Frau v. Staël, verkehre, daß er mit England geheime Verbindungen unterhalte und sich zu viel und zu eifrig in die italienischen Verhältnisse einmische. In Wirklichkeit mochte er sich hauptsächlich durch die ungünstigen Urtheile verletzt fühlen, die er in den intercipirten Berichten Lucchesini's über sich lesen konnte. In der That blieb dem scharfblickenden Italiener der treulose und gewaltthätige Charakter Napoleons und seiner Politik auch in der Zeit nicht verborgen, wo Napoleon, wie in den Jahren 1800 und 1801, anscheinend eine Politik des Friedens befolgte. Wiederholt wurde noch im Laufe des J. 1801 die Zurückberufung Lucchesini's angeregt, jedoch von preußischer Seite bei dem Mangel thatsächlicher Beschwerdepunkte abgelehnt. Nachdem es dann L. gelungen war, trotz aller entgegenstehenden sachlichen und persönlichen Schwierigkeiten am 23. Mai 1802 den Vertrag über die Entschädigung Preußens glücklich zum Abschluß zu bringen, ließ Napoleon den

Widerspruch gegen ihn fallen und nahm seine Beglaubigung als ständiger Vertreter Preußens entgegen (23. September 1802). Trotz seiner Abneigung gegen Napoleon, dessen Charakter und Politik er in seinen Berichten allezeit gleich scharf verurtheilt, war L. im übrigen für eine nähere Verbindung Preußens mit Frankreich und es lag nicht an seinem Eifer, wenn die hierüber im Winter von 1803 auf 1804 gepflogenen Unterhandlungen scheiterten. Im Sommer 1805 folgte er dem Kaiser Napoleon nach Italien und überreichte ihm zu Mailand in feierlicher Audienz den schwarzen Adlerorden (12. Mai). Von Italien aus kehrte er über Baireuth, wo er in vertrautem Umgang mit dem König, der Königin, Hardenberg und Lombard längere Zeit verweilte, erst im Juli wieder nach Paris zurück. Bei den Verhandlungen über eine Allianz zwischen Preußen und Frankreich, die im August 1805 begonnen, zu den Verträgen von Schönbrunn und Paris führten, war L. an sich wenig betheiligt. Doch brachte er selbst auf Wunsch des Grafen Haugwitz den letzteren Tractat im Februar 1806 von Paris nach Berlin, um die Ratificirung zu beschleunigen. In den Berathungen, die hierüber in Berlin stattfanden, sprach er sich für Annahme des Vertrages aus, und es bezeichnet seine Gesinnung, daß er nach erfolgter Ratification an seine in Paris zurückgebliebene Gattin schrieb: „Sage Talleyrand, Seine Kaiserliche Majestät werde sehen, daß ich ein besserer Franzose bin als er denkt" (25. Februar). Seine Vorliebe für die Allianz Preußens mit Frankreich hinderte ihn jedoch auch im J. 1806 nicht, mit Aufmerksamkeit der immer weiter greifenden Ausdehnung der französischen Macht zu folgen und seine Regierung rechtzeitig vor den drohenden Plänen Napoleons zu warnen. Es waren hauptsächlich seine Berichte über die Entwürfe Napoleons gegen Hannover und über die Absichten Murat's auf die preußischen Besitzungen in Westfalen, welche im August 1806 in Berlin den Entschluß zur Mobilisirung und in Folge derselben den Ausbruch des Krieges hervorriefen. L. selbst mußte bereits am 14. September Paris verlassen, da Napoleon, dem ein Schreiben an Haugwitz voll mißtrauischer Aeußerungen über ihn in die Hände gefallen war, nachdrücklich Beschwerde gegen L. erhoben hatte. In Naumburg traf er mit dem König und Haugwitz zusammen, die ihn veranlaßten, bei der Armee zu bleiben. Nach der Niederlage von Jena und Auerstädt, während deren er in Frankenhausen verweilte, floh er über Nordhausen und Wernigerode nach Magdeburg, wo der König ihn mit einer Sendung an Napoleon zur Einleitung von Friedensverhandlungen beauftragte (18. October). Nach einigen vorläufigen Besprechungen mit Duroc in Wittenberg (22. und 23. October) folgte er auf Befehl Napoleons dem französischen Hauptquartier nach Charlottenburg, wo er am 30. October mit dem ihm beigegebenen General Zastrow den Vertrag über einen Präliminarfrieden unterzeichnete, der jedoch von Napoleon verworfen wurde. Neue Verhandlungen mit Talleyrand führten dann zum Abschluß eines Waffenstillstandsvertrages (Charlottenburg, 16. November), der jetzt von preußischer Seite als unannehmbar nicht ratificirt wurde. In Folge des Abbruchs der Verhandlungen verließ L. am 2. December Berlin und traf über Posen und Thorn am 14. in Königsberg ein. Hier empfing er die Andeutung, daß der König seiner Dienste nicht weiter bedürfe, sodaß er sich entschloß, am 3. Januar 1807 Königsberg zu verlassen, und über Wien nach Italien reiste. Im September 1807 mit einer Pension von 1000 Thlrn. definitiv aus dem preußischen Staatsdienst ausgeschieden, wurde er Oberhofmeister bei Elisa Bacciochi erst in Lucca, dann in Florenz; im J. 1810 scheint er die Herzogin nach Paris begleitet zu haben. Nach dem Sturze Napoleons beschäftigte er sich vorwiegend mit litterarischen Arbeiten. In der Akademie von Lucca hielt er Vorlesungen über einzelne Abschnitte der Geschichte Friedrichs des Großen, die auch in den Abhand-

lungen der Akademie gedruckt erschienen. Außerdem veröffentlichte er eine „Geschichte der Ursachen und Wirkungen des Rheinbundes", ein Buch ohne erheblichen Werth, da fast nur gedrucktes Material benutzt ist. Eine Geschichte des Congresses von Sistowa wurde nicht vollendet. In Berlin scheint er nicht wieder gewesen zu sein; doch blieb er mit der Akademie der Wissenschaften in Verbindung, und hat auch dem König Friedrich Wilhelm III., mit dem er schon vorher Briefe gewechselt hatte, bei dessen Reise nach Italien seine Aufwartung machen dürfen (1822). Sein Tod erfolgte am 20. October 1825. — Von seinen Söhnen starb der zweite, Moritz, im Jünglingsalter, der älteste, Franz (geb. 1786) trat in preußische Dienste, war Secretär bei einigen Gesandtschaften und schließlich Kammerherr des Prinzen Karl von Preußen.

Ueber die diplomatische Thätigkeit Lucchesini's findet sich reiches Material in den Werken von Häusser, Sybel, Ranke (Hardenberg), Hüffer, Bailleu (Preußen u. Frankreich, II.) u. A. Biographisches gibt die Abhandlung von H. Hüffer, Zwei neue Quellen zur Geschichte Friedrich Wilhelms III. Acten der Staatsarchive zu Berlin und Wien. Bailleu.

Luce: Johannes L. (Lucae), Buchdrucker zu Lüneburg im letzten Zehntel des 15. Jahrhunderts. Seine persönlichen Verhältnisse sind durchaus unbekannt, auch kennen wir weder sein Geburts- noch sein Todesjahr. Da man bis jetzt nur zwei Werke, beide aus dem J. 1493 und in klein Octav kennt, die seinen Namen tragen, so ist der Meinung älterer wie jüngerer Bibliographen beizupflichten, daß andere seiner Drucke eine Beschreibung noch nicht gefunden haben oder unter den zahlreichen anonymen Erzeugnissen jener Zeit sich befinden, um so mehr, als damals auch schon ein Buchhändler in Lüneburg lebte. Das erste Buch ist: „Th. de Kempis de imitatione Christi . . .", am Ende: „Luneborch impressus per me Johannem Luce . . . 1493. 22. die Mens. May.". Das zweite, in einem unvollständigen Exemplar auf der Hamburger Stadtbibliothek befindliche und Panzer unbekannt gebliebene, führt den Titel: „Speculum Rosariorum Jhesu et Marie . . ." und ist mit den Typen des vorigen gedruckt: Titel- und Schlußblatt des ersteren hat Grotefend a. a. O. auf Taf. I in einer genauen Nachbildung veranschaulicht. Am Schlusse des 15. oder Anfang des 16. Jahrhunderts erschien ein anonymer Druck: „Promptuarium in officio Missarum . . sec. vit. Verdensis", an dessen Schlusse die Angabe steht: „Reperiuntur venalia apud Johannem Heyst bibliopolam in Luneborck". Dieses Erzeugniß stammt jedoch schwerlich aus der Presse unseres L., weil es mit einer weit längeren Schrift als die beiden vorigen gedruckt ist. Was aber den Buchhändler Heyst betrifft, so liegt (Bd. XII, 503) die Wahrscheinlichkeit nahe, daß dieser, um jene Zeit spurlos verschwunden, ein Bruder des Speyerer Druckers Konrad Heyst gewesen sei; daß dieser letztere selbst aber, wie Kirchhoff, Geschichte d. d. Buchhandels I, 136 anzunehmen geneigt ist, identisch sei mit „Conrad Heysch", welcher 1519 zu Basel als Verleger eines von Adam Petri daselbst gedruckten Werkes vorkommt, läßt sich auf keine Weise begründen. Die Stadt Lüneburg war unter allen hannöverischen und braunschweigischen Städten die einzige, welche zwar schon im Jahrhundert der Erfindung selbst eine Druckerei besaß, aber durch das ganze 16. Jahrhundert hindurch genöthigt war, ihre größeren und kleineren Schriften in Hamburg, Rostock, Lübeck, Wittenberg, Frankfurt a. d. O. oder andern Orten drucken zu lassen. Erst 1611 entstand die ansehnliche Buchdruckerei und Buchhandlung der Familie Stern (vgl. d. Art.), welche bis 1835 in der nämlichen Familie verblieb und noch 1840 durch Factoren verwaltet wurde.

Braunschw. Anz. 1753. S. 2072. Hannöver. Magazin 1761. St. 2. Meusel, Litt. Magazin III, 267. Panzer, A. t. I, 560. Neues vaterl. Archiv 1827, 394. Grotefend, Gesch. d. Buchdr. in Hannover. J. Franck.

Lucius: Christiane Caroline L., die Freundin und „Babet“ Gellert's, geb. zu Dresden am 7. Decbr. 1739, Tochter eines geh. Cabinetsregistrators. Im Herbste 1760 begann das gebildete kluge Mädchen eine Correspondenz mit dem vielgeliebten Gellert. „Demoiselle Lucius“ erwarb sich rasch das Ansehen einer Musterbriefstellerin, die selbst von hochstehenden Verehrern Gellert's gern aufgesucht wurde. Der Briefwechsel reicht bis in Gellert's Todesjahr. Sächsische Redseligkeit ermüdet, die bewußten paradigmatischen Uebungen stören. Eine Antwort ist oft nur ein wortreiches Lob des empfangenen Briefs. Gellert giebt ihr „Gelegenheit zu so viel guten Briefen“, sie schreibt ihm die seinigen sauber ab, er wünscht den Druck der gesammten Correspondenz, der jedoch erst 1823, noch bei Lebzeiten der Schreiberin, durch F. A. Ebert erfolgte, nachdem die Mittheilungen im 9. Band der Werke nicht genügten. Demoiselle L. und Gellert unterhalten sich meist über sehr uninteressante Dinge. Sie kann über bedeutendere Fragen, wie über Wieland's Ausfall gegen Uz, ganz gescheit reden und dem grämlichen Feind des Rousseau'schen Emil (S. 157 ff.) hübsch erwidern. Auch ihre Moralreden, z. B. über Gellert's Lustspiele (S. 457), sind nicht altjüngferlich. 1761 schlug Gellert ihr — sie sahen sich erst 1765 und 1767 — eine Heirath mit dem Cantor der Thomasschule Doles vor. Sie lehnte ab. Sie mag auch später keine Convenienzheirath schließen (S. 450). 1767 verlobte sie sich mit ihrem Jugendfreund Seydel; dies Verhältniß ward 1769 gelöst. Erst nach Gellert's Tod, am 6. Octbr. 1774 heirathete sie den Pastor Gottlieb Schlegel in Burgwerben bei Weißenfels. Am 21. Jan. 1813 verwittwet, zog sie 1814 wieder nach Dresden, wo sie um 1825 verstarb.

Sie hat aus dem Englischen und Französischen übersetzt. Anhängerin der Dramen von Beaumarchais und Falbaire (S. 537), gestaltete sie eine Weihnachten 1777 in Dresden geschehene Mordthat — ein Mädchen und ihr verehelichter Galan hatten sich die Kehle durchschnitten (vgl. Weiße an Uz 2. April 1778) — zu einem höchst ungeschickten und zimperlich abschwächenden fünfactigen Trauerspiel „Düval und Charmille“, das Chr. F. Weiße zur Ostermesse 1778 herausgab. Erich Schmidt.

Lucius: Jakob L., Buchdrucker zu Wittenberg, Rostock und Helmstädt, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Seiner Heimath nach ein Siebenbürger, hatte er sich zuerst und zwar gegen das J. 1556 als Buchdrucker und Formschneider in Wittenberg niedergelassen, wo er in Lufft's Offizin thätig war und u. a. auch (Passavant, Peintre-Graveur IV, 337) für dessen Bibel 1572 mehrere Holzschnitte fertigte. Nach Geßner I, 104 hatte auch der spätere Buchdrucker Nikolaus Nehrlich zu Leipzig (vgl. d. Art.) beide Künste von ihm gelernt. Man hat noch (Heller, Geschichte der Holzschneidekunst S. 134 und dessen Cranach S. 397) einen kleinen hübschen Holzschnitt: Joseph und Potiphars Frau vorstellend, welcher das Zeichen I. L. C. T. trägt und das vermuthlich als Jacobus L. Cibinio-Transilvanus zu deuten ist; seine Geburtsstadt wäre sonach entweder Hermannstadt (Cibinium) oder auch Kronstadt (Corona). In Wittenberg gab er u. a. 1564 den großen und kleinen Katechismus nebst anderen Schriften Luthers in Folio heraus (Wat Plattdüdsches, Götting. 1752. S. 25) zog aber schon 1564 nach Rostock und übernahm dort die neu errichtete Universitätsbuchdruckerei, wie es scheint, mit sehr geringen Mitteln, indem der herzogliche Secretär Simon Leupold (dessen eingehende Biographie von Lisch in dessen Jahrb. f. mecklenb. Geschichte Bd. V, 135—164) die Papierlieferung für ihn besorgte und den Verlag seiner Drucke erhielt. In dieser Stadt veröffentlichte er u. a. 1566 als Jacobus L. Transylvanus die „Epithalamia in honor. nupt. M. Simonis Leopoldi“ (der eben erwähnte S. Leupold). Nachdem aber 1576 zu Helmstädt eine Universität gegründet worden war, wurde

unter anderen auch darauf gesehen, einen tüchtigen Buchdrucker dorthin zu ziehen und die Wahl fiel auf L., welcher 1579 die erste ordentliche Druckerei daselbst einrichtete, deren Umfang später noch mit Unterstützung des Buchhändlers Ludolf Brandes, nicht zu verwechseln (Bd. III, 249) mit dem Lübeckischen Buchdrucker Matth. Brandis und dem Magdeburgischen Mauritius Brandis (1491 bis 1504, nicht bis 1497) bedeutend erweitert wurde. Doch setzte er noch eine Zeitlang seine Arbeiten in Rostock fort, denn noch 1518 erschien eine niederdeutsche Bibel in 4⁰. Diese Bibel wird gewöhnlich die „Bibel der wendischen Städte“ genannt, weil derselben deren Wappen vorgesetzt und die Namen der Bürgermeister hinten angefügt sind (Göze, Niedersächs. Bibeln S. 364; D. v. Stade, Erläuterung d. vornehmst. Wörter S. 18—23). Dieses Bibelwerk ist in der Endschrift mit dem Zusatz versehen „Söuenbörger“. Sein erster Druck in Helmstädt war: „Historica narratio de introductione Univers. Juliae“ und 1581 ließ er ausgehen „Bünting's Itinerar. s. scripturae d. i. ein Reißbuch…“ Sein diesem Buche beigegebenes Insigne zeigt eine Göttin auf einem Postamente, in der Rechten eine Fackel, in der Linken ein Buch haltend, die Umschrift lautet: E Tenebris Lucet. Non Contra (unrichtig in Geßner's Buchdruckerk. IV, 154, der ihn auch „Johann“ nennt). Aber nicht nur als Drucker hatte sich L. einen Namen gemacht, sondern er zählt auch zu den geschickteren Formschneidern, die der sächsischen Schule angehören. Die wichtigsten seiner Holzschnitte, welche er, so lange er in Rostock lebte, verfertigte, sind beschrieben von Wiechmann-Kadow in Lisch's Jahrbüchern Bd. 23, 121—124 und verweist derselbe für seine anderweitigen Leistungen auf die Kunstschriftsteller Brulliot I, Nr. 1342, 2721, 3197a und II, 1570, 1708b; Nagler's Künstlerlex. III, 117 und XVIII, 281; Naumann's Archiv II, 251; R. Weigel's Kunst-Catalog Nr. 8521, 9948, 18335, 20118. Ein interessanter Beitrag für die Ausstattung seiner Officin, auch für die Braunschweigische Buchdruckerei im Allgemeinen findet sich in einem Schreiben des Braunschweigischen Rectors Nicodemus Frischlin (Bd. VIII, 98) vom 14. März 1598, vgl. Braunschweigische Anzeigen 1748, S. 905 ff. Zu den werthvollsten Erzeugnissen seiner Helmstädter Presse zählen zwei Drucke aus den Jahren 1587 und 1588: „Newe kurtzweilige Liedtlein, zu dreien Stimmen . . Durch Otth Sigfriden Harnisch, Musicum . . Helmstadii Excudebat Jacobus Lucius. Anno M.D.L.XXXVII“. 4⁰ (auch 1591. 4⁰) und „Das Erste Buch Newer Lustiger, vnd Hofflicher Weltlicher Lieder . . Thomae Mancini Megapolitani, Fürstlichen Braunschweigischen Capelmeisters. Tenor“. Helmstadt 1588. 4⁰; diesen zwei Drucken verdient noch angereiht zu werden: „Joannis Domanni Pro Westphalia Ad C. V. Justum Lipsium Apologeticus“, Helmstadii . . 1591. 4⁰, eine Schrift, wodurch jene des Lipsius „Quatuor de Westphalia Epistolae“, 1586, die er in einer „Anwandlung von Hypochondrie“ zur Schmähung Westphalens oder vielmehr Oldenburgs an verschiedene Gelehrte gerichtet hatte, widerlegt werden sollte. Im J. 1597 raffte die Pest, welche damals in Niedersachsen wüthete (Beitr. z. Hildesh. Geschichte III, 223) auch den L. und seine Hausfrau, von welcher er 13 Kinder hatte, hinweg, und die Officin übernahm ein Jahr später der bisher zu Hamburg als Buchdrucker ansässig gewesene Sohn Jakob L. der Jüngere. Dieser hatte die Kunst bei seinem Vater erlernt und war dann 1588 von dem Herzog Julius von Braunschweig zur Verwaltung einer von seinem Vorgänger Heinrich dem Jüngern zu Bremen erkauften kleinen Druckerei nach Braunschweig berufen worden. Als aber der Herzog durch L. einige Sprüche aus der h. Schrift drucken ließ, um die Wände damit zu zieren und die Braunschweigischen Bürger dies erfuhren, mußte der Drucker „bei Sonnenschein“ zur Stadt hinaus, weil die Bürger nicht zugeben wollten, daß der Herzog ohne ihre Erlaubniß eine Druckerei in die Stadt verlege. Nun ließ sich L. in

Hamburg nieder, arbeitete daselbst von 1595—1597 und ließ hier u. a. erscheinen: „Biblia Dat ys de gantze hillige Scrifft, Saßisch D. Mart. Luth. Hamborch dorch Jacobum Lucium den Jüngeren“, 1596. Fol. Nachdem er zu Helmstädt den 9. April 1616 mit Hinterlassung von fünf Kindern gestorben war, wurde die Officin unter der Firma „Erben Jacobi Lucii“ von dem Factor Henning Müller, dem Vater des späteren Helmstädtischen Buchdruckers gleichen Namens, verwaltet. Wie sehr aber diese Druckerei durch die Stürme des dreißigjährigen Krieges gesunken war, beweist ein Brief des nachherigen Abtes Georg Calixtus vom 18. Mai 1627, worin er erzählt, daß in Helmstädt nicht einmal ein Patent Tilly's gedruckt werden könne, weil weder ein Geselle noch Papier vorhanden war. Erst im J. 1634 erscheint wieder als alleiniger Besitzer des Geschäfts Jacobus L. der Dritte, und als dieser 1639 gestorben war, die „Erben Jacobi Lucii“ als Besitzer der Universitäts-Buchdruckerei, welche aber als solche nur in diesem Jahre auftreten. Die Officin gelangte schließlich 1640 durch Heirath einer Rebecca Lucia in die Hände des Sohnes des eben erwähnten Henning Müller, der denselben Vornamen führte (vgl. d. Art.). Ueber zwei andere akademische Buchdrucker „Lucius“: Ludwig L. zu Heidelberg um 1560 und Peter L. zu Rinteln ist Geßner's Buchdruckerkunst IV, 150 und 203 nachzulesen.

Vgl. Clessius, Elench. I, 11. 39. 192. 193. 200. 215. II, 15. 51. Ludwig, Gesch. d. Stadt Helmstädt, S. 97. Rehtmeyer, Braunschw.-Lüneb. Chronica S. 1066. H. Strube, Leichpredigt über J. L., 1616. Scheller, Bücherkunde S. 271. 293. 309. Lappenberg, Hamburg. Buchdruckergesch. S. XLVI und 123. Goedeke, Gr. I, 332. Weller, Ann. I, 350. II, 59. 60. 158. 570. Wiechmann, Mecklenburg. altniedersächs. Lit. II, 6. 103. 191. 192. Naumann, Archiv II, 131—32. 212. 251—52. J. Franck.

Lucius: Ludwig L. (Luz), protestantischer Theolog. Seine Geburtsstätte ist Basel, wo sein Vater Diaconus bei St. Peter war, und seine Geburtszeit der 9. Februar 1577. Anfänglich vom Vater selbst zu Basel, dann zu Mülhausen i. E., wohin derselbe als Prediger berufen worden war, in der lateinischen und griechischen Sprache unterrichtet, erhielt er später seine Gymnasialbildung in seiner Vaterstadt, wurde 1590 in die Zahl der akademischen Bürger aufgenommen und erlangte 1594 die philosophische Magisterwürde. Und von jetzt an mit den philosophischen auch die theologischen und philologischen Studien verbindend, machte er in kurzer Zeit in diesen wie in anderen Disciplinen solche Fortschritte, daß er nicht nur öfters von den Professoren der Theologie Joh. Jak. Grynaeus und Amandus Polanus in öffentlichen Disputationen zum Opponent und Defendent, ja zur Würde eines Präses ernannt wurde, sondern auch in Verhinderungsfällen die mathematischen Vorlesungen des Peter Ryssus und 1598 die hebräischen des Joh. Buxtorf mit ungetheiltem Beifall übernahm. Doch war und blieb die Theologie sein Hauptstudium und bald hatte er auch hierin einen solchen Ruf erlangt, daß ihn 1601 der Markgraf von Baden und Durlach, Ernst Friedrich, zum Diaconus der Kirche und Rector der Schulen zu Baden berief. In dieser Stellung wohnte er auch dem theologischen Colloquium bei, welches dieser Fürst zur Vertheidigung seines Glaubens in dieser Stadt angeordnet hatte. Nachdem derselbe aber 1604 gestorben war, siedelte L., mit seinen theologischen Amtsgenossen entlassen, zuerst nach dem benachbarten Weingarten, dann aber nach Heidelberg über, wo ihm das Amt eines Conrectors des „Gymnasii Ambergensis“ übertragen wurde. Im J. 1610 erhielt er einen Ruf als Rector nach St. Gallen, welchen er jedoch schließlich ausschlug, weil ihm bald darauf (1611) ein solcher des Rathes seiner Vaterstadt auf den akademischen Lehrstuhl der Logik folgte, den er dankbar annahm und

bis zu seinem Tode inne hatte. Bis dieser erfolgte, hatte er siebenmal das philosophische Decanat bekleidet und war auch 1634 nach dem Tode Buxtorf's zum Visitator des Gymnasiums zu Burg ernannt worden. Als ihn 1619 der Fürst von Anhalt nach Cöthen einlud, um daselbst bei der Einrichtung einer gelehrten Schule mit Rath und That beizustehen, hatte er bei dieser Gelegenheit auch der Nationalsynode zu Dordrecht beigewohnt. Mit Geist, Urtheil und Gedächtniß auf vorzügliche Weise begabt, hatte dieser Gelehrte einen großen Schatz in den alten Sprachen und besonders der hebräischen so wie vorzugsweise in der Kirchengeschichte sich erworben und der Name „Lucius" war es fast allein, der zu jener Zeit viele junge Leute nach Basel zog. Er starb, 66 Jahre alt, den 10. Juni 1642. Von seinen zahlreichen (36) philosophischen und theologischen, sämmtlich zu Basel erschienenen Schriften führen wir an: „Compendium Theologiae", 1598; „Virgilius c. not. variorum", 1613. Fol.; „Historie des Ordens der Jesuiter", 1626. 4°; „Novum Testamentum germanice redditum singulari artificio", 1628 und „Lexicon latino-graecum contractum", 1638. Auch den geistlichen Liederschatz bereicherte er mit seinem Liede „Mit deinem Wort, Herr Christ, wollst du bei uns verbleiben", welches sich nach der Vorrede seiner in das Lateinische übersetzten Jesuitengeschichte: „Historia Jesuitica", 1627 abgedruckt findet. Ueber sein Leben hinterließ er bis jetzt ungedruckte, in der Bibliothek zu Schaffhausen befindliche Aufzeichnungen.

Th. Zwinger, Orat. fun. in Lud. Luc., Basil. 1642. Freher, Theatr. vir. erudit. p. 1536—1537, wo auch p. 1533 sein Bildniß. Jöcher II, 2569. Wetzel, Analecta hymnica II, 299. Biographie Univers. XXV, 493—494. J. Franck.

Luck: Hans Philipp August v. L., preußischer General der Infanterie, der militärische Erzieher König Friedrich Wilhelms IV., am 26. März 1775 zu Müncheberg geboren, im Cadettencorps und in der École militaire erzogen, machte als Fähnrich im Infanterieregiment v. Knobelsdorff Nr. 27 den Rheinfeldzug von 1794 mit, kam dann nach Potsdam in Garnison, fungirte als Gouverneur an der École militaire und nahm am Kriege 1806/7 als Stabscapitän im Bataillon Pelet der niederschlesischen Füsilierbrigade theil. Nachdem er bereits während seines Aufenthaltes in Potsdam als stellvertretender Adjutant des Prinzen Heinrich, des Bruders König Friedrich Wilhelms III., mit der königlichen Familie in Berührung getreten war, wurde er im Februar 1810 zum Flügeladjutanten des Königs ernannt und im April 1811 an Stelle des erkrankten Militärgouverneurs des Kronprinzen, des Oberstlieutenants v. Gaudy, mit dessen Erziehung betraut, ein Verhältniß, welches, wegen Gaudy's mehrfach wiederkehrender Erkrankung, sich wiederholte und während der Feldzüge von 1813 und 1814 in das eines militärischen Begleiters überging. Mit dem Civilgouverneur, dem Staatsrath Ancillon, in vollster Uebereinstimmung wirkend, gelang es L., das auf ihn gesetzte Vertrauen in jeder Hinsicht glänzend zu rechtfertigen; der Dank und die Werthschätzung des königlichen Vaters, welche ihm in reichem Maße zu theil wurden, wie die bis an den Tod lebendig gebliebene Liebe und Verehrung des Sohnes, des Telemach — wie dieser sich nannte — für seinen Mentor bezeugen es. Im Feldzuge von 1815 befehligte er als Oberst die 11. Brigade im 3. Armeecorps unter General v. Thielmann, focht bei Ligny und Wavre, stand nach dem Kriege als Divisionscommandeur in Münster in Garnison, wo seine Persönlichkeit wesentlich dazu beitrug dem preußischen Staatswesen Sympathien in der neugewonnenen Provinz zu gewinnen, befand sich von 1834 bis 1844 als Generalinspecteur an der Spitze des Militär-Erziehungs- und Bildungswesens, war dann Präses der General-Ordens-Commission, verließ 1848 den

activen Dienst und starb am 8. Januar 1859 zu Potsdam, wo seines ehemaligen Zöglings Huld seinem Alter einen Ruhesitz angewiesen hatte.

Lebensbeschreibung auf Grund von L.'s eigenen Aufzeichnungen in dem von Dr. Martin Runkel herausgegebenen Preußischen Jahrbuche, 3. Jahrgang, Berlin 1863, vom Generalmajor Freiherrn v. Troschke. Poten.

Luck: Johann Philipp Wilhelm L., geb. den 28. August 1728 zu Erbach, ward im J. 1750 Pfarrer zu Götterbach, 1752 Stadtpfarrer zu Michelstadt, 1757 Assessor und 1759 Rath im Consistorium und dann 1791 auch Hofprediger. Er starb am 8. Novbr. 1791 zu Michelstadt. Mit dem Hofprediger J. C. Crantz hat er 1778 das gräflich Erbach'sche Kirchengesangbuch herausgegeben; im J. 1788 gab er sodann ein „Häusliches Andachtsbuch zum Gebrauche gemeiner Christen" heraus, in welches er auch 34 eigene, zum Theil schon 1756 erschienene Lieder aufnahm.

Meusel VIII, S. 379 ff., wo auch seine vielen Schriften genannt werden. Rotermund zum Jöcher, IV, Sp. 44. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., VI, S. 228 und 261. l. u.

Luck: Ludwig L. (Lucius), Buchdrucker zu Heidelberg in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dieser Typograph ist nicht sowol wegen der Erzeugnisse seiner Presse der Erwähnung werth als der höchst eigenthümlichen Censurverhältnisse halber, welche damals zwischen der Universität Heidelberg und ihren Druckern einer- und dem Landesherrn andererseits in Geltung waren. Von der Universität, welche zu jener Zeit in ihrer Blüthe stand und zu ihren Lehrern unter Anderem auch die reformirten Theologen Zacharias Ursinus und Kaspar Olevianus, beide die Verfasser des sogenannten Heidelberger Katechismus, zählte, war L. im Sommer 1561 in Pflicht genommen worden und bald darauf hatte ihm der Kurfürst Friedrich III. der Fromme (1559—1579) ein Manuscript des Phil. Melanchthon „De controversia coenae domini" zum Drucke übergeben, mit der Weisung, dasselbe innerhalb zwei Tagen herzustellen. Als Universitätsbuchdrucker und im eigentlichen Wortverstande ein homo der Anstalt, gerieth nun der Mann in die Klemme zwischen seinen Pflichten als Unterthan des Kurfürsten und als Buchdrucker der Hochschule, denn als eine der Bedingungen seines Dienstes war ihm von der letzteren auferlegt worden, durchaus nichts ohne Wissen und Zustimmung des Rectorats und der Universität zu drucken. In dieser Verlegenheit wendete er sich an den Rector „cupere scire se, quid facere hac in re et praestare debeat". Da beschloß der Senat unanimo consensu: „scriptum istud non esse permittendum". Der Kurfürst fügte sich, sendete aber die Schrift an den Grafen Georg von Erbach, seinen Vertrauten und Vorstand des geheimen Raths und erbat sich dessen Urtheil, allein auch dieser erklärte sich angesichts der Entscheidung der Universität gegen den Druck. Es hatte somit die protestantische Universität von einer Censur Gebrauch gemacht, die in nichts einer päpstlichen nachstand, indem sie nicht nur bei Allem, was Universitätsangehörige drucken ließen, sondern auch was (nach den Universitätsakten) überhaupt in Heidelberg unter die Presse kommen sollte, ihr Gutachten zur entscheidenden Bedingung voranstellte, selbst bis über die Grenze der Pflicht des Druckers gegen den Landesherrn. Die äußeren Lebensverhältnisse dieses Druckers sind unbekannt und weder die Universitätsakten noch irgend eine andere Quelle gibt hierüber Belehrung. Doch scheint es, daß er erst im J. 1561 nach Heidelberg gekommen sei. Von seinen Drucken zeichnen sich mehrere Schriften des Wilhelm Xylander vortheilhaft aus (vgl. d. Art.).

Acta academica in Rectoratu Caspari Agricolae. Tom. VIII. fol. 3. a. d. 23. Sept. Ullmann, Die vierte Säcularfeier d. Erf. d. Buchdruckerk. zu Heidelberg, S. 16. Erbach'sche Kirchen- und Reformationsgesch., S. 263 ff. J. Franck.

Lücke: Gottfried Christian Friedrich L., protestantischer Theolog des 19. Jahrhunderts, geb. am 24. August 1791 zu Egeln bei Magdeburg, † am 14. Februar 1855 zu Göttingen. — Nachdem er im Elternhaus eine treffliche Erziehung, auf dem Domgymnasium zu Magdeburg eine gründliche philologische und allgemeine Vorbildung erhalten, studirte er Theologie 1810—12 in Halle, 1812—13 in Göttingen, wo er mit einer Anzahl hervorragend begabter und strebsamer junger Männer, wie K. J. Bunsen, K. Lachmann, Chr. A. Brandis, H. Ritter, Klenze, Reck etc. einen anregenden, lebenslang dauernden Freundschaftsbund schloß. Nach vollendetem Studium wurde er 1813 Repetent in Göttingen, 1814 Dr. phil. in Halle, 1816 Licentiat der Theologie und Privatdocent in Berlin, wo er an der damals glücklich aufblühenden jungen Universität eine erfreuliche Lehrthätigkeit entfaltete und insbesondere mit Schleiermacher und de Wette in nähere Beziehung trat. Durch Vorlesungen und litterarische Leistungen (besonders seine neutestamentliche Hermeneutik 1816 und seine Mitarbeit an einer mit de Wette und Schleiermacher herausgegebenen theologischen Zeitschrift) machte er sich bald so bemerklich, daß er 1818 als ordentlicher Professor der evangelischen Theologie an die neugegründete Universität Bonn berufen wurde, wo er 1819 die theologische Doctorwürde erhielt und mit Henriette Müller aus Großbodungen einen beglückenden Ehebund schloß. Neun Jahre wirkte er an der jungen rheinischen Hochschule mit glücklichem Erfolg und in inniger Gemeinschaft mit seinen Collegen Augusti, Gieseler, Sack, Nitzsch etc.; seine Vorlesungen umfaßten besonders Exegese und Kirchengeschichte. So sehr er aber auch an Bonn und seinem preußischen Vaterland hing, so folgte er doch 1827, veranlaßt besonders durch den Wunsch an einer rein protestantischen Universität zu wirken, mit Freuden einem Ruf nach Göttingen, wo er als Nachfolger Stäudlin's und als dritter theologischer Professor neben seinen früheren Lehrern Pott und Planck zunächst die Fächer der Dogmatik und Moral zu vertreten, daneben aber auch seine exegetischen Vorlesungen fortzusetzen hatte. Mancherlei Vorurtheile standen ihm hier anfangs als einem vermeintlichen „Mystiker und Pietisten" entgegen; es gelang ihm bald durch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit und seine vielseitige Bildung, durch seine Humanität und Liebenswürdigkeit im geselligen Verkehr, durch seine ganze jugendfrische und charaktervolle Persönlichkeit die Liebe und Verehrung der akademischen Jugend wie seiner Collegen zu gewinnen. Vielen ist er, wie sie es später dankbar bezeugten, ein leuchtendes Vorbild, ein väterlicher Freund, ein Führer zum Glauben und zum inneren Frieden geworden. — Der Universität Göttingen gehörte dann auch Lücke's ganzes ferneres Leben und Wirken — trotz wiederholter lockender Berufungen nach Erlangen, Kiel, Halle, Tübingen, Jena, Leipzig; er fand dort, wo er seine schönsten Jugendjahre verlebt, auch seine bleibende Heimath für's Alter. An äußeren Zeichen der Anerkennung hat es ihm dann auch nicht gefehlt: er war 1830/31 im Jahre der „Göttinger Revolution" Prorector der Universität, wurde 1832 Consistorialrath, 1836 Mitglied der Prüfungscommission, 1839 ordentliches Mitglied des hannoverschen Consistoriums, 1843 Abt von Bursfelde, 1849 Mitglied des hannoverschen Staatsraths. Neben seiner akademischen Lehrthätigkeit, die neben Dogmatik und Moral auch Exegese, Einleitung ins Neue Testament, neuere Kirchengeschichte, theologische Encyklopädie, Apologetik, Polemik und kirchliche Statistik umfaßte, ging eine fruchtbare und erfolgreiche litterarische Thätigkeit her; sein Hauptwerk war seine „Erklärung der johanneischen Schriften", die in den Jahren 1820 bis 1856 in mehreren Abtheilungen und wiederholten Auflagen erschien und den Zeitgenossen als eine Art von Mustercommentar galt. Zum Gebrauch seiner Zuhörer arbeitete er einen „Grundriß der evangelischen Dogmatik" aus (Gött.

1843). Dazu kamen viele Gelegenheitsschriften, z. B. Programme über verschiedene theologische Fragen, eine Jubiläumsschrift über den Göttinger Kanzler J. L. v. Mosheim 1837, eine Gratulationsschrift an den Juristen Hugo über das Verhältniß von Theologie und Jurisprudenz, 1838, biographische Denkmale und Erinnerungsschriften für die beiden Planck, G. J. und H., 1831 und 1835, für Schleiermacher, de Wette, Otfried Müller 2c.; sodann zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften: zu der Berliner theologischen Zeitschrift, zu einer von L. und Gieseler herausgegebenen Zeitschrift für gebildete Christen, zu den von L. mitbegründeten theologischen Studien und Kritiken 1828 ff., zu Wieseler's Vierteljahrschrift, zu den Göttinger Gelehrten Anzeigen 2c. Endlich verdient noch besondere Erwähnung sein Programm vom J. 1850 über Alter, Verfasser, Form und Sinn des kirchlichen Friedensspruches In necessariis unitas, in non necessariis libertas, in utrisque caritas, das in gewissem Sinn sein eigenes theologisches und kirchliches Programm enthält. Seinem theologischen Standpunkt nach gilt L. mit Recht als einer der achtungswerthesten, gelehrtesten und freisinnigsten Vertreter der modernen Vermittlungstheologie, d. h. einer wesentlich an Schleiermacher sich anschließenden theologischen Richtung, welche die Versöhnung von Glauben und Wissen, die Verbindung von kirchlicher Frömmigkeit mit freier Wissenschaftlichkeit sich zur Aufgabe gemacht hat. Lücke's specielle Begabung und größtes Verdienst liegt auf dem Gebiete der Schriftforschung, welche ihm als Grundlage der ganzen Theologie erscheint und die er eben darum aus dem Bann der rationalistischen Exegese zu befreien, wissenschaftlich und religiös zu vertiefen und zu beleben sucht, während er zu den Methoden und Resultaten der modernen Kritik, zumal in der johanneischen Frage, sich ablehnend verhalten hat. Ueberhaupt empfand L. gegen alle einseitigen oder gar extremen Richtungen in Kirche und Wissenschaft, gegen die kritisch-speculative wie gegen die confessionell-orthodoxe eine natürliche Antipathie, eine sich steigernde Abneigung. Dagegen war ihm die innigste Verbindung der theologischen und kirchlichen Interessen innerstes Herzensbedürfniß: äußere und innere Mission (denen er eine eigene Schrift unter dem Titel „Missionsstunden“ 1840 und 1841 gewidmet hat), der evangelische Gustav-Adolf-Verein und der evangelische Kirchentag, ebenso wie die Entwickelung der kirchlichen Dinge in Hannover und Preußen waren ein steter Gegenstand seiner Beachtung und Theilnahme. Gerne hat er in die stürmisch erregten kirchlichen Parteikämpfe ein Friedenswort hineingerufen. Als dann aber in Folge des Jahres 1848 die politischen wie kirchlichen Zustände seines engeren und weiteren Vaterlandes eine immer unerquicklichere Gestalt anzunehmen drohten, als die Parteigegensätze sich verschärften und in Folge davon die Männer der Vermittelung dem gewöhnlichen Loos der Mittelparteien verfielen, von den Negativen als zu conservativ, von den Positiven und Orthodoxen als zu schwankend und skeptisch verschrieen zu werden, als auch manche schwere häusliche Prüfungen hinzukamen, besonders durch den Tod geliebter Kinder, so nagte das Alles an seinem tief fühlenden, leicht erregbaren Gemüth; seine Stimmung trübte sich, auch seine zuvor so feste Gesundheit wurde untergraben; ein langsam fortschreitendes, unheilbares Leberleiden machte, nachdem er kaum 14 Tage vorher seine Vorlesungen unterbrochen, seinem Leben ein unerwartet frühes und rasches Ende. Nicht blos seine zahlreichen Schüler und Freunde bewahrten dem wahrhaft prächtigen Manne eine rührende Liebe und Verehrung; auch die Geschichte der Theologie wird Lücke's Namen stets mit Ehren nennen als den eines der geist- und lebensvollsten Erneuerer kirchlicher Wissenschaft in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Vgl. die Nekrologe und Nachrufe von J. Müller in der Zeitschr. f. christl. Wissenschaft und kirchliches Leben, 1865, Nr. 16, 17; von Schenkel in der Allg. Kirch.-Ztg. 1855, S. 1260; von Redepenning in der Prot. Kirch.-Ztg.;

besonders aber von Ehrenfeuchter in den Studien und Kritiken 1855, und in der theol. Realencyklop. Bd. VIII; Oesterley, Gött. Gel.-Geschichte, S. 407.

Wagenmann.

Luckner: Nikolaus, Graf v. L., zuletzt Marschall von Frankreich, am 12. Januar 1722 zu Cham im bairischen Walde geboren, der Sohn des dortigen Bürgermeisters, in Passau bei den Jesuiten erzogen, wo ihm „einiger Leichtsinn und Wildheit" nachgesagt wird, so daß man ihm den Beinamen Libertinus gegeben hatte, trat 1737 als Cadett in das bairische Infanterieregiment Morawitzky, nahm mit diesem unter Oesterreichs Fahnen an dem 1739 beendeten Türkenkriege theil, ward in letzterem Jahre Fähnrich, 1741 Lieutenant und 1743 zu Feraris-Husaren versetzt. Ob er 1744 eine Zeit lang bei dem von dem militärischen Abenteurer Johann Michael Gschray für Baiern geworbenen Freicorps gedient hat (vgl. Luckner's Lebensbeschreibung in Streffleur's Oesterreichischer militärischer Zeitschrift, 1861, IV), steht nicht fest. Luckner's Aufzeichnungen erwähnen nichts davon. General Dr. K. v. Spruner läßt ihn in seinen „Charakterbildern aus der bairischen Geschichte. Erläuterungen zu den Bildern des Nationalmuseums zu München", München 1878, auf dem Bilde Nr. 68 mit Gschray Straubing gegen die Oesterreicher vertheidigen. Als Feraris-Husaren 1745 in den Sold der Generalstaaten überlassen wurden, ging L. mit denselben nach den Niederlanden, machte dort die Feldzüge des österreichischen Erbfolgekrieges mit und stieg 1748 zum Major auf. Hier wurde er dem Bruder der Erbstatthalterin, dem Herzog von Cumberland, bekannt und gelangte durch diesen bei Beginn des siebenjährigen Krieges in den hannoverschen Dienst. Am 1. Mai 1757 wurde er als Major, mit dem Auftrage ein Husarencorps zu bilden, angestellt; erst ein Jahr später schied er aus seinem Verhältniß in Holland. Es geschah auf Veranlassung der dortigen Regierung. Als es sich um diese Frage handelte, schrieb der Secretär Westphalen an den Höchstcommandirenden, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, „L. scheine ihm nichts Großes zu sein, da man aber keinen Besseren habe, möge man ihn conserviren" und um dieselbe Zeit äußerte Letzterer gegen Ersteren, „man möge das größere Commando an Freytag (s. d.) geben, dem er mehr zutraue und dessen Discretion man sicherer sei." Rasch aber gelang es L. darzuthun, daß in der unscheinbaren Hülle, welche sein Anblick zeigte, ein tüchtiger Kern stecke. Schon im Sommer 1758 charakterisirt ihn Westphalen folgendermaßen: „L., qu'à son maintien comique on eut pris pour un vendeur de Mithridat, qui, à le juger par le jargon incompréhensible de ses rapports, semblait n'avoir pas le sens commun, avait reçu de la nature un don particulier pour la petite guerre; personne n'était plus rusé que lui, ni ne raisonnait plus juste pour tirer parti de l'occasion présente". Im Frühjahr 1759 berichtet General Wangenheim über ihn: „L. thut Wunder; ungeachtet immer zehn gegen einen sind, greift er sie an und wirft sie immer zurück"; drei Jahre später nennt der Herzog seine Manöver „admirable". Die Uniform seiner Husaren war zunächst ein gelbverschnürter grüner Pelz und Dolman mit rothen Hosen und ungarischen Flügelkappen von Filz; nach zwei Jahren erhielten sie weiße Dolmans und Pelzmützen mit rothen Beuteln. — Gleich bei Beginn der neuen Aera, welche mit des Herzogs Erscheinen auf dem nordwestlichen Kriegsschauplatze anhub, führte L. sich Ende December 1757 durch einen gelungenen Ueberfall auf den Oberst Grandmaison in Wahrenholz bei Gifhorn glücklich ein und diese Art von Unternehmungen war es, der er auch später einen großen Theil seiner Erfolge verdankte. Sein Angriff des französischen Lagers vor der Schlacht bei Crefeld, wo er in den Artilleriepark fiel, drei Schwadronen nacheinander warf und 60 Beutepferde zurückbrachte; der Ueberfall von 400 französischen Reitern, welche in Holzhausen standen, in der Nacht vom

11. auf den 12. Juli, von denen nur wenige entkamen, weil in Folge der gegenseitigen Erbitterung die meisten niedergemacht wurden; Luckner's überraschender Anfall auf ein Detachement bei Lahde an der Weser vor der Schlacht bei Minden, welcher ihm „für die bezeigte Bravour“ von Seiten des Herzogs ein Douceur von 1000 Thalern eintrug; sein Zug von Weilburg gegen Frankfurt (Mitte September 1759), wo er die für Bercheny-Husaren bestimmten Remonten aufhob; die Ueberwältigung einer Abtheilung gemischter Truppen zwischen Dillenburg und Siegen (29. December 1759), für welche sein Corps ein genommenes Geschütz „zum steten Andenken“ erhielt; der Erfolg, welchen er wenige Tage darauf im Westerwalde bei grimmer Winterkälte über das Regiment Beauffremont-Dragoner davon trug, sind einige der bedeutendsten solcher Husarenstreiche; sie brachten ihm und den Seinen Ruhm und reiche Beute. „Herr Jesus, was wollen wir mit allen Gefangenen machen!“ schreibt er am 24. Februar 1761 und bis zum Monat September brachte er deren in diesem Jahre 1507 ein, darunter 61 Offiziere. Der Winter, während dessen, nach Art der damaligen Kriegführung, in den größeren Operationen ein Stillstand eintrat, gewährte den leichten Truppen wenig Zeit zur Erholung; ihnen lag dann ob für die Ruhe der cantonnirenden Kameraden zu sorgen, eine Aufgabe, die um so schwieriger war, als ihnen keineswegs verächtliche Gegner gegenüberstanden, deren Führer, wie Fischer, Grandmaison, Champfort, du Blaisel nichts unversucht ließen, den Alliirten Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Luckner's Geschick für Truppenführung und seine Erfolge hatten bald die Wirkung, daß ihm auch größere Abtheilungen, aus allen Waffen zusammengesetzt, unterstellt wurden und daß er in den vorkommenden Schlachten bedeutendere Commandos erhielt; bei einer solchen Gelegenheit, bei Wilhelmsthal am 24. Juni 1762, ließ er indeß den ihn sonst nie verlassenden Unternehmungsgeist vermissen und trug so dazu bei, daß der Sieg nicht in vollem Maße ausgenutzt wurde. Glänzend bewährte er sich dagegen, als er im October 1761 entsandt wurde, um die braunschweigischen Lande gegen die Unternehmungen des Prinzen Xaver zu schützen und er sich dieses Auftrages rasch und geschickt entledigte. Zwei Umstände sprechen für den Werth, den man Luckner's Diensten beimaß, die Vermehrung seines Corps und seine eigene rasche Beförderung. Aus einer Compagnie zu 54 Mann wuchs das Husarencorps allmählich zu einem Regiment von vier Schwadronen zu zwei Compagnien und zu einer Stärke von 671 Mann, und L. selbst, im J. 1757 Major, ward, jedes Jahr um einen Grad befördert, 1761 Generallieutenant. „Vorzügliche Meriten erfordern auch vorzügliche Distinctiones“, schrieb Herzog Ferdinand, als er L. 1760 zum Generalmajor vorschlug; er äußerte damals die Absicht ihm das Commando über alle leichten Truppen zu geben, doch kam es dazu nicht; auch war der Herzog gegen Ende des Krieges in mancher Beziehung gegen ihn eingenommen, namentlich rügte er den unerlaubten Gewinn, der durch das Offenhalten von Vakanzen in Luckner's Taschen floß und der ihn, neben dem Verdienste, welcher ihm als Truppenlieferant erwuchs und seinen sonstigen bedeutenden militärischen Einnahmen, in Stand setzte, bereits im Frühjahr 1761 das Gut Blumendorf bei Oldesloe für 100,000 Thaler anzukaufen. Später erwarb er das in der Nähe liegende, noch im Besitz der Familie befindliche Gut Schulenburg. In den Reihen seiner Kameraden hatte L. viele Widersacher und Feinde, darunter allerdings manche Neider. Alles dies trug dazu bei, daß, als nach Friedensschluß die hannoversche Armee reducirt ward, das Husarencorps trotz der Verwendung des General v. Spörken nicht als ein besonderes Regiment bestehen blieb, sondern mit den übrigen für den Krieg geworbenen leichten Truppen in zwei leichte Dragonerregimenter verschmolzen wurde und daß L. selbst, genau sechs Jahr nach seinem Eintritt, den kurfürstlichen Dienst quittirte. Schon während

des Krieges hatte er mit fremden Mächten über eine Anstellung unterhandelt, es wurden ihm mancherlei Anerbieten gemacht; jetzt fand er einen Platz — mit seinem Range und 30,000 Francs Gehalt — in Frankreich, also in den Reihen seiner Gegner, denen sein Name seit dem Jahre 1758 wohlbekannt war.

Fast 30 Jahre sollte es dauern, bis er von Neuem berufen wurde das Kriegshandwerk auszuüben. Die Revolution war ausgebrochen; der charakterlose General schloß sich ihr an und wurde gleichzeitig mit Rochambeau zum Marschall ernannt. Man hegte große Erwartungen von ihm und hoffte, daß die Taktik Friedrichs des Großen durch ihn zu Frankreichs Ruhm und Vortheil neue Triumphe feiern würde. Aber der unternehmende Parteigänger war kein Feldherr und der keck Soldat des siebenjährigen Krieges war alt geworden, dazu lähmte die Halbheit seiner politischen Parteinahme die Energie seiner Entschlüsse. Als er an Rochambeau's Stelle das Commando der Nordarmee erhalten hatte, rückte er freilich 22 Lieues in Flandern ein, drängte die schwachen österreichischen Abtheilungen, die ihm gegenüber standen, zurück, nahm Menin und Courtray, gab aber alle diese Vortheile wieder auf, als es hieß, Dumouriez sei nicht mehr Minister. Charakterlos schwankte er hin und her; solange Lameth, Jouy und andere Offiziere, welche ihm nahe standen, bei ihm waren, schimpfte er auf Dumouriez; hatte dieser die Oberhand, so klagte er jene an. Man gab ihm nun Lafayette zum Nachfolger und versetzte ihn zur Armee des Centrums in Metz, wo er sich ebenso unfähig erwies. Der Herzog von Braunschweig war in die Champagne eingedrungen; L., statt ihn in Flanke und Rücken zu fassen, wozu Dumouriez ihn aufforderte und wozu er trotz des üblen Zustandes, in welchem seine Truppen sich befanden, wol im Stande gewesen wäre, blieb unthätig. Dennoch wagte man nicht ihn zu beseitigen, weil man die öffentliche Meinung, welche für L. eingenommen war, fürchtete; man versetzte ihn nach Châlons, wo er die Aufsicht über eine zu sammelnde Armee haben sollte, ohne selbst ein Commando zu führen. Die Soldaten machten sich über ihn lustig und die Disciplin in der republikanischen Armee ging vollends zu Grunde. Um ihn zum Rücktritt zu bewegen, setzte man ihm den Oberst Laclos zur Seite, ohne dessen Mitunterschrift keine Anordnung Luckner's Gültigkeit haben sollte. Dies bewog ihn endlich, seine Enthebung vom Commando nachzusuchen, die er unter Zusicherung der Fortzahlung seines ganzen Gehaltes erhielt. Damit haperte es aber bei der französischen Republik sehr bald; um seine sehr berechtigten Forderungen beizutreiben ging L. nach Paris und verfiel hier den Händen Fouquier-Tinville's, der ihn der Mitschuld an den Verbrechen von Dumouriez und Custine anklagte. Charles Hesse, ein Sprößling des hessischen Fürstengeschlechtes, der unter jenem Namen sich der Revolution in die Armee geworfen hatte, war der Hauptbelastungszeuge, auf dessen haltlose Anschuldigungen er zum Tode verurtheilt wurde. Am 4. Januar 1794 erlitt er diesen mit der würdigen Haltung des alten Soldaten; die Revolution glaubte in ihm einen Hauptrepräsentanten der alten Armee zu treffen.

L. v. Sichart, Geschichte der königlich hannoverschen Armee, III, Hannov. 1870. — H. Wallon, Histoire du tribunal révolutionnaire de Paris, II, Paris 1880. — (Generallieutenant v. Dachenhausen), L. und seine Husaren, Verden 1863 (einzelne Ungenauigkeiten). Poten.

Lud: Walther L., Canonicus und Buchdrucker zu St. Dié in Lothringen, geb. 1448 in dem kleinen elsässischen Flecken Pfaffenhofen an der Moder. Ueber seine Jugendjahre und seine Studien geben meine Quellen keine Auskunft, in seinen männlichen Jahren aber stand er in hoher Gunst bei dem Herzoge René II. Dieser wies den 30. December 1477 das Domcapitel von St. Dié an, ihm eine Präbende zu verleihen und den 25. Juni 1484 forderte er diese Körperschaft

auf, L. trotz der erhobenen Hindernisse in seinem Canonicate zu schützen, endlich ernannte er ihn 1490 zu seinem Kapellan und Secretär, welch' letzteres Amt schon vor ihm sein älterer Bruder, Johann, bekleidet hatte; ein anderer Bruder, wenigstens Verwandter, war Nicolaus L. Zu dieser Zeit stand die Stadt St. Dié in den lothringischen Vogesen (Oppidum sancti Deodati, in der heutigen Vulgärsprache „Sankt Didel") unter kirchlicher Regierung und ihr Domcapitel erfreute sich beträchtlicher Privilegien, es ging unmittelbar theils bei dem heiligen Stuhle, theils bei dem deutschen Reiche zu Lehen, es hatte einen Oberrichter, der sein Amt als bischöflich verwaltete, es war zeitlicher Herr der Stadt sowol als eines Theils des Thals, in welchem die Stadt liegt, seine Gerichtsbarkeit erstreckte sich über diejenigen der Einwohner, welche seine Unterthanen waren und seine Schirmvögte waren die lothringischen Herzoge, die auch mit dem Schutze seiner Besitzungen betraut waren. Ungeachtet dieser günstigen Stellung scheint es aber, daß bis dahin dieses kirchliche Regiment nichts weder für den Unterricht und die Erziehung seines Clerus noch des Volkes gethan hatte, und erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts war es, daß auch diese, eine der ersten kirchlichen Körperschaften im Westen der Vogesen, dem Wiederaufleben der Kunst und Wissenschaft sich nicht länger verschließen konnte, hatte sie doch schon 1446 diesem Bewußtsein dadurch Ausdruck gegeben, daß sie zu dieser Zeit einen neuen Büchersaal über dem Kloster der Kathedrale erbauen ließ. Bald darauf zählte sie unter ihren Mitgliedern mehrere gelehrte und wissenschaftlich gebildete Männer: den lateinischen Dichter Pierre de Blarru, Jean Basin de Sandancourt, Verfasser einer Abhandlung über die Kunst, wohlstilisirte Briefe zu schreiben, und dann Walther L. Die uns überlieferten Aufzeichnungen schildern unseren Canonicus sowol beseelt von einem großen Eifer, die kirchliche Frömmigkeit durch neue Feste zu beleben, als auch das Volk durch wohlthätige Institutionen geistlich und leiblich zu unterstützen, vor Allem aber als einen Mann, der den ersten Anstoß zu einer neuen litterarischen Bewegung in jenen Gegenden gegeben hat. Das Capitel, welches bis dahin nicht einmal eine Schule besessen hatte, verlangte und erhielt auf Betreiben Lud's 1486 vom Papste Innocenz VIII. die Abschaffung zweier Präbenden, deren Einkünfte für den Unterhalt eines Musikmeisters und vier Chorknaben verwendet werden sollten, welche dieser Meister zugleich in den Anfangsgründen der lateinischen Sprache zu unterrichten hatte. Aber damit begnügte sich L. nicht; was ungleich wichtiger war, er rief unter dem Namen eines „Gymnasium vosagiense" eine gelehrte Gesellschaft (nicht eine Schulanstalt, wie ich Bd. XIII, 488 irrthümlich angegeben habe) ins Leben, deren Mitglieder als vornehmsten Zweck im Auge hatten, sowol gute als wissenschaftliche Bücher in Umlauf zu setzen. Zu dieser Gesellschaft zählten auch der Kosmograph Martin Hylocomylus (Bd. XIII, 488) sowie der Humanist Matthias Ringmann (Philesius), zu den Gönnern aber dieser Societät und ihres Strebens außer anderen der Bischof von Toul, Hugues des Hazards, der Superior von St. Dié, Louis de Dammartin, der Arzt und Schriftsteller Symphorian Champier (vgl. Allut, Étude biogr. et bibliogr. sur S. Ch., Lyon 1854) und Jean Aluys oder Loys, genannt Crassus Calaber, Secretär von René II. Endlich war es dieser letztere selbst, der die litterarische und wissenschaftliche Liebe seines Großvaters René d'Anjou geerbt hatte und den Gelehrten und namentlich den Geographen seine wirksame Unterstützung angedeihen ließ. Auf seinen Rath ohne Zweifel wendete sich denn auch die Aufmerksamkeit seines Kapellans L. zuerst der Erdbeschreibung zu, wofür gerade damals durch die neuen Entdeckungen auf diesem Gebiete das Interesse erregt war, und so war denn auch der erste Druck, der aus der Presse von St. Dié hervorging, ein geographisches Werk. Denn das zweite Verdienst, das sich L. um die Wissenschaft erwarb, war, daß er 1507 mit Unterstützung des

Hylocomylus, Ringmann und Nicolaus L. eine der ersten in Lothringen vorhandenen Buchdruckereien in der genannten Stadt errichtete, eine Officin, die um so mehr unser Interesse verdient, als die in ihr gedruckten Erzeugnisse zu einer so großen Seltenheit gehören, daß selbst die Existenz der Druckerei des Canonicus L. erst in neuerer Zeit bekannt geworden ist. Denn weder der französische Geschichtschreiber D. Aug. Calmet in seinen verschiedenen Werken über Lothringen, noch selbst der obenerwähnte Sommier kennen L. als Buchdrucker und auswärtigen Bibliographen, Panzer, Weller und Hain mitbegriffen, ist er gänzlich unbekannt. Erst Beaupré 1845 sowie Ch. Schmidt 1879 (vgl. unten) ist es gelungen ein helleres Licht über diese Druckerwerkstätte zu verbreiten. Leider hatte dieselbe, wenigstens unter der Vorstandschaft des L., nur einen kurzen Bestand, sie arbeitete nur von 1507—1510, aber um so interessanter sind die, wenngleich wenigen Druckwerke, welche aus ihr hervorgegangen sind, ausgezeichnet durch ihren Inhalt sowol als durch die Schönheit ihrer Typen. Zwar hat Gravier a. a. O. S. 202 von einem Drucke gesprochen, der bis jetzt nicht wieder zum Vorschein gekommen ist, enthaltend die Bulle Pauls II. über die Einsetzung des Festes der Opferung Mariä; auf der Rückseite des letzten Blattes war mit der Feder das Distichon geschrieben:

Post bis quinque sedens alter quem quinque secuntur
Et tuba cum ludo (si caret orbe) vocor.

nach der Sitte der Zeit ein Räthsel bildend, dessen Auflösung jedoch den Namen des Walther L. ergab, und am Schluß dieses Distichons hatte dieselbe Hand das Ceremonial des Festes beigefügt, das zum ersten Mal den 21. November 1494 zu St. Dié gefeiert wurde. Hieraus hatte Gravier geschlossen, daß diese Bulle ebendaselbst und in demselben Jahre gedruckt worden sei. Aber dieser Annahme stehen die Worte entgegen, deren sich L. in der Vorrede zu seiner Cosmographiae introductio 1507 bediente: „Nobis qui librariam officinam apud Lotharingiae Vosagum in oppido cui vocabulum est Sancto Deodato, ‚nuper‘ ereximus, Ptholomei (sic) libros . . recognoscentibus“; Niemand wird aber dieses „nuper“ aus dem Jahre 1507 so interpretiren, daß damit das Jahr 1494 gemeint sei. Die bis jetzt als unzweifelhaft aus dieser Druckerei hervorgegangenen Erzeugnisse sind die fünf folgenden. Das erste, dessen Titel ich ausnahmsweise der Wichtigkeit des Werkes wegen vollständig und buchstäblich copire, ist: „Cosmographiae introductio, cvm qvibvsdam geometriae ac astronomiae principiis ad eam rem necessariis. Insuper quatuor Americi Vespucij navigationes. Vniuersalis chosmographiae descriptio tam in solido quam plano, eis etiam insertis quę in Ptholomęo ignota a nuperis reperta sunt“. (Vgl. den Art. Hylocomylus Bd. XIII S. 488.) Am Ende des Buches findet sich ein Buchdruckerzeichen, von welchem Brunet in seinem Manuel (5. Ausg. II, 316) ein Facsimile gegeben hat: es ist dasselbe zum Theil eine Nachahmung jenes des Straßburgischen Druckers Johann Schott, in welchem jedoch außerdem das lothringische Kreuz, die Initialen S. D. (St. Dié), G. L. (Gaultier Lud), N. L. (Nikolaus Lud) und das Monogramm M. J. (Martin Ilocomylus) sich befinden; das Ganze, versehen mit astronomischen Figuren, umfaßt 52 Blätter. Unter dieser Marke stehen die Worte: „Finitum. VII. Kal. Maii Anno supra sesqui millesimum VII“ (1507). Nicht von der Kosmographie (wie Bd. XIII S. 488 irrig gesagt ist), sondern von dieser „Introductio“ glaubte man, daß bis jetzt nur ein einziges Exemplar vorhanden sei, es hat sich aber (Ch. Schmidt S. 399) ein zweites aufgefunden in der Bibliothek zu Schlettstadt. In demselben Jahre noch ließ die Officin ausgehen: „Novus elegansque conficiendarum epistolarum tractatus“, verfaßt von Jean Basin de Sandancourt, ein Buch, das gänzlich verschollen ist, von dem jedoch der Historiograph Schöpflin einst ein Exemplar besessen hatte. Der dritte Druck erschien

den 1. Juni 1509, eine Arbeit des Matthias Ringmann, wozu ihn L. aufgefordert hatte, 32 bezifferte Quartblätter zählend, „Grammatica figurata octo partes orationis, secundum Donati editionem et regulam Remigii ita imaginibus expressae, ut pueri iucundo chartarum ludo faciliora grammaticae praeludia discere et exercere queant“. Eine Nachahmung des „Cartiludium logicae seu logica poetica vel memorativa“ des Thomas Murner, das zu Krakau 1507 gedruckt worden war. Auch dieses Buch ist jetzt, wie es scheint, für immer verloren. Ein Exemplar desselben gelangte aus Schöpflin's Sammlung in die Straßburger Bibliothek, mit der es zu Grunde ging. Gewidmet war es von L. dem Bischofe Hugues des Hazards und trug ein an den ersteren gerichtetes „Anteloquium“ von Ringmann und am Schlusse las man wörtlich und buchstäblich die Worte: „Est locus in Vogeso iam notus ubique per orbem | A Deodate, tuo nomine nomen habens. | Hic Gualtherus Lud nec non Philesius ipse | Presserunt miris haec elementa typis. | Anno Domini M.D.IX. | Kalen. Junii. | *Ἐπιτομῆς τῶν ὀκτοῶ τοῦ λογοῦ μερῶν* | *τὸ τέλος σὺν θεῷ ἁγίῳ* | *τοῦ περὶ πνευμάτων*“; auf der Rückseite des Titels befand sich ein lateinisches Dekastichon mit einer griechischen Ueberschrift, in welch' letzterer ohne Zweifel als ein lapsus calami und dann als Druckfehler stehen geblieben war: „*δεκάστιχον πρὸς τοὺς παιδοῦς*“. Was der Verf. mit den drei griechischen Zeilen sagen wollte, ist mir und wol auch anderen ein Räthsel.

Einige Zeit nach dem Tode des Herzogs René II. (10. December 1508) hatte Ringmann von dem herzoglichen Rathe Jean Aluys eine von diesem auf jenen verfaßte Lobrede erhalten. Diese wurde gleichfalls in der Officin des L. gedruckt unter dem Titel „Renati secundi Siciliae regis Lotharingiae ducis vita per Johannem Aluysium Crassum Calabrum edita“, 6 Blätter in 4°, zwar ohne Ort und Jahr, aber die Vorrede ist datirt „ex oppido Divi Deodati MDX“ und in dieser sagt Renatus: „eam (vitam) ego mox in officina Gualtherii Ludii, viri optimatis, disseminandam publicandamque . . putavi“, außerdem stimmen Papier, Format und Typen vollkommen mit denen der anderen Publikationen des L. überein. Auch von dieser Schrift ist bis jetzt nur ein einziges Exemplar bekannt geworden, das sich wiederum in der Schlettstädter Bibliothek befindet, doch ist dieselbe wiedergedruckt in dem Journal de la Société d'archéologie lorraine, Juin 1875. „C'est là le dernier produit connu de la presse de Saint-Dié“ bemerkt Schmidt a. a. O. S. 124, das ist jedoch ein Irrthum, und ich habe bereits in dem Artikel „Hylocomylus“ einen fünften Druck angezeigt, der eben so unzweifelhaft St. Dié entstammt, weil er auf dem Titel das Druckerzeichen des Klosters trägt. Er ist zugleich um so merkwürdiger, als diese gegen die Katholiken gerichtete Schrift in einem katholischen Kloster gedruckt wurde. Es ist (ich gebe hier den volleren Titel mit Zeilenabtheilung nach T. O. Weigel, Thesaurus Libellorum 1870, Nr. 925); „Defensio Christianorum | de Cruce, id est: | Lutheranorum. | Cum pia admonitione F. Thomae Murnar, lutheromastigis, | ordinis Minorum, quo sibi temperet a conuicijs et stultis | impugnationibus Martini Lutheri. | Matthaei Gnidii Augustensis. Epistolae item aliquot“ . . o. O., aber mit dem bestimmten Druckjahr 1520, 4°, 12 Bl. Bekanntlich hat sich der Name dieses Verfassers bis jetzt urkundlich als der einer bestimmten Persönlichkeit absolut nicht nachweisen lassen und ist deshalb als ein fingirter anzusehen, vgl. auch Bd. IX, 293—294. Kann aber dieses Buch der Druckerei des Klosters nicht abgesprochen werden, so bleibt es allerdings fraglich, ob im J. 1520 der Gründer derselben, L., noch in deren Besitze war. L. starb zwar erst 1527, in einem Alter von 79 Jahren, aber da er in seinem Testamente vom 18. März 1526 seiner Druckerei mit keinem Worte gedachte, so scheint dies die Vermuthung zu bestätigen, daß er damals nicht mehr Eigenthümer derselben war. Bald nach 1520 aber gelangte das ganze Material sowie die Aus=

führung von Werken, welche die Klosterdruckerei sich vorgenommen hatte, an den Straßburgischen Drucker Johannes Schott. Nach Gravier a. a. O. S. 208 hätte L. auch gedruckt „un choix de moral tiré de Plutarque, Sénèque et Pétrarque, qu'il répandit avec profusion comme un besoin du siècle“, aber auch diese wie die frühere Angabe des Geschichtschreibers der Stadt hat sich nicht bestätigt. Seit dem Erscheinen der „Defensio Christianorum“ des Gnidius verflossen über 100 Jahre, ehe wieder eine typographische Officin in St. Dié entstand: erst im J. 1625 ließ der Drucker Jacques Marlier daselbst wieder ein Buch in 4° erscheinen: „Recherches de Saintes Antiqvitez de la Vosgue“. Was zum Schluß die übrigen lothringischen Druckereien im 16. und 17. Jahrhundert anbelangt, so hatte als die erste die zu St. Nicolas-de-Port (Niklas-Pfort) bereits 1503, die zu Toul 1505, beide durch Pierre Jacobi, ihre Thätigkeit begonnen, diesen folgten jene zu Verdun durch Nicolas Bacquenois 1560, zu Nancy durch Nicolas Hierosme 1566, zu Pont-à-Mousson 1583 durch Martin Marchant, zu St. Mihiel durch Francois de Bois 1605, zu Epinal 1616 durch Pierre Houion und zu St. Etienne-de-Vandières 1632 durch Gaspard Bernard.

Beaupré, Recherches hist. et bibliogr. sur les commencements de l'imprimerie en Lorraine, 1845, 58—91, 527—532. Lepage, in Bulletin de la Soc. archéol. lorraine, 1855, p. 216 suiv. Gravier, Hist. de la ville épiscopale Saint-Dié, 1856, p. 202—203. Ch. Schmidt, Hist. littéraire de l'Alsace II. (1879), p. 109—132. Sabourin de Nanton, Les commencements de l'imprimerie dans les Vosges, 1865, p. 1—11. Oberlin in le Magasin encyclop. V, 321 suiv. J. Franck.

Ludämilie Elisabeth, Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. 7. April 1640, † 12. März 1672, war neben Aemilie Juliane (Bd. I S. 127) die bedeutendste evangelische Liederdichterin aus dem schwarzburgischen Hause. Sie war die Tochter des Grafen Ludwig Günther von Schwarzburg und der Aemilie Antonie, geb. Gräfin von Oldenburg und Delmenhorst. Ihr Name Ludämilie (Ludoämilie oder, wie sie sich selbst zuweilen schrieb, Ludomilie) war aus der Vereinigung des väterlichen und mütterlichen ihr gegeben. Wie die Ehe ihrer Eltern trotz der nicht unbeträchtlichen Altersverschiedenheit eine der glücklichsten genannt werden kann, war auch das Familienleben, gestützt auf festen evangelischen Glauben, ein höchst musterhaftes, das leider schon frühzeitig im J. 1646 durch den Tod des Vaters tief erschüttert wurde. Der Mutter allein lag nun die weitere Erziehung ihrer fünf Kinder und die Regierung des Landes als Obervormünderin des noch unmündigen Grafen Albert Anton (bis 1662) ob. Mit ihrem Wahlspruch jedoch: „auf Dich, Herr, traue ich“, erfüllte sie all' ihre Obliegenheiten bis ins Kleinste und dieser fromme Eifer, wie das daneben unausgesetzt sich geltend machende Interesse für wissenschaftliches Leben blieb nicht ohne Einfluß auf die Kinder, namentlich auf L. E. Ihre dichterische Anlage führte diese frühzeitig zu eigenen Versuchen, entsprechend der damaligen Zeitströmung, dem Beispiele ihrer Schwägerin Aemilie Juliane und der unausgesetzten Beschäftigung mit den Liedern der evangelischen Kirche in dem stillen Wittwensitz auf der Friedensburg zu Leutenberg seit 1662. Nicht ohne Einfluß auf ihr wissenschaftliches Leben und Streben war der nachmalige Kanzler Ahasverus Fritsch (s. d.), dem die Erziehung ihres Bruders Albert Anton anvertraut war. Nach dem ebenfalls frühzeitig erfolgten Tode ihrer Mutter 1670 verließen die vier Töchter Leutenberg und alle Geschwister lebten fortan vereinigt in Rudolstadt, des Bruders Residenz. Das Glück dieses stillen Zusammenlebens wurde noch dadurch erhöht, daß L. E. den 20. December 1671 sich mit Graf Christian Wilhelm, dem nachmaligen ersten Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen verlobte, wodurch die ohnedies nahe verwandten Grafenfamilien in um so engere

gegenseitige Beziehung zu kommen sich freuten. Allein anders war es in Gottes Rath beschlossen. Das Jahr 1672 brachte tiefes Weh in die Familie. Die schon während längerer Zeit in der Stadt Rudolstadt höchst gefährlich auftretende Masernepidemie ergriff auch Ludämilie Elisabeth's älteste Schwester, Sophie Juliane, und trotz der treuen ärztlichen sowol, als schwesterlichen Pflege, die L. E. um so unbedenklicher persönlich leistete, weil sie selbst früher diese Krankheit glücklich überstanden, entschlief die Schwester ebenso fromm und gottergeben, wie sie gelebt. Kaum aber war deren Leiche in der Schloßkirche niedergesetzt, so erkrankten die übrigen drei Schwestern ebenfalls und zwei von ihnen hoffnungslos. Christiane Magdalena starb am Morgen des 12. März 1672 und in der Mittagsstunde desselben Tages folgte auch die Braut L. E. ihren Schwestern in das bessere Jenseits nach. Die drei Jungfrauen wurden an einem Morgen in der herrschaftlichen Gruft in der Andreaskirche beigesetzt. — Ludämilie Elisabeths Wesen, welches sich in ihren Liedern wiederspiegelt, war ganz in der Jesusfreundin aufgegangen; ihre Lust, wie es in der Vorrede ihrer Liedersammlung heißt, war: „in der Welt außer der Welt zu sein.“ Aus dieser treuen Jesusliebe entsprossen all' ihre Lieder, ursprünglich nicht zur Erbauung Anderer gedichtet, sondern Zeugnisse ihres inneren Lebens für das ganze Kirchenjahr, für alle wichtigen religiösen Handlungen, wie für ihre eigenen Herzensanliegen, Lob- und Danklieder, Gebete bei allen Gelegenheiten des äußeren Lebens, für die lieben Ihrigen daheim oder draußen, bei Geburtstagen und beim Jahreswechsel, viele in acrostichischer Form. Zum ersten Male erschienen sie 15 Jahre nach ihrem Tode 1687 unter dem Titel: „Die Stimme der Freundin, d. i. Geistliche Lieder, welche aus brünstiger und biß ans Ende beharrter Jesusliebe verfertigt und gebraucht Weiland die Hochgebohrne Gräfin und Fräulein Ludämilia Elisabeth, Gräfin und Fräulein zu Schwartzburg und Hohenstein ꝛc. Christseligen Andenckens“. Rudolphstadt. Druckts Benedicti Schultzens 1687. Format schmal 8°, 610 Seiten ohne Verzeichnisse und Register. Als Herausgeber und zwar auf Befehl der Gräfin Aemilie Juliane, der treuen Freundin und Schwägerin, haben wir ohne Zweifel den Kanzler Ahasverus Fritsch und den Generalsuperintendenten Justus Söffing anzunehmen. Daß aber viele ihrer Lieder schon bekannt waren, ergibt sich daraus, daß schon in Fritsch's Jesusliedern 1668 eins von L. E., wie 1682 im ersten Rudolstädter Gesangbuch mehrere, und in der dritten Ausgabe desselben von 1704 zwölf enthalten waren; ferner brachte das im J. 1685 erschienene „Tägliche Morgen-, Mittags- und Abendopfer“ ꝛc. 18 und das „Kühlwasser“ ꝛc. 25 ihrer Lieder. Immer weiter wurden sie verbreitet und aus dem Rudolstädter Gesangbuche in andere aufgenommen. Die Exemplare der ersten Ausgabe sind sehr selten geworden und nur in wenig Bibliotheken noch zu finden. Ein großes Verdienst erwarb sich daher Thilo dadurch, daß er eine neue Ausgabe dieser Liedersammlung veranstaltete unter dem Titel „Die Stimme der Freundin. Geistliche Lieder Ludämiliens Elisabeths, Gräfin ꝛc. ꝛc. Vornemlich deutschen Frauen zum Lebensgeleite treu und vollständig nach dem 1. Druck aufs Neue dargeboten von W. Thilo. Mit dem Bildniß der Verfasserin“. Stuttgart 1856. Dazu gehört: „W. Thilo, Ludämilie Elisab. ꝛc. Ein Beitrag zur Geschichte der geistlichen Dichtung im 17. Jahrhundert. Ein Vortrag.“ Berlin 1855, 8°.

Ferner vgl. der Gräfin Ludämilie Elisabeth von Schwarzburg-Rudolstadt geistliche Lieder und eine Auswahl nach dem Originaltext u. eine kurze Lebensbeschreibung der Verfasserin, herausgeg. v. J. D. Saxnighausen, Halle 1856; (v. Bamberg), Schwarzburgisches Sion oder Schwarzburgs geistl. Liederdichter, in biograph. Skizzen nebst einer Auswahl ihrer Lieder ꝛc., Rudolstadt 1857; J. Traugott Löschke, Denkschrift über Gräfin Ludämilia Elisabetha aus dem

nun fürstlichen Hause Schwarzb.-Rudolstadt und über Hochderselben in Gemeinschaft mit zwei Hochgräflichen Schwestern vor 200 Jahren im Frühling des Jahres 1672 erfolgtes christ-seliges Ende. Mit dem Originalporträt der Hochseligen Gräfin Ludoämilie in Phototypie. Leipzig 1872, gr. 8⁰; Ludämilie von Schwarzb.-Rudolstadt. Marie von Lippe-Schaumburg. Zwei Stillleben aus dem 17. u. 18. Jahrh. dargestellt von E. Frommel. Berlin 1874 (als 11. Band des Frauenspiegels, Lebensbilder christlicher Frauen u. Jungfrauen von W. Ziethe). Endlich sind außer den Funeralien zu L. E.'s und ihrer Schwestern Gedächtnißfeier zu vgl.: Chr. Sommer, Epilog. pie demortuorum oder exemplarische Sterbeschule. Leipzig u. Jena 1676, S. 152; Daniel Seiffert's Mel melicum cum memorabilibus principum morientium, p. 405 ss.; Wetzel's Hymnopöographie, 2. Thl. Ueber einzelne Lieder derselben vgl. Rambach's Anthologie, Bd. III; Knapp's Evangelischer Liederschatz &c.

Anemüller.

Ludecus: Johanne Caroline Amalie L., eine Tochter des braunschweigischen Majors Kotzebue, wurde am 16. November 1757 zu Wolfenbüttel geboren. Sie kam mit ihrem Vater im Gefolge der Herzogin Anna Amalia nach Weimar, wurde Kammerfräulein der Herzogin und verheirathete sich 1793 mit dem herzoglich sächsischen Steuer- und Acciserath, später Hofrath und Schatullier der Herzogin Mutter, Johann August Ludecus (durch den Reichsverweser Karl Theodor am 6. Juli 1792 geadelt) — nicht, wie gewöhnlich berichtet wird, mit dessen Neffen, dem Hofrath und Oberkammerkassirer Johann Christian Ludwig L. (1770—1827), dem Schatullier des Großherzogs. Ihr Todesjahr ist unbekannt. Die Angabe 1827 beruht vermuthlich auf einem Irrthum. Jedenfalls starb sie nach ihrem Mann, wahrscheinlich im Anfang der 20er Jahre unseres Jahrhunderts. Als Schriftstellerin trat sie erst in reiferem Alter hervor. Anonym gab sie 1801 zu Leipzig in zwei Theilen heraus: „Luise oder die unseligen Folgen des Leichtsinns. Eine Geschichte, einfach und wahr. Mit einer Vorrede von A. v. Kotzebue.“ Der Roman, „der guten Frau v. La Roche gewidmet von einer guten weiblichen Seele“, unter dem Einfluß der Erzählungen Kotzebue's und Lafontaine's entstanden, war moralisch gut gemeint, als Dichtung aber werthlos. Künstlerische Composition, regelrechter Aufbau der Handlung, organische Verbindung der einzelnen Abschnitte, wechselvolle Anlage der Situationen und Charaktere, fehlt. Aehnliche Motive wiederholen sich beständig. Die durch ihr ewiges Einerlei ermüdende Entwicklung wird hauptsächlich durch äußere Zufälle bestimmt und abgeschlossen. Die Charaktere sind meist schablonenhaft gezeichnet, die männlichen noch weniger naturgetreu und individuell gehalten als die weiblichen. Inhalt und Form trägt ein frauenzimmerliches Gepräge. Die Darstellung ist maßlos breit, die Sprache ziemlich leicht und fließend, aber ohne eigentliche Anmuth, nüchtern und unbedeutend. Gefälliger, wenn auch nie bedeutend und in keinem Sinn tiefer ergreifend, wurde die Darstellung in den späteren Romanen und Novellen, welche Frau L. vornehmlich unter dem Namen Amalia Berg herausgab. Die Composition derselben gelang etwas einheitlicher als bei dem Erstlingsversuch; die Verfasserin hütete sich etwas besser vor der Wiederholung der gleichen Motive innerhalb des Rahmens einer einzigen Geschichte. Sonst aber blieb der Grundcharakter ihrer Erzählungen derselbe. Die nämlichen Gestalten kehrten, nur unter anderem Namen, immer wieder und erfuhren auch so ziemlich wieder die nämlichen Schicksale. Auch die sittliche Tendenz blieb stets die gleiche. Frau L. suchte die kleinen Schwächen der menschlichen, besonders der weiblichen Natur aufzudecken und in ihren verderblichen Folgen darzulegen. Schließlich aber führte sie gern alles zu einem heiter versöhnenden Ende. So steuerte sie seit 1801 mehrere kürzere Erzählungen zu W.

G. Becker's „Erholungen" bei, ferner zu den „Erheiterungen" (Erfurt 1816), zu der „Frauenzeitung" ꝛc. Selbständig ließ sie erscheinen 1806 „Sophie von Normann" und „Johanne Gray, Trauerspiel in fünf Aufzügen", 1812 „Eleonore, ein Familiengemälde", 1815 „Ueber weibliche Erziehung und Bildung, an deutsche Frauen von einer deutschen Frau", 1816 „Caroline, Gräfin von Thorenberg, oder die Erbin des stillen Thales, und der Jokey; zwei Erzählungen", 1819 „Dienstbotenkatechismus für die Schulen des Frauenvereins". —

Ihre Stieftochter, aus der ersten Ehe ihres Mannes mit Friederike geb. Kirms entsprossen, war Amalie Henriette Caroline L., geb. am 21. September 1780 zu Weimar. Nach dem frühen Tod ihrer Mutter (1789) wurde Amalie bei ihrer Großmutter, der verwittweten Räthin Kirms, erzogen. Von empfänglichem Geist und Gemüth, bald mit der französischen, englischen, italienischen, später auch mit der spanischen Sprache vollständig vertraut, trug sie aus dem persönlichen Verkehr mit Herder, Goethe und anderen Geistesheroen des damaligen Weimar bedeutende Anregung und bleibenden Gewinn davon. Besonderen Einfluß auf ihre Bildung gewann jedoch Böttiger. Am 24. August 1798 verheirathete sie sich mit dem geheimen Regierungsrath v. Voigt, dem einzigen Sohn des weimarischen Staatsministers v. Voigt. Das Glück dieser — kinderlosen — Ehe trübte sich bald; 1809 wurde dieselbe nach freiwilligem Uebereinkommen der beiden Gatten getrennt. Den Weimarer Kreisen, in denen ihr in Folge dieses Schrittes der Verkehr peinlich wurde, entzog sich Amalie durch einen zeitweiligen Aufenthalt in Dresden. Bald aber kehrte sie wieder in die Heimath zurück, wo sie — kürzere Sommerreisen abgerechnet — den Rest ihres Lebens verbrachte. Sie starb am 4. October 1840. Auf den Rath der Freunde beschloß sie nach dem Beispiel ihrer Stiefmutter, die gerade in jenen ernstesten Zeiten ihres häuslichen Lebens ihr treu zur Seite stand, sich gleichfalls schriftstellerisch zu beschäftigen. Im Juni 1810 erschien in Bertuch's „Journal des Luxus und der Moden" ihr erster Aufsatz „Ueber Stickerei und ihre Grenzen" unter dem Pseudonym Amalie. Zahlreiche weitere Beiträge, bald ganz anonym, bald mit A. V., oft mit Cäcilia unterzeichnet, folgten in derselben und in mehreren anderen Zeitschriften und Almanachen, namentlich seit 1812 eine Reihe von historischen Artikeln im „Rheinischen Taschenbuch", welche das Leben von meist frommen und trefflichen Fürsten und Fürstinnen, vorzugsweise französischen Königinnen, etwas schönfärbend für jugendliche Leserinnen schilderten. In späteren Jahren lag Amalie vornehmlich dem Recensentenhandwerk ob. Ohne ihren Namen gab sie mehrere Uebersetzungen aus dem Französischen und Englischen heraus. 1816 veröffentlichte sie „Erzählungen und Novellen von Cäcilie". Außer Uebersetzungen aus Francesco Sacchetti, Francesco Grazzini und verschiedenen älteren italienischen Novellisten enthielt die Sammlung eine nach Anlage, Motivirung, Charakteristik und Darstellung kindlich einfache und unbedeutende Geschichte aus Amaliens eigner Feder, „Clementine", eine schwache Nachahmung der Romane ihrer Stiefmutter. 1822 gab sie noch ein „Wörterbuch der Blumensprache für Verzierungsmaler und Stickerinnen" heraus. —

Ein Großneffe der älteren (Caroline) L. war Eduard L. (geb. 1807 in Weimar, † 1879). Er wanderte 1833 nach Nordamerika aus, wo er in verschiedenen Districten der Vereinigten Staaten bald als Farmer, bald als Kaufmann lebte. 1834 begleitete er eine großartig geplante, aber schmählich verunglückte Expedition nach dem damals noch wenig colonisirten Mexico und verfaßte darüber eine Schrift „Reise durch die mexicanischen Provinzen Tumalipas, Cohahuila und Texas im Jahre 1834, in Briefen an seine Freunde", welche sein Vater, der Landesdirectionsrath L. in Weimar, 1837 zu Leipzig

herausgab. Das interessante und aufschlußreiche Buch erregte auch außerhalb Deutschlands Aufsehen und wurde sogar in das Englische übersetzt.

Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrhunderts. Von Karl Wilhelm Otto August v. Schindel. (Leipzig 1823—25.) I. 43, 88, 359; II. 389 f.; III. 16, 212 ff., 242. — Neuer Nekrolog der Deutschen. 18. Jahrg., 1840. (Weimar 1842.) II. 994 ff. — Franz Brümmer, Deutsches Dichterlexikon. (Eichstädt und Stuttgart 1876.) I. 539; II. 456. — Goedeke, Grundriß. III. 147, 697. — Mittheilungen aus den Familienpapieren durch die Güte des Herrn Ludecus, sächs. weimar. geheimen Hofraths a. D. in Dresden. Franz Muncker.

Ludecus: Matthäus L. (Lüdtke), lutherischer Dechant des Stiftes Halberstadt, wahrscheinlich der erste, war aus dem der Verehrung des heiligen Blutes wegen weit bekannten märkischen Städtchen Wilsnack gebürtig; er hatte als Knabe noch die Anbetung der angeblich blutenden Hostien gesehen und sicherlich auch geübt. Erst am 28. Mai (9. Juni) 1552 hatte der erste lutherische Prädicant zur Wilsnack, Joachim Ellefelt, die „Abgötterei" verbrannt, bei deren Verehrung gerade die Vorgänger Lüdtke's, die Dechanten des Domstiftes, ministrirt hatten. Es fehlte nicht viel, so wäre Ellefelt in der vollständig lutherischen Stadt noch auf Befehl des Domcapitels verbrannt worden. L., obwol in der Schule des Letzteren erzogen, vielleicht noch katholisch geweiht, dann aber strenger Lutheraner, hat sich das Verdienst erworben, eine urkundliche Geschichte der heiligen Blutsverehrung zur Wilsnack seit 1383 zu schreiben, welche 1586 im Druck erschien, und nicht nur die betr. Urkunden, sondern auch einen Tractat des Johannes Huß gegen diese Anbetung und die Legende selbst, lateinisch in einem sonst verschollenen Lübecker und niederdeutsch in einem ebenfalls verlorenen Rostocker Drucke von 1521, erhalten zu haben. Der Titel von Lüdtke's Schrift lautet: „Historia von der Erfindung, Wunderwercken und Zerstörung des vermeinten heiligen Bluts zur Wilssnagk" etc. Durch Matthaeum Ludecum W. der Stifftkirchen zu Havelberg Decanum etc. Gedruckt zu Wittenberg durch Clemens Schleich, Anno 1586. Auch dieses Buch ist äußerst selten geworden und nur von den Bibliotheken zu Berlin, Breslau, Kiel und etwas defect zu Rostock (früher im Besitz v. d. Hagens, dann Wiechmanns) bekannt. L. gab ferner (nach gef. Mittheilung des Herrn Rob. Eitner) 1589 zu Wittenberg vier Kirchenbücher heraus, bestehend in zwei Bänden Missale, einem Vesperale und einem Psalterium Davidis, von denen sich ein Exemplar in der Leipziger Stadtbibliothek findet. L., der sich auch Luedtke, Luidtke, aber nicht Lüdeke (wie Wiechmann) schrieb, nennt sich noch in einer frommen Stiftung für Arme seiner Vaterstadt urkundlich im J. 1601, am 14. September.

C. M. Wiechmann, Mecklenburgs altniedersächsische Litteratur I, S. 60 ff. Dr. A. F. Riedel, Codex diplom. Brandenb. Des 1. Hauptheils Bd. II, S. 121 ff. E. Breest in Märk. Forschungen XVI, S. 131—302. Krause.

Lüdeke: Christoph Wilhelm L., war von 1759—1768 evangelischer Prediger zu Smyrna, dann erster Prediger der deutschen Gemeinde zu Stockholm, † am 21. Juni 1805. (Meyer, Gesch. der Schrifterklärung, Bd. V S. 177.) Er benutzte seinen Aufenthalt im Morgenlande zur Sammlung schätzbarer Beobachtungen über Klima, Natur des Landes und der Völker und versuchte dadurch oft in glücklicher Weise biblische Stellen zu erläutern. Sein seltsamer Weise lateinisch geschriebenes Werk ward von Joh. Herm. v. Melle übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Es erschien 1778 zu Lübeck unter dem Titel „Kurze Erläuterung einiger Schriftsteller aus der Natur und den Sitten des Orients nach zuverlässigen und mehrentheils eigenen Beobachtungen." — Außerdem veröffentlichte

er „Studien zur Geschichte der schwedischen Bibelübersetzung von 1775“, die im allgemeinen schwedischen Gelehrsamkeitsarchiv, Theil VI, 1791 erschienen sind. (Vgl. Meyer a. a. O. S. 611.) Siegfried.

Luden: Heinrich L., Geschichtschreiber, geb. am 10. April 1780 zu Loxstedt (Provinz Hannover) als der Sohn eines Landmannes. Der Ueberlieferung zufolge hatte ihn der Vater ursprünglich für den Beruf eines Landwirths oder Kaufmanns bestimmt, gewiß scheint, daß er erst in seinem 16. Lebensjahre (1796) dem Domgymnasium zu Bremen übergeben wurde und drei Jahre später die Universität Göttingen bezog, um Theologie zu studiren. Dieses Studium hat er auch zu Ende geführt und sich der Kandidatenprüfung unterzogen; aber schon vorher hatte er öfters gepredigt, eine seiner Predigten („Ueber den Glauben an den Sieg des Guten“) ist im J. 1802 im Druck erschienen. Indeß hat die Theologie ihn nicht festzuhalten vermocht; seine Vorliebe für philosophische, philologische und historische Studien haben ihr das Spiel abgewonnen; hatten ihn doch schon die kirchengeschichtlichen Vorlesungen Plancks vor allen anderen theologischen Disciplinen angezogen und er ist dann Heyne, vor allem aber Heeren näher getreten; die Beziehungen zu diesem sind die fruchtbarsten und reichhaltigsten geblieben. Wohin sich L. nach dem Abschluß seiner Studien in Göttingen gewendet, bleibt ungewiß, dagegen taucht er im September 1804 in Berlin als Hauslehrer bei dem Staatsrath Hufeland auf, dessen Gunst er sich rasch erworben hat. Entscheidend für seine Zukunft ist die Bekanntschaft mit Johannes v. Müller geworden, der in demselben Jahre von Wien nach der preußischen Hauptstadt übergesiedelt war. L. hatte um diese Zeit bereits den Entschluß gefaßt, die Historie zu seinem Lebensberufe zu machen; schon hatte er seine Gedanken über die Theorie der Geschichtschreibung in zwei Abhandlungen niedergelegt und überdies den Plan gefaßt, eine Geschichte der Oranier zu schreiben. Von den Täuschungen jener seiner Spekulationen und der verfrühten Kühnheit dieses seines Planes befreite ihn nun mit unbarmherziger Hand sein wohlwollender und in diesen Dingen hinlänglich erfahrener Freund und gab ihm dafür den Rath, sich zunächst an einer bescheidenen Form und an einem geeigneteren Stoffe zu versuchen, indem er ihm empfahl, eine Biographie von Christian Thomasius zu schreiben. Diesen an sich offenbar guten Rath befolgte L., wenn auch mit schwerem Herzen, und bereits das Jahr darauf (1803) trat das Werk, mit einer empfehlenden Vorrede Johannes v. Müller's und einer Widmung an den „ersten geheimen Cabinetsrath“ Beyme versehen an das Licht. Im nächstfolgenden Jahre (1806) ließ L. eine Biographie des Hugo Grotius, die von Johannes v. Müller in ehrender Weise in der Jenaer A.-L.-Zeitung angezeigt wurde, erscheinen. In diesem Zusammenhange entstand etwas später die Lebensbeschreibung William Temple's, beide im Hinblick auf die noch immer festgehaltene Absicht Luden's, der Geschichtschreiber des oranischen Hauses werden zu wollen. Eine auffallende Originalität kann man diesen Erstlingsschriften Luden's nicht zuschreiben, um so unverkennbarer jedoch meldet sich in denselben ein ungewöhnliches Talent der geschichtlichen Erzählung und Darstellung an. Die intimen Beziehungen Luden's zu Johannes v. Müller haben aber nebst den erwähnten Leistungen auch dazu beigetragen, eine maßgebende Wendung in seinem äußeren Leben herbeizuführen. Er wurde im Mai 1806 zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät der Universität Jena, zunächst freilich ohne Gehalt, ernannt. Der Einfluß des Philologen Eichstädt, mit welchem L. seit seiner Studienzeit in Göttingen in gelehrter Verbindung stand, scheint dabei mitgewirkt zu haben; ihm hatte er gleich nach der Publication seiner Schrift über Thomasius die Ertheilung des Titels eines Doctors der Philosophie von der philosophischen Facultät daselbst zu verdanken gehabt.

Auch Goethe hat sich für jene Ernennung Luden's lebhaft interessirt. Nach einem kurzen Aufenthalt in Göttingen traf L. im Juli 1806 in Jena ein und machte durch Knebel's Vermittelung zugleich die Bekanntschaft des Dichterfürsten, wie er das in seinen „Rückblicken" anschaulich erzählt. Im September ging er nach Celle (Hannover), um die Uebersiedelung seiner Familie nach Jena auszuführen, denn seit dem Frühjahr 1804 war er verheirathet, eine Thatsache, die demnach in die zwischen dem Ende seiner Göttinger Epoche und vor dem Aufenthalte in Berlin liegende Zeit eingereiht werden muß. Im October (1806) machte er sich mit Frau und Kind von Celle auf den Weg nach seinem neuen Bestimmungsort, erhielt aber unterwegs die überraschende Kunde von der vernichtenden Katastrophe der preußischen Macht bei Jena und Auerstädt. Als er in Jena eintraf, fand er auch die von ihm bereits gemiethete und bezogene Wohnung völlig ausgeplündert, seine Bibliothek, seine Manuscripte, die häusliche Einrichtung zerstreut und verschwunden. Es galt also für ihn in doppeltem Sinne von vorne anzufangen. Sehnsüchtig richtete er damals seinen Blick wieder auf Johannes v. Müller, der ihm Muth zusprach und auszuharren aufforderte. Auf den Rath desselben hat er in dieser Zeit Ugo Foscolo's Ultime lettere di Jacopo Ortis übersetzt und an andere Unternehmungen dieser Art gedacht, um über die schwere Zeit hinwegzukommen, in deren Bewältigung er übrigens von mehr als einer befreundeten Seite nachdrücklich unterstützt wurde. Auch Herzog Karl August hat ihm noch im Laufe des J. 1807, wie sehr seine milde Hand auch von allen Seiten in Anspruch genommen war, ein wenn auch vorläufig nur kleines festes Gehalt bewilligt. Luden's akademische Wirksamkeit, für welche er in so hohem Grade berufen war, hat sich glücklich und rasch entwickelt. Er war zunächst nicht für ein bestimmtes Fach angestellt. Die ordentliche Professur der Geschichte war in den Händen des bekannten Heinrich und auf diesen und dessen Empfindlichkeit, die seiner Zeit auch Schiller zu kosten bekommen hatte, mußte er Rücksicht nehmen. So sah er sich in der Auswahl von geschichtlichen Vorlesungen vor der Hand beschränkt und mußte sich genügen lassen, höchstens „Allgemeine Welthistorie" anzukündigen, für welche er keineswegs schon ausreichend gerüstet war. Daneben las er nun Logik mit Metaphysik und Aesthetik; noch im Jahre 1808 hat er „Grundzüge ästhetischer Vorlesungen zum akademischen Gebrauche" im Druck erscheinen lassen. Auf diesem Wege lief er allerdings Gefahr, sich zu zersplittern, doch hat er die Geschichte, die er nach wie vor als Lebensberuf im Auge behielt, darüber nicht vernachlässigt. In den J. 1807 und 1808 hat er zwei Bändchen „Kleine Schriften meist historischen Inhalts" veröffentlicht, darunter die schon einmal erwähnte Biographie Sir W. Temple's, Studien über die Geschichte von Venedig und ein Programm über den „Vortrag der Universalgeschichte", das den noch unsicher tastenden Neuling auf diesem Gebiete deutlich genug verräth. Doch hat er bereits im Sommer 1808 zum ersten Male über die „Geschichte der Teutschen" gelesen, nicht eingeschüchtert durch die französische Garnison, die damals Jena noch besetzt hielt und den muthigen Professor mit Mißtrauen betrachtete. Die einleitenden vier Vorträge hat er im J. 1810 unter dem Titel „Einige Worte über das Studium der vaterländischen Geschichte" zunächst als Manuscript für Freunde und Zuhörer drucken lassen. Er betrat damit den Weg, auf welchem er seine wahre Bestimmung erblickte und welcher zugleich als der seinen Neigungen, zum Theil auch seinen Anlagen gemäßeste erscheinen darf. Die Erweckung der vaterländischen werkthätigen Gesinnung durch die Förderung und Lehre der nationalen Geschichte einerseits und die Pflege des politischen Geistes andererseits drücken am Ende die ganze Summe der Aufgaben und Ziele aus, die L. während seines Lebens verfolgt hat. Hat er doch auch Vorträge über Politik bald genug in den Kreis seiner Lehrwirksamkeit gezogen

und bereits im J. 1811 die erste Abtheilung eines „Handbuches der Staatsweisheit oder der Politik" veröffentlicht. Bluntschli in seiner Geschichte der neueren Staatswissenschaft hat von dieser Schrift Luden's auffallender Weise gar keine Notiz genommen, während Roscher in seiner Geschichte der Nationalökonomik i. D. (S. 640—649) von seinem Standpunkte aus es allerdings der Mühe werth gefunden hat, derselben einen bestimmten Platz anzuweisen. An dieser Stelle sei es genug, hervorzuheben, daß die Ausführungen Luden's, zwar nicht überraschend originell und geistvoll, wesentlich conservativer Natur sind und, wie man sich heut zu Tage ausdrücken würde, mehrfach ein staatssocialistisches Gepräge an sich tragen. In erster Linie ist ihm aber die Politik eine überwiegend historische Wissenschaft, während er hinwiederum die Geschichte mit für die beste Lehrerin der Staatsweisheit hält. Vor nebelhaften Abstractionen hat er sich auf diesem Wege zu seinem Vortheil bewahrt und, um an dieser Stelle nur noch das Eine hervorzuheben, auf die Verfassung und das bürgerliche Recht des Staates legt er ein Hauptgewicht, übrigens wohl wissend und scharf betonend, daß Eines sich nicht für Alle schickt. Eine Fortsetzung und Vollendung hat jedoch dieses Werk nicht gefunden, sei es, daß die Zeitumstände und andere Arbeiten oder die wenig unterdrückte Verstimmung des Verfassers über die nicht durchweg günstige Aufnahme desselben von Seiten der Kritik ihn davon abgehalten haben. Inzwischen hatte sich die äußere Stellung Luden's nach Wunsch verbessert. Im J. 1808 war er in Folge einer abgelehnten Berufung nach Frankfurt a. d. O. zum ordentlichen Honorarprofessor und zwei Jahre darauf, nach Heinrich's Tode, an dessen Stelle zum ordentlichen Professor der Geschichte ernannt und sein Gehalt dem entsprechend erhöht worden. Seine unabhängige politische Denkungsart, die ja kein Geheimniß geblieben war, hatte einen so hochherzigen Fürsten, wie des Herzog Karl August war, nicht abhalten können, dem fesselnden Lehrer und rührigen Gelehrten die verdiente Anerkennung zu gewähren. Als umfassendere geschichtliche Arbeit Luden's in den nächsten 10 bis 12 Jahren ist seine „Allgemeine Geschichte der Völker und Staaten" hervorzuheben. Von ihr erschien der erste Theil (die Völker und Staaten des Alterthums umfassend) im J. 1814 für sich, darauf in zweiter Auflage im J. 1819, und an diesen schlossen sich dann im J. 1821—22 der zweite und dritte Theil an, welche die Geschichte der Staaten und Völker des Mittelalters behandelten. Dieses Werk ist nun augenfällig und ausgesprochener Maßen aus Vorträgen hervorgegangen und sollte zugleich wieder als Wegweiser für solche dienen. Von diesem Gesichtspunkte aus und nicht als autonomes, schlechthin wissenschaftliche Zwecke verfolgendes Unternehmen muß es beurtheilt werden. L. war in dieser Zeit, möchte man sagen, mehr noch als von seinem Berufsfache, von der publicistischen Betheiligung an den öffentlichen Angelegenheiten in Anspruch genommen. Schon im J. 1808 hatte er, allerdings anonym, „Ansichten des Rheinbundes" veröffentlicht, die, wenn auch in vorsichtiger Fassung, den verblendeten und getäuschten Lobrednern desselben entgegentraten und den unsicheren Grund, auf welchem dieser Bau errichtet war, deutlich genug beleuchteten. Fernerhin hatte ihn der beginnende Freiheitskampf so lebhaft ergriffen, daß er dem Beispiele so vieler von ihm begeisterten Zuhörer folgen und ebenfalls in die Reihen der Kämpfer für das sich befreiende Vaterland eintreten wollte. Es wurde ihm indeß von dem späteren General v. Grolmann, der damals, aus der französischen Gefangenschaft entronnen, in Jena ein Asyl gefunden und von Luden's Vorträgen gefesselt, sich enge an ihn angeschlossen hatte, mit Recht eingewendet, daß er als Lehrer und Schriftsteller dem Vaterlande mehr nützen könne, als durch persönliche Betheiligung am Kriege, dem es an todesmuthigen Streitern ja ohnedem nicht fehlte. So entschloß er sich denn, auf seinem Posten

auszuharren und im Sinne Grolmann's für die gute Sache ins Gefecht zu gehen. Aus diesem Entschlusse heraus entstand die „Nemesis“, Zeitschrift für Geschichte und Politik, deren Lebensdauer sich von 1814—18 erstreckte und die in diesem Jahre mit dem 12. Bande abgebrochen wurde. Zunächst in ihrer Richtung gegen Napoleon und Frankreich gewendet, concentrirte sie nach dem endgültigen Sturze des Kaiserreichs ihre Aufmerksamkeit doch bald überwiegend auf die politische Entwickelung Deutschlands und die verfassungsmäßige Gestaltung der öffentlichen Verhältnisse in den einzelnen Bundesstaaten. L. konnte sich wenigstens sagen, daß er mit diesen Bestrebungen sich mit den Grundsätzen seines Landesfürsten, des Großherzogs Karl August, und der von diesem seinem Lande verliehenen Verfassung im vollkommenen Einklange befand. Welch einen fruchtbaren Aufschwung auf Grund der gesetzlich gegebenen Preßfreiheit damals in dem kleinen weimarischen Staate der publicistische Journalismus nahm, ist hinlänglich bekannt. L. selbst hat in jenen Jahren neben der „Nemesis“ vorübergehend die von Brockhaus in Leipzig verlegten „Deutschen Blätter“ (1815—16) und das „Allgemeine Staatsverfassungs-Archiv“ (3 Bde.) redigirt. Man weiß aber auch, wie diese freie Gestaltung des öffentlichen Lebens in Weimar, wozu die geräuschvollen burschenschaftlichen Tendenzen in Jena sich gesellt hatten, bald genug, namentlich in Wien und Berlin, auf Widerstand stieß und Drohungen und Verfolgungen hervorrief. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß L. auf die patriotische Hebung des studentischen Geistes nachhaltig eingewirkt hat; nicht minder gewiß bleibt aber, daß er seiner ganzen Art nach vor Ausschreitungen und Selbstüberhebung stets gewarnt hat. So ging denn auch das Wartburgfest mit seinen Nachwirkungen ohne empfindliche Folgen für L. vorüber, dagegen endete sein bekannter Conflict mit Kotzebue, obwol er formell Sieger blieb, mit dem Entschlusse, die „Nemesis“, d. h. die publicistische Thätigkeit aufzugeben und nicht länger „leeres Stroh zu dreschen“. So war denn doch eingetroffen, was ihm Goethe schon bei der Begründung der „Nemesis“ warnend vorausgesagt hatte. Die „Nemesis“ selber anlangend, kann man allerdings nicht behaupten, daß wir eine außerordentliche publicistische Leistung in ihr zu feiern und ihr Verstummen demnach zu bedauern hätten; der Herausgeber fand namentlich in der deutschen Frage und Preußen gegenüber nicht den Standpunkt, wie man einen solchen von einem tiefer denkenden Politiker erwarten mochte; auf der anderen Seite dürfen wir aber wenigstens nicht vergessen, daß es in jenen Jahren schwerer war, sich auf diesem Gebiete rasch zurechtzufinden und die überkommenen Vorurtheile abzustreifen. Wie dem aber sein mag, L. hat mit jenem seinem Entschlusse dem öffentlichen Leben sich doch nicht vollständig entzogen; er hat vielmehr in den J. 1823—32 als Abgeordneter der Universität Jena im weimarischen Landtag gesessen. Zu hochwichtigen parlamentarischen Actionen war hier der Natur der Dinge nach freilich keine Gelegenheit geboten; dies hat L. aber nicht abgehalten, im kleinen Kreise nach Kräften zu wirken. Wie es aus Veranlassung eines rechnerischen Nachweises zwischen Goethe als Vorstand der „Großherzoglichen Immediatcommission für Wissenschaft und Kunst“ einerseits und den Ständen andererseits zu einem Conflicte zu kommen drohte, hat L. in seinen „Rückblicken“ selbst erzählt, zugleich aber auch, daß in Folge seiner Betheiligung an der betreffenden Debatte über diesen Fall wohl oder übel eine dauernde Entfremdung zwischen dem Dichter und ihm eingetreten ist; freilich war eine Erkältung der anfänglich warmen Sympathie Goethe's für den jungen Gelehrten bereits vorausgegangen. Seit seinem Rückzug von der publicistischen Thätigkeit hat L. wieder seine ganze Kraft seinem Berufe als Lehrer und Schriftsteller gewidmet. Es ist hinlänglich bekannt, mit welch seltenem Erfolge er

noch ein Paar Jahrzehnte hindurch auf dem Lehrstuhle gewirkt hat, darüber herrscht im Grunde nur eine Stimme und in dieser seiner Wirksamkeit muß offenbar mit sein größtes Verdienst gesucht werden. Von seinen späteren litterarischen Unternehmungen steht seine „Geschichte des teutschen Volkes“ oben an, deren erster Band im J. 1825 erschienen ist. Es ist schwer, das rechte Wort für dieses Werk zu finden. Es ist mit hohen Erwartungen aufgenommen worden und zuletzt sind doch Alle, das Publicum so gut als der Verfasser und vielleicht auch der Verleger darüber ermüdet. L. erzählt in der Vorrede zum ersten Bande, er habe sich schon seit langer Zeit mit dem Plane zu einem solchen Werke getragen; der nationale Aufschwung, der auf die Zeit der Freiheitskriege gefolgt ist, scheint in ihm schließlich den Entschluß, ihn auszuführen, gereift zu haben. Und doch hat er sich selbst wieder den Zweifeln, ob der Zeitpunkt zu solch einem Unternehmen richtig gewählt sei, nicht völlig zu entziehen vermocht, und der Ausgang hat gezeigt, daß jene Zweifel hinlänglich berechtigt waren. Jener nationale Aufschwung war bereits im Erlöschen begriffen, und vor allem war es bedenklich, zu der Abfassung einer umfassenden deutschen Geschichte in dem Augenblicke zu schreiten, in welchem eben erst recht begonnen wurde, die Quellen derselben zu sammeln und nach wissenschaftlichen Grundsätzen zu bearbeiten. Dazu kam ein anderes, vielleicht nicht minder bedenkliches: das Werk war in einem viel zu breiten Maßstabe angelegt, so daß auf diesem Wege ein Ende gar nicht abzusehen war und ein viel zu geduldiges Publicum vorausgesetzt wurde, wenn das Werk in dieser Fülle auch nur bis zum Ende des Mittelalters herab geführt wurde, wobei noch immer schwer einzusehen blieb, aus welchem Grunde die Geschichte des deutschen Volkes gerade hier abgebrochen werden sollte. Dazu kam indeß ein noch viel bedenklicheres. L. hatte, als er an die Ausarbeitung ging, von der Schwierigkeit seines Unternehmens kaum eine ausreichende Vorstellung. Dieses geht schon allein aus dem Umstande hervor, daß er glaubte, die Zeit von 1236—1550 in je zwei Bänden darstellen zu können, während er für die Geschichte der vorausgehenden Jahrhunderte 12 Bände verbraucht hatte, eine Berechnung, bei welcher der unendlich reichere Inhalt des 14. und 15. Jahrhunderts offenbar vollständig außer Anschlag gebracht blieb. Ein anderes, schon oft hervorgehobenes Gebrechen des Werkes liegt in dem Mangel der hinlänglich scharfen und systematischen Quellenkritik, der durch die nicht gewöhnliche Kunst der Darstellung leider nicht ausgeglichen oder ersetzt wird. Man kann es zwar zu den Vorzügen der Luden'schen Geschichtschreibung rechnen, daß er, seinem Meister Johannes v. Müller getreu, sich zu einer gerechten Beurtheilung des Mittelalters erhebt, man fühlt sich aber zugleich versucht hinzuzusetzen, daß er hierbei, z. B. in der Auffassung und Darstellung der Conflicte zwischen den Kaisern und der Hierarchie bereits zu Gunsten der letzteren des Guten zu viel thut. Aus diesen und noch mehreren anderen Gründen, die hier nicht weiter verfolgt werden können, ermüdete allmählich die Theilnahme der Nation an dem Werke, und der Verfasser, der sich darüber nicht täuschen konnte, legte mit dem 12. Bande, mitten in der Geschichte Kaiser Friedrichs II. beim Jahre 1237 plötzlich die Feder nieder, ohne sie zu diesem Zwecke wieder aufzunehmen, obwol er noch ein Jahrzehnt lang gelebt hat. Die Bemerkung ist vielleicht am Platze, daß L. nach seiner ganzen Art mehr für die geschichtliche Darstellung der neueren Zeit als des Mittelalters berufen war, und daß er sich durch die Bearbeitung der Geschichte der Revolutionszeit oder dgl. bleibenderen Nachruhm verdient hätte, als durch die Behandlung der mittelalterlichen Epoche der deutschen Geschichte. Es mag aber auch die beginnende Abnahme der Lebenskraft an dieser Ermüdung und Verzagtheit Theil gehabt haben. Nahten doch auch für den einst so rüstigen und rührigen Mann die Tage, die uns nicht zu gefallen

pflegen; seine letzten Jahre waren durch Krankheiten getrübt; seit 1845 hat er das Katheder nicht wieder bestiegen, am 23. Mai 1847 ist er gestorben, nicht ein ganzes Jahr vor dem Ausbruch jener stürmischen Bewegung in Deutschland, die sich all' die Ideale zu verwirklichen vermaß, für welche auch er seine besten Kräfte eingesetzt hatte. Von litterarischen Hervorbringungen Luden's sind zum Schlusse nur noch seine „Rückblicke" zu erwähnen, die bald nach seinem Tode veröffentlicht wurden und, zunächst nur für seine Angehörigen bestimmt, recht lehrreiche Aufzeichnungen über eine Reihe interessanter Momente seines Lebens enthalten. Freilich hätte L., wenn er so gewollt hätte, noch viel Wichtigeres aus seinem Leben mittheilen können. So verhältnißmäßig klein der Schauplatz war, auf welchem er sich bewegte, so viel Bedeutendes hat er erlebt und erfahren. Er hat auch nie mehr eine Neigung verspürt, denselben mit einem größeren zu vertauschen, obwol es ihm, unseres Wissens, auch in späteren Jahren an Gelegenheit dazu nicht gefehlt hat. Von Schülern, auf deren Entwickelung er maßgebend eingewirkt hat, ist der Geschichtschreiber Papst Gregor VII. und des deutschen Ordens, Johannes Voigt in Königsberg zu nennen.

Vgl. u. a. den Nekrolog in der Jenaer A. L.-Zeitung, 14. Juni 1847, Nr. 141. — Neuer Nekrolog der Deutschen, 25. Jahrgang 1847, S. 375 ff. — Eichstadii opuscula oratoria, p. XVI—XXII. — (Am gehaltvollsten): Dr. Dietrich Schäfer, Akademische Festrede, gehalten in der Aula zu Jena am 12. Juni 1880 zur hundertjährigen Gedächtnißfeier Luden's (Preußische Jahrbücher, Bd. 46). — Aus dem Briefwechsel Johannes v. Müller's mit Luden im Neuen Reich, Jahrg. 1881. v. Wegele.

Luden: Heinrich L., Professor des Strafrechts und Oberappellationsgerichtsrath zu Jena, war als drittes Kind des damaligen Honorarprofessors der Geschichte, Heinrich L., zu Jena am 9. März 1810 geboren. Das geistig anregende Leben in dem Elternhause übte seinen Einfluß auf die frühzeitige Entwickelung des Knaben und Jünglings, der nach einer zuletzt auf der Klosterschule zu Roßleben genossenen Vorbildung bereits 1825 die Universität bezog. In Jena, Berlin und Göttingen studirte L. die Rechtswissenschaft, erlangte daneben 1829 zu Jena den philosophischen Doctorhut und wurde sodann ebenda am 17. August 1831 nach öffentlicher Vertheidigung der Dissertation „De furti notione secundum ius Romanum" als doctor iuris utriusque unter die Docenten der juristischen Facultät aufgenommen. Freilich bekannte er in späteren Jahren, daß sich der jugendliche Docent anfänglich den Aufgaben seines Lehrberufs nicht durchweg gewachsen gefühlt habe. Bald aber wußte er sich die Beherrschung des Stoffs und volle Sicherheit anzueignen, was sich auch in seinen Publicationen offenbarte. Zwar kann die 1832 erfolgte Herausgabe des actlichen Materials betreffend „Des Freiherrn Ferdinand Alexander von Seckendorf Rechtsstreit wider Se. Majestät den König von Sachsen" wissenschaftlichen Werth nicht beanspruchen, da die vom Herausgeber vorbehaltene juristische Beurtheilung des Falles später nicht folgte. Auch wurde die Uebersetzung der „Genesis des Strafrechts" von Romagnosi (Jena 1833, 2 Bde.) vornehmlich zu eigenem Lernen unternommen. Allein die „Abhandlungen aus dem gemeinen teutschen Strafrechte", von denen der erste Band „Ueber den Versuch des Verbrechens", 1836, der zweite „Ueber den Thatbestand des Verbrechens", 1840, erschien, erhoben des Verfassers Namen sofort unter die der besten Criminalisten damaliger Zeit. Klar in Gedanken und Sprache, voll treffenden, gesunden Urtheils, mit philosophischen Kenntnissen geschrieben, aber nicht einem bestimmten Systeme zu Liebe die Erscheinungen des Lebens vergewaltigend, haben sich die beiden Monographien die Anerkennung der Wissenschaft nicht blos zu

erringen, sondern auch bis heute zu erhalten gewußt. Das nämliche gilt, nur in höherem Maße, von der reifsten Frucht seines Geistes, von dem „Handbuch des teutschen gemeinen und partikularen Strafrechts“, 1. Bd., Jena 1847, betreffs dessen man beklagen darf, daß es unvollendet geblieben ist. An der Weiterführung des Werkes hatte der Verfasser in den letzten Jahren seines Lebens wieder zu arbeiten begonnen, zu einem Abschlusse ist er jedoch nicht gekommen. — Die litterarischen Leistungen Luden's, von steigendem Lehrerfolge namentlich in den strafrechtlichen Disciplinen begleitet, veranlaßten seine Ernennung zum ordentlichen Professor der Rechte unter dem 19. November 1844, nachdem er bereits am 2. September 1834 zum außerordentlichen Professor befördert worden war. Die Einladung zu seiner Antrittsvorlesung erfolgte am 21. April 1845 mittelst der wenig bekannt gewordenen Dissertation „De socio delicti generali et speciali“. Im J. 1845 trat er zugleich als akademischer Rath in das Oberappellationsgericht Jena ein. Die mit dieser Stellung verbundene praktische Thätigkeit, sowie die Judicatur im Spruchcollegium der juristischen Facultät, mit dessen vielbeschäftigtem Ordinariate er am 26. Juli 1861 betraut wurde, nahmen neben dem Lehrberufe und neben seiner Thätigkeit in verschiedenen akademischen Aemtern seine Arbeitskraft derart in Anspruch, daß er zu größeren Publicationen nicht mehr gelangte. Kleinere Aufsätze und Artikel in der Minerva, im Hermes, in Weiske's Rechtslexikon, sowie in anderen Zeitschriften und Sammelwerken stammen zum Theil aus dieser, zum Theil aus früherer Periode; unter den letzteren ist die kritische Schilderung des Vergiftungsprocesses der Wittwe Lafarge in Bran's Miscellen 1840 allgemeiner bekannt geworden. — Das Prorectorat der Universität führte L. vier Mal, namentlich auch im Sommer 1858 zur 300jährigen Jubelfeier derselben. Die Feinheit und herzgewinnende Freundlichkeit seines Wesens, die Ruhe und Würde seines Auftretens machten ihn zur Erfüllung der schwierigen Aufgabe vor Anderen geeignet. Er selbst dachte stets mit lebhafter Freude an die festlichen Tage zurück, während welcher sein neuerbautes schmuckes Haus den Festgenossen gastlich geöffnet stand. — L. hatte sich 1841 mit Anna Schmid, Tochter des geheimen Raths Schmid zu Jena, verehelicht, seine heißgeliebte Gattin jedoch bereits im folgenden Jahre nach der Geburt eines Sohnes verloren. Eine zweite Mutter erhielt der Knabe und der Vater eine treue, ihm eng verbundene Lebensgefährtin, als sich L. am 11. September 1844 mit Marie verwittwete Kriegel geb. Schmidt aus Ilmenau in zweiter Ehe vermählte. Das Glück dieser Verbindung wurde nur dadurch getrübt, daß die Eltern von fünf Kindern ihrer Ehe drei wieder verloren — zuletzt noch einen Sohn im Feldzuge wider Frankreich. Am 15. Februar 1879 starb plötzlich die Gattin — im folgenden Jahre, in der Nacht vom 23. zum 24. December 1880 verschied L. selbst, nach kurzem Kranksein an den Folgen einer Nierenentzündung.

Günther, Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena, 1858.

Aug. Thon.

Luder: Peter L. war der erste Lehrer der humanistischen Studien an einer deutschen Universität. Geboren in Kislau unweit Heidelberg, wurde er 1431 Student in Heidelberg, von wo er Italien aufgesucht und durchwandert, auch von Venedig aus die griechischen Küsten besucht hat. Als Schüler des Guarinus hat er sich eine noch ziemlich mangelhafte Kenntniß des Alterthums und des neuen humanistischen Lateins angeeignet, auch in Padua Verbindungen angeknüpft, durch welche, wie es scheint, der Pfalzgraf Friedrich bewogen wurde, ihn 1456 nach Heidelberg zu berufen, um hier die alten Autoren zu erklären und das humanistische Latein zu lehren. Die Corporation wollte nichts von ihm wissen und auch von geistlicher Seite hatte er trotz hoher Gönner mit Anfeindungen

zu kämpfen. Auch bei den Studenten fand er wenig Eifer für die neue Lehre. Als 1460 durch Krieg und Pest die Universität verödet war, ging er nach Ulm und kehrte, da der Kurfürst aus Geldmangel keine Unterstützung mehr gewährte, nicht zurück, sondern lehrte in Erfurt und Leipzig, freudig empfangen, doch nicht mit dauerndem Erfolg. Theils Abneigung gegen diese neue Richtung der Studien, theils die Mangelhaftigkeit seiner eigenen Kenntnisse und sein leichtfertiger Wandel, waren ihm überall hinderlich. Daher ging er 1462 nach Padua, um das vor 20 Jahren daselbst begonnene Studium der Medicin fortzusetzen, und wirklich finden wir ihn 1464 in Basel als Dr. med. und Professor. Doch auch hier blieb er nicht lange; 1469 und 1470 erscheint er als Diplomat im Dienst des Herzogs Sigismund von Oesterreich; 1474 scheint er wieder in Basel gewesen zu sein, und ein später geschriebener Brief ist datirt ex Wienna nostra. In Wien werden sich daher vielleicht noch Nachrichten über ihn finden lassen. Bekannt ist Luder's Leben vorzüglich durch die Briefsammlung des kurpfälzischen Hofkaplans Matthias v. Kemnat, der sein Freund in Heidelberg war, doch kein zuverlässiger. Er hat in seiner Chronik nicht nur Verse seines Freundes mitgetheilt, ohne ihn zu nennen, sondern auch ein großes Prachtstück desselben, eine Rede zum Lobe des Pfalzgrafen Friedrich, sich wörtlich angeeignet. Diese und andere Reden, auch Verse, die nicht ohne Gewandtheit verfaßt, aber sehr incorrect sind, eine Anleitung zum Briefstil u. a. finden sich hin und wieder in Handschriften der Zeit. Bei mancher Schwäche des Charakters und des Wissens verdient L. doch als eifriger Vorkämpfer des Humanismus ein dankbares Andenken.

Vgl. Wattenbach in den Verhandlungen der 26. Philologenversammlung zu Würzburg, 1868, S. 71, Zeitschr. f. Geschichte des Oberrheins, 22, 35 bis 127 (in besonderem Abdruck mit einem Anhang zur Geschichte der Univ. Leipzig); 23, 21—58; 27, 95—99. — G. Voigt, Wiederbelebung d. class. Alterthums, 2, 297—304. — Bursian, Geschichte d. class. Philologie, S. 95.

Wattenbach.

Lueder: August Ferdinand L., bekannt als staatswirthschaftlicher Schriftsteller, war geboren zu Bielefeld im October 1760, † zu Jena am 27. Februar 1819. Er studirte zu Göttingen, wurde 1786 Professor der Geschichte am Carolinum in Braunschweig, 1797 braunschweigischer Hofrath, 1810 Professor der Philosophie in Göttingen, gab diese Stellung 1814 auf, wurde 1817 Honorarprofessor in Jena und starb hier am 27. Februar 1819. Seine ersten Arbeiten waren geographisch-statistischen Inhalts, zum großen Theil Uebersetzungen neuerschienener Werke aus dem Gebiete der Reisebeschreibung und Völkerkunde. In den J. 1787 und 88 gab er das „Historische Portefeuille" heraus, von 1802—5 ein „Repositorium für die Geschichte, Staatskunde und Politik". Die Umschau, die er in der gleichzeitigen Litteratur des Auslandes zu halten pflegte, scheint ihn zur Nationalökonomie geführt zu haben. Das Hauptwerk, welchem er seine Stellung in der Geschichte dieser Wissenschaft verdankt, „Ueber Nationalindustrie und Staatswirthschaft" (3 Bde., 1800—1804) schließt sich sowol in der ganzen Anlage wie in den vorgetragenen Anschauungen auf das engste an Adam Smith' Reichthum der Nationen an. Was er diesem Werk hinzugefügt hat, besteht meistens nur in illustrirenden Belegen, die er seiner Belesenheit in geographischen Werken verdankte; hervorzuheben darunter sind die interessanten Zusammenstellungen über die Sklaverei, die einigermaßen mit der späteren und berühmten Arbeit von Charles Comte über denselben Gegenstand verglichen werden dürfen. Hat mit dem genannten Werke L. um die Verbreitung und Empfehlung eines neuen Systems sich bemüht, so hat er später durch seine heftige Bekämpfung einer der modernen staatswissenschaftlichen Disciplinen,

nämlich der Statistik, sich einen Namen gemacht. Die beiden Werke, die diesem Zwecke gewidmet sind, die „Kritik der Statistik und Politik" (1812) und die „Kritische Geschichte der Statistik" (1817), erscheinen geschichtlich recht bemerkenswerth. Die grundsätzliche Verwerfung der Statistik, die darin zum Ausdruck kommt, entspringt im wesentlichen aus einem zweifachen Motiv. Einerseits liegt darin eine Consequenz der Smith'schen Anschauung, die das Eingreifen des Staates in die Einzelheiten des gesellschaftlichen Lebens für verderblich hält und deshalb eine Wissenschaft zu fürchten hat, deren Kenntniß das Selbstvertrauen der Staatsmänner erheblich steigern muß. Andererseits aber erscheint die Polemik als eine berechtigte Reaction gegen jene Ueberschätzung der Statistik, welche mit ein Paar dürftigen und noch dazu in ihrer Richtigkeit zweifelhaften Daten das vielgestaltige Leben der Nationen erfaßt und auch alle moralischen und geistigen Triebkräfte enträthselt zu haben glaubt. Auch in diesen Schriften übrigens wirkt das reiche geographische und geschichtliche Wissen des Autors, das freilich meist nicht aus den ersten Quellen geschöpft ist, zuweilen auch am unrechten Ort sich vordrängt, belebend auf die ganze Darstellung. Eine posthume Schrift dagegen, die 1820 unter dem Titel „Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre" herausgegeben wurde, ist sehr trocken gehalten und verdient auch ihrem Inhalte nach keine besondere Beachtung.

Saalfeld, Gesch. der Universität Göttingen von 1788—1820, S. 122 bis 124; Roscher, Gesch. der Nationalökonomik in Deutschland, S. 619—24.

Leser.

Lüders: Ludwig L., geb. am 5. März 1776 in Hannover, † unbekannt wann und wo (5. Juli 1822?), war successive Secretär des Departements für Fluß- und Straßenbau im Herzogthum Sachsen-Altenburg, später Kammerarchivar und zuletzt Kammersecretär und gothaischer Rath daselbst (Altenburg war damals mit Gotha verbunden). Im J. 1811 erschien von ihm in zweiter Auflage zu Leipzig und Altenburg das Werk „Geschichte der Mathematik bei den alten Völkern oder Pythagoras und Hypatia". Es ist dies ein eigenthümliches, aber durchaus nicht unverdienstliches Buch, welches immerhin den historisch-mathematischen Studien einen gewissen Anstoß gegeben hat. Die langathmige geschichtsphilosophische Einleitung erscheint allerdings ein wenig überflüssig, dagegen ist der eigentliche Stoff sehr fleißig zusammengetragen und geordnet. Jeder Name irgend eines Mannes, der bei einem alten Autor als Mathematiker, Physiker, Astronom, Geograph oder Musiktheoretiker aufgeführt wird, kommt in der chronologischen Aufzählung von L. vor. Man hat es also eigentlich nur mit einer Materialiensammlung zu thun, allein als solche ist dieselbe selbst in unseren Tagen noch nicht werthlos. — Er war auch sonst ein fruchtbarer Schriftsteller und hat eine Reihe von Romanen, historischen, topographischen und anderen Schriften verfaßt, die allerdings heute vergessen sind.

Meusel, G. T. Günther.

Lüderwald: Johann Balthasar L., geb. am 27. September 1722 zu Fahrland bei Potsdam, † als Dr. theol. und Superintendent zu Vorsfelde am 25. August 1796. (Winer, Hdb. d. theol. Lit., II. 649.) Seine Schriften sind für unsere Zeit schwerlich noch von irgend einem Werth, von einem erheblichen sind sie selbst wol kaum für ihre Zeit gewesen. Die bekannteste derselben: „Die 6 ersten Capitel Daniels nach historischen Gründen geprüft und berichtigt", Helmstädt 1787, ist ein apologetischer Rettungsversuch, der mit seinen ungeheuerlichen Manipulationen nichts anderes als die Gedankenlosigkeit seines Urhebers beweist (man vgl. Eichhorn, Allg. Bibl. d. bibl. Lit., Bd. I. S. 390—418, Einleitung in das A. T., IV. 490—504). Verwandter Art ist sein „Neuer Versuch über den Immanuel bei Jes. c. 7, 14, nebst einem Anhang

darin die wahre Periode der Klagelieder Jeremiä bestimmt ist", Helmst. 1783. — Der neutestamentlichen Auslegung gehören an: die historischen und theologischen Anmerkungen über die Stelle 1. Joh, 5, 7. Braunschweig 1767. Fortsetzung 1772.

Andere Schriften allgemein apologetischen oder dogmatischen Charakters findet man angeführt bei Winer a. a. O. I. 378, 394, 453. Siegfried.

Ludewig: Johann Peter v. L., geb. am 15. August 1668 (nicht 1670) zu Hohenhard bei Schwäbisch-Hall, † am 7. September 1743 zu Halle a. d. S. Dem Soldatenstand, zu dem der Vater, Amtmann zu Hohenhard, ihn bestimmt hatte, zog er das Studium der Theologie zu Tübingen (seit 1688) vor, von wo er nach kurzer Zeit nach Wittenberg übersiedelte. Dort erwarb er den Magistergrad und hielt schon 1689 Vorlesungen. Gleich bei der Gründung der Universität habilitirte er sich in Halle auf Veranlassung Stryck's, der ihn aus Wittenberg mit sich zog, als Privatdocent für Geschichte und Philosophie. 1695 erhielt er eine Professur der theoretischen Philosophie, 1703 trat ihm Cellarius den Lehrstuhl der Geschichte ab, seit 1705 nahm er, das Jahr zuvor zum Doctor der Rechte promovirt, eine juristische Professur ein. Ueber ein halbes Jahrhundert an der neuen preußischen Hochschule als überaus fleißiger Lehrer thätig, galt L. nach dem Ableben seines Gönners Stryck und seiner gelehrten Gegner N. H. Gundling und Thomasius und nach dem Fortgange Wolff's als die erste Zierde der Universität, zu einer Zeit, wo dieselbe als die vornehmste Pflegestätte der juristischen Wissenschaft betrachtet werden durfte. Auch äußerliche Anerkennung ist ihm in reichem Maße zu Theil geworden: 1704 die Bestallung zum königl. Historiographen, 1718 der preußische Geheimrathstitel, 1719 der Reichsadel, 1721 die Kanzlerwürde der Universität, die seit Seckendorff's Tode (1692) nicht verliehen worden war, und 1741 die Ernennung zum Kanzler der Magdeburger Regierung. Das Hauptfeld der wissenschaftlichen Thätigkeit Ludewig's war das deutsche Staatsrecht, in welchem er, in unmittelbarer Anlehnung an Heinrich Cocceji, zu den Fortsetzern der historischen Schule Conring's gehört. Er übertraf Cocceji, dessen Schriften er seinen staatsrechtlichen Vorlesungen zu Grunde zu legen pflegte, in willkürlicher Zurechtlegung der Geschichte zum Zwecke der Begründung moderner staatsrechtlicher Theorien. Cocceji's Lehre von der uralten, heiligen Siebenzahl als fons ac basis des deutschen Staatsrechts hat L. in der sonderbaren Schrulle weiter entwickelt, daß die „Erzfürsten" der von ihm entdeckten sieben alten Provinzen (Böhmen, Baiern, Sachsen, Brandenburg, Franken, Schwaben, Thüringen) beim Tode Ludwigs des Kindes unabhängig geworden, sich von dem Wahlkönig Konrad I. ihre Souveränität vorbehalten hätten — natürlich in majorem gloriam der reichsständischen Selbstherrlichkeit gegenüber dem habsburgischen Kaiserthum der Ludewigschen Zeit. Schon bei den Zeitgenossen hat „die seit Cocceji's Zeit überhand genommene Vermengung der Staatshistorie mit der Staatsgelehrsamkeit" lebhaften Widerspruch hervorgerufen, namentlich Gundling hat mit Geschick und Gelehrsamkeit gegen seinen hallischen Collegen geschrieben, und J. J. Moser urtheilte nicht zu hart, wenn er Cocceji und L. vorwarf: „Sie haben sich gewisse Bilder und Staatsgebäude in den Kopf gesetzt, die Geschichten darnach gedrehet und das ganze Staatsrecht sodann auf solchen sandigen Grund gebauet". L. pflegte in seinem Aerger über die abfällige Kritik, mit der seine Schriften fortgesetzt durch Gundling begleitet wurden, in seiner schwäbischen Aussprache seinen Antipoden wegwerfend einen „Bagatellischten" zu nennen, aber schon die nächste Generation trat ausnahmslos auf Gundling's Seite: noch nicht ein Menschenalter nach Ludewig's Tode konnte J. J. Moser mit Genugthuung constatiren (1766), daß das Gebäude von einem Paar akademischen berühmten

Rechtsgelehrten mit ihrem Tode ganz wieder eingefallen sei, sodaß man nicht leicht etwas weiteres davon zu besorgen habe. Seine gegen L. geschleuderte Anklage, „als habe er Urkunden erdichtet oder gefälscht“, hat Moser ausdrücklich zurückgenommen. L. hat in einem für jene Zeit ungewöhnlichen Umfange archivalische Forschungen angestellt; abgesehen von Arbeiten im Magdeburger Archiv, für das er 1704 zum Archivar ernannt worden war, hat er auf wiederholten Studienreisen (1714, 1715, 1724, 1725) die Archive von Stettin, Halberstadt, Dessau und mehrere süddeutsche Archive besucht.

Ludewig's rechtshistorischer Standpunkt, seine Verherrlichung der territorialen Souveränität, hängt eng zusammen mit seiner praktisch-publicistischen Thätigkeit, die ganz dem Dienste eines deutschen Territoriums, des brandenburgisch-preußischen Staates geweiht war. Der junge L. war den Fragen der Tagespolitik zuerst näher getreten, als er in einer Pause seiner akademischen Lehrthätigkeit als Mentor des Erbprinzen von Schwarzenberg während des Friedenscongresses 1697 zu Ryswick weilte. Von dem kaiserlichen Bevollmächtigten v. Seilern will er die Kenntniß zahlreicher Congreßacten erhalten haben, andere Belehrung verdankte er den schwedischen Gesandten Bonde und Lilienroth, sodaß er eine Zeit lang mit dem Plan einer Geschichte des Friedensschlusses sich tragen durfte. Das J. 1697 hat L. später als das glücklichste seines Lebens bezeichnet. Einer schon 1697 veröffentlichten Streitschrift gegen die französische Reunionspolitik folgten, nachdem L. durch eine publicistische Vertheidigung der preußischen Königswürde die Aufmerksamkeit des Ministers v. Ilgen auf sich gelenkt hatte, vorwiegend Deductionen im preußischen Interesse. Eine der letzten in der langen Reihe dieser Staatsschriften ist das „Rechtsgegründete Eigenthum des königlichen Kurhauses Preußen und Brandenburg auf Jägerndorf, Liegnitz, Brieg, Wohlau“, eine Deduction, für die der Verfasser, wie er am 1. Nov. 1740 an Friedrich II. schreibt, seit vielen Jahren Material gesammelt hatte, „weil der von Ilgen dafür gehalten, daß bei Verlöschung des Mannesstammes von dem Hause Oesterreich, über kurz oder lang, noch ein Gebrauch davon gemacht werden würde“.

Das Werk, welches L. die größte Berühmtheit eintrug, war die zuerst 1702 unter dem Pseudonym Lud. Pet. Giovanni erschienene Germania Princeps, geplant als eine Art Staatshandbuch der einzelnen deutschen Territorien, mit Berücksichtigung der Geschichte, Genealogie, Topographie, Verfassung, Verwaltung und Quellenkunde; es sind jedoch nur die Kurfürstenthümer und Oesterreich behandelt worden. Von fortgesetztem Interesse an cameralistischen Studien zeugt die Schrift, die L. 1727 nach der auf seinen und Thomasius' Antrag erfolgten Errichtung eines nationalökonomischen Lehrstuhles veröffentlichte: „Die von Sr. Königl. Maj. auf der Universität Halle neu eingerichtete Professur in Oekonomie-, Polizei- und Kammersachen“. In einer gedrängten Schilderung der ökonomischen Maßregeln und administrativen Schöpfungen Friedrich Wilhelms I. preist L. die „gute Wirthschaft“ und die Armee, „des Gartens Zaun“, als die zwei Grundsäulen, die ein Volk, Reich und Land beständig glückselig machen. Von nachwirkender Bedeutung ist Ludewig's Thätigkeit auf dem staatswissenschaftlichen Gebiet ebenso wenig wie auf dem juristischen gewesen. Daß L. vielfach anstieß, darf in einem an die tiefste Deferenz gewöhnten Jahrhundert bei einem Manne nicht überraschen, der mit seiner Meinung nicht zurückhielt und in seinen Schriften wie auf dem Katheder die Freiheit der Ansicht und des Ausdrucks sich wahrte. Von persönlicher Eitelkeit war dieser Mann nicht frei, und Moser spottet darüber, daß ihn L. auf dem Sterbebette förmlich zu seinem Nachfolger als „größter Publicist“ eingesetzt habe. Ludewig's Ehe mit Margarete Kühne war mit drei Töchtern gesegnet, denen der Vater ein beträchtliches Vermögen hinterließ und deren eine mit dem preußischen Geheimenrath v. Nüßler vermählt war.

Niceron, hrsg. v. Baumgarten und Rambach, Bd. XX. Pütter, Litteratur des teutschen Staatsrechts, Bd. I. J. J. Moser, Von Teutschland u. seiner Verfassung überhaupt. Büsching, Beyträge zu der Lebensgesch. denkwürdiger Personen, I. (Lebensgesch. Nüßler's; die Angabe über eine diplomatische Mission Ludewig's in Hannover S. 307 beruht nach Ausweis der Acten des geh. Staatsarchivs auf einer Verwechselung mit dem Hofrath Ludewig in Berlin). Roscher, Geschichte der Nationalökonomik in Deutschland. Preußische Staatsschriften aus der Regierungszeit Friedrichs II., Bd. I.

Koser.

Ludger s. Liudger.

Lüdinghausen: P. Friedrich Wolff v. L., nicht Ludwigshausen, berühmter Jesuit und intellectueller Gründer der Leopoldina in Breslau, am bekanntesten unter dem Namen P. Wolff, geb. am 16. Octb. 1643 in Dünaburg, † am 15. April 1708 in Breslau, verlebte seine Jugend am Hofe des Königs Johann Kasimir von Polen und trat, angewidert von der innern Leerheit des Hoflebens und dem das Wohl des Staates untergrabenden Treiben der Parteien im Alter von 16 Jahren in die Gesellschaft Jesu. Bei seiner eminenten Begabung bemächtigte er sich mit Leichtigkeit der ganzen Wissenschaft, welche in den Anstalten des Ordens gelehrt wurde und gehörte bald, nachdem er 3 Jahre die sogenannten humaniora vorgetragen, zu den gefeiertsten Lehrern desselben. Die summos honores in der Philosophie scheint er 1675 in Prag erworben zu haben; über seine Promotion zum Doctor der Theologie ist Näheres nicht bekannt. Neben bedeutender Gelehrsamkeit befähigten ihn tiefe Menschenkenntniß, seltene Gewandtheit im Verkehr mit Hohen und Niederen, zähe Ausdauer im Verfolgen seiner Ziele, verbunden mit einer erstaunlichen Arbeitskraft zu den schwierigsten Aufgaben, und eine solche wartete seiner in Schlesien. Nur in Oberschlesien hatte die Reformation vollständig unterdrückt werden können, Niederschlesien war noch evangelisch und Breslau hatte alle Angriffe auf seine politische uud kirchliche Selbständigkeit bisher mit glücklichem Erfolge abgewehrt. Selbst das 1659 auf der kaiserlichen Burg etablirte Jesuitencollegium konnte sich trotz der zahlreichen Schüler, die ihm aus Oberschlesien und den katholischen Nachbarländern zuströmten, nicht rühmen, dem Protestantismus besonderen Abbruch gethan zu haben; daher wurde L., der beste Mann, über den der Orden verfügte, 1687 mit der Leitung des Collegiums in Breslau betraut. Nach Lüdinghausen's Ueberzeugung war, wie er es bezeichnet, „Erfrischung der Wissenschaft“ durch eine Landesuniversität erstes Erforderniß, wenn gegen den Protestantismus in Schlesien Etwas ausgerichtet werden sollte. Gab es in Schlesien eine Universität, auf welcher die Wissenschaften blühten, so ließ sich das Studiren auf auswärtigen Hochschulen verbieten und dem Umsichgreifen evangelischer Ideen ein Riegel vorschieben. Die Erhebung des Breslauer Collegiums zur Universität war daher das Ziel, welches L. unverrückt im Auge behielt. Umsichtig und besonnen übereilte er nichts. Vor allem ließ er sich angelegen sein, dem Breslauer Rath „alle Liebe und Freundschaft zu erweisen“ und ihn dadurch mit dem verhaßten Collegium auszusöhnen. L. war kaiserlicher Capellan und bei Hofe hochangesehen; es war ihm leicht, für die vornehmsten und einflußreichsten Mitglieder des Rathes Gnadenbezeigungen zu erwirken, für die einen Erhebung in den Adelstand, für andere den Titel als kaiserlicher Rath, und dem Rathe als solchem das längst erwünschte Prädicat „Ehrenfest“ zu verschaffen; kurz als L. 1694 zum zweiten Male Rector wurde, stand er mit der Bürgerschaft im besten Einvernehmen und mit dem Rathe auf freundschaftlichstem Fuße. Da verbreitete sich 1695 in Breslau auf einmal das Gerücht,

L. wolle eine Universität gründen und sei Allerhöchsten Orts deßwegen schon eingekommen. Was die katholische Universität für das protestantische Breslau bedeutete, darüber machte sich Niemand Illusionen. Der Schrecken war groß und allgemein. Der Rath trat sofort zusammen und wurde „aus Amts- und Gewissenspflicht in allertiefster Demuth“ wider diese Gründung bei Hofe vorstellig. Er hätte besser gethan, nicht so zu eilen, denn das Gerücht hatte gelogen, doch der Stein war ins Rollen gerathen und L. zu schnellem Handeln genöthigt, wobei es ihm zu statten kam, in seiner Petition um Erhebung des Collegiums zur Universität die Einwendungen des Breslauer Raths gleich berücksichtigen und widerlegen zu können. Dabei wies er darauf hin, daß für die neue Universität eigentlich zwei Fakultäten, die theologische und die philosophische schon vorhanden seien; ihnen fehle Nichts als das Recht zu Promotionen, denn über gedruckte Thesen sei schon immer, „nicht ohne Solennität auf akademische Art disputirt worden“; der Kaiser möge daher die beiden schon bestehenden Facultäten mit dem Promotionsrechte und den übrigen Universitätsprivilegien begnaden und die juridische und medicinische später fundiren, unterdessen aber, „bis in bessern Zeiten andere ersprießliche Mittel gefunden würden, einiges vacirende Lehngut, davon in Schlesien anjetzo mehr zu finden, zur Unterhaltung etlicher juris et medicinae professorum ad interim appliciren und diese also neu fundirte Universität mit allen aller in orbe christiano vornehmer Universitäten Privilegien pariformiter Allergnädigst begaben.“ Man beachte wohl, daß L. bei der Dotation der neuen Universität die Kirche mit ihrem ungeheuern Besitze ganz aus dem Spiele läßt und unter Hinweis auf heimgefallene Lehngüter ausschließlich an die Großmuth des Kaisers appellirt; aber unter König Wladislaus war die geplante Stiftung einer Universität in Breslau eben daran gescheitert, daß ihre Dotation auf geistlichem Boden gesucht wurde, und auch diesmal würden Bischof und Capitel sofort auf die Seite der Gegner Lüdinghausen's getreten sein, wenn er dem Reichthum der Kirche irgend welche Opfer für seine neu zu gründende Universität angemuthet hätte. Indeß wie gnädig der Kaiser die Vorschläge und Anträge seines Capellans auch aufnahm, die Schwierigkeiten, die sich ihrer Ausführung entgegenstellten, waren trotzdem nicht gering. Der Bischof und das Capitel verhielten sich passiv und der Rath von Breslau bot Alles auf, die Universität, von welcher er den Ruin der Stadt befürchtete, zu hintertreiben. Lüdinghausen's Gegner am Hofe aber spotteten über das Project und äußerten wegwerfend, „es sei eine Lumperei mit allen Jesuiten-Universitäten, die sie allein inne hätten“. Die jetzt beginnenden mehrjährigen Unterhandlungen in ihren einzelnen Phasen zu verfolgen, ist hier nicht der Ort; genug, L. blieb Sieger. Am 21. Octbr. 1702 unterzeichnete Kaiser Leopold die Stiftungsurkunde der nach ihm genannten neuen Universität, welche an seinem Namenstage, den 15. November, in zwei Facultäten mit mehr als 300 Studirenden feierlich eröffnet wurde. L. wurde als Generalstudienpräfect aller Jesuitenschulen in Schlesien ihr erster Kanzler. Die von ihr in der Philosophie, dem canononischen Recht und der Theologie ertheilten Grade sollen nach der Stiftungsurkunde denen aller andern Universitäten gleich stehen, selbst in Rom erworbene Diplome nicht mehr gelten als die der Leopoldina. Eine Bestätigung in Rom ist nicht nachgesucht worden. Aber Kaiser Leopold und L. starben für ihr Werk zu früh; es blieb unvollendet; zur Errichtung einer juristischen und medicinischen Facultät ist es nicht gekommen. Nach Lüdinghausen's Intentionen sollte die Leopoldina eine Universität ersten Ranges werden; das ist sie im Laufe der Zeit allerdings geworden, aber erst nach ihrer Emancipation von der Kirche und durch ihre Vereinigung mit der Frankfurter evangelischen Viadrina und nicht unter geistlicher Aufsicht sondern unter weltlicher Leitung. — L. war nicht

der Jesuit gewöhnlichen Schlages. Für sich nichts begehrend, sicherten ihm geistige Ueberlegenheit und persönliche Bedürfnißlosigkeit überall, auch am Hofe und im Kabinette des Kaisers den ersten Platz. Namentlich in den letzten zehn Jahren der Regierung Leopolds waren sämmtliche Geheimräthe nach ihrem eigenen Geständniß ihm gegenüber ohnmächtig. Nicht blos Priester, sondern zugleich feiner Diplomat und gewiegter Finanzmann war er dem Kaiser geradezu unentbehrlich geworden. Schwierige Unterhandlungen mit fremden Höfen wurden in die Hände des den Gesandten als Capellan beigegebenen L. gelegt, und wenn in den unaufhörlichen Kriegen Leopolds Niemand mehr Geld zu schaffen wußte, so fand L. immer noch Mittel und Wege, die zur Fortsetzung oder Beendigung eines Feldzuges nothwendigen Summen aufzutreiben. Er war der eigentliche Finanzminister Leopolds. Noch in anderer Weise leistete er im Kriegsdepartement Dienste. Im Juni 1696 gefährdete der Zwiespalt der unter Kurfürst Friedrich August von Sachsen in Ungarn befehligenden Generale den Erfolg des Feldzugs gegen die Türken. L. war es, der als Vermittler ins Lager geschickt die Eintracht wieder herstellte und großes Unheil abwendete. Der Kurfürst war von ihm bezaubert, hielt ihn über einen Monat bei der Armee fest und setzte nach Niederlegung seines Oberbefehls die Bekanntschaft mit ihm fort. Gewiß war sie ein bedeutsamer Factor bei seinem 10 Monate später erfolgten Uebertritte zur katholischen Kirche. Ebenso hat bei den Unterhandlungen des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg um die Königskrone in Preußen L. offenbar im Rathe des Kaisers den Ausschlag gegeben. Er schreibt an den Kurfürst nicht ohne Humor: „Durchlauchtiger Kurfürst! Gnädiger Herr! Beinahe König!“ Wo und wie L. sonst noch in die Geschicke des deutschen Reiches und Europas bestimmend eingegriffen, läßt sich aus den lückenhaften Nachrichten, die über sein Leben und Wirken auf uns gekommen sind, denn das Archiv der Leopoldina ist verschwunden, leider nicht mehr nachweisen, aber unter den deutschen Jesuiten giebt es keinen, der an Tüchtigkeit und geschichtlicher Bedeutung sich mit ihm messen kann.

Die Universität zu Breslau vor der Vereinigung der Frankfurter Viadrina mit der Leopoldina. Festschrift der katholisch-theologischen Facultät. Von Professor Dr. Joseph Reinkens. Breslau 1861. Schimmelpfennig.

Lüdke s. **Ludecus**.

Lüdke: Friedrich Germanus L., protestantischer Theolog des 18. Jahrhunderts, geb. am 10. April 1730 in Stendal, † am 8. März 1792 in Berlin. — Nach Beendigung seiner theologischen Studien hielt er sich eine Zeitlang in Danzig auf, wo er „Briefe an Freunde“ 1756 herausgab, wurde dann während des siebenjährigen Krieges Feldprediger bei dem preußischen Regiment Bornstädt, ließ 1762 zu Breslau einige Predigten drucken (z. B. von der Unsterblichkeit), wurde Diakonus und später Archidiakonus an der Nikolaikirche zu Berlin, als College und Freund des Propstes J. J. Spalding, und verwaltete dieses Amt mit seltener Berufstreue bis zu seinem Tode. Er war, wie die Allg. d. Bibl. von ihm rühmt, ein Mann von vielen Einsichten und unermüdetem Fleiß, ein selbstdenkender und aufgeklärter Religionslehrer, dem vorzugsweise das praktische Interesse des Christenthums und Predigtamtes am Herzen lag, dabei ein fleißiger Mitarbeiter, eine Zeitlang auch theologischer Mitredacteur an Nikolai's Allgemeiner deutscher Bibliothek, für die er in der ganzen Zeit von ihrem ersten Erscheinen bis zu seinem Tod zahlreiche Beiträge, meist Recensionen, geliefert hat. Von seinen eigenen Schriften ist die bedeutendste, die ihm „allgemeinen Ruhm zugebracht hat“, eine Schrift „Ueber Toleranz und Gewissensfreiheit, insofern der rechtmäßige Religionseifer sie befördert und der unrechtmäßige sie verhindert“, Berlin 1774. 8°; ferner eine Schrift „Vom falschen Religionseifer“, Berlin

1767, worin er die symbolischen Bücher als Hindernisse der Freiheit und des Friedens bezeichnet; sowie seine „Gespräche über die Abschaffung des dem Staate entbehrlich ja sogar schädlich sein sollenden geistlichen Standes", Berlin 1784, und „Briefe über das neue preußische Gesangbuch", 1781. Den größten Beifall aber fand unter seinen aufgeklärten Zeitgenossen sein 1772 in erster, 1793 in vierter, verbesserter und vermehrter Auflage (mit Vorrede von J. A. Hermes) erschienenes „Communionbuch nebst einer Vorstellung wider Geringschätzung des h. Abendmahls", 1772. 8°. Von seinen gedruckten Predigten haben ein gewisses zeitgeschichtliches Interesse: „Zwei Predigten bei der Regierungsveränderung in den preußischen Landen", 1786 und eine „Stand- und Trauerrede auf H. Otto v. Bismark", Stendal 1774.

Vgl. Denina, Prusse littéraire II, 436; Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Deutschen des 18. Jahrhunderts, S. 462; Meusel, Gel. Teutschland; Lexikon VIII, 411; Rotermund zu Jöcher 125; Döring, Gel. Theologen Deutschlands II, 388; G. Frank, Gesch. der prot. Theol. III, 21. 50. 123. Ein Bild von ihm in der Allg. d. Bibl. Bd. 63. 1785 (von Chodowiecki). Wagenmann.

Ludmila, die Heilige, Tochter des slawischen Häuptlings Slawibor und Gemahlin des böhmischen Fürsten Borschiwoy, wird mit Recht als die erste und eifrigste Beförderin des Christenthums in Böhmen verehrt. Sie selbst erhielt die Taufe mit ihrem Gemahl am Hofe des großmährischen Fürsten Swatopluk, vielleicht von Methudios des Slavenapostels eigener Hand. Nach dem Tode Borschiwoy's wurden unter dessen und Ludmila's Sohne Spythiniew die einzelnen Stammesfürstenthümer in Böhmen zu einem einheitlichen Herzogthum vereinigt (912). Nach Spytihniew's Tode übernahm sein Bruder Wratislaw die Herrschaft im Lande (912—920). Aus dessen Ehe mit Drahomira, einer Fürstentochter des noch heidnischen Stodorerstammes, erwuchsen als älteste Söhne Wenzel und Boleslaw, die nachmaligen Herzoge Wenzel der Heilige und Boleslaw der Grausame. L., die fromme Großmutter, nahm auf die Erziehung ihres Enkels, des jungen Wenzel, den nachhaltigsten Einfluß, selbstverständlich im Sinne des von ihr mit so vielem Eifer propagirten Christenthums. Sie selbst unterrichtete ihn in der slawischen Kirchensprache, und der junge Prinz lernte, wie der älteste Bericht erzählt, „gleich einem Pfarrer". Die Legende hat einen persönlichen Gegensatz zwischen L. und ihrer Schwiegertochter Drahomira herausgebildet. Derselbe findet seine tiefere Begründung in den am herzoglichen Hofe gegen einander arbeitenden christlichen und heidnischen Adelsparteien, als deren hervorragendste Vertreterinnen die beiden Frauen angesehen wurden. Nach dem Tode des Herzogs Wratislaw (920) führte die Regentschaft bis zum Jahre 928 für den noch unmündigen Wenzel die Wittwe Drahomira. Ludmila's Einfluß sank, ja sie fiel als Opfer der nunmehr zur vollen Herrschaft gelangten nationalheidnischen Reaktion. Zwei Mörder drangen mit einer Kriegerschaar in den Wittwensitz Tetin, einer Burg bei Beraun, und erwürgten die hochbetagte L. nach der Volkssage mit ihrem eigenen Schleier (15. September 921). Es ist historisch nicht entschieden, ob Drahomira, die in der Volkssage als wilde fanatische Heidin dargestellt wird, die unmittelbare Anstifterin des Mordes gewesen. Der Leichnam Ludmila's wurde in der St. Georgskirche bei der Prager Burg am Hradschin beigesetzt, und die Grabstätte der Heiliggesprochenen bildet bis heute alljährlich am Gedächtnißtage den Sammelpunkt zahlreicher Andächtiger.

Vgl. Dobrowsky, Ludmila und Drahomira. Königl. böhm. Gesellsch. d. Wissensch. III, 1807; Palacky, Böhm. Gesch.; Büdinger, Oesterreich. Geschichte u. a. Schlesinger.

Ludolf, Erzbischof von Magdeburg, 1192—1205, stammte aus Kroppenstedt im Halberstädtischen und war von niedriger Herkunft. Seine erste Bildung erhielt er in Halberstadt, besuchte dann die hohe Schule in Paris, wo er sich zwanzig Jahre aufhielt, kehrte darauf nach Deutschland zurück und wurde Scholasticus, später, im Anfange der achtziger Jahre, Decan des Magdeburger Erzstifts. Bereits unter Erzbischof Wichmann wurde L. zu wichtigen Geschäften verwandt, 1186 gehörte er zu den Geistlichen, welche Schreiben der deutschgesinnten Kirchenfürsten und Erzbischof Wichmann's an den Papst Urban III. überbrachten, um diesen zur Einstellung der offenbaren Ungerechtigkeiten zu ersuchen, die er dem Reiche zugefügt habe. Nach dem am 25. August 1192 erfolgten Tode Wichmann's wurde L. dessen Nachfolger, das Pallium erhielt er von Papst Cölestin III. und die Weihe vom Bischof zu Halberstadt Pfingsten 1193. Wie Wichmann, so stand auch L. stets auf Seite der Hohenstaufen, deren treueste Stütze er im östlichen Deutschland war. Die Urkunden Heinrichs VI. zeigen ihn mehrfach in der Nähe dieses Kaisers, auch auf den Reichstagen zu Gelnhausen (October 1195) und Würzburg (März 1196) war er zugegen. Wenige Jahre nach seiner Wahl fällt ein in der Geschichte des Erzstifts Magdeburg wichtiges Ereigniß. Auf feierliche Weise übertragen die Markgrafen von Brandenburg Otto II. und sein Bruder Albrecht (November 1196) alle ihre Güter, welche sie in der Mark und in anderen Grafschaften haben, die zu ihrer Mark gehören, der Kirche zu Magdeburg, eine Schenkung, die im Juli des folgenden Jahres von Kaiser Heinrich VI. bestätigt wurde. Das Motiv dieser Schenkung lag ohne Zweifel in der Festsetzung, daß diese Güter in Zukunft nicht nur auf die männlichen, sondern auch auf die weiblichen Nachkommen beider Brüder übergehen sollten. Wie der Kaiser die Erblichkeit des Kaiserthums unabhängig von der Wahl der Fürsten machen wollte, ebenso wollte er die unbeschränkte Erblichkeit der Lehen einführen. Als nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. (28. Septbr. 1197) der Kampf zwischen Hohenstaufen und Welfen um die Herrschaft im Reiche von Neuem entbrannte, griff L. in die allgemeinen Reichsangelegenheiten kräftiger ein. Nachdem Herzog Philipp von Schwaben den Entschluß gefaßt statt seines Neffen sich selbst zum Könige wählen zu lassen, und sich deshalb am 15. Febr. 1198 nach Nordhausen begeben hatte, war es Erzbischof L., der ihm mit besonderem Eifer entgegenkam und mit anderen sächsischen Fürsten einen Wahlaufruf für ihn erließ. Diesem Wahlaufruf entsprechend, versammelte sich Anfang März eine große Anzahl geistlicher und weltlicher Fürsten zu Erfurt und Arnstadt behufs einer Vorwahl. Am 8. März wurde Philipp in der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen feierlich zum Könige gewählt, Erzbischof L. gab ihm zuerst seine Stimme. Diese Wahl entsprach nicht den Wünschen Papst Innocenz III., und ein Schreiben desselben an Erzbischof L. vom 31. Mai 1198, in welchem er diesen auffordert, den Herzog Philipp zu veranlassen, daß er das dem König Richard von England vom verstorbenen Kaiser und vom Herzog von Oesterreich abgepreßte Lösegeld zurückerstatte, zeigt, nach welcher Richtung hin die päpstliche Politik gravitirte. Im Beginn des folgenden Jahres fand zu Nürnberg ein großer Hoftag statt, auf dem die zahlreich versammelten geistlichen und weltlichen Fürsten, unter ihnen auch L., wie wir aus einem, aus Speyer den 28. Mai an Innocenz III. gerichteten Schreiben dieser Fürsten ersehen, sich entschieden für Philipp erklären. Inzwischen hatte die Gegenpartei Herzog Otto, den Sohn Heinrich des Löwen, zum Könige gewählt (9. Juni 1198). Diese Doppelwahl war der Ausgangspunkt eines langen und hartnäckigen Kampfes zwischen beiden Fürsten, in den auch der Erzbischof L. durch seine Parteistellung hineingezogen wurde. Zu Ende des Jahres 1199 neigte sich der Sieg auf die Seite des Hohenstaufen. Das Weihnachtsfest

dieses Jahres wurde von König Philipp inmitten einer glänzenden Versammlung zu Magdeburg feierlich begangen. Noch während des Magdeburger Hoftages fiel Otto's Bruder, Pfalzgraf Heinrich, in das Erzstift ein und verbrannte Calbe; aber dieser Einfall wurde durch die Zerstörung Helmstädts und Warbergs gerächt. Im folgenden Jahre errang Otto einige kriegerische Erfolge, Philipp vermochte nicht auf seinem Feldzuge, den er nach Sachsen unternahm und auf dem ihn ohne Zweifel L. unterstützte, Braunschweig einzunehmen. Der Papst trat jetzt offen auf die Seite Otto's und bedrohte die Ungehorsamen, wenigstens unter den Geistlichen, mit allen Kirchenstrafen; gleichzeitig (1. März 1201) forderte er den Erzbischof und seine Suffragane, da die Kirche sich gegen Philipp für König Otto entschieden habe, zur Treue gegen Letzteren auf. Aber L. blieb seiner hohenstaufischen Gesinnung treu. Vergebens berief der päpstliche Legat Guido von Präneste ihn sammt seinen Suffraganen im August nach Corvey, um ihn für die welfische Partei zu gewinnen. Sein Ausbleiben beantwortete der Legat mit dem Bann, der erst im März des folgenden Jahres zurückgenommen wurde. Das Auftreten des Legaten verletzte die Anhänger Philipps und wohl schon auf dem Reichstage zu Bamberg im September dachte man an eine Beschwerdeschrift an den Papst, die denn auch wirklich zu Anfang des J. 1202 diesem übersandt wurde. An der Spitze dieses Protestes steht der Erzbischof L. von Magdeburg. Die Ereignisse der nächsten Zeit gestalteten sich für Otto sehr günstig, der König von Böhmen und der Landgraf von Thüringen traten auf seine Seite. Philipp zog nach Thüringen gegen das vereinigte feindliche Heer, dem er aber in offenem Felde nicht widerstehen konnte. Unter Otto's eigener Führung rückte das Hauptheer gegen Halle (1203). Die ganze umliegende Gegend wurde verwüstet, und ein so großer Schrecken hatte alle ergriffen, daß die Leute sich nicht einmal in Magdeburg sicher hielten, sondern mit Weib und Kind in die überelbischen Gegenden zogen. Die Erfolge Otto's benutzte der Cardinal Guido, um den Erzbischof L. zum Aufgeben der Partei Philipps zu bestimmen. Aber die Ueberredungskünste des Legaten scheiterten an L., und als auch Drohungen und Schmähungen nichts fruchteten, excommunicirte er den Erzbischof zum zweiten Male. Das folgende Jahr (1204) brachte, namentlich durch den Abfall des Pfalzgrafen Heinrich von Otto, wieder einen Umschwung zu Gunsten Philipps. Dieser zog mit einem Heere von Schwaben, Ostfranken und Baiern nach Thüringen, und von der andern Seite stießen die Fürsten des Osterlandes, Erzbischof L. mit elfhundert Rittern und viel anderer gewappneter Mannschaft und andere Fürsten mit einem großen Heere zu ihm. Der Landgraf von Thüringen wurde sechs Wochen in Weißensee von dem staufischen Heere belagert. Der Böhmenkönig rückte zwar zum Entsatz heran, trat aber, als er sich von der Stärke des Feindes überzeugt hatte, den Rückzug an (Juli). Aus Dankbarkeit für die ihm von Anfang seiner Erhebung an bewiesene Ergebenheit bewilligte König Philipp seinem treuen Anhänger L., daß alle nach dem Ableben der dem Reiche unterworfenen Bischöfe dem kaiserlichen Fiskus nach altem Herkommen zustehenden Abgaben von den Nachfolgern des Erzbischof und aller seiner Suffragane eingesammelt und zur Deckung der etwa von den Bischöfen hinterlassenen Schulden verwendet werden (22. Septbr.). Erzbischof L., obwol vom päpstlichen Legaten excommunicirt, fuhr dennoch fort, geistliche Funktionen auszuüben. Es war ein Gebot der politischen Klugheit, daß Papst Innocenz nicht mit voller Strenge gegen die staufischgesinnten Bischöfe vorging. Andererseits suchte auch Erzbischof L. durch Unterhändler einen Ausgleich mit Rom. So beauftragte denn Innocenz die Bischöfe von Minden und Verden und den Abt von Werden, den Erzbischof von Magdeburg gegen dessen eidliches Versprechen, sich den Befehlen des päpstlichen Stuhles unterwerfen zu wollen, zu absolviren,

zugleich aber auch über die Thatsache der nicht beachteten Excommunicirung weitere Untersuchung anzustellen. Noch vor seinem Tode erhielt er, wie eine chronikalische Notiz meldet, die Absolution. Er starb Mitte August 1205. Seine Theilnahme an den Reichsangelegenheiten ließ die Sorge für sein Erzbisthum nicht zurücktreten, er erwarb Hundisburg und Schraplau, Möckern und Schollehne, von dem Lehensauftrage der brandenburgischen Markgrafen ist bereits oben die Rede gewesen. Auch den kirchlichen Stiftungen seines Sprengels und deren Vermehrung wandte er seinen Eifer zu, er ist der Gründer des Peter-Paulsstifts in Magdeburg, das er reich dotirte.

v. Mülverstedt, Regesta Archiepiscopatus Magdeburgensis, Bd. II, S. 1 bis 96; Gesta Archiepiscop. Magdeburg. bei Pertz, Scriptores XIV, S. 417; Magdeburger Schöppenchronik (= Deutsche Städtechroniken, Bd. VII) S. 122 ff.; Gesta episcoporum Halberstad. und Chron. montis sereni bei Pertz, Scriptores XXI, p. 113 ff. und 164 ff.; Chron. Sanpetrinum in den Geschichtsquellen der Provinz Sachsen I, S. 44 ff. K. Janicke.

Ludolf I., zum Bischof von Ratzeburg erwählt 1236, starb angeblich am 29. März 1250 und wird mit diesem Erinnerungstage als einer der drei Heiligen dieses Namens von der katholischen Kirche gefeiert. 1230 wird er als Diaconus genannt, d. h. als einer der jüngeren Domherren, welche in der strengen Cluniacenserregel am Ratzeburger Dome lebten. Bei seiner Wahl zum Bischof war er Camerarius des Stiftes, seine Herkunft ist unbekannt; 1237 stiftete er das Benedictinerkloster zu Rehna in seinem Sprengel. Seine weitere Geschichte gehört einer gegen die Herzöge von Sachsen-Lauenburg höchst feindseligen Legende an. Der Herzog Albrecht von Sachsen († 1261) verlangte die Oberlehnsherrlichkeit über den Bischof und machte dem Stifte das Land Butin oder Boitin streitig und der Bischof wollte dem Herzog die Burg Verchow nicht abtreten, um nicht das Haus des Herrn in eine „Räuberhöhle zu verwandeln“. Diese Festigkeit führte zum Martyrium, einer „passio“. Im Auftrage des Herzogs, wird nun erzählt, fängt ein „lübischer“ Ritter Erikin „de Nemor“ (doch wol de nemore, von Holte) den Bischof, peinigt ihn in Gefängnissen und Wäldern, wobei die Stiche der Mücken (Ameisen?) eine große Rolle spielen, verpfändet ihn an die Juden in „Hischer“ und bringt ihn dann wieder in die Einöden. Endlich frei geworden flüchtet L. zu dem mecklenburgischen Fürsten Johann I. theologus, nach Wismar, verflucht dort den Herzog Albrecht und sein Geschlecht bis ins 4. Glied, segnet aber das Haus Johanns. In Wismar bleibt er bei den Minoriten und stirbt dort nach vielem Fasten und Kasteien nach einer Heiligenvision am Grünen Donnerstage während der Messe „venite benedicti“. Sofort that er Wunder, noch vor dem Begräbnisse. So noch Ernst von Kirchberg und Krantz' Metropolis, aus welch letzterer die Vita in den Acta sanctorum der Bollandisten zum 29. März schöpfte. Jene beiden ersteren berufen sich auf eine passio S. Ludolfi, die Masch nicht finden konnte. Unfraglich ist dies die Reimchronik, welche in Kopenhagen sich befand, aber jetzt verloren ist. Die Data stimmen übrigens nicht zum 29. März 1250; denn die Messe venite gehört zum Mittwoch nach Ostern, nicht zum Grünen Donnerstag, und im J. 1250 fiel auf den 29. März der Dienstag nach Ostern. Johann von Mecklenburg residirte auch erst seit 1253 in Wismar. Thatsächlich dauerte der Streit um Boitin (Schönberg) bis 1271, die Reichsunmittelbarkeit des Bisthums entschied sich 1273, der „Fluch“ gegen das Haus Albrechts schien in Erfüllung zu gehen in den Erbfolgefehden der Lauenburger von 1321 an: so wird die Abfassung der Passio wol in diese Zeit fallen. Um 1340 ist von der Canonisation Ludolf's die Rede, nachzuweisen ist sie aber nicht. Jenes „Hischer“ sucht Masch in Hitzacker, es soll aber wol nur „Juden-Hischen“ heißen, letzteres ein

in Mecklenburg üblicher Ausdruck für kleine Familienwohnungen; die Bezeichnung Juden-Hischen kommt gerade in Wismar vor.

Masch, Geschichte des Bisthums Ratzeburg. Krause.

Ludolf: s. Liudolf.

Ludolph (Leutolph, irrig auch Landulph) von Sachsen, einer der beliebtesten ascetischen Schriftsteller des späteren Mittelalters, von dessen Lebensumständen wir jedoch nur wenig Sicheres wissen. Nachdem er ungefähr 30 (nach Anderen 26) Jahre dem Dominicanerorden angehört, trat er um 1330 in den Carthäuserorden und wurde einige Jahre später Prior der Carthause zu Straßburg, wo er in hohem Alter gestorben ist. Da man zur Zeit des Arnold Bostius († 1499, vgl. Bd. III, S. 192) die Urschrift seiner Vita J. Christi in der Mainzer Carthause aufbewahrte, so hat Wharton die Vermuthung ausgesprochen, daß L. daselbst Carthäuser geworden sei, während viele andere Litterarhistoriker Mainz als den Ort seines Todes angeben. Sein Hauptwerk: „Vita D. Jesu Christi ex 4 evangeliis aliisque scriptoribus orthodoxis concinnata“ (ein starker Folio-Band) ist im 15., 16. und 17. Jahrhundert sehr oft gedruckt worden. Die einzelnen Ausgaben findet man bei Hain (Nr. 10 288 ff.), Gräße (Trésor IV, 491 ff.), Brunet, Fabricius und Echard-Quétif verzeichnet. 1729 erschien noch zu Augsburg und 1865 zu Paris bei Palmé eine neue Folio-Auflage, sowie ebenda 1870 eine Octavausgabe in 2 Theilen (4 Bände). Die letztgen. Folio-Ausgabe beruht auf der von Antwerpen vom J. 1618 mit Berichtigungen aus der von Venedig 1572 und der von Lyon 1517. Es wurde davon auch schon früh ein Auszug gemacht und Uebersetzungen in mehrere lebende Sprachen (die französische, spanische, portugiesische und italienische) veranstaltet, von denen mehrere (namentlich die französische) öfter aufgelegt wurden. Genauere Angaben hierüber geben Hain, Gräße und Brunet. Auch seine Psalmenerklärung: „In psalmos Davidicos enarratio juxta spiritualem praecipue sensum“ wurde öfter gedruckt. Ohne genauere bibliographische Angaben wird ihm auch eine Abhandlung „De remediis contra tentationes spirituales novissimi temporis“, ferner Sermones, endlich mit wenig Wahrscheinlichkeit ein Tractat „De officio missae“ (s. Echard) zugeschrieben.

Vgl. Echard et Quétif, Script. O. Praed. 1, 568, II, 819. Theod. Petrejus, Bibliotheca Carthus. (Colon. 1609) 233 ff. Fabricius-Mansi, Bibl. lat. med. et inf. 4, 286. Dupin, Bibliothèque des auteurs ecclés. (Par. 1700) XI, 74. Cave-Wharton II, II, 31, Labbé, Dissert. de script. eccles. (Par. 1660) II, 32. Bzovius, Annal. eccl. ad a. 1337. n. 19. Lit. Handweiser von Hülskamp und Rump, Münster 1872, Nr. 114, 100 ff.; Nr. 123, 394 f. Stanonik.

Ludolf von Suchen — so las man früher den Verfassernamen auf dem Titel und im Eingang eines bekannten Pilgerbuchs aus dem 14. Jahrhundert. An „Ludolf“ müssen wir auch jetzt festhalten, trotzdem daß in den ältesten hochdeutschen Uebersetzungen des Buchs sonderbarer Weise „Peter“ geschrieben steht. Aber Suchen oder Suchem ist falsch gelesen statt Suthem, Sutheim. Es soll nach dem Wortlaut des Textes einen Ort der Paderborner Diözese bezeichnen, in welchem L. Pfarrer (rector ecclesiae parochialis) war. Nun sucht man jetzt vergeblich im Paderbornischen nach einem Pfarrdorf dieses Namens, wohl aber befand sich im Mittelalter an der Stelle, wo gegenwärtig das adelige Gut Sudheim liegt, eine Viertelstunde von Lichtenau (südöstlich von Paderborn) entfernt eine Ortschaft Suthem (Sudhem), der Mittelpunkt einer kleinen Freigrafschaft, in kirchlicher Beziehung zu dem Archidiaconat des Propstes in Busdorf gehörig. Dies war ohne Zweifel die Pfarre, welche L. inne hatte, als er um

1350 sein Buch schrieb und dem Paderborner Bischof Balduin von Steinfurt (reg. 1340—1361) widmete. Zur Zeit seiner Reise scheint er Caplan im Dienste eines deutschen Ritters gewesen zu sein. Das Buch selbst ist nicht sowohl eine Beschreibung der von ihm gemachten Pilgerfahrt, es will vielmehr ein Rathgeber und Führer für Pilger sein. Zunächst belehrt es sie darüber, was für verschiedene Wege man nach dem heiligen Land einschlagen könne. Ueber dem erfahren wir nicht, welchen L. selbst gemacht hat. Doch ist ziemlich sicher, daß er wenigstens im Hinweg Südfrankreich passirte. Bekanntschaft mit diesem Land verräth er auch sonst — er besuchte öfters die Gegend von Beziers und Narbonne — und gewiß beobachtete er selbst, was er Andern empfiehlt, die Einholung der Erlaubniß zur Pilgerreise beim Papste (damals in Avignon). Die Weiterreise zur See führte ihn nach Constantinopel und Ephesus. Während L. in letzterer Stadt schon alle Gelegenheit hatte, das Vordringen des Islam auf altchristlichem Boden zu beobachten, indem er sie aus einer griechischen in eine türkische umgestaltet antraf, so fand er vollends in Palästina die Herrschaft der Sultane von Aegypten seit Jahrzehnten befestigt, sodaß Cypern hinfort den äußersten Vorposten der Christenheit bildete. Als einer der ersten Deutschen, welche das heilige Land unter der neuen Herrschaft besuchten, konnte er noch von wenigen im Orient zurückgebliebenen Abendländern einige leider durch Anachronismen und Uebertreibungen getrübte Kunde über die Ursachen und den Hergang von Accons Fall sowie über das Aussehen der Stadt unter der Kreuzfahrerherrschaft einziehen, andererseits durfte er sich aber auch davon überzeugen, daß die der Christenheit theuer gewordenen Stätten in Jerusalem, Bethlehem, Hebron ꝛc. von den Saracenen im Zustand leidlicher Erhaltung, ja theilweise in der Obhut abendländischer Geistlichen und Mönche belassen worden waren. Jedenfalls hinderte das moslimische Regiment den L. nicht, Aegypten, die Sinaihalbinsel, Palästina und Syrien (Damaskus) unbehelligt zu bereisen und sich fünf Jahre (1336—1341) in diesen Gegenden aufzuhalten. Sein Routier im Einzelnen festzustellen ist nicht mehr möglich, indem L. durch die Reisebeschreibung des Wilhelm von Boldensele (s. Bd. III, S. 96), welcher nur wenige Jahre vorher dieselben Länder begangen hatte, sich so stark beeinflussen ließ, daß er bei seiner Periegese die Orte ganz in der Reihenfolge aufzählt, in welcher Boldensele sie durchwandert hat. Auch in der Ortsbeschreibung selbst verräth sich die Abhängigkeit von diesem Vorgänger oft in dem Maße, daß Ludolfs Text nichts ist als eine schlecht verhüllte Paraphrase des Boldensele'schen. Was aber dann L. aus seiner eigenen Beobachtung sowie als Resultat vielseitiger Erkundigungen hinzufügt, ist reichhaltig und interessant genug, um es zu rechtfertigen, wenn man diesem liber de itinere terrae sanctae in der Pilgerlitteratur des Mittelalters einen der vordersten Plätze anweist. Legenden- und Sagenhaftes fehlt freilich auch hier nicht und die Bibelkunde des geistlichen Verfassers zeigt sich oft in einem recht bedenklichen Lichte. Welch einen großen Erfolg das Buch bei den Zeitgenossen und noch lange nachher hatte, das beweisen die vielen Uebersetzungen des lateinischen Originals ins Hochdeutsche, Niederrheinische und Niedersächsische, wie denn auch die Druckerpresse unter allen Pilgerschriften zuerst diese vervielfältigte.

Für Ludolfs Leben ist die einzige Quelle sein Buch De itinere terrae sanctae. Beides ist ausführlicher besprochen von Ferd. Deycks, Ueber ältere Pilgerfahrten nach Jerusalem (Münster 1848) und von Evelt in der Zeitschrift für vaterländ. (westfälische) Geschichte und Alterthumskunde. N. F. Bd. 10 (1859). S. 1—22. Die bis jetzt beste Ausgabe des Urtextes hat Deycks geliefert im 25. Band der Bibliothek des litt. Vereins in Stuttgart (1851); dann publicirte J. G. L. Kosegarten, L. v. S. Reisebuch ins heilige

Land in niederdeutscher Mundart (Greifswald 1861); Proben einer niederrheinischen Version giebt Deycks im ersterwähnten Buche S. 28 ff. Ueber die verschiedenen Handschriften und Drucke vgl. außer den genannten Autoren Tobler, Bibl. geogr. Palaestinae p. 39 ff. und die Zusätze bei Röhricht und Meißner, Deutsche Pilgerreisen, S. 564 ff. Ein später geschriebenes deutsches Buch Ludolfs ist verloren; er hatte darin das erste fast ganz wieder aufgenommen (freilich mit ziemlichen Aenderungen und Weglassungen) und dazu eine Beschreibung des hl. Landes nach seiner natürlichen Beschaffenheit und seinen Bewohnern gefügt. Nur das lateinische Werk eines Compilators, welchem jenes deutsche Buch Ludolfs zu Grunde liegt, hat sich erhalten und wird in den Archives de l'Orient latin II, 2. p. 305—377 von Neumann in Wien publicirt werden.

Heyd.

Ludolf: Georg Melchior von L. (auch Ludolph), Kammergerichtsbeisitzer und juristischer Schriftsteller. Geb. zu Erfurt am 2. März 1667, † zu Wetzlar am 1. Febr. 1740. — Die Ludolf (welche sich früher Leudholf, auch Leutholph oder Lütholf nannten) sind ein angesehenes Bürgergeschlecht aus dem Thüringischen, welche schon frühzeitig, mit Beginn des 16. Jahrhunderts fast regelmäßig in Erfurt zu Rath gingen und in ihren Familienregistern manch' hervorragenden Namen führen, so den Juristen Georg Melchior L., dessen Oheim, den bekannten Orientalisten und Sprachforscher Hiob L. (s. u.) und mehrere Andere. Des letzteren Enkel, Wilhelm Heinrich Moriz v. L., außerordentlicher sizilianischer Gesandter bei der Ottomanischen Pforte ꝛc. ꝛc. wurde am 30. Nov. 1778 unter Wappenmehrung in den erblichen Reichs- und erbländisch-österreichischen Grafenstand erhoben; mehrere seiner Nachkommen dienen in der kaiserl. österreichischen Diplomatie und Armee. Als Ahnherr der Familie gilt Nikolaus L., der 1521 als Senator von Erfurt erwähnt wird. G. M. L. ist der einzige Sohn des Erfurter obersten Rathsmeisters und nachmaligen kurmainzischen Regierungsrathes Georg Heinrich L. aus dessen zweiter Ehe mit der Senatorstochter, Martha Benigna Schmidt. Er verlor seinen Vater schon im dritten Lebensjahre (1669) und seine Mutter, welche 1676 sich mit einem Offizier wieder verheirathete, übergab ihn dem tüchtigen Lehrer Langgut zu Erziehung und Unterricht. Dieser bediente sich im Umgange mit seinen Zöglingen stets der lateinischen Sprache, wodurch der kleine L. in derselben solche Fertigkeit gewann, daß er kaum 9 Jahre alt zur Verwunderung der gelehrten Zuhörer einen freien, lateinischen Vortrag über das griechische Staatswesen hielt. 1681 starb auch seine Mutter; durch deren letztwillige Verfügungen und die Habgier seines Stiefvaters (der im Laufe der Jahre zu einer 2ten, 3ten und 4ten Ehe schritt), sah er sich des größten Theiles des mütterlichen Erbes beraubt und in die zwingende Nothwendigkeit versetzt, sobald als nur möglich selbst etwas zu erwerben. Er besuchte daher noch vor Erreichung des 15. Lebensjahres (1681) die Akademie seiner Vaterstadt, wo er trotz seiner großen Jugend nicht nur den Vorträgen über Geschichte, Philosophie und Rechtswissenschaft anstandlos folgen, sondern auch an den Redeübungen vollen Antheil nehmen konnte. Als im nächsten Jahre (1682) zu Erfurt die Pest ausbrach, wandte er sich nach Jena; dort fand er in Lynker (s. d.) einen vorzüglichen Lehrer und Berather, der ihn mit den Grundsätzen des Staatsrechtes bekannt machte, und überhaupt auf seinen wissenschaftlichen Bildungsgang maßgebenden Einfluß übte. Nach vollendeten Studien ging er 1685 mit seinem mütterlichen Oheim, Joh. Jacob Schmid, — welcher am Hofe des Herzogs von Sachsen-Eisenach das Amt eines obersten Geheimen Rathes bekleidete, und von diesem in schwierigen Geschäften nach Wien abgeordnet wurde, — als Secretär in die Kaiserstadt. Sie erreichten im September 1685 ihren Bestimmungsort, verweilten daselbst bis Mai 1686. Da

sich L. nun ohne eigentliche Beschäftigung im Hause seines Onkels aufhielt, war es ihm bei seinem Drange, die Welt kennen zu lernen, höchst erwünscht, 1688 in der Eigenschaft eines Secretärs bei einem Fürsten Verwendung zu finden, der in der kaiserlichen Armee diente (L. bezeichnet diesen Fürsten in seinen Aufzeichnungen nur mit der Chiffre H. F., später N. N.). Verabredungsgemäß sollte er seinen neuen Herrn zur Armee nach Südungarn begleiten und traf deshalb im Herbste 1688 mit ihm in Wien zusammen. Der Fürst „blieb jedoch bis zum Frühjahr des folgenden Jahres (1689) in Wien hängen", und L. benutzte die ihm reichlich gebotenen Freistunden zu Musik- und Sprachübungen, da er ein entschiedener Gegner jeden Spieles und ähnlichen müßigen Zeitvertreibs war. Mit Beginn des Frühjahrs besuchte er als Begleiter des Fürsten dessen Güter in Böhmen und ging dann mit ihm über Wien nach Belgrad, wo sie im kaiserlichen Lager kurz vor dem Treffen von Nissa anlangten, in welchem Ludwig von Baden im August 1689 die Türken aufs Haupt schlug und diese serbische Stadt eroberte. Auf der Heimreise wurde L. von einem heftigen Wechselfieber befallen, jedoch alsbald hergestellt und nun zur Vereinigung einiger Geschäfte nach Augsburg gesandt, wo das kaiserliche Hoflager wegen Wahl und Krönung des römischen Königs und nachmaligen deutschen Kaisers Joseph I. weilte. Als der kaiserliche Hof im Februar 1690 nach Wien zurückkehrte, folgte er diesem, und konnte erst im Herbste 1691 seinem Prinzen über die Ergebnisse der Sendung mündlich Bericht erstatten. Im Laufe der Zeit gewahrte L. immer mehr, daß des Fürsten Handlungs- und Denkweise von seinen Lebensanschauungen und Grundsätzen völlig verschieden sei, weshalb er das ihm widerstrebende Dienstverhältniß unter dem Vorwande leidender Gesundheit löste. Er ging nun nach Leipzig, von da nach Jena, wo die Herzöge Joh. Georg und Joh. Wilhelm von Sachsen-Eisenach in Territorialangelegenheiten zusammentrafen, und zu seiner großen Freude Herzog Joh. Wilhelm durch Vermittelung seines Oheims Schmid ihn als Secretär (1691) aufnahm. L. war nun der ständige Begleiter des Herzogs auf dessen Reisen, welche dieser in Familien- wie Regierungsangelegenheiten bald nach Sachsen, bald nach Westfalen, bald in die Hauptstädte Hollands bis nach Westfriesland unternahm. Doch schon im folgenden Jahre, im November 1692 trat er auf besonderen Wunsch des regierenden Herzogs von Sachsen-Eisenach Joh. Georg und mit Zustimmung seines jetzigen Dienstherrn, des jüngeren Bruders Johann Wilhelm in des Ersteren Dienste. Neben den Regierungsgeschäften hatte er auch noch die Haus-, Hof- und Militärangelegenheiten zu besorgen. Trotz dieser angestrengten Berufsthätigkeit verlor er seine Privatstudien nicht aus den Augen, indem er die neuesten Erscheinungen der Litteratur verfolgte und als Geistesgymnastik hauptsächlich Mathematik trieb. 1694 gründete er seinen Hausstand durch Vermählung mit Sophia Dorothea Faligken (geb. am 14. Febr. 1668), Kammerfrau der Gemahlin des Herzogs Joh. Georg. Aus dieser Ehe gingen vier Töchter hervor. 1697 wollten beide Herzoge L. bei ihren Regierungscollegien zu Jena und Eisenach als Hofrath befördern; sie einigten sich schließlich dahin, daß L. seinem früheren Fürsten und Herrn folgen sollte, und so siedelte er denn nach Jena über. Allein auch dort war seines Bleibens nicht lange; durch den plötzlichen Tod des in Eisenach regierenden Herzogs Joh. Georg, der 1698 von den Blattern hinweggerafft wurde, trat eine völlige Umgestaltung der politischen Verhältnisse und theilweise eine neue Organisation des Landes ein. Herzog Wilhelm übernahm bei dem kinderlosen Ableben seines Bruders die Regierung des gesammten Landes und löste seine Regierung zu Jena auf. Von den dortigen Räthen folgte L. allein dem neuen Landesherrn nach dem nunmehrigen Regierungssitze. Dort nahm er an den verschiedenen Berathungen, auch an jenen

mit den benachbarten sächsischen Fürsten und deren Ministern Theil und wurde zur Anzeige der erfolgten Regierungsübernahme nicht blos an die Höfe der Kurfürsten und befreundeter Fürsten, sondern auch nach Wien zu Kaiser Leopold (1701) abgeordnet, wo er wegen anderweitiger Geschäfte, die er zur vollen Zufriedenheit seines Herrn ausführte, einige Monate blieb. Zu dieser Zeit veröffentlichte L. seine ersten litterarischen Werke, und zwar zuerst 1696 „Schediasma de Comitiorum statu“, dann den dem Könige von Großbritannien gewidmeten „Tractatus de Introductione juris Primogeniturae“, hierauf die deutsch geschriebenen „Electa juris publici“ (Erster Theil 1709, 2. Auflage 1711, 3. Aufl. 1713. — Zweiter Theil 1710). 1710 ergab sich durch den Tod des Kammergerichtsbeisitzers von Bernstorff bei dem Reichskammergericht eine Erledigung. L. hatte aus den Archiven ermittelt, daß im gegebenen Falle das Präsentationsrecht dem Fürsten von Sachsen-Eisenach zustehe; von Freunden aufgemuntert bat L. diesen um Verwendung, worauf auch der Herzog in Anerkennung der von L. erspießlichst geleisteten Dienste, diesen als Kammergerichtsbeisitzer präsentirte. L. arbeitete behufs Erwerbung des Doctorgrades an seinem nachträglich vielgerühmten Tractate „De Jure foeminarum illustrium“, 1711. 4°. (2. vermehrte Aufl. 1731. Fol.), hielt am 14. Juli 1710 in Jena seine Vorlesung über l. 3 C. de Assessoribus, und am 15. desselben Monats vor einer ungewöhnlich zahlreichen und auserkorenen corona seine Disputation, welche durch die überraschende Gelehrsamkeit und Geistesschärfe des Promoventen allgemeine Bewunderung erweckte. Nachdem L. zu Wetzlar auch das Assessorats-Examen neben mehreren Bewerbern mit Vorzug bestanden hatte, verkaufte er sein zu Eisenach besessenes Haus, bezog mit seiner Familie das mittlerweile in Wetzlar neu erworbene, wurde am 15. Juni unter dem Vorsitze des Kammergerichtspräsidenten Freih. v. Ingelheim in hergebrachter Weise in das Collegium eingeführt, wo er nach der üblichen Reihenfolge seinen Platz als Assessor des obersächsischen Kreises erhielt. Gegen Ende des Jahres (1711) reiste er zur Krönung des Kaisers Karl VI. nach Frankfurt, da er mit dessen Ministern in amtlichen Geschäften zu verkehren hatte. Bei diesem Anlasse verlieh der Kaiser mit Diplom Frankfurt den 12. Jan. 1712 L. mit Rücksicht auf das Alter seiner Familie und seine eigenen Verdienste den erblichen Reichsadel. Als 1721 beim Reichskammergerichte eine Stelle frei wurde, zu welcher dem Kurfürsten von der Pfalz das Präsentationsrecht zukam, bewarb er sich um diese Stelle und nahm am 22. Mai aufs Neue feierlichst eingeführt den Platz als kurpfälzischer Assessor ein, in welcher Eigenschaft er bis an sein Ende ununterbrochen thätig in einem Alter von 73 Jahren am 1. Febr. 1740 mit Tod abging. L. hat über seine Lebensschicksale, seine schriftstellerische und amtliche Thätigkeit sowie über seine Familienverhältnisse umfassende Aufzeichnungen in lateinischer Sprache gemacht, welche nach seinem Tode auf seinen Wunsch Dr. Chr. Aug. Heumann in Göttingen mit einer Vorrede herausgab („Vitae viri perillustris G. M. de Ludolf etc. ab ipso scripta. Edidit etc. Heumannus“, Gottingae 1740. 96 S.). In denselben tritt uns L. als anspruchsloser, äußerst strebsamer Mann und pflichteifriger Beamter entgegen, dessen Hauptcharakterzüge Frömmigkeit und Gottesfurcht waren, weshalb er auch sämmtliche wichtige Begebenheiten seines Lebens auf besondere Fügungen Gottes zurückführt. L. war zugleich einer der tüchtigsten Practiker und hervorragendsten Schriftsteller, welche je das Reichskammergericht zierten. Er vereinte mit allgemeiner Bildung gründliche Belesenheit und reiche Erfahrung, und ist in genauer Kenntniß der reichskammergerichtlichen Praxis und Gesetzgebung von keinem Juristen übertroffen worden. Der Marburger Universitätskanzler J. G. Estor bezeichnet ihn deshalb in seinen Anfangsgründen des gemeinen und Reichsprocesses als „virum multi laboris et auctoritatis in Camera“.

Gleichwol berichtet Freih. von Cramer in seinen Wetzlarischen Nebenstunden, daß über ihn der Satz ging „Ludolf aliter scribit, aliter judicat“, und daß er in den Sitzungen bisweilen abvotirt wurde, muthmaßlich weil er wegen seiner umfassenden litterarischen Thätigkeit auf Ausarbeitung der Referate nicht immer die erforderliche Sorgfalt verwendete. Wie schon früher zu Eisenach und Jena ertheilte L. auch noch in Wetzlar zu seinem Vergnügen begabten jungen Leuten Unterricht in der Jurisprudenz und entstand aus diesem Anlasse sein bekanntestes Werk: „Delineatio juris cameralis brevis et perspicua“ (1711. 4°.), welche sich in den Händen der meisten Practiker befand. Dieselbe wurde unter dem Titel: „Commentatio systematica de jure camerali“ sehr vermehrt 1719, neu aufgelegt, welcher zweiten Auflage drei weitere folgten; die letzte besorgte J. J. v. Zwierlein 1741 und schrieb hierzu eine stoffreiche Vorrede sammt Noten. Den späteren Auflagen ist auch der von L. herrührende „Catalogus privilegiorum S. R. J. Electorum, Principum ac Statuum de non appellando“ beigedruckt und hat der Kammergerichts-Procurator Joh. Wilh. Ludolf, ein Verwandter unseres L., zu denselben ein sehr ausführliches Sachregister gefügt. Außerdem schrieb der Kammergerichtsassessor v. Plonies Annotationen zu Sect. I. § 1 der Ludolf'schen Commentatio (2. Aufl. 1765. 4°) und J. Ulr. Röder: Ad Trigam Paragraphorum de Lud. comment. camer. (1775. 4°). Außer diesen Werken sind noch zu erwähnen: „Corpus juris cameralis“ (1724), eine von einem Frankfurter Anwalt begonnene, von L. fortgesetzte, sehr zweckmäßige Sammlung aller kammergerichtlichen Gesetze und Materien, sodann: „Symphorema consultationum et decisionum forensium etc. etc.“, Vol. I, 1731. Vol. II, 1734. Vol. III, 1739. Fol. und „Variae observationes forenses“, Pars I ed. 2da 1735. P. II. 1732. P. III. 1734. Fol.; „earundem supplementa“, 1738. Zwei umfangreiche Sammelwerke, in denen einzelne Rechtsfälle, welche staatsrechtliche Fragen zum Gegenstand haben, näher erörtert werden und welche wegen ihrer praktischen Anlage und Brauchbarkeit von Pütter (Litterat. d. deutschen Staatsrechts, Thl. II. S. 353) besonders gerühmt werden. Ein genaues Verzeichniß der Ludolf'schen Werke (geschieden in anonyme und unter des Verfassers Namen erschienene) hat Heumann a. a. O. 85—96 hergestellt, die Kammergerichtl. unter Angabe der zeitgenössischen Kritiken v. Fahnenberg (Litt. des kaiserl. Kammerg. S. 115—118) aufgezählt. Nach Hommels effigies ICtorum giebt es von L. vier in Kupfer gestochene Porträts, das größte in Folio ist ein Werk des bekannten Berenigeroth; zwei Abbildungen sind von unbekannten Meistern.

Gotha'scher Kalender, Grfl. Häuser, Jahrg. 1874. S. 517 — 1875. S. 515 — 1876. S. 528. Christ. Aug. Heumannus, Vita etc. Georgii Melchioris de Ludolf, Goettingae 1740. 12°, Auszüge hieraus in Hirsching's Lexikon, Bd. 4. s. voce Ludolf, — und Allerneueste Nachr. von jurist. Büchern Bd. 1. S. 638—50. — Fahnenberg a. a. O. S. 114 ff. — Pütter a. a. O. Thl. I, S. 294.

Eisenhart.

Ludolf: Hieronymus von L., Arzt und Chemiker. Sohn des Johann Hiob L., geb. am 11. Decbr. 1708 zu Erfurt, † ebendaselbst den 7. Novbr. 1764. Dr. med. 1741 wurde er extraordinarius, 1745 Prof. ord. der Philosophie, daneben auch ordentlicher Professor der Chemie an der Universität zu Erfurt, auch war er daselbst praktischer Arzt und Stadtphysikus. 10 Jahre lebte er in Mainz als Leibmedicus des dortigen Kurfürsten, der ihn 1752 adelte. L. kannte das auf nassem Wege gebildete schwarze Schwefelquecksilber (aus Quecksilber oder Quecksilberkalk mit Kalkschwefelleber) und gab verschiedene Methoden zur Darstellung der therapeutisch wichtigen Antimonpräparate an. Titel seiner Schriften: „Diss. de acidi vitrioli praestantia“ (Erford. 1739), „Progr. de sale non igne“ (ibid. 1749), „Die in der Medicin siegende Chemie“

u. s. w. (7 Hefte. ibid. 1746—49, darin viele chemische Arbeiten von ihm, Zugabe dazu, ibid. 1750), „De solutione mercurii per alcali“ (ibid. 1747), „De olei animalis Dippelii faciliori praeparatione etc.“ (ibid. 1750). „Vollständige und gründliche Einleitung in die Chemie u. s. w.“ (8°. ibid. 1752). Viel Medicinisches.

Poggendorff, Biogr. Wörterbuch. Kopp, Geschichte der Chemie. Gmelin, Geschichte der Chemie. Ladenburg.

Ludolf: Hiob L. (Leutholf), geb. am 15. Juni 1624 zu Erfurt, ward schon auf der Schule durch seinen Lehrer Bartholomäus Elsner dem Studium der orientalischen Sprachen zugeführt und es erwachte früh in ihm ein selbständiges Interesse für das Aethiopische. Sein Lehrer gab ihm den von Johann Potken, Propst zu Köln, 1513 herausgegebenen äthiopischen Psalter und eine von Karnrad hieraus abgeleitete Grammatik nebst einem Lexikon. In seinem 20. Jahre bereits (1644) war L. über diese dürftigen Hülfsmittel hinaus und schuf sich selbst eine neue Grammatik und ein besseres Lexikon. 1646 ging er nach Leyden, wo er die namhaften Orientalisten Golius und Constantin L'Empereur zu Lehrern hatte. Größere wissenschaftliche Reisen durch Frankreich, England und Italien, später durch Schweden und Dänemark vervollständigten seine Ausbildung. Von besonderem Werth für ihn war die Bekanntschaft des Abtes Gregorius, eines gelehrten Habessiniers, welche er zu Rom machte, da dieser ihm über die zu seiner Zeit in Habessinien herrschende Aussprache des Aethiopischen Auskunft geben konnte (Ueber den freilich einigermaßen bedingten Werth dieser Angaben vgl. Dillmann, Grammatik der äthiop. Sprache, 1857. S. 10). Nach seiner Rückkehr in das Vaterland ward L. von Herzog Ernst dem Frommen zu Gotha zum Lehrer des Erbprinzen ausersehen und er fand an jenem zugleich einen großmüthigen Förderer seiner Studien. Später zum Hofrath ernannt ward er auch zu diplomatischen Sendungen verwendet. Nach dem Tode des Herzogs 1678 nahm er seine Entlassung und ließ sich, um ganz den Studien zu leben, zu Frankfurt a. M. nieder. Indessen ward er auch hier, 1681 vom Kurfürsten Karl von der Pfalz zum Kammerdirector ernannt, mit Staatsgeschäften betraut. 1683 unternahm er eine zweite Reise nach Holland, England und Frankreich. Neben dem etwas abenteuerlichen politischen Zwecke, den er hierbei verfolgte, eine Coalition dieser Mächte mit Habessinien gegen die Türken zu Stande zu bringen, ließ er die aussichtsvollere Arbeit in den Bibliotheken dieser Länder nicht aus den Augen. 1684 erlangte er seine ersehnte Muße wieder, welche er wiederum in Frankfurt verbrachte, von den sächsischen Herzögen durch die Ernennung zum Geheimen Rath geehrt. Er starb, reiche Früchte gediegensten wissenschaftlichen Strebens zurücklassend, am 8. April 1704 (Christ. Juncker, Commentarius de vita scriptisque ac meritis illustris viri Jobi Ludolfi etc., Lips. et Frf. 1710. Meyer, Gesch. d. Schrifterklärung, Bd. 3, S. 25 ff.). Die erste Veröffentlichung der Studien Ludolf's, sein „Lexicon aethiopicum“ ward durch die ungeschickten Hände des Editors, seines Schülers, Joh. Michael Wansleben verunstaltet. Ebenso erging es der „Grammatica aethiopica“. Beide erschienen London 1661 (s. den vollständigen Titel bei Meyer a. a. O. Bd. 3, S. 53). Die zweite von L. selbst veranstaltete Ausgabe des Lexikons erschien Frankfurt a. M. 1699, die ebenfalls von ihm selbst besorgte der Grammatik ebenda 1702 (s. die ausführlichen Titel beider Werke bei Meyer a. a. O. Bd. 3, S. 54). Es ist allgemein anerkannt, daß L. durch diese beiden Werke eine genauere und umfassendere Kenntniß der äthiopischen Sprache begründet hat. Er hatte keine nennenswerthen Vorarbeiten, sondern entnahm fast alles aus den Handschriften. Das Lexikon ist reichhaltig an Material, klar in seiner Anordnung, scharf und bestimmt in der Angabe der Wortbedeutungen, instructiv durch die Menge der Belege und durch gelegent-

liche Erörterung besonders schwieriger Stellen. Außerdem ist Anweisung über die Auffindung der Wortstämme und Erklärung der Suffixen und Präfixen gegeben. Daneben findet sich ein Verzeichniß sämmtlicher Handschriften und Drucke, welche der Verfasser benutzt hat und eine Uebersicht über die Entwickelung der äthiopischen Studien. — Die Grammatik ist sehr methodisch und mit vielen sprachvergleichenden Erörterungen versehen. Mag nun immerhin gesagt werden müssen, daß auf dem Standpunkte der gegenwärtigen orientalischen Sprachwissenschaft Ludolf's Aufstellungen nicht mehr genügen, daß ihm namentlich der Blick fehlt für die inneren Veränderungen, welche der äthiopische Dialekt in seiner geschichtlichen Entwickelung erlitt (vgl. Dillmann a. a. O. S. 9): immer wird dem genialen und ausdauernden Manne der Ruhm bleiben, der Bahnbrecher für die äthiopischen Studien gewesen zu sein und dieser Wissenschaft ihre Grundlagen geschaffen zu haben. Das erkennt ihm auch der ruhmvolle Erneuerer der äthiopischen Grammatik in unsern Tagen, August Dillmann a. a. O. S. 10 zu. — Auch das Amharische, den in Aethiopien gegenwärtig verbreitetsten Volksdialekt, bearbeitete L. — Es erschienen 1698 zu Frankfurt a. M. „Grammatica Amharicae linguae“ und „Lexicon Amharico-latinum“. Um auch das Verständniß des Schauplatzes dieser sprachlichen Erscheinungen zu erweitern, schrieb L. seine „Historia aethiopica“, Frankfurt a. M. 1681, der später 1691 ein „Commentarius“ folgte (die ausführlichen Titel beider Schriften s. b. Meyer a. a. O. Bd. 3, S. 89. 90). Er behandelte hier ausführlich die Geographie Habessiniens, die Geschichte seiner Bewohner, die politischen und kirchlichen Einrichtungen des Landes und gab einen Ueberblick über die äthiopische Litteratur (L. IV, 2 de libris et eruditione Aethiopum). Sehr werthvoll war auch seine Ausgabe des äthiopischen Psalters, die nach 2 Drucken und 3 Handschriften von ihm veranstaltet und mit einem kritischen Apparat sowie mit philologischen Anmerkungen versehen wurde. Das 1701 zu Frankfurt a. M. erscheinende Werk (s. d. vollständigen Titel bei Meyer a. a. O. Bd. 3, S. 263) enthielt auch einige Lieder und andere Stücke des A. und N. Testamentes und das Hohelied. Die beigefügte lateinische Uebersetzung ist von Joh. Heinr. Michaelis. Ueber die Geschichte dieser Ausgabe, besonders über eine anonym 1699 erschienene Probe derselben s. Rosenmüller, Handb. f. d. Litt. der bibl. Krit. Bd. 3, S. 68—70. — Noch ist zu erwähnen das von Bruns (s. Bd. III, S. 452) publicirte samaritanische Schreiben der Sichemiten an L., herausgegeben unter dem Titel: „Epistolae Samaritanae Sichemitarum ad Jobum Ludolphum“, Cizae 1688. Es finden sich in demselben allerlei schwindelhafte Angaben der Sichemiten über eine alte Abschrift des Gesetzbuches, die in ihrem Besitze sich befinde und angeblich im 13. Jahre der Niederlassung der Israeliten in Kanaan von dem Aaroniden Abisua verfertigt worden sei, worüber von diesem selbst in der Handschrift ein Certificat beigefügt sei. Man vgl. über diesen albernen Handel: Eichhorn, Einl. in das A. T. 4. Aufl. Bd. 2, S. 598 ff. Repertorium für bibl. und morgenl. Litt. Thl. 9, S. 1—46. Thl. 13, S. 257—277 und besonders S. 277—292.

Zur allgemeinen Würdigung Ludolfs vgl. noch Diestel, Gesch. des A. Testamentes S. 456 und vor Allem Dillmann a. a. O. S. 10 und 11.

Siegfried.

Ludovici: Christian L. war zu Landshut in Schlesien am 6. Jan. 1663 geboren, eines Bäckers Sohn. Nachdem er eine Zeitlang die römisch-katholische Schule seiner Vaterstadt besucht hatte, erhielt er im Gymnasium zu St. Elisabeth in Breslau die Vorbereitung zu den akademischen Studien, die er nach wenig Jahren auf der Universität zu Leipzig begann. Er warf sich neben den philosophischen Wissenschaften, so wie Geschichte und Geographie, mit besonderem Eifer auf die orientalischen Sprachen und erwarb sich 1687 die Magisterwürde. Hierauf übernahm er die Stelle eines Erziehers und Hauslehrers in einer an-

gesehenen Familie Leipzigs, nachher die Leitung zweier jungen Gelehrten. Während dieser Zeit setzte er das Studium orientalischer Sprachen fort, verband aber damit auch das theologische Studium unter Carpzov, Alberti, Schmidt und Olearius. Nachdem er als Magister mehrere Vorlesungen; insbesondere über orientalische Sprachen gehalten hatte, wurde er 1693 Assessor der philosophischen Facultät. Vier Jahre später erhielt er das Conrectorat der Thomasschule, und bald darauf eine Collegiatur im Collegium beatae Mariae Virginis. Im J. 1699 erhielt er die außerordentliche Professur der morgenländischen Sprachen und des Talmud, das Jahr darauf aber die ordentliche Professur des Organum Aristotelicum. Nun aber bewarb er sich um theologische Würden, wurde 1701 zum Licentiaten, 1724 zum Doctor der Theologie promovirt, nachdem er zuvor das Amt eines Conrectors an der Thomasschule niedergelegt hatte. Eine theologische Professur hat er nie bekleidet, wol aber mehrere akademische Aemter und Würden, z. B. als Senior der „polnischen Nation", Senior und Propositus des Frauencollegiums, Decan der philosophischen Facultät (7 Mal), Rector der Universität (2 Mal). Im J. 1700 verehelichte er sich mit Christiane Sophie, der einzigen Tochter des Professors der Theologie Ittig, der Erbin mehrerer Rittergüter; zwei seiner Söhne und zwei Töchter gelangten zu Jahren. Die Gattin ging 1731 ihm im Tode voran; er selbst starb, nachdem er durch einen Schlaganfall gelähmt worden, am 15. Januar 1732, im 69. Jahre. Unter seinen Schriften welche im Drucke erschienen, befinden sich 13 Dissertationen von 1687 an, und 25 Programme. Eigentliche Bücher gab er nur wenige heraus; sie sind sämmtlich lateinisch geschrieben; so ein Lehrbuch der Logik; meistens beschäftigen sie sich mit Studien über Talmud und Koran; 1703 erschien der Hiobcommentar des Rabbi Levi Ben Gerson, ins Lateinische übersetzt, 1712 drei Talmudtractate. Nachdem 1710 sein Schwager, der Superintendent und Professor Thomas Ittig gestorben war, gab er 1711—1714 mehrere nachgelassene kirchenhistorische Abhandlungen desselben heraus. G. Lechler.

Ludovici: Gottfried L., Schulmann und Hymnolog, war am 26. Oct. 1670 zu Baruth, einem Dorfe in der Oberlausitz, geboren und starb im 54. Lebensjahre am 21. April 1724 zu Coburg. Vom J. 1683 an besuchte er das Gymnasium zu Bautzen, studirte dann von 1689 an zu Leipzig, wurde 1691 Magister, hielt einige Vorlesungen und ward 1694 ebenda Conrector der Nicolaischule. Im J. 1696 ward er Rector des Hennebergischen Gymnasiums zu Schleusingen, eingeführt am 9. Juni 1696, und endlich ward er am 1. Dec. 1713 zum Director und Professor der Theologie am Gymnasium Casimirianum nach Coburg berufen. Im J. 1714 ward er von Altdorf zum Doctor der Theologie ernannt. — L. hat sich namentlich in Schleusingen als ein tüchtiger Schulmann bewährt; er gehört sodann zu den ersten, welche eine Geschichte der Dichter geistlicher Lieder schrieben; er gab eine Hennebergische und später eine Coburgische Liederhistorie heraus; außerdem schrieb er auch eine „Teutsche Poesie dieser Zeit", ein Werk, das nach seinem Tode neu aufgelegt ward. Er hat auch drei geistliche Lieder selbst gedichtet, unter welchen das Lied: „Mein treuer Jesus steht mir bei im Leben und im Sterben" ins Schleusinger Gesangbuch vom J. 1708 aufgenommen ward.

Wetzel, Hymnopoeographia II, S. 103 ff.; Analecta II, S. 569 ff.; Richter, Allg. biogr. Lexikon, S. 210; Koch, Geschichte des Kirchenlieds 2c., 3. Aufl., Bd. 5, S. 506 ff.; Fischer, Kirchenliederlexikon, 2. Hälfte, S. 84 und 455. l. u.

Ludovici: M. Michael L., geb. am 3. Januar 1612 zu Koburg, Sohn eines Buchbinders, besuchte das Gymnasium zu Koburg, dann die Universitäten Jena, Wittenberg und Leipzig, wo er 1627 Magister wurde und philosophische Collegia las, bis er 1629 als Professor der Eloquenz und des Griechischen an

das Gymnasium zu Koburg gerufen ward. 1633 wurde er Superintendentur-Adjunct zu Sonnenfels, aber obschon zum zweiten Male schon verheirathet, trieb ihn der Drang jener Zeiten: 1640 ging er mit dem General Baner als Feldprediger. 1641 ernannte ihn Torstensohn zum General-Feldsuperintendenten und Präses des Feldconsistoriums als Nachfolger Heinrich Brummers, und als er 1647 zu Ulm seine dritte Ehe einging, führten ihn Wrangel und Türenne zur Trauung. 1652 kam er mit nach Schweden und erhielt nun die Stelle als erster Prediger an der aus dem Benedictinerkloster neugeschaffenen Etatskirche und als Assessor in dem neuen königlich schwedischen Consistorio zu Stade. Aber 1654 folgte er abermals dem Könige Karl X. Gustav als General-Feldsuperintendent in den polnischen Krieg bis 1657, wo er seine Stelle in Stade wieder antrat; ein kriegerischer Pastor nach dem Herzen jener Zeit. 1670 wurde er Superintendent im schwedischen Wismar und erhielt dazu 1671 die dortige St. Marien-Pfarre, er starb am 18. Mai 1680 a. St. Nach 1670 hatte er sich in Wismar zum vierten Male vermählt und hinterließ eine Tochter aus zweiter Ehe, vermählt mit dem Subsenior M. Joh. Fischer zu Koburg, und einen Sohn aus der dritten, Michael Ludwig L., der Garnisonprediger in Wismar wurde. Außer Leichen- und einigen anderen Predigten ist von ihm gedruckt ein „Christliches Soldaten-Handbuch", Stade 1669, 12.

(Pratje) Altes und Neues aus den Herzogth. Bremen und Verden, V, S. 49 ff. Krause.

Ludwig I. der Fromme, fränkischer König und römischer Kaiser, 814—40. — Als Karl der Große im J. 778 n. Chr. von seinem Feldzuge nach Spanien zurückkehrte, fand er in der Wiege ein Zwillingspaar, welches ihm seine Gemahlin, die Königin Hildegard, in Chasseneuil am Clain geboren hatte. Der eine dieser Knaben, Lothar, starb schon als kleines Kind (wie es scheint, am 8. Februar 779); der andere, L., wurde, kaum drei Jahre alt, Ostern 781 zu Rom vom Papste Hadrian I. zum König von Aquitanien gesalbt und gekrönt. Bald darauf sandte Karl den Knaben in das ihm bestimmte Reich; als Leiter und Erzieher gab er ihm einen Großen, Namens Arnold, außerdem auch noch andere Männer bei. Bis Orleans soll L. noch in der Wiege gebracht worden sein; hier legte man dem Kleinen Waffen an, setzte ihn auf ein Roß und führte ihn so nach Aquitanien. Schon Ludwigs Regierung in Aquitanien war eine schwache. Zunächst nutzten die Großen seine Unerfahrenheit aus, um die Krongüter an sich zu reißen, sodaß Karl ihm Gehülfen schicken mußte, um dieselben wieder einzubringen. Wichtig war die Begründung einer spanischen Mark zwischen den Pyrenäen und dem Ebro. An den freilich vielfach erfolglosen Heerfahrten in diese Gegend betheiligte L. sich auch persönlich öfters. Er zog gegen Huesca, Lerida, Barcelona, Tortosa. Zur Belagerung von Barcelona im J. 801 berief man ihn erst, als der Fall der Stadt sicher war; Tortosa ergab sich endlich 811. — Im J. 794 oder 95 vermählte man L. mit Irmingard, welche aus einem vornehmen Geschlecht des Haspengaues stammte; ihr Vater, Graf Ingram, war ein Neffe des Bischofs Chrodegang von Metz. — Oefters berief Karl den jungen König auch zu sich, meist zur Theilnahme an Feldzügen im Osten. Im Sommer 785 erschien der Knabe auf seinen Befehl in baskischer Tracht auf der Reichsversammlung in Paderborn. Im J. 790 traf L. mit seinem Heeresgefolge auf dem Tage zu Worms ein. Im folgenden Jahr (791) wurde er in Regensburg wehrhaft gemacht und schloß sich dem Vater auf der großen Heerfahrt gegen die Avaren an, der ihn jedoch vom Wiener Walde aus zur Königin Fastrada nach Regensburg zurückschickte. Später erhielt L. den Befehl, seinen Bruder Pippin, den König von Italien, bei einem Feldzuge gegen den Fürsten Grimoald von Benevent zu unterstützen und zog demgemäß über den Mont Cenis

nach Italien. Weihnachten 792 war er in Ravenna, dann fiel er, mit seinem Bruder vereinigt, in Benevent ein; indessen hatten ihre Truppen unter einer schweren Hungersnoth zu leiden und der Feldzug scheint im Ganzen resultatlos geblieben zu sein. An den Heerfahrten nach Sachsen nahm L. in den J. 796, 799 und 804 Theil, kam in dem letzten Jahre jedoch zu spät, um das Ende des Krieges mit herbeiführen zu helfen.

Als Karl, dem alten fränkischen Herkommen gemäß, an welchem auch die Annahme der römischen Kaiserwürde vorläufig nichts änderte, im Februar 806 die künftige Theilung des Reichs unter seine drei Söhne von der Hildegard festsetzte, wurde L. Aquitanien nebst Wasconien, Septimanien und der Provence, sowie der größte Theil von Burgund zugesprochen. Diesem Reichstheilungsgesetze wurde jedoch dadurch der Boden entzogen, daß Ludwigs ältere Brüder Karl und Pippin (dieser am 8. Juli 810, jener am 4. December 811) vor dem Vater starben. Karl mußte sich daher, obschon er die Unzulänglichkeit Ludwigs, der stets mehr kirchliche Frömmigkeit und Demuth als Tüchtigkeit gezeigt, nicht verkannt haben kann, dazu entschließen, diesem als seinem einzigen noch übrigen ehelichen Sohne die Nachfolge im Gesammtreich zu übertragen. Nur Italien wurde einem Sohne oder Bastard Pippins, Bernhard, als abhängiges Unterkönigreich übertragen. Am 11. September 813 erfolgte zu Aachen Ludwigs Krönung als Mitkaiser und Nachfolger des Vaters.

Nach dem Tode Karls des Großen (28. Januar 814) vollzog sich der Thronwechsel im wesentlichen ruhig. Man fürchtete zwar Gefahren und Wirren, aber sie traten kaum ein. Die meiste Besorgniß hegte man vor einem Verwandten des neuen Kaisers, dem Grafen Wala, der sich jedoch beeilte, Ludwig zu huldigen. Dennoch sah Wala sich bald veranlaßt, sich in das Kloster Corbie an der Somme, welches bisher sein älterer Bruder, Abt Adalhard, geleitet, zurückzuziehen. Adalhard selbst, der die Verwaltung Italiens für den jungen Bernhard geführt hatte und sich bei Karls Tode gerade zu Verhandlungen mit dem Papste in Rom befand, wurde seiner Würden und Güter beraubt und nach dem Kloster auf der Insel Hermoutier (Noirmoutier, südlich von der Mündung der Loire) verbannt. Auch über einen dritten Bruder und selbst über eine Schwester dieser Männer wurde ein ähnliches Schicksal verhängt. Der Hof zu Aachen, an dem allerdings ein sehr freies, ja unsittliches Treiben eingerissen war, wurde gesäubert, seine Schwestern verwies der Kaiser in Klöster. Dagegen ließ L. seine jungen Halbbrüder, natürliche Söhne Karls, welche dieser ihm besonders ans Herz gelegt hatte, bei sich erziehen und machte sie zu seinen Tischgenossen. Vorwiegenden Einfluß auf den Kaiser behaupteten zunächst Männer, die ihm schon in Aquitanien nahe gestanden hatten. Die Leitung der Reichskanzlei übernahm Helisachar, ein Mann von dem lebhaftesten wissenschaftlichen Interesse, der bereits in Aquitanien Kanzler Ludwigs gewesen war. Bezeichnender war, daß der kirchlich und selbst mönchisch gesinnte Kaiser dem Abt Benedict (Witiza) von Aniane, welcher das Klosterwesen in Aquitanien reformirt hatte, um ihn in seiner Nähe zu haben, unweit von Aachen das Kloster Inden (später Cornelimünster) erbaute. Für die Reform der Klöster und Kirchen bewahrte er, wie die unter ihm erlassenen Capitularien zeigen, das lebhafteste Interesse.

Hatte L. die Kaiserwürde anfangs nur aus den Händen seines Vaters erhalten, so ließ er sich im October 816 noch durch den Papst Stephan IV. zu Reims salben und krönen. Schon im nächsten Jahre ging er, obwol noch im rüstigsten Alter stehend, an die Regelung der Nachfolge. Möglicherweise wurde er dazu mitveranlaßt durch einen Unfall, welcher ihm am Gründonnerstage (9. April) des J. 817 zustieß, wo die Gallerie, welche die Aachener Marienkirche mit der Pfalz verband, unter ihm und seinem Gefolge einstürzte. Das Reichstheilungs- und

Hausgesetz, welches auf dem großen Reichstage zu Aachen im Juli 817 erlassen wurde, trug in wesentlichen Beziehungen einen anderen Charakter, als die früheren fränkischen Reichstheilungen und auch noch diejenige Karls des Großen vom J. 806 gehabt hatten. Zwar wurden den beiden nachgeborenen Söhnen des Kaisers, Pippin und Ludwig (dem Deutschen), Theile des Reichs bestimmt, jenem Aquitanien und Wasconien 2c., diesem Baiern nebst den sich im Osten daran schließenden Gebieten: aber sie sollten in diesen Ländern nur unter der Oberhoheit ihres älteren Bruders Lothar herrschen, der zugleich zum Mitkaiser des Vaters erhoben wurde. Die Einheit des Gesammtreichs, die Oberherrschaft des erstgeborenen Bruders und künftigen Kaisers wurde in den Vordergrund gestellt, allem Anschein nach hauptsächlich deshalb, weil man dies dem kirchlichen Interesse entsprechend fand. Ostern 823 ist Lothar dann noch in Rom durch den Papst Paschalis I. zum Kaiser gekrönt, im J. 825 ihm in der That die Mitregentschaft eingeräumt worden.

Bald nach dem Erlaß des erwähnten Reichstheilungs- und Hausgesetzes erfuhr der Kaiser, daß sein Neffe, der König Bernhard von Italien, im Aufstande gegen ihn begriffen sei. Der Zweck dieses Unternehmens, zu welchem sich der junge König von seinen Rathgebern hatte bestimmen lassen, war nicht etwa nur, das italienische Unterkönigreich unabhängig zu machen, sondern den Kaiser nebst seinen Söhnen zu entthronen und Bernhard an seine Stelle zu setzen. Die Verschwörung war über die Grenzen Italiens hinaus verzweigt; außer den Bischöfen von Mailand und Cremona war auch der als Dichter berühmte Bischof Theodulf von Orleans in sie verwickelt oder wurde wenigstens als mitschuldig angesehen. Indessen wurde der Kaiser durch einige ihm getreue Große Italiens von der drohenden Gefahr rechtzeitig benachrichtigt und die Empörung in sehr kurzer Frist unterdrückt. Eine starke Heeresmacht war alsbald versammelt und, während der Kaiser nach Chalon an der Saone aufbrach, gelang es einer vorausgesandten Schaar, die wichtigsten Alpenpässe zu besetzen. Da sich Bernhards Reihen überdies durch Abfall mehr und mehr lichteten, streckte er die Waffen und wurde als Gefangener nach Chalon gebracht, wo er dem Oheim zu Füßen fiel. Im nächsten Jahre wurde zu Aachen über die Rebellen Gericht gehalten und Bernhard nebst den übrigen vornehmlich schuldigen Großen zum Tode verurtheilt. L. milderte zwar die Strafe seines Neffen in Blendung, jedoch starb Bernhard schon ein paar Tage nach der grausamen Procedur (im April 818). Die in die Verschwörung verstrickten Bischöfe und Aebte wurden mit dem Verlust ihrer Bisthümer und Klöster und dem Exil bestraft. In seinem einmal aufgeschreckten Mißtrauen nöthigte L. auch seine Halbbrüder Drogo, Hugo und Theoderich, in den geistlichen Stand zu treten, woraus ihm insofern unverdiente gute Früchte erwuchsen, als Drogo und Hugo später besonders treue Stützen seiner Regierung, jener sein Erzkapellan, dieser sein Kanzler wurde. Nach dem durch Bernhards Untergang erledigten Italien sandte er im Jahre 822 seinen ältesten Sohn Lothar.

Wie man auch über die erwähnten Handlungen des Kaisers denke, ob man sie als hart und grausam verurtheilen mag oder nicht, unklug erscheint es jedenfalls, daß der schwache und frömmelnde Regent sich in seiner Gewissensangst dazu bestimmen ließ, sie nachträglich zu verleugnen. Nicht genug, daß er im J. 821 die ehemaligen Unterthanen Bernhards, welche wegen Theilnahme an seiner Empörung mit dem Exil und der Confiscation ihrer Güter bestraft worden waren, amnestirte, den Abt Adalhard aus der Verbannung zurückberief und wieder in Corbie einsetzte, vollzog er 822 zu Attigny eine öffentliche Kirchenbuße für alles Geschehene. Man könnte vermuthen, daß dieser Umschwung mit der Veränderung seiner nächsten Umgebung zusammenhing. Seine Gemahlin Irmin-

gard war im October 1818 gestorben, der Abt Benedict im Februar 821; Helisachar hatte sich im Herbst 819 von der Leitung der Kanzlei zurückgezogen, wenn auch ohne das Vertrauen und die Gunst des Kaisers zu verlieren; als Erzkapellan war der Erzbischof Hildibald von Köln durch den Abt Hilduin von St. Denis ersetzt worden.

Schon im nächsten Jahre nach dem Tode seiner Gemahlin Irmingard (819) vermählte L. sich zum zweiten Mal mit der schönen und geistreichen, aber auch ränkevollen Welfin Judith (XIV, S. 655), welche ihn vollkommen beherrschte. Daß sie ihm, außer einer Tochter Namens Gisla (welche später den Markgrafen Eberhard von Friaul heirathete), am 13. Juni 823 zu Frankfurt a./M. auch noch einen Sohn gebar, jenen Karl, der nachmals den Beinamen „der Kahle“ erhalten hat, ward Anlaß zu fortwährenden Kriegen der Söhne gegen den Vater. Das erwähnte Reichstheilungs- und Hausgesetz vom J. 817 hatte bereits, ohne Rücksicht auf die Möglichkeit eines solchen Falles, über die Zukunft des Reichs verfügt, während Judiths ganzes Bestreben dahin ging, ihrem Sohne einen möglichst großen Antheil an demselben zu verschaffen. Allerdings stand es in einer gewissen Analogie mit der Tendenz des Gesetzes von 817, daß man eine Stütze für Karl an dem ältesten seiner Stiefbrüder, Lothar, zu gewinnen suchte. Lothar wurde sein Taufpathe und verpflichtete sich eidlich, er wolle darin willigen, daß Karl einen Theil des Reichs erhielte und ihn im Besitze desselben schützen. Bereits im J. 829 wurde Karl auf einem Reichstage zu Worms ein solcher Antheil zugesprochen: Alamannien nebst dem Elsaß, Churrhätien und ein Theil von Burgund. Aber Lothars Sinn hatte sich jetzt geändert. Zwei früher mächtige Große, die Grafen Matfried von Orleans und Hugo von Tours, von denen der letztere Lothars Schwiegervater war, waren wegen eines schimpflich mißlungenen Zuges nach der spanischen Mark, welche sie ruhig von den Sarazenen verwüsten ließen, abgesetzt worden und arbeiteten jetzt der Kaiserin mit allen Kräften entgegen. Um Lothar, obwol er immerhin keinen offenen Widerspruch gegen das Geschehene gewagt hatte, für seine Sinnesänderung zu strafen, entzog man ihm die Mitregentschaft und schickte ihn wieder nach Italien. Indessen glaubte die Kaiserin ihre kühne Politik nur durchführen zu können, wenn sie ihrem schwachen Gemahl einen kräftigen Mann an die Seite stellte. Das erschien um so nothwendiger, als das Ansehen und der Wohlstand des Reichs namentlich in den letzten Jahren durch Unfälle nach außen, Hungersnöthe und Seuchen, den Hader der Factionen am Hof, die Habsucht der Beamten, die Verweltlichung der Geistlichkeit mehr und mehr gesunken war. Die Wahl fiel auf den mit dem Königshause verwandten Grafen Bernhard von Barcelona, einen Sohn des berühmten, namentlich auch von der Poesie verherrlichten Grafen Wilhelm von Toulouse. Bernhard wurde als Kämmerer an den Hof berufen und ihm zugleich die Obhut über den jungen Karl übertragen. Er erfüllte jedoch die auf ihn gesetzten Erwartungen durchaus nicht, sondern sein rücksichtsloses, gewaltsames und leichtfertiges Auftreten führte nur dazu, daß nun die ganze fränkische Aristokratie mit der größten Erbitterung gegen ihn und die Kaiserin, mit der man ihn sogar eines ehebrecherischen Verhältnisses zieh, erfüllt wurde.

Wahrscheinlich um die wachsende Unzufriedenheit nach außen hin abzuleiten, wurde beschlossen, einen Kriegszug nach der Bretagne zu unternehmen, nach welcher L. schon früher zweimal (818 und 824) gezogen war und in der sich fast ununterbrochen vereinzelte Unruhen regten. Am Gründonnerstag 830 sollte sich die Heerversammlung in Rennes vereinigen. Aber der Umstand, daß man das Heer, noch dazu in der Fastenzeit, aufbot, beschleunigte und erleichterte nur den Ausbruch der Empörung. Die erbitterten Großen beriefen das auf dem Marsche nach der Bretagne begriffene Heer nach Paris und richteten

an den König Pippin von Aquitanien, sowie an Lothar, nach Italien, die Aufforderung, mit ihrer Macht zu ihnen zu stoßen. Man wollte vor allem Bernhard, Judith, Karl und ihren Anhang beseitigen, dann aber auch den Kaiser selbst entthronen, um Lothar an seine Stelle zu setzen. Der leichtfertige König Pippin ließ sich leicht überreden. Er brach mit ansehnlicher Heeresmacht nach Norden auf und rückte über Orleans nach Verberie an der Oise, während der Kaiser den Rebellen nach Compiegne entgegenzog. Bernhard rettete sich durch Flucht nach Barcelona. Die Kaiserin wurde in ein Kloster in Poitiers gesperrt. Es waren die ersten, vordem im Rathe Kaiser Ludwigs einflußreichsten Großen des Reichs, welche jetzt seinen Sohn Pippin umgaben: der Erzkapellan Abt Hilduin von St. Denis, Helisachar, die ehemaligen Grafen Matfried von Orleans und Hugo von Tours u. a. Sie ließen ihrem Hasse weiter die Zügel schießen, indem sie auch Judiths Brüder nach Aquitanien ins Kloster schickten. Als Lothar in Compiegne eintraf, fand daselbst eine Reichsversammlung statt, auf welcher das Geschehene von ihm bestätigt wurde. Im übrigen vermied Lothar es jedoch, die äußeren Rücksichten gegen den Vater zu verletzen und begnügte sich nominell damit, wieder seine Rechte als Mitregent in Anspruch zu nehmen. Indessen nahmen die Maßregeln gegen die Anhänger Judiths und Bernhards ihren Fortgang; ein Bruder des letzteren, Heribert, wurde geblendet und nach Italien in Gewahrsam geschickt. Auch hatte man L. nur den leeren Schein der Herrschaft gelassen; Lothar behielt ihn und Karl fortwährend unter seiner Obhut, beinahe wie Gefangene. So verging der Sommer. Unterdessen bereitete sich aber eine Reaction zu Gunsten des alten Kaisers vor, da der eingetretene Umschwung eher als eine weitere Verschlechterung denn als eine Verbesserung der Lage empfunden wurde und hierzu ein ziemlich verbreitetes Gefühl der Reue und Scham über die dem Kaiser gebrochene Treue kam. Vorzügliche Dienste leistete dem Kaiser ein Mönch Namens Guntbald, dem es, wie es heißt, gelang, auch seine Söhne Pippin und Ludwig für seine Sache zu gewinnen. Die Gegner wünschten die nächste allgemeine Reichsversammlung nach dem Westen zu berufen, wo der Schwerpunkt ihrer Macht war, während es in Ludwigs Interesse lag, daß dieselbe auch von den Sachsen und den anderen überrheinischen Stämmen, deren Sympathien vorwiegend auf seiner Seite waren, beschickt würde. In der That wurde es durchgesetzt, daß die Versammlung in Nimwegen stattfand, und hier erlangte L. (im October 830) seine Macht wieder. Auf einer Reichsversammlung zu Aachen im Februar 831 erfolgte die Bestrafung der Schuldigen, jedoch ließ der Kaiser dabei eine gewisse Milde walten und die meisten wurden bald wieder begnadigt. Lothar wurde auf Italien beschränkt; nach der herrschenden Ansicht ist damals ein neues Reichstheilungsgesetz Ludwigs erlassen worden, in welchem von Lothar gar nicht die Rede ist, dagegen die Reiche Pippins, Ludwigs und Karls mit Vergrößerungen bedacht werden. Indessen steht der Zeitpunkt, in welchem dies ohnehin zu einigen Bedenken Anlaß gebende Actenstück erlassen ist, nicht völlig fest. Judith, welche ihr Gemahl aus dem Kloster in Poitiers nach Aachen hatte holen lassen, reinigte sich von den ihr zur Last gelegten Verbrechen durch einen Eid und trat mit Genehmigung des Papstes und der Bischöfe wieder in ihre Rechte als Gattin und Kaiserin ein. Aber kaum eine Pause — und sogleich entbrannte der Kampf des Hofes gegen Judiths Stiefsöhne. Pippin sollte seines aquitanischen Königreichs zu Gunsten Karls beraubt werden. Schon waren die Vorbereitungen dazu getroffen, als die Kunde kam, daß Pippins Bruder Ludwig sich im offenen Aufstande befinde. Derselbe hoffte seine Herrschaft über den ganzen rechtsrheinischen Theil des Reichs auszudehnen und fiel zunächst in Alamannien, das Reich seines Stiefbruders Karl, ein. Unter diesen Umständen sah der Kaiser sich genöthigt,

die Heerversammlung statt nach Orleans schleunigst nach Mainz zu berufen und dann den Rhein zu überschreiten. Da die große Mehrzahl der rechtsrheinischen Franken und der Sachsen dem Kaiser treu blieb, so gab der Sohn es auf, den überlegenen Streitkräften des Vaters Widerstand zu leisten, entwich nach Baiern und unterwarf sich dem Kaiser, der ihm sein Reich ließ, auf dem Lechfelde bei Augsburg. Hierauf wurde das verschobene Unternehmen gegen Pippin ins Werk gesetzt. Pippin wurde mit seiner Familie vorläufig nach Trier verwiesen, Aquitanien an Karl verliehen. Allein es gelang Pippin, auf der Reise zu entkommen und das Unternehmen gegen ihn endigte mit einem recht kläglichen Rückzuge.

Schon in diesen Ereignissen zeigt sich das im allgemeinen auch künftig festgehaltene Programm der Kaiserin: Theilung des Reichs zwischen Lothar und Karl, dem auch Aquitanien auf Kosten Pippins und seiner Familie zufallen sollte; Beschränkung des jüngeren Ludwig auf Baiern. Das nächste Jahr (833) sollte jedoch für den Kaiser noch verhängnißvoller werden als das Jahr 830. Kaum nach Aachen zurückgekehrt, empfing L. die erschütternde Kunde, daß sich alle drei älteren Söhne wider ihn vereinigt hätten. Lothar brachte auch den Papst Gregor IV. über die Alpen mit, welcher angeblich die Wiederherstellung der Eintracht in der kaiserlichen Familie und des Reichsgesetzes von 817 herbeiführen sollte. Der Kaiser brach nach Worms auf, wohin er nicht nur das Heer, sondern auch die hohe Geistlichkeit berief. Auch erhoben sich die um ihn geschaarten Bischöfe, obwol der Papst sie zu sich beschieden hatte, zu einer würdigen und kühnen Entgegnung an denselben. Aber als L. im Juni seinen Söhnen nach dem Elsaß entgegenzog, erfolgte der berüchtigte Verrath auf dem Gefilde bei Colmar, welches seitdem das „Lügenfeld" hieß. Fast von Allen verlassen, mußte der Kaiser sich endlich seinen Söhnen ergeben, welche seine Gattin abermals von ihm trennten und nach Tortona in Oberitalien in Gefangenschaft bringen ließen. Die Herrschaft ging schon jetzt auf Lothar über, der das Reich mit seinen Brüdern theilte; der jüngere Ludwig (der „Deutsche") begründete nun ein ostfränkisches, fast alle deutschen Stämme umfassendes Reich. Den entthronten Vater gab Lothar im Kloster St. Medard bei Soissons in Haft, während er den jungen Karl nach dem Kloster Prüm schickte. Anfangs October hielt er sodann eine große Reichsversammlung zu Compiegne. Um dem alten Kaiser die Rückkehr auf den Thron unmöglich zu machen, wurde derselbe genöthigt, in St. Medard öffentlich die Sünden und Fehler, welche er als Regent begangen, zu bekennen und Kirchenbuße zu thun, seine Waffen ab- und das Büßerkleid anzulegen, zugleich auch excommunicirt. Hierauf wurde er zuerst in St. Medard in noch strengerer Haft gehalten, dann der größeren Sicherheit wegen von Lothar nach Compiegne und weiterhin nach Aachen gebracht. Man setzte ihm in unbarmherziger Weise zu, um ihn zum Eintritt in den Mönchsstand zu bewegen, allein in seiner passiven Standhaftigkeit weigerte sich L., ein derartiges Gelübde abzulegen, bevor ihm seine Freiheit zurückgegeben sei. Auch trat wiederum eine Reaction zu Gunsten des hartgeprüften Fürsten ein, die fortwährend an Boden gewann. Besonders war der jüngere Ludwig, der ostfränkische König, unermüdlich in dieser Richtung thätig, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, Lothar zu einer milderen Behandlung des Vaters zu veranlassen. Verwandte Bestrebungen regten sich in verschiedenen Gebieten des Reichs und es gelang auch, den König Pippin von Aquitanien zu gewinnen. Als Pippin und Ludwig sich mit ihren Heeren in Bewegung setzten, verließ Lothar im Januar 834 Aachen, indem er den Vater mit sich nahm. Er wandte sich nach dem Westen, wo, wie schon berührt, der eigentliche Sitz seines Anhangs war, und zwar zunächst nach Paris, wohin er seine Getreuen entboten

hatte. Der Umstand, daß infolge fortwährender Regengüsse die Flüsse stark angeschwollen waren, hinderte die Bewegungen der Anhänger des Kaisers. Pippin mußte an der Seine Halt machen, die Grafen Warin und Bernhard mit ihren burgundischen Schaaren an der Marne. Verhandlungen, welche man mit Lothar anknüpfte, schien dieser hinziehen zu wollen. Als er jedoch erfuhr, daß auch sein Bruder Ludwig mit großer Macht anrücke und sich zugleich der Unwille der Bevölkerung gegen ihn in bedrohlicher Weise kundgab, entwich er Ende Februar mit seinem Anhange aus Paris und wandte sich nach Vienne. Den Vater und Karl ließ er diesmal in St. Denis zurück, und schon am Tage darauf (1. März 834) wurde L. unter dem Jubel des Volks durch die Bischöfe feierlich wieder in die Kirchengemeinschaft aufgenommen und mit den Waffen und königlichen Gewändern bekleidet. In den Urkunden gab L. der Wiederherstellung seiner Macht demüthigen Ausdruck, indem er sich fortan „Kaiser durch die wiederkehrende Gnade Gottes“ (divina repropitiante clementia) nannte. Den beiden Söhnen, welche sich jetzt um ihn so große Verdienste erworben hatten, Pippin und Ludwig, gestand er alsbald eine Erweiterung ihrer Reiche zu. Dem letzteren ließ der Kaiser ohne Widerspruch das ganze ostfränkische Reich, d. h. die Herrschaft nicht nur in Baiern, sondern auch in Sachsen, Thüringen, Ostfranken, Alamannien und dem Elsaß, während Pippin damals die Grafschaft Anjou erhalten zu haben scheint. Auch die Kaiserin Judith, deren Leben von den Feinden schwer bedroht war, ward durch getreue italienische Große aus ihrer Haft in Tortona befreit und nach Aachen gebracht.

Der Kaiser hatte eine allgemeine Amnestie für das Vergangene ankündigen und Lothar zur Versöhnung auffordern lassen, aber dieser wollte nichts davon hören. Es kam jetzt also darauf an, ihn und seine Partei zu bezwingen. Seine vornehmsten Anhänger, die Grafen Lambert und Matfried, behaupteten sich in Neustrien, an der bretonischen Grenze. Eine starke Streitmacht, welche unter Führung des Grafen Odo von Orleans wider dieselben ins Feld zog, erlitt, trotz ihrer numerischen Ueberlegenheit, eine blutige Niederlage. Von den Siegern, welche sich gleichwol in einer kritischen Lage befanden, um schleunige Hülfe gebeten, rückte Lothar ihnen entgegen und nöthigte unterwegs Chalon an der Saone zur Unterwerfung; die Stadt wurde von seinen Truppen geplündert und in Brand gesteckt, ihre Vertheidiger zum Theil grausam bestraft, zwei Grafen enthauptet und die Nonne Gerberga, eine Schwester des ehemaligen Kämmerers Bernhard, in einem Weinfaß in der Saone ertränkt. Dagegen raffte sich Kaiser L. erst spät auf, um den Gegnern entgegenzutreten. Auf Mitte August 834 berief er das Heer nach Langres und brach von dort nebst seinem Sohne Ludwig und dessen überrheinischen Schaaren zur Verfolgung Lothars auf. Dieser, der sich mit Lambert und Matfried vereinigt hatte, hoffte auf ein neues Lügenfeld und zog dem Vater entgegen. Allein seine Erwartungen sollten ihn diesmal täuschen. Nach mehrtägigen fruchtlosen Verhandlungen trat er in einer Nacht den Rückzug an, aber der alte Kaiser rückte ihm nach und erreichte ihn in der Nähe von Blois. Da der Kaiser überdies noch durch Pippin und dessen Heer eine wesentliche Verstärkung erhielt, so mußte Lothar sich unterwerfen. Indessen war es nicht eine Versöhnung, sondern vielmehr eine Auseinandersetzung, was aus den Verhandlungen hervorging. Es wurde bestimmt, daß Lothar nach Italien zurückkehren und durchaus auf dies Unterkönigreich beschränkt bleiben sollte. Auch seinen Anhängern wurde freigestellt, ihm dahin zu folgen, wobei sie jedoch die Güter, Lehen und Würden, die sie diesseits der Alpen besaßen, aufgeben mußten. So zog damals die Blüte der fränkischen Aristokratie mit Lothar nach Italien. Auch der Abt Wala von Corbie, der dann Lothars

vornehmster Rathgeber wurde, und mehrere Erzbischöfe und Bischöfe dieser Partei begaben sich dorthin.

So schloß diese Hauptkatastrophe in der unglücklichen Regierung Ludwigs, während welcher auch äußere Feinde die das fränkische Reich zerfleischenden Wirren ausgebeutet hatten. Eine dänische Flotte suchte im J. 834 Friesland heim und verwüstete Duurstede, einen der wichtigsten Handelsplätze des Reichs. Man sollte diese furchtbaren Feinde nur zu oft wiedersehen. — Im Februar des folgenden Jahres (835) trat eine mit einem Reichstage verbundene große Synode zu Diedenhofen zusammen, auf welcher die Wiederherstellung des Kaisers nochmals feierlich anerkannt wurde. Am Sonntag Estomihi (28. Februar) begab man sich nach Metz, woselbst in der Stephanskathedrale die Wiedereinsetzung des Kaisers öffentlich verkündigt und er von den Bischöfen mit der Krone geschmückt wurde. Außerdem ereilte jetzt die Rache einen Mann, welcher, ein unfrei Geborener, von L. große Wohlthaten empfangen hatte, aber gleichwohl gewissermaßen als der Haupturheber seiner Excommunication und Absetzung betrachtet wurde. Es war der Erzbischof Ebo von Reims, der die Kirchenbuße des Kaisers in dem zu seiner Erzdiöcese gehörigen St. Medard geleitet hatte. Er wurde nunmehr zu Diedenhofen genöthigt, sich seines Amtes für unwürdig zu erklären und abgesetzt. — Die folgenden Ereignisse empfangen ihre Signatur hauptsächlich dadurch, daß die Kaiserin Judith auf ihren alten Plan zurückkam, an Lothar eine Stütze für ihren Sohn Karl zu gewinnen. Der Erfolg der Verhandlungen mit demselben war ein schwankender. Im J. 836 erklärte er sich durch eine Gesandtschaft, an deren Spitze Wala stand, bereit, am väterlichen Hofe zu erscheinen. Als der Kaiser ihn jedoch im September in Worms erwartete, wurde er durch die Botschaft enttäuscht, daß Lothar schwer krank darniederliege und daher nicht kommen könne. Wala, der jetzt für die Versöhnung war, starb bald darauf, wie denn überhaupt die hervorragenden fränkischen Großen, welche Lothar nach Italien gefolgt waren, in diesen Jahren dem dortigen Klima zum Opfer fielen. Eine neue Gesandtschaft des Kaisers an Lothar, die sich auch auf die Rückgabe der in Italien gelegenen Güter fränkischer Kirchen 2c. bezog, hatte keinen guten Erfolg, so daß der Kaiser 837 eine Romfahrt vorbereitete, um als Verbündeter des Papstes die Besitzungen der römischen Kirche, welche gleichfalls der Habsucht der lotharianischen Großen ausgesetzt waren, vor denselben zu schützen. Allein er gab diese Heerfahrt wieder auf, schon weil es dringender schien, das Reich gegen die nun schon gewohnheitsmäßigen Angriffe der nordischen Piraten zu vertheidigen.

Indessen sah man Ludwigs Herrschaft wieder als so weit befestigt an, daß man es wagte, dem jungen Karl abermals einen Theil des Reichs zuzusprechen. Dies geschah auf einem Reichstage zu Aachen im Anfange des nächsten Winters, wo ihm ansehnliche und besonders fruchtbare Provinzen zuerkannt wurden. Pippin und der jüngere Ludwig gaben ihre Einwilligung dazu; der letztere war sogar persönlich zugegen, aber dennoch scheint ihn dieser Vorgang mit ernsten Besorgnissen erfüllt zu haben. Er nahm keinen Anstand, mit Lothar in Verbindung zu treten, mit welchem er im März 838 eine Zusammenkunft bei Trient hatte. Dieselbe führte allerdings zu keinem Resultat, aber die Kunde von diesem Vorgange konnte nicht verfehlen, am Hofe zu Aachen große Aufregung hervorzurufen und den alten Kaiser gegen Ludwig zu erbittern. Vielleicht hatte man auch ohnehin an ihn gewollt. Zur Rechenschaft gezogen, rechtfertigte sich Ludwig der Deutsche zwar durch einen Eid, aber auf dem Reichstage zu Nimwegen im Juni 838 wurden ihm die ausgedehnten Länder, welche er 833 in Besitz genommen und die der Vater ihm bisher belassen hatte, entzogen. Dagegen wurde Karl, welcher sein 15. Lebensjahr zurückgelegt, im September

zu Quierzy wehrhaft gemacht und erhielt nun auch die Herrschaft in einem Theile Neustriens (Maine und der Küstenlandschaft zwischen der unteren Loire und Seine). Man suchte jetzt an Pippin von Aquitanien eine Stütze für ihn zu finden, dieser starb indessen schon im December dieses Jahres.

Die letzten Kämpfe und Bemühungen des Kaisers galten der Ueberwältigung Ludwigs des Deutschen, welcher seine volle Macht östlich vom Rhein zu behaupten suchte; ferner der Aussöhnung zwischen Lothar und Karl, zwischen denen das Reich mit Ausnahme Baierns getheilt werden sollte, und der Einsetzung Karls in Aquitanien, wo man Pippins Söhne von der Succession auszuschließen strebte. Der Kaiser hatte beschlossen, seinen Aufenthalt zunächst in Frankfurt a./M. zu nehmen, aber hier kam ihm Ludwig (Ende November 838) zuvor, besetzte diesen Ort und suchte den Vater am Uebergang über den Rhein zu verhindern. Nach wiederholten vergeblichen Versuchen gelang es jedoch dem Kaiser, welcher das Heer nach Mainz berufen hatte, im Januar 839 über den Strom zu setzen, und am anderen Ufer konnte er auch die Sachsen aufnehmen, welche Graf Adalbert von Metz, ein persönlicher Feind des jüngeren Ludwig, ihm zuführte. Da Ludwig der Deutsche sich überdies von seinen thüringischen, ostfränkischen und alamannischen Anhängern verlassen sah, gab er den Widerstand ebenso schnell auf wie einst im J. 832 und entwich nach Baiern. — Die Ausgleichung mit Lothar endlich herbeizuführen, schien der Kaiserin und ihren Anhängern um so dringender geboten, als sich die baldige Auflösung des Kaisers voraussehen ließ; denn er war nicht nur in den Anfang des Greisenalters getreten, sondern seine Kraft auch durch alle Noth und allen Kummer, den er erlitten, untergraben. Auch ging Lothar diesmal auf die ihm gemachten Vorschläge ein. Auf dem Tage zu Worms (Juni 839) erfolgte seine Aussöhnung mit dem Vater und die Theilung des ganzen Reichs — abgesehen von Baiern, welches Ludwig dem Deutschen gelassen wurde — zwischen ihm und Karl. Die westliche Hälfte sollte danach an den letzteren, die östliche, mit Italien zusammenhängende an Lothar fallen. Die Grenze bildete der Lauf der Maas und weiter südlich eine Linie längs der Saone und Rhone bis zum Genfer See. Hierauf galt es, Karl in Aquitanien, welches ihm mithin ebenfalls zugesprochen war, im Gegensatz gegen Pippin II., den ältesten Sohn des verstorbenen Pippin, wirklich zur Herrschaft zu verhelfen. Die Stimmung der Großen des Landes war getheilt. Es gab eine Partei für Karl, an deren Spitze der Bischof Ebroin von Poitiers stand und zu der sogar die eigenen Schwestermänner Pippins II. gehörten; aber die rührigere und, wie es scheint, stärkere Partei hielt an dem letzteren fest. Von Chalon an der Saone aus, wo sich Anfang September 839 das Heer versammelte, drang der Kaiser, von Judith und Karl begleitet, in Aquitanien ein. Die ihm und Karl ergebenen Aquitanier erschienen, um zu huldigen, während die Gegner sich namentlich in den Felsenburgen der Auvergne zu behaupten suchten und das kaiserliche Heer durch Streifzüge belästigten. Noch verhängnißvoller war, daß dasselbe durch Krankheit decimirt wurde. Der Kaiser entließ es vor dem Eintritt des Winters und zog sich nach Poitiers zurück, wohin er die Gemahlin und Karl schon früher vorausgeschickt hatte.

Von Poitiers aus versuchte der Kaiser im Winter (839—40) die Verhältnisse Aquitaniens in seinem Sinne zu ordnen. Indessen als die Fastenzeit nahte, empfing er die Nachricht, daß sein Sohn Ludwig sich abermals empört habe; derselbe war in Alamannien eingedrungen und weiter nach Frankfurt gezogen. Die Aufregung, in welche diese Kunde den Kaiser versetzte, soll seine ohnehin zerrüttete Gesundheit noch mehr geschädigt haben, aber trotz seiner Krankheit,

trotz der Fastenzeit und obwol es bisher keineswegs gelungen war, Karls Stellung in Aquitanien zu befestigen, rüstete er sich ungesäumt zum Kriege. Er sandte seinen Bruder Drogo und den Grafen Adalbert voraus, um das linke Rheinufer zu decken. Dann folgte er, die Kaiserin und Karl mit einer Heeresabtheilung in Poitiers zurücklassend, selbst, obwol bei seinen körperlichen Beschwerden mühselig genug. Ostern beging er in Aachen. Nach diesem Feste überschritt er den Rhein und rückte nach Thüringen vor, wo der jüngere Ludwig stand. Abermals unfähig, dem Vater zu widerstehen und über die Grenzen des Reichs gedrängt, sah dieser sich genöthigt, von den Slaven, in deren Gebiet er entwichen war, die Rückkehr nach Baiern zu erkaufen. Aber auf der Rückkehr von diesem Feldzuge erkrankte der alte Kaiser in Salz an der fränkischen Saale, wo er sich im Mai 840 aufhielt, heftiger. Er ließ sich zunächst nach Frankfurt, dann nach einer Rheininsel bei Ingelheim bringen. Hier starb er, fern von seinen Nächsten, am 20. Juni 840, nachdem er noch die Uebersendung der Reichsinsignien an Lothar angeordnet hatte. Seine Leiche ließ sein Halbbruder, der Bischof Drogo von Metz, der ihm auch am Sterbebette der treueste Beistand gewesen war, nach der alten Grabstätte der Familie im St. Arnulfskloster zu Metz bringen, wo auch Ludwigs Mutter, die Königin Hildegard, ruhte.

Der höchst unglückliche und traurige Verlauf dieser Regierung bereitete die Auflösung des fränkischen Reichs vor, welche freilich gewiß auch sonst eingetreten wäre. Es war keineswegs ein zufälliges oder unverdientes Unglück, vielmehr läßt sich deutlich erkennen, wie eng dasselbe mit der persönlichen Schwäche des Herrschers zusammenhing. Indessen wäre es unrichtig, sich L. lediglich als einen frömmelnden Betbruder vorzustellen. Die Natur hatte ihn mit einem kräftigen Körper und starken sinnlichen Trieben ausgestattet, wie er denn außer seinen legitimen auch uneheliche Kinder besaß: einen Sohn Namens Arnulf, welchen er mit der Grafschaft Sens belehnte, und eine Tochter, Elpheid oder Alpais, die er mit seinem Vertrauten, dem Grafen Bego, vermählte. Er war ferner immerhin ein rüstiger Kämpfer und sogar ein leidenschaftlicher Jäger.

Für die Charakteristik des Kaisers sind besonders wichtig seine beiden Biographien von dem Chorbischof Thegan von Trier und dem sogen. Astronomus, die ihn freilich beide zu verherrlichen suchen. Sie sind, neben den Reichsannalen, die Hauptquellen für seine Geschichte, der Astronomus außerdem fast die einzige für seine Regierung in Aquitanien. Dazu kommen das erste Buch des Nithard, das Epos des Ermoldus Nigellus, eines von dem Kaiser nach Straßburg verbannten Günstlings seines Sohnes Pippin von Aquitanien &c.

Mühlbacher, Die Regesten des Kaiserreichs unter den Karolingern, 2. u. 3. Lfg., Innsbruck 1881. 1883. — Funck, Ludwig der Fromme, Frankf. a. M. 1832. — Himly, Wala et Louis le Débonnaire, Paris 1849. — Simson, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen, 2 Bde., Leipzig 1874—76. — Dümmler, Geschichte des ostfränkischen Reichs, I. Berlin 1862. — Foß, Ludwig der Fromme vor seiner Thronbesteigung. Gründung der spanischen Mark (Progr. des Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums in Berlin, 1858). B. Simson.

Ludwig II., der älteste Sohn Lothars I., erhielt noch von seinem Großvater Ludwig dem Frommen (839) Italien zugesichert. Er blieb, wie es scheint, in Italien, als sein Vater 840 über die Alpen zog. Das 842 auftauchende Project einer Vermählung mit einer griechischen Prinzessin als Preis eines Bündnisses Lothars mit Constantinopel kam nicht zur Ausführung, aber noch zu 853 berichtet der Annalist, daß die Griechen über L. erbittert waren, weil er gezögert habe, seine Braut heimzuführen. 844 wurde er von seinem

Vater mit einem fränkischen Heer nach Rom geschickt, um die bei der Erhebung des Papstes Sergius II. wieder verletzten kaiserlichen Rechte wahrzunehmen. Auf der Synode kam es zwischen Drogo von Metz, den italienischen Bischöfen, welche das Heer begleitet hatten, und der päpstlichen Partei zu heftigem Streit; der Papst vermittelte, wol gegen Bürgschaften für künftige Papstwahlen, einen friedlichen Vergleich; als aber L. für sich von den Römern den Treueid forderte, erklärte er, daß derselbe nur Lothar als Kaiser geleistet werden könne; am 15. Juni krönte er L. in der Peterskirche zum König der Langobarden und umgürtete ihn mit dem Schwerte. Auch Herzog Siginulf von Benevent erschien in Rom, um, bedrängt von einem Nebenbuhler und den zu Hülfe gerufenen Sarazenen, die Huldigung zu leisten. Trotz dieser Krönung blieb die Regierungsgewalt in den Händen seines Vaters; nach wie vor datiren die italienischen Privaturkunden mit wenigen Ausnahmen bis 850 nur nach den Jahren Lothars I. als des Herrschers von Italien, Ludwigs Name tritt erst nach seiner Kaiserkrönung hinzu. Als die Sarazenen im August 846 Rom überfallen, die außerhalb der Mauern liegende Peterskirche geplündert und, was sie erreichen konnten, verwüstet hatten, wurde L. von seinem Vater zur Berathung der Vertheidigungsmaßregeln berufen: auf Bitte der Beneventaner wurde beschlossen, daß der junge König mit der ganzen Streitmacht Italiens, mit fränkischen, burgundischen und provençalischen Truppen am 25. Januar von Pavia nach Unteritalien aufbrechen solle, um die Sarazenen von Benevent zu vertreiben, weil man bestimmt erfahren habe, daß die Ungläubigen von dort die Romagna und einen großen Theil Italiens angreifen wollten; zugleich wurden Königsboten bestellt, welche den Auftrag hatten, in Benevent zwischen den Prätendenten Siginulf und Radalgis durch Theilung des Gebietes einen Frieden zu vermitteln und sich dafür Unterstützung zur Vertreibung der Sarazenen schwören zu lassen. Ludwigs Feldzug 847 war, wie berichtet wird, ein siegreicher, aber er blieb ohne dauernden Erfolg; das Fürstenthum Benevent wurde getheilt.

850 wurde L. von seinem Vater mit glänzendem Gefolge abermals nach Rom gesandt, um die Kaiserkrone zu empfangen; eine Gerichtsurkunde über einen Streit zwischen den Bischöfen von Siena und Arezzo, der damals in Rom zur Entscheidung gelangte, nennt den kaiserlichen Erzkaplan Bischof Joseph von Ivrea, die Erzbischöfe von Ravenna und Mailand, die Bischöfe von Brescia, Lucca, Pistoja, Florenz, Pisa, Spoleto und andere. Im April (das bisher angenommene Datum des 6. April ist ganz unsicher) wurde L. von Leo IV. zum Kaiser gekrönt. Er überkam damit die selbständige Regierung Italiens: nur er urkundet von nun an fast ausnahmslos für Italien, er verfügt über die staatlichen Rechte, die Gesetzgebung liegt in seiner Hand, die italienischen Privaturkunden datiren nun auch neben den Jahren Lothars nach seiner Regierung, und zwar mit der Epoche von 850. Lothar blieb die Oberhoheit gewahrt und sie kam, wie früher unter Lothar bis 833 gegenüber Ludwig dem Frommen, durch die Aufnahme des Namens Lothars in Titel und Datirung der Urkunden Ludwigs zum Ausdruck. Ein bald nach der Kaiserkrönung in Pavia abgehaltener Reichstag, neben dem zugleich eine bischöfliche Synode tagte, suchte den ärgsten Uebelständen zu steuern: es wurde namentlich strenges Vorgehen gegen die Räuber, welche Rompilger und Kaufleute plünderten, und ihre Helfershelfer beschlossen, die Bedrückung des Volkes durch die Begehrlichkeit der zu Hofe ziehenden weltlichen und geistlichen Herren verboten, die Herstellung der fast zu Ruinen gewordenen Pfalzen und der zur Aufnahme des Hofes und fremder Gesandtschaften bestimmten und nun verfallenen Gebäude, der Bau der nothwendigen neuen Brücken und die Instandsetzung der alten anbefohlen.

Die Nachrichten über die nächsten Jahre sind spärlich. Im October 851 verschreibt L. seiner Braut Angilberga nach fränkischem Recht mit Zustimmung seiner Großen Güter als Morgengabe. Die Vermählung scheint erst später stattgefunden zu haben. Angilberga ist eine energische und ihrem Gemahl geistig überlegene Frau, die ihn beherrscht; sie begleitet ihn auf seinen Heerfahrten, sie vermittelt 864 die Aussöhnung mit dem Papst, sie führt später persönlich die Unterhandlungen mit dem ost- und westfränkischen König; an ihren Einfluß wendet sich Lothar II. und erreicht beim Kaiser und durch diesen beim Papst, was zu erreichen möglich war. Den Großen ist sie nach Hincmar's Bericht wegen ihres Hochmuths verhaßt, wol nicht minder wegen ihrer Habgierde; es ist eine ganz stattliche Anzahl von Urkunden, wie sie keine andere Herrscherin aufzuweisen hat — von 864—74 mehr als ein Viertel der überhaupt auf uns gekommenen Diplome Ludwig's II. — durch welche sie sich von ihrem Gemahl reichen Besitz schenken und bestätigen läßt, den sie dann ihrer Stiftung, dem Kloster S. Sisto in Piacenza, testirt, und eine spätere in der Chronik von Salerno überlieferte Sage läßt den Kaiser nach seiner Gefangennahme in Benevent ihr den Vorwurf machen, daß ihre Härte an diesem Unglück die Schuld trage.

Auf Bitte der von den Edlen des Landes abgeordneten Aebte von Montecasino und S. Vincenzo am Volturno unternahm der Kaiser 852 wieder einen Feldzug gegen die Sarazenen, welche sich in Bari festgesetzt hatten, Apulien und Calabrien plünderten und schon gegen Salerno und Benevent streiften. Der Plan, Bari zu erobern, mißlang, wie es heißt, wegen der Treulosigkeit der Capuaner, die keine Hülfe leisteten; die Meldung der westfränkischen Reichsannalen, die Eroberung der Stadt, in deren Mauern schon Bresche gelegt worden, sei durch den von seinen Räthen aufgestachelten Eigennutz des Kaisers vereitelt worden, beruht zweifelsohne nur auf Gerüchten. Von Bari zog der Kaiser nach Benevent; am 28. Mai wurden hier die Sarazenen niedergehauen, ihr Führer vor den Kaiser geführt und enthauptet. 853 hatte L. in Ravenna eine Zusammenkunft mit Papst Leo, der ihn bat, dem flüchtigen Cardinalpriester Anastasius die Rückkehr anzubefehlen, doch dieser leistete dessen Befehl ebenso wenig Folge wie jenem Lothars und wurde mit dem Bann belegt. 855 eilte der Kaiser auf die Denunciation des Magister militum Daniel, daß sein Amtsgenosse Gratian auf Losreißung Roms von der fränkischen Herrschaft und Uebergabe der Stadt an die Griechen sinne, „wuthentbrannt“ nach Rom, ohne beim Papst und Senat, wie sonst üblich, seine Ankunft anzumelden; vom Papst feierlich empfangen, hielt er in dessen Beisein mit den fränkischen und römischen Großen Gericht; Daniel's Anklage erwies sich als Lüge, derselbe wurde nach römischem Gesetz zum Tod verurtheilt und Gratian zur Tödtung ausgeliefert, der ihm aber auf Bitte des Kaisers das Leben schenkte. Nach Pavia zurückgekehrt, hielt der Kaiser einen Reichstag; es sind uns die Vorlage an die Bischöfe, die Anträge derselben und die auf ihnen fußende kaiserliche Verordnung erhalten; sie beschäftigen sich mit der kirchlichen Disciplin, den Uebergriffen der Laien bei Bestellung der Ortsgeistlichkeit, der Restitution des Kirchenguts, der Wahrung der Immunitäten, der Leistung der Zehnten; nicht ohne Interesse ist eine Bemerkung der Bischöfe, daß die großen Herren sich Hauskapellen halten und nicht zur Kirche kommen, daß hier höchstens dem armen Volk gepredigt werden könne, alles in Geduld über sich ergehen zu lassen. Klagen, welche erst nach Schluß des Reichstags dem Kaiser zu Ohren kamen, daß manche dadurch die Kläger um ihr Recht zu bringen suchten, daß sie dieselben und ihre Eideshelfer als Unfreie ausgäben oder ausgeben ließen, führten noch zum Erlaß eines anderen Kapitulars vom 20. Juli, dessen Bestimmungen die Rechtspflege auch gegen diesen Kniff zu sichern suchten. Während die Reichsversammlung in Pavia tagte,

starb Leo IV.; es wurde Benedict III. gewählt. Diesmal ihrer Verpflichtung eingedenk, sandten die Römer „nach alter Gepflogenheit" das Wahldecret an die Kaiser Lothar und L.; noch auf der Hinreise wurden die Gesandten von Bischof Arsenius von Gubbio für die Erhebung des gebannten Cardinals Anastasius gewonnen und es gelang auch, L. dafür zu gewinnen; er ordnete zwei Grafen nach Rom ab, welche zuerst für Anastasius Partei ergriffen, ihn aber auf den Widerstand des römischen Clerus wieder fallen ließen und die Wahl Benedicts anerkannten, der am 29. September in ihrem Beisein geweiht wurde.

Durch die Reichstheilung (September 855) war L. nach seines Vaters Tod nur Italien, das er bisher schon besessen, zugefallen. Er führte sogleich Klage bei seinen Oheimen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen, dessen Schutz er, wie Hadrian II. 869 schreibt, von seinem Vater besonders empfohlen worden war. 856 traf er mit seinen Brüdern Lothar II. und Karl von Burgund in Orbe zusammen; nach heftigem Streit, der fast zum Kampfe führte, einigten sich die beiden älteren Brüder, Karl das vom Vater bestimmte Gebiet zu überlassen und L. gab sich mit seinem Antheil zufrieden. Die Eintracht mit Lothar — der kränkelnde jüngste Bruder war zu unbedeutend, um in Rechnung zu kommen — war durch diesen Verzicht nur äußerlich hergestellt, sie blieb gefährdet, so lange Ludwig's Ansprüche nicht befriedigt waren, und der Eigennutz trat auch wieder hervor, als wieder ein Stück Land zu erhaschen war. Aber er beherrschte Ludwig's Politik nicht so schrankenlos, wie die der Könige jenseits der Alpen, sie war ehrlicher, verläßlicher, und das Eintreten für Lothars Sache durch eine Reihe von Jahren stand gewiß unter dem Einfluß brüderlicher Liebe und Treue. Als Lothar 857 sich mit Karl dem Kahlen verbündete, war es das Streben Ludwig des Deutschen, durch ein Bündniß mit dem Kaiser ein Gegengewicht zu schaffen; dieser ging darauf ein und bei einer Zusammenkunft in der Nähe von Trient kam die Einigung zu förmlichem Abschluß. Die Beziehungen zum deutschen König, dem natürlichen Bundesgenossen des Kaisers, blieben dauernd freundliche, boten sie doch diesem die größeren Vortheile; 858 empfing er in Ulm den Bischof Noting von Brescia und Graf Eberhard von Friaul als Gesandte des Kaisers, im nächsten Jahre ordnete er den Abt Thioto von Fulda nach Italien ab, um beim Kaiser und (wol durch seine Vermittelung) beim Papst den Einfall in Westfrancien zu rechtfertigen. Kurz darauf erschien auch Lothar in Italien, um sich mit dem Bruder zu verständigen und dessen mächtigen Einfluß in Rom für seinen Scheidungsplan zu gewinnen; er trat ihm den Theil seines Reichs jenseits des Jura (die Städte Genf, Lausanne und Sitten mit den Bisthümern und Grafschaften, das Hospital auf dem St. Bernhard und die Grafschaft Pümplitz ausgenommen) ab, vielleicht das Gebiet, das L. bei der Reichstheilung für sich beansprucht hatte. Damit übernahm L. aber auch die Bekämpfung des unbotmäßigen Abts Hucbert von St. Maurice, des Bruders von Lothars Gemahlin Theutberga, gegen den dieser schon ohne Erfolg zu Felde gezogen war; Hucbert ließ es zwar anfangs an Versicherungen der Ergebenheit gegen ihn nicht fehlen, erhob jedoch, verstärkt durch Burgunder, wieder die Fahne des Aufstandes und fiel 864 in einem Treffen mit dem Welfen Konrad bei Orbe. Das durch jene Gebietsabtretung hergestellte gute Einvernehmen zwischen den beiden Brüdern gerieth nach dem Tod des jüngsten Bruders wieder in Gefahr: L. eilte in die Provence, um die Großen des Landes auf seine Seite zu ziehen; auf die Kunde davon kam auch Lothar, der mit dem verstorbenen Bruder 858 seinen Erbvertrag abgeschlossen hatte, nach Burgund. Ihrer Umgebung gelang es, eine vorläufige Vereinbarung zu vermitteln, welche den Entscheid späterer Verständigung vorbehielt, während sich zugleich beide Parteien „um Frieden bittend" an den westfränkischen König wandten und nur eine aus-

weichende Antwort erhielten. Noch im selben Jahre erfolgte die Theilung des Erbes: L. erhielt einen Theil des transjuranischen Burgund und die Provence, Lothar das übrige.

Der Kaiser war 858 auf der Rückreise von Rom, als er den unerwarteten Tod des Papstes Benedict III. erfuhr. Er kehrte rasch zurück, um bei der Erhebung des Nachfolgers die kaiserlichen Rechte, welche die Römer so sehr bei Seite zu setzen geneigt waren, zur Geltung zu bringen. Er wohnte der Wahl des neuen Papstes bei und hauptsächlich seinem persönlichen Einfluß schreibt Hincmar von Rheims die Wahl Nicolaus I. zu. Die Herzlichkeit der Beziehungen zum neugewählten Papst, dessen Weihe er auch durch seine Gegenwart verherrlichte, fand öffentlichen Ausdruck. Als der Kaiser am 26. April beim Papst speiste, umarmte ihn dieser als seinen „theuersten Sohn". Nach seiner Abfahrt ritt ihm der Papst mit den römischen Großen eine Strecke nach und verkehrte, nachdem er ihn eingeholt hatte, mit ihm in der freundlichsten Weise; dem Ankommenden eilte der Kaiser entgegen und führte dessen Pferd „einen Pfeilwurf weit" am Zügel, dieselbe Ehrenbezeigung erwies er ihm beim Abschied, mit Küssen trennten sie sich. Mochte der Kaiser glauben, bei einem Papste, dem er persönlich so nahe stand, auch einen entscheidenden Einfluß in kirchlichen Angelegenheiten zu besitzen, so war er im Irrthum; unbeugsam hielt Nicolaus auch ihm gegenüber an dem fest, was ihm als Recht galt. Dies zeigte sich schon 862, da L. für den wegen Unbotmäßigkeit gegen den römischen Stuhl mit dem Bann belegten Erzbischof Johann von Ravenna Fürsprache einlegte. „Der Papst „schalt sanft" die kaiserlichen Gesandten, daß sie mit einem Gebannten verkehrt hätten, und ging selbst nach Ravenna; eine abermalige Verwendung des Kaisers blieb ebenso erfolglos, der Erzbischof mußte sich bedingungslos unterwerfen.

Zu offenen Mißhelligkeiten kam es aber, als Nicolaus mit voller Strenge gegen Lothar aufzutreten begann. Auf dem römischen Concil (Ende October 863) hatte er die Synode von Metz (Juni 863), weil sie die Scheidung der Ehe Lothars mit Theutberga und die Vermählung mit seiner Concubine Waldrada bestätigt hatte, schmählich kassirt, die Erzbischöfe Theutgaud von Trier und Gunthar von Köln, Lothars Helfershelfer, abgesetzt, den übrigen lothringischen Bischöfen das gleiche Urtheil angekündigt und in dem erlassenen Rundschreiben Lothars Königthum wegen dessen Unmoralität förmlich in Frage gestellt. Die abgesetzten Erzbischöfe eilten zum Kaiser nach Benevent, um seine Hülfe anzurufen. Dieser „vermag sich", wie Hincmar berichtet, „vor Grimm kaum zu fassen und betrachtet es als eine ihm selbst angethane Unbill, daß der Papst die Gesandten seines Bruders abgesetzt habe, die im Vertrauen auf ihn und mit seinen Empfehlungen nach Rom gekommen waren". Er bricht in Begleitung seiner Gemahlin und der beiden Erzbischöfe nach Rom auf, „um den Papst entweder zu zwingen, diese wieder in ihr Amt einzusetzen oder Hand an ihn zu legen". Der päpstliche Geschichtschreiber erwähnt den Zug gegen Rom nicht einmal, sondern beschuldigt nur den Bischof Hagano von Bergamo, der auch auf der Metzer Synode, wahrscheinlich als Vertreter des Kaisers, eine Rolle gespielt hatte, den Erzbischof Johann von Ravenna und dessen Bruder Gregor der ärgsten Uebelthaten gegen den Papst und das römische Volk; auch diesen dürfte Einflußnahme auf den Entschluß des Kaisers, der über das Vorgehen des Papstes gegen Ravenna noch erbittert sein mochte, zuzuschreiben sein. Als Nicolaus erfährt, daß der Kaiser gegen Rom zieht, läßt er Processionen und Fasten ansagen, „damit Gott ihm rechten Sinn und Ehrfurcht gegen die Autorität des apostolischen Stuhles einflöße". Der Kaiser nimmt, ehrenvoll empfangen, Aufenthalt im Palast neben der Peterskirche (Februar 864). Die nach St.

Peter ziehende Procession wird von seinen Leuten gröblich mißhandelt, der Papst flieht, da er hört, daß man ihn gefangen nehmen wolle, Nachts zu Schiffe vom Lateran in die Peterskirche, wo er zwei Tage ohne Speise und Trank sich verborgen hält. Das kaiserliche Gefolge haust arg; nach Hincmar's Bericht werden Häuser geplündert und zerstört, Nonnen und Frauen genothzüchtigt, Kirchen erbrochen. Doch das mit solchem Eifer begonnene Unternehmen versickert im Sande: der Kaiser erkrankt am Fieber; von Angst ergriffen, sendet er seine Gemahlin zum Papst, um ihn zu sich bitten zu lassen; der Papst kommt und kehrt nach einer „Unterredung" wieder in den Lateran zurück; L. hat reuig auf seinen Plan verzichtet, Theutgaud und Gunthar erhalten den Befehl, nach Francien zurückzukehren, und wenige Tage später zieht auch er von Rom ab.

Doch die Spannung mit dem Papst blieb bestehen, der Kaiser ist gegen ihn mißtrauisch geworden. Noch im selben Jahre verweigerte er den Gesandten der westfränkischen Bischöfe an den Papst und trotz seiner ausdrücklichen Bitte selbst dessen Legaten an Karl den Kahlen den Durchzug durch sein Reich, weil er den Verdacht hegte, daß sie nicht nur, wie es hieß, kirchliche Angelegenheiten zu besorgen hätten, sondern daß ihre Mission gegen ihn gerichtet sei, während er früher dem von einer westfränkischen Provinzialsynode abgesetzten und von Lothar und Ludwig dem Deutschen empfohlenen Bischof Rothad von Soissons Unterstützung gewährt hatte. Erst als 865 Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche in Thousey sich gegen Lothar verständigt und dieser in der Furcht, daß sie die Wegnahme und Theilung seines Reiches planten, einen Gesandten an ihn geschickt hatte, damit er beim Papst eine ernste Friedensmahnung an die begehrlichen Oheime erwirke, fand auch wieder eine Annäherung an den Papst statt. Auf sein Ansuchen erließ Nicolaus auch dringende Mahnschreiben an den ost- und westfränkischen König und deren Bischöfe und forderte sie auf, den Frieden, namentlich auch dem Kaiser, „seinem geliebtesten Sohne", gegenüber, zu wahren „zum Heil und zur Vertheidigung des christlichen Volkes und für die Freiheit und Erhabenheit der römischen Kirche". Aber nach wie vor hielt der Kaiser die Partei seines Bruders, mit dem er auch 864 und 865 in Orbe zusammen kam; eine von ihm berufene Synode in Pavia sprach sich 865 zu Gunsten des persönlich anwesenden Gunthar von Köln aus, der in der Hoffnung, durch die Fürsprache des Kaisers wieder sein Erzbisthum zu erlangen, mit Theutgaud nach Rom gegangen war, und sandte ein Intercessionsschreiben für beide an den Papst. Im nächsten Jahre verlangte L. vom Papst die vom Bulgarenkönig geschickten Waffen und Geschenke und dieser sah sich genöthigt, ihm einen Theil zu überlassen.

Wie die Gesetzgebung, so bezeugen auch manche Urkunden, so jene aus Cremona, Lucca, Casauria, das redliche und ernste Streben des Kaisers, theils selbst, theils durch Königsboten Recht und Ordnung zu schaffen. Dies führte ihn 860 auch in die Romagna. Zwischen Jesi und Camerata Picena ließ er im März den Grafen Hildebert wegen der Bedrückungen der Unterthanen und der Aneignung kaiserlicher Güter zur Verantwortung ziehen; das Gericht verurtheilte ihn zu deren Rückgabe. Dies kräftige Einschreiten scheint ihn und Lambert, den Sohn des Herzogs Wido von Spoleto, zum Aufstand getrieben zu haben. Der Kaiser mußte gegen sie ins Feld rücken: er verfolgte sie bis Marsi, sie entkamen nach Benevent zum Herzog Adelchis, Hildebert floh von hier nach Bari und fand bei den Sarazenen Aufnahme. Der Kaiser zog ihnen nach; er eroberte rasch Isernia, Alife und belagerte S. Agata dei Goti; auf Bitte des Abts Berthari von Montecasino gewährte er der Stadt Gnade; Fürst Adelchis warf sich ihm zu Füßen und erhielt für sich und die Aufständischen

Verzeihung. Der Erfolg war aber kein dauernder: während in dem Kampf zwischen Capua und Neapel die Neapolitaner eine große Niederlage erlitten, rückte der Sultan von Bari, alles verwüstend, gegen Benevent vor; die vom Kaiser gesandten Truppen vermochten ihn nicht aufzuhalten und Herzog Adelchis von Benevent sah sich zu einem Abkommen mit ihm, zur Zahlung von Tribut und zur Stellung von Geiseln gezwungen; auch Herzog Lambert von Spoleto und Graf Gerard (von Camerino), deren Hülfe unteritalienische Städte sich erkauft hatten, wurden von den Sarazenen geschlagen, welche nun die Verheerung des Landes fortsetzten und bis an den oberen Volturno vordrangen. Schon begann man für den Besitz der römischen Kirche und Mittelitalien zu fürchten. Die hart bedrängten Langobarden Unteritaliens, namentlich die Beneventaner und Capuaner, baten den Kaiser, ihnen Hülfe und Rettung zu bringen.

Zu Beginn des J. 866 zog der Kaiser in Begleitung seiner Gemahlin nach Unteritalien. Er hatte ein allgemeines Aufgebot aller Streitkräfte seines Reichs erlassen, welches die Säumigen ohne Aussicht auf die früher gewährte Begnadigung mit den strengsten Strafen bedrohte. Die ursprünglich in Aussicht genommene Marschroute längs des adriatischen Meeres verlassend, bog er an der Pescara südwestlich ab und rückte über Sura in das Gebiet von Benevent ein. Im Juni besuchte er das Kloster Montecasino; hier stellten sich ihm Gesandtschaften aus verschiedenen Städten vor, unter diesen auch Bischof Landulf von Capua mit seinem Neffen, der aber die Capuaner wieder heimlich fliehen hieß. Der Kaiser rückte vor Capua, um diesen Abfall zu züchtigen; die Stadt wurde nach kurzer Belagerung erobert. Von da zog er nach Salerno, Herzog Waifar mußte die Oberhoheit des Kaisers förmlich anerkennen, die salernitanischen Urkunden datiren in der nächsten Zeit nach seinen Regierungsjahren. Ueber Amalfi, Neapel gelangte er endlich nach Benevent. Nachdem er so den schwankenden Besitz dieser Gegenden und damit eine feste Operationsbasis sich gesichert hatte, rückte er 867 gegen die Sarazenen selbst. Wie es scheint, hatte sein Bruder Lothar ihm ein Hülfscorps gesandt, das durch das ungewohnte Klima und Krankheiten ungeheure Verluste erlitten haben soll; jedenfalls irrig ist die Nachricht Reginos, daß Lothar selbst ihm ein Heer zugeführt habe. Nach siegreichen Kämpfen, welche die Sarazenen auf Bari und Tarent zurückwarfen, erlitt das kaiserliche Heer beim Vormarsch nach Bari eine empfindliche Niederlage, die aber nicht bedeutend genug war, es aus dem Felde zu schlagen. Der Kaiser wandte sich nun südwärts, zerstörte Matera, marschirte nach Oria und schlug endlich im zerstörten Venosa (bei Melfi) sein Lager auf; die Stadt wurde aufgebaut, das nahe Canosa besetzt, Bari eingeschlossen. Im August kehrte er nach Benevent zurück.

Nach dem Tod Nicolaus I. (13. November 867) wurde Hadrian II. gewählt; der Kaiser, dem man das Wahldecret übersandt hatte, genehmigte diese Wahl. Ihm gegenüber war der neue Papst in der Sache Lothars willfähriger als sein Vorgänger: auf seine Bitte löste er im Februar 868 Waldrada vom Bann, wie er schon Theutgaud von Trier die Laiencommunion gewährt hatte, und mahnte dringend Ludwig den Deutschen und Karl den Kahlen, die Reiche des Kaisers, der seine Waffen wenigstens gegen die Ungläubigen, nicht wie andere gegen die Christen wende, und Lothars nicht zu beunruhigen. Sogleich nach Antritt seiner Würde sah sich Hadrian auch auf des Kaisers Schutz angewiesen, als der Herzog Lambert von Spoleto einen förmlichen Beutezug gegen Rom unternahm. Im März 868 entführte Eleutherius, ein Sohn des Bischofs Arsenius von Orta, des aus dem Ehehandel Lothars bekannten Legaten, der, weil er sich von Nicolaus I. zurückgesetzt sah, sich der Partei des Kaisers angeschlossen hatte, die schon mit einem anderen verlobte Tochter des Papstes

und vermählte sich mit ihr; Arsenius kam nach Benevent und übergab, von einer schweren Krankheit befallen, vor seinem Tode seine Schätze der Kaiserin Angilberga, um ihre Vermittelung zu gewinnen. Auch der Papst wandte sich an den Kaiser und erwirkte die Aburtheilung des Eleutherius nach römischem Gesetz; da ermordete dieser, wie es heißt, auf den Rath seines von Hadrian zum Bibliothekar der römischen Kirche ernannten Bruders Anastasius, Stephanie, die Gemahlin des Papstes, und dessen entführte Tochter und wurde selbst von den Häschern des Kaisers getödtet. Die nachgiebige Haltung des Papstes hob auch die Hoffnungen Lothars, jetzt glaubte er das so heiß angestrebte Ziel, die Auflösung der Ehe mit Theutberga und die Anerkennung seiner Verbindung mit Waldrada erreichen zu können. Er zog 869 nach Italien; bevor er nach Rom ging, wollte er noch mit seinem Bruder sprechen, um dessen Verwendung beim Papst sich zu sichern. In Ravenna trafen ihn aber Gesandte des Kaisers, der ihm die Weiterreise verbieten, ihn zur unverweilten Rückkehr auffordern und auf eine spätere Zusammenkunft vertrösten ließ. Unbekümmert um dieses Verbot suchte Lothar seinen Bruder in Benevent auf. „Mit vielen Bitten und Geschenken“ gewann er die Kaiserin und damit auch den Kaiser. In einem Schreiben desselben an den Erzbischof Ado von Vienne, das diesem den Cleriker Bernarius für die Weihe zum Bischof von Grenoble empfahl — auch ein Empfehlungsbrief Lothars ist erhalten — findet sich die bemerkenswerthe Begründung: „weil all' das unsere auch des Bruders und all' das seine auch unser ist“. Die Kaiserin begleitete Lothar nach Montecasino, wohin auch der Papst auf Befehl des Kaisers gekommen war; sie erwirkte, daß ihm der Papst die Communion reichte. Damit glaubte dieser an die äußerste Grenze der Zugeständnisse gegangen zu sein; in einer Rede bat er, dem Kaiser Vorstellungen zu machen, daß er die Kirche nicht durch weitere Forderungen in Gefahr bringe. Lothar gab seine Hoffnungen nicht auf; er folgte ihm nach Rom und trotz des wenig ermuthigenden Empfanges und der ablehnenden Haltung des dem Bannkreise des kaiserlichen Einflusses wieder entrückten Papstes wähnte er seinem Ziel näher zu sein. Auf der Rückkehr erkrankte er in Lucca, am 8. August starb er in Piacenza.

Der Kaiser war der allein berechtigte Erbe Lothars. Aber die Länder lagen jenseits der Alpen und nur mit den Waffen hätten sie sich gegen die Habgier der Oheime, die schon zu Lothars Lebzeiten über die Theilung schlüssig geworden waren, vertheidigen lassen. Der Kaiser stand damals mit seiner Streitmacht in Unteritalien, einem noch unbezwungenen und gefährlichen Feind gegenüber. Zudem war er kein Mann kühner Entschlüsse, er hatte keine männlichen Nachkommen und war jenen Ländern, namentlich den deutschen Gebieten, immer fern gestanden. So versuchte man es mit friedlichen Mitteln, sie mußten fruchtlos bleiben. Zunächst trat der Papst für das Recht des Kaisers ein: er erließ eindringliche Mahnschreiben an die lothringischen Großen, dem Kaiser als Erben seines Bruders unverbrüchliche Treue zu wahren; er ordnete zwei Legaten nach Westfrancien ab und verbot (5. September 869), daß Karl der Kahle das Erbe des Kaisers in Besitz nehme, damit dieser nicht zu dessen Schutz den Kampf gegen die Ungläubigen aufzugeben genöthigt sei. Ueberdies hatte der westfränkische König schon zugegriffen und sich in Metz krönen lassen (9. September) und Ludwig der Deutsche hatte dagegen nur Protest erhoben, um die Hälfte des Reichs für sich zu beanspruchen. Die päpstlichen Schreiben wurden nicht einmal beantwortet. Dasselbe Schauspiel wiederholte sich im nächsten Jahre. Als Gesandte des Kaisers und Papstes Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen päpstliche Schreiben vom 27. Juni 870 überbrachten, von denen das eine jenen ob seiner Uneigennützigkeit höchlich belobte und sogar eine Reise

Hadrians nach Westfrancien in Aussicht stellte, das andere diesen wegen des Einbruchs in Lothars Reich hart schalt, und andere Briefe die westfränkischen Bischöfe aufforderten, das Erbe des Kaisers gegen ihren König zu schützen, war dasselbe schon am 8. August zu Meersen von Ludwig und Karl endgültig getheilt worden. Karl antwortete auch damit, daß er in Burgund einrückte, um Lyon zu besetzen und Vienne zu nehmen. Ludwig ordnete an den Kaiser und Papst Gesandte ab, glitt aber mit Hinweis auf deren geheime Aufträge über die vollendeten Thatsachen mit einer diplomatischen Phrase hinweg, die allenfalls die Auslegung gestattete, daß er seine Besitzergreifung Lothringens nur als vorläufige betrachte; er mochte schon damals auf die Nachfolge eines seiner Söhne in Italien rechnen.

Der Kaiser sah sich den Sarazenen nicht gewachsen. Ihm fehlte eine Flotte, um ihren festen Stützpunkt, das belagerte Bari, auch von der Seeseite einzuschließen. Er schickte daher 869 Gesandte nach Constantinopel; der griechische Kaiser Basilius forderte für ein Bündniß die Vermählung von Ludwigs Tochter Irmingard — die zweite Tochter Gisela war im Kloster S. Salvatore in Brescia „Gott geweiht" worden — mit seinem Sohne Constantin und sandte eine Flotte von 400 Schiffen, um gegen die Sarazenen Hülfe zu bringen und die Braut nach Constantinopel zu führen; doch L. verweigerte „in Folge irgend eines Zwischenfalles" die Herausgabe seiner Tochter und die Flotte kehrte zurück. Die Verhandlungen wurden aber nicht abgebrochen, sondern durch kaiserliche Gesandte während des Winters fortgeführt. Durch den Abgang der Flotte sah sich das Belagerungsheer zum Rückzug von Bari genöthigt; die Sarazenen machten einen Ausfall, griffen dasselbe im Rücken an, erbeuteten 2000 Pferde, unternahmen damit einen gewinnreichen Plünderungszug nach Monte Gargano und jagten dadurch selbst den Römern neuen Schrecken ein. Im nächsten Jahre zog L. wieder vor Bari, verstärkt durch die unter seiner Oberhoheit stehenden Slavenstämme an der Ostküste der Adria; er sandte sogar Streitkräfte gegen Neapel, „den Schlupfwinkel der Sarazenen", und forderte, alte Hoheitsansprüche erneuernd, „die gewohnten Leistungen" und Bruch mit den Ungläubigen. Als die erwartete griechische Hülfe sehr lange nicht erschien und der Kaiser verzweifelte, in diesem Jahre noch Entscheidendes gegen Bari unternehmen zu können, entließ er den größten Theil der Truppen und behielt nur eine kleine Streitmacht bei sich, um der belagerten Stadt die Zufuhr von Lebensmitteln abzuschneiden; auf die Bitte einer Deputation aus Calabrien und das Angebot der Unterwerfung ihres Landes schickte er ein Streifcorps dahin, das siegreich bis Amantea vordrang. Endlich langte die griechische Flotte mit Hülfstruppen an; sie griffen die Stadt erfolglos an, während die kaiserlichen Truppen am Weihnachtstage ein sarazenisches Entsatzheer in die Flucht jagten. Am 2. Febr. 871 wurde die hartbedrängte Stadt erobert, der Sultan und die Besatzung gefangen genommen; dem Sultan schenkte der Kaiser auf Bitte des Herzogs Adelchis das Leben. Der Erfolg ermuthigte zu kühneren Plänen: der Kaiser entsandte ein Heer zur Belagerung Tarents und zur Vertreibung der Sarazenen aus Calabrien und dachte schon daran, ihnen auch Sicilien zu entreißen. Das Hochgefühl, das ihn beseelte, fand auch in dem Schreiben an den griechischen Kaiser kräftigen Ausdruck, durch das er gegen die hochmüthige Ueberhebung der Griechen sein und seines Geschlechtes Recht auf den Titel „römischer Kaiser" wahrte und zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Ungläubigen die rasche Absendung einer Flotte verlangte.

All' diese weittragenden Pläne und die schon errungenen Erfolge wurden durch ein unerwartetes Ereigniß, die Gefangennahme des Kaisers, vernichtet. L. war nach der Einnahme Baris' nach Benevent zurückgekehrt und hatte hier

seine Residenz genommen. Da brach auf Anstiften des Herzogs Adelchis plötzlich eine wohl vorbereitete Empörung aus. Den nächsten Anlaß gab die harte Bedrückung des Volkes; nach den westfränkischen Reichsannalen soll der Kaiser auf Betreiben seiner Gemahlin beschlossen haben, Adelchis in die Verbannung zu schicken und dieser sich deshalb erhoben haben, eine einheimische Quelle beschuldigt den Herzog Sergius von Neapel der geistigen Urheberschaft. In das Complot war auch Herzog Lambert von Spoleto und ein gleichnamiger Verwandter desselben verwickelt. Wahrscheinlich hatte sich dasselbe unter griechischer Einflußnahme gebildet, bedrohten doch die Pläne des Kaisers die Reste der griechischen Herrschaft in Unteritalien, welche auch die schon von den Sarazenen eroberten Gebiete noch immer beanspruchte. Erst spätere Sagen wissen zu erzählen, daß der Fürst von Benevent durch die Arglist des gefangenen Sultans von Bari zur Festnahme des Kaisers veranlaßt worden sei.

Am 13. August 871 wird der Kaiser Nachts in der Pfalz überfallen. Er vertheidigt sich tapfer; als die Pfalz angezündet wird, zieht er sich mit seiner Gemahlin und Tochter in einen festen Thurm zurück. Nach muthigem Kampf muß er sich nach drei Tagen mit den Seinen ergeben; er wird gefangen genommen, der Gefangene, wie ein Volkslied meldet, verhöhnt, der Schatz geplündert, die dislocirten Truppen werden vertrieben. Nach Westfrancien und Deutschland dringt die Kunde, daß der Kaiser mit Gemahlin und Tochter getödtet worden sei, und bei Karl dem Kahlen treffen Gesandte aus Italien ein. die ihn auffordern, dahin zu kommen; Karl bricht auch sogleich auf und gelangt bis Besançon, während Ludwig der Deutsche durch seinen Sohn Karl vom Lande jenseits des Jura Besitz ergreifen läßt. Am 17. September wird der Kaiser durch Vermittlung des Bischofs Aio von Benevent frei gelassen; er muß mit den Seinen schwören, daß er niemals Rache nehmen und nie mehr mit einem Heer das beneventanische Gebiet betreten werde. Die Freilassung scheint auch durch das Auftreten fränkischer Truppen und durch die Landung der Sarazenen beschleunigt worden zu sein, welche noch während der Haft des Kaisers von Afrika aufgebrochen waren, bei Salerno ein Heer von 30000 Mann landeten, die Stadt einschlossen und dann plündernd gegen Neapel, Capua, Benevent vordrangen.

Tief erbittert zog der Kaiser über Spoleto nach Ravenna. Er befahl dem Papst, sogleich zu ihm zu kommen und ihn und die Seinen von dem Adelchis geleisteten Eide zu lösen. Die beiden Lamberte, zur Verantwortung gezogen, entflohen zu ihrem Bundesgenossen nach Benevent; der Kaiser verfolgte sie, ohne sie einholen zu können, und ließ seine Gemahlin nach Ravenna vorangehen, wohin er eine Reichsversammlung entboten hatte. Schon in den ersten Monaten des nächsten Jahres gelangte an ihn die Bitte, dem belagerten Salerno Hülfe zu bringen. Er zog nach Rom. In feierlicher Versammlung löste ihn der Papst von dem „durch Todesfurcht erpreßten" Eide und krönte ihn feierlich wieder am Pfingstfeste. Der Krieg gegen Adelchis wurde beschlossen. Aber noch andere Pläne beschäftigten den Kaiser. Er hatte sich seiner Rechte und Ansprüche auf das Reich Lothars nicht begeben und die Unterhandlungen jetzt wieder aufgenommen. Sie wurden durch die Kaiserin geführt. In Trient traf sie mit Ludwig dem Deutschen zusammen; dieser trat — wol gegen die Zusicherung der Nachfolge in Italien an seinen Sohn Karlmann — heimlich seinen Antheil am Reich Lothars ab und ging ein förmliches Bündniß gegen Karl den Kahlen ein. Um so weniger erreichte sie beim westfränkischen Kaiser; er war schon auf der Reise zur verabredeten Zusammenkunft in St. Maurice, als er die Trienter Abmachungen erfuhr; er kehrte sogleich um und sandte nur ausweichende Antwort; er ging dann nach Gondreville, wo er am

9. September nochmals die Bischöfe und Großen des Reichs Lothars in Treue und Pflicht nahm. Der Kaiser gelangte nicht mehr in den wirklichen Besitz auch nur eines Theiles des Erbes Lothars, wenn auch noch später Hadrians II. Nachfolger, Johann VIII., die beiden Könige unter Androhung des Bannes aufforderte, dasselbe herauszugeben.

Von Rom zog der Kaiser im Juni 872 wieder nach Unteritalien. Außer Benevent galt sein Zug wieder den Sarazenen. Er schickte ein Heer voraus, das über die Ungläubigen bei Capua siegte; andere Schlappen erlitten sie durch die Beneventaner und Capuaner. Die bedeutenden Verluste dieser aus dem Belagerungsheer von Salerno abgegebenen Streifcorps nöthigten sie, die Belagerung aufzuheben, sie zogen ab und verwüsteten Calabrien; in Salerno wurde wieder die Oberhoheit des Kaisers anerkannt. Er nahm seinen ständigen Aufenthalt in Capua und weilte fast ein Jahr dort. Bald traf auch die Kaiserin dort ein, obwol ihr der Kaiser, als ihm die Großen, denen Angilberga wegen ihres „Hochmuths“ verhaßt war, die Tochter des Winigis verkuppelt hatten, den Befehl hatte kommen lassen, bis zu seiner Rückkehr in Oberitalien zu bleiben: nur um so rascher eilte sie ihm nach. Der Kaiser machte, namentlich wie es heißt, auf Betreiben des schlauen Bischofs Landulf von Capua, jetzt seines Vertrauten und „dritten Mannes im Reich“, vergebliche Versuche, Benevent wieder zu unterwerfen; die Beneventaner erkauften sich den Schutz eines bei Otranto gelandeten griechischen Heeres durch die Verpflichtung, den bisher dem fränkischen Kaiser gezahlten Tribut den Griechen zu leisten. Der Kaiser suchte einen Ausweg: er befahl Papst Johann VIII. nach Campanien zu kommen, um eine Aussöhnung mit Adelchis zu Stande zu bringen, damit er wenigstens den Vorwand habe, „daß er nur auf Fürsprache des Vicars des hl. Petrus Adelchis verzeihe, nachdem er geschworen hatte, er werde nicht zurückkehren, bevor er ihn nicht gefangen haben würde, und er seiner doch nicht habhaft werden konnte“. Ob der Papst jener Anforderung Folge leistete, ist nicht überliefert; geschah es, so erreichte er beim Herzog von Benevent seinen Zweck nicht.

Als der Kaiser gegen Ende 873 nach Oberitalien zurückkehrte, hatte er seine Pläne gegen Benevent nicht aufgegeben. Seine muthige Gemahlin blieb in Capua zurück. Sie traf im Frühjahr 874 wieder bei ihrem Gemahl in Ravenna ein und brachte für die Treue Capuas und Salernos Geiseln mit sich. Sie ließ ihre Tochter Irmingard in Capua zurück, die kurz bis vor ihres Vaters Tod dort weilte. Unteritalien wurde nun wieder der Tummelplatz der Sarazenen.

Zum Jahre 874 bieten nur noch die Jahrbücher von Fulda die dürftige Nachricht, daß unfern Verona eine Zusammenkunft Ludwig des Deutschen mit dem Kaiser und dem Papst stattgefunden habe. Wahrscheinlich betrafen die Unterhandlungen die Nachfolge in Italien. Ein späteres Rundschreiben des Papstes erwähnt noch, daß die Kaiserin von ihrem Gemahl und dem deutschen König in Verona seinem Schutz empfohlen worden sei. Die kaiserlichen Urkunden dieses Jahres galten, vielleicht in Voraussicht eines baldigen Endes, vornehmlich der Sicherung und Wahrung des großen Besitzes seiner Gemahlin und des von ihr gegründeten Klosters S. Sisto in Piacenza, sowie seiner eigenen reich ausgestatteten Stiftung, des Klosters Casauria, dessen Chronik uns auch eine Reihe von Urkunden überliefert, die zeigen, wie sorgsam der Kaiser seit Jahren auf Vergrößerung seines Privatbesitzes bedacht gewesen war; noch einer zweiten Stiftung, dem Kloster S. Ruffino (Moninellum) bei Mantua, wies er Güter in Unteritalien zu. Am 12. August 875 starb er „im Gebiet von Brescia“; keine Quelle nennt den Ort seines Todes. Vor seinem Hinscheiden soll er den Wunsch ausgesprochen haben, daß Ludwig des Deutschen Sohn Karlmann ihm in der

Kaiserwürde nachfolge. Der Bischof Anton von Brescia bestattete den Leichnam in der Marienkirche daselbst; doch der Erzbischof Anspert von Mailand forderte dessen Auslieferung; als dieselbe verweigert wurde, erschien er mit den Bischöfen von Bergamo und Cremona und deren Clerus in Brescia; er ließ die Leiche erheben und am 17. August nach Mailand übertragen, wo sie am 19. August in der Kirche des hl. Ambrosius beigesetzt wurde. „L. war gar fromm“, sagte über ihn ein italienischer Geschichtschreiber, „und zu seiner Zeit war großer Friede, weil Jedermann seines Besitzes sich freuen konnte“. Und die Wahrung des Rechts, geordneter Verhältnisse im Innern ist unstreitig das größte Verdienst seiner Regierung, das in der unruhigen, gewaltthätigen Folgezeit um so tiefer empfunden wurde. Das so lange und muthig verfolgte Ziel, die Vertreibung der Sarazenen vom Boden Italiens, zu erreichen war ihm nicht gegönnt.

Die Quellen der Geschichte Ludwig II. sind dürftig: die meisten Nachrichten bieten die westfränkischen Reichsannalen (Ann. Bertiniani), deren Gesichtskreis noch das ganze alte Karolingerreich umspannt, kurze Meldungen über seine Beziehungen zu Ludwig dem Deutschen die Jahrbücher von Fulda; wichtige Aufschlüsse geben noch päpstliche Briefe. Ueber die Verhältnisse und Kämpfe in Unteritalien berichten eingehender die Quellen von Montecasino, das bis 867 reichende Chronicon S. Benedicti und Erchempert, spärlicher und unverläßlicher Andreas von Bergamo; sonst finden sich nur noch zerstreute Notizen. Eine Monographie über Ludwig II. fehlt; seine Geschichte oder Episoden derselben sind nur in Werken allgemeineren Inhalts behandelt; das Beste bietet Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs, 1. Bd.; Zusammenstellung des Materials und Begründung der von bisherigen Annahmen abweichenden Daten in Böhmer's Regesten der Karolinger (neu bearbeitet von E. Mühlbacher), Bd. I, Lieferung 3 (Innsbruck 1883).

Mühlbacher.

Ludwig der Deutsche, der jüngste Sohn Ludwig des Frommen aus erster Ehe, wurde um das J. 804 geboren. Aus einer baierischen Urkunde lernen wir den Namen seines Erziehers Egilolf kennen. Eine spätere Schilderung weiß zu erzählen, wie er, als sechsjähriger Knabe an den Hof seines Großvaters Karl des Gr. gebracht, durch kluge und dreiste Rede sein Herz gewonnen und ihn zum Ausspruch veranlaßt habe, aus dem Kleinen werde noch Großes werden. Das Hausgesetz von 817 wies L. unter der einstigen Oberhoheit seines älteren Bruders Lothar Baiern, das Land der Kärntner, Böhmen, Avaren und Slaven im Osten Baierns und für seinen Bedarf die königlichen Villen Lauterhofen und Ingolstadt im Nordgau zu; doch erst 825 wurde er, nachdem er im Vorjahr auf einem Verwüstungszuge gegen die Bretagne mit dem Grafen Matfrid von Orléans eines der drei Heere befehligt hatte, nach Baiern gesandt und im Juni 826 datiren Freisinger Urkunden „nach dem ersten Jahre, da König L. nach Baiern kam“. Seine Stellung war, wie die seiner Brüder Lothar in Italien, Pippin in Aquitanien: sie regieren im Namen und Auftrag ihres Vaters, dem die Gewalt gewahrt bleibt; dieser urkundet auch allein wie früher für das baierische Gebiet. 828 wurde L. mit einem Heere gegen die Bulgaren, welche im Vorjahr Pannonien verwüstet hatten, entsandt; über den Erfolg des Feldzugs fehlt jede Nachricht, im nächsten Jahre plünderten dieselben Feinde wieder längs der Drau. Wie Lothars, so wurde auch Ludwigs Stellung zum Vater durch die umfassenden Pläne der Kaiserin Judith, ihrem Sohn Karl ein Reich zu schaffen, bestimmt. Sie versuchte zuerst die beiden Brüder dafür zu gewinnen und durch engere Bande an ihren Sohn und ihre Familie zu knüpfen: wie Lothar zum Pathen des neugeborenen Karl ausersehen war (823), so wurde L.

827 mit ihrer Schwester Hemma vermählt. In beider Gegenwart wurde auch 829 zu Worms Alamannien an Karl übertragen. Schmälerte diese Maßregel auch zunächst nur das Erbe Lothars, so mußten doch auch L. und Pippin für ihre Antheile besorgt sein. Dem drohenden „Unwillen“ der älteren Brüder suchte der kaiserliche Hof durch die Entlassung Lothars nach Italien und durch die Bestellung Bernards, dessen Obhut der kleine Karl anvertraut wurde, „zum zweiten Mann des Reichs“ zu begegnen. Doch schon im nächsten Jahre brach die Empörung los; die Häupter des Aufstandes beriefen Lothar und Pippin, die Kaiserin wurde in ein Kloster in Poitiers gebracht. Nach dem nicht unbedenklichen Bericht Radberts, des Biographen Walas, soll es damals L., der — wir wissen nicht, warum — von seinem Vater in Haft gehalten wurde, gelungen sein zu entkommen; zu den Aufständischen geeilt, soll er das gräuliche Treiben am Hofe, die ehebrecherischen Beziehungen der Kaiserin zu Bernard, ihre Zauberkünste gegen den Gemahl, Bernards Mordpläne enthüllt haben. Das Ergebniß der Empörung konnte ihn nicht befriedigen; der ganze Gewinn fiel Lothar zu, der seine Ansprüche auf das Hausgesetz von 817 stützte, seine Partei beutete den Erfolg in rücksichtsloser Weise aus, die öffentlichen Zustände verschlimmerten sich. Ist auch die Meldung Thegans, L. habe die Entthronung des Vaters verhindert, anderweitig nicht verbürgt, so erhalten wir doch durch die Erzählung Nithards bald sicheren Boden: als die Verschlimmerung der Verhältnisse die Sympathien für den alten Kaiser mehrte und sein Anhang dessen Wiedereinsetzung plante, sandte man heimlich einen gewandten Unterhändler, den Mönch Guntbald, an L. und Pippin und gewann sie durch die Zusage, daß ihre Reiche vergrößert werden sollten, wenn sie ihres Vaters Partei ergreifen würden. L. ward deren zuverläßlichste Stütze: der alte Kaiser, „den Westfranken mißtrauend und lieber den Deutschen sich anvertrauend“, bestand auf der Berufung des Reichstages nach Nimwegen, wo die Sachsen und Ostfranken sich einfinden konnten. Hier erschien auch L., „der dem Vater in allen Nöthen zur Seite stand“, hier unterwarf sich Lothar, seine Partei wurde zersprengt. Auch zum Reichstag in Aachen, auf dem das Strafgericht über die Empörer erging (Februar 831), fand sich L. ein. Dieser Zeit gehört auch der Entwurf einer Reichstheilung an, welche, Lothar ausschließend und auf Italien beschränkend, nach dem Muster des Hausgesetzes von 806 Verfügungen über die Erbfolge nach dem Tode des alten Kaisers traf; L. sollte zu Baiern ganz Thüringen, Ripuarien, Atoarien (Geldern), Sachsen, Friesland, die Gaue Ardennen, Hasbania, Brabant, Flandern und das Land bis Cambray und Vermendois erhalten, das übrige Reich zwischen Pippin und Karl getheilt werden. Sollte damit das Versprechen, welches der gefangene Kaiser gegeben, eingelöst, L. wie Pippin für die geleistete Hülfe belohnt und ihr Interesse mit dem Karls unzertrennbar verknüpft werden, so kam der Entwurf doch nie zur Ausführung. Die Kaiserin lenkte wieder die Politik, bald änderte sich die ganze Sachlage: Lothar, den Judith von neuem für ihre Pläne zu gewinnen strebte, wurde in Ingelheim (Mai 831) wieder in Gnaden aufgenommen, seine Parteigänger wurden amnestirt.

L. und Pippin sahen sich um den zugesicherten Preis verkürzt und gegen den älteren Bruder, der dem Vater eben erst solche Unbill zugefügt hatte, zurückgesetzt. Diese treulose Politik barg aber in sich auch die Gefährdung des ihnen längst zugewiesenen Besitzes. Noch gegen Ende des J. 831 wurde Pippin an den väterlichen Hof berufen und hier „wegen Ungehorsam und sittlicher Ungebundenheit“ internirt; wol schon damals hegte die Kaiserin den Plan, Aquitanien ihrem Söhnchen zu verschaffen. Als Pippin am 27. December aus Aachen entflohen war, wurde über die gegen ihn zu ergreifenden Maßregeln

berathen; man beschloß eine Reichsversammlung nach Orléans einzuberufen; Lothar und L., die kurz vorher (November 831) dem Reichstag in Diedenhofen, auf dem Bernard sich von der Beschuldigung des Ehebruchs mit der Kaiserin reinigte, beigewohnt hatten, sollten in Aachen erscheinen und ihren Vater nach Orléans begleiten. Da traf die unerwartete Nachricht ein, daß L. zu den Waffen gegriffen und selbst Hörige und Slaven in das baierische Heer eingereiht habe, um Alamannien, den Besitz Karls, zu erobern, dort das Volk für sich in Eid und Pflicht zu nehmen und dann gegen den Vater selbst vorzurücken (März 832). Nach officiellem Berichte soll Graf Matfrid, einer der entschiedensten Anhänger Lothars, die Erhebung geplant und ins Werk gesetzt haben, während Thegan, wie er dies auch sonst liebt, die Schuld geradezu Lothar zuschiebt. Der Groll über die Nichterfüllung der gemachten Zusagen, der nun zur Selbsthülfe griff und in der Erwerbung Alamanniens eine Entschädigung suchte, gesteigert noch durch das Verfahren gegen Pippin, bot der Ursache genug. Der Kaiser berief den Heerbann der West- und Ostfranken und der Sachsen für den 18. April nach Mainz. Am nächsten Tage brach er auf, setzte über den Rhein und Main und lagerte bei Tribur. Der Baiernkönig war bis Lampertheim gegenüber Worms vorgedrungen, die erwarteten Zuzüge waren ausgeblieben. Als der Kaiser heranzog, kehrte er eilig auf dem Wege, den er gekommen, nach Baiern zurück. Der Abfall lichtete seine Reihen, der Kaiser rückte, den Spuren der Verwüstung begegnend, langsam mit seinem Heere durch Alamannien nach. In Augsburg erschien L. vor seinem Vater; er erhielt Verzeihung gegen das eidliche Versprechen, nie mehr derartiges zu unternehmen, noch anderen zu einem solchen Unternehmen sich anzuschließen. Dieser rasche Erfolg mochte den Kaiser hoffen lassen, daß er ebenso leicht Pippins Widerstand brechen, ohne größere Schwierigkeit die Pläne seiner Gemahlin zur Ausführung bringen werde. Er täuschte sich, Pippin war ein kühnerer Charakter. Er leistete zwar, als der Kaiser mit einem Heer in Aquitanien einrückte (September 832), der an ihn ergangenen Vorladung Folge und erschien vor seinem Vater, der ihn nach Francien verwies, „bis er durch Besserung sein Gemüth besänftigt haben würde"; Aquitanien wurde an Karl verliehen und der Treueid für ihn eingefordert. Doch es gelang dem entthronten Pippin in Doué Nachts zu entfliehen und nach Aquitanien zu entkommen. Seine Anhänger schaarten sich um ihn. Das nachrückende Heer des Kaisers erlitt durch die Unbilden des Winters und durch Ueberfälle große Verluste, die Heerfahrt endete mit kläglichem Rückzug. Kaum war der Kaiser wieder in Aachen angelangt, als ihm die Kunde zukam, daß seine Söhne Lothar, L. und Pippin sich zur Empörung verbündet hätten und gegen ihn mit großer Heeresmacht ziehen wollten. Im Februar 833 brach er gen Worms auf. Die Unterhandlungen mit den Aufständischen, an deren Spitze sich wieder Lothar gestellt hatte, blieben erfolglos, der Kaiser, welcher bei Colmar seinen Söhnen gegenüber lagerte, sah sich genöthigt, sich selbst ihnen auszuliefern (29. oder 30. Juni). Sie geben ihm beruhigende Versicherungen; als er in ihr Lager kommt, wird seine Gemahlin von ihm getrennt und zu den Zelten Ludwigs geführt, er selbst mit dem kleinen Karl auf den Lagerplatz Lothars geleitet. Lothar übernimmt förmlich die Herrschaft, das Reich wird unter die drei Brüder getheilt. Aus den Urkunden erhellt, daß L., der auch nach den Xantener Jahrbüchern Lothar als Oberherrn den Treueid geleistet haben soll, Alamannien, das Elsaß und Franken zufiel, wie es scheint, auch Sachsen und Thüringen. Die neugewonnene Stellung kommt auch äußerlich zum Ausdruck: wie aus den Urkunden Lothars, so verschwindet der Name des Kaisers auch aus jenen Ludwigs, die bisher gleichfalls nach den kaiserlichen Regierungsjahren datirt hatten, der enger umgrenzte Titel

„durch Gottes Gnade König der Baiern“ vereinfachte sich zu dem bedeutsameren Titel „durch Gottes Gnade König“, mit dem J. 833 beginnt eine neue Epoche, die Datirung nach den Regierungsjahren in „Ostfrancien“. Lothar führt, während L. nach Baiern zurückkehrt, den Vater als Gefangenen nach Soissons und läßt ihn im Kloster St. Medard einschließen. Die Reichsversammlung in Compiègne (October 833) versetzt mit Billigung Lothars den Kaiser in den Anklagestand, er wird zur öffentlichen Kirchenbuße in Soissons, die eine Wiedererhebung auf den Thron unmöglich machen sollte, gezwungen. Lothar führt im November den Vater mit sich nach Aachen, wo er zu überwintern gedenkt und hält ihn in strenger Haft. Er beansprucht nun die ganze Reichsgewalt für sich und sucht seine beiden Brüder ganz in den Hintergrund zu drängen. Zum Unmuth darüber gesellt sich das durch die harte Behandlung des Vaters verletzte kindliche Gefühl. L. ist es, der zuerst für diesen eintritt. Von Frankfurt ordnet er den Abt Gozbald von Altaich und den Pfalzgrafen Morhard an Lothar ab mit der Forderung, dem Vater eine mildere Behandlung zu Theil werden zu lassen. Als Lothar diese Botschaft unwillig aufnimmt, schickt er Gesandte an seinen Vater, der Zutritt zu ihm wird ihnen verweigert. Auf einer Zusammenkunft mit Lothar in Mainz (December 833) wiederholt L. die Bitte, der Bruder möge gegen den Vater Milde walten lassen und ihn nicht in so enger Haft halten. Da Lothar dies hartnäckig verweigert, plant er die Befreiung des Vaters. Nach Epiphanie 834 sendet er den Abt Grimald von Weißenburg und den Grafen Gebhard zu seinem Vater nach Aachen. Lothar gestattet ihnen, denselben im Beisein der Aufseher zu sehen. Die Gesandten werfen sich dem Kaiser zu Füßen und überbringen ihm Grüße von ihrem König; es ist ihnen nicht möglich, mit dem Gefangenen allein zu sprechen, durch Zeichen geben sie ihm zu verstehen, daß ihr Herr die Erniedrigung seines Vaters nicht länger dulden wolle. Unterdeß bricht sich auch eine immer weitere Kreise ergreifende Bewegung zu Gunsten des alten Kaisers Bahn, Pippin ruft, aufgefordert durch eine Gesandtschaft seines Bruders L., die Aquitanier und die Leute jenseits der Seine, L. selbst die Baiern, Austrasier, Sachsen, Alamannen zu den Waffen, um mit ihnen gegen Aachen zu ziehen. Lothar eilt nun mit dem gefangenen Vater nach Westfrancien, in St. Denis macht er Halt; Pippin steht mit seinen Schaaren bereits an der Seine, die Burgunder haben die Marnelinie besetzt. Lothar sucht durch Unterhandlungen Zeit zu gewinnen; als er hört, daß auch L. mit einem Heere heranziehe, flieht er am 28. Februar nach Burgund. Am 1. März wird der Kaiser in St. Denis wieder feierlich von den Bischöfen in die Kirche aufgenommen und mit den Waffen und königlichen Insignien bekleidet. In Quierzy erwartet er seine Söhne Pippin und L., seine Retter; gerührt dankt er ihnen für seine Befreiung, ebenso der ihn umjubelnden Menge für die erwiesene Treue. Er entläßt Pippin nach Aquitanien und zieht mit L. nach der Residenz Aachen. Die Versuche, Lothar zu friedlicher Unterwerfung zu bestimmen, sind vergeblich; das kaiserliche Heer erleidet an der Grenze der britanischen Mark eine vollständige Niederlage, Lothar zieht den Seinen zu Hülfe und erobert auf dem Wege Châlon s. S. Da endlich rafft der Kaiser sich auf; in Langres, wohin er mit seinem Sohn L. gekommen war, hält er den Heertag und rückt gegen Lothar. Dieser muß sich vor Blois unterwerfen, mit feierlichem Eide seinen hochfliegenden Ansprüchen entsagen und mit seinen Anhängern nach Italien abziehen. L., dem der Kaiser nun auch den Besitz von Ostfrancien bestätigt zu haben scheint, und Pippin werden in ihre Reiche entlassen.

Das Verhältniß Ludwigs zu seinem Vater ist in den nächsten Jahren ein herzliches, gefestet in der Zeit der Noth. Im August 835 ist L. auf dem

Reichstag in Tramoyes (Stremiaco) anwesend, im Mai und September auf jenem in Diedenhofen und Worms, wo erfolglose Unterhandlungen mit Lothar gepflogen werden, um eine Aussöhnung mit dem Vater anzubahnen. Wenn auch ungern, sucht nun die Politik der Kaiserin in L. eine Stütze: dieser erscheint 837 auf der Reichsversammlung in Aachen, mit seiner Zustimmung überträgt der Kaiser „den besten Theil Franciens“, Friesland, den größten Theil Belgiens, das Land zwischen Seine und Maas bis Burgund und bis zum Ocean an Karl, dem auch die Großen und Vasallen sogleich die Huldigung und den Treueid zu leisten haben. Nur widerstrebend fügt sich L., die immer regen und gierigen Ausstattungspläne für seinen jungen Stiefbruder, welche jetzt Pippin wieder auf seinen früheren Besitz, auf Aquitanien, beschränken, lassen ihn auch für seinen neuerworbenen Länderbesitz fürchten. Er tritt mit Lothar in Verbindung; um Mittfasten 838 hat er mit diesem eine „Unterredung“ im Thal von Trient. Am kaiserlichen Hof verursacht die Zusammenkunft große Aufregung, der Kaiser, der mit Ludwigs Abreise auch schon Ziel und Zweck der Fahrt erfahren zu haben scheint, läßt, erzürnt, daß der Baiernkönig dies ohne sein Wissen und ohne seinen Rath gethan habe, durch Eilboten alle seine Getreuen zu sich bescheiden, macht ihnen Mittheilung von dieser verdächtigen Unterredung und fordert sie auf, nöthigenfalls zum Widerstand gerüstet zu sein. Schon in der Osterwoche erscheint L. vor seinem Vater in Aachen; in scharfes Verhör genommen, schwört er mit seinen Vertrauten, daß bei jener Zusammenkunft mit Lothar nichts gegen die dem Vater schuldige Treue und Ehre geplant worden sei; er wird nach Hause entlassen mit dem Auftrag, im Mai sich wieder in Nimwegen zu stellen. Erst im Juni findet hier die Reichsversammlung statt. Anfangs herrscht zwischen Vater und Sohn ein leidliches Einvernehmen: in einer kaiserlichen Urkunde für Kempten tritt dieser als Intervenient auf, vor ihnen wird eine Streitsache Fuldas entschieden. Doch als der Kaiser „den Rathschlägen gewisser fränkischer Großen nachgebend“, von L. zurückfordert, „was dieser jenseits und diesseits des Rheins von väterlichem Reich usurpirt hatte“, kommt es zu heftigem Streit. Der Kaiser verfügt die Einziehung jener Lande, nämlich des Elsasses, von Sachsen, Thüringen, Austrien und Alamannien und gewinnt jetzt wieder Pippin für die Pläne zu Gunsten Karls, welcher im September zu Quierzy wehrhaft gemacht und gekrönt wird. Von Westfrancien zieht der Kaiser gen Frankfurt, um dort zu überwintern und wol auch die verfügten Maßnahmen gegen L. zur Ausführung zu bringen. Auf dem Wege dahin erhält er die Nachricht, daß die Stadt schon von L. besetzt sei und dieser ihm nicht nur die Winterresidenz, sondern auch den Rheinübergang wehren wolle.

L. hatte die Zwischenzeit zu Rüstungen benutzt, um wenigstens das rechte Rheinufer zu behaupten, und war am 29. November mit seinen Truppen in Frankfurt eingetroffen. Der Kaiser läßt überall die Getreuen aufbieten und zieht nach Mainz. In Kastel steht ihm sein Sohn gegenüber und wehrt ihm den Uebergang über den Strom; ein Versuch, an verschiedenen Punkten zugleich über den Rhein zu setzen, wird vereitelt, neue Friedensmahnungen bleiben ohne Erfolg. Am 7. Januar endlich gelingt der Rheinübergang auf Schiffen, gedeckt durch die unterdeß auf dem rechten Ufer erschienenen Sachsen. Der Abfall lichtet die Schaaren der Austrasier, Thüringer und Alamannen in Ludwigs Heer, er flieht nach Baiern. Der Kaiser verzichtet auf die Verfolgung und nimmt die in Gnade auf, welche sich ihm unterwerfen und Treue schwören, die Anstifter und Förderer der Empörung straft er mit Güterconfiscation und Verbannung. Erst in der Fastenzeit bricht er nach Alamannien auf, Ostern feiert

er in der Pfalz Bodman am Bodensee; nach einer nicht ganz zuverlässigen Nachricht erscheint hier L., um Verzeihung zu erbitten und zu erhalten.

Da Pippin inzwischen gestorben war (13. December 838), verbündet die Politik der Kaiserin sich wieder mit dem Interesse Lothars. Am 30. Mai 839 wird zu Worms die Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Lothar ins Werk gesetzt, zwischen diesem und Karl das ganze Reich mit Ausnahme Baierns getheilt. Die Länder, für deren Behauptung L. eben erst zu den Waffen gegriffen hatte, sollen nach des Vaters Tod an Lothar fallen, L. auf Baiern beschränkt werden. Er erhält von seinem Vater den Befehl, ohne seine Erlaubniß die Grenzen Baierns nicht zu überschreiten, widrigenfalls der Kaiser mit einem Heer nach Augsburg kommen werde; es werden die Mannschaften bestimmt, die dann gegen Baiern ins Feld rücken sollen. Die an L. abgeordneten kaiserlichen Gesandten bringen die Botschaft zurück, daß derselbe den Befehlen des Vaters nicht durchaus den Gehorsam verweigere, aber nur unter der Bedingung gehorsamen wolle, daß ihm von den namentlich bezeichneten Getreuen des Kaisers die verlangte Sicherstellung eidlich gewährleistet werde. Da diese fern sind, zieht der Kaiser es vor, seiner Zusicherung der Treue zu vertrauen, bis er siegreich aus Aquitanien, das sich für das Erbrecht von Pippins gleichnamigem Sohn erhoben hatte, zurückkehren werde, mächtig genug, eine etwaige Empörung dann sogleich niederzuwerfen. Einigen Anhängern Ludwigs, die den letzten Aufstand mit der Confiscation ihrer Güter gebüßt hatten, gesteht er auf dessen Bitte Rückgabe ihres Besitzes zu gegen das eidliche Versprechen, ihm unverbrüchliche Treue zu wahren und an keiner Erhebung oder an Umtrieben sich zu betheiligen.

Der Kaiser zieht nach Aquitanien. Noch hatte er das empörte Land seinem jüngsten Sohn nicht zu sichern vermocht, als ihm im Februar 840 zu Poitiers die Meldung zukommt, daß L., unterstützt von Thüringern und Sachsen, durch Alamannien bis Frankfurt vorgedrungen sei, viele Ostfranken für seine Sache gewonnen habe und das Land bis zum Rhein als den ihm rechtlich gebührenden Antheil beanspruche. Der Kaiser, durch diese Nachricht tief betroffen, läßt seine Gemahlin und seinen Sohn in Poitiers zurück, bricht trotz der Altersschwäche und des bedenklicher werdenden Lungenleidens nach Beginn der Fastenzeit, die er sonst heilig zu halten pflegte, sogleich auf; seinen Bruder, den Erzkaplan Drogo von Metz, und den Grafen Adalbert sendet er zur Deckung des linken Rheinufers mit Streitkräften voraus. Unter den größten Mühseligkeiten gelangt er selbst gegen Ostern nach Aachen. Mit dem gesammelten Heere bricht er von hier auf und zieht in eiligem Marsch durch den Lahngau nach Thüringen. L. weicht zurück, ohne den Kampf zu wagen, und kann sich nur retten, indem er von den Slaven den Durchzug durch ihr Land erkauft, er flieht wieder nach Baiern. In Salz beruft der Kaiser eine Reichsversammlung auf den 1. Juli nach Worms, um mit Lothar und seinen anderen Getreuen über die Maßregeln gegen L. zu berathschlagen. Doch seine Krankheit verschlimmert sich rasch, zu Schiffe wird er nach der Rheininsel bei Ingelheim gebracht. Der Groll gegen L. beherrscht ihn noch auf dem Sterbebette; als er zu Gunsten der Kirchen und Armen, Lothars, dem er auch die Reichsinsignien übersenden läßt, und Karls über seine Fahrhabe testirt, wird L. nicht bedacht. Der versöhnenden Zusprache seines Beichtigers Drogo gelingt es endlich auch für diesen Verzeihung zu erwirken; aber noch trägt der Sterbende den Bischöfen auf, seinen Sohn daran zu mahnen, wie er seines Vaters graue Haare mit Herzeleid in die Grube gebracht und Gottes Gebote und Drohungen verachtet habe.

Nach dem Tode Ludwigs des Frommen (20. Juni 840) beanspruchte Lothar das ganze Reich für sich und heischte überall die Huldigung. Diesseits der Alpen schaarte sich wieder seine alte Partei um ihn, sein Anhang wuchs

mehr und mehr. Seine Parteigänger, einst die Vertreter der Reichseinheit, sollen ihn unter Hinweis auf seine Kaiserwürde und sein Erstgeburtsrecht gedrängt haben, die Brüder zu enterben, während ihre Anhänger sich auf die von allen beschworene Theilung, auf deren Gleichstellung mit dem ältesten Bruder beriefen. Um den Widerstand seiner Brüder leichter bewältigen zu können, suchte Lothar sie zu trennen. Er ließ Karl, der noch in Aquitanien weilte, Versicherungen seiner freundlichen Gesinnung übermitteln und rückte gegen seinen nächsten Gegner, gegen L. Nach kurzem Kampfe verjagte er die nach Worms gelegte Besatzung, ging über den Rhein und marschirte gegen Frankfurt. Bei Mainz trat ihm unerwartet L. mit einem mächtigen Heer entgegen, entschlossen, das Reich östlich vom Rhein sich mit den Waffen zu wahren. Man vereinbarte für die Nacht Waffenruhe, die beiden Heere lagerten einander gegenüber. Als Lothar seine Erwartung, L. werde, ohne eine Schlacht zu wagen, das Feld räumen, getäuscht sah, schloß er mit ihm (August 840) einen Waffenstillstand bis 11. November unter der Bedingung, daß sie sich an diesem Tag am gleichen Ort treffen sollten und daß, wenn über die Reichstheilung keine Einigung erzielt werden könnte, die Entscheidung den Waffen anheim gestellt werde. Während Lothar gegen Karl nach Westfrancien zog, benutzte L. trefflich die Frist, um die Huldigung der Ostfranken, Alamannen, Sachsen und Thüringer entgegen zu nehmen, die Städte am linken Rheinufer in Vertheidigungsstand zu setzen und mit Besatzungen zu versehen. Lothars Unschlüssigkeit, die vor einer entscheidenden Schlacht zurückschreckte, brachte ihn auch Karl gegenüber um jeden Erfolg; in dem Vertrag von Orléans verpflichtete er sich sogar bis zu der für 8. Mai in Attigny anberaumten Zusammenkunft, welche die Reichstheilung endgültig regeln sollte, auch L. nicht anzugreifen. Aber schon im März 841 rückte er, nachdem er im Februar nach Aachen zurückgekehrt war, gegen L. ins Feld. Er marschirte am linken Ufer rheinaufwärts, bei Worms glückte es ihm endlich, über den Strom zu setzen. Von vielen der Seinen verrathen und fast eingeschlossen, sah L. sich zu raschem Rückzug gezwungen. Lothar, überzeugt, daß dieser Feind unschädlich gemacht sei, führte sein Heer gegen Karl und ließ nur den Grafen Adalbert von Metz mit Streitkräften zurück, um dem Volk den Treueid abzunehmen und eine Vereinigung Ludwigs mit Karl zu verhindern. Zunächst trat er mit Karl wieder in Unterhandlungen; die Ueberschreitung der durch den Vertrag von Orléans gezogenen Grenzen rechtfertigte dieser damit, daß auch Lothar vertragswidrig L. angegriffen habe. Karl kam, wie er sich verpflichtet hatte, nach Attigny, vergeblich wartete er aber auf das Eintreffen Lothars; unterdeß langten Gesandte Ludwigs ein, der sich bereit erklärte, ihm gegen ihren gemeinsamen Gegner Hülfe zu bringen. Dankend nahm Karl das Anerbieten an und bat, die Hülfeleistung zu beschleunigen. Das Bündniß gegen Lothar war geschlossen. Ohne Zögern brach L. auf. Im Rießgau, jenseits der Wörnitz, stellte Graf Adalbert sich seinem Vormarsch entgegen; am 13. Mai errang L. einen vollständigen Sieg, Adalbert selbst fiel. Unweit Châlons s. M. vereinigte er sich mit Karl. Sie versuchten gemeinsam mit Lothar zu unterhandeln, doch dieser wies ihre Anerbietungen zurück; er ließ ihnen sagen, er wolle nichts ohne Schlacht, und zog seinem Verbündeten Pippin von Aquitanien entgegen. L. und die Seinen waren darüber bestürzt; die langen Märsche, die Kämpfe hatten sie hart mitgenommen; sie litten namentlich Mangel an Pferden. Um die Schmach abzuwehren, daß der Bruder den Bruder verlassen habe, faßten sie den muthigen Entschluß, bei Karl auszuharren, und brachen mit diesem zur Verfolgung Lothars auf. Sie erreichten ihn am 21. Juni bei Auxerre. Am nächsten Tag boten sie ihm die Schlacht an. Lothar gewann einen Vorsprung, sie überholten ihn und lagerten bei Thury, Lothar bei Fontenoy. Nochmals ver=

suchten sie Unterhandlungen, sie blieben erfolglos. Am 25. Juni ward die „unselige“ Schlacht bei Fontenoy geschlagen. L. stand bei Brittas Lothar gegenüber, seine Schaaren wurden von dem tapfern Ansturm Lothars anfangs zurückgedrängt, bald aber hielten sie Stand, warfen den Feind zurück, Lothar wurde von der Flucht fortgerissen. Leichter war der Kampf Karls bei Fagit. Die Sieger geboten der Verfolgung und Plünderung Einhalt, eine unermeßliche Beute fiel in ihre Hände, aber auch ihr Sieg war theuer erkauft, die Blüte der fränkischen Streitmacht war gefallen. Am Tag nach der Schlacht versammelten sie ihre Bischöfe und diese erklärten, daß sie nur für ihre gerechte Sache gefochten und die Schlacht als Gottesgericht für sie entschieden habe, eine „Entschuldigung“, welche die Geistlichkeit der Gegenpartei nicht anerkannte.

Die verbündeten Brüder ließen Lothar unbehelligt, der sich nach Aachen wandte, seinen Anhang zu mehren und namentlich durch die Aufwiegelung der freien und halbfreien Sachsen gegen die mehr Ludwigs Sache geneigten Adeligen diesem einen nahen und gefährlichen Feind zu schaffen suchte, und strebten zunächst die eigenen Lande sich vollständig zu sichern. Karl zog nach Aquitanien, L. kehrte über den Rhein zurück und unterwarf sich gewaltsam oder friedlich einen Theil der Sachsen, Ostfranken, Thüringer und Alamannen, unter denen Lothars Sache noch immer viele Anhänger zählte. Schon im Juli rückte Lothar gegen ihn ins Feld, „als ob er ihn bis zu den fremden Völkern verjagen wollte“, doch eine gefährliche Wendung Karls gegen Mastricht zwang ihn zu raschem Rückzug. Er wandte sich nun ebenso erfolglos gegen diesen; von Tours eilte er, durch die Kunde aufgeschreckt, daß Karl und L. sich mit bedeutenden Heeren zu vereinigen strebten, nach Aachen zurück. Im Februar 842 trafen die beiden Brüder in Straßburg zusammen, nachdem Karl sich den Weg ins Elsaß frei gemacht und L. die Lothar ergebenen Städte am linken Rheinufer bezwungen hatte. Am 14. Februar beschworen sie mit ihren Getreuen feierlich, L. in romanischer, Karl in deutscher Sprache, ihr Bündniß gegen Lothar, der, obwol das Gottesgericht gegen ihn entschieden habe, den Kampf gegen sie fortsetze und ihr Volk ins Elend stürze, und sprachen ihre Getreuen des Treueides ledig, wenn einer von ihnen diesen Schwur brechen sollte. Sie rückten gegen Lothar vor, Karl auf dem linken, L. auf dem rechten Rheinufer. In Mainz stieß sein Sohn Karlmann mit einem ansehnlichen Heer zu ihm. Am 18. März langten sie in Koblenz an, die mit der Vertheidigung des Moselüberganges betrauten Schaaren ergriffen die Flucht, der Weg nach Aachen stand offen. Erst auf die sichere Kunde, daß Lothar entflohen sei, zogen sie dahin. Man berathschlagte sogleich, was mit Lothars Reich zu geschehen habe, hieß es doch, und das Gerücht fand auch bei den Brüdern Glauben, daß Lothar an seiner Sache verzweifle und nach Italien ziehe. Sie überließen die Entscheidung den zahlreich anwesenden Geistlichen, welche in Anbetracht des treulosen Gebahrens Lothars gegen seinen Vater und seine Brüder, der Verbrechen, die dasselbe im Gefolge gehabt, seiner Unfähigkeit und jeglichen Mangels an gutem Willen, des Gottesgerichtes, das jetzt nochmals gegen ihn entschieden habe, einmüthig erklärten, daß Gottes strafende Hand ihn verjagt und sein Reich seinen besseren Brüdern zu gerechter Regierung überantwortet habe. Aber erst nach der öffentlichen Zusicherung, daß sie nicht in die Fußstapfen ihres vertriebenen Bruders treten, sondern nach Gottes Willen die Regierung führen würden, gab der Clerus im Namen Gottes ihnen die Vollmacht, Lothars Reich in Besitz zu nehmen. Jeder der Brüder wählte 12 Getreue, um es mit Rücksichtnahme auf den territorialen Zusammenhang gleichmäßig zu theilen. Gerade an dieser Stelle ist im Bericht Nithards eine wol schon ursprüngliche Lücke; so erfahren wir nicht, welche Gebiete dem einzelnen zugewiesen wurden. L. und Karl ließen sich von den

neuen Unterthanen, die ihnen gefolgt waren, den Treueid leisten und trennten sich, um von den neugewonnenen Ländern förmlich Besitz zu ergreifen; jener feierte Ostern (2. April) zu Köln, dieser zu Heristal; sie nahmen die, welche sich einfanden, in Pflicht und folgten, L. über Diedenhofen, Karl über Rheims, in langsamem Zug Lothar nach Burgund. In Verdun trafen sie wieder zusammen.

Lothar versuchte es nun mit Unterhandlungen. Als seine Erklärung, daß er zum Frieden bereit sei, nur kühle Aufnahme fand, ließ er durch eine zweite Gesandtschaft seine Ansprüche auf ein Drittel des Reichs ermäßigen. L. und Karl zeigten sich zum Abschluß eines Friedens und zur Annahme des Theilungsantrags geneigt; auch ihre Vasallen waren des verheerenden Krieges müde geworden, die Geistlichkeit drängte zum Frieden. Mit dem ihm zuerst angebotenen Gebiet gab sich Lothar nicht zufrieden, die Bevollmächtigten der verbündeten Brüder vergrößerten dasselbe und verbürgten sich eidlich für die Theilung in drei möglichst gleiche Theile. Am 15. Juni wurden bei einer Zusammenkunft der drei Brüder auf der Insel Ansilla bei Mâcon die Verhandlungen eröffnet; nur mit Noth kamen sie am folgenden Tag zum Abschluß. Der Präliminarfriede bestimmte gleichmäßige Theilung des Reichs, mit Ausnahme von Italien, Baiern und Aquitanien; Lothar sollte die Wahl seines Antheils frei stehen und jede Partei 40 Bevollmächtigte bestellen, die mit der „Beschreibung" des Reichs betraut, am 1. October in Metz zusammen zu treten hätten. L., der nun den Osten des Reichs als sicheren Besitz ansehen konnte, kehrte dahin zurück. Im August hielt er eine Reichsversammlung in Salz ab und zog von da nach Sachsen, um den noch immer wüthenden Aufstand der „Stellinger", wie sie sich nannten, gegen die Adeligen niederzuwerfen. Ueber die Anstifter erging ein erbarmungsloses Strafgericht. Im October traf er wieder mit Karl in Worms zusammen. Ihre Bevollmächtigten erachteten sich in Metz durch die Nähe Lothars, der in Diedenhofen sich aufhielt, gefährdet. Man einigte sich zur Verlegung der Verhandlungen nach Coblenz. Da auch diese, vereitelt durch die Umtriebe Lothars, welche die Aufnahme der „Beschreibung" des Reichs verhindert hatten, zu keinem Ergebniß führten, wurde im November in Diedenhofen unter Aufrechthaltung der früher eingegangenen Bedingungen die Verlängerung des Präliminarfriedens bis zum 14. Juli des nächsten Jahres vereinbart. Im August 843 endlich wurde in Verdun der definitive Friede geschlossen und die Reichstheilung vorgenommen. L. erhielt zu Baiern das Land bis zum Rhein mit Kurwalchen, dem Thur- und Aargau, auf dem linken Rheinufer die Städte Speier, Worms und Mainz mit ihren Sprengeln, Thüringen, Ostfranken, Sachsen; die Brüder, welche persönlich erschienen waren, garantirten sich gegenseitig eidlich ihre Reiche. Nicht ein nationales Princip war der Theilung zu Grunde gelegt worden; das Reich Ludwigs umfaßte, vom romanischen Kurwalchen abgesehen, nur Stämme deutscher Zunge, aber noch nicht alle deutschen Stämme. Seine Diplome datiren nach wie vor nach den Regierungsjahren in „Ostfrancien"; nur von Geschichtsschreibern, zuerst von den westfränkischen Reichsannalen, wird ihm der Titel „König von Deutschland" beigelegt.

Erlitt das gute Einvernehmen unter den drei Brüdern auch bald eine Störung, so hielten doch die in schwerer Zeit gefesteten näheren Beziehungen zu Karl in den nächsten Jahren Stand und sie ermöglichten es L., vermittelnd und versöhnend zwischen Lothar und Karl einzutreten. Noch auf der Zusammenkunft in Diedenhofen (October 844) gelobten sich die Brüder, entsprechend der Forderung der im benachbarten Yütz gleichzeitig versammelten Synode, unverbrüchliche Eintracht, Fernhaltung aller, die Zwietracht säen wollten; gemeinsam ordneten sie zur Herstellung des Friedens Gesandte an Pippin II. von Aquitanien

ab. Aber bald kam es zwischen Lothar und Karl zu förmlichem Bruch. Ein Vasall Karls, Gisalbert, entführte eine Tochter Lothars nach Aquitanien und vermählte sich mit ihr. Lothar glaubte Karl in Einverständniß und ließ sich selbst durch die gemeinsame Erklärung Ludwigs und Karls, welche sie im März 846 bei einer Zusammenkunft in Westfrancien abgaben, daß Gisalbert gegen ihren Willen mit seiner Tochter sich verbunden habe, nicht beschwichtigen. Auf dem Tag von Meersen (Februar 847) wiederholten die drei Brüder zwar die Versicherung der Eintracht, gegenseitigen Beistandes und gegenseitiger Garantie ihrer Reiche, aber die Spannung zwischen Lothar und Karl bestand fort. Je mehr sie sich verschärfte, um so mehr näherte Lothar sich L. Die Jahrbücher von Fulda erzählen zu 847, daß beide das Jahr in trautem Einvernehmen verbracht, einander besucht und durch Geschenke geehrt haben. Bei einer Zusammenkunft in Coblenz (Februar 848) machte Lothar, „wie das Gerücht ging", den Versuch, L. von Karl zu trennen und ganz für sich zu gewinnen, eine Zumuthung, welche derselbe jedoch mit dem Hinweis auf das beschworene Bündniß mit Karl ablehnte. Ludwigs Bemühungen gelang es endlich, Lothar mit Gisalbert, der sich unter seinen Schutz begeben hatte, und mit Karl auszusöhnen. Im Frühjahr 849 traf er wieder mit diesem zusammen „und so sehr waren sie in brüderlicher Liebe einander verbunden, daß sie sich gegenseitig öffentlich Stäbe (als Symbole der Uebergabe ihres Besitzes) überreichten und jeder Gemahlin und Kinder unter den Schutz des Ueberlebenden stellte". Die nun in ihrer Familie wieder hergestellte Eintracht fand auch in der Zusammenkunft der drei Brüder in Meersen (Sommer 851) Ausdruck. Wieder versicherten sie sich feierlich gegenseitiger Liebe und Unterstützung, so daß auch keiner nach des anderen Reich oder Vasallen sich gelüsten lasse, und Ludwigs Erklärung betonte namentlich die Nothwendigkeit brüderlicher Eintracht, deren Störung so viel Unheil angestiftet habe, und gegenseitigen Beistandes.

Ludwigs Reich fand im Osten und Nordosten bedeutende Aufgaben; hier galt es nicht nur die Grenzen zu schützen und zu sichern, sondern auch die anwohnenden Völkerschaften dem Christenthum und der Cultur zu gewinnen. Schon 844 war L. genöthigt, gegen die Unabhängigkeitsgelüste der Abodriten zu den Waffen zu greifen; er erzwang die Anerkennung seiner Oberhoheit. Ein viel gefährlicherer Feind waren die Dänen. 845 eröffneten sie zu gleicher Zeit gegen die drei karolingischen Reiche die Feindseligkeiten: sie plünderten Hamburg, andere Schaaren überfielen Friesland, eine Flotte lief in die Seine ein und brandschatzte Paris. L. begnügte sich, eine Gesandtschaft an den Dänenkönig Horich abzuordnen. Auf dem Reichstag in Paderborn erschienen im Herbst Gesandte seiner Brüder, der Dänen, Slaven und Bulgaren; Horich soll sich bereit erklärt haben, zur Herstellung des Friedens die Gefangenen auszuliefern und die geraubten Schätze nach Möglichkeit zurückzugeben. Wenigstens wurden in den nächsten Jahren die sächsischen Lande von den Freibeutern verschont. Schwierigkeiten boten nicht minder die schwankenden Verhältnisse im Osten. Am 13. Januar 845 empfingen zwar 14 böhmische Häuptlinge mit ihrem Gefolge in Regensburg die Taufe und mit dem Beginn der Christianisirung mochte auch die Festigung des deutschen Einflusses gesichert scheinen. Aber schon 846 mußte L. gegen die „auf Abfall sinnenden" Mährer zu Felde ziehen; er bestellte Rastiz (Rastislaw) anstatt Moimirs zum Herzog und brachte seine Oberhoheit wieder zur Geltung; doch auf dem Rückmarsch durch Böhmen wurde sein Heer angegriffen und erlitt bedeutende Verluste. 848 entsandte er, als ein Einfall der Böhmen drohte, seinen Sohn Ludwig gegen dieselben; sie wurden gezwungen, um Frieden zu bitten und Geiseln zu stellen. Sie erhoben sich indeß schon wieder im nächsten Jahre. Unter dem Befehl des Grafen Ernst von der böhmischen Mark, „des ersten unter den Freunden des

Königs", rückte ein starkes Heer nach Böhmen, um das aufständische Land wieder zu unterwerfen; auf den Wunsch der Böhmen führte Thacolf, der Graf der Sorbenmark, dem sie, weil er ihrer Gesetze und Gebräuche kundig war, besonderes Vertrauen entgegenbrachten, die Unterhandlungen mit den Häuptlingen; die anderen Führer, eifersüchtig und besorgt, daß ihnen Erfolg und Verdienst entgehe, griffen den Feind an, wurden aber geschlagen und ins Lager zurückgeworfen; sie mußten einen schmählichen Rückzug durch Stellung von Geiseln erkaufen und tief fühlte man die Schande, welche der Neid und die Zwietracht der Heerführer über das Reich gebracht hatten. Der Erfolg der Böhmen ermuthigte auch die Sorben zu plündernden Einfällen; 851 führte L. selbst ein Heer gegen dieselben und züchtigte sie durch die Verwüstung ihres Landes.

War Ludwigs Thätigkeit auch durch die äußeren Verhältnisse fortwährend in Anspruch genommen, so wandte er doch auch den inneren Zuständen eifrige Sorge zu. 847 trat auf Geheiß des Königs unter Vorsitz des eben zum Erzbischof von Mainz erhobenen Hraban an dessen Bischofsitz eine Synode zusammen; sie faßte Beschlüsse zur Reform der kirchlichen Disciplin, Wahrung des Kirchengutes, Schutz der ärmern Freien gegen die auf ihnen lastenden Bedrückungen, bestellte Anskar als Bischof von Bremen und legte dem König ihre Beschlüsse zur Bestätigung vor. Ein Jahr später wurde auf einer zweiten Synode in Mainz mit Zustimmung des Königs die Prädestinationslehre des Mönchs Gotschalk verurtheilt, der, von seinem Vater, dem sächsischen Grafen Bern, schon als Kind in Fulda dem Mönchsstande geweiht, nur widerwillig den ihm aufgezwungenen Beruf ertrug; Gotschalk selbst wurde öffentlich gegeißelt, von Mainz nach Rheims gebracht und mußte sich endlich verpflichten, nicht mehr in das Reich Ludwigs zurück zu kommen. Nochmals versammelte sich im October 852 in Mainz eine ostfränkische Synode, gleichzeitig tagten unter Vorsitz des Königs die weltlichen Großen über die staatlichen Angelegenheiten. Von da ging dieser nach Sachsen, um den zu Tage tretenden Uebelständen, namentlich den Uebergriffen der Grafen und Beamten zu steuern und Recht zu schaffen. Das Land durchziehend, saß er an den Malstätten selbst zu Gericht. In Minden und Erfurt hielt er Reichstage ab und erließ ein Gesetz, daß die Grafen und Beamten, damit sie nicht Richter und Partei in einer Person seien, in ihrem Amtsbezirk nicht auch die rechtliche Vertretung anderer Personen, die Vogtei, übernehmen dürfen.

Klebte den schwankenden Verhältnissen der Theilreiche auch schon an sich das Annectirungsgelüste an, so war doch eigentlich durch die von der Kaiserin Judith geleitete Politik die Ländergier zum Staatsprincip erhoben worden, das mit Mißachtung bindender Verpflichtungen den rohen Eigennutz an die Stelle des Rechts setzte. Als gelehrigster Schüler erwies sich später Karl. Aber auch auf die Politik Ludwigs, so sehr er auch selbst früher in Mitleidenschaft gezogen worden war, blieb diese Schule nicht ohne Einfluß. Den ersten Anlaß bot Aquitanien. Hier hatten sich die Verhältnisse immer wirrer gestaltet. Karl vermochte nicht Herr des Landes zu werden, Pippin II. leistete hartnäckigen Widerstand; während der Bürgerkrieg das Land verheerte, häuften sich die Plünderungszüge der Normannen. Pippin wurde 852 von dem baskischen Grafen Sancho gefangen genommen und an Karl ausgeliefert, der ihn im Kloster St. Medard zu Soissons zum Mönch scheeren ließ. Die Erbitterung gegen Karl stieg, als er im März 853 den Grafen Gauzbert von Maine enthaupten ließ. Die Aquitanier wandten sich an L.; sie ordneten, wol schon seit 852, öfter Gesandte an Ludwig ab und flehten ihn an, „daß er entweder selbst die Herrschaft über ihr Land übernehme oder einen seiner Söhne schicke, um sie von der Tyrannei Karls zu befreien, da sie sonst gezwungen wären, bei den fremden und un-

gläubigen Völkern mit Gefahr ihres Glaubens Hülfe zu suchen, wenn sie dieselbe bei den rechtgläubigen und rechtmäßigen Herren nicht finden könnten". Dieser Hülferuf fand bei L. um so eher Gehör, als er, wie die westfränkischen Reichsannalen sich ausdrücken, „wegen gewisser zur Zeit des Bürgerkriegs zwischen ihnen eingegangener Bedingungen" auf Karl heftig erzürnt war. Der drohenden Gefahr suchte Karl durch ein enges Bündniß mit Lothar, den er ganz für sich zu gewinnen verstand, vorzubeugen. Er verschmähte es aber auch nicht, mit den Bulgaren in Verbindung zu treten und von ihnen einen Angriff auf das ostfränkische Reich zu erkaufen. L. führte das ziemlich abenteuerliche Unternehmen nicht selbst aus, sondern sandte seinen Sohn Ludwig mit einem Heer von Thüringern, Alamannen und Baiern nach Aquitanien, „um zu sehen, ob die an die Gesandten gemachten Zusagen auf Wahrheit beruhten". Karl und Lothar schlossen auf dem Tag von Lüttich (Februar 854), bei dem L., obwol eingeladen, nicht erschienen war, ein förmliches Bündniß; sie verbürgten sich ihre Reiche, und verpflichteten sich gegenseitig „einander gegen L., würde er oder einer seiner Söhne eines ihrer Reiche angreifen, Beistand zu leisten und, falls einer von ihnen stürbe, auch den Söhnen das väterliche Reich zu wahren und gegen Angriffe zu vertheidigen". Lothar übernahm die Vermittlung bei L.; die Beziehungen zwischen beiden waren erkaltet, seit Lothar sich ganz Karl angeschlossen, und L. hatte sogar mit den Großen Lothars Verbindungen anzuknüpfen versucht. Bald nach dem Tag von Lüttich trafen Lothar und L. am Rhein zusammen; nach heftigem Zank verständigten sie sich jedoch zu einem Friedensvertrag. Karl, der unterdeß in Aquitanien gewesen war, wo seine Schaaren ebenso schlimm hausten wie die Deutschen, war über diese Abmachungen nicht wenig besorgt; er lud Lothar zu einer Zusammenkunft ein. In Attigny erneuerten sie ihr Bündniß (Juni 854) und schickten Gesandte an L. mit der Forderung, daß er seinen Sohn aus Aquitanien zurückberufe. Dieser hatte in Aquitanien nicht festen Fuß zu fassen vermocht; nur die Sippe des enthaupteten Grafen Gauzbert hatte sich ihm angeschlossen; die Menge strömte Pippin zu, der, vielleicht nicht ohne Wissen Karls, aus dem Kloster St. Medard entwichen war; als nun auch Karl, Pippin bei Seite lassend, sich gegen die fremden Truppen wandte, sah sich der deutsche Prinz, „da er", wie die Jahrbücher von Fulda sagen, „sich überzeugt hatte, daß seine Ankunft überflüssig gewesen sei", im Herbst zu fluchtartigem Rückzug in seine Heimath gezwungen. Das Unternehmen war schmählich gescheitert. Die Mißhelligkeiten zwischen L. und Karl wurden schon 855 friedlich ausgeglichen, die Hoffnung auf gemeinsame Beute verbündete sie wieder. Lothar erkrankte zu Beginn des Jahres 855; dies gab ihnen „Gelegenheit sich wieder zu einigen", so daß Lothar Verdacht schöpfte und sich bei Karl beschwerte.

Kaum war Lothar I. gestorben (29. September 855), als die Großen des Lothar II. zugefallenen Theilreichs diesen zu L., der im Sommer einen erfolglosen Feldzug gegen den aufständischen Herzog Rastislaw von Mähren unternommen hatte, nach Frankfurt führten und dort mit dessen Zustimmung zu ihrem König erhoben. Bald aber schloß sich Lothar näher an Karl an. Auf einer Zusammenkunft mit L. zu Coblenz (Februar 857) tauschte er mit diesem noch freundschaftliche Versicherungen aus, doch schon am 1. März beschwor er zu St. Quentin die Erneuerung des von seinem Vater eingegangenen Bündnisses mit Karl, eine Verbindung, die L. so gefährlich erschien, daß er mit Lothars Bruder, Kaiser Ludwig II. von Italien, etwa im Juli zu Trient in gleicher Weise sich verbündete. Lothar erschien auch im Mai des nächsten Jahres nicht in Coblenz, wohin L. ihn eingeladen hatte, noch sandte er Bevollmächtigte, „weil er mit Karl gegen L. verbündet war". Denn schon drohten zwischen dem

westfränkischen und ostfränkischen König neue und bedenklichere Mißhelligkeiten. Bereits 853 hatten sich die unzufriedenen westfränkischen Großen an L. um Beistand gewandt, 856 ging eine neue Gesandtschaft an ihn ab, um im Namen fast aller westfränkischen Grafen und der Aquitanier ihn zum Einschreiten gegen die Mißregierung Karls aufzufordern, hatte ja L. erst am 12. März dieses Jahres auch dem 854 aus der Haft in Corbie entkommenen Karl, dem Bruder Pippins II. von Aquitanien, Mainz, den Metropolitansitz seines Reichs, verliehen. Aber der König war durch die eigenen Angelegenheiten zu sehr in Anspruch genommen und genöthigt, eine Heerfahrt gegen die Daleminzier (zwischen Elbe und Mulde) und Böhmen zu unternehmen; jene wurden mit Hülfe der Sorben geschlagen, in Böhmen unterwarfen sich einige Herzoge, das Heer erlitt indeß schwere Verluste. Karl beeilte sich, die Mißvergnügten durch die Zusicherung der Abhülfe ihrer Beschwerden zu beschwichtigen. Die Zustände besserten sich nicht, Karl war der Unbotmäßigkeit der Großen gegenüber ohnmächtig, das Land blieb nach wie vor der Tummelplatz der Raubzüge der Normannen, die im December 856 zum zweiten Male Paris überfielen, mit denen nun auch Pippin von Aquitanien gemeinschaftliche Sache machte. Da erschien im Juli 858 wieder eine Gesandtschaft der westfränkischen Großen, an ihrer Spitze Abt Adalhard von St. Bertin und Graf Otto, vor L., um ihn zu bitten, daß er dem hartbedrängten Volk rasch zu Hülfe komme, da sie, müßten sie auf die Hoffnung der Befreiung durch ihn verzichten, sonst gezwungen seien, Schutz bei den Heiden zu suchen; sie seien außer Stand, so versicherten sie, die Tyrannei Karls länger zu ertragen, der durch sein hinterlistiges Wüthen im Innern zu Grunde richte, was die normannischen Raubhorden noch übrig gelassen, dessen Versprechen und Eiden Niemand mehr Glauben schenken könne. L., welcher im Februar mit einigen seiner Räthe zu Forchheim, dann mit dem von ihm berufenen Grafen zu Ulm Besprechungen gepflogen und hier auch Gesandte seines Verbündeten, Kaiser Ludwigs II., empfangen hatte, war, als Lothar seiner Einladung nach Coblenz nicht gefolgt war, nach Frankfurt gegangen, um mit den Seinen „über den Nutzen des Reichs" zu berathschlagen; es war beschlossen worden, drei Heere gegen die aufrührerischen Slaven aufzubieten und das eine unter dem Prinzen Karlmann gegen Rastislaw von Mähren, das andere unter dem Prinzen Ludwig gegen die Abodriten und Linonen, das dritte unter Thaculf gegen die Sorben zu entsenden. Die Heere waren marschbereit, als die Gesandtschaft aus Westfrancien einlangte. Ihr Hülfegesuch brachte nach der Versicherung der Fuldaer Annalen den König in arge Verlegenheit, denn er mußte nun entweder gegen den Bruder vorgehen oder, was nicht minder gewissenlos, das bedrängte Volk preisgeben und noch dazu besorgen, die öffentliche Meinung werde ihn beschuldigen, daß nur Ländergier, nicht der Hülferuf des Volkes der Beweggrund seines Handelns gewesen sei; doch er habe, so erzählen sie weiter, dem Rath der Weisen sich endlich gefügt und im Bewußtsein der Reinheit seines Gewissens den Gesandten die Zusage gemacht, mit Gottes Hülfe ihnen beizustehen. Mitte August versammelte er das Heer in Worms und zog durch das Elsaß nach Westfrancien, während Karl mit Lothar den auf der Seineinsel Oissel eingeschlossenen Normannen gegenüber stand.

Am 1. September erreichte L. die Pfalz Ponthion und empfing hier die Huldigung der herbeigeströmten Großen; von der hohen Geistlichkeit war nur Erzbischof Wenilo von Sens erschienen. Ueber Châlons und Sens rückte das Heer in den Gau von Orléans vor, wo die Großen aus Aquitanien, Neustrien und der Bretagne, wie sie zugesagt, sich einfanden, und marschirte fast auf demselben Wege wieder nach dem Gau von Queudes (in der Nähe von Meaux) zurück. Karl hatte auf die Kunde vom Einbruch seines Bruders sogleich die

Belagerung der Normannen aufgegeben und war nach Burgund geeilt, um Streitkräfte zu sammeln. Vergeblich versuchte er zu unterhandeln, L. wies seine Anerbietungen zurück und selbst den in dessen Namen von den westfränkischen Bischöfen und Gesandten gemachten Vorschlag einer Zusammenkunft, auf der nach seinem Beirath den Beschwerden Abhülfe geschaffen, den Uebelständen gesteuert werden sollte. Schon standen sich die Heere schlachtbereit bei Brienne sur Aube gegenüber. Karl betheuerte weinend nochmals den Seinen, in Zukunft allen ihr Recht zu geben, er sandte sogar Hincmar von Rheims an seinen Bruder, damit er diesen und sein Volk für den räuberischen Einfall excommunicire. Feig wie immer, seinen Truppen, in welche Desertion einzureißen begann, mißtrauend und an seiner Sache verzweifelnd, entfloh er heimlich mit wenigen Begleitern am 12. November nach Burgund, seine Truppen gingen zum Feinde über. Nach diesem unblutigen Erfolg wähnte L. seine Eroberung gesichert; er untersagte die Verfolgung Karls, entließ „in allzu unvorsichtigem Sicherheitsgefühl“ sein ostfränkisches Heer in die Heimath und „vertraute seine Sache denen an, die eben ihren Herrn verlassen und verrathen hatten“, allerdings eifrig bestrebt durch reichliche Verleihung von Aemtern und Würden, Klöstern und Besitzungen ihre Dienste zu lohnen, ihr Interesse an das seine zu fesseln. Ueber Troyes zog er nach Attigny, wo auch der bisherige Bundesgenosse Karls, Lothar, der nun auch sein Reich bedroht glauben mochte, wie es heißt, auf Betreiben Wenilo's von Sens sich einfand und einen Freundschaftsvertrag abschloß. Es erging auch der Befehl, alle Vasallen Karls in Eid und Pflicht zu nehmen, daß sie L. in der Behauptung Westfranciens unterstützen werden. Vom 7. December 858 aus Attigny datirt eine Urkunde nach „dem ersten Regierungsjahre in Westfrancien“, ein Beweis, daß L. die Eroberung des Landes als vollendet betrachtete und gewillt war, es in Besitz zu behalten. In Attigny empfing er aber auch das von Hincmar verfaßte Schreiben der in Quierzy versammelten westfränkischen Bischöfe, welche treu zu ihrem rechtmäßigen König standen; sie lehnten es ab, der an sie ergangenen Einladung zu einer Versammlung in Rheims, wo der Eroberung durch ihre Anerkennung und wol auch durch die Krönung Ludwigs die kirchliche Weihe gegeben werden sollte, Folge zu leisten, sie führten ihm die Verantwortung seines Einbruches vor dem ewigen Richter, das entsetzliche Unheil und Elend, das derselbe über das Land gebracht, zu Gemüthe, verwiesen auf die Bedrängniß des Reichs durch die Normannen, auf die furchtbaren Mißstände im Innern, forderten die Wahrung der kirchlichen Privilegien, namentlich die Unverletzlichkeit des Kirchenguts, und erklärten die geforderte gemeinsame Berathung, da es sich um eine Angelegenheit der ganzen Kirche diesseits der Alpen handle, auf eine ruhigere Zeit verschieben zu wollen. Zugleich unterhielten sie rege Beziehungen zu Karl. Wie immer bei solch gewaltsamen Umwälzungen verschlimmerten sich die Verhältnisse, mehrte sich das Elend; die Großen, welche L. gerufen, fühlten unmuthig das kräftigere Regiment des neuen Herrschers. Bald fand Abfall und Verrath auch unter seinen neuen „Getreuen“ Eingang. L. hatte die ihm verschwägerten Welfen Konrad und Hugo, welche seine Partei ergriffen hatten, nach Burgund entsandt, um Karl zu beobachten und über dessen Bewegungen zu berichten; doch diese gingen zu Karl über und beredeten ihn, L., der, von Truppen entblößt, nur ein kleines Gefolge um sich hatte, zu überfallen. Von Auxerre brach Karl mit Streitkräften auf; beinahe gelang es ihm, L. am 15. Januar 859 im Gau von Laon zu überrumpeln, nur mit Noth entging dieser der Gefangenschaft. Er eilte nach Deutschland zurück und man bemühte sich, die schmähliche Flucht durch einen Einfall der Sorben, der seine Gegenwart in seinem Reiche nöthig gemacht habe,

zu beschönigen. Seine Pläne waren gescheitert, rascher als er es gewonnen, hatte er das eroberte Reich wieder verloren.

L. nahm Aufenthalt in Worms und knüpfte Friedensunterhandlungen mit Karl und Lothar an, die am 12. Februar zu Warq (bei Mezières) das frühere Bündniß erneuert hatten. Am 28. Mai trat eine Synode westfränkischer und lothringischer Bischöfe zusammen, welche sich auch mit der Herstellung eines förmlichen Friedens zwischen den Königen beschäftigte; als Karl und Lothar sich dazu bereit erklärten, ließ sie an L. die Forderung stellen, daß er sein auch der Kirche zugefügtes Unrecht bereue, mit den Königen zur Herstellung des Friedens zusammenkomme und die Verworfenen, welche sich unter seinen Schutz begeben und ihm Treue gelobt, ausliefere. Am 4. Juni empfing L. zu Worms die Gesandten der Synode, an ihrer Spitze Hincmar von Rheims, er sprach seine Reue über das Vorgefallene aus, schnitt aber, wol schon von deren Inhalt unterrichtet, die weiteren Eröffnungen der Bischöfe mit der Erklärung ab, daß er ihre Anträge nicht annehmen könne, sondern vorerst mit seinen Bischöfen über die Sache verhandeln müsse. Wieder drängte eine größere Synode in Savonière (bei Toul) zum Friedensschluß. So vereinbarten die Könige eine Zusammenkunft in Andernach; sie waren mit einer Anzahl von der Gegenpartei namentlich bezeichneter Großer erschienen; auf einer Rheininsel nahe der Veste traten sie zu einer Besprechung zusammen, beide Ufer waren durch ihr Gefolge besetzt. Es kam zu heftigem Streit, eine Einigung war nicht zu erzielen, da L. darauf bestand, daß jene, welche im Vorjahr ihm gehuldigt hatten, die eingezogenen Lehen zurückerhielten. Zur Schlichtung dieses Streitpunktes verabredeten sie eine Zusammenkunft in Basel für den Herbst. Um seinen Einfall in Westfrancien gegen Mißdeutungen beim Kaiser und Papst zu rechtfertigen, sandte L. den Abt Thioto von Fulda nach Italien mit dem Auftrag, ihre Antworten, wenn möglich, noch vor der verabredeten Zusammenkunft zu überbringen. Als der Abgesandte mit günstigem Bescheid zurückkam, traf er den König schon am Bodensee, da Lothar in Basel nicht erschienen und Karl deshalb auf dem Weg dahin umgekehrt war. Erst der Vermittlung Lothars gelang es, nachdem Karl seine ersten Vorschläge zurückgewiesen hatte, im nächsten Jahre den Abschluß des Friedens zu erwirken. Am 1. Juni 860 trafen sich die drei Könige in Coblenz; nach längeren Verhandlungen kamen unter Mitwirkung der am 5. Juni in der Castorkirche zusammengetretenen Bischöfe und Großen der drei Reiche die Vereinbarungen zu Stande; am 7. Juni wurden feierlich der Friedensschluß und die Erneuerung der Beschlüsse von Meersen verkündet. L. schwor seinem Bruder und seinem Neffen unter gegenseitiger Garantie ihrer Reiche, so lange er lebe, ein treuer Berather und Helfer zu sein; Karl gelobte für die, welche sich L. angeschlossen hatten, volle Amnestie ihrer Eigengüter und Lehen, jene ausgenommen, die er selbst ihnen verliehen hatte, wenn auch L. dieselbe Gunst denen zugestehe, die ihn in seiner Noth unterstützt hatten. War mit diesem Friedensschluß das verunglückte Unternehmen gegen Westfrancien auch zu einem glimpflichen Abschluß gebracht, so blieb es doch nicht ohne schädigende Rückwirkung auf Ludwigs Reich und Regierung.

Schon 857 hatte König Lothar seine verhaßte Gemahlin Theutberga verstoßen, war aber im nächsten Jahre durch die Haltung seiner Großen gezwungen worden, sie wieder zu sich zu nehmen. Um sich ihrer zu entledigen, ließ er ihr auf der Synode zu Aachen (Juni 860) den Proceß machen; nach dem erpreßten Eingeständniß des sittlichen Verbrechens, dessen ihr Gemahl sie bezichtigte, wurde ihr „gestattet“ den Schleier zu nehmen. Es gelang ihr bald zu ihrem Bruder Abt Hucbert zu entkommen; gleich ihm fand sie im westfränkischen Reich Aufnahme und Schutz. Wie Hincmar von Reims ihre Sache mit

der Schärfe des empörten sittlichen Gefühls vertrat, so benutzte Karl sie für die Zwecke seiner klug berechnenden Politik, die jetzt gierig nach Ländererwerb auszuspähen begann. So war Lothar, dessen ganzes Sinnen und Trachten nur mehr von dem Bestreben erfüllt war, die Scheidung von Theutberga aufrecht zu erhalten und sich mit seiner geliebten Konkubine Waldrada zu vermählen, auf das Bündniß mit L., der mit seinem Bruder wol nur äußerlich ausgesöhnt war, angewiesen. Noch 860 wurde dasselbe abgeschlossen; als Preis dafür trat Lothar nach dem Bericht der westfränkischen Reichsannalen das Elsaß ab, das indeß, so lange Lothar lebte, nicht in Ludwigs Besitz gelangte. Bald nahmen die Verbündeten offen Stellung gegen Karl. Auf dem Reichstag in Regensburg entsetzte L. Ende April 861 den Grafen Ernst, „den hervorragendsten unter seinen Großen" — er war auch der Schwiegervater von Ludwigs ältestem Sohn Karlmann — „wegen Untreue", dessen Neffen, den Abt Waldo von Schwarzach (am Rhein), Uto und Berengar, sowie die Grafen Sigihart und Gerold als Mitschuldige ihrer Aemter und Lehen; als Ernsts Neffen sich ins Reich Lothars zu ihrem Verwandten, dem Grafen Adalhard, einem Oheim von Karls Gemahlin, der noch im September 860 als Fürsprecher in einer Urkunde Lothars genannt wird, begaben, wurde Adalhard mit seiner Sippe des Landes verwiesen; die Verwiesenen fanden in Westfrancien ehrenvolle Aufnahme und Entschädigung für ihre Verluste, Adalhard wurde noch dadurch ausgezeichnet, daß Karl ihm die Erziehung seines Sohnes Ludwig übertrug. Als der westfränkische König (Ende 861) erobernd und verwüstend in das Reich Karls von Burgund, des Bruders Lothars, mit dem dieser schon 858 einen Erbvertrag abgeschlossen hatte, einfiel, übersandten Lothar und L. einen feierlichen Protest gegen den Friedensbruch. Sie schickten zugleich ein gemeinsames Schreiben an den Papst Nicolaus I., in dem sie über den räuberischen Einfall Karls Klage führten und baten, daß der Papst persönlich kommen möge, um den westfränkischen König kraft seines apostolischen Amtes zur Rechenschaft zu ziehen. 862 trafen sie in Mainz zusammen; Lothar versprach gegen die Abodriten mit zu Felde zu ziehen, hielt aber seine Zusage nicht. So unternahm L. die Heerfahrt allein; sie blieb ohne durchgreifenden Erfolg, der König mußte sich mit der Stellung von Geiseln, darunter eines Sohnes des Abodritenfürsten Dabomysl, begnügen. Nachdem er nach Frankfurt zurückgekehrt war, verwüsteten die Normannen mit Feuer und Schwert Sachsen und zum ersten Mal erschienen auch im Osten des Reichs, das zugleich von einer Hungersnoth heimgesucht wurde, die Raubschaaren der Ungarn.

Unterdeß hatte sich Lothar mit Waldrada vermählt und sie zur Königin krönen lassen. Dieser Schritt bot Karl willkommenen Anlaß, noch schroffer gegen ihn aufzutreten. L. suchte zu vermitteln. Er ließ Karl zu einer Zusammenkunft mit ihrem Neffen einladen. Sie trafen sich im November 862 in Savonière. Da Karl eine persönliche Begegnung mit Lothar ablehnte, bevor er nicht L. seine Beschwerden gegen Lothar dargelegt hätte, geriethen beide in heftigen Streit. L. verstand sich endlich dazu, mit 2 deutschen und 2 lothringischen Bischöfen Lothar die Beschwerdeschrift Karls zu überbringen. Sie führte aus, daß der Coblenzer Friede weder von L., noch weniger von Lothar eingehalten worden sei, daß dieser in seinem Ehehandel weder den von Karl und dessen Bischöfen erbetenen Rath befolgt, noch die angerufene Entscheidung des Papstes abgewartet habe und daher wie ein Heide und öffentlicher Sünder zu meiden sei; Karl verlangte die Mitwirkung Ludwigs, daß ihr Neffe sein Verfahren gegen seine Gemahlin öffentlich rechtfertige oder die Zusage leiste, das Geschehene zu bessern, erst dann sei es ihm möglich, mit ihm in Verkehr und in Verhandlungen über die Aufrechthaltung des Coblenzer Vertrages zu treten; er erbot sich noch, wenn Lothar seine Forderung zurückweisen würde, L. gegenüber zu

brüderlicher, diensteifriger Freundschaft. Lothar nahm die ihm gestellten Bedingungen an und wurde unter diesem Vorbehalt zum Friedenskuß und zur Unterredung aufgenommen. In den Erklärungen vom 3. November berührte L. das Unterbleiben der in Coblenz vereinbarten Zusammenkünfte „eingetretener Hindernisse wegen“, seine Vermittelung zwischen Karl und Lothar, die Zusage des letzteren, die Besserung der Uebelstände in ihren Reichen; Lothar betonte seine Dankbarkeit gegen L., der ihn an Kindesstatt angenommen habe, und versprach die Einhaltung seiner Zusage. Da L. und Lothar gegen die öffentliche Vorlesung der Erklärung Karls, welche die Zusicherung der Freundschaft für Lothar unter dem Vorbehalt der Erfüllung der gegebenen Zusage geben wollte, Verwahrung einlegten, beschränkte sich dieser auf die Erklärung vor ihren Räthen, er werde seinem Neffen Freund und Helfer sein, wenn dieser das Gleiche thue. Damit war nothdürftig der äußere Friede wieder hergestellt.

Nun griff aber der Papst ein. Er forderte die Absendung deutscher und westfränkischer Bischöfe zur Synode von Metz, die Lothars Ehesache untersuchen sollten. Es erschienen hier nur lothringische Bischöfe (Juni 863). Lothar bestach die päpstlichen Legaten, die Synode anerkannte seine Ehe mit Waldrada als rechtmäßige. Doch der Papst kassirte ihre Beschlüsse und schritt mit voller Strenge ein; Lothars Helfershelfer, die Erzbischöfe Theutgaud von Trier, ein Bruder von Ludwigs vielvermögendem Erzkaplan Grimoald, und Gunthar von Köln wurden abgesetzt. Diese Maßregel berührte auch das ostfränkische Reich, der nordwestliche Theil desselben gehörte zur Erzdiöcese Köln. L. vermied trotz des Drängens des Erzbischofs Liutbert von Mainz jede Parteinahme gegen Lothar. In einem Schreiben, das der Papst als Antwort auf die zur Regelung kirchlicher Verhältnisse durch Salomon von Konstanz übersandte Botschaft erließ, sprach Nikolaus harten Tadel über den König aus, daß derselbe nicht früher schon, wie es seine Pflicht gewesen, Lothars Vermählung mit Waldrada öffentlich mißbilligt habe. Die geistlichen Einflüsse und die Erwägungen, daß Lothar, der sich nun ganz seinem Bruder Kaiser Ludwig II. angeschlossen hatte, doch sein Ziel nicht erreichen werde, daß die Auflösung und Auftheilung des lothringischen Reichs doch nur mehr eine Frage der Zeit sei, führten eine Annäherung an Karl herbei. Schon auf dem Reichstag zu Pistres (Juni 864) waren der Mainzer Metropolit und der gewandte Bischof Altfrid von Hildesheim, wol als Unterhändler ihres Königs, anwesend. Im Februar 865 trafen L. und Karl persönlich in Thousey (bei Toul) zusammen. Ihre öffentlichen Erklärungen bezeichneten nur die Bedürfnisse der Kirche und des Reichs, die Erneuerung des Coblenzer Friedens, die Wahrung der Rechte, aber auch der Pflichten ihrer Getreuen gegenüber ihrem König als den Zweck ihrer Vereinbarung; sie verpflichteten sich gegenseitig auch ihren Söhnen, falls einer von ihnen stürbe, treue Hülfe zu erweisen, und stellten für die Ausführung des das Vergeben und Vergessen aller früheren Irrungen in sich begreifenden Vertrages je 2 Bürgen, die bei einer Verletzung desselben die Könige an ihre Pflicht mahnen sollten. Jene Erklärungen verdammten jedoch auch Lothars sündhaften Wandel und das daraus stammende Unheil, allerdings mit der Versicherung, daß sie die Hand bieten wollten, ihn auf den Weg der Pflicht zurückzuführen. Sie übersandten an ihn die Aufforderung, bevor er nach Rom gehe, was er gegen die göttlichen und menschlichen Gesetze gesündigt, zu bessern und früher sein Reich zu ordnen; sie meldeten zugleich dem Papst die Absendung dieses Mahnschreibens und stellten neue Mahnungen in Aussicht, weigerten sich aber zu der vom Papst nach Rom berufenen Synode Bischöfe zu schicken. Lothar fühlte sich durch das Bündniß seiner Oheime, das sich ganz als Werk Karls darstellt,

sehr beunruhigt; überzeugt, daß sie nur darnach trachteten, ihm sein Reich zu entreißen und unter sich zu theilen, rief er die Vermittlung seines kaiserlichen Bruders und des Papstes an. Nicolaus erließ auch ernste Warnungsschreiben an die beiden Könige, die west- und ostfränkischen Bischöfe, und mahnte eindringlich zur Wahrung des Friedens und Achtung der mit Lothar früher eingegangenen Verträge. Im Juni 865 überreichte der Legat Arsenius in Frankfurt L. das päpstliche Schreiben und vereinbarte hier seiner Friedensmission gemäß eine Zusammenkunft der Könige in Köln. Die Furcht vor der gefährlichen Habgier der Oheime erwirkte, was der Papst bisher vergeblich zu erreichen sich bemüht hatte: Lothar nahm in Douzy (bei Sedan) die von Arsenius ihm zugeführte Theutberga feierlich als seine rechtmäßige Gattin und Königin auf und willigte ein, daß Waldrada nach Italien gesandt wurde. Durch Vermittlung der Königin Irmintrud erfolgte wenige Tage später auch eine förmliche Aussöhnung zwischen Karl und Lothar, in Attigny der Abschluß eines Freundschaftsvertrages. Statt aber zur Zusammenkunft nach Köln, wo nur L. und Karl erschienen, zu kommen, ging Lothar nach Orbe zu einer Unterredung mit seinem kaiserlichen Bruder, der immer seine und seiner Sache verläßliche Stütze gewesen war.

Obgleich Waldrada am 2. Febr. 866 von Nicolaus gebannt worden war, nahm Lothar doch seinen alten Plan, sich von Theutberga zu befreien, wieder auf. Er verständigte sich mit Karl und erkaufte durch die Abtretung der reichen Abtei St. Vaast dessen zweideutige Mitwirkung. Beide ordneten gemeinsam eine Gesandtschaft mit geheimen Aufträgen an den Papst ab. Zu der für den 3. November verabredeten Zusammenkunft in Metz erschien nur Karl mit einem Heer; L. ließ ihm melden, daß er der bewaffneten Hülfe desselben gegen seinen aufständischen gleichnamigen Sohn nicht bedürfe und daß dringende Angelegenheiten ihn nach Baiern riefen; Lothar verhandelte indeß mit seinen Bischöfen zu Trier und zwang Theutberga zu einem „freiwilligen“ Verzicht auf ihre ehelichen Rechte und die königliche Würde. Nicolaus verwarf diesen Verzicht und hielt sein Urtheil im vollen Umfang aufrecht. Mit scharfen Worten mißbilligte er Karls Parteinahme, die seiner früheren Haltung so sehr widerspreche, und forderte am 7. März 867 auch Ludwig auf, seinen Einfluß bei Lothar für Theutberga geltend zu machen. Karl übergab Lothar persönlich zu Attigny die für ihn und dessen Bischöfe bestimmten päpstlichen Schreiben und ging von da nach Metz zu einer „Unterredung“ mit L. Sie erneuerten den Vertrag von Thousey, trafen aber zugleich Abmachungen, „wenn Gott ihnen von den Reichen ihrer Neffen mehr schenke“, dies gleichmäßig zu theilen, und verpflichteten sich zu gegenseitiger Vertheidigung ihres Antheils und zum Schutz der römischen Kirche. Auf dem Rückweg besuchte Karl wieder Lothar und forderte auch im Namen Ludwigs Unterwerfung unter die Befehle des Papstes. Erschreckt suchte Lothar die drohende Gefahr zu beschwören. Er wandte sich wieder an den Papst, während seine Bischöfe gegen die Verdächtigung ihrer Treue gegen ihren König Protest erhoben, und eilte selbst nach Frankfurt, um sich mit dem redlicheren seiner Gegner auszusöhnen. Er verbündete sich wieder mit L. und empfahl für die Zeit der beabsichtigten Romfahrt dessen Schutz sein Reich sowie seinen und Waldrada's Sohn Hugo, dem er das Elsaß verlieh. L. intervenirte nun auch beim Papst; er versicherte denselben, daß auf seine Mahnung Lothar zugesagt, in allem dem päpstlichen Befehl zu gehorsamen, daß er mit Waldrada seit der Rückkehr des Arsenius keinen Verkehr mehr gehabt habe, und legte mit seinen Bischöfen Fürsprache für die abgesetzten Erzbischöfe Theutgaud und Gunthar ein. Diese Verwendung vermochte den unbeugsamen Rechtssinn des Papstes nicht milder zu stimmen; er verwies in seiner Antwort den deutschen König auf die vollständige Unzuverlässigkeit Lothars, dem er

von neuem verbiete vor Erfüllung aller an ihn gestellten Forderungen nach Rom zu kommen, und schlug die Fürsprache für Theutgaud und Gunthar ab; ein anderes Schreiben beauftragte die deutschen Bischöfe L. zu mahnen, daß er seinen ganzen Einfluß auf Lothar geltend mache, damit derselbe die unerläßlichen Bedingungen erfülle. Kurz nach Erlaß dieser Schreiben starb Nicolaus I. Die versöhnlichere Haltung seines auch mehr der Einwirkung des Kaisers zugänglichen Nachfolgers Hadrian II., der schon am 12. Febr. 868 Karl und Ludwig unter Androhung kirchlicher Strafen aufforderte die Reiche des Kaisers und Lothars nicht zu beunruhigen, belebte Lothars Hoffnungen. Er rüstete sich zu seiner Romreise und trat mit seinen Oheimen in Unterhandlung. Er verständigte sich, Karl mißtrauend, zuerst mit L., der ihm auch die eidliche Zusage leistete, er werde sich ihm nicht widersetzen, wenn er Waldrada zur Gemahlin nehme. Von Karl erhielt er nur ausweichende Antwort. Als er vor seinem Aufbruch nochmal durch Gesandte von seinen Oheimen das Versprechen verlangte, daß sie bis zu seiner Rückkehr sein Reich unbehelligt lassen würden, lehnte Karl eine bindende Zusage ab, dagegen „soll“ L. dieselbe gegeben haben. Bereits auf dem Wege nach Italien schenkte Lothar am 22. Januar 869 zu Orbe Ludwigs Tochter Bertha, Aebtissin von St. Felix und Regula in Zürich, bedeutenden Besitz, „auf daß sie die Freundschaft zwischen ihm und ihren Eltern eifrig fördere“. Lothar starb, ohne sein Ziel erreicht zu haben, am 8. August 869 zu Piacenza.

Die Auflehnung gegen seinen Vater büßte L. reichlich an seinen Söhnen. Schon 861 erhob sich sein ältester Sohn Karlmann, der seit etwa 5 Jahren Kärnten verwaltete, vielleicht erbittert über die Verurtheilung seines Schwiegervaters, des Grafen Ernst; er entsetzte alle Grafen der pannonischen und karantanischen Mark und bestellte dafür ihm ergebene Anhänger. „Auf Neuerungen sinnend“ trat er mit Herzog Rastislaw von Mähren, dem rührigsten Feind des ostfränkischen Reichs unter den Slaven, in Verbindung. L. befürchtete offene Empörung und berief seinen Sohn zu sich. Unter freiem Geleite erschien Karlmann im Frühjahr 862 zu Regensburg. Er rechtfertigte sich gegen die erhobenen Beschuldigungen und beschwor, daß er nie mehr hinterlistig etwas gegen des Vaters Herrschaft unternehmen werde. Nach der nicht wahrscheinlichen Meldung westfränkischer Reichsannalen soll Karlmann 861 das Gebiet bis zum Inn sich angeeignet und sein Vater ihm dasselbe jetzt bestätigt haben. Schon im November wurde Ludwig von Savonière durch die Nachricht, daß Karlmann im Bunde mit Rastislaw sich wieder erhoben habe, nach Baiern gerufen. „Er ward“, wie die nicht unbefangenen Fuldaer Jahrbücher erzählen, „so vieler und so schwerer Verbrechen bei seinem Vater in seiner Abwesenheit beschuldigt, daß man ihn fürwahr für einen Hochverräther hätte halten müssen, wenn seine Ankläger diese Beschuldigungen hätten beweisen können“. Tief erzürnt erklärte Ludwig in öffentlicher Versammlung (863), daß, so lange er lebe und regiere, Karlmann nie mehr zu Amt und Würden gelangen werde. Als dieser, bereits auf dem Wege zur Pfalz, dies erfuhr, eilte er nach Kärnten zurück, um, sicher unter den Seinen, den Zorn des Vaters verrauchen zu lassen. Der König sammelte ein Heer, wie er verbreiten ließ, zur Bekriegung des Mährenherzogs Rastislaw, wandte sich aber plötzlich gegen seinen Sohn. Der Graf Gundakar, der die Schwarzachfurt (am Semmering) vertheidigen sollte, ging mit den besten Truppen zu ihm über; er empfing dafür die Mark Kärnten. Das Land lag offen, Karlmann entfloh. L. besorgte, daß er in Westfrancien Aufnahme und Schutz finden könnte, und schickte einen Gesandten an Karl mit der Bitte, seinem Sohn keine Zuflucht zu gewähren. Bald darauf stellte sich Karlmann unter Bürgschaft der Großen für seine Sicherheit „im Gefühl seiner Un-

schuld" vor seinem Vater, der ihn gegen eidliche Angelobung in freier Haft halten ließ. Im August 864 zog L. gegen dessen Bundesgenossen, Herzog Rastislaw, zu Felde. In Tuln traf er mit dem Bulgarenkhan (Bogoris) zusammen, der Christ zu werden versprochen und mit dem er bereits früher freundschaftliche Beziehungen unterhalten hatte, und schloß mit ihm einen Friedensvertrag. Rastislaw hielt im offenen Felde nicht stand; in seiner Burg Dowina eingeschlossen, unterwarf er sich, stellte Geiseln und leistete den Treueid. Nach der Rückkehr seines Vaters entfloh Karlmann unter dem Vorgeben, auf die Jagd zu gehen, aus seiner freien Haft nach Kärnten und nahm seine früheren Lande mit Zustimmung der Grafen in Besitz. Der König eilte ihm auf dem Fuße nach, lud ihn unter sicherem Geleit zu sich und bestätigte ihn vorläufig in seiner früheren Stellung. Von da zog er nach Frankfurt; er verletzte sich auf der Hirschjagd durch einen Sturz vom Pferde, wurde aber bald wieder hergestellt. Erst im nächsten Jahre erfolgte eine vollständige Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, als L. von Thousey, wo er im Februar 865 bei seinem Bruder Karl weilte, durch die Kunde, daß Werinhar, der Graf der pannonischen Mark, Rastislaw zum Abfall aufgestachelt habe, heim gerufen, nach der Amtsentsetzung Werinhars Karlmann die ihm früher entzogenen südöstlichen Marken förmlich zurückgab. Wie es scheint, wurden damals auch Bestimmungen über die künftige Reichstheilung unter die Söhne getroffen; nach des Vaters Tod sollte Karlmann Baiern mit seinen Marken und den zinspflichtigen slavischen Völkerschaften, Ludwig Ostfrancien, Thüringen und Sachsen, Karl Schwaben mit Churwalchen erhalten. Den Söhnen war damit nur die Anwartschaft eröffnet, die volle Regierungsgewalt behielt sich der Vater vor.

Karlmann stand fortan treu zu seinem Vater, es war jetzt der zweite Sohn, Ludwig, der sich gegen ihn erhob. Schon 865 kam es zu hartem Zwist, da er gegen den Willen des Vaters sich mit der Tochter Adalhards, der seit seiner Ausweisung aus dem Reich Lothars in Westfrancien eine so bedeutende Stellung einnahm, verlobt hatte. Auf einer Zusammenkunft in Köln vermittelte Karl die Aussöhnung zwischen Vater und Sohn, die Vermählung unterblieb. Im nächsten Jahre versuchte der jüngere Ludwig offene Empörung. Er glaubte sich verkürzt, weil der Vater einige ihm entzogene Lehen an Karlmann gegeben hatte. Werinhar und andere vom König wegen Untreue durch Verlust der Lehen bestrafte Vasallen, wie Uto und Berengar, Adalhards Neffen, denen er die Rückgabe ihrer Aemter und Lehen versprach, fachten den Groll noch mehr an. Er entsandte Boten nach Thüringen und Sachsen, um Anhänger zu werben, und trat mit Rastislaw in Verbindung, damit dieser durch einen Einfall in Baiern dort die Streitkräfte seines Vaters, der erst von einem kampflosen Zug gegen die Slaven zurückgekehrt war, und seines älteren Bruders festhalte. Der König, „durch die Erfahrung klug gemacht", ergriff rasch umfassende Maßregeln. Er vertraute die Hut Baierns Karlmann an, der auch Rastislaw bewog, nicht loszuschlagen, und eilte selbst nach Frankfurt, wo die Schaaren der Getreuen ihm zuströmten. Zugleich forderte er seinen Bruder Karl zur Hülfeleistung auf. Die geplante Empörung war gelähmt: sein Sohn erschien unter sicherem Geleit vor ihm, sie gelobten sich durch Handschlag Frieden bis zum 28. October. Der König benützte die Frist, um in der Ostmark Vertheidigungsmaßregeln gegen einen etwaigen Angriff Rastislaws zu treffen. Durch die Vermittlung des Erzbischofs Liutbert von Mainz und anderer „Friedensfreunde" kam im November zu Worms die Aussöhnung zu stande. Der König konnte Karl, der von Metz nach Verdun vorgerückt war, melden lassen, daß er seine Hülfe nicht mehr nöthig habe. Kaum ein Jahr später betraute er seinen Sohn mit der Führung des sächsischen und thüringischen Heerbanns gegeen die Abodriten.

Wie in der Ostmark unter der Regierung Ludwigs die deutsche Kolonisation und Kultur immer weiter vordrang, so gewann im slovenischen Südosten des Reichs die von Salzburg gepflegte Mission immer festeren Boden, besonders seit Ludwig 848 zu Regensburg Pribina das bisher zu Lehen getragene Gebiet, Unterpannonien nördlich der Drau, feierlich zu eigen gab und damit ein eigenes slavisches Fürstenthum unter fränkischer Hoheit schuf. Kozel, der Sohn des 861 von den Mähren erschlagenen Pribina, bewies dieselbe Treue und denselben Eifer für das Christenthum. Wandte sich auch Rastislaw 863 nach Konstantinopel, um von hier christliche Missionäre zu erhalten und dadurch den kirchlichen Einfluß Ostfranciens auf sein Land fern zu halten, so schien sich dafür doch voller Ersatz zu bieten, als der Bulgarenkönig Bogoris, der seit seiner Taufe (864) den Namen Michael führte, die Christianisirung seines anfangs widerstrebenden Volkes beschloß. Er wandte sich im Juli 866 an L. mit der Bitte um Zusendung eines Bischofs und tüchtiger Priester, zugleich aber auch an den Papst Nicolaus. Ludwig übertrug die Mission dem Bischof Ermenrich von Passau, der 867 von Priestern und Diakonen begleitet nach Bulgarien zog; da es an den nöthigen kirchlichen Utensilien und Büchern fehlte, stellte der westfränkische König das Nöthige, eine Spende seiner Bischöfe, bei. In Bulgarien hatten sich aber, als Ermenrich anlangte, die Verhältnisse geändert; die römischen Glaubensboten waren ihm zuvorgekommen und verdrängten die fränkische Mission. Ermenrich mußte unverrichteter Dinge zurückkehren, Bulgarien erhielt eine vom fränkischen Kirchenverband unabhängige Organisation. Trotz dieses Mißerfolges der deutschen Kirche trat eine auf Wunsch des Papstes und auf Geheiß und im Beisein des Königs im Mai 868 zu Worms versammelte ostfränkische Synode gegen die vom Patriarchen Photius verfochtene „Ketzerei" über die Trinität ganz für die römische Lehre ein, andere Synodalbestimmungen betrafen die kirchliche Disciplin, namentlich die Kirchenbußen.

Der allein berechtigte Erbe König Lothars war sein Bruder Kaiser Ludwig II. Nur mit den Waffen hätte er die Erbschaft, welche die Oheime, namentlich Karl, schon zu Lebzeiten Lothars als ihre Beute betrachtet hatten, behaupten können. Aber er weilte, schon seit 866 in ununterbrochenem Krieg mit den Sarazenen, in Unteritalien, als sein Bruder unerwartet starb. Er konnte, wollte er nicht auf die bereits errungenen und die zu erwartenden größeren Erfolge gänzlich verzichten, den Kriegsschauplatz nicht verlassen. Dem Reich Lothars war er immer fremd geblieben, er durfte nicht hoffen, daß für sein Recht dort eine Partei sich erheben werde. So hatte er nur unwirksame Proteste, ebenso unwirksam blieb das Auftreten des Papstes. Karl hatte schon lange auf diese Beute gelauert; der deutsche König mußte, wollte er nicht leer ausgehen, auf der früher geplanten Theilung bestehen, selbst wenn er die Absicht gehabt hätte, das Erbrecht des Kaisers zu achten. Doch auch ihm lag diese Absicht fern. Karl griff sogleich zu. Das Glück schien ihn noch besonders zu begünstigen. Sein Bruder Ludwig lag krank in Regensburg. Die Streitkräfte seines Reichs standen gegen die Slaven im Felde. Zu Beginn des Jahres 869 hatten schon mit den Böhmen, welche durch räuberische Einfälle das Grenzgebiet beunruhigten, Kämpfe stattgefunden; Karlmann hatte gegen die Mähren gefochten und in 2 Treffen gesiegt, in einem derselben war auch der verrätherische Markgraf Gundakar, der sich nach Mähren geflüchtet hatte, gefallen; die Sorben und Susler (zwischen Mulde und Elbe) waren mit gedungenen böhmischen Schaaren verwüstend über die Grenze Thüringens vorgedrungen. Im August war die ganze Streitmacht des Reichs aufgeboten: die Thüringer und Sachsen marschirten unter dem Befehl des Prinzen Ludwig gegen die Sorben, der baierische Heerbann erhielt die Weisung, Karlmann gegen Zwentibald, Rastislaws Neffen, zu unterstützen, das fränkische

und alamannische Heer wollte der König persönlich gegen Rastislaw führen. Da erkrankte er schwer und übergab, „Gott den Ausgang der Sache empfehlend", seinem jüngsten Sohn Karl die Führung des Heeres. Dieser drang siegreich in Mähren vor, während Rastislaw in einer starken Veste sich einschloß, und vereinigte sich mit Karlmann, der das Gebiet Zwentibalds verwüstend durchzogen hatte; auch Ludwig besiegte in zwei Treffen die Sorben. Mit reicher Beute kehrten die Sieger zurück. Die Krankheit ihres Vaters hatte sich unterdeß verschlimmert, die Aerzte verzweifelten an seinem Aufkommen. Auf die Kunde von dem Tod Lothars war Karl unverweilt an die Grenze nach Attigny gezogen. Richteten auch einige lothringische Bischöfe und Große an ihn die Aufforderung, ihr Reich nicht zu betreten, bevor er sich nicht mit seinem Bruder über die Theilung verständigt haben würde, so ergriff doch die Mehrzahl seine Partei. Ihrem „annehmbareren und für ihn heilsameren Rath" Folge leistend eilte er über Verdun, wo bereits manche ihm huldigten, nach Metz. Schon am 9. September ließ er sich hier als „rechtmäßigen Erben" feierlich von den Bischöfen krönen. Er verfügte über das Reich als Eigenthum, lohnte reichlich seine Parteigänger und entzog Lehen und Besitz denen, welche ihm nicht die Huldigung leisteten. Seiner neuen Erwerbung sicher, pflog er der Jagd in den Ardennen. Da erreichte ihn der Gesandte seines Bruders L., der ihn an den zwischen ihnen abgeschlossenen Theilungsvertrag erinnern und seinen Antheil fordern ließ. Karl gab eine „entsprechende" Antwort und zog nach der Residenz Aachen, um auch hier die Huldigung entgegen zu nehmen. Doch es erschien niemand, der nicht schon früher sich ihm angeschlossen hatte. Er ging nach Gondreville, um die für Martini (11. November) einberufenen Großen der Provence und des oberen Burgund zu empfangen. Hier trafen ihn aber Gesandte des Papstes und des Kaisers; der Papst trug in Schreiben vom 5. September unter Androhung des Bannes den westfränkischen Bischöfen und insbesondere Hincmar auf zu verhüten, daß weder Karl noch ein anderer vom Reich Lothars, des Kaisers rechtmäßigem Erbe, Besitz ergreife, damit dieser nicht gezwungen sei zum Schutz seines Erbes den Kampf gegen die Ungläubigen aufzugeben. Dieselbe Forderung stellte der kaiserliche Gesandte Boderad. Ein anderes päpstliches Schreiben mahnte eindringlichst die Großen des lothringischen Reichs dem Kaiser unverbrüchliche Treue zu wahren. Karl ließ sich dadurch in seinen Plänen um so weniger stören, als es hieß, daß sein Bruder Ludwig dem Tod nahe sei. Er zog ins Elsaß zur Besitznahme auch dieses Landes und dann wieder nach Aachen. Er verfügte die Besetzung der beiden Metropolen des lothringischen Reichs: in Trier wurde Abt Bertolf von Mettlach zum Erzbischof bestellt, für Köln, obwohl Gunthar vor kurzem zurückgekehrt war, Hilduin bestimmt. Doch hier kam Ludwig zuvor; auf seinen Befehl fuhr Erzbischof Liutbert von Mainz mit den Kölner Suffraganen heimlich nach Deutz, am 7. Januuar 870 wurde Willibert zum Erzbischof von Köln gewählt und von Liutbert noch am selben Tage in der Bischofstadt geweiht. Zornig eilte Karl nach Köln, Willibert und seine Anhänger flüchteten.

Wider Erwarten war L. von seiner Krankheit genesen. Karl stand auf dem Höhepunkt seiner Macht, auch der in Friesland belehnte Normanne Rorich hatte ihn anerkannt. Am 22. Januar 870 feierte er in Aachen die Vermählung mit seiner Konkubine Richild, einer Nichte von Lothars Gemahlin Theutberga. Da langte im Februar eine Gesandtschaft Ludwigs an, der ihm bedeuten ließ, er möge so rasch als möglich Aachen und das lothringische Reich verlassen, sonst werde er ihn unverzüglich mit den Waffen daraus vertreiben. Diese Drohung gewann dadurch Nachdruck, daß L., von den lothringischen Großen schon lange erwartet, bereits nach Frankfurt gekommen war, dort ihre

Huldigung entgegengenommen und ihnen die von Karl eingezogenen Lehen wieder verliehen hatte; auch andere, die früher Karl gehuldigt hatten, schlossen sich jetzt dem ostfränkischen König an. Karl begann nun zu unterhandeln. Am 6. März wurde zu Aachen durch Bevollmächtigte eine Vereinbarung beschworen, welche beide Könige verpflichtete das Reich Lothars gleichmäßig zu theilen und weder im neuen Besitz noch in den alten Reichen einander zu schädigen. Karl verließ ohne Verzug Aachen und ging nach Westfrancien zurück. Ein anderer bedeutender Erfolg stärkte noch mehr Ludwigs Stellung: Rastislaw von Mähren wurde durch seinen Neffen Zwentibald, den er, weil er sich Karlmann unterworfen hatte, aus dem Weg räumen wollte, gefangen und in Fesseln an Karlmann geschickt, der ihn unter Bedeckung nach Baiern führen und dort einkerkern ließ; ohne Widerstand drang Karlmann in Mähren ein, unterwarf das ganze Land und übertrug die Verwaltung den Grafen der Ostmark. Mit erhöhten Ansprüchen traten daher Ludwigs Gesandte im Mai zu Attigny auf. Sie forderten, so berichtet wenigstens der westfränkische Annalist, mit Mißachtung der Aachener Eide mehr, als ihrem König gebührte; es kam zu heftigem Hader, eine Einigung wurde nicht erzielt. Karl schickte Gesandte an L. nach Frankfurt, um ihn zu persönlichen Verhandlungen über die Theilung zu bestimmen; dieser ließ ihm seine Bereitwilligkeit zu einer Zusammenkunft erklären und vorschlagen, daß sie, während Karl in Heristal, er selbst in Meersen Aufenthalt nehme, am 1. August an einem inmitten gelegenen Ort sich träfen; jeder sollte von 4 Bischöfen, 10 Räthen und nur 30 Vasallen begleitet sein. Auf der Reise nach Meersen erlitt L. zu Flamersheim im Ripuarier Gau beim Einsturz eines morschen Söllers einen Rippenbruch. Trotz der Schmerzen setzte er die Reise nach Aachen fort. Die Verhandlungen begannen; am 9. August trafen sich die Könige an der Maas (unweit Meersen), die Theilung wurde in Vollzug gesetzt. L. erhielt den östlichen an sein Reich grenzenden Theil: mehr als zwei Drittel von Friesland, das Gebiet östlich der Maas und Ourthe und der durch die Ardennen gehenden geraden Linie von den Quellen dieses Flusses bis zur Mosel, östlich der Mosel bis oberhalb Toul mit Einschluß des Moselgaus am linken Flußufer und von Metz, die Karl nebst dem östlichen Ardennengau sammt Prüm und Stablo „zur Wahrung des Friedens und der Liebe dazu gegeben hatte“, der Toul ausschließenden südwestlichen Grenzlinie von der Mosel (bei Gondreville) bis zur Marne und dann südöstlich bis zur oberen Saône, endlich der hier oberhalb Châlons s. S. beginnenden südwestlichen Linie bis zum Genfer See. Der neue Länderzuwachs, bei dem Ludwig keineswegs im Nachtheil war, enthielt die Metropolen Köln und Trier, die Bisthümer Utrecht, Straßburg, Basel, viele reiche Klöster, mehr als 30 Grafschaften; die neue Grenze zwischen Ost- und Westreich fiel nunmehr auch ungefähr mit der Sprachgrenze zusammen.

Am 10. August verabschiedeten sich die Könige. L. suchte in Aachen vollständige Heilung, er war genöthigt sich einer bedenklichen Operation zu unterziehen. Hier langten im September Gesandte des Kaisers und des Papstes ein, um wieder des Kaisers Erbrecht geltend zu machen. Sie kamen zu spät. Ihre Aufträge beruhten noch, wie die vom 27. Juni datirten päpstlichen Schreiben zeigen, auf der Sachlage, wie sie vor einem halben Jahr bestand, als Karl zur schmählichen Rückkehr in sein Reich durch Ludwig gezwungen worden war. Sogar von den Abmachungen von Aachen scheint man damals in Italien noch nicht unterrichtet gewesen zu sein; denn Ludwig wird in den päpstlichen Schreiben ob seiner Uneigennützigkeit höchlich belobt und um sicheres Geleit für die Gesandten zu Karl gebeten, dieser dagegen wegen seines treulosen Einbruchs in Lothars Reich hart gescholten. Der vollendeten Thatsache gegenüber konnte auch die Drohung des Papstes, daß er zur Schlichtung der Sache

nöthigenfalls selbst die Reise zu Karl unternehmen werde, um so weniger verfangen. Karl antwortete denn auch mit einem Einfall in Burgund und der Besitznahme von Lyon und Vienne. Rücksichtsvoller verfuhr Ludwig. In dem Schreiben an den Kaiser und die einflußreiche Kaiserin betheuerte er in allgemeinen Redensarten seine Treue, welchen Werth er auf das bisher ungetrübte Einvernehmen lege, warnte vor bösen Einflüsterungen und ging mit dem Hinweis auf die geheimen Aufträge seiner Gesandten über das Geschehene mit einer Phrase hinweg, die allenfalls die Auslegung gestattete, daß er die Besitzergreifung Lothringens nur als vorläufige betrachte. Den Papst bat er um Verleihung des Palliums an Willibert von Köln, der mit Liutbert von Mainz und dem jetzt auch von Ludwig anerkannten Bertolf von Trier der auf königlichen Befehl am 26. September in Köln versammelten Synode präsidirt hatte. Gegen Ende des Jahres ging L. nach Baiern zurück; eine Reichsversammlung in Regensburg verurtheilte Rastislaw als eidbrüchigen Vasallen zum Tod, der König begnadigte ihn zur Blendung und zur Einsperrung in ein Kloster.

So glücklich das Jahr 870 für L. gewesen war, so viel Mißgeschick brachte ihm das folgende Jahr. Seine beiden jüngeren Söhne Ludwig und Karl erhoben sich in offenem Aufruhr, weil ihnen das Gerücht zu Ohren gekommen war, daß ihr Vater, wie es hieß, auf Betreiben der Königin Hemma den ihrem älteren Bruder Karlmann bestimmten Theil des Reichs durch Verkürzung ihres Erbtheils vergrößern wolle, und besetzten den Speierer Gau. Der König eilte nach Frankfurt und suchte durch Botschaft vom 1. Februar die erregten Gemüther zu beruhigen. Die Verhandlungen blieben erfolglos, es kam nur ein Waffenstillstand bis Mai zu stande. Unterdessen war im Osten eine neue Gefahr aufgetaucht. Karlmann hatte Zwentibald, den man der Untreue beschuldigte, in Gewahrsam gebracht. Die Mährer, die ihren Fürsten todt glaubten, erhoben Sclagamar, einen Verwandten desselben zum Herzog und eröffneten den Kampf gegen die Grafen der Ostmark, wurden aber zurückgeschlagen. Schlimmer gestalteten sich die Verhältnisse, während Ludwig im Mai vor Tribur und später persönlich zu Gernsheim mit seinen aufständischen Söhnen unterhandelte, deren Erbitterung durch die Blendung eines ihrer Anhänger gesteigert worden war, und sie „kaum durch freundliche Worte und Versprechungen von Lehen einigermaßen zu besänftigen“ vermochte. Zwentibald war, da die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen sich nicht erweisen ließen, von Karlmann aus der Haft entlassen und reich beschenkt mit einem baierischen Heer zur Vertreibung Sclagamars nach Mähren gesandt worden. Aber er verständigte sich heimlich mit seinen Landsleuten, die ihn ohne Zaudern wieder als Herzog anerkannten, überfiel und vernichtete das baierische Heer. Ludwig mußte nun bestrebt sein, vor allem Ruhe in seinem Reich zu schaffen. Der Zwist mit seinen Söhnen hatte sich noch verschärft; sie waren nach Westfrancien gegangen und hatten in Douzy die Vermittlung ihres Oheims Karl angerufen; auch L. hatte dahin Gesandte geschickt und Karl zu einer Zusammenkunft in Mastricht einladen lassen. Dieselbe fand im August statt. Ludwigs Söhne hatten sich nicht eingefunden unter dem Vorwand, daß der Vater ihnen die zugesagten Lehen noch nicht eingeantwortet habe, nur ihre Vollmachtsträger waren im Gefolge Karls erschienen, um ihre Forderungen geltend zu machen. Auch Karl erhob Beschwerde, daß Verwandte und Anhänger des widerspenstigen Bischofs Hincmar von Laon mit den geraubten Schätzen dieser Kirche in Ludwigs Reich Aufnahme und Schutz gefunden hätten, und verweigerte der Erhebung des Erzbischofs Willibert von Köln seine Anerkennung. Von neuem Mißtrauen erfüllt trennten sich die Könige.

Ein unerwartetes Ereigniß führte die aufständischen Söhne wieder dem Vater zu. Am 13. August 871 wurde Kaiser Ludwig in Benevent durch Verrath gefangen genommen und in enger Haft gehalten. Allgemein verbreitete sich das Gerücht, daß er mit seiner Gemahlin getödtet worden sei. Dem deutschen König kam diese Kunde zu, als er eben „betrübt" von Aachen nach dem Osten seines Reiches zog. Seiner Familie schien sich nun eine neue glänzende Aussicht zu eröffnen: der Kaiser hatte keinen Sohn, der Thron Italiens war erledigt. Diese Aussicht bestimmte auch seine Söhne, sich unverweilt gegen Empfangnahme einiger Lehen mit ihm auszusöhnen. Aber auch der westfränkische König suchte wieder sogleich zuzugreifen. Durch Gesandte aus Italien eingeladen rückte er bis Besançon vor und schickte Boten über die Alpen voraus, die aber die unerwünschte Nachricht brachten, daß der Kaiser lebe. Gleichzeitig hatte jedoch auch Ludwig seinen jüngsten Sohn Karl in das dem Kaiser gehörige Land jenseits des Jura abgesandt, um den Bewohnern den Treueid abzunehmen, „was er auch that". Rasch kehrten die voreiligen Usurpatoren wieder heim. Dieser Vorfall hatte Karls Pläne auf Italien enthüllt; es war dieselbe Politik, welche er nach Lothars Tod verfolgt hatte. Karls Plänen strebte Ludwig, der die einmal eröffnete Aussicht auf Italien nicht mehr fahren ließ, auf anderem Wege zuvorzukommen. Dies Streben bestimmte nun seine Politik. Nach Baiern zurückgekehrt entsandte L. noch zu Ende des Jahres ein Heer gegen die Böhmen, die schon damals, wie es scheint, sich mit den Mährern verbündet hatten; es gelang Vortheile zu erringen und durch den Ueberfall eines großen Brautzuges reiche Beute zu machen. Zu Beginn des Jahres 871 empfing er eine griechische Gesandtschaft mit Briefen und reichen Geschenken; auch der griechische Kaiser mochte in ihm den künftigen Herrn Italiens erblicken. Mitte der Fasten auf einer Reichsversammlung in Forchheim vermochte der König seine jüngeren Söhne endlich auch zur Aussöhnung mit ihrem älteren Bruder Karlmann. Der neidische Hader um das zu erwartende Erbe wurde durch genaue Bestimmungen über die Reichstheilung nach des Vaters Ableben geschlichtet, welche nun wol auch das seit der Reichstheilung von 865 neu erworbene Gebiet aus dem Erbe Lothars umfaßten; Ludwig und Karl schworen vor dem ganzen Volke ihrem Vater, so lange er lebe, Treue zu wahren. Doch sie ließen sich nicht bewegen mit Karlmann gegen Mähren zu ziehen. Es wurden sehr bedeutende Streitkräfte aufgeboten. Die Thüringer und Sachsen ergriffen, „weil sie den König nicht bei sich hatten und untereinander nicht einig sein wollten", schmählich die Flucht, dagegen besiegte ein fränkisches Heer unter Erzbischof Liutbert von Mainz an der Moldau 5 böhmische Herzoge und kehrte nach Verwüstung des Landes zurück. Ein zweites fränkisches Heer war zur Unterstützung Karlmanns bestimmt; es rückte mit dessen Truppen in Mähren ein, erlitt aber in den heftigen, wenn auch glücklichen Gefechten große Verluste; während Karlmann noch sengend und brennend das Feindesland durchzog, zersprengte ein in dessen Rücken bis zur Donau vorgedrungenes mährisches Streifcorps die Bedeckung der baierischen Schiffe, nur wenige entkamen. L. war der Heerfahrt fern geblieben, da wichtige Angelegenheiten ihn südwärts gerufen hatten. In Trient traf er im Mai mit der Kaiserin Angilberga zusammen, die jetzt die Unterhandlungen um das Erbe Lothars persönlich führte. Unter Mitwirkung päpstlicher Legaten schloß er mit dem Kaiser ein förmliches Bündniß gegen Karl; „mit Mißachtung der zwischen ihnen beschworenen Verträge", berichten die westfränkischen Reichsannalen, „ohne Wissen und Zustimmung der Leute, die ihm gehuldigt, trat er seinen Antheil am Reich Lothars ab". Der Preis dafür war wahrscheinlich die Zusicherung der Nachfolge an Ludwigs ältesten Sohn Karlmann. Von Trient sandte die Kaiserin wieder Boten an

Karl, um ihn nochmal zu einer Besprechung in St. Maurice einzuladen; als er aber, bereits auf dem Wege dahin, von den Abmachungen mit L. Kunde erhielt, kehrte er um und wies auch den Versuch zurück, durch den Bischof Wibod von Parma freundschaftliche Beziehungen anknüpfen zu lassen. Am 9. Septbr. ließ er sich „in Anbetracht, daß sein Bruder die früher geleisteten Eide gebrochen und sich mit dem Kaiser verbündet habe", von den Bischöfen, Großen und Unterthanen feierlich den Treueid erneuern. Die von Ludwig schon vor dem Tag in Trient angeregte Zusammenkunft in Mastricht unterblieb, dagegen erschienen hier im October vor dem westfränkischen König die Normannenhäuptlinge Rorich und Roduls. Forderte auch Papst Johann VIII. (gewählt 14. Decbr. 872) nochmal unter Androhung des Bannes die Herausgabe des Erbes Lothars, so konnte dies doch nicht von thatsächlichem Belang sein. Auch Ludwigs Abtretung war nur eine theoretische, sie wurde nicht ausgeführt.

Auf den 1. Febr. 873 hatte L. eine Reichsversammlung nach Frankfurt anberaumt und zu derselben auch seine beiden jüngeren Söhne Ludwig und Karl, welche trotz der Eide von Forchheim ihren Groll nicht aufgegeben hatten, und die Lothringer berufen. Von Gewissensbissen gefoltert gestand Karl, sich vom Teufel besessen wähnend, öffentlich seine und seines Bruders Anschläge gegen den Vater; nach einem glaubwürdigen Bericht wollten sie ihn entthronen und einkerkern. Dieser begnügte sich mit einer scharfen Rüge an Ludwig und der Weisung, Karl an heilige Stätten zu geleiten, damit er durch der Märtyrer Fürbitte Heilung finde, gestand aber schon wenige Monate später auf einem Reichstag in Biesenstätt bei Worms beiden eine gewisse Antheilnahme an der Regierung zu, indem er ihnen unter Vorbehalt der eigenen Entscheidung in den wichtigsten Fällen die Erledigung der einlaufenden Rechtssachen zuwies, und befriedigte damit ihre nächsten Wünsche. Hier erschienen auch Gesandte des Dänenkönigs Sigifried mit dem Ansuchen, im Interesse des beiderseitigen Handels in den Grenzmarken den Frieden zu wahren. Der König gab seine Zustimmung und dehnte dieses Abkommen auch auf das Reich Halfdan's, des Bruders Sigifrieds, aus, als derselbe kurz darauf in Metz das gleiche Ansuchen stellen ließ mit dem Beifügen, daß die Vereinbarung von dänischen und sächsischen Bevollmächtigten an der Eider beschworen werde. Von Biesenstätt zog er dann über Mainz nach Aachen, wo er mit den Seinen „eine geheime Besprechung" hielt und von dem unter sicherem Geleit erschienenen Normannen Rorich, der im Vorjahre vom westfränkischen König für seine Sache gewonnen worden war, die Huldigung entgegennahm. Rorichs Genosse Roduls wurde bei einem Einfall in den Ostergau getödtet. Die Spannung mit seinem Bruder zeigte sich auch darin, daß L. dessen geblendetem Sohn Karlmann Aufnahme und eine ruhige Zufluchtsstätte für den Rest des Lebens gewährte. Die Sorge für sein Reich führte ihn noch an die äußerste Westgrenze; er hielt in Metz eine Reichsversammlung und kehrte dann, zurückgerufen, wie es heißt, durch ein Hülfegesuch seines von den Mährern bedrängten ältesten Sohnes, durch das Elsaß nach Baiern zurück. Im November empfing er zu Regensburg eine vom griechischen Kaiser „zur Erneuerung der früheren Freundschaft" mit Briefen und Geschenken an ihn abgeordnete Gesandtschaft. Für das Volk war dies eine unglückliche Zeit: 873 wüthete eine große Hungersnoth, ungeheuere Heuschreckenschaaren vernichteten die Saaten; es folgte ein ungewöhnlich strenger Winter, so daß es nicht möglich war aus den verschneiten Wäldern Holz herbeizuschaffen und viele Menschen und Thiere erfroren, und darauf ein heißer, trockener Sommer; ein Drittel der Bevölkerung soll durch Hunger und Seuchen umgekommen sein.

Die Nachricht, daß sein Sohn Ludwig mit einigen königlichen Räthen zu Seligenstadt eine geheime Besprechung gehabt habe, schreckte den König auf; er

eilte nach Frankfurt und pflog hier zu Beginn des Februars 874 mit seinen Getreuen Rath „über die Eintracht und den Stand des Reichs". In der Fastenzeit glaubte er während des Schlafes eine Erscheinung seines Vaters zu haben, der bat, ihn aus seinen Qualen im Jenseits zu erlösen; er ließ daher durch Rundschreiben alle Klöster zu Gebeten auffordern. Nach einem Reichstag in Tribur brach er nach Italien auf. Unfern Verona traf er mit dem Kaiser, der nach einem vergeblichen Versuch, Benevent zu züchtigen, zu Ende des Vorjahres bereits kränkelnd von Unteritalien zurückgekommen war, der Kaiserin und Papst Johann VIII. zusammen. Ueber die dort geführten Verhandlungen ist nichts überliefert; sie bezogen sich wol auf die Nachfolge in Italien. Der Kaiser empfahl seine Gemahlin dem Schutze seines Oheims und des Papstes; seine Vermittelung erwirkte auch die lange verzögerte Verleihung des Palliums an Willibert von Köln. Nach seiner Rückkunft hatte der König zu Forchheim eine Unterredung mit seinen Söhnen Karlmann und Ludwig und empfing eine Gesandtschaft Zwentibalds, nachdem die im Vorjahr durch einen baierischen Gefangenen übermittelten Vorschläge als unannehmbar zurückgewiesen worden waren. An der Spitze der Gesandtschaft stand der griechische Priester Johannes, der im Namen seines Herrn schwor, daß derselbe Zeit seines Lebens dem König Treue wahren und den festgesetzten Zins zahlen werde, wenn er im ruhigen Besitz seines Landes belassen würde. Auch Boten der mit den Mährern verbündeten Böhmen erbaten und erhielten Frieden. Eine Empörung der Sorben, welche nach dem Tod des tapferen Markgrafen Thaculf sich erhoben hatten, war schon im Januar niedergeworfen worden. So war die von den Slaven stetig drohende Gefahr jetzt in den Hintergrund geschoben. Die 2. Hälfte des Jahres brachte L. in Aachen zu. Durch seinen Sohn Karl ließ er seinen Bruder zu einer Zusammenkunft an der Mosel einladen; als diese durch ein Unwohlsein desselben verhindert worden war, hielten sie zu Beginn des December eine Besprechung zu Heristal, wahrscheinlich um sich über Italien zu verständigen. Eine Verständigung wurde nicht erzielt. Den Winter verlebte Ludwig in Frankfurt. Nach Ostern besuchte er seine Gemahlin, die einen Schlaganfall erlitten hatte, in Baiern und hielt dann wieder eine allgemeine Reichsversammlung in Tribur. Während derselben geriethen die Franken und Sachsen in heftigen Streit; sie drangen mit gezückten Schwertern auf einander ein und nur das Dazwischentreten des Prinzen Ludwig hinderte das Blutvergießen.

Am 12. August 875 starb Kaiser Ludwig II. Noch vor seinem Hinscheiden soll er den Wunsch ausgesprochen haben, daß Karlmann, der älteste Sohn des deutschen Königs, ihm in der Kaiserwürde nachfolge. Während eine von der verwittweten Kaiserin Angilberga einberufene Versammlung der italienischen Großen in Pavia, uneinig über den Nachfolger, Boten an den westfränkischen wie den ostfränkischen König zu schicken beschloß und die Kaiserin diesen auffordern ließ seinen ältesten Sohn nach Italien zu schicken, ergriff der Papst sogleich Karls Partei und ordnete Gesandte an ihn ab, die ihn „zu den Schwellen der Apostel" einladen sollten. Ohne aber eine Aufforderung abzuwarten, eilte Karl, sobald er vom Ableben des Kaisers sichere Kunde erhalten hatte, nach Italien, am 29. September urkundete er bereits zu Pavia „im ersten Jahr der Nachfolge Ludwigs" für Italien. Wieder war es ihm geglückt seinem rechtlicheren und bedächtigeren Bruder zuvorzukommen. „Entrüstet" sandte Ludwig zunächst um den Gegner festzuhalten, seinen jüngsten Sohn Karl über die Alpen; doch der unfähige Prinz mußte mit seinen zügellosen, wol größtentheils aus italienischen Parteigängern gebildeten Schaaren bald das Feld räumen. Schon mochte der westfränkische König den Besitz Italiens als gesichert betrachten, als endlich Karlmann mit einem baierischen Heer heranrückte. Karl suchte ihm durch Besetzung der Etschklause

bei Verona den Weg nach Italien zu versperren, doch das baierische Heer gelangte auf schwer gangbaren Gebirgspfaden in das Thal der Brenta. Er strebte nun in der Angst vor einem Kampfe — „er war nämlich“, bemerkt der Annalist von Fulda, „feiger denn ein Hase“ — durch reiche Versprechungen und Geschenke Karlmann zu gewinnen und zu überlisten: bei einer Zusammenkunft mit ihm schwor er Italien schleunig zu verlassen und die Verfügung über Italien dem Ermessen seines Bruders anheim zu geben, wenn Karlmann wieder abziehen würde. Dem Eid vertrauend schloß dieser einen Waffenstillstand bis Mai und zog ab; der westfränkische Reichsannalist steht nicht an zu erzählen, Karlmann sei vor der überlegenen Macht seines Gegners zurückgewichen. Karl aber eilte nach Rom und empfing hier am Weihnachtsfest die Kaiserkrone. Unterdeß war L. mit seinem zweiten Sohne in Westfrancien eingerückt, überzeugt dadurch seinen Bruder zu unverzögerter Rückkehr zu zwingen. Er hielt es für nöthig, wie 858 seinen Angriff durch das Vorgeben zu beschönigen, er komme nur, um die schlimmen Zustände des Reichs zu bessern; konnte doch ein Schreiben Hincmars von Reims, das die westfränkischen Bischöfe zur Treue gegen ihren König aufforderte, nicht umhin, Karls Regierung als eine schlechte, die weder Recht noch Treue achte, zu kennzeichnen. Er ließ sich durch die strenge Mahnung des Papstes, das Reich des Bruders nicht zu beunruhigen, bis er selbst den Streit zwischen ihnen geschlichtet habe, in seinem Vormarsch nicht beirren und verweigerte die Annahme des päpstlichen Schreibens. Die Unzufriedenen, wie der seiner Würde entsetzte Kämmerer Engilramn, sogar manche Bischöfe schlossen sich ihm an und die von der Königin Richildis zur Landesvertheidigung aufgebotenen Großen hausten eben so arg im Lande als das deutsche Heer. Weihnacht feierte L. in Attigny. Seinen Zweck erreichte er nicht: Karl blieb unbekümmert um das Elend seines Reichs in Italien, mit Erfolg bestrebt sich den neuen Besitz zu sichern; seit er die Kaiserkrone trug, war es nur noch schwieriger geworden ihm denselben streitig zu machen. „Von Mitglied ergriffen und den Bitten vieler, er möge nicht wegen der Thorheit Karls dessen Reich verderben, nachgebend“, kehrte Ludwig im Januar 876 über Trier nach Frankfurt zurück. Am 31. Jan. verschied in Regensburg seine Gemahlin Hemma. Der Krieg mit dem Westreich war unvermeidlich und L. hielt mit seinen Getreuen Berathungen. Karl war im März aus Italien zurückgekommen; er prunkte in prächtiger Tracht und prahlte, wie man erzählte, er werde mit einem so ungeheuren Heer gegen Deutschland marschiren, daß die Rosse den Rhein aussaufen würden und er trockenen Fußes durch das Strombett gehen könnte. Wie weit seine Pläne reichten, zeigt auch die am 5. Januar durch den Papst erfolgte Ernennung des Erzbischofs Ansegis von Sens zum apostolischen Vicar von Gallien und Germanien mit ausgedehnten Vollmachten. Im Papste besaß er einen eifrigen Bundesgenossen. Als derselbe vom Einmarsch Ludwigs ins Westreich Kunde erhalten hatte, sandte er 2 Legaten ab, die nach Ostern am Hoflager Karls zu St. Denis einlangten. Sie brachten auch Schreiben an die Bischöfe und an die Großen im Reich Ludwigs, „des Königs von Baiern“, mit, welche, den König mit mehr als kühnem Vergleich Kain an die Seite stellend, jene, weil sie den vom Teufel angestifteten Friedensbruch nicht gehindert, hart tadelten, wie diese unter Androhung des Bannes zur Hintanhaltung jeder Feindseligkeit gegen das Kaiserreich aufforderten und zur Verantwortung vor die von den Legaten abzuhaltende Synode luden. Ludwig verweigerte auch die Annahme dieser Botschaft. Am 21. Juni trat die Synode in Ponthion zusammen. Erst am 4. Juli kam die Sache Ludwigs zur Verhandlung. Der Kaiser wohnte der Sitzung bei; er hörte die Gesandten seines Bruders, den Erzbischof Willibert von Köln, die Grafen Adalard und Maingaud an, durch welche er den ihm erbrechtlich und vertragmäßig gebührenden Theil

des Reichs ihres Neffen Kaiser Ludwigs fordern ließ. Als Antwort verlas einer der päpstlichen Legaten das Schreiben des Papstes an die deutschen Bischöfe und übergab Willibert zur Kundmachung an seine Amtsbrüder eine Abschrift. In der Schlußsitzung ließen die Legaten neun von ihnen eigenmächtig ohne Wissen der Synode verfaßte Kapitel durch den Bischof Odo von Beauvais als die Synodalbeschlüsse verlesen; das letzte enthielt die einmüthige Bestätigung der Censur des Papstes „über die verruchten Thaten König Ludwigs und seiner Mitschuldigen", wenn sie sich nicht bessern und dem apostolischen Stuhl nicht den schuldigen Gehorsam leisten würden. Die Synode verweigerte aber, hauptsächlich wegen des Ansegis v. Sens zugesprochenen Primats, denselben ihre Anerkennung und Hincmar verurtheilte sie „als jeder Berechtigung und Autorität entbehrend". Diesem Verfahren gegenüber begnügte sich L. in einem ruhigen Schreiben an den Papst sein Recht darzulegen und rüstete zum Krieg. Am 19. Juli bestätigte er zu Ingelheim der Kaiserin Angilberga, die an ihn Gesandte geschickt hatte, ihren sämmtlichen Besitz, ein Beleg, daß die Hoffnung auf Italien keineswegs aufgegeben war. Doch eine rasch sich verschlimmernde Krankheit setzte seinen Plänen ein Ziel. L. starb am 28. August in der Pfalz zu Frankfurt, an demselben Tage, an dem Gesandte Karls an ihn von Servais abgingen. Seine Leiche wurde am 29. August in Lorsch beigesetzt.

L. war keiner jener bedeutenden Herrscher, die ihrer Zeit und ihrem Volk neue Bahnen weisen, aber er war der bedeutendste und, gewiß nicht das geringste seiner Verdienste, der ehrlichste unter seinen Brüdern. Selbst als er sich gegen seinen Vater erhob, griff er zu den Waffen, um ein wohl erworbenes Anrecht zu vertheidigen. Nur bei dem Unternehmen gegen Aquitanien, bei dem ersten Einbruch in das Westreich ließ auch er sich von jener Ländergier leiten, die der Fluch des karolingischen Hauses geworden war. In schwerer Zeit stand er treu seinem jüngeren Bruder zur Seite; seine spätere Politik wurde, von schwankenden Interessen beeinflußt, unzuverlässig wie die, mit der sie sich verbündete oder der sie entgegentrat. Das Glück begünstigte seine lange Regierung; unter seinem Scepter wurden die deutschen Stämme zum ersten Mal vereinigt. Aber seine Klugheit und Tapferkeit wußten das Reich auch gegen die umdrängenden Feinde zu schirmen und ersparten ihm die furchtbaren Bedrängnisse, welche namentlich das Westreich an den Rand des Verderbens brachten. Strenge Gerechtigkeit sicherte die Ruhe im Innern. Den theologisch-wissenschaftlichen Studien seiner Zeit brachte er lebhaftes Verständniß, der christlichen Mission eifrige Förderung entgegen; ihm widmete der Weißenburger Mönch Otfrid seine deutsche Bearbeitung der Evangelien. Milde und gewinnend im Umgang, jedem äußeren Prunk abhold und sittlich tadellos hat er sich das Lob seiner Zeitgenossen, die Liebe seiner Unterthanen erworben.

Die Quellen für die Geschichte Ludwigs sind bis 840 jene der Geschichte seines Vaters, für die Zeit des Bruderkrieges bietet Nithard die meisten und besten Nachrichten. Unter der Regierung Ludwigs gewinnt auch das ostfränkische Reich eine Geschichtsschreibung: die Jahrbücher von Fulda (839 bis 863 von Rudolf v. Fulda, seit 863 von einem unbekannten Verfasser) darf man als ostfränkische Reichsannalen bezeichnen. Von hervorragender Bedeutung sind auch die westfränkischen Reichsannalen (Annales Bertiniani, 835 bis 861 von Prudentius von Troyes), besonders der von Hincmar von Rheims verfaßte letzte Theil. Spärlichere Nachrichten liefern die Jahrbücher von Xanten und die Chronik des Regino. Von der neueren Forschung ist Ludwigs Geschichte in den einschlägigen Werken allgemeinen Inhalts (wie Wenck, Das fränkische Reich nach dem Vertrage von Verdun; Simson, Jahrbücher des fränkischen Reichs unter Ludwig dem Frommen) behandelt; eine vollständige

und ausgezeichnete Darstellung gibt der 1. Band von E. Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs. Für die Einreihung und Kritik der Urkunden hat Th. Sickel in den Beiträgen zur Diplomatik (I—II Sitzungsberichte der Wiener Akademie, Bd. 36, 39) eine feste Grundlage geschaffen. Zusammenstellung des Materials in der nächsthin erscheinenden 4. Lieferung der Neubearbeitung von Böhmer's Regesten der Karolinger. Mühlbacher.

Ludwig III., der zweite Sohn Ludwig des Deutschen, wird zuerst 848 genannt, als er ein Heer gegen die Böhmen führte. 854 entsandte ihn sein Vater nach Aquitanien zur Besitznahme des gegen Karl den Kahlen empörten Landes, das Unternehmen mißlang. 858, 862 zog er gegen die Abodriten, 869 gegen die Sorben. Bei der ersten Reichstheilung 865 wurde ihm als sein Antheil nach des Vaters Tod Ostfranken, Thüringen und Sachsen zugewiesen. Noch im selben Jahre kam es zwischen ihm und dem Vater zu hartem Streit, da er sich gegen dessen Willen mit der Tochter Adalhards verlobt hatte; die Vermählung unterblieb. Im nächsten Jahre versuchte er, weil er sich gegenüber seinem älteren Bruder Karlmann verkürzt glaubte, offenen Aufstand und trat mit Rastislaw von Mähren in Verbindung; das rasche Eingreifen des Vaters erstickte die Bewegung im Beginn. 871 empörte er sich wieder mit seinem jüngeren Bruder Karl auf das Gerücht, daß das Erbe ihres älteren Bruders auf Kosten ihrer Reichsantheile vergrößert werden solle; als die zugesagten Lehen ihnen nicht sogleich ausgefolgt wurden, wandten sich beide an die Vermittlung ihres westfränkischen Oheims; die durch das falsche Gerücht vom Tod Kaiser Ludwig II. eröffnete Aussicht auf Italien führte sie wieder zum Vater zurück. Zu Beginn des Jahres 872 erfolgte auch eine förmliche Aussöhnung mit ihrem beneideten älteren Bruder, doch L. weigerte sich mit demselben gegen Mähren zu Felde zu ziehen. Der Hader um das künftige Erbe wurde durch genaue Bestimmungen über die Reichstheilung, die jetzt wol auch die 870 aus Lothars II. Reich erworbenen Lande einbezog, beigelegt. 873 planten die beiden jüngeren Söhne wieder die Entthronung und Einkerkerung des Vaters; Karl, in seiner Beschränktheit und Schwäche wol nur Ludwigs Werkzeug, enthüllte, von Gewissensbissen gefoltert, die Anschläge. Der Vater begnügte sich für L. mit einer Rüge, gewährte aber beiden eine gewisse Antheilnahme an Regierungsgeschäften. 875 begleitete L. seinen Vater auf der Heerfahrt gegen Westfrancien. Als Ludwig der Deutsche am 28. August 876 starb, drohte der um das italienische Erbe entbrannte Streit in offenen Krieg auszubrechen. Der Tod des Königs befreite den westfränkischen Herrscher nicht nur von der drohenden Gefahr, er weckte auch seine nimmersatte Ländergier. Die Aussichten waren günstig: das starke ostfränkische Reich war in drei Theilreiche zerfallen, Karlmann durch die Kämpfe mit den Mährern in Anspruch genommen, der jüngste Bruder weilte in Schwaben. So hoffte Karl die Hälfte des Reichs Lothars II., die er 870 an seinen Bruder hatte abtreten müssen, leicht erobern zu können; er faßte, „wie das Gerücht ging", sogar den Plan, Mainz, Worms und Speier seinem Reich anzueignen und die Grenze an den Rhein vorzuschieben. Ursprünglich hatte er die Absicht, in Metz die Huldigung der lothringischen Bischöfe und der Großen, die er durch Versprechungen und Drohungen abtrünnig zu machen strebte, entgegenzunehmen, änderte aber dieselbe und zog, begleitet von den päpstlichen Legaten, mit einem bedeutenden Heere verwüstend nach Aachen und dann nach Köln. Er entsandte Boten an die Großen Ludwigs, um sie zum Abfall von ihrem König zu bewegen. L. hatte mit schnell zusammengerafften Streitkräften ein Lager am anderen Ufer des Rheins bezogen. Er ordnete Gesandte an seinen Oheim ab und ließ ihn mit Berufung auf die zwischen ihm und dem Vater beschworenen Verträge auffordern das Land zu räumen. Doch Karl antwortete, daß er mit

seinem Bruder, nicht mit seinen Neffen die Verträge abgeschlossen habe, und die Westfranken verspotteten ihre Gegner, welche durch Fasten und Bittgänge den Segen des Himmels auf ihre Waffen herabriefen. Um den Muth der Seinen und den Glauben an seine Sache zu heben, bestimmte L. je 10 seiner Mannen, durch das Gottesurtheil des heißen und kalten Wassers und des heißen Eisens sein Recht auf den von seinem Vater überkommenen Theil Lothringens zu erweisen; das Gottesurtheil fiel zu seinen Gunsten aus. Er zog Nachts heimlich ab, setzte über den Rhein und nahm bei Andernach Stellung. Auf die Kunde davon brach auch Karl auf und rückte stromaufwärts. Er schickte Gesandte voraus, um seinem Neffen vorzuschlagen, daß ihre Räthe zu Friedensverhandlungen zusammentreten sollten. L. ordnete Bevollmächtigte ab und vertraute der damit gegebenen Waffenruhe; ein Theil seines Heeres zerstreute sich in der Umgegend zur Fouragirung. Treulos wie immer dachte Karl seinen unvorbereiteten Gegner überfallen und vernichten zu können. Vergeblich mahnte ihn der Erzbischof Williberd von Köln von diesem Friedensbruche ab; als seine Worte nichts fruchteten, schickte er den Priester Hartwig auf dem kürzesten Wege zu L. voraus und ließ ihn warnen. Unter strömendem Regen marschirte das westfränkische Heer auf schlechtem Wege in der Nacht vom 7. auf den 8. October vorwärts. Es fand den Feind gerüstet, der Ueberfall war mißlungen. L. hatte den Befehl gegeben, daß die Seinen, um sich einander kenntlich zu machen, weiße Kittel anlegten. Die zum Fouragiren zerstreuten Schaaren zurückzurufen war nicht mehr möglich. Als Karls Heer — nach Regino soll es 50,000 Mann gezählt haben — ermüdet von dem anstrengenden Nachtmarsch anrückte, ließ er sogleich angreifen. Das Vordertreffen der Sachsen begann vor der Uebermacht zu weichen, da rückten die festgeschlossenen Reihen der Ostfranken vor; „wie das über die Stoppeln fliegende Feuer in einem Augenblick alles verzehrt, so zermalmten sie den Feind, warfen sie ihn zu Boden." Karls Bannerträger, der Graf Reginar, fiel beim ersten Zusammenstoß, das Heer löste sich in wilde Flucht auf. Vor Allem brachte der feige Kaiser sich in Sicherheit. Die kräftige Verfolgung vollendete die Niederlage. Der große Troß von Krämern und Schildhändlern sperrte den Fliehenden die engen Wege. Sehr viele und hohe Gefangene, ungeheure Beute, „alles was die Räuber, die mit Karl waren, hatten", die Schätze des Kaisers, alle Saumthiere, die Waaren der Krämer fielen den Siegern in die Hände. Andere, denen es geglückt war zu entkommen, wurden von den erbitterten Bauern vollständig ausgeplündert. Den Zeitgenossen erschien die Schlacht bei Andernach als gerechtes Strafgericht über „den neuen Sanherib". Es war die erste Schlacht, welche zwischen den Deutschen und ihren westlichen Nachbarn um die Rheingrenze geschlagen wurde. Während Karl in eiliger Flucht über Lüttich in sein Reich zurückkehrte, zog L. nach Aachen und nach dreitägigem Aufenthalt nach Koblenz, wo sein jüngerer Bruder Karl sich einfand. Im November trafen sich die drei Brüder im Rießgau, theilten das väterliche Reich unter sich und schwuren sich in deutscher Sprache gegenseitige Treue. Die Reichstheilung war nur die Ausführung der von ihrem Vater 865 und 872 getroffenen Bestimmungen, welche L. Ostfranken, Thüringen und Sachsen zugewiesen hatten. Das lothringische Erbe wurde in die Theilung noch nicht einbezogen, noch hofften sie dazu Italien zu erwerben. Im Januar 877 hielt L. eine allgemeine Reichsversammlung in Frankfurt und gab die bei Andernach gemachten Gefangenen frei. Ein Empörungsversuch der Linonen und der benachbarten Susler, welche den gewohnten Zins zu zahlen sich weigerten, wurde durch die entsandten Streitkräfte im Entstehen unterdrückt. Hatte der westfränkische Kaiser, der sich noch genöthigt gesehen hatte die zu ihm abgefallenen Lothringer zu entschädigen, auch seine Eroberungsgelüste aufgegeben, so kam es doch zu keinem förmlichen Friedensschluß;

bevor er nach Italien ging, berührten die Verfügungen von Quierzy (Juni 877) auch die Vertheidigungsmaßregeln bei einem etwaigen Angriff seiner Neffen. Wo er es am wenigsten erwartet hatte, in Italien trat ihm einer derselben entgegen; auf der Flucht vor Karlmann starb Karl am 6. October 877. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig der Stammler, suchte dem gefährdeten Reich Ruhe zu schaffen und ordnete eine Friedensgesandtschaft an L. ab, bemüht „seine Unschuld an Allem, was sein Vater gegen ihn gethan hatte, darzulegen". L. nahm dieselbe günstig auf. Er hatte eben mit seinen beiden Brüdern das lothringische Erbe gleichmäßig getheilt und ging nun nach Aachen, der Residenz des ihm zugefallenen nördlichen Antheils. Im Januar 878 kehrte er wieder nach Frankfurt zurück, um mit seinen Getreuen Berathung zu pflegen. Karlmann war schwer erkrankt aus Italien zurückgekommen und trat nun als Entschädigung für Italien, das er für sich allein behalten wollte, seinen Antheil am lothringischen Erbe den beiden jüngeren Brüdern ab. Auf einem Reichstag zu Frankfurt (Mai 878) verständigte sich L. mit seinem jüngeren Bruder durch Gesandte und theilte mit ihm das von Karlmann abgetretene Gebiet. Seine Aufmerksamkeit war auf die Entwicklung der Verhältnisse im Westreich und in Italien gerichtet. Papst Johann VIII. war, aufs äußerste vom Herzog Lambert von Spoleto und dem Markgrafen Adalbert von Tuscien bedrängt, nach Westfrancien gekommen; er wollte zuerst auch die Söhne Ludwig des Deutschen zur Hilfeleistung auffordern, doch sie konnten sich nur ablehnend zu den Wünschen des eifrigen Bundesgenossen Karl des Kahlen verhalten; auch keiner der ostfränkischen Bischöfe erschien auf der vom Papst versammelten Synode in Troyes. Kaum hatte der Papst, geleitet von Boso, den er an Kindesstatt angenommen, sich auf den Rückweg begeben, als die von dem westfränkischen König eingeleiteten Friedensverhandlungen in Fluß kamen; L. wollte wol eine Einmengung des Papstes fern halten. Unweit Meersen trafen sich die beiden Könige. Am 1. November 878 wurde mit Zustimmung ihrer Getreuen der Vertrag von Fouron (bei Visé) abgeschlossen. Die öffentliche Erklärung des westfränkischen Königs betonte die Aufrechthaltung der 870 zwischen Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen vereinbarten Theilung des Reichs Lothars, Rückgabe der etwa von einem Westfranken widerrechtlich angeeigneten Güter in Lothringen und behielt unter Wahrung der Ansprüche auf „seinen" Antheil Italiens die Verhandlungen über das von Kaiser Ludwig II. besessene Reich, „weil noch keine Theilung erfolgt sei", späterer Vereinbarung vor. Der Vertrag selbst bestimmte Wahrung der Freundschaft und des treuen Bündnisses bis zu ihrer nächsten Zusammenkunft, gegenseitigen Beistand gegen die Normannen und Friedensbrecher, Schutz der Erbrechte ihrer Söhne, Fernhaltung der den Frieden gefährdenden Zwischenträger, Abordnung von Gesandten an Karlmann und Karl, um sie zu der für den 6. Februar 879 anberaumten Zusammenkunft, die auch im Falle der Ablehnung stattfinden sollte, und zum Beitritt zu diesem Bündniß dringend einzuladen, Achtung des Kirchenguts, Maßregeln gegen die Ruhestörer und gerichtlichen Entscheid bei Klagen über ungerechte Einziehung des Eigenguts. Mit warmen Worten bekräftigt L. in einem bald darauf erlassenen Schreiben dieses Bündniß und die ungetrübte Fortdauer ihres freundschaftlichen Verhältnisses.

L. feierte Weihnachten zu Forchheim und ging zu Beginn des Jahres 879 nach Baiern zum Besuch seines Bruders Karlmann, dessen Krankheit sich verschlimmert und dem die Lähmung bereits die Sprache geraubt hatte. Er sicherte sich die Nachfolge in dessen Reich: die Großen gelobten, daß sie nach Karlmanns Ableben nur ihn als König anerkennen würden. Aber auch im Westen schienen sich ihm Aussichten auf neuen Erwerb zu eröffnen. Am 10. April war Ludwig der Stammler gestorben. Ehe einer der beiden noch im jugendlichen Alter

stehenden Söhne auf den Thron erhoben worden war, langten Gesandte bei L. in Frankfurt ein mit der Aufforderung, zur Besitznahme des Westreichs nach Metz zu kommen; sie waren von Abt Gauzlin, der, einst Kanzleivorstand Karl des Kahlen, jetzt über „die von seinen Nebenbuhlern erlittenen Nachstellungen und Unbilden" erbittert und, seit er als Gefangener nach der Schlacht von Andernach am Hofe Ludwigs und seiner Gemahlin Liutgard, einer Schwester des sächsischen Grafen Bruno, geweilt hatte, mit diesen befreundet war, und dem von Gauzlin durch große Versprechungen gewonnenen Grafen Konrad von Paris abgeordnet worden. L. folgte ohne Zaudern diesem Ruf und rückte mit einem Heer nach Metz. Hier traf ihn wieder eine Botschaft seiner Parteigänger, er möge zu ihnen nach Verdun kommen, um die Huldigung entgegenzunehmen. Er zog nach Verdun, sein Heer hauste ärger als die Normannen und plünderte die Stadt, weil die Einwohner, wie der Fuldaer Annalist entschuldigend bemerkt, zu hohe Preise für die Lebensmittel forderten. Da ließen ihm die Anhänger der jungen Prinzen den Theil des Reichs Lothars, welcher Karl dem Kahlen im Meersener Vertrag zugefallen war, anbieten, wenn er zurückkehren und den Prinzen den Rest ihres väterlichen Erbes überlassen würde. L. nahm dieses Anerbieten an und zog ab, ohne sich um das Schicksal seiner Parteigänger zu kümmern. Die Länder jenseits der Maas ließ er durch Getreue in Besitz nehmen. Nach dem Bericht des westfränkischen Annalisten soll ihn seine ehrgeizige Gemahlin in Frankfurt mit harten Vorwürfen empfangen und ihm gesagt haben, daß er, wenn sie mit ihm gewesen wäre, nun Herr des ganzen Westreichs wäre. Seine preisgegebenen Parteigänger, Abt Gauzlin und Graf Konrad, flüchteten zur Königin und klagten, daß sie betrogen worden seien. Sie erreichten ihren Zweck; in Begleitung von Bevollmächtigten und Bürgen des Königs kehrten sie zurück, überall, wohin sie kamen, Raub und Verwüstung tragend, und kündigten ihren Genossen an, L. sei jetzt nur durch die Nachricht, daß sein Bruder Karlmann dem Tode nahe sei und daß dessen außerehelicher Sohn Arnolf einen Theil des Reichs an sich gerissen habe, nach Baiern gerufen worden und werde baldmöglichst mit einem großen Heer erscheinen. Um dieser neuen Gefahr zu begegnen, beeilten sich die Anhänger der westfränkischen Prinzen beide zu Königen krönen und salben zu lassen. L. war in der That nach Baiern gezogen, als der bairische Graf Ercambert und andere vor ihm Klage geführt hatten, daß Arnolf „wegen einer Mißhelligkeit zwischen seinem Vater Karlmann und ihnen" sie ihrer Aemter und Lehen entsetzt und aus dem Reich vertrieben habe. L. gab seinen Anhängern die entzogenen Aemter und Lehen zurück, erregte aber dadurch den Unwillen der Getreuen Karlmanns, die diesen eigenmächtigen Eingriff als eine Verletzung des Vertrags im Rieß erklärten. Der Fuldaer Annalist ist bemüht diesen Vorwurf durch den Hinweis zu entkräften, daß Karlmann, weil er Italien nicht getheilt, seinen damals geleisteten Eid gebrochen und damit auch den Bruder seines Schwures entbunden habe. Karlmann, außer stande Ludwigs Eigenmächtigkeit zu hindern, ließ ihn zu sich berufen und empfahl, da er nicht mehr sprechen konnte, schriftlich sich selbst, seine Gemahlin, seinen Sohn und sein Reich dessen Schutz. L. wies ihm reichlichen Unterhalt an und übernahm die Regierung. Etwa um dieselbe Zeit zog sein jüngerer Bruder Karl auf Einladung des Papstes über die Alpen, um mit leichtem Erfolg Italien in Besitz zu nehmen. Während L. in Baiern weilte, traf ihn ein schweres Unglück, sein einziger Sohn aus der Ehe mit Liutgard, noch ein Kind, stürzte, wahrscheinlich in Frankfurt, aus einem Fenster der Pfalz und brach das Genick. Es war der einzige eheliche Sprosse des ostfränkischen Hauses. Zu Beginn des Jahres 880 nahm L. seinen Eroberungsplan gegen Westfranken wieder auf. Er zog diesmal in Begleitung

seiner Gemahlin von Aachen nach Douzy, wo Gauzlin und Konrad mit ihrem stark gelichteten Anhang sich anschlossen und von da über Attigny bis Ribemont (an der Oise). Seine Parteigänger vermochten die auf ihre Unterstützung gesetzten Hoffnungen nicht zu erfüllen, bei St. Quentin lagerte Abt Hugo von Tours mit einem ansehnlichen Heer, bereit für die jungen Könige in den Kampf einzutreten. Der einflußreiche Erzbischof Hinkmar von Rheims lehnte es ab mit seinen Bischöfen vor ihm zu erscheinen, in der Provence hatte Boso sich ein selbständiges Reich geschaffen und im Vorjahr sich zum König krönen lassen. So verstand sich L. im Februar zum Frieden. Derselbe sicherte den im Vorjahr angefallenen Gebietszuwachs, die westfränkischen Könige verzichteten nun auch ihrerseits auf die Westhälfte Lothringens und nahmen die abtrünnigen Großen wieder in Gnaden auf; für den Juni wurde eine Zusammenkunft in Gondreville vereinbart. Auf dem Rückweg stieß L. bei Thuin an der Sambre auf „eine unzählbare Menge“ Normannen, die eben beutebeladen zu ihrer Flotte zurückkehrten; er griff sie sogleich an, der größte Theil derselben (nach den Fuldaer Jahrbüchern über 5000) wurde niedergemacht, die übrigen flohen und suchten sich in dem Fiscalgut Thuin zu vertheidigen; dort fiel Hugo, ein außerehelicher Sohn Ludwigs, ein schöner, muthiger Jüngling, schwer verwundet in ihre Hände und hauchte bald sein Leben aus; in dem Glauben, daß sein Sohn noch lebe, gebot L. der Verfolgung Einhalt, um seine Auslieferung zu erwirken; die einbrechende Nacht zwang ihn ins Lager zurückzukehren und in ihrem Dunkel entkamen die Normannen zu ihren Schiffen. Am nächsten Morgen fand der König die Leiche seines Sohnes; er ließ sie nach Lorsch überführen und dort beisetzen. Um so unglücklicher hatten am 2. Februar die Sachsen bei Hamburg gegen die Normannen gekämpft; sie erlitten eine vollständige Niederlage, zwei Bischöfe, 12 Grafen, darunter Bruno, der Schwager des Königs, und 18 königliche Vasallen fielen mit ihren Mannen, noch mehr geriethen in Gefangenschaft, die dänische Mark jenseits der Elbe war verloren. Auf die Kunde von dieser Niederlage erhoben sich auch die slavischen Grenzvölker, die Daleminzier, Böhmen und Sorben; gegen Thüringen vordringend fielen sie plündernd in das Land der Slaven an der Saale ein, doch der Graf der Sorbenmark, Poppo, vernichtete diese Schaaren, so daß kein einziger davon übrig geblieben sein soll. Am 22. September erlag Karlmann seinem langwierigen Siechthum. Auf die Kunde davon ging L., wie Regino meldet, nach Baiern, um sich huldigen zu lassen, und verlieh Karlmanns außerehelichem Sohn Arnolf die karantanische Mark. Zu der mit den westfränkischen Königen vereinbarten Zusammenkunft war L., durch Krankheit verhindert, nicht erschienen, hatte aber, nachdem er mit seinen Getreuen zu Worms Berathung gepflogen, Gesandte abgeordnet. Dafür hatte sich sein Bruder Karl auf dem Rückweg von Italien dort eingefunden. In Gondreville wurde beschlossen gegen die Freibeuterschaaren Hugos, des Sohnes Lothars II. und Waldradas, den L. schon im Vorjahr aus einer Veste bei Verdun hatte vertreiben lassen, zu Felde zu ziehen und den Plünderungen ein Ende zu machen. Die deutschen Hilfstruppen unter den Grafen Heinrich und Adalhard vernichteten in einem blutigen Treffen den von Hugos Schwager Theutbald geführten Heerhaufen, Theutbald entkam nach Burgund, Hugo war nicht zu finden. Mit den westfränkischen Königen zogen die deutschen Hilfstruppen dann gegen Boso und halfen Mâcon erobern. Nur gegen die Normannen, welche nach einem Plünderungszug bis in die Gegend von Xanten sich in der von Karl dem Großen erbauten Pfalz zu Nimwegen zur Ueberwinterung festgesetzt hatten, griff L. selbst zu den Waffen; doch er vermochte sie nicht aus der stark befestigten Pfalz zu vertreiben, in einem der häufigen Gefechte wurde Graf Eberhard von Friesland von den Feinden gefangen, der ungewöhnlich rauhe Winter erschwerte die Belagerung. Da ent-

schloß sich L. zu einem Abkommen: er verpflichtete sich die Belagerung aufzuheben, wenn die Normannen sein Reich verlassen würden. Sie zogen zwar ab, steckten aber vorher die herrliche Pfalz in Brand.

Um Ostern 881 zog L. nach Lothringen, um dem Lande Ruhe zu schaffen. Er belehnte Hugo, der ihm huldigte, mit Abteien, darunter Lobbes, und Grafschaften unter der Bedingung, daß er ihm Treue wahre. Doch Hugo, von schlechten Berathern umgeben und bestrebt sich unabhängig zu machen, brach seinen Treueid; ein Heer des Königs verjagte ihn aus dem Lande, er floh nach Burgund. Nachdem L. mit dem westfränkischen König Ludwig in Gondreville eine „Unterredung" gehabt hatte, ging er nach Baiern, wo er den Sommer über weilte. Unterdeß stieg die Normannennoth immer höher: in Ludwigs Reich hatten sie Cambray, Mastricht, Lüttich, den Haspengau, Ripuarien, die Klöster Prüm, Inden, Stablo und Malmedy geplündert, in Aachen die Pfalzkapelle zu einem Pferdestall entweiht, die Pfalz niedergebrannt, die Städte Köln und Bonn mit den Burgen in Zülpich, Jülich, Neuß eingeäschert. Jammernd flüchteten die, welche sich retten konnten, mit den zusammengerafften Habseligkeiten, die Geistlichen mit den Schätzen und Reliquien ihrer Kirchen nach Mainz. L. lag schwer krank in Frankfurt; er konnte nicht mehr zu Felde ziehen; er entsandte ein Heer. Seine Krankheit verschlimmerte sich, am 20. Januar 882 starb er; seine Leiche wurde in Lorsch neben dem Grab seines Vaters beigesetzt. Die Regierung Ludwigs war zu kurz, um Früchte reifen zu lassen; der glänzende Sieg bei Andernach, die wenn auch gewaltthätige Erwerbung der Westhälfte Lothringens sind ihre hervorragendsten Thaten. Tapfer und kriegskundig wäre er wol der Mann gewesen, die Normannengefahr zu beschwören und sein Reich vor dem furchtbaren Elend zu retten, das es unter seinem unfähigen Nachfolger, seinem Bruder Karl, erlitt.

Quellen: Die Jahrbücher von Fulda, welche ihre Stellung als ostfränkische Reichsannalen behaupten und Ludwigs Interesse vertreten, die westfränkischen Reichsannalen (von Hinkmar von Rheims), die Chronik des Regino; vereinzelte Nachrichten in den Jahrbüchern von St. Vaast; Bearbeitung in Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs, 2. Bd.; Zusammenstellung des Materials in der nächsthin erscheinenden vierten Lieferung der neuen Bearbeitung von Böhmer's Regesten der Karolinger. Mühlbacher.

Ludwig IV. (das Kind) war, als sein Vater Kaiser Arnolf gegen Ende des Jahres 899 (29. November oder 8. December) starb, etwas über 6 Jahre alt. Schon 897 hatte, wie es scheint, sein Vater auf dem Reichstag in Tribur ihm den Treueid leisten lassen. Als der einzige eheliche Sohn folgte er ihm auf dem Thron. Am 4. Februar 900 erfolgte auf einer Reichsversammlung die Krönung und die Huldigung der Großen; daß hier auch, wie Regino erzählt, eine förmliche Wahl stattgefunden habe, ist nicht wahrscheinlich. Bald fanden sich auch Gesandte der Lothringer ein, denen König Zwentibold, Ludwigs Stiefbruder, „wegen der fortwährenden Plünderungen und Räubereien, die im Reich geschahen, und weil er, mit Weibern und gemeinen Leuten die Regierungsgeschäfte abmachend, alle rechtlicheren und edleren Männer absetzte und ihnen Lehen und Würden nahm, allgemein verhaßt war"; sie führten das königliche Kind in ihr Reich und huldigten ihm im März zu Diedenhofen. Kaum hatte man L. nach kurzem Aufenthalt in Aachen wieder aus dem Lande gebracht, als Zwentibold noch ärger gegen die „Aufrührer" zu wüthen begann; am 13. August 900 fiel er in einem Gefechte. Wol schon in Forchheim waren Maßregeln über die vormundschaftliche Regierung getroffen worden. Wer mit derselben betraut wurde, ist nicht überliefert. Aus den Urkunden, in denen jetzt förmliche Intervenientenreihen aufzutreten beginnen, lernen wir die Männer kennen, welche

durch ihre „Fürsprache", ihren „Rath", ihre „Zustimmung" den größten Einfluß auf die Regierung oder wenigstens die Erledigung einzelner Angelegenheiten ausgeübt haben: es sind dies vor allen die beiden Kirchenfürsten, welche L. aus der Taufe gehoben, der Erzbischof Hatto von Mainz, der durch den Titel „geistlicher Vater" ausgezeichnet wird, und Bischof Adalbero von Augsburg, der Erzieher des jungen Königs, nach ihnen die beiden Brüder, Salomon, Bischof von Konstanz und Abt von St. Gallen, und Bischof Waldo von Freising, beide früher Beamte der Kanzlei Karls III., jener seit 909 auch wieder Kanzler, ferner die Bischöfe Erkambold von Eichstätt, Tutto von Regensburg, Zacharias von Seben, Burchard von Passau, der Erzkaplan und Kanzleivorstand Theotmar von Salzburg, also großentheils Bischöfe des bairischen Stammlandes, für lothringische Angelegenheiten endlich der Erzbischof Ratpod von Trier, zugleich Vorstand der von der deutschen getrennten lothringischen Kanzlei. Von den weltlichen Großen sind es namentlich die Häupter der in Franken und Hessen mächtigen Konradiner, Konrad und Gebhard, Verwandte des Königs, nach Konrads Tod dessen gleichnamiger Sohn, der spätere König, Graf Liutbold, ebenfalls ein Verwandter des Königs, der Ahnherr des Grafen von Ebersberg, die Markgrafen Burchard von Thüringen und Burchard von Churwalchen, dann wieder besonders bairische Grafen, wie Gundbold vom Isengau, Iring vom Salzburggau, Isangrim vom Mattiggau, einst Arnolfs Truchseß, Aribo von der Ostmark, Meginward, Sighard, Pabo u. A. Theilweise handelt es sich allerdings um Angelegenheiten, welche deren Amtssprengel betreffen. Sächsische Intervenienten, Herzog Otto und der Bischof Wicpert von Verden, werden nur in einer Urkunde für Halberstadt genannt. In einer auf dem Reichstag zu Forchheim für St. Gallen erlassenen Urkunde vom 24. Juni 903 wird die Zustimmung der versammelten Großen betont. Die Mehrzahl der Namen derselben findet sich noch in einer Urkunde für Wirzburg vom 9. Juli aus Theres. Der maßgebendste Einfluß blieb der Geistlichkeit vorbehalten: wie sie einen Damm bilden sollte gegen die Unbotmäßigkeit und die Sonderinteressen der weltlichen Großen, so war sie auch auf den Schutz der Krone angewiesen. Aber sie vergaß keineswegs ihren Vortheil; es ist eine verhältnißmäßig ganz stattliche Zahl von Verleihungen, welche, so viel wir noch sehen können, namentlich Salomo und Hatto für ihre Klöster — Hatto erhielt zu Reichenau und Elwangen noch Lorsch und Weißenburg — oder auch für sich auf Kosten des Reichsgutes erwirkten oder vielmehr sich nahmen. Im Sommer 900 zog ein bairisches Heer durch Böhmen nach Mähren und verwüstete drei Wochen lang das Land. Etwa um dieselbe Zeit richteten auch die bairischen Bischöfe ein ausführliches Schreiben an den Papst Johann IX., um gegen die wieder geplante Unabhängigkeit der mährischen Kirche Einsprache zu erheben. Auf dem Reichstag in Regensburg 901 erschienen mährische Gesandte, sie erbaten und erhielten Frieden; Bischof Richar von Passau und Graf Ulrich wurden nach Mähren entsandt, um denselben zu beschwören. Ein viel gefährlicherer Feind als in dem schon wankenden Reich erstand in den Ungarn. 899 hatten sie plündernd und verheerend Oberitalien durchzogen und auf dem Rückweg Pannonien verwüstet. Bald darauf schickten sie Gesandte nach Baiern, angeblich um einen friedlichen Vergleich abzuschließen, in Wirklichkeit aber, um das Land auszukundschaften, die Vorboten „früher nie gesehenen Unglücks". Mit einem mächtigen Heer rückten sie 900 über die Ens, weithin sengend und brennend; die anwohnenden Baiern griffen zu den Waffen, doch sie vermochten die rasch zurückeilenden Reiterschaaren nicht einzuholen. Eine Abtheilung des Heeres war verwüstend auf dem linken Donauufer vorgedrungen; Graf Liutbold sammelte Streitkräfte und setzte mit einigen bairischen Großen und dem Bischof von Passau den Feinden nach; mit geringen Verlusten siegte er in einem Treffen,

in dem 1200 Ungarn theils getödtet, theils in die Donau gesprengt worden sein sollen. Die Sieger setzten über den Strom und erbauten zum Schutz dieser Gegenden die Ensburg, welche sich der Bischof von Passau für das seiner Kirche gehörige Kloster St. Florian schenken ließ. Im nächsten Jahr unternahmen die Ungarn einen Beutezug nach Kärnthen, 902 griffen sie das mährische Reich an, 903 schlugen sie sich wieder mit den Baiern, 904 wurde einer ihrer Anführer, Chussal, von den Baiern, die ihn zu einem Gastmahl geladen hatten, mit seinem Gefolge getödtet. Noch waren die Verhältnisse in der Ostmark in ruhigem Geleise: das erweist die um 904 auf Grundlage der Zeugenaussagen über das alte Herkommen aufgezeichnete Zollordnung von Raffelstetten (unweit Ens) für den Handel auf und längs der Donau und mit den Slaven. L. war 901 durch Alamannien nach Franken gekommen „zur Ordnung der Verhältnisse". Wie schon im Herbst des Vorjahres, so war er auch nach Ausweis der Urkunden im Sommer 902 zu Tribur, während man ihn den größeren Theil des Jahres gewöhnlich in Baiern beließ. Fast gewinnt es den Anschein, daß Hatto, neben dem die Konradiner am häufigsten in den Urkunden für jene Gegenden auftreten, das königliche Kind eine Zeit lang in seiner Nähe zu haben wünschte, um nicht verkürzt zu werden. Vielleicht trug man auch dafür Sorge, daß die Kosten der Hofhaltung sich vertheilten, noch mehr, daß der König auch in den anderen Ländern sich zeigte: so läßt man ihn im October 900 zu Straßburg, im Januar 901 zu Bodman am Bodensee, im Februar 902 wieder zu Straßburg, im September zu Metz, im October zu Aachen urkunden. Denn immer schlimmer wurde es im Reich, die großen Vasallen begannen ihre Fehden selbst auszufechten. Der Schauplatz der blutigsten derselben wurde Franken. In erbitterter Eifersucht standen sich hier zwei mächtige Familien gegenüber, die Konradiner und Babenberger, die sich nach der Burg Babenberg, dort wo später der Bamberger Dom sich erhob, nannten; jene standen zu der jetzigen Regierung in den nächsten Beziehungen, diese, die Söhne des 886 vor Paris gefallenen Grafen Heinrich, noch mächtig unter Karl III., sahen sich nun von ihren Nebenbuhlern immer mehr zurückgedrängt und in ihren Besitzungen eingeengt. Beide Familien waren zahlreich: Konrad, Graf in Hessen, im fränkischen Gozfeld und Wormsfeld, hatte drei Brüder, Gebhard, Graf im Rheingau und in der Wetterau, Eberhard, Graf des Oberlahngaus, und Rudolf, seit 892 Bischof von Wirzburg; die babenbergischen Brüder Adalbert, Adalhard und Heinrich hatten die Grafschaft Buchonia im Grabfeld, jene im Saalgau, Gozfeld und Volkfeld am oberen Main inne; die Lage dieser Grafschaften im Wirzburger Sprengel mußte zu stetem Zwist mit dem Bischof führen. 902 kam es zu offener Fehde: die Babenberger griffen mit starker Macht die Konradiner Gebhard, Eberhard und Rudolf an, wurden aber geschlagen; Heinrich fiel, Adalhard wurde gefangen und auf Befehl Gebhards enthauptet, aber auch Eberhard erlag den im harten Strauß empfangenen Wunden. Nun schritt die Reichsregierung ein. Gegen Ende Juni 903 trat ein Reichstag zu Forchheim zusammen, am 9. Juli schenkte der Kaiser der Kirche von Wirzburg die Orte Proffelsheim und Frickenhausen aus dem „wegen der großen Verbrechen nach dem Urtheil der Franken, Alamannen, Baiern, Thüringer und Sachsen gesetzlich eingezogenen Besitz" Adalhards und Heinrichs. Adalbert behauptete sich ungeschwächt im östlichen Franken. Im selben Jahre noch verjagte er den Bischof Rudolf aus Wirzburg, verwüstete gräulich die Besitzungen seiner Kirche und vertrieb Eberhards Witwe und Kinder von ihren Gütern. In den beiden nächsten Jahren verlautet nichts von neuen Kämpfen; man führte den König 904 von Baiern über Ingolstadt, Ulm, Straßburg wieder in die Rheingegend, wo man ihn in Ingelheim, Frankfurt und Tribur urkunden ließ, und über Bodmann, wo Salomon von Konstanz sich wieder

mit seinen Anliegen einsand, 905 nach Baiern zurück. 906 entbrannte die Fehde heftiger denn zuvor. Konrad hatte seinen Sohn nach Lothringen, wo er mit seinem Bruder, dem in einer Urkunde von 903 als Herzog von Lothringen bezeichneten Gebhard, festen Fuß gefaßt hatte, mit Streitkräften entsandt, um die das schutzlose Land arg beunruhigenden Brüder Gerard, Gemahl von König Zwentibolds Witwe Oda, und Matfrid für die Besitznahme der ihm und Gebhard gehörigen Abteien St. Maximin und Oeren in Trier zu züchtigen; der jüngere Konrad drang, verstärkt durch lothringische Truppen, verwüstend bis in den Bliesgau vor und zwang die beiden Brüder um Frieden zu bitten, der ihnen auf kurze Frist gewährt wurde. Adalbert benützte die günstige Gelegenheit den Kampf wieder aufzunehmen und durch häufige Einfälle die Gegner im Athem zu halten. Zur Abwehr eines neuen Einbruchs gerüstet stand Konrad bei Fritzlar, Gebhard in der Wetterau; Gebhard durch ein Scheinmanöver täuschend, überfiel der Babenberger Konrad und dieser wurde, als er das dritte Treffen, nachdem die beiden ersten geflohen, zum Angriff führte, am 27. Februar 906 im Kampfe getödtet. Adalberts Sieg war ein vollständiger, die Fliehenden wurden niedergehauen, die Gegend durch drei Tage geplündert. Mit reicher Beute kehrte er nach Babenberg zurück. Dieser Friedensbruch an einer dem königlichen Hause so nahe stehenden Familie konnte nicht ungeahndet bleiben. Adalbert wurde auf die im Juli anberaumte Reichsversammlung in Tribur zur Verantwortung vorgeladen. Er erschien nicht. Ein fränkisch-alamannisches Heer wurde aufgeboten, der König an dessen Spitze gestellt und Adalbert in der Burg Theres am Main belagert. Sein Bundesgenosse Graf Egino verließ ihn, hart bedrängt entschloß er sich zu freiwilliger Unterwerfung. Er ließ die Thore der Burg öffnen, kam mit wenigen Begleitern in das Lager und bat den König um Gnade. „Doch da die Hinterlist, auf die er sann, von den Seinen verrathen ward“, wurde er in Fesseln gelegt, dem Heer vorgeführt und nach dessen Urtheilsspruch am 9. September enthauptet. Seine Güter wurden confiscirt und unter die „Vornehmeren“ vertheilt; auch Hatto ließ sich eines derselben, das bis dahin der Verräther Egino zu Lehen gehabt hatte, schenken. Sage und Dichtung haben das Andenken Adalberts verherrlicht und namentlich den Mainzer Erzbischof beschuldigt, daß er ihn durch trügerische Zusage zur Unterwerfung bewogen und dann seinem Schicksal überlassen habe; doch auch eine gleichzeitige Quelle spricht davon, daß Adalbert „durch erlogene Treue getäuscht“ worden sei. Von Franken führte Hatto den König nach Lothringen; auf einem Reichstag in Metz (October 906) wurden Gerard und Matfrid „wegen Infidelität“ geächtet, ihr Besitz eingezogen; mit Gütern aus demselben wurden das Kloster des heiligen Cyriak bei Worms und die Kirche von Lüttich bedacht. Ueber Straßburg, wo er einen Streit zwischen Bischof und Volk schlichtete, zog L. durch Alamannien heimwärts.

Mit dieser Nachricht verstummt die Chronik des Regino, nur noch dürftige Notizen stehen uns für die folgenden Jahre zu Gebote. Das sich mehrende Elend des Reichs erdrückt auch die Geschichtsschreibung. Ergreifende Klage erhebt selbst einer, welcher der Regierung am nächsten stand, Salomon von Konstanz, über die allgemeine Zwietracht und den allgemeinen Hader, die Mißachtung des Rechtes und Gesetzes, die unablässigen Fehden, denen keine kräftige Hand steuere, die Bedrängniß durch die Ungarn, und erinnert an das Wort, das Wehe über das Land ausruft, dessen König ein Kind ist. Und ein gleichzeitiger Annalist spricht von „Ludwig, unter dem alle Güter friedlos wurden“.

Unterdeß hatten die Ungarn das mährische Reich zertrümmert und schon 906 streiften ihre Horden zum ersten Mal nach Sachsen. 907 brachen sie wieder gegen Baiern auf; ein bairisches Heer, das der König, der am 17. Juni in

St. Florian bei Ens urkundete, begleitet zu haben scheint, stellte sich ihnen in der Ostmark entgegen, es wurde am 5. oder 6. Juli fast ganz aufgerieben, die Führer Graf Liutbold, der Erzbischof und Erzkaplan Theotmar von Salzburg, die Bischöfe Udo von Freising und Zacharias von Seben fielen, die Ostmark war verloren. Nichts geschah von Seite des Reichs für das gefährdete Baiern, das nun auf Selbsthilfe angewiesen war, wo bald Liutbolds Sohn Arnolf als fast selbständiger „Herzog" sich an die Spitze stellte. So begnügte sich auch L. dem Bischof von Eichstätt 908 nebst Markt und Münze das Recht, Befestigungen gegen die Einfälle der Heiden anzulegen, zu verleihen. 908 zogen die Ungarn wieder beutegierig gegen Sachsen und vernichteten am 3. August ein fränkisch-thüringisches Heer; Bischof Rudolf von Wirzburg, Markgraf Burchard, Graf Egino und viele andere wurden im Kampfe getödtet. 909 drangen sie schon bis Alamannien vor; auf dem Rückweg nahmen sie Freising, erlitten aber in der Nähe durch Herzog Arnolf eine Schlappe. Während dieser unheilvollen Zeit kennen wir den Aufenthalt des Königs nur aus den uns erhaltenen Diplomen: im October 907 weilte er in Tribur und Frankfurt, 908 zuerst in Aachen, dann wieder in Frankfurt, Forchheim, Tribur, zu Beginn 909 am Bodensee, ganz kurze Zeit in Baiern und dann wieder, fern der Gefahr, in Ingelheim. 910 endlich erging ein allgemeines Aufgebot gegen die wieder in Baiern einbrechenden Ungarn, der König übernahm selbst die Führung der Streitmacht; das alamannisch-fränkische Heer erlitt unweit Augsburg eine vollständige Niederlage. Ein fränkisch-bairisches Heer stellte sich dem weiteren Vordringen des Feindes entgegen; Graf Gebhard, der letzte der Konradinischen Brüder, fiel in dem für die Franken unglücklichen Treffen, auch der „theilweise" Sieg der Baiern war nicht von entscheidender Bedeutung und die Ungarn konnten ihre reiche Beute in Sicherheit bringen. Der König ist seit der Schlacht bei Augsburg fast verschollen: im October 910 urkundete er in Forchheim, im Juni 911 in Frankfurt. Am 20. August oder 24. September 911 starb er unvermählt; seine Leiche soll neben der seines Vaters in St. Emmeram bei Regensburg bestattet worden sein. L. ist der letzte Sprößling der deutschen Linie der Karolinger; kläglich endete sie in einem unreifen, kraftlosen Jüngling, noch kläglicher die westfränkische Linie des einst so herrlichen Geschlechts gegen die Wende des Jahrhunderts in einem unfähigen Schwächling, der sich nur den Beinamen „der nichts gethan hat" erwarb.

Hauptquelle für die Geschichte Ludwigs bis 906 ist die Chronik des Regino, die von 907 an nur eine spärliche Fortsetzung bietet; die Fuldaer Jahrbücher brechen mit dem Jahr 901 ab; einzelne Nachrichten finden sich in den alamannischen, vereinzelte in anderen deutschen Annalen, bei Hermann von Reichenau und Liutprand. Bearbeitungen von Gatterer, Commentatio hist. de Ludovico IV infante, Gott. 1759, Rintelen in Forschungen zur deutschen Geschichte III, 311 f., die beste in Dümmler's Geschichte des ostfränkischen Reichs, 2. Bd.; Zusammenstellung des Materials in der nächsthin erscheinenden 4. Lieferung der Neubearbeitung von Böhmer's Regesten der Karolinger. Mühlbacher.

Ludwig III., römischer Kaiser, empfing diesen Namen von seinem mütterlichen Großvater, denn er war der Sohn Irmingards, der Tochter Kaiser Ludwigs II. und des Grafen Boso von Vienne. Sein Vater, einer der mächtigsten fränkischen Familien angehörig, gefördert durch seine Verschwägerung mit König Karl dem Kahlen und durch die Gunst des Papstes Johanns VIII., trachtete, von ungemessenem Ehrgeize beseelt, eine Zeit lang nach der Herrschaft in Oberitalien, begnügte sich aber, da diese doch den Nachkommen Ludwigs des Deutschen verblieb, damit, Mitte October 879 zu Mantaille bei Vienne, sich zum Könige

von Burgund, d. h. der Provence und der Rhonelande wählen und zu Lyon krönen zu lassen. So wurde aus dem Reiche Karls des Großen eines der reichsten und gesegnetsten Lande losgerissen — es umfaßte nicht weniger als 7 Erzbisthümer —, in mehrfachen Kämpfen behauptet und für die weitere Zerstückelung des Ganzen dadurch der Weg gewiesen. Als der Stifter des neuen Königreichs bereits am 11. Januar 887 das Zeitliche gesegnet hatte, begab sich seine Wittwe Irmingard mit ihrem unmündigen Sohne L. im Mai zu ihrem Vetter, dem Kaiser Karl III., nach Kirchen am Oberrheine. Dieser empfing die Huldigung des kleinen L. und nahm ihn an Kindesstatt an, ohne jedoch bei seiner eigenen Ohnmacht etwas weiteres zu seinen Gunsten zu unternehmen. Während 888 nach dem Sturze Karls zu St. Maurice in den Alpen der Welfe Rudolf ein neues hochburgundisches Reich stiftete, befand sich die Provence in einem Zustande wildester Verwirrung, indem einerseits die heimischen Großen das Land durch ihre Fehden zerrissen, andererseits von Norden her die Normannen, von der Küste zu Garde-Freynet aus eine Räubercolonie der spanischen Sarazenen Jammer und Elend verbreiteten. Nachdem Irmingard schon 889 von dem Könige Arnolf für ihren Sohn die Uebertragung des väterlichen Reichs erwirkt und auch Papst Stephan die Bischöfe zu seiner Wahl ermahnt hatte, erfolgte diese durch die Großen zu Valence im J. 890. Die Mutter und der Oheim, Herzog Richard von Burgund, sollten dem jungen, von dem Erzbischof Aurelian erzogenen König zur Seite stehen, dessen Reich ungefähr jenem Gebiete entsprach, das einst Lothars I. früh verstorbener Sohn Karl (855—63) beherrscht hatte. Die freundlichen Beziehungen zu Arnolf dauerten fort, der, um an L. ein Gegengewicht gegen Rudolf zu gewinnen, demselben 894 mehrere von diesem besetzte Städte mit ihren Gauen, freilich nur dem Namen nach, abtrat. Die Unsicherheit, welche zuerst die Erkrankung, dann der frühe Tod Arnolfs in den Verhältnissen Italiens hervorrief, das er ohnehin niemals in feste Abhängigkeit gebracht hatte, erweckte in Ludwigs Brust die kühne Hoffnung, das Erbtheil seiner Mutter zu gewinnen und seinem schwachen burgundischen Königthume durch die Kaiserkrone einen stärkeren Rückhalt zu geben. Im Herbste 900 zog er über die Alpen und wurde zu Pavia in einer stattlichen Versammlung der italienischen Großen, unter denen besonders der Markgraf Adalbert von Tuscien hervorragte, am 12. October zum Könige gewählt. Von hier drang er, wir wissen nicht, ob mit oder ohne Kampf, sogar bis Rom vor und empfing um die Mitte Februar 901 aus der Hand des Papstes Benedict IV. die Kaiserkrone. So wurden die stolzesten Träume seiner ehrgeizigen Mutter verwirklicht und ein Ziel erreicht, das seinem Vater vergeblich vorgeschwebt hatte. Die reichen italienischen Besitzungen jener kamen ihm hierbei zu statten und bis in den Sommer 902 konnte er sich daher in Oberitalien behaupten. Der Wankelmuth der Großen des Landes aber gestattete seinem mehr zurückgedrängten als besiegten Nebenbuhler, dem Könige Berengar (von Friaul, Bd. II. S. 357) seine Macht von neuem zu sammeln und L. so in die Enge zu treiben, daß dieser gegen freien Abzug das eidliche Versprechen leistete, den Boden Italiens nicht wieder zu betreten. Schon nach drei Jahren aber vermochte L. den erneuten Lockungen seiner alten Anhänger, zu denen sich auch Adalbert von Tuscien abermals gesellt hatte, nicht mehr zu widerstehen. Er zog bis nach Lucca, wo er Adalbert und seine ränkesüchtige Gemahlin Berta gegen sich gereizt haben soll, und unterwarf die ganze Lombardei, selbst Verona, den eigentlichen Sitz Berengars, wohin dessen früherer Erzkanzler, Bischof Adalhard, ihn eingeladen hatte. Als er hier sorglos den größten Theil seiner Leute entließ, benutzte Berengar diesen Augenblick, um, von baierischen Mannschaften und den Bewohnern von Verona unterstützt, den Kaiser bei nächtlicher Weile zu überfallen. Auf dem

heutigen Castelle in der Peterskirche, worin er sich verborgen hatte, wurde L. sein Gefangener (21. Juli 905) und, wenn Berengar ihm auch das Leben zugesichert hatte, so machte er ihn dafür doch mit einer in jener Zeit nicht seltenen Grausamkeit als Meineidigen durch Beraubung des Augenlichts unschädlich. Als ein hülfloser Mann kehrte L. „der Blinde", gegen den sich auch der Markgraf Adalbert von Ivrea erhob, in sein ererbtes Reich zurück, wo er zwar den königlichen, ja sogar den kaiserlichen Titel fortführte, die Herrschaft aber gänzlich anderen überlassen mußte. Vorzüglich war es bald der Herzog und Markgraf Hugo von Vienne, der Sohn der Markgräfin Berta aus einer früheren Ehe, welcher in seinem Namen regierte und sogar 926 überdies noch zum Könige von Italien gewählt wurde. Erst im September 928 endete L. sein unglückliches Leben: sein älterer Sohn Karl Constantin, den ihm seine Gemahlin Adelheid, vielleicht eine Tochter König Rudolfs I. von Burgund, geboren hatte, erscheint nur als Graf von Vienne. König Hugo behauptete die Macht in der Provence so ausschließlich, daß er 933 dieses Gebiet sogar an Rudolf II. abtrat und dadurch eine Vereinigung der gesammten burgundischen Lande unter der Herrschaft der Welfen herbeiführte.

Gingins-la-Sarra, Mémoires pour servir à l'histoire de Provence et de Bourgogne-Jurane (Archiv für Schweizer. Geschichte, VIII, Zürich 1851). Dümmler, Geschichte des Ostfränkischen Reiches, II. Derselbe, Gesta Berengarii imperatoris, Halle 1871. Urkunden Ludwigs in den Forschungen zur deutschen Geschichte, IX u. X. E. Dümmler.

Ludwig IV. der Baier († am 11. October 1347), Herzog von Baiern 1294—1347, römischer König 1314—47. Die äußeren Vorzüge seiner Persönlichkeit entlockten einem Zeitgenossen den Vergleich, die Natur habe nicht minder, als sie unter den Bienen zu thun pflege, ihn als Herrscher bezeichnet. Ein hoher, kraftvoller Körperbau, der stämmigste Nacken, auffallend weiße und blühende Gesichtsfarbe, große klare, von dichten Brauen überwölbte Augen, aus denen die Heiterkeit seines Temperamentes strahlte: dies bildete zusammen eine ebenso schöne wie würdevolle Erscheinung, wenn auch die oben etwas platte, unten überhängende Nase die Regelmäßigkeit der Gesichtszüge störte. Das Haupthaar war lockig, aber spärlich; Lippe und Kinn trug der Fürst, wie die Mode es wollte, glatt geschoren. In gutem Einklang mit den Schilderungen der Zeitgenossen steht sein Bildniß auf dem Grabdenkmale in der Münchener Frauenkirche.

Wie ihm Glück und Unglück im Leben wechselnd in Fülle beschieden waren, so lagen in seinem Charakter widerspruchsvolle Züge vereinigt. Ein weiches Gemüth dürfte man wohl als den hervorstechendsten bezeichnen; darauf weist seine Lenksamkeit gegenüber Rathgebern, wie seine Nachgiebigkeit gegen die eigenen Stimmungen und Gefühlserregungen, sein rasches Abspringen von einer Partei, von einem Angriffsziele zum anderen, seine heißblütige Ueberstürzung im Erfolge, wie der Kleinmuth, der ihn nach Mißerfolgen leicht beschlich. Mehr von der schwankenden Natur seines Großvaters, Otto's II., wie es scheint, als von der väterlichen Energie und Sicherheit hatte er als Familienerbtheil mitbekommen; nicht als ob ihm die Fähigkeit, kühn und entschlossen zu handeln, gefehlt hätte, dankte er doch die Königskrone selber dem Ruhme kriegerischer Thatkraft; daß ihm aber entschlossenes Handeln durch andauernde Bethätigung zur zweiten Natur geworden, daß sein politisches Wirken von besonnener und ausdauernder Kraft getragen gewesen wäre, wird man nicht behaupten können. „Allewege unbeständig", klagt mit gutem Grund der Minorit Johann v. Winterthur, „unzuverlässig, nicht zum mindesten in seinen Zusagen und Versprechungen". Eine dem baierischen Stammescharakter sonst ganz fremde Neigung zu Schlichen und Doppelzüngigkeit tritt in seiner Politik hervor; sie ward gesteigert durch

die Berührung mit dem italienischen Parteitreiben und durch die Schwierigkeiten, die Widersacher und Neider während seines ganzen Lebens ihm bereiteten. Milde jedoch, leutselig, gütig gesinnt, war er ein Herrscher, dem mehr daran lag, geliebt als gefürchtet zu werden, und würde vielleicht das ungetrübte Andenken eines vortrefflichen Fürsten genießen, wäre ihm nicht der Kampf mit der Kurie auferlegt worden, der seine Schwächen enthüllte und steigerte, dem freilich auch manche festere Natur nicht gewachsen gewesen wäre. Viele diplomatischen Erfolge verdankte er seiner natürlichen Beredsamkeit und geschmeidigen Gewandtheit; für seine litterarische Bildung aber war wenig geschehen; er selbst nennt sich einen Kriegsmann, der von den Wissenschaften und gelehrten Subtilitäten nichts verstehe. Von seinem Privatleben ist nicht viel überliefert. Während er an der Tafel im Trinken mäßig war, sprach er den Speisen reichlicher zu. Den Tanz liebte er sehr und noch in seinen reiferen Mannesjahren konnte man ihn mit seiner kleinen und zierlichen zweiten Frau lustig im Saale umherwalzen sehen. Niemand genoß auch die Freuden der Jagd mit höherem Entzücken, Niemand verstand besser das feurige Jagdgespann zu lenken. Doch im behaglichen Lebensgenusse aufzugehen, hat er sich nie gegönnt. So im allgemeinen ist es ein ungerechter Vorwurf, wenn man ihm Scheu vor Anstrengungen nachsagte. Fürstliche Sorgen und Geschäfte gestalteten sein ganzes Leben zu einem mühevollen Ringen und zu einer fast ununterbrochenen Reise, sei es, daß er gegen Feinde in's Feld rückte, sei es, daß er den Pflichten der Regierung oder diplomatischen Verhandlungen oblag.

Genützt hat Ludwigs Wirksamkeit am meisten seinem Hause, aber auch vom reichsgeschichtlichen Standpunkte aus kann man sein erfolgreiches Streben nach Vergrößerung der Hausmacht nicht tadeln, da die königliche Macht für sich allein ohne die reale Grundlage einer starken landesfürstlichen Gewalt in der That zu schwach gewesen wäre. Darum hatten auch alle seine Vorgänger im Reiche in diesem Punkte nicht anders gehandelt. Durch die Vereinigung von Ober- und Niederbaiern, den Gewinn von Brandenburg, Tirol, Holland, Seeland, Friesland hob er Wittelsbach auf eine Höhe, die es vordem nie erreicht hatte, auf der sich freilich auch seine Nachkommen nicht zu behaupten vermochten.

Beim Tode seines Vaters, Herzog Ludwig II. von Baiern, zählte er wahrscheinlich sieben Jahre. Seine Mutter, Mechtild, Tochter König Rudolfs von Habsburg, und der ältere Bruder Rudolf übernahmen die Vormundschaft. Am Wiener Hofe erzogen, von der Mutter vornehmlich beeinflußt, sog der jüngere Bruder früh habsburgische Gesinnung ein, während der ältere treu zu seinem Schwiegervater König Adolf stand. In feindlichem Widerspruche gegen den Bruder und mit der Betheiligung an einer Fürstenrevolution zu Gunsten Habsburgs begann L. seine politische Laufbahn, indem er bei der ersten widerrechtlichen Königswahl Albrechts von Oesterreich den Herzog von Sachsen beauftragte, seine Stimme als Rheinpfalzgraf zu führen. Als später Rudolf den Kampf gegen Albrecht aufnahm, machte L. im königlichen Heere den Feldzug in der Pfalz mit. Wahrscheinlich bei seiner Unterwerfung im Sommer 1301 mußte Rudolf dem Könige versprechen, den Bruder mit Ablauf des Jahres aus der über Gebühr verlängerten Vormundschaft zu entlassen und zur Mitregierung seiner Lande, Oberbaierns und der Pfalz, zu berufen. Nach der Ermordung König Albrechts, den L. auf seinem letzten böhmischen Feldzuge unterstützt hatte, traten beide oberbaierische Herzoge eine Zeit lang, doch ohne besonderen Eifer, als Throncandidaten auf. Die Wahl, der auch L. beiwohnte, fiel auf Heinrich von Lützelburg, dem sich nun Rudolf aufs engste anschloß, indem er seinen Sohn mit dessen Tochter verlobte. Da er der Braut gegen Ludwigs Willen pfälzische

Burgen als Witthum verschrieb, erhielt der Zwiespalt zwischen den Brüdern neue Nahrung und trieb L. zu dem Verlangen einer Landestheilung. Dieselbe wurde am 1. October 1310 in der Weise vollzogen, daß L. die nordwestliche Hälfte Oberbaierns mit Ingolstadt erhielt. Zur Theilung der Pfalz aber, die L. gleichfalls beanspruchte, ließ sich Rudolf nicht bewegen, und da auch über die Ausführung der Landestheilung in Oberbaiern Irrungen entstanden, brach im Juni 1311 ein Bruderkrieg aus, der mit Unterbrechungen zwei Jahre hindurch währte. L. selbst soll in diesen Kämpfen eines Tages den Feuerbrand in eine Ortschaft geschleudert haben und auch von einem seiner Bewunderer wird die Ansicht ausgesprochen, daß damals der ältere Bruder mehr Maß und Selbstbeherrschung bewiesen habe.

Von den Reichsangelegenheiten, von König Heinrichs Hoftagen und Feldzügen scheint sich L. gänzlich ferngehalten zu haben; auf dem italienischen Zuge Heinrichs ließ er sich durch den Bischof von Eichstädt vertreten. Umsonst versuchte auch der König in den Streitigkeiten der Brüder zu vermitteln. Zu deren Ausgleich führte endlich, was anfangs nur zu ihrer Verschärfung gedient hatte: die Entwickelung der Dinge in Niederbaiern. Dort war L. seit dem Tode Herzog Stephans (10. December 1310) neben Otto III. von Niederbaiern Vormund der Prinzen Heinrich und Otto, die Stephan hinterlassen hatte. Bald starb auch Herzog Otto (9. September 1312) und nach dessen letztem Willen übernahm nun L. auch die Pflegschaft dessen Sohnes und empfing von der niederbaierischen Landschaft die Huldigung. Aus alter Anhänglichkeit und um gegenüber dem feindlichen Bruder einen Rückhalt zu gewinnen, ließ er (13. Nov. 1312) seine Mündel zu Linz ein Bündniß mit den österreichischen Herzogen beschwören. Noch im Frühjahr darauf reiste er mit seinem ältesten Mündel nach Wien, klagte seinem Freunde, Herzog Friedrich, bitter über Rudolf und bestimmte ihn, den Brüdern zum Sühneversuche einen Tag nach Passau anzusetzen. Indessen wurden die niederbaierischen Städte, zumal Landshut und Straubing, durch den wachsenden Einfluß Oesterreichs und den Steuerdruck der Adelsregierung bewogen, ihrerseits bei Rudolf Schutz zu suchen und schlossen mit diesem (15. Mai 1313) einen Schirm- und Bundesvertrag. Durch diesen Schritt ward L. auf das Mißliebige und Gefährliche seiner habsburgischen Politik aufmerksam und rasch entschlossen, vollzog er eine Schwenkung, die seine österreichischen Freunde aufs übelste aufnehmen mußten, indem er bei einer Zusammenkunft zu München mit dem Bruder (21. Juni 1313) Frieden schloß, Aufhebung der Landestheilung und wiederum gemeinsame Regierung vereinbarte. Nochmals kam er zwar mit Friedrich in Landau zusammen, aber diese Besprechung der Vettern konnte den Krieg um so weniger verhüten, als der Adel und die Herzoginwittwen in Niederbaiern habsburgisch gesinnt waren und Herzog Friedrich zu Hülfe herbeiriefen. Während Rudolf unthätig blieb, rüstete L. mit großem Aufwand und aufs rührigste zum Krieg, und als ein österreichisch-niederbaierisches Heer durch Baiern zog, um sich mit den in den schwäbischen Landen gesammelten habsburgischen Truppen zu vereinigen, kam L. dieser Vereinigung zuvor, überfiel das Ostheer am 9. November bei Gammelsdorf, nördlich von Moosburg, und brachte ihm eine entscheidende Niederlage bei, welche den Kern der österreichischen und niederbaierischen Ritterschaft als Gefangene in seine Hände gab. Von diesem Tage an ward Ludwigs Name weitum in deutschen Landen berühmt und sein Uebergewicht über den älteren Bruder entschieden. Unter der Vermittelung des Erzbischofs von Salzburg kam dann in dessen Hauptstadt eine Zusammenkunft zwischen L. und Friedrich und der Frieden (17. April 1314) zu Stande. Friedrich hatte die Zeit seit seiner Niederlage wohl genutzt und seine Stellung durch Bündnisse bedeutend verbessert. Dieser

Umstand, vielleicht aber auch ein Hervorbrechen des alten Freundesgefühles bei L. mag die große Nachgiebigkeit erklären, welche dieser durch unentgeltliche Freilassung aller Gefangenen bewies. Nach allen Nachrichten war die Zusammenkunft von dem innigsten Einverständnisse der beiden Fürsten begleitet und so ist sehr wahrscheinlich, daß die Wiederversöhnten auch die bevorstehende Königswahl besprachen, die seit dem Tode Kaiser Heinrichs (24. August 1313) die Gemüther in Spannung versetzte. Johann v. Viktring will wissen, daß anfangs Friedrich den Freund zur Bewerbung aufgefordert, dieser aber unter Hinweis auf seine unzulänglichen Mittel abgelehnt, seinerseits den Habsburger zur Bewerbung ermuntert und ihm seine Unterstützung angeboten habe. Vielleicht in Zusammenhang mit den Salzburger Abmachungen ward Rudolf von Baiern, der anfangs selbst als Kandidat aufgetreten war, für die habsburgische Sache gewonnen.

Schien aber anfangs die Entscheidung bei der Königswahl nur um Friedrich von Oesterreich und Johann von Böhmen, den Sohn des verstorbenen Kaisers, sich zu drehen, so trat bald die bedeutsame Wendung ein, daß die Führer der lützelburgischen Partei, die Erzbischöfe Peter von Mainz und Balduin von Trier, die Unmöglichkeit erkannten, mit ihrem jugendlichen Kandidaten Johann durchzudringen und daß auf der Suche nach einem nicht allzu mächtigen Fürsten, der gleichwohl im Stande wäre, Habsburg die Spitze zu bieten, ihre Augen auf den Sieger von Gammelsdorf fielen. In ihrem Auftrage reiste Graf Berthold von Henneberg zu L. Und der Enkel Rudolfs von Habsburg, der Sohn jenes Wittelsbachers, der Habsburg zu Liebe von seinem Werben um das Reich abgestanden war, hielt sich berechtigt, dem Rufe der angesehensten geistlichen Kurfürsten zu folgen und seinem Hause die höchste Ehre zu erringen, die demselben wiederholt schon nahe gewinkt hatte. Im September ging er an den Rhein und begann seine Vorbereitungen zu treffen. Am 19. und 20. October kam es in Frankfurt zur unseligsten Doppelwahl: ein Theil der Wähler, darunter Ludwigs Bruder, wählte den Habsburger, während Peter von Mainz, Balduin von Trier, Johann von Böhmen, Waldemar von Brandenburg und Johann von Sachsen ihre Stimme L. gaben. Dieser zog am 23. October in Frankfurt ein und empfing die Huldigung seiner Wähler. Er hatte unbestreitbar vier, sein Gegner nur zwei giltige Stimmen, überdies war bei seiner Wahl das übliche Ceremoniell, dem man fast die Kraft eines Rechtstitels beilegte, vollständig eingehalten worden, während es Friedrich auch hierin an allen Erfordernissen gebrach. Dagegen hatte der Habsburger den Besitz der Reichskleinode voraus, auch konnte die Krönung Ludwigs am 25. November wohl an der althergebrachten Stelle, im Dome zu Aachen, aber nicht durch den hierzu berechtigten Erzbischof von Köln, an dessen Stelle der Mainzer eintrat, vollzogen werden.

Uebersieht man Ludwigs königliche Regierung, so kann man sich dem Eindrucke nicht verschließen, daß kein deutscher Herrscher mehr als er unter den Gebrechen der Reichsverfassung gelitten hat. Seine Thätigkeit wurde zum großen Theile durch ununterbrochene Kämpfe beansprucht, deren innerste Gründe in Einrichtungen der deutschen Verfassung lagen: den schweren Kampf mit Habsburg verschuldete die Wahlverfassung und der Mangel eines Wahlgesetzes; während der nicht minder schwere und noch langwierigere mit der päpstlichen Curie aus der Verquickung des deutschen Königthums mit dem Kaiserthum und aus der politischen Verbindung Deutschlands mit Italien entsprang.

Acht Jahre lang zog sich der Kampf der Gegenkönige hin, in dem Habsburg durch Familienbesitz weit überlegen war, Wittelsbach dagegen zahlreichere und mächtigere Bundesgenossen aus dem Reiche, insbesondere die Mehrzahl der Reichsstädte auf seiner Seite hatte. Vier Mal im Verlauf dieses Kampfes lagen sich die Heere gegenüber, ohne daß ihre Führer gewagt hätten, die Entscheidung

der Waffen anzurufen. Zuerst im März 1315 bei Speier, als L. einen Angriff auf das Elsaß plante, durch das Ausbleiben einiger Bundesgenossen aber bald veranlaßt wurde, sein Lager abzubrechen und nach München zurückzukehren. Im August dieses Jahres wurden hingegen die Habsburger, als sie die Offensive ergriffen und über den Lech bis Buchlohe in Baiern eindrangen, durch Ludwigs bloßes Erscheinen im Felde zum Rückzuge bestimmt. Ludwigs Stellung war damals noch erschwert durch das seit der Königswahl nur verschärfte Zerwürfniß mit dem Bruder. Auch nachdem Rudolf aus der Hauptstadt München auf seine Burgen in und vor den Alpen sich zurückgezogen hatte, kehrte der Familienfrieden nicht zurück und ebenso wie der habsburgische Angriff konnte die Vermittelung der Münchener Bürgerschaft und später des Adels den Ausbruch eines neuen Bruderkrieges nur kurze Zeit verzögern. Im Herbste 1315 rückte L. mit Heeresmacht gegen Rudolf, erstürmte seine und seiner Anhänger Burgen und zwang ihn zur Flucht nach Worms. Seitdem war nicht der Groll, aber die Widerstandskraft des körperlich Leidenden gebrochen: am 26. Februar 1317 verstand er sich zum Verzicht auf die Regierung, im Sommer darauf siedelte er an den österreichischen Hof über. Zuletzt erscheint er in Heidelberg und am 13. August 1319 starb er so unbeachtet, daß nicht einmal der Ort seines Todes überliefert ist. Nach der Besiegung des Bruders unterwarf L. im Frühjahr 1316 einen Verbündeten Friedrichs, Kraft von Hohenlohe (s. Bd. XII. S. 692). Im September zog er mit Balduin von Trier und dem Böhmenkönige vor das von Friedrich belagerte Eßlingen. Dort kam es zuerst zum Schlagen; doch ohne daß es die Führer beabsichtigt und ohne daß das viele Blut, das vergossen ward, eine Entscheidung gebracht hätte. Dagegen errang L. diplomatische Erfolge in Böhmen und in Niederbaiern. Dort vermittelte er, als König Johann durch einen Aufstand seiner Barone schwer bedroht war, im Frühjahr 1318 die Aussöhnung der Parteien und sicherte sich dadurch einen mächtigen und damals noch zuverlässigen Bundesgenossen. In Niederbaiern gelang es ihm, auch als Herzog Heinrich der ältere aus seiner Vormundschaft entlassen wurde, diesen und die jüngeren Herzoge in seinem engen Bunde zu erhalten. Da die Niederbaiern ihrerseits mit Kärnten-Tirol verbündet waren, lag die breite Ländermasse von Schlesien bis Südtirol wie ein breiter Keil zwischen die beiden Hauptsitze der habsburgischen Macht, Schwaben und Oesterreich, eingesprengt. Auf einer Zusammenkunft zu Eger mit König Johann (April 1321) suchte L. auch das Zerwürfniß zwischen diesem und Heinrich von Kärnten zu heben. Dies gelang jedoch nicht und die damals verabredete Heirath von Johanns Tochter mit Heinrich von Niederbaiern erwies sich später als eine für L. sehr schädliche Verbindung.

Im September 1319 erfolgte ein zweiter habsburgischer Angriff auf Baiern. L. erwartete den von Osten heranrückenden, auch die Salzburger mit sich führenden Gegenkönig auf den Höhen bei Mühldorf; als aber die Nachricht einlief, Friedrichs Bruder Leopold, der von Westen her in Baiern eingebrochen war, stehe nahe in seinem Rücken, und als zugleich das Gerücht sich verbreitete, sein eigenes Lager beherberge bestochene Verräther, räumte er das Feld und ließ es geschehen, daß die Oesterreicher in unerhörter Weise das flache baierische Land verwüsteten. Die Folgen dieser moralischen Niederlage machten sich nicht nur im Abfall mancher Bundesgenossen fühlbar, auch L. selbst soll einige Zeit den Muth verloren und den Gedanken an Thronentsagung gefaßt haben, der ihm dann wahrscheinlich durch Peter von Mainz ausgeredet worden ist. Im Frühjahr 1320 zwang L. die Grafen von Sponheim nach Eroberung ihrer Burg Sprendlingen bei Kreuznach zum Frieden, im August zog er nochmals zum Angriff auf Leopold in das Elsaß. Diesmal hätte er den Vortheil gehabt, nur gegen die westlichen Streitkräfte Habsburgs kämpfen zu müssen, denn ohne Heer,

nur mit geringem Gefolge war Friedrich eben im Lager des Bruders eingetroffen. Die Heere standen sich an der Breusch gegenüber und schon hatte L. die Schlacht angesagt — wieder aber trat er ohne Kampf den Rückzug an, es heißt, weil seine Verbündeten keine Lust hatten, sich zu schlagen. In der Pfalz hatten indessen Rudolfs Wittwe Mechtild, deren Söhne und mächtige Bundesgenossen, den Widerstand gegen L. fortgesetzt. Schon im October 1318 war L. gegen den Grafen Gerlach von Nassau, einen Schwager seines Bruders, gezogen. Drei Wochen lag er damals ohne Erfolg vor Wiesbaden. Mit besserem Glück unternahm er im December 1321, während die Wahl des habsburgisch gesinnten Mathias von Buchegg auf den Mainzer Stuhl seiner Sache einen empfindlichen Schlag versetzte, einen Kriegszug gegen diese rheinischen Gegner und eroberte die Burg Fürstenberg bei Bacharach.

Endlich fielen die Würfel des Kriegsglückes entscheidend, als die Oesterreicher im Herbst 1322 ihren dritten Angriff auf Baiern unternahmen. Von Ungarn, Salzburg, Passau, Lavant unterstützt, drang Friedrich bis Mühldorf vor, wo ihm L. an der Spitze eines vornehmlich aus Ober- und Niederbaiern, Böhmen und Schlesiern gebildeten Heeres entgegentrat. Leopold, der, wie vor drei Jahren, von Westen anrückte, hatte sich diesmal um einige Tage verspätet, aber sein Fernbleiben hinderte Friedrich nicht, die ihm von L. auf den 28. September angebotene Schlacht anzunehmen. Sie wurde auf der Fehwiese zwischen Mühldorf und Ampfing geschlagen, die letzte ohne Anwendung von Feuerwaffen gekämpfte große Ritterschlacht auf deutschem Boden, und endete mit dem glänzenden Siege der Baiern. 1300—1400 Ritter auf österreichischer Seite und der Gegenkönig selbst geriethen in Gefangenschaft. Wie bei Gammelsdorf scheint wieder das rechtzeitige Eingreifen der Reserve, die diesmal vom Burggrafen von Nürnberg befehligt wurde, die Entscheidung herbeigeführt zu haben. Während aber L. bei Gammelsdorf mitten im Schlachtgewühle mitgekämpft hatte, hielt er bei Mühldorf, wahrscheinlich um die Schlacht mit vollem Ueberblick zu leiten, ohne Abzeichen der königlichen Würde, im einfachen blauen Waffenrock mit weißen Kreuzen (Rauten?), mit 11 gleichgekleideten Begleitern auf leichten Pferden etwas abseits. „Vetter, ich sah euch nie so gern!" rief er seinem Gegner zu, als dieser gefangen vor ihn geführt wurde. „Und ich euch nie so ungern!" soll dieser erwidert haben.

So sehr nun auch dieser Sieg Ludwigs Macht und Ansehen im Reiche hob, die Schwierigkeiten mit Habsburg waren dadurch noch lange nicht beseitigt. Noch behauptete Leopold in Schwaben und Elsaß eine machtvolle Stellung. Unterhandlungen, die L. mit ihm anknüpfte, führten im Herbst 1323 zur Auslieferung der Reichskleinode, aber nicht weiter. Während L. im Juni 1324 schon an einen neuen Feldzug dachte, traf Leopold in Bar sur Aube mit dem französischen König zusammen und versprach dessen Königswahl in Deutschland zu betreiben. Die Unterhandlungen mit Leopold wurden dann von L. neuerdings aufgenommen, geriethen aber wieder ins Stocken, als L. im November 1324 durch die wohlgemeinte Rücksicht auf Handel und Verkehr seiner getreuen Augsburger zu einem Angriff auf die Feste Burgau zwischen Ulm und Augsburg sich bestimmen ließ, wo eine starke und übermüthige österreichische Besatzung unter Burkhard von Ellerbach lag. Doch mußte er im Januar auf die Nachricht, daß Leopold zum Entsatze heranrücke, mit seinen durch mannigfachen Abzug bereits geschwächten Truppen die Belagerung aufheben, ein Mißerfolg, der im Reiche starken Eindruck machte. Jetzt beschloß L. mit dem Gegenkönig selbst, den er auf der Burg Trausnit in der Oberpfalz gefangen hielt, Unterhandlungen anzuknüpfen. Graf Berthold von Henneberg beredete, als sein Unterhändler, mit Friedrich, daß dieser auf die Königskrone verzichten, dagegen sammt seinen Brüdern ein durch eine Heirathsverbindung der beiden Häuser

gestütztes Bündniß mit L. eingehen sollte (13. März 1325). Dann kam L. selbst auf die Trausnit, und, wie vor zehn Jahren in Salzburg traten sich die Jugendfreunde wieder in herzlichem Einverständniß nahe; es wird erzählt, daß sie das Abendmahl gemeinsam feierten, die Hostie theilten und den Friedenskuß tauschten. Und ihr erneuerter Freundschaftsbund hielt auch dann vor, als Friedrich daheim die Zustimmung seines Bruders Leopold zum Trausniter Abkommen nicht gewinnen und dieses darum nicht in Kraft treten konnte. Friedrich kehrte nach Baiern zurück, aber nicht als Ludwigs Gefangener auf die Trausnit, sondern als sein Freund nach München. Dort schlossen die beiden Fürsten eine vor ihren Beichtvätern eidlich beschworene, zuerst geheim gehaltene, am 5. September aber beurkundete Uebereinkunft des merkwürdigsten Inhalts. Gemeinsam wollten sie fortan das Reich besitzen, als Brüder sich nennen und behandeln, gemeinsam Glück und Unglück tragen und in allen Stücken gleiche Ehre genießen, wie auch alles, was der eine angeordnet, der andere bestätigen sollte. Es ist verfehlt, wenn man Ludwigs Verhalten an diesem Punkte aus einem zwingenden Drucke der politischen Lage erklären will, der in Wahrheit nicht bestand; seine Handlungsweise entsprang aus rein menschlichem Gefühl, aus überwallendem Edelmuth, der alle politische Berechnung bei Seite drängte. Mit besserem Grunde als Friedrichs Treue — denn als dieser nach Baiern zurückkehrte, war die Forderung, daß er dies als Gefangener thue, von L. wahrscheinlich bereits fallen gelassen — ist darum Ludwigs Hochherzigkeit in Dichtung und Sage immer gepriesen worden. Auch erscheint die Uebereinkunft der beiden Fürsten weniger phantastisch, wenn man erwägt, daß unzweifelhaft, wiewohl es der Vertrag nicht aussprach, für die nächste Zeit eine Theilung der Herrschaft in der Weise beabsichtigt war, daß L. nach Italien ziehen und die Kaiserkrone erwerben, Friedrich dagegen in Deutschland regieren sollte.

Gleichwol scheiterte die Ausführung des Münchener Vertrags, scheiterte vor allem wohl an dem Widerstande der Lützelburger, die durch eine dauernde enge Verbindung zwischen Wittelsbach und Habsburg ihre eigene Macht gefährdet sehen mußten. Schon die trauliche Freundschaft, mit der L. und Friedrich damals zusammen lebten — nach dem Königssaaler Chronisten theilten sie Mahlzeit und Schlafgemach — wird man in vielen Kreisen ungern gesehen haben. Bei einer Zusammenkunft in Ulm mit Friedrich und Leopold trat dann L. in einem Vertrage vom 7. Jan. 1326 Friedrich sogar das Königreich ab, unter der Voraussetzung, daß dieser bis zum 25. Juli d. J. die Bestätigung des Papstes erlange. Während der folgenden Monate scheint er in der That allen Regierungshandlungen entsagt zu haben. Indessen verstand sich der Papst nicht zu Friedrichs Anerkennung und so kam auch dieser Vertrag nicht zur Ausführung. Später, insbesondere seit einer Zusammenkunft um die Wende der Jahre 1326 und 1327 in Innsbruck trat wieder Verstimmung zwischen den Fürsten ein. Friedrich führte den Königstitel, ohne daß ihm jedoch L. denselben gewährte und ohne daß er auf die Reichsregierung Einfluß üben durfte.

Mittlerweile war L. ein neuer Gegner entstanden. Eng verbunden mit den Königen von Neapel und Frankreich, saß damals der Gascogner Johann XXII. in Avignon auf dem Stuhle Petri, ein Kirchenfürst, in dem die alte Tendenz des Papstthums nach weltlicher Oberhoheit aufs neue verkörpert ward. Johann betrachtete sich als Lehnsherrn des Reichs und die beiden Gegenkönige als Erwählte, denen ein Recht auf die Krone erst aus seiner Bestätigung erwachsen könnte. Schon in einer Bulle vom 31. März 1317 hatte er erklärt, daß die Verwesung des Imperiums auf ihn übergegangen sei. In welchem Sinne er sie zu führen gedachte, zeigte sich, als er einem ausgesprochenen Feinde der Deutschen, dem König Robert von Neapel, den Ludwigs Vorgänger, Kaiser Heinrich VII., in die Reichsacht erklärt hatte, die noch unter Clemens V. be-

schlossene Ernennung zum Reichsstatthalter in Italien zustellen ließ und seinen Legaten Bertrand von Pojet dort mit der Führung des Kampfes gegen die Gibellinen betraute. Da L. ebenso wie Friedrich trotz aller Unterhandlungen sich nicht herbeiließ, dem Papste und Anjou in Italien freie Hand zu lassen, gewährte Johann keinem von ihnen seine Anerkennung. Aus dieser zuwartenden Stellung trieb den Papst nicht der Sieg von Mühldorf, wol aber Ludwigs Eingreifen in Italien: es war für Johann eine Reihe von empfindlichen Kränkungen, als L. seit dem Tage von Mühldorf voll gehobenen Siegesgefühls im Frühjahr 1323 Berthold von Neifen, Grafen von Marstetten, als Statthalter des Reiches an der Spitze eines Heeres in die Lombardei entsandte, dieser dann einem Hülfsgesuche des vom Papste geächteten, von König Robert und den Welfen schwer bedrängten Matteo Visconti Folge gab und das welfische Heer von der Belagerung Mailands abzustehen zwang. Am 8. October 1323 veröffentlichte der Papst den ersten seiner sogenannten Processe gegen L., worin er ihm wegen Anmaßung des Königstitels und der Reichsregierung und der Unterstützung des gebannten Visconti den Kirchenbann drohte, wenn er nicht binnen drei Monaten das Königthum niederlege. L. ließ um Erstreckung dieses Termins nachsuchen, legte aber, noch ehe die hiermit betrauten Boten an die Kurie kamen, in Nürnberg am 18. December gegen das „leidenschaftliche und gehässige“ Vorgehen des Papstes Protest ein und drang auf die Einberufung eines allgemeinen Concils. Griff der Papst auf das weltliche Gebiet über, so bemächtigte sich auch L. zu seiner Vertheidigung einer rein kirchlichen Frage: beeinflußt durch den weltlichen Clerus seiner Umgebung, in erster Reihe wahrscheinlich den Bischof Emicho von Speier, warf er dem Papste vor, daß er die Minoriten in ihrem Streite mit der Weltgeistlichkeit über die Ausübung der Seelsorge begünstige. Am 23. März 1324 sprach Johann die Excommunication über L. aus. Dieser antwortete durch eine zweite, am 22. April zu Sachsenhausen erlassene Appellation, worin er in heftigem Tone gegen den Papst die wohlbegründeten Anklagen erhob, er sei der deutschen Nation feindlich gesinnt, stifte Unfrieden und maße sich die Rechte der Reichsfürsten an. Ein aus dem Minoritenorden ausgestoßener Speierer Spirituale, Franz v. Lautern, der den Bischof und das Domcapitel von Speier in ihrem Kampfe gegen den dortigen Minoritenconvent unterstützte, eine Zeit lang zu den Benedictinern übergetreten war, aber auch mit diesen sich nicht vertragen konnte, hatte wahrscheinlich schon auf die Fassung der Nürnberger Appellation eingewirkt und scheint nun durchgesetzt zu haben, daß der königliche Protonotar, Meister Ulrich der Wilde — wie L. später behauptete: ohne sein Wissen und Wollen — in der Appellationsschrift auch eine im Sinne des Minoritenordens abgefaßte dogmatische Erörterung über die Armuth Christi aufnahm. Gegen den Papst erhob die Appellationsschrift wegen seines abweichenden Standpunktes in dieser Frage und wegen anderer Dinge die Klage auf Ketzerei. Wieder ward der Spruch eines allgemeinen Concils angerufen, zu dessen Versammlung es jedoch nie gekommen ist.

Im Widerspruche mit früheren päpstlichen Erklärungen hatte Papst Johann die Anschauungen der Minoriten, daß Christus und die Apostel kein Eigenthum besessen hätten und daß ihr Orden diesem Beispiele nachfolgen müsse, als häretisch verdammt. Schon länger mit den extremen Gruppen der Minoriten, den Spiritualen und Fraticellen, verfeindet, drängte er hierdurch auch die herrschende Partei der Minoriten, des zahlreichsten und populärsten Ordens, allmählich in die Opposition. Bald gestaltete sich Ludwigs Hoflager zum Sammelpunkt aller gelehrten Gegner des Papstes. Hier erschienen der Genueser Ubertino di Casale und andere unzufriedene Minoriten; hier auch, wahrscheinlich im Sommer 1326, mit ihrem eben vollendeten großen Werke, dem Defensor pacis, die Pariser Professoren Marsiglio von Padua und Johann von Jandun. L. war um so

eher geneigt, gelehrte Bundesgenossen im Kampfe gegen die Kurie mit offenen Armen aufzunehmen, je weniger er bei seiner ausschließlich ritterlichen Erziehung auf eigenes Wissen und eigenes Urtheil in kirchenrechtlichen und historisch-politischen Fragen sich verlassen konnte. Der radicalste unter seinen gelehrten Berathern war Marsiglio, der staatsrechtlich nach antikem Muster das Volk als die Quelle aller öffentlichen Gewalt erklärte und in kirchlicher Beziehung nichts geringeres forderte, als Abschaffung des päpstlichen Primates, der Hierarchie und aller weltlichen Gewalt des Priesterthums. Begünstigt durch den lenksamen Charakter ihres Schutzherrn und ein Zusammentreffen von Umständen, vermochten die fremden Räthe trotz einigen Widerstrebens in einheimischen Kreisen ihre vorgeschrittenen Ideen bei L. zur Geltung zu bringen und ihn in Italien zu einer revolutionären Politik hinzureißen, welche die übelsten Früchte trug und ihm insbesondere die conservativen Autoritäten im Reiche auf lange entfremdete.

Seit dem Herbste 1324 hatte L. die oberitalienischen Gibellinen auf sein Erscheinen vertröstet und durch ein eventuelles Bündniß mit dem sicilischen Hof sich die Wege geebnet. In dem Augenblick, da durch Herzog Leopolds Tod und seine Sühne mit Friedrich seine Stellung in Deutschland einigermaßen gesichert war, traf ihn durch Vermittelung eines Minoriten eine neue Aufforderung der Gibellinen, über die Alpen zu ziehen und nun beschloß er, ihr Folge zu leisten, die deutsche Herrschaft in Italien aufzufrischen und zu befestigen und sich selbst die Kaiserkrone zu holen. Keinem der deutschen Herrscher sind diese Ziele höher gestanden, keinen hat der Süden mächtiger gereizt als ihn. „Lieber den Tod", schrieb er an seinen Schwiegervater, „als daß ich das durch so viel deutsches Blut erworbene Weltreich in fremde und räuberische Hände kommen ließe". Und in der That lag die praktische Frage damals nicht darin, ob das Kaiserthum fortbestehen oder aufhören, sondern nur darin, welche Nation es besitzen solle, wie ja auch litterarisch erst damals, erst zu einer Zeit, da die Wurzeln kaiserlicher Macht bereits untergraben waren, in Dante's Monarchie die glänzendste Verherrlichung des Kaiserthums aufgetreten ist. Es läßt sich nicht nachweisen, daß L. dieses Buch kannte; aber er lebte in ähnlichen Ideen, wie sie dort ausgesprochen waren; in seiner Umgebung, wahrscheinlich auf seinen Wunsch verfaßte Marsiglio seine Schrift von der Uebertragung des römischen Kaiserthums, worin der Anspruch des Papstes auf Suprematie bekämpft wird.

Von der Innsbrucker Versammlung weg begab sich L. zu einer Zusammenkunft mit den oberitalienischen Gibellinen nach Trient und da diese die Lage im rosigsten Lichte schilderten und ungestüm auf seinen Einzug drängten, brach er, wiewol ganz ungenügend gerüstet, gleich von Trient aus im März 1327 nach der Lombardei auf. Wie im Triumph durchzog er das Land, empfing in Mailand aus den Händen excommunicirter Bischöfe die eiserne Krone und setzte, nachdem Galeazzo Visconti auf die Beschwerden der Mailänder zur Haft gebracht war, den Grafen Wilhelm von Montfort in Mailand als Reichsverweser ein. Daß er sich für die radicale Bahn, die er dann in Rom betreten, immerhin nicht leicht entschlossen hat, sieht man aus der Nachricht, daß er trotz allem, was vorgefallen, nach der Mailänder Krönung den Papst Johann noch wiederholt, natürlich fruchtlos, um die Kaiserkrönung ersuchte. Und doch hatte ihm dieser, gegen den in Trient Ludwigs theologische Begleiter als gegen einen Ketzer predigten, mittlerweile (3. April) alle Kirchen- und Reichslehen, insbesondere das Herzogthum Baiern abgesprochen. Am 22. October verkündete er auch Ludwigs Absetzung von der Pfalzgrafschaft und der Kurwürde, ja die Einziehung aller seiner beweglichen und unbeweglichen Güter. In seinem Munde führte L. statt aller Titel fortan nur den Beinamen: der Baier, der ihm geblieben ist, ohne daß man an den Ursprung des Wortes denkt.

Im Laufe der nächsten Monate trafen bei L. auf seine Aufforderung so starke Zuzüge aus Deutschland ein, daß sein Heer auf 4000—5000 Ritter gebracht und eine stattliche Romfahrt ermöglicht wurde. Er eroberte Pisa und zog am 7. Januar 1328 in Rom ein, wo ihn die demokratische Partei mit Jubel empfing. Durch deren Führer, Sciarra Colonna, als den Vertreter des römischen Volkes, ließ er sich zum Staunen der Welt und zum Entsetzen aller streng kirchlich und conservativ Gesinnten am 17. Januar in der Peterskirche die Kaiserkrone aufsetzen. Während Papst Johann gegen ihn das Kreuz predigte und immer neue Verurtheilungen schleuderte, ließ er in einer Volksversammlung auf dem Capitol dessen Absetzung erklären und nach Erlaß eines Gesetzes, wonach der Papst nur in Rom wohnen und ohne Erlaubniß der Römer nicht über zwei Tagereisen von der Stadt sich entfernen dürfe, durch dasselbe Volk einen neuen Papst wählen. Es war ein Minorit, der den Namen Nicolaus V. annahm und um den sich allmählich die Anfänge, aber auch nur diese, einer neuen kaiserlich gesinnten Hierarchie bildeten. Gegen die neapolitanischen Streitkräfte rückte L. erst im Juli, wie von mehr als einer Seite geurtheilt wurde, nach Versäumung des günstigen Zeitpunktes ins Feld. Er eroberte einige Burgen, errang aber nichts Bedeutendes und kehrte bald nach der Stadt zurück. Seit dem Falle Pistojas, der seinen mächtigsten italienischen Bundesgenossen Castruccio zur Heimkehr veranlaßte, traf ihn Schlag auf Schlag: der König von Sicilien ward umsonst erwartet, zwischen Deutschen und Römern und in Ludwigs eigenem Heere zwischen Nord- und Süddeutschen brachen Streitigkeiten aus, am empfindlichsten wirkte die Geldnoth, die trotz der in Rom eingetriebenen Steuern auf die Dauer nicht fernzuhalten war. Am 4. August sah sich der Kaiser genöthigt, unter den Verwünschungen und Steinwürfen des Volkes, das er als Träger der Souveränetät anerkannt hatte, die Stadt zu räumen. Auf dem Marsche gegen Norden ließ er einen Sturm auf Bolsena ausführen, der abgeschlagen ward, und hatte in Corneto eine verspätete Zusammenkunft mit König Peter von Sicilien.

In Pisa, wo L. dann fast ein halbes Jahr verweilte, stießen zu ihm die aus Avignon entflohenen Häupter des Minoritenordens, der General Michael von Cesena und die streitbaren Gelehrten Wilhelm von Occam und Bonagratia von Bergamo. Sie veranlaßten ihn, ein neues Absetzungsurtheil gegen Papst Johann zu proclamiren, nunmehr mit einer Begründung, wie sie dem Standpunkte der Minoriten entsprach. Zugleich verhängte der Gegenpapst über Johann und seine Anhänger den Kirchenbann. Auch auf den Gedanken eines allgemeinen Concils kam man damals zurück. Dasselbe ward nach Mailand berufen, trat jedoch nicht zusammen und wie dieser Plan, scheiterte fast alles, was L. in der letzten Zeit seines italienischen Aufenthaltes unternahm. Insbesondere blieb die im Mai 1329 begonnene Belagerung Mailands, wo Azzo Visconti sich empört hatte, ohne Erfolg. Mittlerweile aber wirkten Tod und Abfall zusammen, die Reihen der italienischen Bundesgenossen zu lichten.

Während eines langen Aufenthaltes in Pavia vollzog L. die unvermeidliche Abfindung mit seinen pfälzischen Neffen, die schon 1326 unter Vermittelung der Habsburger geplant, damals aber nicht zu Stande gekommen war: der am 4. August 1329 mit zwei Söhnen und einem Enkel seines Bruders Rudolf geschlossene Hausvertrag räumte diesen die Pfalz und den später als Oberpfalz bezeichneten Theil des baierischen Nordgaues ein und entschied auf 448 Jahre über die Trennung der Pfalz von Baiern. Das Abkommen ward dadurch erleichtert, daß sich besonders einer der Neffen, Rudolf, schon seit einiger Zeit L. genähert, seinen Romzug mitgemacht hatte und das Jahr vorher von ihm sogar mit der Regierung Oberbaierns betraut worden war. Ludwigs letzte politische That in Italien war ein Bundesvertrag, den er am 11. Januar 1330 in

Trient mit Heinrich von Kärnten und Tirol gegen die Söhne Cans della Scala schloß. Ehe der gegen diesen Feind geplante Feldzug ausgeführt werden konnte, bestimmte die Nachricht vom Tode Friedrichs von Oesterreich (13. Jan. 1330) den Kaiser zur Rückkehr nach Deutschland.

Die schwierigsten Verhältnisse erwarteten ihn hier. Wiewol er auch in kirchlichen Kreisen Freunde und Bundesgenossen hatte und besonders die Mehrzahl der Domcapitel, die ihr Wahlrecht durch den Papst beseitigt sahen, die Bettelorden der Minoriten und Augustiner-Eremiten und die beiden Ritterorden ihm wohlgesinnt waren, so konnte es nicht fehlen, daß die päpstlichen Processe an vielen Orten Befolgung fanden und das Interdict gewaltigen Eindruck machte. L. versuchte es dagegen anfangs mit Strenge; er befahl alle widerstrebenden Kleriker abzusetzen und ihre Güter einzuziehen. Anderseits sollte alle Welt in einer Fülle von Gunstbeweisen, die er dem Clerus und den Klöstern seiner baierischen Lande zuwandte, seine kirchliche Gesinnung erkennen. An der Stelle, wo er sein Baiern zuerst wieder betrat, gründete er das Kloster Ettal für Benedictinermönche und 13 invalide Ritter sammt deren Frauen; wie für den Bau der Klosterkirche der Gralstempel, scheint ihm für die letztere Einrichtung die Tafelrunde der Gralsritter als Muster vorgeschwebt zu haben. Indessen bot der Papst alles auf, die Wirksamkeit des gebannten Fürsten lahm zu legen und griff selbst in die Regierung des Reiches ein, indem er Belehnungen vornahm und Reichstage ausschrieb. Sein Verbot, die von L. angesagten zu besuchen, hinderte jedoch nicht, daß L. im Mai oder Juni 1330 die Fürsten auf einem Tage in Speier um sich versammeln konnte. Einen gefährlichen Bund, der sich unter päpstlicher Förderung gegen ihn gebildet hatte und der die Herzoge von Oesterreich, Heinrich den älteren von Niederbaiern, die Bischöfe von Straßburg, Basel und Constanz umfaßte, vermochte L. bald zu sprengen. Am 20. März 1330 trat sein Vetter Heinrich in Augsburg mit ihm in ein Bündniß; gegen Ende Mai kam Otto von Oesterreich mit ihm in Worms zusammen, wo auch der Böhmenkönig und dessen Bruder Balduin sich einfanden. Das wichtigste Ergebniß der Zusammenkunft war ein Versuch, L. mit der Curie auszusöhnen; aber wiewol sich dieser zu Reue- und Unterwerfungserklärungen und zum Widerruf aller seiner Schritte gegen Papst Johann verstand, erfolgte eine schroffe Abweisung. Der klägliche Ausgang der von L. aufgestellten Gegenhierarchie war längst entschieden, als sich im August 1330 ihr Haupt, der Gegenpapst Nicolaus V., mit einem Stricke um den Hals dem Papst Johann zu Füßen warf, und dieser Erfolg rief bei der Curie ein triumphirendes Siegesgefühl hervor. Die Aussöhnung Ludwigs mit Oesterreich wurde durch einen Streit um Colmar nochmals verzögert, kam aber, nachdem L. mit starker Macht in das Elsaß gezogen war, am 6. August zu Hagenau unter Vermittelung Johanns von Böhmen zu Stande. Das Jahr darauf gelang es L., das Werk der inneren Einigung durch einen Ausgleich mit der Stadt Regensburg und einen Landfrieden für Baiern und Ostschwaben weiter fortzusetzen.

Für den Landfrieden in Oberdeutschland hat L. auch später unermüdlich und erfolgreich gewirkt, wobei er im Anschlusse an die Landfriedensbündnisse seinem zweiten Sohne Stephan in Schwaben eine feste Stellung zu gründen verstand. Ueberhaupt gewährt der Blick auf seine Thätigkeit im Innern erfreulichere Bilder als die Betrachtung seiner äußeren Politik. Es zeugt von seiner Einsicht, daß er im Reiche wie in seinen Erblanden als Freund der Städte sich erwies und städtisches Wesen überall zu heben suchte. München insbesondere verdankte ihm einen neuen Aufschwung seines Salzhandels, ersprießliche baupolizeiliche Vorschriften und in dem jetzt sogenannten Altenhof mit dem berühmten vorspringenden Erker und der anstoßenden Lorenzkirche stattliche Neu-

bauten. Hinsichtlich der Juden theilte L. die grausamen Rechtsanschauungen seiner Vorgänger im Reiche, wie er denn in einer seiner Urkunden aussprach, er dürfe mit ihrem Leib und Gut thun und schaffen, was ihm gutdünke. In der Praxis erwies er ihnen gleichwohl ein Wohlwollen wie wenige Fürsten des Mittelalters, geleitet wahrscheinlich nicht nur von der Sorge für eine ergiebige Finanzquelle, sondern auch von einsichtsvoller Verachtung des wüsten Pöbelgeschreis. In Würzburg, Ueberlingen, Elsaß schützte er die Juden bei ausgebrochenen Verfolgungen, in seiner eigenen Hauptstadt erstickte er (1346) die der Judenschaft durch eine Volksbewegung drohende Gefahr im Keime. Handel, Verkehr und Landwirthschaft dankten ihm manche glückliche Anordnung. Er erließ wiederholt Befehle gegen den immer noch nicht ausgerotteten Unfug der Grundruhr, d. i. des Strandrechtes, wies das Kloster Oberaltaich an, der Donau zur Sicherung der Anwohner ein neues Bett zu graben und fand Zeit, der Bewirthschaftung seiner eigenen Güter eine gewisse Aufmerksamkeit zu widmen. Am ruhmvollsten erscheint er als Gesetzgeber in seinen baierischen Landen. Ohne Mitwirkung der Landstände, die unter seiner Regierung überhaupt nicht mehr die frühere Rolle spielten, gab er seinen Landen, zum ersten Male seit dem alten Volksrechte, eine organische Gesetzgebung in dem Stadtrechtbuche (wahrscheinlich 1334) und dem Landrechte für Oberbaiern, das 1336 schon in Kraft stand, das er dann 1346 umarbeiten und durch seine Söhne publiciren ließ. Der territoriale Charakter dieser Gesetzgebung, die von der Einwirkung römischen Rechts nur schwache Spuren zeigt, sicherte ihr große Beliebtheit und ihr dankte Baiern, daß dort länger als anderwärts das einheimische Recht dem römischen Widerstand leistete. Auch den Gebrechen der Rechtspflege an den königl. Hofgerichten suchte er abzuhelfen, indem er diese 1342 anwies, nur nach den Reichsgesetzen und nach den deutschen Rechten, soweit sie niedergeschrieben waren, zu richten. Unter ihm zuerst hat die deutsche Sprache die lateinische als Ausdrucksmittel der königlichen Kanzlei in allen deutschen und weltlichen Angelegenheiten fast völlig verdrängt; indem er so der erste deutsche Herrscher war, von dem deutsche Urkunden in großer Menge ausgingen, hat er der baierischen Mundart einen entscheidenden Einfluß auf die spätere Ausbildung einer allgemeinen deutschen Schriftsprache verschafft. Für die Entwickelung des geistigen Lebens aber ist es nicht ohne Bedeutung geblieben, daß unter seinem Schutze Gelehrte, wie Marsiglio und Occam, ihre kühnen kirchenpolitischen, reformatorischen und staatsrechtlichen Schriften ausgehen lassen durften.

Italien hatte L. nur mit dem Gedanken verlassen, bald dahin zurückzukehren; drei Mal setzte er schon während des J. 1330 einen Termin dafür an. Da kam ihm Johann von Böhmen zuvor, rückte über die Alpen, unterwarf sich viele Städte und Burgen und schloß mit einem päpstlichen Legaten (17. April 1331) zu Piumaccio einen Vertrag, wonach er einige italienische Herrschaften vom Papste zu Lehen zu nehmen und L. nicht mehr als König und Kaiser anzuerkennen versprach. Der ehrgeizige Lützelburger hat es sein Leben lang nicht vergessen, daß sein Vater die Kaiserkrone getragen und daß es nur an seinem jugendlichen Alter gelegen, wenn nicht er, sondern L. gegen Habsburg als Kandidat aufgestellt worden war. Schon 1323 hatte er am französischen Hofe Verhandlungen geführt, die ihm die Kaiserkrone verschaffen sollten. Seine Verstimmung gegen L. war gewachsen, seit dieser den ersten und wichtigsten Schritt zur Erwerbung der wittelsbachischen Hausmacht gewagt und seinen ältesten Sohn Ludwig (1324) mit der erledigten Mark Brandenburg belehnt hatte. Auf einem Reichstage zu Nürnberg im Frühjahr 1331 klagte jetzt L. bitter über Johann, ernannte Otto von Oesterreich für den Fall seiner Abwesenheit zu seinem Statthalter in Deutschland und brachte ein gegen Böhmen gerichtetes Bündniß zu Stande. König Johann ward hierdurch und durch den Einfall von Polen und

Ungarn in sein Land zur Rückkehr aus Italien veranlaßt. Er war noch nicht geneigt, die Dinge bis zum völligen Bruch mit dem Kaiser zu treiben und eine Zusammenkunst der beiden Herrscher auf einer Donauinsel bei Regensburg endete mit ihrer Aussöhnung und mit dem Beschlusse, bei der Curie einen neuen Aussöhnungsversuch zu machen, der jedoch wiederum scheiterte. Im December 1331 wurden in Frankfurt wichtige Berathungen zwischen L., Johann, Balduin und anderen Fürsten abgehalten und der mittlerweile wieder gefährdete Frieden zwischen L. und Johann befestigt. In Niederbaiern hatten L. und Johann eine Landestheilung zwischen den drei Herzogen, dadurch aber keinen dauerhaften Frieden vermittelt. Im Sommer 1332 kam es zum Kriege. Der Kaiser unterstützte Otto und Heinrich den jüngeren gegen Heinrich den älteren und belagerte Straubing, bis Erzbischof Balduin in Nürnberg den Frieden vermittelte.

In Norddeutschland, zu dessen Besuche L. nie gekommen ist, hat er auch wenig eingegriffen, doch war sein königlicher Einfluß auch dort durch persönliche Verbindungen gedeckt und erweitert, da sein ältester Sohn, dem eine dänische Heirath Rückhalt bot, mit Brandenburg belehnt, seine Tochter Mechtild mit dem Markgrafen Friedrich von Meißen vermählt war. Durch ein Abkommen mit Otto von Braunschweig hatte er Brandenburg den Rückerwerb der Altmark gesichert, später die Stellung seines Sohnes durch eine Erbverbrüderung desselben mit den Wettinern in Meißen befestigt. Das Fürstenthum Rügen erklärte er 1327 von Trient aus ohne Rücksicht auf die dänischen Ansprüche für ein Reichslehen und belehnte damit seinen getreuen Berthold von Henneberg.

Eine jener überraschenden Wandlungen, an denen Ludwigs Politik so reich ist, bezeichnete es, daß L. im November 1333 zu Rothenburg an der Tauber zu Gunsten Heinrichs des älteren von Niederbaiern auf das Reich verzichten zu wollen erklärte, sobald zwischen ihm und dem Papste eine Aussöhnung erzielt wäre. Ein Theil der Kurfürsten war für den Plan gewonnen, den Johann von Böhmen ausgeheckt und mit König Philipp von Frankreich besprochen hatte. L. sollte hiernach zum Verzicht auf die deutsche Krone bestimmt werden, diese an Niederbaiern, Arelat dafür an Frankreich fallen, König Philipp aber um diesen Preis Johanns Herrschaft in Oberitalien anerkennen. Indeß gewann bei L. bald eine andere Stimmung die Oberhand. Während ihn Heinrichs Voreiligkeit, der bereits von Reichsstädten die Huldigung verlangte, reizte, sah er sich zugleich in der Opposition gegen den Papst weniger isolirt, als dieser durch eine zweite dogmatische Neuerung neuen theologischen Widerspruch gegen sich hervorrief, der sogar von einer Spaltung im Cardinalscollegium begleitet war. L. ließ jetzt den Plan der Thronentsagung fallen, den er in einem Rundschreiben an die Städte geradezu ableugnete, und knüpfte durch einen Minoriten mit Napoleon Orsini, dem Führer der Johann widerstrebenden Cardinalspartei, Unterhandlungen an. Ehe diese jedoch zur Reise gediehen, trat mit dem Tode Papst Johanns (4. December 1334) und der Wahl Benedicts XII. an der Curie eine veränderte Constellation ein. Im Reiche hatte L. mittlerweile einen entschiedenen militärischen Mißerfolg erlitten, da er auf einem Feldzuge gegen den päpstlich gesinnten Bischof Nicolaus von Constanz dessen Feste Meersburg am Bodensee in langer Belagerung (Mai bis Ende August 1334) nicht bezwingen konnte.

Mit dem neuen Papste nahm L. hoffnungsvoll die Unterhandlungen wieder auf. Benedict verlangte von ihm ein Bekenntniß der Reue über alle seine Schritte gegen die Kirche und zur Sühne dieser Vergehungen die Gelöbnisse eines Kreuzzuges, von Kirchen- und Klostergründungen, Almosen und Wallfahrten. Die theologischen Gegner Papst Johanns, die noch an Ludwigs Hofe weilten und unter seinem Schutze zum Theil eine eifrige litterarische Thätigkeit

entfalteten, sollte er, falls sie nicht mit ihm der Curie sich unterwürfen, ausrotten. Daß seine Kaiserkrönung als ungültig betrachtet und ihm eine neue auferlegt wurde, war demüthigend, indessen selbstverständlich; eine noch tiefere Demüthigung aber lag darin, daß er versprechen sollte, Rom noch am Krönungstage selbst zu verlassen. Alles, was frühere römische Könige der Curie gelobt, sollte er neuerdings beschwören, alle Urtheile gegen Robert von Neapel dagegen widerrufen, ja mit diesem Reichsfeinde ein Bündniß und einen Ländertausch eingehen, endlich geloben, den Kirchenstaat in dem vom Papste beanspruchten Umfange unangetastet zu lassen. So hart dies alles war, stellte doch L. seinen Gesandten Vollmachten dieses Inhalts aus. Schon erwartete man, daß die päpstliche Absolution ausgesprochen würde, aber im letzten Augenblick gelang es dem Einflusse des Königs von Frankreich, sie zu hintertreiben. Auch der Böhmenkönig und dessen niederbaierischer Schwiegersohn arbeiteten in Avignon, wie es scheint, in dieser Richtung. Heinrich der ältere von Niederbaiern war gegen den Kaiser erbittert, da dieser nach dem Tode Otto's von Niederbaiern auf Grund eines Vermächtnisses dieses Fürsten dessen Landesantheil besetzt hatte. Ebenso sah Johann von Böhmen durch den Kaiser seine Hoffnung auf ein reiches Erbe durchkreuzt. Nach dem Tode Heinrichs von Kärnten-Tirol forderte er, daß dessen Länder an seinen Sohn Johann Heinrich fielen, der mit der Tochter des verstorbenen Fürsten vermählt war. L. aber mochte den Lützelburgern eine Landerwerbung nicht gönnen, die zur Folge gehabt hätte, daß ihre Macht Baiern im Nordosten und Süden umklammerte. Da er Heinrichs Lande als Reichslehen betrachtete, hatte er schon im November 1330 ein Abkommen über ihre Theilung mit den Habsburgern getroffen und einigte sich jetzt in Linz mit diesen dahin, daß sie Kärnten und Südtirol, seine Söhne dagegen Nordtirol erhalten sollten. Hatte der Böhmenkönig bisher L. gegenüber immer wieder eingelenkt, so fand er jetzt den Kelch der Kränkungen gefüllt bis zum Ueberlaufen. Während sein Sohn, Markgraf Karl von Mähren, den Wittelsbachern zuvorkommend, sich in Tirol festsetzte, griff er selbst im Februar 1336 die österreichischen Herzoge an. Im Juli rückte auch L. an der Spitze eines der stärksten Heere, die er je befehligt hatte, ins Feld. Er vollzog seine Verbindung mit Otto von Oesterreich und lagerte mit diesem bei Landau an der Isar den Böhmen und Niederbaiern gegenüber. Ein Versuch Karls von Mähren, von Tirol aus ebenfalls dahin durchzudringen, ward durch den Widerstand Ludwig des Brandenburgers bei Kufstein vereitelt. Bei Landau aber kam es nicht zum Schlagen, zu Anfang September brach der Kaiser sein Lager ab und rückte über Passau nach Linz, um in Böhmen einzufallen. Dorthin zog sich zum Schirme seines Landes auch Johann zurück. Da aber der Kaiser, um doch auch einen Vortheil davonzutragen, von den Habsburgern, die Kärnten ohne Schwierigkeit in ihren Besitz gebracht hatten, die Abtretung von vier Burgen im Donau- und Ennsthale begehrte und die Herzoge dieses Ansinnen entschieden zurückwiesen, trat eine Verstimmung zwischen den Verbündeten ein, die den Kaiser zum Rückzuge bestimmte, anderseits eine Annäherung Johanns an die Oesterreicher erleichterte: am 9. October kam zu Enns ein Bündniß zwischen diesen Mächten zu Stande. Während so L. ohne Nutzen mit allen Mächten im Osten sich überworfen hatte, mußte er nach der Rückkehr seiner Gesandten von Avignon auch seinen Aussöhnungsversuch bei Papst Benedict definitiv als gescheitert betrachten.

Unter dem Eindrucke dieses doppelten Mißlingens näherte er sich Frankreich und ließ durch seinen Schwager Wilhelm von Jülich in Paris geloben, daß er dem König Philipp nie zu Schaden handeln wolle. In Verbindung damit ward ein neuer Versuch bei der Curie unternommen. Doch König Philipp wie der Papst zweifelten an Ludwigs Aufrichtigkeit und bald erkannte dieser, daß auch sein Entgegenkommen gegen Frankreich ihn dem Ziele seiner Wünsche nicht

näher brachte. Eine vollständige Schwenkung in seiner Politik trat jetzt ein, König Eduard III. von England, der mit einer Schwester der Kaiserin vermählt war, erhob Ansprüche auf den französischen Thron und drohte Frankreich den Krieg. Durch englisches Gold gewonnen, hatten sich ihm mehrere deutsche Herren bereits verbündet und am 23. Juli 1337 schloß auch L. mit englischen Bevollmächtigten einen Vertrag, worin er sich verpflichtete, gegen eine Anweisung von 300 000 Goldgulden binnen zweier Monate 2000 Helme zu stellen. Er sprach die Absicht aus, zurückzuerobern, was die französischen Könige dem Reiche abgedrungen, und rüstete mit Macht gegen Frankreich. Immerhin brach er die Unterhandlungen mit diesem, die auch König Eduard noch längere Zeit fortsetzte, noch nicht so bald ab, faßte auch dazwischen, im Winter 1337 auf 38, wieder einmal einen italienischen Feldzug ins Auge. In den Kreisen der Reichsstände vollzog sich mittlerweile für ihn die günstigste Wendung. Nachdem er nämlich mit den Bischöfen des Reichs in Speier getagt und sie durch seine Erklärungen über den Kirchenstreit zufrieden gestellt hatte, legten diese ebenso wie die Reichsstädte, bei der Curie Fürbitten für ihn ein. Sie wurden ungnädig abgewiesen und nun traten, auf Versammlungen zu Lahnstein und Rense, die Kurfürsten zum ersten Male für ihren bedrängten Kaiser ein, indem sie die Erklärung erließen, nach Recht und Herkommen berechtige die Wahl, auch wenn sie nur von einer Mehrheit ausgegangen sei, den Gewählten, auch ohne Zustimmung und Bestätigung des Papstes, ohne weiteres zur Verwaltung des Imperiums (15. und 16. Juli 1338). Auf einem Reichstage zu Frankfurt berichtete L. den Ständen über seine Unterhandlungen mit der Curie und erließ Gesetze, worin die Ansprüche des Papstthums zurückgewiesen und die Rechte des von den Kurfürsten Gewählten festgesetzt wurden. Am 31. August traf L. in Koblenz mit König Eduard zusammen. In feierlicher Gerichtsversammlung sprach er dem Engländer das französische Königreich zu, zugleich ernannte er ihn zum Reichsverweser in Deutschland und empfing dafür seine Huldigung.

Eine Reihe von glücklichen Folgen knüpfte sich an die Ereignisse dieses Sommers. Nicht nur, daß sich die Lage im Innern besserte, daß fast aller Orten im Reiche der Gottesdienst wieder aufgenommen und die päpstlichen Urtheile nicht weiter beachtet wurden, auch Ludwigs Verhältniß zu den Nachbarn gestaltete sich günstiger als je. Wol nahmen am Rheine die Bischöfe von Straßburg und Basel noch eine so entschiedene Oppositionsstellung ein, daß sie L. im Sommer 1339 durch seinen Sohn Stephan und den Pfalzgrafen Rudolf bekriegen ließ, aber Niederbaiern und Böhmen versöhnten sich mit ihm, wie Habsburg schon vorher gethan hatte. Durch ein Angriffsbündniß Ludwigs mit den Oesterreichern bedroht, schloß Heinrich von Niederbaiern am 16. Februar 1339 in Ingolstadt mit L. Frieden und vermählte seinen einzigen Sohn Johann mit des Kaisers Tochter Anna. Auf Grund dieses Ehebündnisses fiel dann Niederbaiern, als Herzog Heinrich und sein Sohn bald nach einander starben (der letztere am 20. December 1340), an den Kaiser, der das neuerworbene Land im Januar 1341 bereiste und, soviel an ihm lag, Sorge trug, daß Ober- und Niederbaiern fortan ungetheilt bleiben sollten. Auch ein Theil der pfälzischen Lande kam bald darauf unter Ludwigs Verwaltung, da Kurfürst Rudolf, von Schulden bedrängt, diesem am 2. Juli 1341 zu Frankfurt sein Territorium übergab. Johann von Böhmen hatte in Frankfurt am 20. März 1339 seinen Frieden mit L. geschlossen, freilich unter Bedingungen, die für ihn günstiger waren als für den Gegner. Erst jetzt ließ er sich von L. belehnen, dafür blieb Tirol seinem Hause, auch verzichtete er nicht auf sein französisches Bündniß. Mit Habsburg befestigte der Kaiser auf einer Zusammenkunft mit Herzog Albrecht zu Reichenhall im Mai 1339 alte Bande aufs neue; dieser Bund

behauptete sich, so lange die beiden Fürsten lebten, und gewährte L. eine unschätzbare Stütze. Dagegen war es wohl Ludwigs Schuld, wenn die an das englische Bündniß und den Aufschwung von Koblenz geknüpften Hoffnungen sich in keiner Weise erfüllten. Als König Eduard im Sommer 1339 den Feldzug gegen Frankreich eröffnete, stieß zwar Ludwig der Brandenburger zu ihm, der Kaiser aber ward umsonst erwartet und seine Hülfstruppen, wenn er überhaupt solche stellte, blieben jedenfalls weit hinter seinem Versprechen zurück. Bei der lebhaften Kriegsstimmung gegen Frankreich ward sein Versagen im Reiche auf's ungünstigste beurtheilt. Aber es blieb nicht bei der Unthätigkeit gegen den französischen Nachbarn. Als König Philipp nach seiner Niederlage bei Sluys dem Kaiser Entgegenkommen zeigte, ließ sich dieser für ein französisches Bündniß gewinnen, das am 24. Januar 1341 in Vilshofen beurkundet wurde, und widerrief auf einem Reichstage zu Frankfurt im Juli des englischen Königs Reichsvicariat. Entscheidend war auch für diese Wendung Ludwigs der Gedanke, der seine hohe Politik seit Jahren an erster Stelle beherrschte: die Aussöhnung mit der Curie. Doch da eben damals eine Spannung zwischen den alten Freunden, den Höfen von Paris und Avignon, eingetreten war, hatte L. sein Mittel zur Unzeit angewendet.

In den Kreisen der deutschen Fürsten waren die letzten Jahre über immer wieder Pläne einer neuen Königswahl aufgetaucht, ohne daß einer derselben für L. drohende Bedeutung gewonnen hätte. Nun aber ward von L. selbst eine große Gefahr, das letzte und tödtliche Zerwürfniß mit den Lützelburgern heraufbeschworen, als sich seinem Hause unvermuthet die zwei Mal zerronnene Aussicht auf Tirol nochmals eröffnete. Der Lützelburger Johann Heinrich hatte zugleich mit der Erbitterung der Tiroler Landherren den leidenschaftlichen Widerwillen seiner Gemahlin Margarethe Maultasche auf sich geladen. Eine erste Verschwörung gegen ihn war gescheitert, eine zweite im November 1341 hatte um so besseren Erfolg und vertrieb ihn aus dem Lande. Daß L. um den Plan der Verschworenen wußte, ist möglich, jedoch nicht zu erweisen. In München beredeten nun Vertreter des Tiroler Adels mit ihm, daß sein ältester Sohn, der verwittwete Markgraf Ludwig der Brandenburger, mit der Hand Margarethens, die ihn zum Gemahl wünschte, Tirol erhalten sollte. Als alter Bestandtheil und natürliche Ergänzung der baierischen Lande, die er schon einmal fast in Händen gehabt, als die Brücke zu Italien, wohin sein Herz zu verlangen nicht aufhörte, hatte Tirol für den Kaiser einen Werth, der es begreiflich macht, wenn er dieses Gewinns halber über viele Rücksichten sich hinwegsetzte. Ludwig der Brandenburger widerstrebte zuerst, gab aber dann dem Drängen des Vaters nach und am 10. Februar 1342 ward auf Schloß Tirol seine Vermählung mit Margarethe gefeiert. Deren erste Ehe ward als Scheinehe und darum als nichtig betrachtet, nach dem Rathe Occams, der, ebenso wie Marsiglio, dem Kaiser ein Gutachten über die Frage ausgearbeitet hatte, wie das in dieser Ehe liegende gewichtige Hinderniß beseitigt werden könnte. Ludwigs Vorgehen erregte gewaltigen Anstoß. Unter seinem Eindruck standen die Kurfürsten, als sie sich im Juni 1343 in Rense zu Berathungen versammelten, deren Eröffnung dem Kaiser sicherlich nichts Gutes verhieß. Unerwartet erschien dieser selbst in Mitte der Versammlung und nochmals gelang es seiner natürlichen Beredsamkeit und Gewandtheit, die Aufregung einigermaßen zu beschwichtigen. Als er dann im Januar 1344 bei Unterhandlungen, die er von Cham aus mit dem in Tauß weilenden Karl von Mähren führte, dem Lützelburger die Abtretung der Lausitz und andere Vortheile zur Entschädigung bot, fehlte nicht viel, daß er auch diesen Gegner umstimmte; schon stand der Ausgleich nahe, als eine Botschaft seines Vaters Karl bewog, die Unterhandlungen abzubrechen und nach Avignon zu

gehen, wo König Johann mit dem Papste Clemens VI. ein Bündniß gegen L. geschlossen hatte.

Von diesem neuen Oberhaupte der Kirche, dem früheren Erzieher Karls, konnte L. nichts Gutes erwarten. Nachdem er sich durch entschiedeneres Auftreten, das er ihm gegenüber anfangs versucht, nur einen neuen Proceß zugezogen hatte, entschloß er sich bald, zur früheren Nachgiebigkeit zurückzukehren und nahm unter eidlicher Bekräftigung die 28 Artikel an, die ihm Clemens VI. vorlegen ließ und die gegenüber den Bedingungen von 1335 noch einige Verschärfungen aufwiesen. Der Nachlaß, um den er in einigen wichtigen Punkten durch eine im Spätherbst 1343 nach Avignon abgeordnete Gesandtschaft nachsuchte, ward ihm um so weniger gewährt, als der Papst bereits seine Augen auf Karl als neuen römischen König geworfen hatte. Vergebens hatte L. in seinen baierischen Landen Fasten und Bittgänge angeordnet, um Gott inbrünstig um einen guten Ausgang der Verhandlungen zu bitten. Die Bedingungen des Papstes hatte er den Ständen des Reichs mitgetheilt, die darüber zu Köln und Frankfurt beriethen. Fürsten wie Städte, mit noch größerer Entschiedenheit die letzteren, erklärten sich dagegen. Nun aber erschienen die Lützelburger, Vater und Sohn, in Deutschland, warben persönlich gegen L. und erhoben gegen ihn auf einer zu Bacharach Mitte September gehaltenen Versammlung stürmische Klagen. Ludwigs Plan ging damals dahin, an seiner Statt seinen ältesten Sohn zum König wählen zu lassen, aber die Mißstimmung der Fürsten machte die Ausführung unmöglich. Auch alte Anhänger Ludwigs, wie Balduin von Trier, sein Schwiegersohn Friedrich von Meißen, sein Neffe Ruprecht von der Pfalz, fielen in diesen Tagen von ihm ab. Anderseits konnte doch die lützelburgische Partei die Neuwahl, die sie plante, jetzt noch nicht durchsetzen; L. trieb mit starker Heeresmacht seine Gegner auseinander. Bald sahen sich die Lützelburger im Osten durch einen mächtigen Bund von Feinden bedrängt, dessen Urheber wohl L. war. Besonders eng schloß sich damals an den Kaiser der junge König Ludwig von Ungarn an; er plante eine wittelsbachische Heirath für seinen Bruder Stephan. Johann war eine Zeit lang in arger Klemme und knüpfte mit L. Unterhandlungen an, die diesmal nur am Widerstreben seiner Söhne scheiterten. Mittlerweile war L. nochmals ein reicher Landgewinn zugefallen: nach dem Tode des kinderlosen Grafen Wilhelm IV. von Holland konnte er (15. Januar 1346) zu Nürnberg seine Gemahlin, des Verstorbenen Schwester, mit Holland, Seeland und der Herrschaft Friesland belehnen. Als Erben dieses Besitzes ersah er seinen vierten Sohn Wilhelm und eventuell den fünften, Albrecht.

Bei der Curie hatte L. durch alle Demüthigungen und trotz der Empfehlungen mancher Fürsten nichts erreicht. Zu Ostern 1345 ging seine letzte Gesandtschaft nach Avignon. Der Papst tadelte seine Unbeständigkeit und steigerte seine Verurtheilungen auf das äußerste in den entsetzlichen Flüchen, die er in alttestamentarischem Stile am 13. April 1346 über L. aussprach. Auf seinen Betrieb erfolgte auch am 11. Juli 1346 die Wahl Karls von Mähren zum römischen König. Fünf Wähler waren dazu mit Mühe zusammengebracht worden, die Nation aber, unbeirrt durch die päpstliche Verfluchung, stand in so überwiegender Mehrheit zu L., daß Karl anfangs gar keinen Versuch wagte, in Deutschland Fuß zu fassen, sondern gleich von der Wahl weg nach Frankreich ging. L. hatte im Frühjahr 1346 Schwaben besucht, sich dort einiger adelicher Bundesgenossen versichert und von den Reichsstädten, besonders dem rheinischen Städtebunde Hülfsversprechen erlangt. Anfangs Juni ging er nach Tirol und wollte in Trient mit dem König von Ungarn und dem Herrn von Verona über einen neuen italienischen Zug berathen, doch ward die Zusammenkunft vereitelt. Als in Bozen römische, mailändische und veronesische Gesandte bei ihm nochmals auf die Aufstellung eines neuen Gegenpapstes drangen, schien er trotz dem

üblen Ausgange des ersten Versuches nicht abgeneigt, ihrem Wunsche zu willfahren. Im August berieth er in Frankfurt mit den Reichsständen, in Speier mit den Städten. Im Januar 1347 besuchte er den erprobten Freund, Herzog Albrecht in Wien. Mit dem König von England wurden jetzt die Unterhandlungen wieder aufgenommen, in Deutschland aber mit Eifer und Erfolg gerüstet. Einen Versuch Karls, Tirol wieder zu gewinnen, vereitelte der rasch herbeigeeilte Markgraf Ludwig, dem sein Vater auf dem Fuße folgte, mit blutigen Schlägen. Und wie in Tirol blieben die wittelsbachisch Gesinnten auch bei den ersten Waffengängen in Schwaben und am Mittelrhein Sieger; besonders in Schwaben errang Ludwigs Sohn Stephan große Erfolge. Im October 1347, da Karl in Böhmen an der Spitze eines Heeres gegen Baiern sich in Bewegung setzte, schien der Entscheidungskampf zu nahen; da raffte L. am 11. October unerwartet der Tod hinweg. Er hatte sich des Morgens unwohl gefühlt und war, von der frischen Herbstluft Besserung hoffend, von München auf die Bärenjagd ausgeritten. In der Nähe des Klosters Fürstenfeld, beim Dorfe Puch, sank er, wahrscheinlich vom Schlage gerührt, plötzlich vom Pferde und verschied gleich darauf in den Armen seiner Begleiter. Seine letzten Worte waren ein Anruf an die Mutter Jesu, der zu Ehren er Ettal gestiftet: „Süße Künigin, unser Fraue, bis bei meiner Schidung!" Die Todesstätte, die ein unbedeutendes neueres Denkmal bezeichnet, heißt seitdem der Kaiseranger. Später traten Vergiftungsgerüchte auf, ohne daß man ihnen Bedeutung beilegen dürfte; sie knüpfen meist an die Thatsache an, daß L. am Tage vor seinem Tode den Besuch der aus den vorderen habsburgischen Landen nach Wien zurückreisenden Herzogin Johanna von Oesterreich empfing und noch fröhlich mit ihr tafelte. L. hatte sich übrigens auf den Rath Peters von Mainz angewöhnt, als Mittel gegen Vergiftung nüchtern jeden Tag eine Arznei zu nehmen. Er hatte deren zweierlei, mit denen er Tag um Tag wechselte und die anfangs ihr Erfinder, der königl. Leibarzt Johann von Göttingen, später L. selbst sich bereitete. Nur dieser Vorsicht schrieb es Johann von Göttingen zu, daß der Kaiser aus Italien, wo er ja gewaltige Mengen von Gift verschluckt habe, heil zurückgekehrt sei. In der Frauenpfarrkirche zu München, an der Seite seiner ersten Gemahlin Beatrix, ward Ludwigs Leiche zur Ruhe bestattet.

Beatrix, eine geborene Herzogin von Schlesien, war einige Wochen vor der Mühldorfer Schlacht gestorben. Am 25. Februar 1324 hatte L. dann in Köln Margarethe von Holland als seine zweite Gattin heimgeführt. Ein voller Kreis blühender Kinder, sieben Söhne, von denen der jüngste erst nach des Vaters Tode das Licht der Welt erblickte, und 10 Töchter waren diesen beiden glücklichen Ehen erwachsen.

Als Ludwig der Brandenburger 1359 vom Kirchenbanne losgesprochen ward, regte er auch die Absolution seines verstorbenen Vaters an, ohne jedoch, wie es scheint, mit seinem Begehren durchzudringen. Wenigstens erklärte der Diöcesanbischof Paul von Freising, an den er sich deshalb wandte, zu einer solchen Maßregel nicht ermächtigt zu sein und rieth, zu diesem Zwecke eine besondere Gesandtschaft an die Curie abzuordnen; ja es wird berichtet, daß der Bischof die an geweihter Stelle ruhende Leiche des Kaisers damals ausgraben lassen wollte und nur durch den Markgrafen daran verhindert wurde. Schließlich indessen ward Ludwigs Lossprechung vom Banne durch einen seiner Nachkommen, wie es scheint, erwirkt; Zeit und Umstände dieses Ereignisses aber bedürfen noch der Aufklärung.

Der in der Münchener Frauenkirche befindliche Grabstein des Kaisers, der ihn in vollem Ornate sitzend zeigt, wurde unter Herzog Albrecht III. 1438 durch Meister Hans den Steinmeißel gemeißelt. Das schöne Erz- und Marmor-

denkmal, das über ihm sich erhebt, brachte 1622 Kurfürst Max I., dessen Vorgänger Albrecht V. und Wilhelm V. bereits den Plan gehegt hatten, zur Ausführung, derselbe Fürst, der trotz seiner glühenden kirchlichen Gesinnung eifrig bemüht war, das Andenken seines kaiserlichen Ahnen auch durch die Geschichtschreibung ehren zu lassen.

Urkunden: Böhmer, Regesten Kaiser Ludwigs, dazu drei Additamenta, das letzte von Ficker bearbeitet; Ergänzungen zu Ludwigs Itinerar von Häutle, Forschungen z. d. Gesch., XIII; Böhmer-Ficker, Acta imp. selecta, S. 481 bis 561, 716 ff., 800 ff.; Ficker, Urk. z. Geschichte des Römerzuges Ludwigs; Münchener Urkunden von Riezler, Forschungen, XX; vatikanische Urkunden in v. Löher's Archiv. Zeitschrift, V, VI und bei Preger (s. unten). Eine weitere Publication vatikanischen Materials steht bevor. —

Untersuchungen und Darstellungen: Eine gleichzeitige Biographie, die Vita Ludovici IV. imp., wahrscheinlich von e. baier. Augustinerchorherrn verfaßt, ist veröffentlicht bei Böhmer, Fontes, I. Gewold, Defensio Ludovici; Herwart, Ludovicus IV. imp. defensus (wirklicher Verfasser ist der Jesuit Keller); Nic. Burgundus, Ludov. Bavarus; Baumann, Voluntar. imperii consortium inter Lud. et Frid.; Wideburg, Examen consortii imp. inter Lud. et Frid.; Lipowsky, Hist. Prüfung der Frage, ob Ludwig mit Friedrich gemeinschaftlich geherrscht habe; Olenschlager, Erläuterte Staatsgeschichte; Lang, Beytrag z. Geschichte Ludwigs des Baiern aus der Gesch. der Grafen von Oetting. Durch eine Preisaufgabe der Münchener Akademie wurden hervorgerufen die Biographien Ludwigs von Sterr (1812), Mannert (1812), Zirngiebl (1814). 1822 erschien eine von Schlett. Kopp, Geschichte der Eidgenössischen Bünde, IV, 2. In der 1882 aus dem Nachlasse Kopp's und Lütolf's herausgegebenen Fortsetzung bis 1334 sind die Editionen und Forschungen der letzten acht Jahre nicht berücksichtigt. S. ferner H. Holland, Ludwig der Baier und sein Stift zu Ettal; Pfannenschmid, Ueber die Vorlage der Wahldekrete Ludwigs und Friedrichs und über die Schlacht bei Mühldorf, Forschungen, I, III, IV; Fr. Weber, Ludwig der Baier in der Lombardei; v. Weech, Kaiser Ludwig der Baier und König Johann von Böhmen; Höfler, Aus Avignon; Alf. Huber, Geschichte der Vereinigung Tirols mit Oesterreich; Pauli, Die Beziehungen König Eduards III. von England zu Kaiser Ludwig in den Jahren 1338 und 1339, Quellen u. Erörterungen, VII, 413 ff.; Derselbe, Kaiser Ludwig IV. u. König Eduard III. v. England (Bilder aus Altengland, S. 118 ff.); v. Weech, K. Ludwig u. Papst Clemens VII, Hist. Zeitschrift, XII. 315 ff.; Riezler, Kaiser Ludwig d. Baier, Meister Ulrich d. Wilde u. Meister Ulrich d. Hofmaier v. Augsburg, Forschungen, XIV; Derselbe, Die literarischen Widersacher der Päpste zur Zeit K. Ludwig des Baiern; Stegmann, Vereinigung Kärntens mit Oesterreich; Marcour, Antheil der Minoriten am Kampfe zw. Ludwig u. Papst Johann bis 1328; Döbner, Auseinandersetzung zw. Ludwig u. Friedrich v. Oesterreich 1325; Friedensburg, Ludwig d. Baier u. Friedrich v. Oesterreich vom Vertrage zu Trausnitz bis zur Zusammenkunft in Innsbruck; Heidemann, Peter v. Aspelt; Schötter, Johann v. Luxemburg; Dominicus, Baldewin v. Lützelburg; Frhr. v. d. Pfordten, Studien zu K. Ludwigs oberbayerischem Stadt- und Landrechte; Rockinger, Zur äußeren Geschichte von K. Ludwigs oberbayer. Stadt- und Landrecht, Oberbayer. Archiv, XXIII, und Vorarbeiten zur Textesausgabe des Landrechtes, Abhandlungen der Münchener Akademie, III. Cl. 1868; v. Döllinger, Akadem. Rede über Ludwig d. B., Allg. Ztg., 1875, Beil. Nr. 212, 213; Preger, Der kirchenpolitische Kampf unter Ludwig d. B. u. sein Einfluß auf die öffentliche Meinung in Deutschland; Derselbe, Beiträge u.

Erörterungen z. Gesch. d. Deutschen Reichs in den Jahren 1330—34; Karl Müller, Kampf Ludwig des Baiern mit der Curie, 2 Bde.; Höfler, Die romanische Welt und ihr Verhältniß zu den Reformideen des Mittelalters; Preger, Ueber die Anfänge des kirchenpolitischen Kampfes unter Ludwig d. B., 1882; Derselbe, Die Verträge L. d. B. mit Friedrich d. Sch. 1325 u. 1326 (1883); Leupold, Berthold v. Buchegg, Bischof von Straßburg, 1882; Riezler, Geschichte Baierns, II, wo S. 339 u. 500 f. die Litteratur über die Schlacht bei Mühldorf (dazu neuestens Dobenecker, D. Schlacht bei Mühldorf, Mitth. d. Instituts f. österr. Gesch. 1883, 1. Ergänzungsbd.) und über Ludwigs Tod und Begräbniß; Breuer, K. L. d. B. in seinen Beziehungen z. Papst Johann XXII. bis 1327; Fischer, Aug., L. d. B. i. d. J. 1314—1338 (1882); Rohrmann, Die Procuratorien K. L.'s; Mühling, Die Geschichte der Doppelwahl d. J. 1314 (1882); Weiland, Der angebliche Verzicht L. d. B. auf das Reich (Göttinger Nachrichten, 1883, Nr. 7). Ueber die Beurtheilung Ludwigs s. auch Kluckhohn, Riezler, Simonsfeld, Allg. Ztg., 1880, Beil. Nr. 363, 1881, Beil. 14, 15, Blätter f. d. bayer. Gymnasialwesen, XVII. Riezler.

Ludwig, Fürst von Anhalt-Cöthen, der jüngste Sohn des Fürsten Joachim Ernst von Anhalt und dessen zweiter Gemahlin Eleonore, der Tochter Herzog Christophs von Württemberg, ward am 17. Juni 1579 zu Dessau geboren. Nach dem schon 1586 erfolgten Tode seines Vaters stand Prinz L. mit seinen jüngeren Geschwistern meist unter der Obhut seiner trefflichen Mutter und folgte ihr auch, als sie sich 1589 mit dem Landgrafen Georg von Hessen wieder vermählte, nach Darmstadt, wurde aber von seinem ältesten Bruder, dem Fürsten Johann Georg, der nach des Vaters Willen die Regierung des Anhaltischen Landes und die Vormundschaft über seine noch minderjährigen Geschwister führte, bald nach Dessau wieder zurückgerufen und erhielt dort mit seinem jüngeren Bruder unter Aufsicht und Einwirkung Ernsts v. Kötschau und des Magisters Johann Starke eine ausgezeichnete Erziehung und Ausbildung in den wissenschaftlichen Studien und den ritterlichen Uebungen, wie sie die damalige Zeit von Personen aus hohem Stande erheischte. Diese Ausbildung durch Bereisung fremder Länder, das Studium der dortigen Sprachen und Eigenthümlichkeiten und die Anschauung merkwürdiger Orte, sowie durch das Bekanntwerden mit fremden Gelehrten und Künstlern und ihren Werkstätten und endlich durch den Verkehr mit hervorragenden Personen zu vollenden, trat L. mit seinem um ein Jahr älteren Bruder Johann Ernst in Begleitung Albrechts v. Wuthenau als Gouverneur und eines Edelknaben, Bernhard v. Krosigk, 1596 eine Reise an, die 1½ Jahr währte. Sie führte durch Niedersachsen und Bremen nach Holland, England und dann durch Frankreich, den damaligen Aufenthaltsort vieler wissensdurstiger junger Deutscher höheren Ranges, wo die jungen Fürsten viele vortheilhafte Bekanntschaften machten und sich mannigfache nützliche Kenntnisse, namentlich durch die Vervollkommnung in der französischen Sprache erwarben, im December 1597 nach der Heimath zurück. Auf Grund des geführten Tagebuches ist diese Reise vom Fürsten L. in seinen letzten Lebensjahren in Versen beschrieben worden und dürfte diese Beschreibung, die durch ihre Genauigkeit das dem Reisenden eingeflößte Interesse überall deutlich erkennen läßt, noch jetzt nicht ganz ohne Werth sein. So läßt z. B. die Erwähnung der in London gesehenen Schauspiele: „Darinnen man fürstellt die Fürsten, Könge, Kayser in rechter Lebensgröß, in schöner Kleiderpracht, es wird der Thaten auch, wie sie geschehn, gedacht" die Vermuthung entstehen, der Fürst habe hier Shakespeare'sche Dramen aufführen sehen und vielleicht den großen Dichter als Schauspieler selbst vor Augen gehabt. Dieser ersten folgte noch in demselben Jahre eine zweite größere

und noch mehr des Interessanten und Lehrreichen darbietende Reise. L. wird nur von Christoph v. Lehndorf als Hofmeister, dem Junker Philipp Jacob v. Grün, der des Zeichnens kundig, und dem Edelknaben Bernhard v. Krosigk begleitet. Die Reise ging durch Süddeutschland, den nördlichen Theil der Schweiz, Tirol und Italien, von wo Abstecher nach Malta und Sicilien gemacht werden und wo die Reisenden in Venedig, Florenz, Rom und Neapel längeren Aufenthalt nehmen, sodann durch Steiermark und Oesterreich nach Ungarn, wo dem dort in kaiserlichem Kriegsdienste stehenden Bruder Johann Ernst ein Besuch abgestattet wird und darauf über Prag und durch die Oberpfalz nach Dessau zurück, wo man am 2. März 1602 wieder eintraf. Auch von dieser Reise ist eine vom Fürsten verfaßte Beschreibung in Versen auf uns gekommen, doch reicht sie nur bis zum März 1599. Die Reise selbst, namentlich der lange Aufenthalt in Italien, war für L. von höchstem Werth und von größtem Einfluß auf sein ganzes späteres Leben; sie lehrte ihn die Sprache gründlich kennen, vermehrte seine Kenntnisse in jeder Art, läuterte seine Ansichten über Kunst und Wissenschaft, verfeinerte seinen Geschmack, bildete sein Benehmen und Auftreten in der Gesellschaft und übte und vergrößerte seine Menschenkenntniß. In Bologna gewann der junge Fürst unter dem Namen „von Lindau" die Universitätsmatrikel, in Florenz, wo er die freundlichste Aufnahme an dem prunk- und geistvollen Hofe der Mediceer fand, studirte er Dante, Boccaccio und Petrarca, ward unter dem Namen: Der Entzündete mit dem Symbole einer brennenden Stoppel und dem Motto: Im Brennen mahnts mich an mein Heil, Mitglied der Akademie della Crusca, schwelgte im Anblick der dortigen Paläste mit ihren Gemälden, Statuen und prächtigen Gärten und trieb eifrigst ritterliche Uebungen. In Rom zogen gleichfalls die Ueberreste des Alterthums in Bauwerken und Kunstgebilden, desgleichen die der nachfolgenden Zeit, den Geist des Fürsten aufs höchste an, ebenso fesselten ihn lebhaft die Eigenthümlichkeiten des Volks. Nicht anders war es in Neapel und auf Sicilien, wo zu den Genüssen, welche Kunst und Wissenschaften darboten, noch die von der Natur gewährten hinzutraten, desgleichen auf dem Rückwege in Genua, Mailand und Venedig. Von höchstem Interesse war dem Fürsten das Thun und Treiben von Malta's kriegerischen Mönchen und in Prag beglückte ihn der sehr freundliche Empfang, den ihm der kunstliebende Kaiser Rudolph II. zu theil werden ließ. Nachdem L. noch im J. 1602 einen Besuch am verwandten Hofe zu Weimar gemacht, verweilte er zunächst in der Heimath, wo wichtige Einrichtungen bezüglich der Zukunft des väterlichen Erbes durch Theilung desselben unter die fünf noch lebenden Söhne Fürst Joachim Ernsts zu treffen waren. Die unter den Brüdern herrschende innige Liebe und Eintracht ließ sie schon in der Mitte des nächsten Jahres zum gewünschten Ziele gelangen. Das Land ward, da eine Scheidung in fünf Theile nicht gut ausführbar war, nur in vier getheilt und es wurde beschlossen, einen der Brüder durch Zahlung einer entsprechenden Abfindung zufrieden zu stellen. Das vom 30. Juni 1603 datirte Protokoll der in Dessau stattgehabten Verhandlung von Fürst Ludwigs Hand ist noch vorhanden. Fürst Johann Georg, der älteste, erhielt Dessau, Fürst Christian Bernburg, Fürst August nahm freiwillig die Abfindung an, Fürst Rudolph überkam Zerbst und Fürst L. das Cöthen'sche Land. Obwol nach geschehener Uebereinkunft die Hauptregierungsangelegenheiten des gesammten Anhaltischen Landes noch in der Hand des ältesten Bruders verblieben, so ließ sich L. doch sofort die Wohlfahrt seines Landestheils angelegen sein. Er beauftragte den Landeshauptmann Jost v. Schilling mit Verbesserungen an dem noch unfertigen Schlosse zu Cöthen, dessen Neubau Fürst Johann Georg 1599 durch Peter Niuron begonnen, und beim Schloßgarten, der 1605 durch Ankauf von Privathäusern und Gärten vergrößert ward, traf polizeiliche Anordnungen

für die Stadt Cöthen und Verfügungen zur Regulirung von Grenzdifferenzen. Doch fühlte er sich durch diese Geschäfte noch nicht an Cöthen gefesselt und begab sich bald wieder auf Reisen. Zunächst besuchte er den Prinzen Moritz von Oranien im Lager vor Herzogenbusch und blieb während des Winters bei ihm im Haag, dann segelte er 1604 nach England, wo König Jacob ihn freundlichst empfing, begab sich darauf nach Frankreich, wo er sich einer gleichen Aufnahme bei König Heinrich IV. zu erfreuen hatte, besuchte dann die spanischen Niederlande, wo er dem Statthalterpaare, dem Erzherzog Albrecht und dessen Gemahlin, der Infantin Clara Eugenia, sich vorstellte und kehrte über Ostende und Antwerpen zu Ende 1604 nach Dessau zurück. Auch diese Reise und verschiedene Besuche bei dem durch wissenschaftliches Streben und Kunstsinn ausgezeichneten Landgrafen Moritz von Hessen erweiterten des Fürsten geistigen Gesichtskreis und des Landgrafen musterhafte Hofhaltung und wohleingerichtete Bildungsanstalten reizten zur Nachahmung. Eine im J. 1605 ihm angebotene Oberhauptmannschaft in der Pfalz, sowie eine Oberstenstelle im schwedischen Heere, die König Karl IX. ihm mit Verheißung großer Vortheile antrug, lehnte der Fürst ab, theils um bei den drohenden confessionellen Verwickelungen freiere Hand zu haben, vor Allem aber wegen der nun bevorstehenden vollständigen Uebernahme seines ihm 1603 zugefallenen Landestheils, die zu Johannis 1606 wirklich erfolgte und wo er am 30. August und 21. September die Erbhuldigung in Cöthen, Nienburg und Warmsdorf entgegennahm. L liebte mehr friedliches Wirken und Schaffen als kriegerische Thätigkeit, obwol er auch nach letzterer Richtung hin wol das Richtige zu erkennen und durchzuführen verstand. Er war mehr ein Mann der Feder als des Schwerts. Mit scharfem Blick und redlichem Willen ergriff er die Zügel der Regierung seines kleinen Landes, leicht erkannte er die mannigfach vorhandenen Mängel und energisch traf er Anordnungen zu deren Abhülfe. Sein namentlich in Italien gereister Kunst- und Schönheitssinn fand sofort Gelegenheit sich zu bethätigen. Er verschönerte seine Hauptstadt und ihre Umgebung durch Bauten und Anpflanzungen, wo sich dies nur thun ließ, schmückte sein 1604 vollendetes Residenzschloß, an dem sich äußerlich freilich wenig mehr nach seinem Geschmacke ändern ließ, durch geschmackvolle, dem italienischen Baustil nachgebildete bauliche Einrichtungen im Inneren, sowie durch prächtige Ausrüstung der Zimmer mit kunstvollen Tapeten und Geräthen und umgab dasselbe mit weitläufigen Nutz- und Ziergärten, die gleichfalls in welschem Geschmack mit großer Kunst und tiefem Verständniß angelegt waren und des Interessanten an zierlichen Bauwerken, fremden Bäumen, Gesträuchen, Kräutern und Blumenarten, wie sie der Fürst auf seinen weiten Reisen kennen gelernt hatte, Vieles enthielten. Zur Seite stand ihm bei diesen Anlagen sein gelehrter Gartendirector M. Heinrich Kinschius. Dazu entstanden einsichtsvolle Einrichtungen bezüglich des fürstlichen Hofhalts. Im J. 1606 ward der Burgfriede erneuert, es erschienen angemessene Hof-, Küchen- und Kellerordnungen und überall in den meist nach italienischem Muster gemachten Einrichtungen zeigte sich der feine, gebildete Sinn des jungen Fürsten. Sein Hofgesinde war, wie gleichzeitige Quellen sagen, in Sprache, Kleidung und Sitten ganz italienisch und er selbst verband italienische Anmuth mit deutscher Ernsthaftigkeit. Seine Tafel war nicht überladen, aber keineswegs ärmlich und stets herrschte daran bei aller Fröhlichkeit, nach italienischer Art, die größte Mäßigkeit, namentlich im Genusse des Weins, worin der liebenswürdige fürstliche Wirth mit dem besten Beispiele voranging.

Alle Einrichtungen des Fürsten zeugten, wie gesagt, von seiner Einsicht und seinen Bildung und bald traten die guten Folgen zu Tage. Ehrbarkeit, Fleiß, Ordnung wurden überall ersichtlich und der ritterliche, gebildete Adel des kleinen Landes wußte sein Wesen fügsam dem leutseligen geselligen Fürsten anzupassen; doch traten die damals in Anhalt herrschenden Religionsverhältnisse manchem

nicht selten hemmend entgegen. Einen treuen Beistand bei seinen Bestrebungen fand Fürst L. in seiner gleichgesinnten, des Hebräischen, Italienischen und Französischen kundigen Gemahlin, der Gräfin Amöne Amalie von Bentheim, mit der er sich am 31. October 1606 vermählt hatte. — Von dem zu theologischen Streitigkeiten geneigten und unter calvinistischem Einflusse stehenden Fürsten Johann Georg I. war, während er das gesammte Anhaltische Land regierte, den lutherischen Bewohnern das calvinistische Bekenntniß aufgenöthigt und dasselbe oft mit Härte zur Ausführung gebracht worden. Bis zu Fürst Ludwigs Regierungsantritt war dies noch nicht überall in seinem Lande durchgeführt und namentlich sträubte sich auch hier die Ritterschaft dagegen. Wenn auch der selbst reformirte Fürst die Sache nicht ändern konnte und wollte, dürfte er doch auf mildere Art weiter gegangen sein, wie er sich denn überhaupt in Religionssachen stets duldsam zeigte, was daraus hervorgehen möchte, daß noch jetzt der Cöthen'sche Landestheil eine nicht geringe Zahl von Ortschaften enthält, die sich zur lutherischen Kirche bekennen. — Gegenüber den sehr beunruhigenden politischen Verhältnissen, als Türkengefahr, ungarische Rebellion 2c., deren Folgen unberechenbar erschienen, hielt Fürst Johann Georg I. in Gemeinschaft mit seinen Brüdern für nothwendig, die Einrichtung eines sogenannten Landrettungs- oder Defensionswerks, bestehend in einer Landmusterung und Bewehrung der Unterthanen, sowie die manierliche berühmte soldatische Abrichtung derselben, wie sie in der Kurpfalz gebräuchlich war, ins Auge zu fassen. Manche Bedenken der 1605 zur Begutachtung niedergesetzten Commission ließen die Sache damals nicht zur Ausführung gelangen, doch ward sie nur aufgeschoben und es kam bald darauf doch dazu, nachdem durch Gründung der protestantischen Union 1609, der sofort die katholische Liga entgegentrat, die Besorgniß gewachsen war, daß auch im Vaterlande die herrschende Zwietracht die Erhaltung des Friedens wesentlich gefährden werde und man sich auf das Schlimmste gefaßt machen müsse.

Obwol 1606 die Landestheilung von 1603 vollkommen zur Ausführung gelangte, so blieb doch das Defensionswerk Sache der Gesammtheit, nur ward jedem Fürsten überlassen, in seinem Landestheile selbständig zu verfahren. So sehen wir denn L. von 1610 ab energisch beschäftigt, einen Theil seiner Unterthanen zu mustern, sie wehrhaft zu machen, sie im Gebrauch der Waffen zu üben und die Residenzstadt Cöthen nach seinem eigenen Entwurfe zu befestigen. Neben dem Hinblicke auf von außen drohende Gefahren geschah dies Alles aber auch zum Schutze gegen Feinde der Ordnung im Innern, denn das Land wurde durch einzelne Haufen von herrenlosen Reitern und Fußknechten, die hin und her zogen, raubten und plünderten, sengten und brannten, schon lange vor Ausbruch des Krieges 1618 sehr belästigt und steigerte sich dieser Zustand mehr und mehr, so daß 1620 die Fürsten sich bewogen fanden, der gesammten Einrichtung einen fast ganz militärischen Charakter zu geben und dies 1623 noch mehr in diesem Sinne durch Werbung von bestimmten Mannschaften vervollständigten. Doch zeigten sich bald meist durch diese letzteren hervorgerufene Unzuträglichkeiten, die noch in demselben Jahre zur Aufhebung der ganzen Einrichtung führten. Während nun so L., eigentlich seinen Neigungen entgegen, sich vielfach mit militärischem Wesen zu beschäftigen veranlaßt war, ließ er die Verwaltung seines Landes und deren Verbesserung keineswegs aus den Augen. Die Regierung desselben geschah nach der 1572 eingeführten Landesordnung, dem Landesgebrauch und der Kanzleiordnung von 1587, dazu erließ der Fürst zur Regulirung der Regierungsgeschäfte in seiner Nähe 1610 die Cabinetsordnung und stellte den Rath Johann Stallmann an die Spitze der ersteren, wo derselbe bis 1628 verblieb. Dann sorgte er für Regulirung der Handels- und Verkehrsverhältnisse durch Erlaß einer Taxe des Gewürzes und der Spezereien bei den Apothekern 1613 und 1622 folgte eine Taxe oder Anschlag und Würdigung der Fehlinger

(Feilhalter, Verkäufer) und Löhner, wie solche gefordert und bezahlt werden sollen, die sich auf alle Lebensbedürfnisse erstreckte und manche andere entsprechende Verfügungen. War so der Fürst eifrigst auf Hebung des materiellen Wohles seiner Unterthanen bedacht, so ließ er auch dagegen das geistige nicht aus den Augen. Auf seinen Reisen mit der Einrichtung vieler Bildungsanstalten bekannt geworden und durch Verkehr mit einsichtsvollen Männern auf die allgemein hervortretenden Mängel des Unterrichts hingeführt, beschloß er die Errichtung einer Musteranstalt in Cöthen, die nicht nur für besseren Elementarunterricht sorgen, sondern auch zur weiteren Ausbildung in den Wissenschaften Gelegenheit bieten sollte. Diesen Plan ins Werk zu setzen erschien der ihm selbst schon bekannte und mehrfach empfohlene Schulmann Wolfgang Ratke, der sich Ratichius nannte, der geeignetste zu sein; derselbe, der gedachtem Plane erst die eigentliche Form gegeben haben dürfte, hatte sich seit mehreren Jahren den Ruf erworben, Sprachen auf eine leichtere und schnellere Art, als früher bekannt, lehren zu können und zählte nicht wenige Anhänger, dagegen aber auch wieder zahlreiche und gewichtige Gegner. Der Fürst hätte gern seine Brüder als Genossen seines Plans gehabt, es gelang ihm jedoch nicht sie dem genannten Schulmann günstig zu stimmen, dagegen aber schloß sich der Herzog Johann Ernst von Sachsen ihm thätig an. Er traf nun die zur Ausführung der Ratke'schen Ideen erforderlichen baulichen Einrichtungen im Schlosse zu Cöthen, wo der höhere Unterricht ertheilt werden und in der Stadt, wo die Elementarunterweisung in der Knaben- und Mädchenschule stattfinden sollte, berief die benöthigten Lehrer und lud die Einwohner ein ihre Kinder an dem beabsichtigten Unterrichte theilnehmen zu lassen; auch errichtete er zur Erleichterung des letzteren eine Buchdruckerei in Cöthen, schaffte dazu Schriftzeichen in verschiedenen fremden Sprachen an und verwendete überhaupt auf das Unternehmen beträchtliche Summen. In der ersten Hälfte des Jahres 1619 siedelte nun Ratichius von Weimar nach Cöthen über, schloß mit L. und dem Herzoge Johann Ernst von Sachsen unterm 11. Juni einen die Anstalt und ihre Verhältnisse betreffenden Rezeß und der Unterricht nach seiner Methode begann am 21. Juni im Schlosse und in der Stadt. Bald aber zeigte die Anstalt bedenkliche Mängel, es wollten sich merkliche Früchte nicht zeigen, dagegen erschienen Klagen über Auflösung der Disciplin und Anzeichen des Zwiespalts zwischen dem störrigen unstäten Ratichius und seinen Collegen, die er grob und ungeschliffen behandelte. Versuche, die Sache zu einem befriedigenden Ausgange zu bringen, scheiterten an dem ganzen Auftreten und Benehmen des Ratichius und es blieb dem Fürsten nichts übrig, als ihn, nachdem seine Wirksamkeit in Cöthen nur $3^1/_2$ Monat gedauert, im October 1619 festnehmen und zur Verantwortung ziehen zu lassen. Es ward ihm Schuld gegeben, daß er der eingegangenen Verpflichtung, eine leichtere und schnellere Lehrart in Sprachen und Künsten zur Anwendung zu bringen, nicht nachgekommen, in seiner Lehrkunst wenig geleistet und doch schwere Unkosten verursacht, gegen die fürstliche Regierung und seine Collegen mit Reden und in Schriften ungebührlich und böswillig sich betragen und seinen beharrlichen Ungehorsam, Schmähsucht und Bosheit mehr denn genugsam gezeigt habe. Ratichius, obgleich er noch während der Haft unglaubliche Takt- und Charakterlosigkeit gezeigt, gab bei einer Verhandlung am 11. Juni 1620 alle Anklagepunkte zu, bat um Gnade, unterzeichnete einen bezüglichen Revers und ward am 24. straflos entlassen. L. ward durch diesen verunglückten Versuch nicht in seinen Bestrebungen zur Verbesserung des Schulwesens zum Stillestand gebracht, er fuhr fort auf dem eingeschlagenen Wege mit praktischen Modificationen weiter zu gehen und brachte der Ausbildung der Jugend seines Landes noch erhebliche Opfer, bis die immer mehr durch den Krieg wachsenden Bedrängnisse, die alle geistigen Interessen niederdrückten, auch nach dieser Hinsicht hin zu bedeutenden Einschränkungen ihn nöthigten. — In nächstfolgender Zeit

wurden die Anhaltischen Lande zwar noch nicht von dem bereits einen großen Theil des deutschen Vaterlandes verwüstenden Kriege direct berührt, aber die Fürsten selbst wurden doch schon wesentlich durch die inzwischen vorgefallenen Ereignisse in Mitleidenschaft gezogen, da sie in enger Familienverbindung standen. Der unglückliche Versuch der Böhmen, durch Erwählung Kurfürst Friedrich V. von der Pfalz zu ihrem Könige sich die Selbständigkeit zu verschaffen, hatte durch die Schlacht am weißen Berge vor Prag, am 8. November 1629, ein schnelles Ende gefunden. Fürst Christian I. von Bernburg, der Feldherr des neuen Böhmenkönigs, fühlte den ganzen Zorn des Kaisers, war geächtet und schmachtete in der Verbannung; der jüngere Christian, der unter seinem Vater im Böhmenheere diente, war in der Schlacht gar in kaiserliche Gefangenschaft gerathen. Für Beide Gnade und Verzeihung zu erhalten war der übrigen Familienmitglieder eifrigstes Streben und daß dieses gelang, denn Fürst Christian I. konnte am 5. Juli 1624 wieder in seine Residenz einziehen, ist großentheils wol das Werk Fürst Ludwigs, der auf das Feinste die nöthigen Hebel durch seine schriftlichen Verhandlungen ansetzte. Ueberhaupt ward nicht nur seine Feder vielfach von seinen Brüdern und Neffen in Anspruch genommen, sondern auch die ihm innewohnende Sprach- und Umgangsgewohnheit, wie z. B. bei Gelegenheit des erfolglosen Versuchs durch seine Sendung an Kaiser Rudolph nach Prag 1608, desselben Beihülfe in dem Streite des Anhaltischen Fürstenhauses mit Kurfürst Christian I. von Sachsen wegen des angeblichen Mordversuchs auf letzteren in der Gräfenhainichener Haide zu erlangen und in manchen anderen Fällen. Das Jahr 1625 brachte auch Anhalt mit den kriegerischen Ereignissen in unmittelbare Berührung, denn am 23. December bemächtigte sich Wallenstein der Roßlauer Elbbrücke und nun blieb das Land Jahre hindurch im verderblichen Kreise der Kriegsoperationen. Einlagerungen, Durchzüge, Schanzenbau und große Geldopfer quälten die Fürsten und ihre Landestheile, also auch das Fürstenthum Ludwigs, der mit seinen Brüdern und allein thunlichst Abhülfe zu schaffen bemüht war, deshalb im J. 1629 mit dem Herzoge von Friedland in Halberstadt persönlich verkehrte und nicht müde ward durch Correspondenz und Abgesandte bei den einzelnen Heerführern möglichst für die Seinigen zu wirken. Die Annäherung der Schweden 1631 brachte dem Lande einige Erleichterung, indem sich die Kaiserlichen unter Tilly nach Abbrennung der Elbbrücke am 10. Mai nach Sachsen zurückzogen und die Fürsten gegen eine monatliche Zahlung von 3000 Thalern sich den Schutz des Königs Gustav Adolf sicherten. In Folge dieses Umschwungs ließ sich L. zum schwedischen Statthalter von Magdeburg und Halberstadt bestellen und trat mit den übrigen Anhaltischen Fürsten dem Heilbronner Bunde bei. Der Schweden Niederlage bei Nördlingen 1634 änderte aber bald diese Verhältnisse: Anhalt sah sich veranlaßt dem von Kursachsen mit dem Kaiser 1635 abgeschlossenen Separatfrieden sich anzuschließen und dies führte L. zur Niederlegung seines Statthalterpostens, den er bisher zur Zufriedenheit der schwedischen Regierung bekleidet hatte. Hieraus entstand der Nachtheil, daß das ganze Anhaltische Land nunmehr von den Schweden aufs Aergste gemißhandelt wurde, wobei es auch noch von der Gegenpartei, obwol man mit derselben im Frieden war, nicht im Entferntesten geschont ward. So ging es mit wenigen Aenderungen bis zum Abschluß des Friedens 1648 fort. Das Land diente als Tummelplatz für Freund und Feind und erbarmungslos wütheten beide Theile durch Erpressungen und Quälereien aller Art auf dasselbe los; selten gelang es den Bemühungen des Fürsten momentane Erleichterung zu verschaffen und namentlich litt in der ganzen Kriegszeit die Stadt Cöthen selbst auf das Empfindlichste. Selbst das letzte Lebensjahr des Fürsten 1649 verging wegen Händel mit den im Lande noch lagernden schwedischen Völkern nicht in nunmehr er-

warteter so lange ersehnter Ruhe. Von inneren Einrichtungen des Fürsten während der ganzen Dauer des Krieges wird nur die Einrichtung des geistlichen Wittwenkastens 1636 gemeldet, die Lasten und Drangsale absorbirten Alles und hinderten jede weitere Entwicklung, man war schon glücklich, wenn es möglich war das Vorhandene zu erhalten. Noch ehe der Krieg die Anhaltischen Länder direct heimsuchte, wurde L. von schweren Familienunfällen hart betroffen, denn am 15. März 1624 starb sein am 19. October 1607 geborener einziger Sohn Ludwig und auf einer kurz darauf mit seiner Familie nach den Niederlanden unternommenen Reise zu Harderwyk in Geldern am 26. März 1625 seine einzige Tochter, die am 28. November 1609 geborene Louise Amoene; ihr folgte am 3. September 1625 auf einer neuen Reise zu Oldenburg ihre Mutter, die Fürstin Amoene Amalie, im Tode nach. So sah sich der Fürst in dem kurzen Zeitraume von 18 Monaten seiner Gemahlin und beider Kinder beraubt. Im nächsten Jahre schritt er zu einer zweiten Ehe und zwar mit der Gräfin Sophie zur Lippe, die ihm zwei Kinder, eine Tochter Amalie Louise, die in zarter Kindheit starb und am 3. August 1638 einen Sohn Wilhelm Ludwig schenkte, der seinen Vater überlebte, aber schon 1665 kinderlos starb, wodurch die Ludwig'sche Fürstenlinie in Cöthen ihr Ende erreichte. Im J. 1627 übernahm L. die Vormundschaft über den minderjährigen Grafen Otto zu Holstein-Schaumburg in Gemeinschaft mit zwei anderen Mitgliedern von dessen Familie und führte dieselbe trotz mancher Verdrießlichkeiten 16 Jahre lang zum Heil seines Mündels und dessen Erblandes. Obwol, wie bemerkt, ein warmer Freund italienischer Sprache, Sitte und Wesens, war und blieb L. doch innigst seinem deutschen Vaterlande und seiner Muttersprache zugethan. Mit Trauer erfüllte ihn daher das Ueberhandnehmen des Fremdwesens in Sprache und Sitte, welches meist aus Frankreich herüber gekommen war, vornehmlich an verschiedenen Höfen schnell Boden gefaßt und sich unaufhaltsam verbreitet hatte, als Modesache üppig wucherte und das Einheimische vollständig in den Schatten zu stellen drohte. Wenngleich nicht alleinstehend in seinem Wunsche, diesem Unwesen steuern zu können, sah der Fürst doch recht wohl ein, daß dies nicht einem Einzelnen möglich sei, sondern daß nur eine feste Verbindung gleichgesinnter und nach einem festen Plan gleichmäßig wirkender Kräfte zum gewünschten Ziele gelangen könne. Diese Ueberzeugung gab Veranlassung zu der bei Gelegenheit der Beisetzung der am 18. Juli 1617 verstorbenen Schwester des Fürsten, der Herzogin Dorothea Maria von Weimar, dort am 24. August unter Anregung des Geh. Raths und Hofmarschalls Caspar v. Teutleben von diesem, Fürst Ludwig, drei Herzögen von Sachsen und zwei Anhaltischen Adeligen aus der Familie v. Krosigk geschehenen Stiftung der bekannten fruchtbringenden Gesellschaft, deren Zweck war, die edle hochdeutsche Muttersprache in ihrem rechten Wesen und Stande, ohne Einmischung fremder ausländischer Worte, aufs Möglichste und Thunlichste zu erhalten und sich dazu sowol der besten Aussprache im Reden, als der reinsten Art im Schreiben und Reimedichten zu befleißigen. Als Muster dürften die Einrichtungen der Accademia della Crusca in Florenz, deren Mitglied Fürst L. dortselbst geworden, gedient haben, wenigstens deutet darauf der aus jener herübergenommene Gebrauch von oft lächerlichen Namen, Symbolen und Devisen von Seiten der Mitglieder der neuen Gesellschaft, wie denn der Fürst der Nährende hieß, als Symbol ein wohlausgebackenes Weizenbrot hatte und als Devise die Worte „Nichts Besseres“ führte. Als Ehrenoberhaupt ward Caspar v. Teutleben, der Mehlreiche, hingestellt und mögen bis zu seinem Tode 1628 die Aufnahmen der sich allmählich mehrenden Mitglieder, bei denen weder auf Stand noch auf Glaubensbekenntniß, sondern nur auf den Bildungsgrad gesehen ward, an den Wohnorten des erstern, Weimar und Coburg geschehen sein. Dann aber ward

der Sitz der Gesellschaft das Schloß zu Cöthen, dessen Besitzer von Beginn an die Haupttriebfeder, die belebende Kraft gewesen war und es bis zu seinem im Januar 1650 erfolgten Tode blieb. Von dort, wo der Erzschrein der Gesellschaft sich befand, leitete er mit unermüdlichem Eifer die Angelegenheiten der letzteren und führte die umfangreiche Correspondenz mit den Mitgliedern derselben, zu denen die angesehensten Fürsten, als die Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und Johann Georg I. von Sachsen, sowie der Pfalzgraf Karl Gustav, die ruhmvollsten Heerführer und Staatsmänner, als Piccolomini, Bauer und Ochsenstierna, die hervorragendsten Dichter und Gelehrten jener Zeit, wie Andreas Gryphius, Martin Opitz, Fr. v. Logau sich rechneten. In den luftigen Hallen seines Schlosses empfing er die zahlreichen Besuche der gleichgesinnten Freunde, bewirthete sie dort und im dichten Schatten seiner prachtvollen Gärten, erwog mit ihnen das Wohl und Wehe der Gesellschaft und empfing die Mittheilung des von ihnen im allgemeinen Interesse Geleisteten, dessen meist in seiner Residenzstadt erfolgte Vervielfältigung durch die Presse er selbst überwachte. Diese seinem Sinne so ganz entsprechende Thätigkeit, zu der noch eigenes dem Zwecke der Gesellschaft entsprechendes schriftstellerisches Wirken kam, war der Lichtpunkt der zweiten Hälfte seines Lebens, ermuthigte ihn bei den um ihn herrschenden Gräueln des Krieges und tröstete ihn bei den schweren Schicksalsschlägen in seiner Familie. Mit seinem Tode schwand der starke Halt der Gesellschaft, die leider schon längst in ihrem Wirken, Thun und Treiben sich mehr und mehr von ihrem eigentlichen, so klar vorgezeichneten Ziele entfernt und in Aeußerlichkeiten und Spielereien sich verflacht hatte. sie kümmerte zwar noch eine Zeit lang unter den Herzögen Wilhelm von Weimar und August von Sachsen hin, erlosch aber mit des letzteren 1680 erfolgtem Tode. Ist ihrer Thätigkeit auch nicht jedes Verdienst abzusprechen, so sind jedenfalls ihre Leistungen und Erfolge hervorragend nicht zu nennen.

L. starb nach längerem Unwohlsein am 7. Januar 1650 im 70. Jahre seines Lebens und ruht in der Fürstengruft der St. Jacobskirche zu Cöthen. Er besaß Scharfsinn, Verstand und ausgebreitete Kenntnisse, so daß er der Gelehrteste unter seinen Brüdern gewesen sein dürfte, dazu einen unermüdlichen Fleiß sich fortzubilden und sich zu unterrichten und zeigte stets die größte Energie bei Ausführung aller seiner Entschlüsse. Voll reger Theilnahme für alles, was das Wohl seines Landes und seiner Unterthanen betraf, verabsäumte er keine Gelegenheit den Seinigen zu nützen bis zu dem letzten Hauche seines Lebens.

G. Krause, Ludwig, Fürst zu Anhalt-Cöthen und sein Land, 1877/79. F. W. Barthold, Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft, 1848. Beckmann, Landeschronik.

Siebigk.

Ludwig, letzter Herzog von Teck, Patriarch von Aquileja (1412—20), † 1439. Dieser Sprosse eines der angesehensten Geschlechter Schwabens vom Stamme der Zähringer, das mit ihm erlosch, war der jüngere Sohn Friedrichs von Teck († 1390), welcher 1369 Mindelheim erwarb und die Herrschaft Teck an die Landgrafschaft Württemberg verkaufte (1381), Bruder Herzog Ulrichs († 1432), ein naher Verwandter der Grafen von Ortenburg (erloschen 1422) und Günstling König Sigismunds. Er hatte erst die niederen Weihen empfangen, als ihn die Verzichtleistung des Patriarchen Anton I. (Gaëtani) auf diese undankbare Würde (1402) bestimmte, als Bewerber um dieses geistliche Fürstenthum aufzutreten und seinen Bevollmächtigten Anton Panziera von Portogruaro, Bischof von Concordia, mit bedeutenden Geldsummen nach Rom, an Papst Gregor XII. zu entsenden. Panziera soll aber mit dem fremden Gelde für die eigenen Zwecke gewirkt haben und brachte es in der That dahin, daß der genannte Papst ihn zum Patriarchen ernannte. Dem neuen Patriarchen Anton II. grollte

nun begreiflicherweise Niemand mehr als Ludwig von Teck und fand an seinem Verwandten, dem Grafen von Ortenburg, einen willkommenen Widersacher Panziera's, welcher sich auch die Gunst Papst Gregor XII. bald verscherzte und, allgemein angefeindet, einen Rivalen an seinem Landsmanne und Nachfolger im Bisthum Concordia, Anton da Ponte, bekam. Gregor XII. suspendirte (13. Juni 1408) den Panziera und erhob den da Ponte zum Patriarchen (März 1409), während der Gegenpapst Alexander V. für Panziera eintrat. Da Ponte, als Patriarch Anton III., hatte nur schwachen Anhang gefunden, bequemte sich bald zum Rücktritt, und da Panziera vom neuen Papste Johann XXIII., dem Nachfolger Alexander V. und Gegner Gregor XII., die Cardinalswürde erhielt (6. Juni 1411) und sich daher um so leichter bewogen fand dem Patriarchate zu entsagen, so ebneten sich die Wege für die lang gehegten Wünsche Ludwigs von Teck. Denn damals war König Sigismund, im Kriege mit Venedig, Herr Udines und der ganzen Sachlage in Friaul geworden (1411—12) und Graf Friedrich von Ortenburg schaltete und waltete als königlicher Generalvicar im Patriarchate. Beiden mußte die Wahl Ludwigs zum Patriarchen willkommen sein und so fiel die stark beeinflußte Wahl des Capitels von Aquileja auf den Herzog von Teck (6. Juli 1412). Durch den Grafen Heinrich IV. von Görz als Stellvertreter König Sigismunds investirt (10. Juli) — von kirchlicher Seite aber erst durch Papst Martin V. und das Constanzer Concil (1418) bestätigt, — sollte Patriarch Ludwig II. bald genug in sein Verhängniß gerathen und die Hoffnungslosigkeit eines Kampfes mit der annexionslustigen Republik des heiligen Marcus sattsam erproben. Die ersten Jahre seines Patriarchates ließen sich allerdings weniger gefahrdrohend an, denn am 17. April 1413 schloß König Sigismund mit den Venetianern zu Triest einen Frieden auf fünf Jahre und bestellte den Grafen Heinrich IV. von Görz zum Reichsverweser (1413), dann Statthalter (1417) in Friaul, den der neue Patriarch somit als Stütze seiner Herrschaft betrachten konnte. Allein der seit jeher unbotmäßige Lehensadel des Patriarchates, der in seinem Haupttheile schon 1411 die Schutzhoheit Venedigs anerkannt hatte, nahm nach Ablauf der fünfjährigen Waffenruhe das Heer der Venetianer (1418) mit offenen Armen auf. Befand sich ja doch unter seinen Anführern der einstige „Hauptrebell" gegen die Autorität der Patriarchen, Tristan Savorgnano, der Rächer des väterlichen Todes an dem Kirchenfürsten von Aquileja, Johann Soběslaw (s. d. Art.), seit 1411 geächtet und aus Udine zur Signoria flüchtig geworden. Aquileja wurde gleich im ersten Anlauf von den Venetianern erobert, Cividale capitulirte schon den 11. Juli 1419 ohne jeden Widerstand, während gerade Udine, die Stadt der Opposition gegen die Patriarchen, seine ganze Kraft gegen die fremden Eroberungspläne einsetzte und der Hoffnung war, daß die Heerschaaren König Sigismunds unter der Führung des Banus Dionys, des Ortenburgers und des Carraresen Marsilius das Feld in Friaul behaupten würden. Das war jedoch nicht der Fall, und so mußte auch Udine, ganz vereinzelt in seinem Widerstande, denselben aufgeben und am 6. Juni 1420 den Venetianern die Thore öffnen. Bald darauf erscheint der erste Provveditore der Republik in Friaul, Roberto Morosini, in seinem neuen Amtssitze, in Udine. Der Patriarch „ohne Land" hoffte noch Jahre hindurch auf die Wiederherstellung seiner Herrschaft, aber vergeblich, denn der Hussitenkrieg, der Kampf um Böhmen nahm die ganzen Kräfte des Luxemburgers in Anspruch; Sigismunds weitere Unternehmungen im Friaul'schen konnten daher keinen Umschwung zu Gunsten Ludwigs bewirken. Der Marcuslöwe hielt Friaul in seinen Tatzen fest, der Kaiser verglich sich 1431—32 mit Venedig, und im Hader mit dem unabänderlichen Geschick starb 1439 der letzte der Patriarchen mit weltlichem Herrschaftsbesitz, zugleich der letzte des Hauses Teck, seit zwei Decennien schon der Träger eines glänzenden, aber gehaltleeren Titels.

Aschbach, Gesch. K. Sigismunds III.; Manzano, Ann. del Friuli. 6. Bd. (schließt mit 1420) und 7. Bd. 1421—1799 (Udine 1879, als Aggiunta). F. C. (Graf F. Coronini,) Aquileja's Patriarchengräber (Wien 1867). Czörnig, Frh. v., Görz und Gradiska (histor. Theil), Wien 1873. Krones.

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden, von seinen Zeitgenossen der „Türken-Louis" genannt, Regent der Markgrafschaft Baden, kaiserlicher Generallieutenant, Reichsfeldmarschall, Ritter des goldenen Vließes, Inhaber des k. k. Infanterieregiments Nr. 23, geb. den 8. April 1655 zu Paris, † den 4. Januar 1707 zu Rastadt, gehörte der von Bernhard III. (Bd. II S. 416) gestifteten Linie der Markgrafen von Baden-Baden an und war der Sohn des badischen Erbprinzen Ferdinand Maximilian und der Luise Christiana, Prinzessin von Savoyen-Carignan. Ludwigs zufällige Geburt auf Frankreichs Boden blieb ohne allen Einfluß auf dessen Charakterentwicklung, denn kaum drei Monate alt wurde er von Paris, welches seine Mutter nicht verlassen wollte, förmlich entführt, nach Baden gebracht und dort bis 1669 unter seines Vaters Leitung, und nach dessen Tode unter jener seines Großvaters, des Markgrafen Wilhelm, sorgfältig und strenge zum Regenten und Krieger herangebildet. Echt deutsche Gesinnung, opferfähige Treue, sowie seltene Ausdauer bei Durchführung dessen, was sein scharfer Verstand beschlossen, waren die Resultate dieser Erziehung, überdies kennzeichnete L. zeitlebens ein hoher Grad von mannhafter Selbständigkeit, welche Eigenschaft jedoch bei allzu rücksichtslosem Freimuthe ihm viele Gegner schuf und ihm mehrfach die Gebote der Fügsamkeit, die Beachtung der Ansichten Anderer vergessen ließ. Auf beiden ihm gewordenen Lebenspfaden erwarb sich aber L. reichlich Ehre und Ruhm, sowol als Regent, der thatkräftig die Interessen seines Landes beschützte, sowie als Krieger und Feldherr, welcher die seinerzeit höchst bedeutungsvolle Lagerkunst meisterhaft beherrschte und dem es gelungen, in keinem der mitgemachten vielen Feldzüge besiegt zu werden, weder von den Türken, denen er kühn und unternehmend entgegentrat, noch von den Franzosen, die er den damaligen eigenartigen Verhältnissen entsprechend, bei Vermeidung entschiedener Offensive bekriegte. Marlborough nennt L. in einem Schreiben vom 17. Januar 1707 an General Janus eine hochberühmte Persönlichkeit, für die er stets nur Achtung empfunden; Prinz Eugen von Savoyen bezeichnet ihn in einem Briefe von gleichem Datum an den Hofkanzler Grafen Strattmann als den besten Feldherrn der Monarchie, der zuverlässig, nie unglücklich gewesen, jederzeit mit Bedachtsamkeit wirkte und „immer mit dem Bewußtsein seines künftigen Standpunktes, auch im Falle des Fehlschlagens seiner Unternehmung" gekämpft hat. 1674 trat L. mit des Markgrafen Wilhelm Genehmigung in das kaiserliche Heer und focht 1675—1678 unter Montecuccoli und Karl von Lothringen gegen die Franzosen, allerorts viele Selbständigkeit und Geistesgegenwart beweisend, besonders 1676 bei Philippsburg, 1677 bei Freiburg, 1678 bei Stauffen, wo er auch verwundet wurde. In Anerkennung seiner wiederholt belobten, namentlich bei Philippsburg ausdauernden Tapferkeit ernannte ihn Kaiser Leopold I. zum Regimentsinhaber. Bald hierauf, 1678, wurde L. die kaiserliche gnadenweise Volljährigkeitserklärung und somit die Möglichkeit zu theil, die Regierung von Baden nach dem 1677 erfolgten Tode seines Großvaters, Markgrafen Wilhelm, übernehmen zu können. Nunmehr widmete sich L., 1678—82, ausschließlich der Regierungsleitung, wobei er nicht nur für die Behebung der durch den Krieg erwachsenen Schäden lebhaft bemüht gewesen, sondern auch nachdrücklichst in Wort und Schrift sein Land vor Verkleinerungen zu bewahren suchte, die selben durch das habsüchtige Auftreten der französischen Reunionskammern wiederholt drohten. 1679 rückte er zum Generalfeldwachtmeister vor. Und als ein erneuerter Kampf mit Frankreich in Aussicht stand, da erbat sich

L. vom Kaiser eine Wiederverwendung im Heere. Selbe wurde ihm auch unter gleichzeitiger Ernennung zum Feldmarschalllieutenant, 1682, zugestanden; da aber der Krieg gegen die Türken früher zum Ausbruche kam, so erfolgte 1683 seine Berufung nach Ungarn. L. eilte so rasch dahin, daß er sich schon an den Gefechten während des Vorrückens gegen Wien betheiligen und Herzog Karl von Lothringen nach dem Treffen bei Preßburg berichten konnte: „es habe Prinz Louy die avangarde gehabt und solche mit großer conduite geführt und gepostiret.“ Unter den Helden des Entsatztages der Kaiserstadt, den 12. September, glänzt aber L. auf das vortheilhafteste; er bahnte tagsüber an der Spitze zu Fuß fechtender sächsischer Dragonerregimenter den nachrückenden Truppen den Weg über die Abhänge des Kahlenberges, während er des Abends im Vereine mit der aus dem Schottenthore ausgefallenen Besatzung die Türken aus den Laufgräben vertrieb. Im selben Jahre kam L. ferner den 9. October bei Párkány dem Könige Sobieski rechtzeitig zu Hilfe, besetzte hierauf die Palanka (ein feindliches Verschanzungswerk), bewirkte die Sprengung des Festungsthores und betheiligte sich den 27. October an der Einnahme von Gran. Die vorzugsweise Ernennung zum General der Cavallerie ehrte Ludwigs vielverdiente Thätigkeit, welcher sich bald neue ausgezeichnete Leistungen anschlossen, so 1684 ganz besonders jene im Reitertreffen bei Hanszabek, den 22. Juli, wo L. den Feind zur Flucht nöthigte und während der Verfolgung dessen sämmtliche „Stücker“ (Geschütze) eroberte, dann 1685 bei Gran, den 16. August, an welchem Tage L. nachhaltig die Absichten des Herzogs von Lothringen zu fördern wußte und zur Zurückweisung der tollkühn angreifenden feindlichen Reiterei erfolgreich beitrug. Schon damals hatte sich L. durch Selbständigkeit, Kühnheit und verläßliches, rasches Urtheil das Vertrauen des Kaisers in solch' einem Grade erworben, daß er 1686 als zweiter Befehlshaber und kriegserfahrener Berather der vom Kurfürsten Max Emanuel von Baiern commandirten Belagerungsarmee vor Ofen zugewiesen wurde. Umsicht und Unermüdlichkeit kennzeichneten auch dieses Mal sein Wirken: er leitete allerorts die Belagerungsarbeiten und als es zum Kampfe kam, da nahm er ungeachtet einer neuerlich erhaltenen Verwundung nicht nur an der Erstürmung Ofens Theil, sondern bemächtigte sich auch noch den 2. September des Ofener Schlosses. Bei den weiteren Operationen fiel aber L. mit einer besonders zusammengestellten Armee die Vertreibung des Gegners bis hinter die Drau zu. Es war dies seine erste, vollkommen selbständiges Handeln erfordernde Aufgabe, deren Lösung ihm nebst der Feldmarschallswürde die Anerkennung brachte, er habe behufs vorheriger Vereinigung mit dem ihm als Verstärkung zugewiesenen kroatischen Armeecorps die vom Gegner besetzten festen Plätze geschickt und rasch umgangen und dann durch die unaufgeschobene, thatkräftige Unterwerfung von Fünfkirchen den 17. October und Kaposvár den 12. November, wo ihm ein Pferd unter dem Leibe erschossen wurde, das rechte Donauufer fast ganz vom Feinde befreit. In dem hierauf folgenden Feldzuge 1687 erhielt L. wieder die Bestimmung als Adlatus im Heere des Kurfürsten Max Emanuel von Baiern. Sein Wunsch nach entscheidenden Thaten blieb aber lange unerfüllt, so daß er mit scharfen Worten über die Unschlüssigkeit und das Schwanken der Heeresoberleitung unter Herzog Karl von Lothringen nach Wien berichtete, besonders als an seine pflichtgetreue Befolgung der kaiserlichen Instructionen bei Abwesenheit des Kurfürsten schwer zu vollführende Anforderungen gerichtet worden waren. Erst der Schlachttag beim Berge Hársany oder bei Mohácz den 18. August gab L. wieder Befriedigung, denn er bot ihm Gelegenheit des Feindes Umgehung zurückzuweisen, selben in kräftigen, gut geleiteten Attaquen große Verluste beizubringen und ihn schließlich aus dem Felde zu schlagen. Mit Genehmigung des Kaisers begab sich nun L., welcher in fortwährenden

Mißhelligkeiten mit Herzog Karl von Lothringen gestanden hatte, vom Kriegsschauplatze direct nach Wien, wo er sich den Gegnern Lothringens anschloß und im Vereine mit selben dessen Wiederwahl zum Oberfeldherrn im folgenden Jahre unmöglich zu machen suchte. Für sich selbst aber erwirkte L. das Commando über jenen Armeetheil, welcher 1688 das Unternehmen der Hauptarmee auf Belgrad dadurch zu unterstützen hatte, daß von ihm beide Ufer der Save vom Feinde gesäubert wurden. Die Lösung dieses Auftrages zählt zu den schneidigsten Leistungen Ludwigs und erwarb ihm die wärmste Bewunderung in allen Theilen des Reiches; der Kaiser ehrte aber mittelst eines äußerst schmeichelhaften „Dank-Brifls" den Feldherrn, der sein Ziel fest im Auge haltend, mit Sicherheit Kostajnica (Kastanovic), Dubica, Gradisca dem Feinde entriß und, als er sich bei Derbend, den 5. September, einer fünffachen Uebermacht gegenüber sah, weder stille hielt, noch auszuweichen suchte, sondern unerschrocken kühn den Angriff anordnete, seine kleine Schaar durch imponirende Ruhe und persönliche Tapferkeit zur opfervollen Ausdauer anzueifern wußte und als es zum hartnäckigen Handgemenge kam, in welchem sich selbst die Entwaffneten nicht ergeben wollten, gleich seinen todesmuthigen Reitern an dem Kampfe Mann gegen Mann theilgenommen hat. L., welcher nach diesem Erfolge mit vielen Gefangenen und reicher Beute an Geschützen und Fahnen nach Brod zurückkehrte und das weitere Vorrücken in Bosnien in einer gründlich motivirten Denkschrift von ausgiebigen Verstärkungen und hinreichenden Geldmitteln abhängig machte, bemächtigte sich nun noch den 15. September Zwornik's an der Drina, als der dringend nothwendigen Verbindung mit Serbien, worauf er dem Rufe nach Wien folgte, wo ihm in dem Doppelkrieg gegen Frankreich und die Türkei das Commando gegen letztere übertragen wurde. Der ihm hierbei in Rücksicht auf seine geringe Truppenmacht ertheilte Auftrag lautete, abgesehen von einigen unbestimmt ausgedrückten, weitgreifenden Entwürfen, der Hauptsache nach dahin, sich an der Morava auf die Defensive zu beschränken. Nachdem jedoch L. durch seine, auf langjähriger Kriegserfahrung fußenden „Verhaltungen vor, während und nach der Schlacht" die Fechtart der Truppe in seinem Sinne gestaltet und das Vertrauen von Offizieren und Mannschaft, ungeachtet der ungünstigen Geld- und Verpflegungsverhältnisse, nach Bedürfniß gehoben hatte, ging er zur Offensive über und führte selbe namentlich an den siegreichen Tagen von Batocina, 30. August, Niš (Nissa) 24. September und Widdin 14.—19. October mit solchem Erfolge durch, daß am Schlusse des Feldzuges ein großer Theil der Wallachei, dann Serbien und Siebenbürgen durch kaiserliche Truppen besetzt waren und sowol die Kriegskosten als den Unterhalt des Heeres zahlen mußten. Unterdessen war des pflichtgetreuen, auf seinem Posten ausharrenden Markgrafen L. Residenz zu Rastadt von den Franzosen niedergebrannt worden, ohne daß er helfend hätte eingreifen können. Und als er bei Beendigung der Hauptoperationen zum Kaiser nach Augsburg geeilt war, da ging dennoch wieder vor Allem sein Mühen dahin, die Erfolge zu sichern, welche nach siebenjährigen blutigem und glücklichem Kampfe über die Feinde der Christenheit errungen worden waren. Leider fanden weder Ludwigs mannhaft freimüthige, die militärischen und politischen Verhältnisse klar erörternden Rathschläge den gebührenden Glauben, noch wurde auf seine, den Feldzug 1690 betreffenden Mémoires, Operationsentwürfe ꝛc., die sich den besten Leistungen dieser Art anreihen lassen, die verdiente Rücksicht genommen. Allzeit ehrend bleibt es aber für den, seine Gegnerschaft genau kennenden Feldherrn, daß er es wagte dem Feldzugsentwurfe beizufügen: „Und wenn selber vielleicht nicht aller Orten gefällig oder genehm sein mag, so kann doch Ener kaiserlichen Majestät versichern, daß aus allerunterthänigst schuldigem Eifer nichts verhalte, was zu Dero Dienst erachte." Selbstverständlich verzögerte sich unter diesen

Umständen und da L. auch noch für den Nachschub an Geld, Train, Bespannungen und sonstigen Kriegsbedürfnissen zu sorgen hatte, dessen Abreise zum Heere, wo übrigens ohne seiner Zustimmung das Sammeln der Regimenter erst für den Monat August anbefohlen worden war und mit der auf einer langgestreckten Linie zersplitterten geringen Truppenzahl von 11,000 Mann nichts unternommen werden konnte, bevor des Feindes Absichten klar zu Tage lagen. Den 23. August langte L. zu Jagodina an der Morava an und fand um dieselbe Zeit Tököly in Siebenbürgen eingebrochen und das für die dortige Truppenstellung entscheidende Gefecht bei Toháný (Černest) verloren, Widdin eingeschlossen und zur Capitulation gedrängt, Nissa cernirt. Jetzt, wo erst gehandelt werden konnte, aber auch mußte, erwies sich L. erneut als Mann der That. Er übergab sein von Hochherzigkeit und ritterlichem Sinne zeugendes Votum dem Kriegsrathe und nachdem dieser beschlossen, Nissa unter dem Helden Guido Starhemberg seinem Schicksale zu überlassen, Serbien zu räumen, wendete sich L. mit aller Energie und staunenswerther Kühnheit der Rettung Siebenbürgens und Oberungarns zu. In Eilmärschen durch den Eisernen Thorpaß vorrückend, trieb L. den Gegner bis Medias und weiter gegen die Moldau und als er gewahrte, es wolle selber ausweichen und sich über Klausenburg mit den Türken bei Temesvár vereinigen, da traf L. mit raschem Entschlusse alle Anordnungen diese Absicht zu durchkreuzen und hielt hieran fest, trotz der eingelangten Nachricht vom Falle Belgrads und der hieraus entstandenen Gefahr in Siebenbürgen eingeschlossen zu werden. Die Frucht dieser Ausdauer war, daß Tököly mit dem Verluste seines ganzen Trains nach Bukarest zurückgedrängt wurde und L. die ihm vom Kaiser angebotene Unterstützung durch das polnische Heer mit den Worten ablehnen konnte, „daß er die Polen nicht vonnöthen habe, zumalen die Sach bereits ohne deren Hilf gerichtet sei.“ Hierauf zog L., um die Oberhoheit des Kaisers in Siebenbürgen darzuthun, langsam und vorsätzlich auf längerem Wege über Karlsburg und Klausenburg nach Szathmar, von wo er nochmals im December mit Erfolg an die Befreiung Siebenbürgens ging, als dort Tököly mit Türken und Tataren das Land neuerlich zur Erhebung veranlassen wollte. Den 1. Januar 1691 befand sich L. wieder zu Szathmar, ließ nunmehr die Winterquartiere beziehen und begab sich nach Wien, wo dieses Mal seine Vorschläge für den nächsten Feldzug die möglichste Beachtung fanden und L. nebst freiem Dispositionsrecht auch ein achtunggebietendes Heer hatte. Mit diesem rückte er Mitte Juli von Essegg über Peterwardein gegen Semlin, wo er jedoch gleich die Unthunlichkeit erkannte, der Türken verschanztes Lager anzugreifen. Dennoch nahm er unter den Kanonen desselben Stellung, in der Hoffnung, die Türken zum Kampfe im Außenfelde zu verlocken. Und als diese Erwartung nicht in Erfüllung ging, da zog L. in gleicher Absicht in kleinen Märschen gegen Szlankamen. Nun folgte der Feind und nachdem derselbe L. auch noch umgangen, kam es den 19. August bei Szlankamen zur Schlacht, in welcher beide Theile der naturgemäßen Rückzugslinie entbehren mußten und das kaiserliche Heer überdies auf ein eingeengtes Operationsfeld beschränkt war. Ludwigs Feldherrngabe erhob sich aber an diesem Tage zu ihrer vollen Größe; sicher beherrschte sein Blick die Vorgänge am Schlachtfelde, bestimmt lauteten seine Befehle inmitten des erbitterten, ohne Pardonannahme geführten Kampfes und als Ludwigs persönliches Eingreifen nothwendig wurde, da führte es auch zur siegreichen Entscheidung. An der Tête der zu zweifacher Umgehung des feindlichen rechten Flügels geordneten Reiterregimenter jagte L. „fast in einem Trapp“ und „in völliger Carrera“ die Türken in die wildeste Verwirrung und in die Flucht bei riesigen Verlusten an Menschen, Waffen, Fahnen, Kassen, Zelten, Pferden, Büffeln, Kameelen, Maulthieren ꝛc. auf ihrer Seite. Wahrheitsgetreu konnte er berichten, daß der „Türk mehr als eine Stund

lang so zu sagen die victori in Händen gehabt, nunmehr aber schwerlich vor dieses Jahr große Sprung thun werde.“ Hocherfreut über diesen Waffenerfolg verlieh der Kaiser an L. die im Heere sehr geschätzte Würde eines Generallieutenants und das Recht zur selbständigen Ernennung der Offiziere. Nun ließ L. noch in diesem Jahre die Türken aus Slavonien vertreiben, nahm ferner günstigen Einfluß auf die Erhaltung Siebenbürgens und leitete endlich den Fall Großwardeins ein, indem er dessen Blokade anordnete, wobei es ihm jedoch nach seiner Meldung an den Kaiser schwer ankam, den Ort nicht gleich „durch eine Formalattaque bezwingen zu können; allein ich darf dem Wetter und der ankommenden Winterszeit nicht trauen und muß deshalb wider meinen Willen moderat werden.“ Am 5. Juni 1692 ergab sich Großwardein, bevor noch L. zur Armee gekommen und konnte sich selber sohin wieder direct zum Heere nach Essegg begeben. Dort wüthete aber Fieber und Ruhr; eine energische Action gegen die Türken bei Belgrad war mit den abgematteten Truppen rein unmöglich, und so rückte L., selbst vom Fieber ergriffen, aus allgemeinen Gesundheitsrücksichten auf die Höhen zwischen Kamenitz und Peterwardein, wo er ein verschanztes Lager bezog und zu gleicher Zeit die Herrichtung Peterwardeins zu einem Waffenplatze mit regelrechten Werken in Angriff nehmen ließ. Fast kampflos verlief die Zeit bis Ende October, in welchem Monate L. auf die Bitte der deutschen Reichsstände nach Wien berufen wurde behufs Uebernahme des Obercommandos der kaiserlichen und der Reichstruppen am Oberrhein. L. gehorchte, doch trennte er sich nicht gerne vom Heere, das ihm treu ergeben, vom Kriegsschauplatze, auf welchem sein Erscheinen vom Feinde gefürchtet war. Dazu gesellten sich weiter die mit den Jahren zunehmenden Nachwehen seiner mehrfachen Verwundungen, sowie wol auch die Sorge, es könnte sein durch glänzende Thaten errungener Ruhm unter den politischen und persönlichen Intriguen erbleichen, welche den Feldherrn des Reichsheeres in der Kriegführung beirrten. Achtunggebietend blieb aber sein Auftreten immer, sowol als er in meisterhaft geleiteten Manövern die Franzosen aus Schwaben über den Rhein drängte, sowie auch dann, als an Stelle seiner bisherigen Vorliebe zum Angriffskriege vorsichtiges Vermeiden jeder unsicheren Unternehmung trat, wobei er dem gleichfalls nicht angriffslustigen Feinde gegenüber 1693—1697 verharrte. L., welcher sich nach dem Tode Sobieski's, 1696, vergebens um den polnischen Thron beworben, widmete sich nach dem Ryswiker Friedensschlusse bis 1700 nur der Regierung seines Erblandes, welches während der vergangenen Kriegsjahre treu zu Kaiser und Reich gestanden und dieserhalben beim Einbruche der Franzosen die härtesten Bedrückungen erdulden mußte. Da trat 1701 des Kaisers Wunsch an L. heran, als Generalissimus das Obercommando des Heeres gegen Frankreich zu übernehmen und wenngleich sich L. in seinen Ansprüchen auf Polens Thron nicht hinreichend unterstützt gesehen und sonst auch mehrfach in seinen Rechten verletzt fühlte, so fügte er sich doch. L. wußte wol, daß angesichts der allgemeinen Gefahr er allein den Widerstreit unter den deutschen Reichsständen bannen könne und nachdem ihm dies durch die Association von Nördlingen zum Theil gelungen, wendete er sich der arg vernachlässigten Reichsgrenze zu, welche er durch Erbauung von Verschanzungen und Bollwerken vertheidigungsfähig herrichten ließ. Hierauf entwarf L. den Operationsplan für den Feldzug 1702 und rückte, sobald selber genehmigt worden war, über den Rhein gegen Landau, welches in der Zeit vom 16. Mai bis 9. September eingeschlossen, belagert, wiederholt gestürmt und endlich zu Falle gebracht wurde. Ludwigs Thätigkeit hierbei glich wieder jener in den Türkenfeldzügen, seine dort gemachten Erfahrungen fanden hier eine nutzbringende Verwerthung, besonders da L. bei dem großen Mangel

an Ingenieuren fast die ganze Belagerung persönlich leiten mußte. Der Kaiser selbst dankte L. „für die siegreiche Eroberung der Stadt und Hauptfestung Landau, die ihm eben so erfreulich als dem Publico ergötzlich falle, und wofür dem Markgrafen großer Ehrenruhmb jetzt und bei der Nachweldt gebühre." Nun wollte L. in das Elsaß vorbrechen, als er die ganz Deutschland mit Schrecken erfüllende Nachricht von der beabsichtigten Verbindung der Baiern mit den Franzosen bei Hüningen erfuhr. Sein Entschluß in diesem ernsten Augenblicke war schnell gefaßt; er eilte mit Verstärkungen über den Rhein nach Friedlingen, wo es den 14. October zur Schlacht kam, welche L. mit bewährter Umsicht lenkte, so daß er den Feind, ungeachtet der Niederlage seiner eigenen Reiterei, derart zurückzuwerfen vermochte, daß der Kaiser Ludwigs „unermüdeten Vigilanz und standhaften valor den effect" zuerkannte, „daß die linea der mit Churbayern abgezielten conjunction andurch unterbrochen worden." Auf den in diesem Jahre gehabten Erfolgen fußte aber L. nunmehr den Operationsentwurf für den nächsten Feldzug, welcher jedoch nicht zur Ausführung gelangen konnte, weil die Reichsstände L. eine zum schnellen Sammeln der Truppen viel zu gedehnte Winterpostirung aufdrängten und es weiter unterließen ihm 1703 rechtzeitig die versprochenen Verstärkungen zuzuschicken. L. mußte daher mit einer vollkommen unzulänglichen Truppenmacht hinter den nach seinen Angaben erweiterten Bühl-Stollhofner Verschanzungen Stellung nehmen. „Es ist zu erbarmen, allergnädigster Herr", klagte er dem Kaiser, „daß aus mangel der anstalten, so nit gemacht werden, und dato bei dero Hoff apparentlich nit gemacht werden wollen, alles zu grund gehen muß und ein in so schlechten Stand gestandener Feindt eine solche absolute Superiorität über Uns nehmen solle." Unterdessen waren Kehl und andere Orte verloren gegangen und wenngleich L. die übermächtigen fünftägigen Angriffe auf die Bühl-Stollhofner Linie im Monate April abzuschlagen verstand, so zog er doch nach der Vereinigung der Franzosen mit den Baiern an die Donau, wo er sich mit großer Ausdauer und anerkannter Geschicklichkeit gegen das bedeutend stärkere französisch-bairische Heer bis zum Spätherbste behauptete und trefflich manövrirend all' dessen Absichten vereitelte. Der Winter dagegen wurde mit Vorbereitungen für den Feldzug 1704 ausgefüllt, bei dessen Beginne sich L. mit Marlborough an der Iller vereinigte, von wo beide gegen Donauwörth rückten, in dessen Nähe den 2. Juli die Schlacht am Schellenberge gewonnen wurde. Hier erhielt L. jene schwere Verwundung, welche nie gänzlich heilen sollte, hier erstand die Mißstimmung zwischen Marlborough, dem geistigen Urheber der Disposition zur Schlacht, und L., dem thatsächlichen Sieger im Kampfe, welche in ihren Folgen dem Prinzen Eugen von Savoyen den Anlaß gegeben zum bitteren Tadel über die „Unthätigkeit Marlborough's und des Markgrafen seit dem Siege beim Schellenberge". Prinz Eugen war es übrigens auch, der durch Mäßigung die entzweiten Feldherren zur Eintracht zurückführte, worauf L., der einstweilen Ingolstadt belagert hatte, auf den Wunsch Marlborough's wieder gegen Landau zog, welche Festung er nach hartnäckigem Widerstande am 25. November zur Uebergabe nöthigte. Schon während der Belagerung Landau's waren zwischen Prinz Eugen, Marlborough und L. die Operationen für das Jahr 1705 festgestellt worden. L. sollte auf Antrag Marlborough's über die Mosel gegen Frankreich vorgehen, welches Verlangen Kaiser Josef I. in Erinnerung an Kaiser Leopold mit den Worten unterstützte: „Wie es auch schon der Wille meines herzallerliebsten Herrn Vatter Selig gewesen, den Intentiones und operationes der Alliirten in sonderheit des Mylord Duc de Marlborough zu bequemen und das gute Verstandnuß und harmony auf alle Weiß zu cultiviren." Voll Hoffnung auf die Befriedigung seiner Thatenlust trat nun L. an die Spitze des unter großen Schwierigkeiten und Mühen zusammengebrachten

Heeres, doch schon bei Beginn der Vorrückung mußte er selbes verlassen, da seine aufgebrochene Wunde dringend einer Kur bedurfte. Und als er, kaum genesen, nach Lauterburg gekommen, fand er statt einer actionsfähigen Truppe, Unbotmäßigkeit, Ausflüchte rc. unter den Führern der verschiedenen Hilfstruppen. Mit einem solchen Heere eine größere Unternehmung zu wagen lag außer dem Bereiche der Möglichkeit; L. verließ sohin, nachdem alle seine Versuche zur Wiederherstellung der Pflichttreue erfolglos geblieben, verstimmt und niedergedrückt den Kriegsschauplatz. Trotz dieser herben Erfahrung ließ sich L. aber 1706 erneut zur Uebernahme der Befehlsführung bewegen, legte selbe aber definitiv nieder, als sich die Reibungen des verflossenen Jahres wiederholten, namentlich jedoch deshalb, weil ihm aus Ursache seiner durch Kriegsstrapazen und Verwundungen ernstlich erschütterten Gesundheit unbedingt andauernde Ruhe von den Aerzten empfohlen wurde. L. ließ diesen Rath nur insofern gelten, als er den Körper schonte, mit Geist und Herz diente er bis zum letzten Lebenshauche dem Vaterlande, wie dies aus verschiedenen hinterlassenen Mémoires, sowie aus des Kaisers Dankschreiben vom 7. November 1706 erhellt, welches lautet: „Daß der Markgraf sich der fortdauernden indisposition ohnerachtet, die Anstalten zum Schutze der Reichsgrenzen so sehr angelegen sein lasse, wie er denn dieses schon so lange Jahre her für das allgemeine Wohl sowol im gegenwärtigen als verwichenen schweren Reichskrieg mit Hintansetzung aller Rücksichten in der That zu vollführen niemals unterlassen habe.“ Der Verfall seiner Kräfte war hierauf immer mehr und mehr sichtlich, bis er seine Heldenseele am 4. Januar 1707 in Rastadt aushauchte. L. war seit 1690 mit Prinzessin Sybille von Sachsen-Lauenburg verehelicht; sein Sohn Wilhelm Ludwig übernahm nach ihm die Inhaberschaft des k. k. Infanterieregiments Nr. 23; mit seinem Sohne August Georg (Bd. I S. 659) erlosch die von Bernhard III. gestiftete Linie der Markgrafen von Baden-Baden.

Vgl. außer den bekannten allg. Werken: Röder, Des Mkgf. Ludw. Wilh. v. Baden Feldzüge wider die Türken. Karlsruhe 1839 und 1842. Röder, Kriegs- und Staatsschriften des Mkgf. Ludwig Wilhelm v. Baden über den spanischen Erbfolgekrieg. Karlsruhe 1850. Angeli, Die k. k. Armee unter dem Commando des Markgrafen Ludw. von Baden in den Feldzügen 1689 bis 1692 gegen die Türken (In: Mittheilungen des k. k. Kriegsarchivs. Jahrg. 1877). Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. Wien 1858. Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen. 2.—8. Bd. Wien 1876—1882. Feldzug der Oesterreicher gegen die Türken im J. 1689 (Aus Oesterr. milit. Zeitschrift, Wien 1840, 2. Bd.). Die Schlachten bei Patačin am 30. August und bei Nissa am 24. September 1689 (Aus Oesterr. milit. Zeitschrift, Wien 1819, 1. Bd.). Schzl.

Ludwig Wilhelm August, Großherzog von Baden, zweiter Sohn des Großherzogs Karl Friedrich (s. d. Art.) aus dessen Ehe mit der Prinzessin Karoline Louise von Hessen-Darmstadt, wurde zu Karlsruhe am 9. Febr. 1763 geboren und starb daselbst am 30. März 1830. Die bei Gründung des Fürstenbundes Seitens des Markgrafen von Baden bethätigte Hinneigung zur preußischen Politik fand einen Ausdruck auch in dem Eintritte des Prinzen L. in preußische Kriegsdienste. Noch von König Friedrich II. in die preußische Armee aufgenommen, wurde er im J. 1789 von König Friedrich Wilhelm II. zum Obersten und Commandeur des Bataillons Rohdich, nachherigen Grenadier-Garde-Bataillons ernannt, in welcher Eigenschaft er mehrere Jahre zu Potsdam in Garnison stand. 1792 mit seinem Bataillon an den Rhein marschirt, nahm er an mehreren Gefechten gegen die Armee der französischen Republik rühmlichen Antheil. 1793 wurde Prinz L. zum Generalmajor und zum Chef des Jung-

Barnstedtischen Infanterieregiments ernannt. Als solcher stand er in Magdeburg in Garnison, bis im J. 1795 die Veränderung, die in den politischen Verhältnissen eingetreten war, seinen Austritt aus preußischen Kriegsdiensten und seine Heimkehr nach Baden veranlaßte. Dort übernahm er das Commando eines Infanterieregiments und führte, an die Spitze des Kriegsdepartements gestellt, die erprobten Einrichtungen der preußischen Armee in Baden ein. Sein Einfluß auf die militärischen Zustände des Großherzogthums mißfiel dem Kaiser Napoleon und dessen Machtwort verbannte ihn aus der Residenz nach dem säcularisirten Kloster Salem, welches ihm und seinem jüngeren Bruder, Prinz Friedrich, als Entschädigung für die durch die Revolution verlorenen Familiengüter jenseits des Rheins zugefallen war. Nach Napoleons Sturz wieder in die Residenz zurückgekehrt, hielt er sich von allen Staatsangelegenheiten fern, bis ihn der Tod seines Neffen, des Großherzogs Karl, der keine männlichen Erben hinterließ (Bd. XV, 248 f.), am 8. December 1818 auf den Thron berief. Kurz vorher, am 22. August 1818, hatte dieser seinem Lande eine Verfassungsurkunde gegeben, und eine der ersten Regierungshandlungen des Großherzogs L. war die Genehmigung einer dazu gehörigen Wahlordnung, welche sein Vorgänger nicht mehr unterzeichnet hatte. Die Stellung eines constitutionellen Fürsten entsprach weder den persönlichen Neigungen noch den Anschauungen, in denen L. aufgewachsen und alt geworden war. Es fehlte demnach schon in der ersten Tagung der Landstände, die der Großherzog am 22. April 1819 persönlich eröffnete, nicht an Conflicten zwischen den auf Erweiterung ihrer Rechte hinarbeitenden Abgeordneten der zweiten Kammer und der Regierung des Großherzogs L., der sich keineswegs geneigt zeigte, solchen Bestrebungen zu willfahren. Die Haltung der zweiten Kammer gegenüber dem auf Andrängen des Bundestags erlassenen Edict zur Regelung der Rechtsverhältnisse des grundbesitzenden Adels veranlaßte eine ungnädige Vertagung der Stände am 28. Juli 1819, und als dieselben, nach eifriger Betheiligung des badischen Staatsministers Freiherrn v. Berstett (Bd. II, 508) an dem Zustandekommen der Karlsbader Beschlüsse und an den Berathungen der Wiener Ministerialconferenzen, wieder zusammentraten, gelang es nur der großen Mäßigung der einflußreichsten Abgeordneten, den Ausbruch offener Feindseligkeiten hintanzuhalten. Um so stürmischer verlief der Landtag von 1822. Nachdem im Verlaufe der Verhandlungen die verschiedensten Regierungsvorlagen und einige den Grundsätzen der österreichischen wie der Bundespolitik widersprechende Motionen aus der Mitte der Abgeordneten heraus Anlaß zu heftigen Debatten gegeben, wurde der chronische Conflict zu einem acuten, als die zweite Kammer, hauptsächlich auf Antreiben des Abgeordneten v. Itzstein (Bd. XIV, 649), beim Militärbudget, allerdings nur mit der Mehrheit einer Stimme, den Jahresetat in der Höhe, welche die Regierung unter Berufung auf ihre Bundespflichten festgestellt hatte, verwarf. Diesem Beschlusse folgte der sofortige Schluß des Landtags und die Veröffentlichung eines Manifestes, welches dem Landtage die Schuld aufbürdete, das Zustandekommen des Budgets verhindert zu haben. Wie schwer den Großherzog L. dieser Beschluß verletzt hatte, bewies unter Anderem der Umstand, daß keines der auf diesem Landtage zu Stande gekommenen Gesetze publicirt wurde. Dem darauf folgenden Landtage, aus dem durch den Einfluß, welchen die Regierung auf die Wahlen ausübte, alle Oppositionsmänner bis auf drei verdrängt waren, wurden Verfassungsänderungen vorgelegt und von demselben auch angenommen, wonach statt der bisherigen von zwei zu zwei Jahren eintretenden theilweisen Erneuerung der zweiten Kammer alle sechs Jahre eine Integralerneuerung stattfinden und der Landtag nicht mehr alle zwei, sondern hinfort nur alle drei Jahre sich versammeln sollte. Die beiden Landtage von 1825 und 1828 bewegten sich in ausschließlich geschäftlicher Form

und ohne auf einem der Gebiete der Gesetzgebung, die der erste Landtag in den Kreis seiner Verhandlungen hereingezogen hatte, irgend einen Fortschritt zu bezeichnen. — Wenn so die Regierung des Großherzogs L. verlief, ohne in dem politischen Leben des Landes erfreuliche Spuren zu hinterlassen, so erwarb sich dieser Fürst doch ein bleibendes Verdienst um sein Volk durch die Ordnung, die er mit der ausgezeichneten Unterstützung seines Finanzministers v. Böckh in die während der langen Kriegsjahre völlig zerrütteten Finanzen des Landes brachte. Hier war seine in der preußischen Schule erworbene Anschauung von den Erfordernissen eines geordneten Staatshaushaltes von durchschlagender Wirkung. In den 11 Jahren seiner Regierung vollzog sich der Uebergang von zur Regel gewordenen Deficits zu eben so regelmäßigem Vorhandensein von Ueberschüssen. Sonst sind es zwei dem kirchlichen Gebiet angehörende Ereignisse, welche der Regierung des Großherzogs L. eine Bedeutung in der Landesgeschichte und zugleich in der Geschichte Deutschlands verleihen, die Begründung der oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem Metropolitansitz in Freiburg und die erste Besetzung des erzbischöflichen Stuhles daselbst und der Vollzug der Union der lutherischen und reformirten Gemeinden Badens. Als L. starb, athmete das Land auf und jubelte seinem Nachfolger, seinem Halbbruder Großherzog Leopold, hoffnungsvoll entgegen.

Vgl.: Baden unter den Großherzogen Karl Friedrich, Karl, Ludwig von Fr. v. Weech. Freiburg i. Br. 1863. v. Weech.

Ludwig I., Herzog von Baiern (11. Juli 1183 bis 15. Septbr. 1231), Sohn Herzog Otto I. und der Gräfin Agnes von Looz. Beim Tode des Vaters etwa zehn Jahre alt, übernahm er die Regierung unter der Vormundschaft seiner Oheime, Konrads von Salzburg und des Pfalzgrafen Otto. Seine Wehrhaftmachung erfolgte — wie es scheint, erst im fünften Jahre seiner Mündigkeit — am 24. Mai 1192 zu Worms durch Kaiser Heinrich VI. Durch die Einziehung einer langen Reihe von Grafschaften und Herrschaften, deren Besitzer als die letzten ihres Stammes starben, wurde unter ihm das herzogliche Territorium bedeutend vergrößert und abgerundet. Dies gelang jedoch nicht immer ohne Kampf mit anderen Großen des Landes, zumal den Bischöfen, und da mit diesen auch über die Begrenzung der landesherrlichen Gerechtsame mancher Streit durchzufechten war, reihte sich, besonders in den ersten Jahrzehnten von Ludwigs Regierung, ein innerer Krieg an den anderen. Mit Freising wurde ein solcher geführt wegen des Zolls und der Brücke zu München, an deren Gefällen dem Bischofe zuletzt doch ein Antheil eingeräumt werden mußte, und wegen der vogteilichen Ansprüche des Herzogs. Eine unerhörte Wendung schien hier das Verhältniß der beiden Gewalten zu nehmen, als einer der späteren Freisinger Bischöfe, Gerold, sich vom Herzoge bestimmen ließ ihm seine Bischofsstadt selbst als Lehen aufzutragen, doch wurde dies 1230 von Kaiser Friedrich als ungiltig aufgehoben. In große Gefahr brachte L. ein wahrscheinlich über das Erbe der Regensburger Burggrafen im August 1192 ausgebrochener Krieg mit dem Grafen Albert III. von Bogen, den Ottokar von Böhmen unterstützte. Kaiser Heinrich nahm sich des jungen Fürsten an, befahl zuerst Waffenstillstand, erklärte dann den Grafen von Bogen als Reichsfeind und entsetzte den Böhmen seines Herzogthums. 1199 kam L. dem Bischofe Wolfger von Passau gegen einen Angriff der Grafen von Ortenburg zu Hilfe und zerstörte das ortenburgische Kreiburg. Wegen des Erbes der Landgrafen von Stefflingen überwarf sich L. mit Bischof Konrad III. von Regensburg, dieser aber fand, als im Herbste 1203 die Fehde eröffnet ward, einen Bundesgenossen an Erzbischof Eberhard von Salzburg, der auch seinerseits, vornehmlich wegen der Rechte in Reichenhall, Händel mit L. hatte. Nach furchtbarer Verheerung des Landes ward mit Bischof Konrad zu

Anfang 1204 ein vorläufiger Frieden vereinbart, der unter seinem gleichnamigen Nachfolger das Jahr darauf durch einen definitiven ersetzt wurde, während mit Salzburg die Irrungen noch länger fortwährten und erst 1219 ein Ausgleich zustande kam. Während des Krieges mit Regensburg und wol aus diesem Anlaß wurde von L. 1204 Burg und Stadt Landshut erbaut. Da er dort, nicht in Kelheim, in der Folge am häufigsten wohnte, ist der Beiname: der Kelheimer, der ihm zuweilen, doch erst von Neueren gegeben wird, nicht zu rechtfertigen. In seiner Reichspolitik erwies sich L., so lange Heinrich VI. und Philipp das Scepter führten, nicht uneingedenk der Dankespflicht, welche die Wittelsbacher für ihre Erhebung auf den Herzogsstuhl Baierns dem staufischen Hause schuldeten. Heinrich VI. folgte er 1193 und 1194 auf der Reichsheerfahrt nach Apulien und Sicilien. Nochmals zog er 1197 nach Sicilien. Als einer der Führer der staufischen Partei half er dann die Wahl König Philipps durchführen, betheiligte sich auch, wie es scheint, an den ersten Feldzügen des Neugewählten gegen den Welfen Otto am Niederrhein und gegen den Bischof von Straßburg und den Grafen von Dachsburg im Elsaß. Vergebens suchte die Curie bei ihm auf Anerkennung des Welfen hinzuwirken; er blieb Philipp getreu, ließ seine Truppen mit dem königlichen Heere gegen Ottos Anhänger in Thüringen kämpfen und schloß sich 1205 selbst dem Krönungszuge des Staufers nach Aachen und seiner Heerfahrt gegen Köln an. Nach Philipps Ermordung durch seinen Vetter, Otto VIII. von Wittelsbach, erhielt L. des geächteten Mörders Eigengüter und Reichslehen (doch ohne die bairische Pfalzgrafschaft), auch Lehen des andechsischen Markgrafen Heinrich von Istrien, der unschuldig in den Proceß des Mörders verwickelt wurde. Durch die Uebertragung dieser Güter (deren Besitzergreifung L. nur mit Gewalt vollziehen konnte) und durch die Erklärung, daß das bairische Herzogthum in Ludwigs Hause erblich sein sollte, erlangte Otto IV. des Herzogs Uebertritt zur welfischen Partei. Zu Pfingsten 1209 war L. einer der Brautführer bei Ottos Vermählung mit Philipps Tochter Beatrix und im Sommer darauf begleitete er den Welfen zur Kaiserkrönung nach Rom. Mit dem nun ausbrechenden Zerwürfnisse zwischen Otto und Papst Innocenz aber trat Ludwigs Politik in ihre zweite, unerfreuliche Periode. wo mehr als einmal die Abhängigkeit von der Curie und rücksichtsloser Ehrgeiz das Pflichtgefühl gegen den Lehensherrn und das Oberhaupt des Reiches im Herzoge gänzlich erstickten. Nachdem der Papst den Welfen excommunicirt hatte, schloß sich L. der staufischen Opposition an und wohnte im September 1211 der Fürstenversammlung in Nürnberg bei, auf der die Wahl des jungen Friedrich beschlossen wurde. Nochmals auf Ottos Seite zurückgetreten, gelobte er diesem im März 1212, aus keiner Veranlassung von ihm abzufallen, ihm vielmehr sein Leben lang gegen den Papst und gegen Jedermann zu dienen. Rasch aber ward dies Gelöbniß vergessen und gebrochen, nachdem im Sommer 1212 Friedrich in Schwaben erschienen, diese Provinz auf seine Seite getreten, gleichzeitig Ottos staufische Gemahlin gestorben war. Zu Anfang December nahm L. auf dem Fürstentage der staufischen Partei in Frankfurt theil an der Königswahl Friedrich II. Nachdem er dann den neuen Herrscher an den Rhein begleitet hatte, konnte dieser in Regensburg Treu- und Lehenseid der geeinigten bairischen Großen entgegennehmen. Auf dem Heereszuge des Königs gegen den Herzog von Brabant und andere Anhänger des Welfen am Niederrhein hatte L. im Juli 1214 das Unglück in die Gefangenschaft des Grafen Walram von Limburg und Wilhelm von Jülich zu gerathen, die ihn auf der jülich'schen Burg Nideck bei Zülpich in Gewahrsam hielten. Dem von seinen Unterthanen aufgebrachten Lösegelde, wenn nicht schon dem Frieden, den der König nach der Erstürmung Jülichs im September vom Grafen Wilhelm erzwang, dankte er die Befreiung, und um Weihnachten, wie es scheint,

konnte er in Friedrichs Gefolge in Metz dem Friedensschlusse mit Dänemark beiwohnen. Um diese Zeit fiel seinem Hause die rheinische Pfalz zu, auf deren Erwerb ihm schon in früher Jugend eine gewisse Aussicht eröffnet worden war, da Heinrich VI. ihn mit Agnes, der Erbtochter des staufischen Pfalzgrafen Konrad, zu vermählen beabsichtigt hatte. Der Plan war damals vereitelt worden, da sich des Pfalzgrafen Tochter heimlich mit dem Welfen Heinrich verlobte. Jetzt wurde dessen zweite Tochter Agnes mit Ludwigs Sohne Otto verlobt und brachte diesem ihr Allodialgut zu, während ihn der König mit der Pfalzgrafschaft und den dazu gehörigen Reichslehen belehnte. Als Vormund seines Sohnes übernahm L. die Regierung der neu erworbenen Lande, die er 1225 durch Heidelberg, ein Wormser Lehen, erweiterte. Als Herr der Pfalz hatte er Händel mit Engelbert von Köln, der ihm 1217 die Burg Thurand an der Mosel wegnahm unter der Anschuldigung, daß von dort aus Räubereien verübt würden. L. erhob Beschwerde bei Papst Honorius, dessen Befehl auf Rückgabe der Burg jedoch erst 1230 durch Engelberts Nachfolger vollzogen wurde. Ueber einen wahrscheinlich rasch gehobenen Zwiespalt Ludwigs und des Markgrafen von Meißen mit dem Könige im J. 1216 verlautet nichts Näheres. Im August 1217 stieß L. in Fulda zum Könige, um den letzten Feldzug gegen den welfischen Kaiser mitzumachen, und die nächste Zeit weilte er, von Friedrich durch manche Gunstbezeigung ausgezeichnet, oft an dessen Hofe. Im August 1220 zog er mit ihm über den Brenner, wohnte in Rom seiner Kaiserkrönung bei und erneuerte hierbei wahrscheinlich das Kreuzzugsgelübde, das er am 1. Mai 1215 in Andernach geleistet hatte. Als Beisteuer für die Kreuzzugskosten hatte ihm Friedrich 5000 Mark versprochen; nun gewährte ihm der Papst Aufschub der Fahrt bis zum August, wenn der Kaiser diese Summe nicht eher bezahlen würde. Die Ausführung sollte sich indessen noch länger verzögern. Erst im April 1221, wie es scheint, schiffte sich unter Leitung des Baiernherzogs, den der Kaiser, den eigenen Aufschub verschiebend, zu seinem Stellvertreter auf dem Zuge ernannt hatte, in Tarent die erste Abtheilung der deutschen Kreuzfahrer ein. Aegypten, wo vor anderthalb Jahren die Christen Damiette erobert hatten, war das Ziel der Expedition und am 17. Juli trat das stattliche Heer der Kreuzfahrer von Damiette aus den Marsch gegen Kairo an. Auf der Landzunge zwischen dem Nil und dem Kanal von Aschmun stieß man auf das sarazenische Lager und beschloß auf Ludwigs und des päpstlichen Legaten Pelagius Rath sich diesem gegenüber zu verschanzen. Bald aber riefen Ueberschwemmungen und der Verlust der Proviantflotte große Noth hervor. In der Nacht des 26. August ward, auf das Drängen der Baiern, zumal des Bischofs von Passau, der Rückmarsch angetreten, aber nach zweitägigen harten Kämpfen mit der von allen Seiten das Heer bedrängenden feindlichen Uebermacht mußte man Unterhandlungen anknüpfen und sich zu dem Vertrage vom 30. August bequemen, worin Sultan Kamel nur gegen die Auslieferung Damiette's den eingeschlossenen Kreuzfahrern freien Abzug gewährte. Wiewol der Feldzug so den kläglichsten Ausgang nahm, erntete L. als Feldherr wenigstens das Lob angestrengter Thätigkeit und Wachsamkeit. Er war unter den Geiseln, die bis zur Uebergabe Damiette's dem Sieger auf seine Burg Mansurah folgen mußten. L. war vermählt mit Ludmilla oder Ludemia, Tochter des Premysliden Königs Friedrich und Nichte Königs Ottokar I. von Böhmen, seit 1197 Wittwe des bairischen Grafen Albert III. von Bogen. Durch diese Heirath stand er dem böhmischen Königshause nahe und als nun Ottokar von Böhmen seine Tochter Agnes Heinrich, dem bereits zum Könige gekrönten jugendlichen Sohne des Kaisers, zur Frau antrug, trat L. eifrig für diesen Plan ein und bestimmte der böhmischen Königstochter eine Hochzeitspende von 15,000 Mark. Im Rathe des Kaisers aber beschloß man Heinrich mit der Tochter des Herzogs

Leopold von Oesterreich zu vermählen. Ludwigs Verhältniß zu diesem Fürsten war wol ohnedies ein gespanntes; es scheint, daß er seit dem Aussterben der steirischen Ottokare (1190) deren von Oesterreich eingezogene Grafschaft Steier als heimgefallenes bairisches Land beanspruchte. Jetzt verbanden er und Ottokar von Böhmen sich mit Ungarn gegen Oesterreich; nach kurzen Feindseligkeiten nahm jedoch L. einen durch den Landgrafen von Thüringen zu Znaim vermittelten Waffenstillstand an und im November zeigt seine Anwesenheit bei der zu Nürnberg gefeierten Doppelhochzeit König Heinrichs mit der Oesterreicherin und Heinrichs von Oesterreich mit Agnes von Thüringen seine völlige Aussöhnung mit dem Gegner. Auch mit Leopolds Verbündetem, dem andechsischen Markgrafen Heinrich von Istrien, erneuerte L. Frieden und Freundschaft, gab ihm sogar die Grafschaft Wolfratshausen zurück. Zu Pfingsten 1228 feierte L. in Straubing die Schwertleite seines Sohnes Otto, der nun die Regierung der Pfalz übernahm. Nochmals scheint sich in L. Verstimmung gegen Oesterreich und nun auch gegen den Kaiser geregt zu haben, als dieser nach der Ermordung Engelberts von Köln Leopold zum Vormund seines Sohnes auserfah. Dann aber bot des Oesterreichers Kreuzzugsplan Friedrich Gelegenheit die Ansprüche des Baiern zu befriedigen. Im Juni 1226 ließ er durch den Landgrafen von Thüringen L. die Vormundschaft des jungen Königs antragen. Die Schwierigkeiten, welche die Fürsten auf einer Versammlung zu Augsburg entgegensetzten, wurden gehoben und im Juli übernahm L. die Leitung Heinrichs, der ihm an sein Hoflager folgte, und die Regierung des Reichs. Nach beiden Seiten war seine Thätigkeit unglücklich: der Charakter seines königlichen Zöglings entwickelte sich nicht günstig und seine eigenen Anschläge führten nur zu Mißerfolgen. Die geplante Annäherung an England wurde durch den Kaiser selbst durchkreuzt, der es vorzog das Bündniß mit Frankreich zu erneuern. Ein Versuch Ludwigs die Besitzungen der braunschweigischen Welfenlinie für sich zu gewinnen scheiterte, da er mit König Heinrich im August 1227 Braunschweig fruchtlos belagerte. Zuletzt ward L. auf Geheiß des Papstes dem staufischen Kaiser, der ihm soviel Vertrauen erwiesen, ebenso untreu wie dereinst dem welfischen. Als Gregor IX. die Reichsfürsten vom Eide der Treue gegen den Kaiser entband, dem er Verletzung seines Kreuzzugsgelübdes vorwarf, trat L. mit dem Papste in Einverständniß, ohne darum den Sohn des Kaisers aus seiner Aufsicht zu entlassen. Nach seinem Rathe gab der Papst seinem Legaten Weisung, wie die Fürsten gegen das staufische Haus aufgewiegelt und König Heinrichs Absetzung erzielt werden könnte. Dem jungen Könige selbst aber wurden zu Weihnachten 1228, als er mit L. in Hagenau weilte, durch den Abt Konrad von St. Gallen über seines Vormunds schlimme Absichten die Augen geöffnet, auch die Fürsten gewannen die Ueberzeugung von Ludwigs Untreue und als erklärter Feind trennte sich L. vom Könige. Im Sommer 1229 zog Heinrich gegen seinen früheren Vormund zu Felde; Herzog Otto von Meranien war mit ihm verbündet. Gegen den letzteren wandte sich L. Während er jedoch Wolfratshausen vergebens belagerte, wurden seine eigenen Lande um die Donau von dem königlichen Heere verwüstet. Am 27. August sah er sich genöthigt um Waffenstillstand, bald auch um Frieden zu bitten, der ihm gegen das Gelöbniß der Treue und von Geiseln gewährt ward. Nochmals kam es dann zu inneren Fehden: mit dem Grafen Konrad von Wasserburg und mit den Herren von Tölz und Hohenburg. Der Wasserburger nahm den Bischof Gebhard von Passau, der 1230 nach Italien ging und ein Entschuldigungsschreiben Ludwigs an den Kaiser mit sich trug, gefangen und beraubte ihn seiner Briefe und Habe. In Freising scheint L. den abgesetzten Bischof Gerold, der sich dem Absetzungsurtheil nicht fügen wollte, gegen seinen Nachfolger Konrad von Tölz und Hohenburg unterstützt zu haben. Dafür überrumpelte des

letzteren Bruder die im Gemeinbesitze Ludwigs und der Grafen von Vallei befindliche Burg Vallei. Im Sommer 1231 brachte L. durch einen glücklichen Feldzug den Grafen von Wasserburg zur Unterwerfung. Im Frieden von San Germano war mittlerweile L. als einer der Bürgen des Friedens bezeichnet und vielleicht in Folge dieses Vertrags war ihm die Stellung von Geiseln, wozu er sich vorher gegen König Heinrich hatte verpflichten müssen, erlassen worden. Friedlichere Tage schienen anzubrechen, da erlag L. in Kelheim am 15. September 1231 dem Mordstahle eines unbekannten Fremdlings, den das wüthende Volk auf der Stelle ebenfalls tödtete. Die That wird sich nie völlig aufklären lassen; soviel aber steht fest, daß die öffentliche Meinung ziemlich einmüthig den fernen Kaiser als Anstifter bezeichnete. Abweichende Auffassungen treten erst später hervor und können gegenüber der Wucht der zeitgenössischen Anklagen keine Bedeutung beanspruchen. Von besonderem Gewicht unter den letzteren ist das Zeugniß des Chronisten Konrad von Pfäffers, da diesem Mittheilungen des mit dem Hofe vertrauten Abtes Konrad von St. Gallen zu Grunde liegen. Dieser Stimme gegenüber versagt auch der Hinweis auf die allgemeine mittelalterliche Leichtgläubigkeit und auf den Umstand, daß alle unsere Berichte von Geistlichen herrühren, die dem Kaiser von vornherein feindlich gesinnt seien. Daß eben dieser Abt von St. Gallen kurz nach der That kein Geleite durch Baiern aufzutreiben vermochte, scheint in der allgemeinen Verstimmung gegen die Schwaben, die dort herrschte, begründet gewesen zu sein. Auch des Ermordeten Sohn, Herzog Otto II., theilte wenigstens zeitweilig den Verdacht, daß der Kaiser den Mörder seines Vaters gedungen. Friedrichs Urheberschaft läßt sich dann gar nicht bezweifeln, wenn richtig ist, was vier von einander unabhängige zeitgenössische Berichte melden, daß der Thäter ein Assassine vom Libanon war, ein Umstand, über den jene, die den Mörder gesehen, nicht im Zweifel bleiben konnten. War der Kaiser in der That der Schuldige, so beging er weniger einen politischen Mord, der einen gefährlichen Gegner beseitigen, als eine verspätete oder lange gezeitigte Handlung der Rache, die einen Verräther strafen sollte. Zum Andenken des Gemordeten, der in Scheiern begraben ward, stiftete seine Wittwe in Landshut das Kloster Säldenthal, sein Sohn Otto an der Stätte der Blutthat eine dem heiligen Johannes geweihte Kirche.

Böhmer, Wittelsbachische Regesten; Muffat, Beiträge z. Lebensgeschichte H. Ludwig I.; Winkelmann, Friedrich II. u. Jahrbücher des deutschen Reichs unter Philipp und Otto; Riezler, Geschichte Baierns, II.

Riezler.

Ludwig II., Herzog von Baiern und Pfalzgraf bei Rhein (29. Novbr. 1253 bis 1. Februar 1294), zu Heidelberg von Agnes von der Pfalz geboren, wurde im 25. Lebensjahre durch den plötzlichen Tod seines Vaters Otto II. zur Regierung berufen. Erst einige Monate vorher hatte er, mit diesem auf einem Kriegszuge nach Steiermark begriffen, zu Oetting seine Schwertleite gefeiert, wiewol er im Kriege längst kein Neuling mehr war. Er hatte 1246 an der Seite König Konrads gegen den Thüringer Landgrafen gefochten, das Jahr darauf in der Heimath den Grafen Konrad von Wasserburg bezwungen, 1250 die oberösterreichischen Ministerialen bekämpft, die sich seinem zum Reichsverweser in Oesterreich bestellten Vater nicht unterwerfen wollten. Damals belagerte er einige Burgen an der Enns und um Linz, brachte aber mehr durch Geldversprechungen, wie es scheint, als durch die Waffen einige der Herren zu einer übrigens nicht nachhaltigen Anerkennung des wittelsbachischen Regiments unter kaiserlicher Oberhoheit. Im Kriege gegen den Bischof Albert von Regensburg bemächtigte er sich 1251 durch nächtlichen Ueberfall der Burg Teisbach. Mit diesem Kirchenfürsten Frieden zu schließen und hierdurch seine Lande von dem Interdicte zu

befreien, das Albert über sie verhängt hatte, war die erste Sorge seiner Regierung. Es geschah durch einen im November 1253 zu Straubing geschlossenen Vertrag. Bald folgte auch der Frieden mit Philipp von Salzburg. Der wittelsbachischen Macht aber schlug gleich zu Anfang dieser Regierung die erste bairische Landestheilung eine unheilbare Wunde; es war ein für Baiern verhängnißvoller und zugleich das Reichsrecht verletzender Schritt, zu dem sich L. und sein jüngerer Bruder Heinrich XIII. um Ostern 1255 entschlossen, indem sie ihre Lande in der Weise theilten, daß Heinrich Niederbaiern, L. Oberbaiern und die Pfalz für sich nahm. Als Herr des letzteren Landes trat L. vor October 1256 dem rheinischen Städtebunde bei. Ludwigs Reichspolitik war durch seine verwandtschaftlichen Verhältnisse klar vorgezeichnet: Konradin, der Erbe der staufischen Ansprüche, war der Sohn seiner Schwester und wurde unter seiner Vormundschaft am bairischen Hofe erzogen. Alle Rechte seines Mündels, auch die auf Sicilien und Schwaben, sollten nach Ludwigs Absicht gewahrt bleiben, und da die Curie anders gesinnt war, scheiterten die Unterhandlungen, die Papst Alexander IV. wegen Konradins Stellung am bairischen Hofe anknüpfte. Nach dem Tode Wilhelms von Holland faßten die Wittelsbacher die Wahl ihres Neffen zum deutschen Könige ins Auge; erst als sich ihre Unmöglichkeit erwiesen hatte, ließ sich L. für Richard von Cornwallis gewinnen, für den als Unterhändler Johann von Avesnes im November 1256 auf Ludwigs Burg Fürstenberg bei Bacharach erschien. L. gelobte dem Engländer seine Stimme zu geben und eine Tochter oder Nichte desselben zu ehelichen, erhielt dagegen, falls die Wahl gelänge, für sich 12,000 Mark Sterling zugesagt und für seinen Mündel das Gelöbniß, daß Richard dessen Ansprüchen auf Sicilien nicht entgegentreten und sein Recht auf Schwaben schirmen werde. Unter Ludwigs Betheiligung kam dann Richards Wahl zustande. Damals lastete auf L. schon schwere Blutschuld: Beleidigter und Richter in einer Person, hatte er seine Gemahlin Marie von Brabant auf den Verdacht des Ehebruchs hin in Donauwörth enthaupten lassen (18. Januar 1256). Die Buße, welche ihm die Kirche hierfür auferlegte, gab Anlaß zur Begründung des Klosters Fürstenfeld bei München und sowol diese Handlung der Sühne als der Umstand, daß L. einer Tochter aus seiner zweiten Ehe den Namen der Gemordeten gab, deuten darauf, daß er später selbst an die Unschuld der Getödteten glaubte. Auch auf seinem Feldzuge gegen die Böhmen 1257 erwies sich L. als jähzorniger und grausamer Charakter — „Strenge", wonach ihm Neuere den unterscheidenden Beinamen zulegten, ist wol nicht der zutreffende Ausdruck —, als er bei Mühldorf einen Thurm, in den sich fliehende Feinde zusammengedrängt hatten, erbarmungslos in Brand stecken ließ. Uebrigens entschied er damals durch die Raschheit, mit der er vom Rheine her seinem von König Ottokar angegriffenen Bruder zu Hilfe eilte, den Feldzug zu Ungunsten der Böhmen, die auf der Flucht bei Mühldorf, zum Theil durch den Zusammenbruch der Innbrücke, schwere Verluste erlitten. Es scheint, daß Ottokar im Frieden einige Grenzplätze an Baiern abtreten mußte. Bald aber vertauschten Ludwigs Verbündeter und Gegner von diesem Kriege ihre Rollen. Eine Menge von Streitigkeiten zwischen den Brüdern knüpfte sich an die Landestheilung, zumal bereute Heinrich, L. die Pfalz überlassen zu haben, und wiewol im Januar 1262 seine Ansprüche auf dieses Land durch ein Schiedsgericht zurückgewiesen wurden, war es um die Eintracht der Brüder seitdem auf lange Zeit geschehen. Ihr Zwiespalt trat auch in dem Salzburger Kirchenstreite zwischen Philipp und Ulrich zu Tage, wo L. den ersteren, Heinrich Ulrich unterstützte. Dagegen ward L. durch seine zweite Ehe mit Anna von Schlesien-Glogau (1260) zum Anschlusse an Ottokar geführt, der mit der Braut verwandt war und ihm dieselbe wahrscheinlich verschafft hatte; ist eine vereinzelte Nachricht richtig, so hat L.

schon 1260 zur Unterstützung des Böhmenkönigs ein starkes Heer nach Oesterreich geführt und sicher ist, daß Heinrich von Niederbaiern 1266 gegenüber dem Angriffe Ottokars und des Bischofs von Passau von seinem Bruder nicht unterstützt und daß L. noch in dem böhmisch-ungarischen Frieden von 1271 als Freund Ottokars genannt wurde. Mittlerweile hatte L. in Baiern wie in der Pfalz Fehden mit Nachbarn durchzufechten. Dort war es das dem rheinischen Städtebunde beigetretene Regensburg, das sich gegen den Herzog erhob, als er vor dessen Thoren der Stadt zum Trotz eine Burg, Geiersberg, erbaut und in der Nähe die Burg Höfling besetzt hatte; nach schweren Kriegsschäden hüben wie drüben mußte sich L. im Frieden (3. März 1259) zur Zerstörung von Geiersberg und Räumung von Höfling bequemen. Glücklicher war er in der Pfalz im Kampfe mit Bischof Eberhard von Worms, der ihm im Frieden (November 1261) Neustadt a. d. Hardt herausgeben und Neckarau als Lehen übertragen mußte. Auch mit Engelbert von Köln hatte L. manche Reibereien, bis am 1. Juli 1262 ein Bündniß zwischen den beiden Fürsten zu Stande kam. Unterdessen wurde auf Ludwigs Schlössern die Erziehung des jungen Konradin vollendet und, wie dieser rühmte, von L. in väterlicher Weise so geleitet, als gälte sie seinem einzigen Sohne. Zur Wahrung der italienischen Rechte seines Mündels hatte L. (8. Mai 1261) Manfred und dessen Anhänger als Konradins Feinde erklärt und den Guelfen die Hoffnung auf dereinstiges Erscheinen des Staufers in Italien eröffnet. In Deutschland betrieben L. und die staufische Partei 1262 offen, doch wiederum ohne Erfolg, die Wahl Konradins. Dieser nahm damals von Schwaben Besitz und trat zugleich aus Ludwigs Obhut in jene des Bischofs Eberhard von Konstanz über. Nochmals näherte sich L. nach vorübergehender Entfremdung dem Könige Richard, dessen Hoflager in Boppard er im September 1262 besuchte. Nachdem derselbe im Frühling 1264 in England in Gefangenschaft gerathen war, betrachtete L. das Reich als erledigt und übernahm als Rheinpfalzgraf dessen Verwesung. Konradin hatte ihn im April 1263 für den Fall seines kinderlosen Todes zu seinem Universalerben eingesetzt und verpfändete ihm, als er sich 1266 verlobte oder vermählte, für die bei diesem Anlaß gemachten Ausgaben eine Reihe von nordgauischen Gütern. Nachdem Manfred gefallen, war es neben dem Drängen italienischer Gesandtschaften besonders Ludwigs Rath, der Konradin bestimmte den Waffengang um sein sicilisches Erbe zu wagen. Aus Ludwigs Mitteln ward auch der größte Theil der Auslagen bestritten, wie überhaupt seine Unterstützung des Unternehmens so bedeutend war, daß Papst Clemens dafür den Kirchenbann über ihn verhängte, der erst im Juli 1273 aufgehoben wurde. Als sich das Heer zum Aufbruch sammelte, war L. zugegen; nach Italien hat er es jedoch, wenn überhaupt, nur eine kurze Strecke weit begleitet. Vergebens rieth er dann, als sich schon in Verona alle Umstände widrig zeigten, zur Umkehr. Da sein Rath nicht durchdrang, streckte er gegen weitere Verpfändungen von Reichsgütern auch ferner die Kosten vor. Diese Pfänder konnten nie ausgelöst werden, Konradins Vermächtnisse blieben in Kraft und so brachte der Tod des unglücklichen Fürsten den bairischen Herzogen, ohne daß man ihnen vorwerfen dürfte dieses Ziel bei der Leitung ihres Mündels angestrebt zu haben, reiche Landerwerbungen, durch welche jedoch ein neuer Zankapfel zwischen die Brüder geworfen, auch ein Streit Ludwigs mit Bischof Hartmann von Augsburg wegen der Vogtei über dieses Bisthum veranlaßt wurde. Es entsprach den weit größeren Opfern, die L. für die staufische Sache gebracht hatte, daß er auch von den staufischen Erwerbungen mehr davontrug als sein Bruder. Auch durch Landankäufe war L. stets bedacht sein Territorium zu vergrößern und abzurunden und man findet, daß er lieber Schulden auf Schulden häufte, lieber selbst die herzoglichen Kleinode verpfändete, als daß er eine günstige Gelegenheit zu Land-

erwerb hätte vorübergehen lassen. Dem Könige Richard hatte sich L., nachdem derselbe befreit auf deutschen Boden zurückgekehrt war, wiederum enger angeschlossen, im April 1269 zu Worms seinem Reichstage beigewohnt und an der Erneuerung des rheinischen Landfriedens mitgewirkt. Nach Richards Tode konnte es L. bei der hervorragenden Stellung, die er unter den Reichsfürsten einnahm, nicht an Aussicht auf die Krone fehlen. Erzbischof Werner von Mainz, zu Konradins Lebzeiten neben L. Führer der staufischen Partei, dachte einige Zeit den Wittelsbacher auf den Thron zu bringen. Da aber die beiden anderen rheinischen Kurfürsten, sei es wegen Ludwigs allzu großer Macht, sei es wegen seiner staufischen Vergangenheit oder wegen der auf ihm lastenden Blutschuld, nicht für L. zu gewinnen waren, kam dieser (1. September 1273) mit Werner überein, entweder Sigfried von Anhalt oder Rudolf von Habsburg zu wählen. Ein Zerwürfniß, das zwischen dem letzteren und L. eben obwaltete, versprach der Mainzer beizulegen. Für den ungeschmälerten Fortbestand seiner Machtstellung aber forderte L., nachdem sich die Stimmung der Wähler für den Habsburger entschieden hatte, von diesem eine Bürgschaft und sie ward ihm zu Theil durch das Versprechen, daß Rudolfs Tochter Mechtild dem seit 1271 zum zweiten Male Verwittweten die Hand reichen sollte. Bei der Wahl übertrugen alle Wähler ihr Stimmrecht L., der nun Rudolf als König benannte. Am Tage der Krönung des Habsburgers (24. October) feierte er die Vermählung mit dessen Tochter Mechtild und bald erhielt er vom neuen Könige auch die Bestätigung des staufischen Erbes. Unter seiner Mitwirkung war so ein Oberhaupt gewonnen, das dem Reiche zu nützen versprach, ihm selbst aber zu Danke verpflichtet und durch Familienbande verknüpft war. Für die Unterstützung und Befestigung seines Schwiegervaters auf dem Königsthrone hat L. fortan ohne Wanken seine ganze Kraft eingesetzt. Er begleitete ihn (October 1275) zu der Zusammenkunft mit Papst Gregor nach Lausanne und gelobte dort gleich ihm einen Kreuzzug (der jedoch nachher von keinem der beiden Fürsten unternommen wurde). Auf Ludwigs Anregung wird es geschehen sein, daß der Papst einen Legaten nach Baiern sandte, der Heinrich von Niederbaiern versöhnlicher stimmen sollte. Wie sich das Verhältniß der Beiden weiter gestaltete, mag man in Heinrichs Biographie (Bd. XI, S. 467) nachlesen; hier sei hinzugefügt, daß die Streitigkeiten, um deren Schlichtung so viele Mittler und Schiedsrichter sich ohne dauernden Erfolg bemühten, auch nach Heinrichs Tode zwischen dessen Sohne Otto und L. sich fortsetzten. In dem glücklichen Feldzuge gegen den Markgrafen Rudolf von Baden focht L. an der Seite des Königs. Diesem zu Liebe brach er auch mit seinem bisherigen Bundesgenossen Ottokar von Böhmen. Nachdem er in seiner Eigenschaft als Pfalzgraf denselben vor das Reichsgericht geladen und den nicht Erschienenen zur Herausgabe der österreichischen Länder verurtheilt hatte, nahm er 1277 an dem Kriege, wodurch dieses Urtheil durchgeführt ward, hervorragenden Antheil; besonders rühmte man seine rechtzeitige Besetzung von Klosterneuburg, die dem Böhmen den Uebergang über die Donau verwehrte. Nach Ottokars Unterwerfung war L. einer der Schiedsrichter, die den Spruch fällten, daß Ottokar Böhmen und Mähren als Reichslande behalten dürfe, dagegen die österreichischen Länder dem Reiche zurückzustellen habe. Im Juli 1277 hatte L. das zwischen Rudolf und Ungarn geschlossene Bündniß besiegelt. Eine Verordnung, die Rudolf wahrscheinlich 1277 oder 1278 traf, beauftragte L. für den Fall seines Todes als Reichsvikar auch die österreichischen Fürstenthümer in seine Obhut zu nehmen. Als Ottokar 1278 nochmals losschlug, rückte L. von seinen rheinischen Landen her Rudolf zu Hilfe; wenn er zur Zeit der Entscheidungsschlacht bei Dürnkrut erst an der Enns stand, so genügt der Hinweis auf die Schnelligkeit, mit der dieser Krieg ausbrach und entschieden war, zur

Erklärung der Verspätung, während die Annahme eines absichtlichen Fernbleibens durch nichts begründet wird. Rudolf hatte seinen Schwiegersohn ersucht, ihm 140 Panzerrosse voraus zuzusenden, damit er in Ruhe seine und anderer Freunde Ankunft abwarten könne (vgl. Busson, Der Krieg von 1278, S. 23), und wir haben keinen Grund zu glauben, daß diese Hilfe nicht abgegangen sei. Im Juni 1281 begrüßte L. mit seinem Bruder den König in Regensburg und von dort ging er nach Wien, um sich Rudolfs Heerfahrt gegen den Markgrafen Otto von Brandenburg anzuschließen. Sie endete damit, daß L. im November den Frieden mit diesem Fürsten vermittelte. So viel bedeutete Ludwigs Unterstützung für Habsburg, daß man die Frage wol aufwerfen darf, ob ohne sie der habsburgisch-österreichische Staat zustande gekommen wäre. Vornehmlich durch seinen gewichtigen Einfluß, wie es scheint, wurden die anfangs dem Plane nicht geneigten Kurfürsten bestimmt in die Belehnung von Rudolfs Söhnen mit den österreichischen Ländern zu willigen. Auf dem Augsburger Reichstage von 1282, wo diese Belehnung vollzogen wurde, war L. der einzige Vertreter der Kurfürsten. Keiner von allen Reichsfürsten hat überhaupt regelmäßiger als er Rudolfs Hof- und Reichstage besucht. 1287 half er dem Könige auf dem Kriegszuge, der die Demüthigung des Grafen Ulrich von Helfenstein bezweckte und erreichte. Sehr bezeichnend ist auch, daß 1286 Ludwigs Protonotar an die Curie reiste, um dort über Rudolfs Kaiserkrönung zu unterhandeln. Während der letzten Augenblicke Rudolfs (15. Juli 1291) stand L. in Speier an seinem Sterbebette. Das bairische Interesse war bei ihm wie durch die Landestheilung so auch durch seinen engen Bund mit dem habsburgischen Könige zurückgedrängt; zufrieden mit dem Besitze der pfälzischen Kur, ertrug er es ruhig, daß Rudolf zu Gunsten des Böhmenkönigs und gegen alle historische Berechtigung Baiern aus dem Kurfürstencollegium verdrängte. Rudolfs Sohn Albrecht hatte noch bei Lebzeiten des Vaters auf Zusammenkünften in Erfurt und Regensburg mit solchem Erfolge um Ludwigs Stimme geworben, daß dieser bereits den Herzog Albrecht von Sachsen bevollmächtigte den Habsburger in seinem Namen zum Könige zu wählen. Auch nachdem auf einer Fürstenversammlung zu Frankfurt die Mehrzahl der Kurfürsten gegen die von L. wahrscheinlich auch dort unterstützte Wahl Albrechts sich erklärt hatte, scheint der Wittelsbacher die Hoffnung auf deren Gelingen noch nicht aufgegeben zu haben. Nach Rudolfs Tode traten die Höfe von München und Wien in lebhaften Verkehr; zuerst kam Albrecht nach München, dann ward eine Zusammenkunft zwischen ihm und L. in Wels verabredet. Seines habsburgischen Schwagers Wahl hatte L. wol auch im Auge, als er im October bei einem Einsiedler zwischen Waldsassen und Eger eine Zusammenkunft mit seinem Schwager Wenzel von Böhmen veranstaltete. Zur Wahlhandlung in Frankfurt (5. Mai 1292) kam L., als ob er ein Hochzeitsfest besuchte, ohne alle kriegerische Rüstung, hiermit schon äußerlich kundgebend, daß es einem Werke des Friedens gelte, und von Friedensliebe war denn auch sein Verhalten bei der Wahl dictirt. Noch vor einigen Wochen hatte er Albrecht seine Stimme versprochen, aber er erhob keinen Widerspruch, als die Wahl nun auf Adolf von Nassau fiel, einen mittellosen Herrn, der vor fünf Jahren sein Burgmann zu Caub geworden war. Seine Stimmung gab sich jedoch darin zu erkennen, daß er die Verkündigung der Wahl an seiner Stelle dem Erzbischofe von Mainz überließ. Einige Tage später ließ er sich von Adolf 3000 Mark Wahlkosten ersetzen. Im Inneren wurden Ludwigs unermüdliche Bemühungen für Erhaltung und Ausbreitung des Landfriedens, für Abstellung der Räubereien und Fehden des niederen Adels durch seine eigenen Streitigkeiten mit dem Bruder, auch durch mancherlei Händel mit anderen Nachbarn gestört. In einem Zerwürfnisse mit Salzburg wegen des Zillerthals unterwarf er sich 1281 dem Schiedsspruche des Regensburger Bischofs.

Mit Augsburg bekam er nochmals Krieg um den Besitz der Vogtei, die er im Frieden vom 9. Februar 1292 nur für die nächsten fünf Vierteljahre preisgab. In seinem letzten Lebensjahre noch brauchte er Gewalt gegen die eigene Stadt Lauingen, die Reichsunmittelbarkeit beanspruchte, und zwang mit den Waffen den Grafen von Hirschberg das zu seinen Gunsten gemachte, dann aber zurückgenommene Vermächtniß zu erneuern und auszudehnen. L. starb zu Heidelberg, wie erzählt wird, in derselben Stube, wo er das Licht der Welt erblickt hatte. Sein Testament verordnete vornehmlich Spenden an Kirchen und Klöster und sein Begräbniß in Fürstenfeld. Aus diesem Kloster, Ludwigs Stiftung, ward ihm der wärmste Nachruf zu Theil; ganz Baiern, schrieb der Mönch, sollte jammern über den Tod dieses Fürsten, der alle anderen an sittlicher Zucht übertroffen und unter dem das Land Wohlstand und Fülle des Friedens genossen habe. In der That kündet die Thätigkeit des gereiften Mannes überwiegend von besonnener Selbstbeherrschung, treuer Pflichterfüllung und eifriger Fürsorge für das Gemeinwohl. Wie sein Urgroßvater Otto I. war L. ein jähzorniger Charakter, aber voll Kraft und Energie und ein glücklicher Feldherr. Als Staatsmann verstand er vor Allem die Kunst mit den Umständen zu rechnen und nur erreichbare Ziele anzustreben. Daß in den großen Fragen der Politik sein Interesse in der Regel auf derselben Seite lag wie das Recht und des Reiches Nutzen, diese Gunst dankte er zum Theil dem Geschicke, zum Theil doch auch der eigenen Klugheit. Ein dankbares Andenken schuldet ihm besonders die Stadt München, die er zur landesfürstlichen Residenz erhob und deren älteste Herzogsburg, der sogenannte Alte Hof, von ihm gegründet ist.

Böhmer, Wittelsbach. Regesten; Rechnungsbuch des oberen Vitzthumamtes von Oberbaiern v. d. J. 1291—94, herausgeg. von v. Oefele im Oberbair. Archiv XXVI; Söltl, Ludwig d. Strenge (1857); Lorenz, Deutsche Geschichte; Riezler, Geschichte Baierns II. Riezler.

Ludwig VII. im Bart, Herzog von Baiern-Ingolstadt, Sohn Herzog Stephans III. des Kneißels und der Thaddäa Visconti von Mailand, geb. angeblich am 20. Decbr. 1365, † zu Burghausen in der Nacht vom 1. auf 2. Mai 1447. Eine glänzende ritterliche Erscheinung, tapfer und standhaft in allen Lagen, aber eine gewalthätige Natur, ein hochmüthiger Spötter, in seinen Sitten zügellos und von einer Streitsucht, die sein Leben vergällt hat und zum Sprichwort geworden ist. Der Städtekrieg, wo er mit dem Vater im September 1388 die Belagerung Regensburgs und den Sturm auf Donauwörth mitmachte, und zwei Jahre später Herzog Stephans Feldzug nach Padua, wo dem von Giangaleazzo von Mailand vertriebenen jungen Franz von Carrara, Herrn von Padua, wieder zu seinem Erbe verholfen ward, boten dem Jüngling Gelegenheiten zu größeren Waffenthaten. In die traditionellen wittelsbachischen Familienhändel riß ihn der im December 1394 ausbrechende Krieg seines Vaters mit Johann von Baiern-München hinein. Auf ein Einverständniß mit dem bischöflichen Richter Weinmann gestützt, plante der Prinz in der Christnacht die Stadt Freising, deren Bischof mit dem Münchener Herzoge verbündet war, zu überrumpeln; doch ward der Anschlag, zu dessen Sühne L. später an das Freisinger Münster sein in Silber getriebenes Bildniß stiftete, verrathen und vereitelt. Dagegen eroberte L. in diesem Kriege Neustadt an der Donau, wo ihm reiche Beute zufiel. Im folgenden Frühjahr begleitete er den Vater zu Friedensberathungen an den Hof König Wenzels nach Prag. Nachdem am 25. Septbr. 1395 die Landestheilung der oberbairischen Herzoge aufgehoben war, schloß L. mit dem jungen Ernst, dem Sohne Johanns von Baiern-München, am 30. März 1397 ein Bündniß, das die Abschließenden selbst für den Fall, daß einer der Väter gegen den Sohn unväterlich vorgehen sollte, zu gegenseitiger Hülfe verpflichtete. Wie dies auf eine

gewisse Spannung mit dem Vater deutet, so scheint L. damals auch dessen Verschwendung und wenigstens anfangs dessen Steuerbegehren nicht gebilligt zu haben, später half er jedoch mit, die Geldforderung bei den Ständen durchzusetzen. Sein Bund mit Ernst aber erwies sich gänzlich nichtig, als Herzog Stephan nach Johanns Tode (Juni 1397) dessen Söhnen wider das klare Recht und seine früheren Zusagen das Recht der Mitherrschaft bestritt: L. hielt zum Vater, ergriff, als Ernst München verließ, dort Besitz von der Neuen Feste und trat an der Spitze eines Heeres in Kriegsbereitschaft gegen die Vettern. Im April 1398 bemächtigte in München sich die ihm und seinem Vater zugethane demokratische Partei der Bürgerschaft des Stadtregiments und, von der Hauptstadt nun unterstützt, führte L. den Krieg, nahm Pfaffenhofen ein und belagerte Dachau. Auch in der Reichspolitik trennte er sich nicht vom Vater: mit diesem besuchte er den Frankfurter Tag (1. Febr. 1400), wo die Wahl eines neuen Königs an Stelle Wenzels vereinbart wurde. Dem neuen König Ruprecht von der Pfalz folgte L. im Herbst 1401 auf seinem italienischen Heereszuge, an der Spitze von 200 Pferden aus dem eigenen Lande und 300 anderen Gleven. Unter ihm focht in der unglücklichen Schlacht, welche die Deutschen am 21. Octbr. nahe bei Brescia den Mailändern lieferten, das erste, angeblich 3000 Pferde starke Treffen. Weiter begleitete er Ruprecht auf dem Marsche durch die Berge Friauls, zog mit ihm in Padua und Venedig ein, und ging in seinem Auftrage im März 1402 mit dem Burggrafen von Nürnberg und dem Bischofe von Speyer nach Florenz, wo jedoch die Gesandtschaft keine weitere Unterstützung ihres geldarmen Herrn erwirken konnte. In Padua hatte ihm ein Münchener Bote die Nachricht von Gewaltthaten seiner Vettern überbracht; durch seine Klage erwirkte er beim Könige Ruprecht, daß dieser den Münchener Herzogen eine Friedensmahnung zugehen ließ. Aus Italien zurückgekehrt, gab jedoch L. seinerseits diesen neuen Grund zu Klagen, da er einen Münchener Patrizier, Namens Rudolf, in sein Burgverließ zu Baierbrunn werfen ließ. Dem Abkommen seines Vaters mit den Herzogen Ernst und Wilhelm, das auf Rückkehr zur Landestheilung lautete, verweigerte er bis zum 22. April 1403 die Beistimmung und der bewaffnete Widerstand der Stadt München gegen ihre Fürsten fand bei ihm Ermunterung und Geldunterstützung. Von dieser Zeit scheint auch sein Vater gegen ihn Mißtrauen gehegt zu haben, da er sich vor Ludwigs Abreise nach Frankreich von ihm schriftlich erklären ließ, er werde ihn zeitlebens bei der Herrschaft belassen (so Lang S. 49). Sehr wichtig war für Ludwigs Lebensgestaltung und wol auch für die Entwickelung seines Charakters, daß die Vermählung seiner Schwester, der berüchtigten Isabel von Baiern, mit dem Könige Karl VI. von Frankreich ihm seit früher Jugend, jedenfalls seit 1392, da ein Edikt des Königs ihn in den Vormundschaftsrath der königlichen Kinder berufen, den Pariser Hof, damals eine Stätte der Sittenlosigkeit und ausschweifenden Prunksucht, zur zweiten Heimath gemacht hatte. Hier holte er sich seine Frauen und dazu Geld und Gut in Fülle, hier wurden auch die Prachtliebe und der hochfahrende Sinn großgezogen, welche die Zeitgenossen ihm beilegen. Als er 1402, nach seiner Rückkehr aus Italien, wieder nach Paris ging, wurde er von König Ruprecht bevollmächtigt, eine französische Heirath dessen Sohnes Johann einzuleiten, mit Frankreich Bündnisse abzuschließen und in der Kirchenfrage eine Annäherung der beiden Höfe herbeizuführen. Damals vermählte er sich in Paris mit Anna, der vom Könige glänzend ausgestatteten Tochter Johanns I. von Bourbon, Grafen de la Marche und von Vendome, Wittwe Johanns von Berg, Grafen von Montpensier. Früher hatte sein Vater, als er selbst (1390) Margarete, die Wittwe des ermordeten Königs Karl von Neapel und Ungarn aus dem Hause Anjou heirathen wollte, zugleich über eine Verlobung Ludwigs mit Mar-

garetens Tochter Johanna unterhandelt. Noch 1396 war eine werbende Gesandtschaft Ludwigs an König Ladislaus von Ungarn, Johannas Bruder, abgegangen, auch stand mit dieser Angelegenheit wol eine Reise in Verbindung, die L. selbst im Winter 1400 auf 1401 nach Ungarn gemacht hatte. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin (1408) führte L. 1413 Katharina, die Tochter Peters von Alençon, Wittwe Peters von Evreux, Grafen von Mortaigne, heim und dieser Gattin verdankte er den Erwerb der Grafschaft Mortaigne in der Normandie, die freilich bald von den Engländern erobert wurde. Dazu erhielt er vom Könige eine Reihe von französischen Reichslehen und eine Jahrespension von 12 000 Franken. Zuerst für einen Betrag von 50 000 Franken an der Aussteuer seiner ersten Frau (Urk. vom 15. Febr. 1404), dann bei andern Anlässen wurden ihm vom Könige und der Königin eine solche Menge der kostbarsten Kleinodien verpfändet, daß man ihren Werth auf fünf Tonnen Goldes schätzte. L. versetzte sie zum Theil weiter und verwendete den Erlös wie überhaupt die in Frankreich erworbenen Schätze zum Ankauf von Herrschaften und Schlössern in der Heimath und zum Bau der prächtigen Frauenkirche in Ingolstadt, der eine halbe Million Gulden gekostet haben soll. Wie ihn aber der Kurfürst von Brandenburg einmal über den Erwerb seiner französischen Reichthümer zur Rede stellte, so wollte man auch im Volke in Deutschland und in Frankreich vielfach nicht glauben, daß dieselben auf redlichem Wege zusammengebracht worden seien. Ganz unbegründet war auch dieser Verdacht mit nichten. Schon die Erwägung wirft ein trübes Licht auf den Erwerb dieser Schätze, daß es der Königin ohne die Geisteskrankheit ihres Gemahls kaum möglich geworden wäre, ihren Bruder in so maßloser Weise zu bereichern; überdieß aber hat L. selbst einmal bekannt, daß ein Theil der Kleinode „nicht von gutem Gewissen herlange und mit Sünden gewonnen sei“ (so Lang S. 196) und hat diesen zur Sühne für kirchliche Stiftungen geweiht. Noch weitergehende Vorwürfe freilich sind durch den Hinweis auf die noch heute im Münchener Reichsarchive liegenden Pfandurkunden über zahlreiche Kleinodien zurückzuweisen. Am französischen Hofe, den er von Zeit zu Zeit mit der Heimath vertauschte, spielte der Bruder der Königin in allen Wirren dieser bewegten Jahre, besonders in den Streitigkeiten der von ihm unterstützten orleans'schen mit der burgundischen Partei eine einflußreiche Rolle. Als er 1405 der Königin und dem Herzoge von Orleans den Dauphin nach Corbeil zuführen wollte, eilte ihm der Herzog von Burgund nach und entriß ihm bei Juvisy seinen Schützling. Am 24. März 1408 aber verband sich L. mit Johann von Burgund und Wilhelm von Baiern-Holland eidlich zum Schutze der Königin und bald darauf erhob ihn eine königliche Ordonnanz zum Haupte des Hofhaltes des Dauphins (15. Mai) und wies ihm selbst einen auf königliche Kosten unterhaltenen glänzenden Hofstaat zu. Später unterstützte er die Bemühungen, dem Burgunder seinen Einfluß auf den Dauphin zu entwinden, diese aber führten zu einer Volkserhebung, in deren Folge L. am 20. Mai 1413, am Tage, bevor er seine zweite Hochzeit feiern wollte, im großen Thurm des Louvre gefangen gesetzt wurde. Hier saß er, bis die unblutige Gegenrevolution des 4. August ihm die Freiheit verschaffte. Bald darauf rief ihn der Tod seines Vaters (2. Oct. 1413) zur Uebernahme der Regierung und zu längerem Aufenthalte nach Baiern zurück, doch ging er auch nachher noch öfter nach Paris und empfing dort 1416 den König Sigmund. Gleich bei seinem Regierungsantritt in der Heimath machten sich die Nachbarn auf Störung des Friedens gefaßt, da L. wegen einer Menge von Streitpunkten schon lange sowol mit seinen Vettern von München als mit Heinrich von Landshut zerfallen war. Bei der Landestheilung von 1392 war der Landshuter Theil etwas einträglicher geworden als die beiden andern und Herzog Friedrich, Heinrichs Vater,

hatte damals anerkannt, daß seinen Brüdern eine Entschädigung dafür gebühre. Mit Ungestüm hatte L., wenn er in Baiern anwesend war, dieselbe gefordert (1403 und 1406), während die Münchner Herzöge, trotz einer Zusage, die der Nürnberger Burggraf 1403 für sie gemacht hatte, L. im Stiche ließen und auf Heinrich Seite traten. Langwierige Verhandlungen, in deren Verlauf L. an König Ruprecht und an Gregor XII. appellirte, hatten (7. Mai 1408) mit dem zu Freising ergangenen Spruche eines Schiedsgerichtes geendet, der zwar Herzog Heinrich zur Zahlung von 4000 fl. an L. verpflichtete, von diesem aber nicht angenommen wurde. Die Nachbarn hatten daher guten Grund, gegen L., der mit kleineren Feindseligkeiten schon vorher gegen sie vorgegangen war, auf der Hut zu sein und am 17. April 1414 schlossen die beiden Münchener Herzoge, Heinrich von Landshut und Johann von Pfalz-Neumarkt unter dem Zeichen des Sittichs einen Bund gegen alle Ruhestörer auf vier Jahre. Als sie am 8. Juli des folgenden Jahres zu Constanz dieses Bündniß erneuerten, traten demselben auch Kurfürst Ludwig von der Pfalz und Burggraf Friedrich von Nürnberg bei. Mit großem Gefolge war L. mittlerweile auf dem Concil zu Constanz erschienen, wo er zugleich als Reichsfürst und als Führer der französischen Gesandtschaft auftrat. Der Tod des Dauphins entzog ihm damals wahrscheinlich seine französische Pension und das mag den Anlaß gegeben haben, daß er sich (1415) von König Sigmund mit einem Solde von 12 900 Gulden als Rath und Diener seiner Tochter Elisabeth annehmen ließ. Die Verstimmung wuchs zwischen den Nachbarn, als einerseits Heinrich in einer Einung, welche ein Theil von Ludwigs Ritterschaft (5. Juni 1416) abschloß, eine gegen ihn gerichtete Veranstaltung seines Gegners zu erkennen glaubte, andererseits der Burggraf von Nürnberg vom Könige zum Kurfürsten von Brandenburg erhoben wurde. Diesen Fürsten als Bürgen machte L. später auch für eine Schuld des Königs an ihn verantwortlich. Vor der Reichsversammlung in Constanz erhoben L. und Heinrich gegenseitige Klagen, der erstere auf Entschädigung wegen der Landestheilung, Heinrich dagegen auf Erfüllung des Freisinger Spruches. Das Urtheil (19. Oct. 1417) lautete zu Gunsten Heinrichs. Als nun L., darüber unwillig, Tags darauf den König kniefällig um sein Recht bestürmte, kam es zu einem heftigen Wortwechsel zwischen den Gegnern; L. ließ sich soweit hinreißen, daß er sogar die echte Geburt seines Vetters verdächtigte; dieser, aufs äußerste gereizt, lauerte am Abend mit einigen Rittern seinem Beleidiger auf und brachte ihm schwere, anfangs für tödtlich gehaltene Wunden bei, worauf er aus Constanz entfloh. Vergebens forderte L. Sühne für diese Missethat: Heinrich erlangte vom Könige einen Begnadigungsbrief. L. hat ihn dann vor dem geistlichen Gerichte verklagt. Zwischen L. und dem Brandenburger entspann sich bald nach des ersteren Rückkehr vom Concil eine Correspondenz, worin die grimmige Erbitterung beider Gegner sich in den gröbsten Schmähungen Luft machte. Ludwigs wiederholte Herausforderungen zum Zweikampfe wurden vom Markgrafen nicht angenommen. Im Juni 1419 wurden zu Nürnberg Friedensunterhandlungen geführt, die anfangs ohne Erfolg zu verlaufen schienen, dann aber verbanden sich zu Regensburg (29. Juni) die Kurfürsten von Brandenburg und von der Pfalz, die Herzöge Ernst, Wilhelm Heinrich und die Bischöfe von Eichstädt und Regensburg auf Lebenszeit gegen L. Auch die Grafen von Oettingen, mehrere schwäbische und fränkische Reichsstädte, zuletzt auch das von L. bedrückte Donauwörth, das er als Reichspfand besaß, nahmen den Kampf gegen ihn auf. Gegen solche Uebermacht half es L. wenig, daß er seit Jahren mit dem Erzbischofe von Salzburg verbündet war und daß er (16. Januar 1420) mit seinen Landständen der ritterlichen Einung von 1416 beitrat, zu deren Hauptmann nun Kaspar der Törringer gewählt wurde. Er vertheilte sein Heer in die festen Plätze seiner

zerrissenen Lande, für deren Verstärkung er seit Jahren Sorge getragen hatte, und ließ den Krieg durch seine Hauptleute von Rattenberg bis Nürnberg sehr energisch mit kleinen Ueberfällen, mit Sengen und Brennen führen. Er selbst eroberte 1420 einen großen Theil des markgräflichen Gebietes, ohne es jedoch behaupten zu können. Die Münchener Herzoge schlugen erst 1421 los. Von ihrer Seite erlitt L. nach einem gescheiterten Angriffe auf München, seine empfindlichste Niederlage, bei Alling, am 20. Septbr. 1422. Nach diesem Schlage sah er, da er bereits einen großen Theil seiner Städte und Burgen verloren hatte, sich gezwungen im October 1422 bei König Sigmund in Regensburg Schutz zu suchen. Dieser gebot Frieden, stellte Ludwigs Lande einstweilen unter die Verwaltung Bruno's von der Leiter und nahm L. als Diener seiner Tochter mit sich nach Ungarn. An die Stelle des Waffenstreites zwischen den wittelsbachischen Vettern traten nun wieder langwierige Prozesse, die neue Nahrung erhielten, als der Tod Herzog Johanns von Baiern-Holland die Erbschaft des Straubinger Landes eröffnete. Während L. als der älteste des Hauses das ganze niederbairische Erbe beanspruchte, forderte Herzog Heinrich eine Dreitheilung, die beiden Münchener aber eine Viertheilung, und zu Gunsten der letzteren entschied am 26. April 1429 des Königs Spruch. Wegen des Constanzer Frevels hatte L. sich noch nicht beruhigt, auf dem Nürnberger Tage erlangte er (28. März 1431) ein königliches Erkenntniß, daß ihm Heinrich Sühne schulde, und die ganze Rachsucht des verbitterten Fürsten trat zu Tage, als er seine Forderungen hinsichtlich dieser Sühne stellte. Er verlangte, daß dem Vetter die rechte Hand, womit er das Schwert gegen ihn geführt, abgeschlagen, außerdem sieben Wunden, so viele als er ihm beigebracht und darunter zwei lebensgefährliche versetzt würden, auch sollten ihm Heinrichs Lande verfallen sein. Als aber dann der König, eine so grausame Rache ablehnend, Heinrich nur zur Abbitte und zum Ersatze der Kurkosten an L., zu frommen Stiftungen und Wallfahrten verurtheilte, nahm L. die Abbitte, die ihm sein alter Feind zu Nürnberg öffentlich leistete, an mit den Worten: ich vergebe dir die That, nach Inhalt des Urtheils. Indessen blieb die Spannung mit Heinrich wie mit den Münchener Vettern bestehen und ein neuer Sturm brach über L. herein, als vor dem Basler Concil 1433 mehrere bairische Klöster gegen ihn neuerdings Klagen wegen Bedrückung durch Jagd und Scharwerke erhoben. Papst Eugen und das Concil verhängten den Bann über den gewalthätigen Ingolstädter, der Kaiser eröffnete dem Herzoge Wilhelm, dem Protector des Concils, Anwartschaft auf Ludwigs Lande, und sprach über diesen, da er sich dem Gerichte des Concils nicht unterwerfen wollte, die Acht aus (28. April 1434). Schon ward der Reichskrieg gegen ihn angesagt, als es ihm durch den Verzicht auf Donauwörth, wie es scheint, und eine Summe von 23 000 Goldgulden, die ihm der Kaiser schuldete, gelang, Sigmunds Gunst wieder zu erlangen und seine Lande zu behaupten. Dann suchte und fand der junge Albrecht von Baiern-München, dem der Vater, Herzog Ernst, die Gattin Agnes Bernauerin wegen ihrer niederen Geburt hatte ermorden lassen, eine Zuflucht bei L. Wieder (1435) entbrannte der Krieg mit Ernst, auch mit Heinrich, der Dingolfing belagern und zu Neustadt a. d. Donau Schiffe Ludwigs plündern ließ und am Kurfürsten von Brandenburg und dem Pfalzgrafen Johann wieder Bundesgenossen fand. Gesandte des Basler Concils brachten am 21. Juli 1436 zu Regensburg einen Frieden auf vier Jahre zu Stande. So war L. der beste Theil seines Lebens in fast ununterbrochenem Streit und Krieg verflössen, in Händeln, die theils durch Gewalthätigkeiten von seiner Seite, theils durch seine starrköpfige Rechthaberei heraufbeschworen wurden. Seiner Natur schien die Fähigkeit versagt zu sein, um des Friedens willen nachzugeben und nur im geringsten zu dulden,

was ihm eine Verkürzung seiner Rechte schien. Jetzt brach, am Abende seines Lebens, durch die frevelhafte Hand des eigenen Sohnes ein fürchterliches Strafgericht über ihn herein.

Ludwig VIII. der Bucklige, aus der ersten Ehe seines Vaters, zu Paris, angeblich am 1. Septbr. 1403 geboren, und dort nach dem Tode seiner Mutter unter der Obhut der Königin Charlotte von Cypern, der Schwester seiner Stiefmutter erzogen, war der einzige von Ludwigs ehelichen Söhnen, der die Kinderjahre überlebte. Im Volke erzählte man, die körperliche Mißbildung, die sein Beiname bezeichnet, sei entstanden, da er als Kind in einem Rückentragkorbe (bairisch: einer „Kretzen") aus Frankreich in die Heimath getragen ward. Mißgestaltet an allen Gliedern, von kurzem Leibe, über die Maßen langen Beinen, war er dem Vater ein unerfreulicher Sprößling. In dem verwachsenen Körper erregten die Klugheit und Verschlagenheit seines Geistes umsomehr Aufsehen, aber ohne die Zucht sittlicher Gesinnung sollten diese Eigenschaften nur dazu führen, die große wittelsbachische Familientragödie des 15. Jahrhunderts um einen ihrer grausigsten Akte zu bereichern. Anfangs war Ludwigs Verlobung mit Anna von Lusignan, Tochter des Königs Johann von Cypern (der noch 1427 mit L. d. ä. in Briefwechsel stand), ins Auge gefaßt worden, dann aber verlobte er sich gegen den Willen seines Vaters mit Margarete, der Tochter des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, und führte dieselbe am 20. Juli 1441 als Gattin heim. Er gewann in dieser Ehe zwei Kinder, hinterließ aber keine männlichen Nachkommen. Seit 1414 hatte ihn der Vater mit der Grafschaft Graisbach ausgestattet. Sein gewöhnlicher Aufenthalt war Friedberg bei Augsburg. In den schweren Kriegsjahren 1420—22 hatte er den Vater wacker unterstützt. Nun hatte dieser unter vielen unehelichen Kindern einen Sohn, dem er mit leidenschaftlicher Vorliebe zugethan war, da ihn die Natur körperlich gleichsam als Gegensatz seines ehelichen Sohnes gebildet hatte: Wieland, von L. mit Canetta, der Tochter seines Rathes Wieland Swelher erzeugt; nachdem seine Mutter einen Herrn von Freiberg geheirathet, nahm er den Namen Wieland von Freiberg an. Diesem seinem Lieblinge wandte der Vater allmählich Geld und Gut in Fülle zu und mit Bitterkeit beobachtete der jüngere L. die Verkürzung seines Erbes. 1438 verheirathete der Vater Wieland mit Amalie Gräfin von Wertheim und erhob deren Vater zu seinem Vitztume. Schon fürchtete der jüngere L., daß der Vater auch mit dem Plane umginge, Wieland die Erbfolge zuzuwenden, dazu hetzte seine Frau, die sich vom Schwiegervater verächtlich behandelt sah. Von Haß und Neid aufs äußerste getrieben, schloß L. d. J. mit seinem Schwager, dem Markgrafen Albrecht Achilles von Ansbach, ein Bündniß gegen den Vater, gewann auch Albrecht III. von München, die Bürgerschaft von Ingolstadt und eine Anzahl von Adeligen für sich. Nachdem er dem Vater Fehde angekündet, erschien er am 27. Januar 1439 mit Truppen des Markgrafen vor Ingolstadt. Es heißt, daß der alte L., wie sehr ihn auch seine Standesgenossen haßten, beim Volke nicht unbeliebt war; von der Bürgerschaft seiner Hauptstadt aber kann dies nicht gelten: da sie dem rebellischen Sohne ihre Thore öffnete, sah sich der Vater zur Flucht nach Neuburg gezwungen. Während des Sommers setzte L. d. J. die Eroberung der väterlichen Lande fort, deren größeren Theil er allmählich in seine Gewalt brachte. Daß König Friedrich Frieden gebot, kümmerte ihn nicht und der Krieg währte fort, bis am 4. Sept. 1443 nach langer Belagerung Neuburg a. d. Donau und mit dieser Stadt der alte Herzog in die Gewalt seines Sohnes gerieth, der ihn in Neuburg selbst in Gewahrsam brachte. Nicht lange aber erfreute sich der unnatürliche Sohn seines Sieges und der dadurch gewonnenen Regierung des Ingolstädter Landes; er starb, von niemanden betrauert, am 7. April 1445 und ward in der Ingolstädter Frauenkirche begraben.

Nach dem Tode des Sohnes wanderte der unglückliche Vater wie eine kostbare Waare von einer Hand in die andere. Zunächst hielten ihn seine Schwiegertochter und Markgraf Albrecht fest und als die Stände des Landes auf die Freilassung ihres Herrn drängten, forderte Albrecht ein Lösegeld von 500 000 Goldgulden. Die Stände waren geneigt, einen Theil desselben zu übernehmen; der Gefangene aber erklärte beharrlich, da seine Haft ungerecht sei, dürfe kein Lösegeld für ihn bezahlt werden und verbot die Erhebung einer Steuer zu diesem Zwecke. Als würdevolle Standhaftigkeit äußerte sich jetzt, was früher oft als starres, eigensinniges Festhalten an einer subjektiven Rechtsauffassung zu Tage getreten war. Im November 1445 ließ die Herzoginwittwe Margarete ihren gefangenen Schwiegervater von Neuburg nach Ansbach führen. Alle Unterhandlungen über seine Befreiung, auch die am königlichen Hofe geführten, scheiterten; unter den deutschen Fürsten hatte L. keinen Freund, der sich seiner mit Nachdruck angenommen hätte. Sein erbittertster Feind aber, Herzog Heinrich von Landshut, benützte nun die Gelegenheit im Trüben zu fischen und traf am 13. Juli 1446 zu Regensburg mit dem Markgrafen Albrecht und dessen Schwester ein Abkommen, wonach gegen Auszahlung von 32 000 Gulden an die beiden der Gefangene in seinen Gewahrsam überging. Nach diesem schnöden Schacher wurde der Gefangene im August 1446 nach Landshut, von dort aber bald in das Schloß von Burghausen geschleppt. Standhaft verweigerte er die Bestätigung des ohne seinen Willen geschlossenen Regensburger Vertrags. Inzwischen setzten die Landstände ihre Proteste fort, sie wandten sich an König Friedrich, an die Fürsten des Reichs und sogar an einzelne außerdeutsche. Auf ihre Klagen sandte Ludwigs Neffe, Karl VII. von Frankreich, eine Botschaft, die mit Herzog Heinrich in Unterhandlungen trat. Am 5. März 1447 fand auf Anordnung König Friedrichs zu Landshut eine Versammlung statt, um über Ludwigs Schicksal zu berathen. Heinrich forderte Ersatz der Summe, um die er den Gefangenen vom Markgrafen und dessen Schwester ausgelöst hatte. Als Bevollmächtigte der Versammlung nach Burghausen gingen und in L. drangen, Heinrich diese Auslage zu ersetzen, erklärte er ohne seine Stände darauf nicht antworten zu können noch zu wollen, und während man noch darüber verhandelte, befreite der Tod den 81jährigen Greis aus der Haft, in der er 3 Jahre 8 Monate zugebracht hatte. Der schreckliche Abschluß sühnte ein schuldbeflecktes Leben, eine Jugend voll wüster Zügellosigkeit — sogar eine Cisterziensernonne war Ludwigs Verführung unterlegen — ein Mannesalter, erfüllt von unabläſſigem Streit und Hader. Nachdem Herzog Heinrich beim Papste die wegen des Kirchenbannes, der noch auf L. lastete, nöthige Erlaubniß eines kirchlichen Begräbnisses erwirkt hatte (28. Juni), ward die Leiche in der Burghausen benachbarten Klosterkirche Raitenhaslach bestattet. Das Denkmal, das sich L. selbst für die Ingolstädter Frauenkirche bestellt hatte, ist nicht über das Modell (jetzt im baier. Nationalmuseum) hinausgediehen. Der Geschichtschreiber Andreas von St. Mang bei Regensburg hat auf Wunsch dieses Fürsten eine wittelsbachische Genealogie verfaßt und ihm seine baierische Chronik in deutscher Sprache gewidmet.

Windeck und die baier. Chronisten des 15. Jahrhunderts; Städtechroniken; Reichstagsakten; Regesta boica; Krenner, Landtagshandlungen; Oberbayer. Archiv VIII, 417 ff.; v. Lang, Gesch. des baier. Herzogs L. des Bärtigen, 1821; Buchner, Gesch. von Baiern, VI; Voigt, Streithändel zwischen den Herzogen L. und Heinrich; Höfler, Ruprecht v. d. Pfalz; Aschbach, Kaiser Sigmund; Kluckhohn, H. Wilhelm III. von Bayern, der Protector des Baseler Concils (Forsch. z. deutsch. Gesch. II); Würdinger, Kriegsgesch. von Bayern, I; Riezler, Geschichte Baierns, III. (Mscpt.) Riezler.

Ludwig IX., der Reiche, Herzog von Baiern-Landshut, Sohn Herzog Heinrich des Reichen, geb. am 21. Februar 1417, † am 18. Januar 1479. Durch die Mutter, Margarete von Oesterreich, und den Hofmeister Hans von Trenbeck erhielt er an seinem Geburtsorte Burghausen eine einfache und strenge, mehr ritterliche als wissenschaftliche Erziehung. Von den Regierungsgeschäften hielt ihn, auch nachdem er zum Manne herangereift war, der Vater fern. Am 29. Juli 1450 aber berief ihn dessen Tod zum Herzogthume. Es war eine seiner ersten Regierungshandlungen, daß er alle Juden im Lande, die unter seines Vaters Schutz zu großem Wohlstande gediehen waren, gefangen setzen ließ, ihre Schuldforderungen reducirte, sie um 30 000 Gulden schatzte und dann aus dem Lande trieb. Aus seinen späteren Jahren (1474) wird berichtet, daß er einen Dominikaner nach Regensburg sandte mit dem Auftrage, den dortigen Juden in hebräischer Sprache zu predigen und sie zum Christenthume zu bekehren. Aus den Geleisen der väterlichen Regierung entfernte er sich auch darin, daß er seinen Hofhalt auf glänzenderem Fuße einrichtete und daß er die Klagen der Landstände wegen des übertriebenen Wildstandes nicht unbeachtet ließ. Im übrigen blieb seine Regierung im Innern durch das Vorbild der väterlichen geleitet und durch gute Finanzwirthschaft, strenge Controle der ganzen Verwaltung, einsichtsvolle Fürsorge für die Landwirtschaft und den in den Innthaler Alpen schwunghaft betriebenen Bergbau hatte sie wesentlichen Antheil daran, daß das Land gedieh, Wohlstand und Steuerkraft der Bevölkerung sich hoben. Zur Verschlechterung der Landshuter Pfennige — eine Maßregel, die er übrigens später selbst wieder aufhob, — sah sich L. durch den Vorgang seiner Nachbarn, des Kaisers und des Erzbischofs von Salzburg gezwungen. 1474 führte L., nachdem er auf die Klagen seiner Landstände hin schon vorher manche Uebelstände der Verwaltung und Justiz abgeschafft hatte, unter dem Namen einer Landesordnung eine neue Gerichts- und Polizeiordnung ein. Ohne der Forderung der Stände nachzugeben, daß sie regelmäßig alljährlich berufen würden, ohne überhaupt von den hergebrachten Rechten des Landesfürsten etwas zu opfern, blieb L. mit seinen Ständen doch stets auf gutem Fuße. In kirchlicher Beziehung suchte er die Klöster zu reformiren und der Zuchtlosigkeit im Klerus entgegenzuwirken. Ludwigs bedeutendstes und, wie es scheint, eigenstes Friedenswerk ist die Gründung der ersten bairischen Universität in Ingolstadt, die in unserem Jahrhundert nach Landshut und München verpflanzt wurde. Durch diese That wirkt L. noch heute fort und an ihr erkennt man, daß er, wiewol selbst ohne feinere Bildung aufgewachsen, doch deren Werth zu schätzen und die neue humanistische Bewegung seiner Zeit zu würdigen verstand. Daß ihm litterarische Interessen nicht ganz fremd geblieben, zeigen auch Verse, die er selbst gemacht hat, wiewol an denselben nichts zu loben ist. Sein Entschluß zur Gründung der Universität Ingolstadt war, wie ein Schreiben des Herzogs an Pius II. zeigt, schon 1458 gefaßt, durch den Krieg aber wurde die Ausführung lange verschoben und erst am 26. Juni 1472 konnte L. die Univerfiät persönlich eröffnen. Nach dem maßgebenden Vorbilde der Universität Wien, also mittelbar Paris, eingerichtet, sollte sie, wie Ludwigs Stiftungsbrief besagte, darauf hinwirken, daß Sinn und Vernunft erleuchtet, der christliche Glaube erweitert, Recht, gute Sitte und Ehrbarkeit gepflanzt würden. Unzweifelhaft ging des Gründers Absicht über eine Abrichtungsanstalt für Beamte hinaus auf Pflege und Förderung der Wissenschaft im humanistischen Sinne. Ingolstadt's erste Dotation übertraf die aller anderen Universitäten in Deutschland, auch Unabhängigkeit und Freiheit gewährte L. seiner Stiftung in vollem Maße; das schloß jedoch nicht aus, daß er später, als die Spaltung zwischen Nominalisten und Realisten die Professoren entzweite, nochmal persönlich eingriff und mit aller Strenge Eintracht

gebot. Vom Streben nach Ausdehnung seiner fürstlichen Macht war L. gleich allen kräftigen Fürsten seines Jahrhunderts nicht frei; immerhin bethätigte er sich auch in der äußeren Politik so maßvoll und zuverlässig, daß man ihn als Freund des Friedens und der Gerechtigkeit und mit den Versen feierte: „Sein Ja, das ward nie Nein gefunden; weß er mit Worten sich verbunden, die Knoten wurden nie aufgelöst.“ Lobenswerth, im Gegensatze der Regierung so vieler Wittelsbacher war auch sein erfolgreiches Bemühen um Einigkeit und Freundschaft mit den anderen wittelsbachischen Linien. Bei seinem Regierungsantritte fand er am Münchener Hofe noch eine tiefe und wohlberechtigte Verstimmung vor, da sein Vater das Erbe der Ingolstädter Linie widerrechtlich allein an sich gerissen hatte; durch Herausgabe einiger Aemter und Schlösser verstand er bald Herzog Albrecht III. von Baiern-München zu versöhnen und auch später wurden kleine Irrungen mit den oberbairischen Nachbarn immer gütlich beigelegt. Enge persönliche Freundschaft verband L. mit Friedrich I. von der Pfalz; schon 1453 stellte er diesem Fürsten bei einem Zerwürfnisse mit Mainz seine bewaffnete Hülfe in Aussicht. Einen unruhigen Nachbarn aber hatte er in Franken in dem ehrgeizigen Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg. Indem dieser die Competenz seines Nürnberger Landgerichtes wider die bisherige Gewohnheit auszudehnen suchte, bedrohte er die bairische Landeshoheit und veranlaßte L., der in diesem Punkte nichts von Nachgiebigkeit wissen wollte und 1457 wegen eines vereinzelten Eingriffs in seine Gerichtsbarkeit die Reichsstadt Dinkelsbühl mit Krieg überzog, zu wiederholten Beschwerden bei Kaiser Friedrich. Da dieselben kein Gehör fanden, schloß der Herzog 1458 mit Friedrich von der Pfalz ein Bündniß gegen den Markgrafen und nahm auf den Kaiser keine Rücksicht mehr: im October dieses Jahres brachte er durch einen Ueberfall Donauwörth in seine Gewalt, das Kaiser Sigmund vor 25 Jahren Ludwig dem Bärtigen abgesprochen und wieder an das Reich gezogen hatte. Wahrscheinlich um ihn in Sachen des Landgerichts gefügiger zu machen, hatte ihm Markgraf Albrecht selbst die Hand dazu geboten. Der Kaiser aber war nicht gesonnen, Donauwörth ohne weiteres aufzugeben, drohte mit einem Reichskriege und ernannte bereits Albrecht und den Markgrafen Wilhelm von Sachsen zu dessen Hauptleuten. Im Juli 1459 bemühte sich eine Versammlung zu Nürnberg um die Erhaltung des Friedens. L., dem der Münchener Hof eben etwas gespannt gegenüberstand, erwies sich insoweit nachgiebig, daß er Donauwörth einstweilen, freilich nicht definitiv aufgab. Bezüglich des Landgerichtes entschied der sogenannte blinde Spruch von Nürnberg, daß der Kläger dem Beklagten in dessen Lande nachfahren, d. h. daß es bei der alten Rechtsgewohnheit verbleiben solle. Albrecht aber, hiermit nicht zufrieden, drängte zum Kriege. Mittlerweile hatte auch der neue König von Böhmen, Georg Podiebrad, mit der Forderung auf Herausgabe einiger nordgauischen Städte und Burgen eine drohende Haltung gegen den Landshuter Hof eingenommen. Das fortdauernde Zerwürfniß mit Albrecht rieth L. dringend mit dem Böhmenkönige freundliche Beziehungen zu pflegen und am 16. October schloß er mit ihm zu Neu-Pilsen eine lebenslängliche Einigung, welche in der That trotz einiger Schwankungen alle Stürme überdauerte. Auf einem Tage zu Eger im November verhielt sich Georg nicht ohne Zweideutigkeit, aber als 1460 der Krieg zwischen L. und Albrecht ausbrach, blieb er der Einigung mit den Baiern getreu. Dieser erste Krieg zwischen Wittelsbach und Brandenburg nahm einen raschen Verlauf: L. kam dem Gegner mit dem Angriffe zuvor, bezwang Eichstädt, drang siegreich in Albrechts Lande ein und zwang ihn zu Roth Frieden zu schließen. Hoch preist der Dichter Rosenpluet die Schonung, mit der L. auf dem neunzigtägigen Feldzug gegen die Bauern verfuhr. Der Friedensvertrag wurde am 29. Juni 1460 zu Nürnberg ausge-

fertigt und verpflichtete den Markgrafen auf die Vorladung herzoglicher Unterthanen zu verzichten. Albrecht aber hielt sich auch jetzt nicht daran und suchte Hilfe beim Kaiser. Im October gelang es L. bei einem Besuche in Prag das böhmische Bündniß zu erneuern und zu erweitern. Sein gewandter Kanzler, Dr. Martin Maier, der das Jahr vorher in seine Dienste getreten war, um nun zwanzig Jahre lang die Politik des Landshuter Hofes zu lenken, arbeitete einen Reichsreformplan nach dem andern aus. Eben war einer vollendet, wonach an Stelle des unthätigen und unfähigen Habsburgers Georg von Böhmen zum deutschen Könige erhoben werden sollte; dieses Projekt versprach L. in Prag dem Böhmenkönige zu fördern. Nachdem auf dem Kurfürstentage zu Nürnberg (Febr. 1461) der Gegensatz der wittelsbachischen und markgräflichen Partei wieder in voller Schärfe hervorgetreten war, schloß sich L. um so enger an den Böhmen an; dem Gerüchte, daß er selbst nach der böhmischen Königskrone trachte, ließ er am Prager Hofe eifrig widersprechen. An Albrecht wandte sich jetzt L. direkt mit der Forderung des Kriegskostenersatzes und der Genugthuung für Beschimpfungen, die er ihm in seinen Reden zugefügt hatte. Während aber die Unterhandlungen darüber schwebten, war der Krieg schon beschlossen. Zugleich ließ sich L. durch große Vortheile, die ihm Albrecht von Oesterreich, des Kaisers Bruder, zusagte, gewinnen, diesen in seinem Kriege gegen den Kaiser zu unterstützen. Der Kaiser, der vorher eifrig um eine Verständigung mit L. sich bemüht hatte, erklärte ihm jetzt den Krieg und ernannte wiederum den Markgrafen Albrecht zum Reichshauptmann. Bald gerieth dieser in große Bedrängniß, als L. nach der Bezwingung Neustadts a. d. Aisch im September 1461 mit dem Pfalzgrafen Friedrich sich verband und dem Markgrafen entgegenrückte. Des Böhmenkönigs Vermittelung und der früh hereinbrechende Winter veranlaßten jedoch L. die markgräflichen Lande unter Zurücklassung schwacher Besatzungen wieder zu räumen. Ein zu Prag vereinbarter Waffenstillstand ward von Albrecht und dem Kaiser verworfen und der Kampf neuerdings aufgenommen. In Ludwigs Lager sammelte sich jetzt fast die ganze Streitmacht seines Landes; der Böhmenkönig, Erzherzog Albrecht, die Bischöfe von Bamberg und Würzburg versprachen ihm Hilfe, und so rückte er im März 1462, nachdem er zwei verheerende Einfälle Albrechts in sein Gebiet hatte vorüberbrausen lassen, ins Feld, schlug am 24. den Markgrafen vor Gundelfingen, belagerte Ulm, erstürmte Langenau, nahm Neresheim, zog sich aber dann vor den vereinigten Streitkräften des Markgrafen, des jungen Grafen Eberhard von Württemberg und der Reichsstädte nach Rain zurück. Schon waren Unterhandlungen eingeleitet, als die Siegesbotschaft von Seckenheim, wo Friedrich von der Pfalz seinen Gegner bezwungen hatte, L. zu neuem Vorstoße ermuthigte. Nachdem er am 7. Juli den Württembergern Heidenheim abgenommen, schlug er am 17. vor den Mauern dieser Stadt Albrecht und den Grafen von Württemberg zurück. Diese lagerten sich nun unter dem Schutze ihrer Wagenburg oberhalb Giengen, wurden aber von den Baiern am 19. angegriffen, aus ihrer festen Stellung vertrieben und aufs Haupt geschlagen. L. hatte sich vor der Schlacht den Ritterschlag ertheilen lassen und auf die Mahnung, sein Leben keiner Gefahr auszusetzen, geantwortet: das sei ferne von mir, heute will ich lebendig oder todt bei meinem Volke bleiben. Ein schönes Gegenstück dazu bietet die Erzählung, daß er, nachdem die Niederlage des Feindes entschieden war, Befehl gegeben habe, der Fliehenden zu schonen. Ludwigs eigene Verluste in dieser Schlacht waren gering und außer dem Ruhme den gefeiertsten Kriegshelden seiner Zeit besiegt zu haben gewann er reiche Beute. Er belagerte dann einige Zeit Augsburg, kehrte aber, als Albrecht mit neugesammelten Truppen wieder über die Grenze einbrach, an die Donau zurück und zwang den Gegner zur Umkehr. Nach langwierigen Verhandlungen

kam am 24. August 1463 zu Prag unter Vermittelung König Georgs der Frieden auf die Bedingungen zustande, daß der Vertrag von Roth hinsichtlich des Nürnberger Landgerichts in Kraft, Donauwörth aber beim Reiche und der Bischof von Eichstädt, den L. landsässig zu machen versucht hatte, bei seiner Landeshoheit verbleiben sollte. Die vor drei Jahren eroberten Städte und Burgen mußte L. unentgeltlich an den Markgrafen zurückstellen. Nach den im Kriege errungenen Erfolgen war der Frieden für L. nicht sehr günstig, gleichwohl scheint er ihn ohne Widerstreben angenommen zu haben. Ein neuer Reichsreformplan, den Martin Maier 1463 entwarf, wies L. die Reichshofmeister-, Richter- oder Hauptmannswürde zu. Als Preis für diesen Vortheil verlangte der Kaiser, mit dem über den Plan verhandelt wurde, die unentgeltiche Herausgabe gewisser Kleinodien in Ludwigs Besitz, die vom Könige Ladislaus stammten, oder die Hälfte aller in Baiern zu erhebenden Groschen. Zuletzt wurde der ganze Reformplan fallen gelassen. Albrecht Achilles hatte dagegen agitirt, er agitirte ebenso gegen den Landfrieden, den L. 1465 zu Ulm mit einem großen Theile der süddeutschen Fürsten und Städte vereinbarte. Indessen war König Georg von Böhmen, da seine utraquistische Gesinnung deutlicher hervortrat, mit der Curie zerfallen. Vergebens versuchte L. durch ein sehr kühnes, wahrscheinlich ebenfalls von Martin Maier entworfenes Projekt eine Sühne zwischen den beiden Mächten herbeizuführen; Papst Paul II. wies den abenteuerlichen Plan schroff zurück und sprach die Absetzung des Böhmenkönigs aus. Im Gedränge seiner kirchlichen Gesinnung und seiner Bundestreue gegenüber dem Böhmen fand sich da L. in einer schwierigen Stellung. Nachdem er sich mit einzelnen seiner Stände berathen, verharrte er in der Neutralität, während der Papst zum Kriege drängte, und setzte noch längere Zeit seine Vermittelungsversuche fort. Auf dem Regensburger Reichstage von 1469, wo Martin Maier das große Wort führte, lehnten die meisten Fürsten die gegen Böhmen verlangte Kriegshülfe ab. Mit Albrecht Achilles war L. auf dem Nürnberger Reichstage von 1467 zuerst wieder persönlich zusammengetroffen, doch blieben die Einungsversuche zwischen den beiden Fürsten fruchtlos. Dagegen hatte sich der Kaiser L. wieder genähert und nahm ihn am 29. Januar 1468, nachdem dieser die geforderten Kleinodien gegen eine Zollverschreibung an ihn ausgeliefert hatte, zu Gnaden auf. Dem Herzoge Albrecht von Baiern-München leistete L. 1470 kraft ihres Bündnisses Hülfe in der Fehde gegen Hans von Degenberg auf Nußberg, wobei er dessen Schloß Säldenburg eroberte. Als der Degenberger dann seine Zuflucht zum Böhmenkönige nahm, fürchtete man, daß der immer vermiedene Krieg mit Böhmen doch noch ausbrechen werde, doch Georgs Tod trat dazwischen. Auch durch die Fruchtlosigkeit der wiederholten Versuche Ludwigs, seinen Freund Friedrich von der Pfalz mit dem Kaiser auszusöhnen, ward nun der Frieden nicht mehr gestört. Auf dem großen Reichstage zu Regensburg 1471, wo erfolglose Berathungen über die Türkenhülfe gepflogen wurden, empfing L. den Kaiser in so prächtigem und großartigem Aufzuge, daß er alle anderen Fürsten in Schatten stellte. In dem damals ausgebrochenen Bruderzwiste der Münchener Herzoge suchte L. zu vermitteln. Als Albrecht IV. seinen jüngeren Bruder Christoph gefangen setzen ließ, beschuldigte der dritte Bruder Wolfgang Martin Maier als den Urheber der That, wogegen sich L. eifrig seines Rathes annahm. Den Hans Erlbach aber, der zur Zeit, als er in seinen Diensten gestanden, die durch L. und seinen Kanzler über Erhebung des Böhmenkönigs auf den deutschen Thron geführten Unterhandlungen dem Kaiser verrieth, ließ L. damals gefangen setzen, foltern und hinrichten. Mit Augsburg hatte er 1469 seinen Frieden und ein Bündniß geschlossen. 1470 folgte ein solches mit Nürnberg, 1475 mit Regensburg. Die Spannung zwischen L. und dem Markgrafen Albrecht hatte

nochmal einen drohenden Grad erreicht, als auch das mit L. verbündete Nürnberg in Händel mit diesem Fürsten gerieth. Endlich aber ward ein besseres Verhältniß zwischen den alten Gegnern hergestellt und als L. 1475 zu Landshut die Hochzeit seines Sohnes Georg mit der polnischen Königstochter Hedwig feierte, konnte er wie den Kaiser so auch den Markgrafen Albrecht als Gäste empfangen. L. hatte sich 1452 mit Amalie von Sachsen vermählt. Eine Woche lang war in Landshut mit Aufsehen erregendem Prunk die Hochzeit gefeiert worden; auf alle Schichten der Bevölkerung war die Gastfreiheit ausgedehnt, 9000 Pferde wurden auf Kosten des Herzogs gefüttert. Gleichwohl wurden Glanz und Ruhm dieses Festes noch übertroffen durch die Hochzeit, die L. jetzt seinem Sohne ausrichtete. Der Reichthum der Bewirthung, welche nicht nur den fürstlichen Gästen, sondern der ganzen ungeheueren Menge von Fremden gespendet ward, der Prunk der Gewänder, die Mannigfaltigkeit von Turnieren, Tänzen und anderem Schaugepränge entsprach dem Ruhme, den der Landshuter Hof wegen seines Reichthums genoß. Außer dem Prinzen Georg, den L. — anders als sein Vater ihm gegenüber gethan — früh zur Regierung heranzog, hatte die Herzogin Amalie ihrem Gemahl eine Tochter geboren. Später scheint das Verhältniß der Gatten nicht das innigste gewesen zu sein; die Herzogin schlug ihre Residenz getrennt vom Gemahle, in Burghausen auf und die Strenge der Etikette, welche sie nach Ludwigs Weisung dort umgab, erinnert mehr an Bewachung als an Ehrenbezeigung. In seinen höheren Jahren litt L. an Podagra, wogegen er nicht nur bei Aerzten, sondern auch bei Astrologen Hülfe suchte; auch artete seine Wohlbeleibtheit in eine Körperfülle aus, die ihm das Reisen fast ganz verwehrte. Immerhin hielt er noch 1478 auf die Kunde eines neuen Türkeneinfalles in Freising und Landshut Berathungen mit den Nachbarn über die Mittel der Abwehr. Vierzehn Tage vor seinem Tode unterhandelte er noch zwischen den Erzbischöfen von Salzburg und Gran. Er hinterließ seine Lande in blühendem Wohlstand und vergrößert durch einige Städte und Schlösser, die er angekauft hatte; der Plan einer größeren Erwerbung, der ihn in den letzten Jahren beschäftigte, war nicht über die ersten einleitenden Schritte hinaus gediehen. Nach dem Tode Karls des Kühnen von Burgund nämlich (1477), der als Erbin nur eine Tochter hinterließ, glaubte L. das weibliche Erbrecht bestreiten und die wittelsbachischen Ansprüche auf Holland erneuern zu können. Er bedachte nicht, daß Holland durch weibliches Erbrecht auf Philipp von Burgund, ja im Grunde durch dasselbe vorher auch an das Haus Wittelsbach gekommen war. Zu gemeinsamer Geltendmachung der wittelsbachischen Ansprüche vereinigte er sich mit Albrecht von Baiern-München, aber die Gesandtschaft, welche die beiden Fürsten nach Holland schickten, um die Stimmung des Landes zu erforschen, fand bald, daß dort für die Wittelsbacher nichts mehr zu hoffen sei (s. ihren Bericht bei v. Mussinan, Gesch. der Linie Straubing-Holland, S. 88).

Kluckhohn, L. der Reiche, 1865. Geiß, Beiträge zur Lebensgeschichte Ludwigs d. R. (mit Regesten und Itinerar), Oberbayer. Archiv, IX, 353 ff. Landshuter Chronik in Städtechroniken, XV, bes. 300. v. Hasselholdt-Stockheim, H. Albrecht IV. v. Bayern. Höfler, Das kaiserliche Buch des Markgrafen Albrecht. Derselbe, Ueber die politische Reformbewegung in Deutschland im 15. Jahrhundert und den Antheil Bayerns an derselben. Prantl, Gesch. der Ludwig-Maximilians-Universität in Ingolstadt, Landshut, München. Der Dichter Rosenpluet, genannt Schnepperer, hat L. in einem Gedichte besungen (v. Liliencron, Volkslieder I, 512). Riezler.

Ludwig, Herzog von Ober- und Niederbaiern, geb. am 18. Septbr. 1495, † am 22. April 1545. Da Albrecht IV. 1506 die Untheilbarkeit und Primogenitur für die baierischen Lande festgesetzt hatte, übernahm nach des Herzogs

Tod (18. März 1508) der älteste Sohn, Wilhelm IV., die Alleinregierung. Sobald jedoch der jüngere Bruder L., der sich durch die Verfügung des Vaters auf eine Apanage und den Titel eines Grafen von Vohburg beschränkt sah, volljährig geworden war, erhob er Ansprüche auf Mitregierung und rief die Intervention Kaiser Maximilians an. Aus Furcht, es möchte, wie aus dem unseligen Landshuter Erbfolgestreit eine landverheerende Fehde aus dem Zwist der Brüder erwachsen, vermittelte die Landschaft den Vergleich vom 17. Febr. 1514, wonach beide fortan gemeinsam regieren sollten. Bald bereute aber der Aeltere, sich auf solche Minderung seiner Rechte eingelassen zu haben, und beide Theile rüsteten sich zum Waffengange. Kaiser Max leitete neue Unterhandlungen ein und fällte auf einem Tage zu Innsbruck (29. Septbr. 1514) den Schiedspruch, L. sollte neben dem herzoglichen Titel auch ein Viertel der baierischen Lande als freies Fürstenthum erhalten. Weil jedoch in beiden Brüdern die Einmischung Maximilians Argwohn erregt hatte, versöhnten sie sich und schlossen ohne Wissen des Kaisers und der Landschaft einen Vertrag, wonach die Herrschaft in der Weise getheilt wurde, daß Wilhelm mit dem Wohnsitz München über die Rentämter München und Burghausen, L. mit dem Wohnsitz Landshut über die Rentämter Landshut und Straubing regieren sollte. „Männiglich werde fortan“, so eröffneten sie der Landschaft, „bei ihnen zwei Leiber und ein Herz finden.“ Auch gelobten sie sich für den Fall des Ablebens Kaiser Maximilians, mit gemeinsamen Kräften darnach zu trachten, daß Alles, was sich die Habsburger an bairischen Territorien angeeignet hätten, zurückerlangt werde. Abgesehen von unwesentlichen Meinungsverschiedenheiten blieb wirklich die Eintracht der Brüder ungetrübt. Sie beriethen unter sich alle inneren und äußeren Regierungsangelegenheiten; aus der umfangreichen Correspondenz erhellt sogar, daß der jüngere Herzog bedeutenderen Einfluß auf die Regierung ausübte. Obwol geschmeidiger und gefälliger in seinen Sitten, war er doch praktischer und entschlossener als der Aeltere und war ein selbstthätiger Regent, während Wilhelm völlig abhängig von seinem Kanzler Eck. L. konnte das Mißtrauen gegen diesen gewandten, aber intriguanten Staatsmann, der „auf allen Achseln trug“ und überall seine Fäden anknüpfte, nie gänzlich ablegen; noch kurz vor seinem Tode klagte er über die „gefährlichen Praktiken“ und den allzu mächtigen Einfluß des Kanzlers. „Mein Bruder hält ob Ecken und will Niemand glauben, man sag' ihm von dem Manne, was man wolle“. Auch in der religiösen Frage war L. anfänglich im Gegensatz zu Eck ein Freund der Bewegung. Die ersten Schriften Luther's durften in Baiern fleißig nachgedruckt werden. Die Verbreitung des neuen Evangeliums wurde von Oben zwar nicht gerade begünstigt, aber auch nicht gehemmt, und insbesondere im Regierungsbezirk Ludwigs geschah so viel wie Nichts, um den römischen Bullen Gehorsam zu verschaffen. Diese Haltung stand im Zusammenhang mit der Opposition gegen die Habsburger. Nach dem Tode Maximilians dachten die Herzoge ernstlich daran, die deutsche Krone ihrem Hause zuzuwenden, allein die Bewerbung Wilhelms blieb erfolglos. Noch das Wormser Edikt vom 26. Mai 1521 wurde in Baiern fast nicht beachtet. Der Bericht, den der Landhofmeister Christof von Schwarzenberg über das Auftreten Luther's auf dem Reichstag an L. erstattete, lautete für den Reformator durchaus nicht ungünstig. Erst nach dem Wormser Tag gelang es Karl, die baierischen Herzoge für sich zu gewinnen, und jetzt erst schloß sich Baiern auch der kirchlichen Politik des Hauses Habsburg an. In L. soll die Lehre Luther's von der Unfreiheit des Willens den Umschwung zu Gunsten der alten Kirche bewirkt zu haben; jedenfalls gaben aber praktische Rücksichten den Ausschlag. Er drang mit Nachdruck darauf, daß man „das Eisen schmiede, solange es warm sei“, d. h. daß man sich von der Curie als Entgelt für den Schutz des alten Kirchenthums gewisse Hoheitsrechte

über den baierischen Clerus auswirke. Rom ließ sich denn auch zu allerlei Concessionen bereit finden und stellte namhafteren Lohn in Aussicht, und nun begann das baierische Cabinet demonstrativ den Kampf gegen die neue Lehre. Am 5. März 1522 erschien das neue Religionsmandat der Herzoge und seither blieb das baierische Cabinet ein Centralpunkt der katholischen Agitation. Aus der Correspondenz der Brüder erhellt übrigens auch, daß L. schon lange vor den Anfängen des Bauernkriegs den Argwohn hegte, daß die aus der neuen Lehre gezogenen Folgerungen dem weltlichen Fürstenthum gefährlich werden könnten, und daß dieses Mißtrauen nicht wenig dazu beitrug, den Rückzug in die alte Kirche zu empfehlen. Das gute Einvernehmen zwischen dem Kaiser und den Herzogen war indessen nicht von langer Dauer. Als sich die Mißstimmung im Reich über die spanische Politik Karls immer allgemeiner verbreitete und französischer Einfluß 1524 das Project der Aufstellung eines römischen Königs aufs Tapet brachte, suchte L. die Wahl auf sich zu lenken und trat deshalb mit dem französischen Hofe in Verbindung. Nur mit Mühe gelang es dem römischen Legaten Campeggio, den Ausbruch offenen Streites zwischen den Rivalen zu verhindern und einen Vertrag zu Stande zu bringen, wodurch sich Oesterreich, Baiern und andere süddeutsche Regierungen zu gemeinsamer Abwehr aller religiösen Neuerungen verbanden. Als aus der kirchlichen Bewegung, wie L. richtig prophezeiht hatte, eine politische hervorwuchs und sich im Schwäbischen die Bauern gegen alle geistliche und weltliche Autorität erhoben, übernahm L. den Oberbefehl gegen die am Lech stehenden Rotten. Er war jedoch weder in den ersten Scharmützeln noch in den Unterhandlungen glücklich. Konnte er sich doch auf die eigenen Leute nicht verlassen, — „sind alle auch Bauern," — und ebenso wenig auf den schwäbischen Bund, der von kräftiger Unterstützung des baierischen Herzogs Nichts wissen wollte. Unter solchen Umständen mußte L. am 30. Mai 1525 den Bauern einen glimpflichen Waffenstillstand bewilligen. Dadurch war er selbst in Stand gesetzt, sich zur Befreiung des von seinen Unterthanen belagerten Erzbischofs von Salzburg ostwärts zu wenden, wobei es sich jedoch nicht so fast um Vertheidigung des Legitimitätsprinzips als um Abwehr der Annexionsgelüste Erzherzog Ferdinands handelte. Es war sogar längere Zeit zweifelhaft, ob die von L. geführten Truppen zum Entsatz von Salzburg oder zur Wegnahme der in bairischem Gebiet gelegenen erzbischöflichen Stadt Mühldorf Verwendung finden würden. Als sie endlich gegen Salzburg anrückten, zeigte es sich, daß die Aufständischen wohl verschanzt waren und ein rascher Erfolg keinesfalls zu erwarten stand. Die Mißstimmung des Herzogs spricht sich in einem Schreiben, das er zu Gunsten des wegen Ketzerei eingezogenen Bernhard Tichtel zu Tutzing aus dem Feldlager an den Bruder richtete, deutlich aus: „„Wollt' viel lieber die Hirsch' hören schreien, auch auf den Heerd gehen, denn allhie im elenden Wesen sein. Nimm für gut mit der bösen Geschrift, hab' wahrlich wenig Ruh', das glaub!" Auf Frundsberg's Rath wurde unter Vermittelung des Herzogs ein Vergleich zwischen dem Erzbischof und seinen Unterthanen abgeschlossen. Die Eifersucht und das Mißtrauen der Herzoge gegen Oesterreich erhielten neue Nahrung durch die Erfahrungen, welche das Jahr 1526 brachte. Nach dem Tode König Ludwigs von Böhmen und Ungarn kam eine Deputation des böhmischen Herrenstandes nach Straubing, um Herzog L. zur Bewerbung um die erledigte Krone aufzufordern. Da eine Verbindung Böhmens mit Baiern leicht erreichbar schien, ging L. auf das Projekt ein und schickte seinen vertrauten Rath Hans Weißenfelder im September 1526 nach Prag. Beauftragt, für Erhebung eines der beiden Herzoge nach freier Wahl der Stände zu wirken, mußte er bald die Erfahrung machen, daß ohne „Safran", d. h. ohne reiche Geldspenden überhaupt nichts auszurichten sei. Auch eine offi-

zielle Deputation baierischer Landstände wurde nach Prag abgeordnet; es läßt sich aber nicht feststellen, ob wirklich noch die ernste Absicht einer Bewerbung vorlag oder, wie eine Bemerkung Ludwigs anzudeuten scheint, blos die Entfernung der „größten Schreier" vom baierischen Landtage bezweckt war. Die Gesandten erhielten von den böhmischen Ständen die schönsten Versprechungen und glaubten auf günstigen Erfolg für L. rechnen zu dürfen, allein schließlich vereinigte sich doch die Mehrheit der Stimmen auf Erzherzog Ferdinand. Jetzt hielten sich die baierischen Herzoge gegen die Annexionspolitik des habsburgischen Hauses, das sich auch des Herzogthums Württemberg bemächtigt hatte, im eigenen Lande nicht mehr für sicher und suchten für den bevorstehenden Kampf fremde Hülfe zu erlangen. Da religiöse Bedenken von Verbindung mit den norddeutschen Höfen zurückhielten, wurde mit dem ungarischen Gegenkönig, Johann Zapolya, unterhandelt. Ja, Eck hielt nunmehr die Erhebung Wilhelms zum römischen König für erreichbar, und in der That gaben einige Kurfürsten ihre Zustimmung zu erkennen. Allein die habsburgischen Siege über die Franzosen in Italien und über Zapolya durchkreuzten diese Pläne, und die Gegner mußten sich darauf beschränken, die Anerkennung der Königswahl Ferdinands zu versagen. Die Herzoge schlossen am 24. Octbr. 1531 sogar mit den Schmalkaldener Genossen den Vertrag zu Saalfeld und gingen am 26. Mai 1532 zu Scheyern mit Frankreich ein Schutz- und Trutzbündniß ein. Umsonst suchte sie Kaiser Karl mit seinem Bruder auszusöhnen. Die durch Granvella angeknüpften Unterhandlungen wurden zwar fortgesetzt, daneben aber auch die Bemühungen, ein großes Bündniß gegen Ferdinand aufzurichten. Erst nachdem dieser auf Württemberg verzichtet hatte, gelang es dem Kaiser, die Herzoge (durch einen zu Linz am 11. Septbr. 1534 vereinbarten Vertrag) zur Anerkennung der Königswürde Ferdinands zu bewegen. Damit ging der offene Streit zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach zu Ende, aber auch in den nächsten Jahren wurde angeblich nur zur Nothwehr geheime Verbindung mit Frankreich und den lutherischen Fürsten unterhalten. Als der Conflict zwischen dem Kaiser und dem schmalkaldischen Bunde zur Waffenentscheidung drängte, war L. nicht mehr am Leben. Er war ein prachtliebender und kunstsinniger Fürst. Eine Kammermeisterrechnung vom J. 1539 beweist, wie stattlich er in Landshut Hof hielt; Marstall und Küche, Linnenkeller und Harnaschkammer waren wohl bestellt. 1537 wurde mit dem Bau eines Palastes in der Altstadt zu Landshut an der Stätte des alten Zollhauses begonnen, 1543 war der Bau, der unter den Profanwerken der Renaissance einen ehrenvollen Platz einnimmt, vollendet. Der vordere Theil, von den Augsburger Baumeistern Niklas Ueberreiter und Bernhard Zwitzel ausgeführt, zeichnet sich durch Reinheit der Dispositionen und Verhältnisse aus; in den inneren Räumen und im Hofbau, wo italienische Maler und Bildner thätig waren, entfaltet sich ebenso reiche, wie geschmackvolle Decoration. Auf einigen uns erhaltenen Schaumünzen erscheint L. mit langem Bart und kurzgeschnittenem Haar in pelzverbrämtem, burgundischem Mantel. Ueber der Gruft Ludwigs im Kloster Säldenthal bei Landshut erhebt sich ein stattliches Grabmal.

Westenrieder, Beyträge VI, 207 u. 230. — Streber, Andenken an Herzog Ludwig von Bayern, Wilhelms IV. Bruder (1819). — Jörg, Deutschland in der Revolutionsperiode von 1522—1526 (1851), S. 316 ff. — Muffat, Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der polit. Verhältnisse der Herzoge Wilhelm und Ludwig von B. zu König Johann von Ungarn, in den Quellen zur bayr. und deutschen Geschichte (1857), IV, S. 10. — Vogt, Die bayrische Politik im Bauernkrieg und der Kanzler Leonhard v. Eck (1883).

Heigel.

Ludwig I., König von Baiern, geb. zu Straßburg am 25. August 1786, † zu Nizza am 29. Febr. 1868. Der Vater, Max Joseph, Prinz von Zweibrücken, stand zur Zeit, da ihm seine Gemahlin Augusta, Prinzessin von Hessen-Darmstadt, diesen ersten Sohn schenkte, als Oberst des französischen Regiments d'Alsace in Straßburg, und König Ludwig XVI. legte auch dem Neugeborenen ein Oberstpatent als Pathengeschenk in die Wiege. Die nach Ausbruch der Revolution von den Jacobinern in Straßburg angestifteten Unruhen nöthigten die herzogliche Familie zur Uebersiedelung nach Mannheim; hier und im benachbarten Schwetzingen verlebte L. seine Knabenjahre. Der Einfall der Franzosen in die Pfalz zwang abermals zur Flucht. Max Joseph, seit dem Ableben seines älteren Bruders Karl August (1795) regierender Herzog des vorerst freilich von den Franzosen occupirten Ländchens Zweibrücken, nahm in dem freundlichen Rohrbach an der Bergstraße Aufenthalt, bis ihn der Tod des Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Baiern als dessen Nachfolger nach München rief. Am 6. März 1799 hielt Kronprinz Ludwig mit seinen Geschwistern Einzug in die Stadt, die ihm so glänzenden Aufschwung verdanken sollte. 1803 bezog er, von seinem Religionslehrer Sambuga begleitet, die Landesuniversität Landshut. Hier gewann der Professor für Moralphilosophie, Sailer, ein Priester von wahrhaft evangelischer Herzensgüte, aber unklar und schwankend in seinen Ansichten über Wesen und Aufgaben des Christenthums, den nachhaltigsten Einfluß auf die geistige Entwicklung des Prinzen. Im folgenden Wintersemester besuchte dieser die Universität Göttingen; hier wie in Landshut oblag er eifrig dem Studium und legte den Grund zu der vielseitigen Bildung, die später dem Regenten ermöglichte, auf den verschiedensten Gebieten, wie viele Tausend sachliche Signate in den Ministerialakten beweisen, selbstthätig zu wirken. Begeisterte Verehrung widmete der Prinz dem Geschichtschreiber Johannes Müller, und der Verkehr mit diesem Denker und Dichter trug wohl am Meisten dazu bei, im Sohne des ersten Rheinbundfürsten einen zwar — wie es in jener Zeit nicht anders möglich war — über die letzten Ziele unklaren, aber nichts desto minder aufrichtigen Patriotismus, ja eine wahrhaft enthusiastische Verehrung der deutschnationalen Idee wachzurufen. Mit Unrecht hat man die Abneigung Ludwigs gegen Napoleon auf persönliche Motive zurückführen wollen; schon in den Gedichten aus den frühesten Jugendtagen des Prinzen ist mit überraschender Heftigkeit dem Unwillen über den „Erbfeind der deutschen Nation" Ausdruck verliehen. Ein Besuch der Kunstmetropolen Italiens im Herbst 1804 weckte in dem Achtzehnjährigen den Sinn für die Kunst. Schon damals trat er in Rom mit hervorragenden Meistern in freundschaftliche Beziehung. Hier machte er auch die Bekanntschaft des Würzburgers Martin Wagner, dessen unermüdlichem Sammeleifer er in der Folge den Erwerb der herrlichen in der Glyptothek vereinigten Schätze verdankte. Im Feldzug gegen Preußen und Rußland 1806—1807 mußte L. den ersten Kriegsdienst leisten. Es darf wol als einer der schönsten Züge in der Geschichte des Fürsten hervorgehoben werden, daß er gerade in Berlin, wo er im Gefolge der französischen Marschälle in Berlin eingezogen war, in jenen Tagen der tiefsten Erniedrigung Deutschlands den Gedanken faßte, dem deutschen Genius einen Ehrentempel, die Walhalla, zu bauen. Während sich in der Hauptstadt Preußens Alles vor dem überlegenen Genius des Siegers beugte, galt der erste Gang des bairischen Prinzen einem Besuch des Bildhauers Schadow, um eine Büste Friedrichs des Großen zu bestellen. Die Abneigung gegen den „Korsen, der den Teutschen Sklavenketten schmiedet", wandelte sich allmählich in den bittersten Haß; weder Rücksicht auf die eigene Stellung, noch der Gewinn, der für Baiern aus dem Bunde mit Napoleon erwuchs, vermochten ihn abzuhalten, allen Gegnern Frankreichs seine Sympathie zu bezeigen. Aus den jüngst veröffentlichten Berichten

des Grafen Stadion aus München erhellt, daß der Kronprinz dem Vertreter Oesterreichs eine förmliche Aufforderung zugehen ließ, der Wiener Hof möge doch ja aus der durch den spanischen Aufstand für Napoleon geschaffenen Verlegenheit Nutzen ziehen. Als immer deutlicher hervortrat, daß der Ausbruch des Krieges nur noch eine Frage der Zeit, äußerte der Prinz zu dem Fürsten Paul Esterháczy, vorerst werde sich Baiern wohl noch ruhig verhalten und Napoleons Befehlen gehorchen müssen; sobald aber den Oesterreichern ein erster Schlag geglückt sein werde, dürfe Kaiser Franz auf seine offene Mitwirkung zu Gunsten der gerechten Sache mit Bestimmtheit zählen. Als der Feldzug im Frühjahr 1809 mit der Besetzung Baierns durch die Oesterreicher anhob, erhielt der Thronfolger das Kommando der ersten baierischen Division. Er nahm an den Treffen am rechten Donauufer Theil und konnte am 26. April mit zahlreichen Gefangenen und eroberten Kanonen in die befreite Hauptstadt einziehen. Darauf wurde die Division des Kronprinzen dem mit Unterwerfung der Tiroler Insurgenten betrauten französischen Corps beigegeben. L. überwarf sich bald mit dem Marschall Lefebvre, der nur durch Strenge wirken wollte, während der Prinz aus der Sympathie für das heldenmüthig kämpfende Volk gar kein Hehl machte. Die Meldungen aus Tirol über die Niederlagen seiner sieggewohnten Truppen und das zweideutige Verhalten des bairischen Kronprinzen versetzten den Kaiser in zornige Aufregung. Er richtete an Wrede einen Brief voll heftiger Klagen über die bairischen Truppen und ihren Führer. Zu General Bubna äußerte er: „Dieser Prinz wird nie auf den Thron steigen!" ja als General Stengel von der Division des Kronprinzen angeblich auf Weisung seines Divisionärs im Luegpaß zurückwich, rief Napoleon: „Wer hindert mich, diesen Prinzen erschießen zu lassen?" Den heimlich betriebenen Plan einer Vermählung mit der russischen Großfürstin Katharina vereitelte der Leiter des bairischen Cabinets, aber gegen die in den Tuilerien vorgeschlagenen Eheprojekte verhielt sich der Prinz ablehnend. Nach eigener Wahl vermählte er sich am 12. Octbr. 1810 mit Therese, Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen. Vom Vater zum Gouverneur des Inn- und Salzachkreises ernannt, residirte er abwechselnd in Innsbruck und Salzburg. Es galt als öffentliches Geheimniß, daß er das Oberhaupt einer immer stärker anwachsenden Partei in Baiern war, die in der Abhängigkeit vom übermüthigen Zwingherrn eine Schmach erblickte, und mit Gesinnungsgenossen aus allen Gauen Deutschlands in Briefwechsel stand. Höhnisch erzählt Montgelas in seinen Memoiren, im Sommer 1811 habe der Kronprinz nächtlicher Weile am Mondsee mit Marschall Wrede und dem Diplomaten Hans Gagern einen Bund, ähnlich jenem der schweizerischen Eidgenossen auf dem Rütli, geschlossen; wenn man erwägt, daß der Prinz, ein Jüngling von cholerischem Temperament, auch vor extravaganten Schritten nicht zurückscheute, braucht die Thatsache, in den Augen eines Montgelas natürlich nur eine Posse, nicht in Zweifel gezogen zu werden. Als endlich der Befreiungskrieg ausbrach, gab L. seine Ungeduld über die Zauderpolitik des bairischen Cabinets so demonstrativ zu erkennen, daß ihn der Vater ernstlich warnte. Nach Abschluß des Rieder Tractats vom 8. Octbr. 1813, wodurch der größte Rheinbundstaat in die Reihe der gegen Napoleon verbündeten Mächte eintrat, erließ L., zum Obercommandanten der Landesbewaffnung ernannt, begeisterte Tagesbefehle, die zu den vorsichtigen Aeußerungen der baierischen Regierung den schärfsten Gegensatz bildeten. Unmuthig beklagte er, daß ihm versagt blieb, am Feldzug Theil zu nehmen; dagegen mußte er den Vater zum Fürstencongreß nach Wien begleiten. Der lebhaft gestikulirende und in Folge seiner Schwerhörigkeit sehr laut sprechende Prinz, der überdies mit Künstlern und Antiquaren in cordialsten Verkehr trat und für

alte Gemälde und griechische „Scherben“ sein Geld ausgab, galt in Wien als excentrisches Original. „Er ist ein Narr, aber ein geistvoller!“ äußerte Talleyrand. „Seine Stimme“, schreibt Bettina Brentano, die ihn 1809 kennen lernte, „seine Sprache und seine Gebärden haben etwas Angestrengtes, wie ein Mensch, der sich mit großem Aufwand von Kräften an glatten Felswänden hinaufhalf, eine zitternde Bewegung in den noch nicht geruhten Gliedern hat.“ Von den Partikularisten und Kosmopoliten wurde die „brausende Deutschthümelei“ des Prinzen verspottet, während Stein und Bunsen darin nur verkappten Partikularismus witterten. Ebenso von praktischem, wie von patriotischem Sinn des Prinzen zeugt jedoch die Thatsache, daß er der eifrigste Anwalt des dem Kongreß unterbreiteten Antrags auf Rückgabe von Elsaß und Lothringen war, und das damals von ihm gedichtete Epigramm: „Trauriges Bild des Reiches der Deutschen: Zweiköpfiger Adler! Wo zwei Köpfe besteh'n, ach! da gebricht es an Kopf!“ beweist, daß er die Wurzel des deutschen Mißgeschickes richtig erkannte. Als Napoleons Rückkehr nach Frankreich zur Wiederaufnahme des Feldzugs nöthigte, rückte L. an der Spitze der bairischen Truppen über den Rhein, jedoch war inzwischen schon die Entscheidung bei Waterloo gefallen, und die Baiern hatten nur noch unbedeutende Gefechte zu bestehen. Nach dem Einzug in Paris verwendete er sich eifrig für Rückgabe der von den französischen Armeen aus Deutschland entführten Kunstschätze. Da der Wiener Friede Baiern die Abtretung von Salzburg und Tirol an Oesterreich auferlegte, wohnte L. seitdem abwechselnd in Würzburg und Aschaffenburg. Der Mahnung der Aerzte und der eigenen Neigung folgend nahm er auch wiederholt längeren Aufenthalt in Rom, und diese friedlichen „Römerzüge“ des bairischen Kronprinzen sollten für die neuerwachte deutsche Kunst hohe Bedeutung erlangen. Die jüngst veröffentlichten Denkwürdigkeiten des Gelehrten Ringseis, der als Arzt den Prinzen und nachmaligen König fast auf allen italienischen Reisen begleitete, bieten lebensvolle Bilder aus jenen Tagen; das für jede Anregung empfängliche, enthusiastische Wesen des Fürsten war ja gerade auf Reisen, wenn alle Vorschriften der Etikette außer Geltung gesetzt waren, vor den Begleitern wie ein offenes Buch aufgeschlagen. Trotz mancher Unterschiede fühlte sich Ringseis namentlich durch einen den beiden Fürsten gemeinsamen Charakterzug, eine merkwürdige Zähigkeit in Ausführung der gefaßten Beschlüsse, gedrungen, seinen Gönner mit dem berühmten zweibrückischen Stammverwandten Karl XII. von Schweden in Parallele zu setzen. Im Winter 1817 knüpfte L. mit Cornelius, Thorwaldsen, Overbeck, Schnorr u. A. jene innigen Beziehungen an, die eine Bewegung auf künstlerischem Gebiete, vergleichbar mit dem Aufschwung auf litterarischem Gebiete, der sich im vorigen Jahrhundert fast ausschließlich auf den protestantischen Norden erstreckt hatte, hervorriefen. Die Mitglieder des römischen Künstlerkreises behandelte der Prinz wie gute Kameraden, aller Zwang ward über Bord geworfen, schwärmerische Begeisterung für das Deutschthum in der Kunst war das alle „guten Geister“ umschlingende Band, und wenn sich etwa Zwist erhob zwischen dem „eingefleischten Hellenisten“ Klenze und dem christlichen Romantiker Cornelius, wußte der Prinz, christlich und national gesinnt, aber „in schöngeistiger Beziehung von einer vorwiegend hellenisirenden Bildung“, immer wieder die Parteien zu versöhnen. Noch war es nicht möglich, die Freunde nach München zu führen; so wurde denn einstweilen mit Erwerbung edler Kunstwerke rüstig begonnen. Martin Wagner kaufte auf Rechnung des Prinzen in Italien, Haller von Hallerstein veranstaltete auf griechischem Boden Ausgrabungen, auch in Paris und London waren Agenten thätig. Für Alle galt als erstes Gebot: Nur das Beste ist gut genug! In vielen tausend noch erhaltenen Briefen gab L. selbst für Alles und Jedes genaue Anweisung, die Briefe an Wagner, deren er wöchentlich zwei

zu schreiben pflegte, enthalten häufig zwanzig bis dreißig Frage- und Antwortpunkte. Aus der Correspondenz mit Haller geht hervor, daß schon L. die nämlichen Plätze ins Auge faßte, wo später unter günstigeren Umständen und mit glücklicherem Erfolg Schliemann seine Ausgrabungen ins Werk setzte. Eine der erworbenen Meisterwerke der Antike würdige Halle im griechischen Stil, die Glyptothek, war das erste größere Bauunternehmen Ludwigs. Den eigentlichen Regierungsgeschäften schien er fern zu stehen; aus den Briefen des Prinzen und aus Mittheilungen eingeweihter Zeitgenossen erhellt jedoch, daß er schon vor der Thronbesteigung gerade in wichtigen Fällen entscheidenden Einfluß übte. Sein Werk war der Sturz des bisher schrankenlos schaltenden Ministers Montgelas; ein Brief des Thronfolgers, der über die undeutsche Leitung der öffentlichen Angelegenheiten Baierns Klage führte und zugleich dem Bedauern Ausdruck lieh, daß sich gewisse Diener in eitler Selbstsucht zwischen Vater und Sohn zu drängen suchten, hatte die Entlassung des Ministers zur Folge. In der Concordatsfrage stand L. insofern auf Seite der Curie, als er den Frieden zwischen Staat und Kirche für möglich hielt und wünschte und für das Zustandekommen eines Vergleichs wirkte; dagegen ist er für Häffelin's eigenmächtiges Vorgehen in Rom nicht verantwortlich zu machen. An den Bestimmungen des Religionsediktes wurde sogar unter dem Ministerium Abel festgehalten; bitter klagt vom klerikalen Standpunkt Strodl in der Geschichte jenes Ministeriums über „den alten Geist der absoluten Gewalt", der „auch in jener Zeit als der böse Dämon umging, um die Kirche zu fesseln nach Willkür". Bedeutsam war die Mitwirkung des Prinzen am bairischen Verfassungswerk. Schon unter Montgelas hatte eine aus hohen Staats- und Hofbeamten gebildete Commission einen Entwurf ausgearbeitet, der jedoch gerade die Negation alles dessen, was eine Verfassung bezwecken soll, enthielt. Da unterzog L. in einem ausführlichen Memorandum die einzelnen Artikel strenger Prüfung und formulirte fast durchaus nach einer den Volkswünschen günstigen Auffassung neue Anträge. Dieses Memorandum diente, als nach Montgelas' Sturz mit der Einführung „englischer Prinzipien" Ernst gemacht wurde, bei den Schlußverhandlungen als Grundlage. Die Veröffentlichung der Constitution wurde überraschend schnell in Scene gesetzt, um eine vom Kronprinzen beabsichtigte Reise von Italien nach Griechenland, wo schon der Befreiungskampf begonnen hatte, zu verhindern. L. mußte zur Unterzeichnung der Urkunde nach München zurückkehren und leistete am 27. Mai 1818 als der Erste den Eid auf die Verfassung. Als in den nächsten Jahren zu Karlsbad, Frankfurt und Wien von den tonangebenden Staatsmännern der beiden deutschen Großmächte ein förmlicher Sturmlauf gegen den süddeutschen Constitutionalismus unternommen wurde, bewährte sich L., wie sich aus der jüngst veröffentlichten Correspondenz des Prinzen mit dem Finanzmister Lerchenfeld ersehen läßt, geradezu als Retter der Verfassung. Nach den Karlsbader Conferenzen schrieb er (1. Octbr. 1819) an den Vater: „Sie haben aus edlem, freiem Antriebe Baiern das wohlthätige Geschenk einer Verfassung für alle Zeiten gegeben, und wir haben sie beschworen, wovon uns Niemand entbinden kann. Sie können nicht wollen, daß eine Verletzung derselben, also ein Eidbruch geschehe." Hauptsächlich diese feierliche Erklärung des Thronfolgers bewog den König zum Widerstand gegen Metternich. Als L. im Juni 1822 mit der Schließung des zweiten Landtags betraut wurde, sprach er nach Verlesung des Landtagsabschieds die in jenen Tagen bedeutungsvollen, in ganz Deutschland Aufsehen erregenden Worte: „Und nun sei mir gestattet, da ich das Erstemal die Ehre habe, unsern allerinnigst verehrten König und Vater in dieser Versammlung zu vertreten, daß ich laut meine Anhänglichkeit ausspreche an unsere Verfassung, die wir seiner Liebe und seiner Weisheit verdanken." Neue Beweise dieser Anhänglich-

keit gab er, als Metternich auf der Rückreise vom Congreß zu Verona nach München kam, um persönlich auf König und Minister zu Gunsten der in Verona gefaßten reaktionären Beschlüsse einzuwirken. Auch damals verwahrte sich der Kronprinz gegen jede weitere Beschränkung der Preßfreiheit, Aufhebung der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen und ähnliche Forderungen und half die Stellung des von den Gegnern der Verfassung heftig angegriffenen Marschall Wrede wieder befestigen. In der äußeren Politik beschäftigte ihn vor Allem die Wiedererwerbung des alten Pfälzer Gebietes für Baiern. Aus den Mittheilungen Varnhagen's erhellt, wie eifrig L. bei den Großmächten gegen Anerkennung des neuen badischen Hausgesetzes agitirte, sogar auf Metternich suchte er in diesem Sinne einzuwirken, aber dieser war wenig geneigt, dem „turbulent liberalen" Prinzen Dienste zu erweisen. Trug ja doch L. nicht Bedenken, seinen Sympathien für die Erhebung des Hellenenvolkes offen Ausdruck zu geben und verhältnißmäßig großartige Spenden nach Griechenland zu schicken. Der Tod des Vaters (12. Octbr. 1825) berief L. auf den Thron. Alle Welt war darüber einig, daß der neue König in Bezug auf Geistesgaben, Kenntnisse und Eifer den meisten Fürsten seiner Zeit überlegen sei; nur die stark ausgeprägte Anhänglichkeit an katholisches Kirchenthum rief schon damals in der protestantischen Bevölkerung Besorgnisse wach, die jedoch durch die Haltung der Regierung bald zerstreut wurden. Denn es kam zwar den Bestimmungen des Concordats gemäß zur Wiederaufrichtung einiger Klöster, öffentliche Prozessionen wurden wieder gestattet, andere kirchenpolizeiliche Verbote des Ministeriums Montgelas abgeschafft, aber den Protestanten war vorerst kein Anlaß zu Klagen geboten. Der König selbst betonte wiederholt, daß er zwar eine Wiedererstarkung des christlichen Lebens wünsche, aber jeden Zelotismus verachte. Gegen alle Rathschläge und Bitten, die Jesuiten nach Baiern zurückzuführen, verhielt er sich ablehnend. „Seine politischen Umtriebe habe ich diesem Orden vorzuwerfen", schrieb er an Fürst Wallerstein, „besorge auch, daß der Benediktiner werdenden Erziehungsanstalt (in Metten) sie Abbruch thun würden. Teutsche Gesinnung soll in die Jugend gelegt werden, aber dieser waren die Jesuiten in Deutschland immer fremd: wo immer sie waren und sind, ihres Ordens Zweck verfolgen sie, nur ihn, Nebensache das Vaterland". Auch bei Berufung des Dichters des „Belisar", Eduard von Schenk, zum Minister des Innern (1828) schrieb L.: „Eduard von Schenk berathe mit Gott und sey selbständig, gebe keinen congregationischen Einflüsterungen Gehör, fern sey aller Jesuitismus. Nie war ich für die Jesuiten, obgleich mein verehrter Religionslehrer Sambuga sich zu ihnen neigte; ich kenne die Geschichte dafür zu gut, und offen sind gegen alle Seiten meine Augen, bin wachsam." Das Hauptverdienst der Regierung Ludwigs beruht in der Energie, womit Ordnung in den Staatshaushalt gebracht und das Gleichgewicht zwischen Soll und Haben hergestellt wurde. Durch Vereinfachung des Mechanismus der Staatsverwaltung, die sich freilich nicht ohne harte Schädigung vieler Privatinteressen erzielen ließ, wurde ermöglicht, daß schon 1827 in der Kammer die Erklärung abgegeben werden konnte, Baiern habe zum Erstenmal seit langer Zeit kein Deficit aufzuweisen. Allerdings hatte das unter L. herrschende Sparsystem auch seine Schattenseiten. L. selbst mußte noch erleben, wie bitter es sich rächte, daß durch übermäßige Einschränkung des Militäretats die Vertheidigungskraft des Landes geschwächt war. Andrerseits darf nicht vergessen werden, daß damals Ersparungen gerade auf diesem Gebiete in allen Volkskreisen ungetheilten Beifall fanden. In ganz Deutschland erregte die Aufhebung des Censuredikts in Baiern (24. Novbr. 1825) Aufsehen. Als Metternich dem baierischen Gesandten in Wien über so unvorsichtiges Vorgehen seines Monarchen sein

Mißfallen ausdrückte, erwiderte L., er sei nur Gott und der beschworenen Constitution verantwortlich; da nun Kaiser Franz nicht der liebe Gott und Metternich ganz gewiß nicht die Constitution sei, so möge der Herr Minister die Schlußfolgerung selbst ziehen. Ein andermal äußerte L.: „Ich lerne einsehen, daß die Zersplitterung Deutschlands in viele Staaten für die Nation doch noch nothwendig und vortheilhaft ist; unter den vielen Fürsten ist doch immer einer liberal und eine heilsame Opposition gegen Andere." Es läßt sich begreifen, welches Aufsehen solche Worte in einer Zeit, da fast an allen deutschen Höfen Gentz und Haller als Vertreter der wahren Staatsweisheit galten, hervorrufen mußten. Sogar Anselm Feuerbach, der auf die „Faselei und Pfafferei" des Kronprinzen schlecht zu sprechen war, zollt dem Auftreten des Königs überschwänglichen Beifall. Auch die Zusammensetzung des Lehrkörpers der nach München versetzten Landeshochschule aus mittelalterlich-romantischen und freisinnigen Elementen erachtete der berühmte Jurist für glücklich: „Wasser und Feuer verträgt sich in der Natur auch nicht und doch grünt die Saat und keimt die Frucht." Schon während der italienischen Reise im J. 1818 hatte Ringseis die Frage aufgeworfen, ob nicht die in kleinlichen Verhältnissen vegetirende Universität in Landshut aufzulösen und eine mit reichen Mitteln ausgestattete Hochschule in der Hauptstadt des Landes zu errichten wäre. Der Gedanke war in L. haften geblieben, und bald nach seiner Thronbesteigung ging er an die Ausführung (Rescript vom 3. Octbr. 1826). Daß der für „Neubaiern" bestimmten Anstalt ein rein katholischer Charakter aufgeprägt werde, glaubte sogar Ringseis, der bei Abfassung des Lehrplans und der Statuten eifrig mitarbeitete, nicht fordern zu dürfen, der König selbst gab als seinen Wunsch zu erkennen, daß der Anstalt „in großen Zügen der Stempel des rein Christlichen aufgeprägt werde". Die Schranken wurden denn auch nicht allzueng gezogen, dies beweisen die Namen der Gelehrten, an welche die Einladung des Königs erging: Luden, Raumer, Tieck, Thibaut, Mittermaier, Oken, Görres, Schubert. Nur die drei Letztgenannten nahmen an, etwas später kam Schelling nach München und wurde gleichsam der Mittelpunkt der neuen Schöpfung. Bei der Eröffnungsfeier erklärte der König in einer Ansprache, er halte Unabhängigkeit der wissenschaftlichen Forschung, Freiheit des Wortes und der Mittheilung für die Grundpfeiler, auf welchen das Lehrgebäude aufgerichtet werden müsse. In diesem Geiste wurde auch der Lehrplan vom König selbst im Verein mit Thiersch und Schelling abgefaßt. Gleichzeitig vollzog sich ein frischer Aufschwung des Kunstlebens in München. Zwar gelang es nicht, Thorwaldsen zur Uebersiedelung zu bewegen, auch Overbeck weigerte sich, Rom zu verlassen, aber viele andere Künstler vereinigten sich um den Thron des königlichen Schutzherrn, Alle mehr oder minder von Cornelius, dem Großmeister der neuen Münchener Schule, beeinflußt. Stattliche Bauten wurden in der neu angelegten Ludwigsstraße aufgeführt, die Feldherrnhalle, das Odeon, die Ludwigskirche, das Universitätsgebäude, die Bibliothek, das Blindeninstitut, das Siegesthor. Zur Aufbewahrung des reichen Gemäldeschatzes der Wittelsbacher wurde die sogenannte alte, für Werke zeitgenössischer Künstler die neue Pinakothek gebaut. Auf der Theresienwiese, wo alljährlich im Monat October zum Andenken an Ludwigs Vermählung ein volksthümliches Fest veranstaltet wird, erhob sich die baierische Ruhmeshalle mit dem Kolossalerzbild der Bavaria. An die von Kurfürst Max I. erbaute Burg schlossen sich neue Flügel an. Das Westende der Stadt erhielt eine Basilika, die Vorstadt Au eine prächtige Kirche in gothischem Stil. Viele Plätze wurden mit Statuen verdienter Fürsten und Bürger geschmückt. Ueber den künstlerischen Werth der einzelnen Schöpfungen mögen die Ansichten auseinander gehen, aber längst ist der anfänglich von Einheimischen noch lauter

als von Fremden erhobene Vorwurf der „Zwecklosigkeit“ dieser Bemühungen und Geldopfer des Fürsten verstummt: am Abende seines Lebens konnte L. München, dessen Kunst Vischer noch 1844 als eine „exotische Pflanze für einige lorgnettirende Kenner“ verspottet hatte, die erste Kunststadt Deutschlands nennen. So segensreiches Schaffen auf idealen Gebieten wurde begünstigt durch den Frieden, dessen sich während der ganzen Dauer der Regierung Ludwigs das Land zu erfreuen hatte. Dagegen blieb die Ruhe im Innern nicht ungestört. Der Juli 1830 brachte die Revolution in Paris, Nachwirkungen auf Deutschland blieben nicht lange aus, auch in Baiern trat eine gewisse Gereiztheit in Kundgebungen der Presse und in den Landtagsverhandlungen des Jahres 1831 zu Tage. Der König hoffte, die Bewegung innerhalb der gesetzlichen Schranken halten zu können, indem er in der Thronrede daran erinnerte, wie wenig gerade er bisher auf Metternich'schen Bahnen gewandelt sei, und seine bürgerfreundliche Auffassung des Königthums in den Ausspruch zusammenfaßte: „Ich möchte nicht unumschränkter Herrscher sein“. Dennoch wurden in der Kammer der Abgeordneten nicht blos Anträge auf weitere Herabminderung des Militäretats, Herabsetzung der Civilliste, Beschränkung der Ausgaben für kostspielige Prunkbauten ꝛc. gestellt, sondern auch in manche Reden Aeußerungen eingeflochten, die der Fürst als persönliche Beleidigung auffaßte. In solcher Stimmung sah er auch in einem unbedeutenden Studentenspektakel, der sich in München in der Christnacht 1830 entspann, ein beunruhigendes politisches Symptom, und so wuchs das Mißtrauen gegen die bisher von ihm selbst begünstigte liberale Richtung. Die Altbaiern waren vorwiegend konservativ, aber in Franken und in der Rheinpfalz griff eine Aufregung um sich, die sich in manchen Volkskreisen zu revolutionärem Umsturzgelüste steigerte und im Mai 1832 im Hambacher Feste ihren Höhepunkt erreichte. Nun wurde gegen Schuldige und Verdächtige mit drakonischer Strenge eingeschritten. Auch die Berufung des Ministeriums Wallerstein 1831 bedeutete thatsächlich eine Reaction zwar nicht auf kirchlichem, wohl aber auf politischem Gebiete. Gegenüber der konstitutionellen oder nach des Königs Auffassung demokratischen Agitation in den neuen Provinzen sollte das „altbairische Prinzip“ befestigt, die gefährdete Staatseinheit gerettet werden. Auch den Maßregeln, welche die zur Bekämpfung der Revolution vom Bundestag eingesetzte Centralbehörde für nothwendig erachtete, lieh seither die baierische Regierung willig ihre Unterstützung; insbesondere die Universitäten wurden durch Verlust tüchtiger Lehrkräfte und engherzige Bevormundung geschädigt. Dagegen lehnte L. alle Anerbietungen der Großmächte, die zur Beseitigung der baierischen Verfassung gern behilflich gewesen wären, ebenso entschieden ab, wie die Freundschaftsdienste des französischen Cabinets, das wiederholt eine Unterstützung der Triasidee in Aussicht stellte. Um die Gründung des deutschen Zollvereins (1833) erwarb sich der König, ein Anhänger der List'schen Theoreme, großes Verdienst. Freilich hatten sich nicht alle wirthschaftlichen Unternehmungen jener Zeit günstigen Erfolges zu erfreuen; die hochgespannten Erwartungen, die man an die Anlage des Ludwigskanals, einer Verbindung zwischen Regnitz und Altmühl, mittelbar also zwischen Nordsee und mittelländischem Meer, geknüpft hatte, gingen nicht in Erfüllung. Die Entwicklung des Eisenbahnwesens in Baiern, vom König selbst als „nothwendiges Uebel“ bezeichnet, ging nur langsam vor sich, was auf Handel und Industrie ungünstig einwirkte. Auch für das Eingreifen in die Neuordnung des hellenischen Staates erntete L. schlechten Dank. Hocherfreut gab er seine Einwilligung, als sich das griechische Volk den zweiten Sohn des „verdientesten Philhellenen“, Otto, zum Oberhaupt erbat und die Londoner Conferenz am 7. Mai 1832 dieser Wahl zustimmte. L. kargte nicht mit den Mitteln, die zur Befestigung des neuen

Thrones erforderlich schienen; das bairische Regiment in Griechenland wird an andrer Stelle (s. Otto, König von Griechenland) erörtert werden. Um sich über die Zustände des jungen Staates durch eigene Anschauung zu unterrichten und zugleich einem von Jugend an genährten Wunsche zu genügen, bereisete L. selbst im Winter 1835 Griechenland und suchte nach besten Kräften das Verhältniß zwischen einer wankelmüthigen Bevölkerung und dem ihr zum Herrscher gegebenen Fremden zu befestigen. Jedoch schon die Revolte von 1843 belehrte, daß Otto, dem es nicht blos an Macht, sondern auch an Kraft und Energie gebrach, der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen war. L. äußerte schon damals in einem Briefe an den Philhellenen Eynard schmerzliche Besorgniß, daß bald eine Katastrophe hereinbrechen werde. „Aber die Zeit wird kommen, ich zweifle nicht daran, wo man der Reinheit meines Strebens und der kräftigen Hilfe, die ich zur Wiederherstellung der Unabhängigkeit Griechenlands brachte, Gerechtigkeit widerfahren lassen wird.“ Nach der Ansicht des Staatsraths Maurer, der während der Minderjährigkeit Otto's Mitglied der Regentschaft gewesen war, und andrer Politiker wäre es vortheilhaft gewesen, dem stürmisch geäußerten Verlangen des griechischen Volkes nach einer Verfassung zu willfahren, aber L. sah darin nur gesteigerte Gefahren. Die Opposition, die im bairischen Landtag gegen die Regierung laut geworden war, hatte in L., dem früheren Schutzherrn der konstitutionellen Idee, eine Umwandlung bewirkt, die ihn das Interesse der Freiheit nicht mehr mit der Gewalt des Monarchen, ja, mit der gesellschaftlichen Ordnung für vereinbar halten ließ. In diesem Sinne erging (13. Febr. 1836) ein Verbot, daß in amtlichen Erlassen König und Staatsregierung neben einander gesetzt würden. „Jedes kann einzeln genannt werden“, schrieb er an Wallerstein, „nicht aber König und Regierung, welches so herauskommt, als wenn le roi règne et ne gouverne pas, was in Bayern der Fall nicht ist.“ Daß Wallerstein im Landtag 1837 in der sog. Erübrigungsfrage, d. h. im Streite über den Anspruch der Regierung auf unumschränkte Verwendung der im Staatshaushalt erübrigten Summen nach der Ansicht des Königs nicht energisch genug für das Recht der Krone eintrat, erschütterte das Vertrauen auf den Minister, und als dieser auch den leidenschaftlichen Angriffen der Linken auf die neuerdings beliebte Adoptirung klerikaler Lehrkräfte nur eine laue Vertheidigung entgegensetzte, erfolgte die Berufung Abel's zum Minister des Innern. Sie bedeutete den vollständigen Sieg jener Partei, die in Baierns Monarchen den Schirmvogt des katholischen Princips in Deutschland und in der Stärkung des katholischen Geistes die einzige Rettung des Staates aus dem Wirrsal socialer Gefahren erblickte. „Man hatte vergessen,“, sagt Pözl, „daß das Baiern des 19. Jahrhunderts ein ganz anderes ist und daher auch eine ganz andere Leitung erfordert, als das des 16. und 17. Jahrhunderts.“ Zwar täuschten sich Jene, die aus konfessionellen Differenzen für ihre politischen Zwecke Kapital schlagen wollten. Als in Preußen wegen der Gefangennehmung des Erzbischofs von Köln der Kulturkampf ausbrach, verhehlte L. zwar nicht, daß er im Vorgehen der preußischen Regierung eine ungerechte Beeinträchtigung der Katholiken erblicke, aber die schon damals ausgestreuten und später auch noch von Sugenheim und anderen Historikern ernst genommenen Gerüchte von einer geheimen Liga der Ultramontanen in Rom, München und im Rheinland sind auf eitlen Klatsch zurückzuführen. Nur zu friedlicher Beilegung des Conflictes durch freiwilligen Rücktritt des abgesetzten Kirchenfürsten und zur Erhebung des Bischofs Geißel von Speier wirkte L. mit. Im eigenen Lande aber erhoben sich bald nach Abel's Berufung Klagen über Bedrückung der protestantischen Kirche. Sie bezogen sich namentlich auf die Ordre, die auch den protestantischen Soldaten vorschrieb, bei Kultusakten der Katholiken das Knie zu beugen, auf ver-

fassungswidrige Einschränkung der Kompetenz der Generalsynoden, Erschwerung der Bildung von neuen Kirchengemeinden und Nichtzulassung des Gustav-Adolf-Vereins in Baiern. Zugleich wurde, während jedes Streben und Schaffen auf künstlerischem Gebiet an L. einen Gönner und Schutzherrn fand, die freie wissenschaftliche Thätigkeit als Feindin von Thron und Altar beargwohnt, freisinnige Lehrer wurden entfernt oder doch in ihrem Wirken gehemmt, die Censur ward strenger denn je gehandhabt, das Vereinswesen ängstlich überwacht. Es unterliegt keinem Zweifel, daß wirkliche Verletzungen der Parität nicht der Gesinnung und den Intentionen des Königs entsprachen; wiederholt erklärte er, daß er konfessionellen Zelotismus verabscheue und den Schutz der Protestanten ebenso als Regentenpflicht auffasse, wie die Förderung des katholischen Kirchenwesens. Daß dessenungeachtet der evangelischen Bevölkerung Anlaß zu Beschwerden geboten wurde, erklärt sich hauptsächlich aus politischen Erwägungen. Im Gustav-Adolfverein erblickte er ein neues corpus evangelicorum („das alte" stellte Abel vor, „war ein Verein der Fürsten, das neue ist ein demokratischer Verein"), das einen ansehnlichen Theil des baierischen Volkes der Aufsicht und Einwirkung einer fremden Regierung unterstelle, und andere Proteste gegen Einmischung der Regierung in Religionssachen galten ihm als „unbefugtes Hereinziehen moderner Begriffe". Schon 1840 kam es in den Landtagsdebatten zu konfessionellen Zänkereien; der Konflikt verschärfte sich immer mehr, bis endlich 1845 und zwar überraschender Weise nicht in der Volkskammer, sondern im Reichsrath ein heftiger Angriff auf Abel's System erfolgte. Die Aufregung im Lande wuchs, Streitschriften von zelotischem Charakter schürten die schon erbitterten Gemüther, der König konnte sich nicht verhehlen, daß der Staat von einer ernsten Krisis bedroht und Abhilfe dringend geboten sei. „Mit Abel gehts nicht mehr", äußerte er schon nach einer Sitzung der ersten Kammer im Herbste 1846, in welcher sich bezüglich der Klosterfrage sämmtliche weltliche Reichsräthe gegen den Minister erhoben hatten. Der Wechsel des Systems war nur noch eine Frage der Zeit; leider kam es aber im nächsten Jahre unter beklagenswerthen unwürdigen Umständen zur Katastrophe. Jeden, der die Geschichte Ludwigs verfolgt und damit die Ueberzeugung gewonnen hat, daß kaum ein anderer deutscher Fürst unsres Jahrhunderts so Großes und Königliches geschaffen und angestrebt hat, muß es schmerzlich berühren, daß die Verehrung und der Dank von Mit- und Nachwelt in einer schmutzigen Fluth versanken. „Obscurantismus im Kampf mit einer verworrenen Aufklärungssucht, politische Unmündigkeit auf der einen Seite, Feilheit und Egoismus auf der andern, der bisher vergötterte Fürst von einem unseligen Bann festgehalten und plötzlich auf das Maßloseste verlästert". Dieses trübe Bild bieten die Münchner Ereignisse im Jahr 1847. Als die spanische Tänzerin Lola Montez, die im October 1846 als Gast auf der Münchner Bühne auftrat, rasch die Gunst des durch Frauenreiz leicht erregten Königs gewann, wurde auch dieses Verhältniß anfänglich in den herrschenden Kreisen nicht gar streng beurtheilt. Als jedoch ersichtlich ward, daß die Dame ihren Einfluß in antiklerikalem Sinne geltend machen wollte, begann der Sturmlauf gegen die „bairische Pompadour". Die schon früher beschlossene, im December 1846 verfügte Trennung eines Ministeriums für Kultus und Unterricht vom Ressort des Ministers Abel bewies, daß das Vertrauen des Monarchen erschüttert war, bald kam es zu offenem Bruche. Den Anlaß gab der Wunsch des Königs, seinen Liebling in den Adelstand zu erheben. Als an die Minister die Aufforderung zur Gegenzeichnung der Nobilitirungsurkunde erging, weigerten sie sich; am 11. Februar 1847 überreichten sie ein Memorandum, worin sie ihre Haltung durch den Hinweis auf die im ganzen Lande herrschende Entrüstung über das Auftreten der Sennora Lola Montez zu

motiviren suchten. „Die Sache des Königthums steht auf dem Spiel.“ Wenn schon der Ton, in welchem das Schriftstück abgefaßt war, den selbstbewußten Fürsten aufs Empfindlichste verletzen mußte, so steigerte sich der Unwille, als das nur für den Monarchen bestimmte Schriftstück veröffentlicht und planmäßig verbreitet wurde, sodaß der Gedanke nicht abzuweisen war, es sei dabei auf Bloßstellung der Person des Monarchen abgesehen. Nur Aufregung und Zorn konnten den frommen und kirchenfreundlichen Fürsten bewegen, auf so brüske Weise mit dem bisher hochgehaltenen System zu brechen und gewissermaßen sein eigenes Regiment zu persifliren. „Alle meine Minister habe ich fortgejagt“, rief er am Abend des 13. Febr. 1847 im Salon der Tänzerin, „das Jesuitenregiment hat aufgehört in Baiern.“ Abel und seine Collegen wurden mit allen äußeren Zeichen der Ungnade entlassen, an ihre Stelle trat das Ministerium Zu Rhein, von den liberalen Blättern mit servilem Jubel als „Ministerium der Morgenröthe“ gefeiert. Zwar wurde von den neuen Kronräthen Begnadigung für einige seit Jahren in Haft gehaltene sogen. politische Verbrecher erwirkt, auch eine freisinnige Reform des Civil- und Strafrechts in Angriff genommen, aber schlecht stimmte zur Verheißung von Toleranz und Freiheit die strenge Maßregelung der Führer der katholischen Partei. Als das Ministerium im Landtag 1847 nach Auffassung des Königs nicht genügende Festigkeit bewies, mußte es den Platz räumen für die Wiederkehr Wallerstein's. Der neue Systemwechsel war von vorne herein unpopulär, weil auch Staatsrath Berks, ein gefügiger Diener der Spanierin, in den obersten Kronrath berufen wurde. Die Aufregung wuchs, insbesondere in Universitätskreisen, wo eine von Lola Montez — oder, wie sie jetzt hieß, Gräfin Landsfeld — begünstigte Studentenverbindung Anstoß erregte. Es kam zu öffentlichen Demonstrationen, und bald machte sich „sittliche Entrüstung“ auch durch Demolirung von öffentlichen und Privatgebäuden Luft. Den Vorstellungen der Minister nachgebend, ließ sich L. herbei, an die Gräfin den Befehl zu richten, sie habe München zu verlassen, aber der laute Jubel, den diese Nachgiebigkeit hervorrief, konnte den König nur verletzen. Da er den Führern der klerikalen Partei die Schuld beimaß, suchte er, sich selbst bezwingend, sich sogar mit Ideen zu befreunden, die mit seiner bisherigen Auffassung von Rechten und Pflichten des Königthums in Widerspruch standen. Während sich die Bewegung in München nur mit der Spanierin zu thun gemacht hatte, war in ernsteren Kreisen unter dem Eindrucke und der Rückwirkung der französischen Februarrevolution (1848) die deutsche Einheitsidee wieder aufgelebt. In Heidelberg und bald auch in Nürnberg erhoben Vertreter des Liberalismus die Forderung eines deutschen Parlaments als Bürgschaft einer kräftigen Centralgewalt, wie sie das gemeinsame Interesse aller Stämme erheische. In den ersten Märztagen veranlaßte das Gerücht, Gräfin Landsfeld sei zurückgekehrt, neue Straßenexcesse in der Hauptstadt. Am 4. März stand eben eine bewaffnete Volksschaar dem aufgebotenen Linienmilitär gegenüber, als Prinz Karl aus der Residenz kam und die Versicherung gab, der König wolle sich allen Wünschen des Volkes fügen und unverzüglich die Landstände berufen. Wirklich erschien am 6. März eine königliche Proklamation, welche die eifrigste Mitwirkung der baierischen Regierung im Sinne der Einheit und Freiheit Deutschlands in Aussicht stellte. Allein nur in der Erregtheit des Augenblicks hatte sich der König zu einer Nachgiebigkeit verstanden, die eine Aufopferung seiner Principien bedeutete; bei kühlerer Ueberlegung mußte er sich selbst gestehen, daß es ihm unmöglich sein werde, zu einem constitutionellen Regiment, wie es die neue Zeit verlangte, überzugehen. Diese Ueberzeugung, aber auch nicht minder der Unwille über die Schonungslosigkeit, womit man die Verirrung des früher so überschwänglich Gefeierten verlästerte

und verhöhnte, ließen in ihm den Entschluß reifen, dem Throne zu entsagen. Am 20. März legte er die Regierung zu Gunsten seines Sohnes, des Kronprinzen Maximilian, nieder, diesem die Ausführung der in der Proklamation vom 6. März versprochenen Reformen überlassend. Mit den Worten: „Habe immer gesagt, wirklich König sein oder die Krone niederlegen, und so hab' ich nun gethan!" motivirte er in einem Briefe an seinen getreuen Wagner den alle Welt überraschenden Schritt. „Was mich am meisten schmerzte", fährt er fort, gewaltigen Kampf in mir verursachte, war, daß ich sehr beschränkt dadurch, für die Kunst zu thun, was ich vorhatte. . . . Dieses schmerzt mich sehr, nicht daß ich zu herrschen aufgehört. Bin vielleicht jetzt der Heiterste in München." L. hat denn auch den entscheidenden Schritt nie bereut. Weit entfernt, sich gleich anderen vom Throne herabgestiegenen Potentaten mit trüber Resignation in die Einsamkeit zurückzuziehen, blieb er fortwährend in freundlicher Berührung mit Personen aus allen Ständen. Die reichere Muße, sowie die ihm gebliebenen Mittel verwerthete er fast ausschließlich im Dienste der Kunst. Auch als Privatmann fuhr er fort, monumentale Bauten auszuführen, die Staatssammlungen zu bereichern, die bairischen Städte mit malerischem oder plastischem Schmuck zu bedenken. Charakteristisch für seine Sinnesart ist die Thatsache, daß er am 20. März 1848 hauptsächlich in Folge der feindseligen Haltung der Münchener Bürgerschaft die Regierung niederlegte und doch schon am nächsten Tage, um dem schönsten Platz Münchens einen würdigen Abschluß zu schaffen, die zum Bau der Propyläen nöthigen Mittel decretirte. Häufiger konnte er jetzt seine bescheidene Behausung in Rom, die Villa Malta, aufsuchen, wo er im vertraulichsten Verkehr mit deutschen Künstlern lebte. Körperlich und geistig frisch wanderte der Achtzigjährige noch im Juli 1867 ganze Tage in der Pariser Ausstellung umher und gab auf Napoleons III. Anfrage, um welche Stunde ein Besuch genehm wäre, die Antwort: „Von 4 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends stehe ich zu Gebote." Erst unmittelbar vor dem Lebensende trat Abnahme der Kräfte ein. Er hoffte nochmals in Italien Genesung zu finden, allein nach kurzer Krankheit verschied er zu Nizza am 29. Febr. 1868. In einer einfachen Kapelle der von ihm erbauten Basilika zu München fand er die letzte Ruhestätte.

Ritter, Beiträge zur Regierung Ludwigs I., 1853. — Sepp, Ludwig Augustus, König von Bayern, 1869. — Heigel, Ludwig I., König von Bayern, 1872. Heigel.

Ludwig, König von Böhmen und von Ungarn (hier Ludwig II.), 1516 bis 1526, aus dem Geschlechte der polnischen Jagellonen, der Sohn des Königs Wladislaw und der Königin Anna, Tochter des Grafen Gaston von Kendal, war der letzte selbständige Herrscher dieser beiden Reiche, die bei seinem frühzeitigen Tode an die österreichischen Habsburger übergehen. Seine Geburt am 1. Juli 1506 auf der Burg zu Ofen kostete der Mutter das Leben, sie starb im Kindbett am 26. Juli. Die auf Joh. Mich. Brutus († 1594) zurückgehende Erzählung, er sei zu früh und ohne Haut zur Welt gekommen, sowie daß der mächtigste ungarische Magnat, der selbst nach der Krone strebende Joh. Zapolya mit Bewilligung der Eltern bei der Geburt zugegen gewesen sei, um sich von dem Geschlechte des neugeborenen Kindes zu überzeugen, läßt sich nicht als sicher erweisen. Frühzeitig ging indeß die ganze Entwickelung des Knaben und Jünglings vor sich, so daß wol spätere Chronisten von ihm schreiben: Zu früh geboren, zu früh König, zu früh vermählt, zu früh todt. Sein Vater, der bei seiner Geburt bereits 50 Jahr alt war, suchte vor Allem seine Krönung und Anerkennung durchzusetzen. Beide Nationen, die Böhmen wie die Ungarn, stellten als Gegenbedingung, daß der junge Prinz in ihrem Lande erzogen würde. Am

4. Juni 1508 ward er in Stuhlweißenburg und am 11. März 1509 in Prag gekrönt. In einem Reverse, der auch dadurch wichtig geworden ist, daß der König darin nicht nur das Erbrecht seines Sohnes, sondern auch seiner Tochter betonte, gelobte er die Kinder an einem Orte erziehen zu lassen, der Böhmen und Ungarn gleich bequem gelegen sei, und ihnen Diener und Lehrer aus beiden Völkern und von beiden Sprachen zu geben. Thatsächlich wurden sie jedoch in Ungarn erzogen. Der Knabe Ludwig war schon vor der Geburt, am 20. März 1506, in der Erwartung, daß es ein Knabe sein werde, mit Maria, der Enkelin des Kaisers Maximilian I. und Tochter Philipps I. von Spanien verlobt worden; auf der glänzenden Versammlung zu Wien, zu der auch Wladislaws Bruder, Sigismund von Polen, erschienen war, am 20. Mai 1515, wurde das Verlöbniß bestätigt und ebenso Ludwigs Schwester, Anna, die um zwei Jahre älter war, mit Maximilians Enkel Ferdinand verlobt. Schon im Jahre darauf, am 13. März 1516, starb König Wladislaw, nachdem er den Kaiser Maximilian und den König Sigismund zu obersten Vormündern seines Sohnes und für jedes Reich eine Regentschaft ernannt hatte. Der königliche Knabe blieb zunächst in Ungarn, wo der Cardinal Primas Bakacs, der Ofener Schloßhauptmann Bornemisza und der Markgraf Georg von Brandenburg, Ludwigs Vetter, die Regentschaft führten und zugleich seine Erziehung leiteten. Seine Lehrer waren hauptsächlich die Italiener Hieronymus Balbus und Piso. Kaum war seine Erziehung vollendet, als er seine Vermählung mit Maria von Oesterreich eifrig betrieb; im Juni 1521 wurde dieselbe, um zwei Jahr älter als er und geistig reifer, von anmuthiger Erscheinung und von unternehmendem, herrschlustigem Geiste, nach Ungarn gebracht, doch mußte L. unmittelbar darauf gegen Sultan Soliman, der in Ungarn eingedrungen war und Belgrad nach tapferer Vertheidigung eingenommen hatte, ins Feld ziehen. Als die Aufgebote der ungarischen Großen nicht zu ihm stießen und der Sultan mit seinen Erfolgen zufrieden sich zurückwandte, kehrte auch L. heim, ließ am 11. December 1521 seine Braut in Stuhlweißenburg krönen und vermählte sich am 13. Januar 1522 mit ihr. Zum ersten Male seit seinem Regierungsantritte begab er sich jetzt auch nach Böhmen, wo er nach längeren Differenzen mit dem Landtage und dessen Parteien am 9. Mai 1522 in der St. Wenzelskapelle zu Prag den Eid in der Fassung leistete, wie sie seitdem bis zum 30jährigen Kriege in Uebung blieb, d. h. die Verfassung und alle Freiheiten und Rechte des Königreichs zu halten gelobte, doch ohne daß dabei von den Compactaten mehr die Rede war. Der junge König that einen ersten Schritt zur Besserung der unglaublich verwirrten Verhältnisse Böhmens; auf dem Februarlandtage 1523 wurden alle bisherigen Landesbeamten entfernt und durch neue ersetzt, Herzog Karl von Münsterberg zum Landesverweser ernannt und so die arg gesunkene königliche Gewalt wiederhergestellt; doch brachte dies nur eine kurze Besserung, da die Gefahr, in der Ungarn vor einem neuen Einfalle der Türken schwebte, und ebenso die Eifersucht der Ungarn auf die Böhmen den König bald wieder zur Rückkehr nach Ungarn nöthigten. Von dort begab er sich im October zu einer Zusammenkunft mit Ferdinand von Oesterreich und Sigismund von Polen nach Wienerisch-Neustadt, wo zwischen Festen und ritterlichen Spielen ein allgemeiner großer Kriegszug der ganzen Christenheit gegen die Türken verabredet wurde. Doch kam nichts davon zur Ausführung. Die Parteiungen in Ungarn wurden immer heftiger, die Mittel der ehrgeizigen Großen um den maßgebenden Einfluß zu gewinnen immer gewaltsamer, der junge Herrscher hatte diesem Getriebe gegenüber keine persönliche Autorität in die Wagschale zu werfen. Dazu wurden in beiden Reichen die Gemüther durch die neuen religiösen Lehren, die begreiflicherweise in Böhmen bei der an den hussitischen Traditionen hängenden Bevölkerung großen Anklang fanden, die aber auch bis nach Ungarn

drangen, wo sie ein neues Mittel zur Verdächtigung der Deutschen boten, noch immer mehr erregt, sodaß zur Abwehr der von den Türken drohenden Gefahr so gut wie gar nichts geschah. Im Sommer 1526 fiel Sultan Soliman wieder in Ungarn ein, L. eilte ihm entgegen. Ehe die anziehenden Schaaren der Seinigen sich vereinigt haben, läßt er sich von den anwesenden Führern bereden mit 28,000 Mann den Angriff der 300,000 Mann starken Türken aufzunehmen, bei Mohács an der Donau, im Comitat Baranya, am 29. August 1526. Der König durchreitet früh am Morgen die Schlachtreihen und gibt als Losung die Worte aus: Wenn es Gottes Wille ist. Erst Nachmittags greifen die Türken an, ihr vorderer Schlachthaufen wird geworfen, aber als die Ungarn ungestüm vordringen, wird ihr ganzes Heer von der Ueberzahl der Feinde umringt und ist in kurzer Zeit eine Beute des Todes. Nur wenige entrinnen. Den König, der tapfer kämpfend eine Wunde erhalten hat, ziehen seine Begleiter vom Schlachtfeld fort, in der Richtung nach Fünfkirchen; beim Uebersetzen über einen Bach überschlägt sich sein Pferd, als es das jenseitige Ufer hinaufklimmen will, und wirft ihn in den Schlamm. Der schlesische Ritter Ulrich v. Zettritz, der vor ihm glücklich hinübergekommen ist, bringt die Kunde von seinem Tode nach Ofen. Erst im October nach Abzug der Türken suchte und fand man seine Leiche, die bereits bestattet war. Wieder ausgegraben und gereinigt ward sie nach Stuhlweißenburg gebracht und in der Königsgruft beigesetzt. L. hatte erst eben sein 20. Lebensjahr vollendet, er hatte noch keine Erben, seine Wittwe Maria bewies ihm ihre Liebe dadurch, daß sie sich nicht wieder vermählen wollte. Das Urtheil über König L. ist bei den ungarischen und namentlich bei den böhmischen Schriftstellern ein ungünstiges. Sie schildern ihn nach dem Vorgange des Dubravius als wenig arbeitslustig und vergnügungssüchtig, als sorglos und leichtsinnig in Geldsachen, und schreiben die Ausbildung dieser Eigenschaften namentlich dem Einflusse seines Verwandten, des Markgrafen Georg von Brandenburg, zu, der diese Richtung des Charakters entweder geradezu durch sein Beispiel befördert habe oder ihr mindestens nicht mit der Energie entgegengetreten sei, die ihm als Vormund und Erzieher geziemt hätte. Daß dieses Urtheil durch die nationale Antipathie mindestens stark beeinflußt ist, macht unsere sonstige Kenntniß von dem Charakter des Markgrafen Georg sehr wahrscheinlich (vgl. Bd. VIII S. 611). Daß dem jungen König der Ernst des gereiften Mannes fehlte, scheinen freilich die Verhaltungsmaßregeln, die er 1523 von seinem Oheim König Sigismund von Polen erhielt, zu bestätigen (Palacky V. 1. 509). Venetianische Berichte schildern ihn sehr viel günstiger. Nach ihnen hatte er einen schönen Körper, einen hohen und schlanken Wuchs, das Gesicht weniger schön, angenehme Augen, die Nase, die Lippen und die anderen Gesichtszüge etwas stark, war er kräftig gebaut, zu Anstrengungen, besonders Waffenübungen jeder Art bereit und geschickt, aber auch voll guter geistiger Anlagen, der Sprachen seiner Völker kundig, ein Freund der Musik, dabei von fröhlicher und leutseliger Natur. Obwol er die Weichheit seines Vaters geerbt hatte, sodaß er Niemandem Nein sagen konnte, war er doch für den Beruf eines Herrschers ungleich befähigter als er. Freilich haben ihn sein kurzes Regiment und die Folgen, die sich für beide Reiche an den Unglückstag von Mohács knüpften, ein segensreiches Andenken in der Geschichte derselben nicht gewinnen lassen.

Palacky, Geschichte von Böhmen. Krones, Geschichte von Oesterreich &c. Neustadt, L., Markgraf Georg von Brandenburg als Erzieher am ung. Hofe. Diss. Brsl. 1883. Markgraf.

Ludwig der Aeltere, der älteste Sohn Kaiser Ludwigs des Baiern und seiner ersten Gemahlin Beatrix von Glogau, geb. wahrscheinlich im Juli 1315, Markgraf und Kurfürst von Brandenburg 1323—51, Herzog von Baiern

zu München 1347—1361, † (17. oder) 18. September 1361 zu Zornolding (südöstlich von München). — Nachdem Markgraf Waldemar von Brandenburg 1319 ohne Söhne gestorben war, galt der brandenburgische Zweig der Askanier, obgleich noch zwei männliche Mitglieder vorhanden waren und erst binnen Jahresfrist wegstarben, sofort für erloschen, die Mark für dem Reiche heimgefallen. Solange König Ludwig der Baier mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich um den Besitz der Krone zu kämpfen hatte, sah er sich verhindert sein königliches Recht über das herrenlose Land auszuüben, obwol über die Marken sofort Freunde und Feinde, Verwandte des ausgestorbenen Hauses und Nachbaren, sie zerreißend, herfielen. Kaum aber hatte er den Gegenkönig bei Mühldorf niedergeworfen, als er auch daranging über die Marken zur Vermehrung und Kräftigung seiner Hausmacht und damit zur Stärkung der königlichen Gewalt zu verfügen. Da des Königs ältester Sohn L. in einer die Marken betreffenden Vertragsurkunde vom 4. Mai 1323 zum ersten Male als Markgraf von Brandenburg genannt wird, so gewinnt die althergebrachte Erzählung, daß die Belehnung auf dem unmittelbar vorher, im März und April zu Nürnberg gehaltenen Reichstage mit Zustimmung der Fürsten geschehen sei, große Wahrscheinlichkeit. Jedoch erst am Johannistage 1324 konnte der König den Märkern selbst anzeigen, daß er seinem Sohne zu Lehen übertragen habe: das Fürstenthum und die Mark Brandenburg und die Erzkämmererwürde sammt den Herzogthümern Stettin und Demmin, dem Lande Stargard, der Grafschaft Wernigerode und allen Grafschaften und Herrschaften, welche einst Waldemar besessen hätte. Da der neue Markgraf noch ein Kind war, so setzte ihm der Vater den Grafen Berthold von Henneberg, der seinen beiden Vorgängern im Reiche und ihm selbst im Kriege und mehr noch als Staatsmann große und treue Dienste geleistet hatte und von ihm wegen dieser Dienste bereits mit mannigfachen hohen Ehren ausgezeichnet war, zum Pfleger und Vormund. Schon am 13. Juli 1323 schloß Graf Berthold im Auftrage des Königs mit dem Dänenkönige Christoph, dessen Hülfe im Hinblick auf die Herzöge von Mecklenburg und von Pommern, die auch tüchtig in die Marken hinein zugegriffen hatten, von großer Bedeutung werden konnte, einen Ehevertrag ab, kraft dessen Christophs Tochter Margaretha mit dem Markgrafen L. vermählt werden sollte; doch konnte die Heirath selbst erst im December des folgenden Jahres zu Wordingborg auf Seeland vollzogen werden. — In den Marken mußte das Augenmerk des Vormundes in der ersten Zeit vor Allem auf die Wiedervereinigung der während des Interregnums auseinander gerissenen Lande gerichtet sein, und hierin fand man gerade bei denjenigen Prätendenten, welche am ehesten den Schein eines Anrechtes für sich geltend machen konnten, den geringsten Widerstand. Schon in dem zuvor erwähnten Vertrage vom 4. Mai 1323 verzichteten Waldemars Witwe Agnes, die selbst der jüngeren Linie der brandenburgischen Askanier angehörte, und ihr zweiter Gemahl Otto von Braunschweig auf die Mittelmark und die Niederlausitz, die in der herrenlosen Zeit gehuldigt hatten, während die Altmark, das Witthum der Agnes, auch dem Herzoge auf Lebenszeit belassen wurde. Mit dem askanischen Herzoge Rudolf von Sachsen-Wittenberg, der einst als Agnes' Vormund in der Mark gewaltet und nach ihrer Wiederverheirathung Miene gemacht hatte sich dort selbst zu behaupten, vorläufig aber, da die Macht des Königs augenblicklich doch zu hoch ging, ganz still saß, brachte Graf Berthold 1324 eine Annäherung zu Wege und vermittelte im Mai 1328 den Vertrag von Golzow, durch welchen dem Herzoge gegen den völligen Rücktritt aus der Mark selbst die Niederlausitz auf 12 Jahre wiederkäuflich gegen 16,000 Mark Silbers überlassen wurde. Von den anderen Askaniern schlossen sich die der wittelsbachischen Partei angehörigen Herzöge von Sachsen-Lauenburg sofort auch dem neuen Markgrafen an, während die Grafen von Anhalt sich fürs Erste garnicht hineinmischten.

Auch die Wettiner in Thüringen und Meißen gelang es schon 1323 dem wittelsbachischen Hause fest zu verbinden, indem sich die für den kranken Gemahl und den unmündigen Sohn ihre Lande männlich verwaltende Landgräfin Elisabeth bereit fand gegen Herausgabe der einst an die Marken gekommenen eigentlich meißnischen Gebiete die geplante Ehe ihres Sohnes mit der Tochter Johanns von Böhmen aufzugeben und ihn mit einer Schwester des Markgrafen L. zu vermählen; im J. 1327 schloß der junge Landgraf Friedrich (der Ernsthafte) selbst eine Erbverbrüderung mit seinem Schwager von Brandenburg. Im Südosten ließ man das oberlausitzische Land Görlitz im Besitze des schlesischen Herzogs Heinrich von Schweidnitz und Jauer, der als Sohn einer Askanierin Ansprüche erhob und sich des Ländchens bemächtigt hatte, das Land Bautzen aber in dem Besitze des noch immer den Wittelsbachern befreundeten Luxemburgers Johann von Böhmen, welchen König Ludwig selbst (1320) damit belehnt hatte. Im Norden endlich begnügte sich der mecklenburgische Theilfürst Heinrich der Löwe von Wismar, Rostock und Stargard, der die Priegnitz in Pfandschaft besaß, und in dessen Schutz sich auch ein Theil der Ukermark begeben hatte, mit einem guten Geldgeschäfte und entsagte in zwei Verträgen von Mai und Juni 1325 allen jenen Gebieten für die Summe von 32,500 Mark Silbers, so jedoch, daß ihm einzelne Theile davon bis zur Abtragung dieser Schuld weiter als Pfand gelassen wurden. So standen dem Markgrafen L. wenige Jahre nach seiner Ernennung, zumeist in Folge der energischen und geschickten Thätigkeit seines Vormundes, nur noch im Nordosten zwei Nachbaren in offener Feindschaft gegenüber: die Herzöge von Pommern und der König Wladislaw Lokietek von Polen. Im Streite mit den Pommernherzögen handelte es sich nicht blos um Landbesitz, um die Neumark und einen andern Theil der Ukermark, sondern weit mehr noch um die alte Frage, ob sie ihre Lande von der Mark oder vom Reiche zu Lehen trügen. Da König Ludwig die Zusage, welche er 1320 in Betreff der unmittelbaren Reichslehnbarkeit Pommerns gegeben hatte, völlig vergessen zu haben schien, als er die Marken an sein eigenes Haus brachte, so schlossen die Herzöge beider Linien im Juli 1325 ein Bündniß mit dem Polenkönige auf Eroberung und Theilung märkischen Gebietes. Aber nicht mit ihnen selbst kam es dort zum ersten Kampfe, sondern mit Wladislaw allein und in anderem Zusammenhange. Wladislaw, der den Papst für seine feindlichen Absichten gegen den Deutschen Orden günstig stimmen wollte, ließ sich, nachdem 1324 mit König Ludwig selbst auch seine Familie und seine Anhänger in den Bann gethan waren und über ihre Lande, also auch über die Marken, das Interdict verhängt, bestimmen, seine Waffen gegen die „Ungläubigen" zu erheben und brach, mit den heidnischen Littauern vereinigt, im Januar 1326 in die Neumark und das Land Lebus ein, wo Alles zur Wüste gemacht wurde. Da er aber die festen Plätze nicht erobern konnte und die Märker sich schnell zur Gegenwehr sammelten, so dauerte der Raubzug nur wenige Tage, und auf der Heimkehr wurden die Feinde bis weit nach Polen hinein verfolgt; die sich fortspinnenden Grenzfehden unterbrach erst im October 1329 ein dreijähriger Waffenstillstand. Die Pommernherzöge, zumeist die von Wolgast, wurden zunächst dadurch in Anspruch genommen, daß sie, als 1326 das unter dänischer Lehnshoheit stehende eingeborne Fürstenhaus von Rügen ausstarb, dort zufolge weiblicher Verwandtschaft als Erben auftraten und dabei die Nebenbuhlerschaft Heinrichs des Löwen, der für Rostock dänischer, für Stargard brandenburgischer Vasall war, zurückzudrängen hatten. Nach vielfachen Verhandlungen und Sühneversuchen scheint Graf Berthold den Herzögen die Gewährung ihrer Hauptforderung in Aussicht gestellt zu haben, da aber Kaiser Ludwig, als er nach seiner Krönung in Rom die Belehnung seines Sohnes noch einmal vollzog, hierauf keine Rücksicht nahm, so

ging der Streit seinen Weg weiter, bis die Herzöge endlich 1330 ihr Land von der Curie zu Lehen nahmen und nunmehr auch hier der Krieg ausbrach.

Die Vormundschaft Bertholds von Henneberg über den Markgrafen L. hatte, obwol sie dem Namen nach bis zum Jahre 1330 fortlief, doch thatsächlich schon 1325 aufgehört, denn der Graf, der sich von da ab meist in der Umgebung des Königs aufhielt, konnte sich den märkischen Angelegenheiten nur noch vorübergehend widmen. Es leiteten dann den jungen Fürsten diejenigen Männer, die schon immer als Mitvormünder dem Grafen zur Seite gestanden, und zu denen 1327 auch der junge Landgraf von Thüringen hinzutrat, sobald er gemäß dem Erbvertrage die Erbhuldigung in den Marken eingenommen hatte. Bald bildeten sich unter den Vormündern zwei Parteien: eine märkische, an ihrer Spitze der Graf Günther von Lindow-Ruppin, und eine meißnische, von denen es der ersteren gelang für einige Zeit die Oberhand zu gewinnen, sogar den jungen Markgrafen zu veranlassen, daß er sich 1329 selbst für mündig erklärte. Obwol Graf Günther seine Stellung anscheinend in keiner Weise gemißbraucht hat, so war der Kaiser doch mit der Zurückdrängung des Landgrafen durchaus unzufrieden, und nachdem er schon 1330 Gelegenheit gefunden hatte sich in diesem Sinne zu äußern, worauf der Graf sofort zurückgetreten zu sein scheint, ließ er 1333 durch ein besonderes Fürstengericht alle Maßnahmen desselben und seiner Anhänger in der Regierung für ungültig erklären und widerrief mittelbar auch die eigenmächtige Mündigkeitserklärung seines Sohnes. Darnach dürfte er selbst die Regierungsfähigkeit des nunmehr 18jährigen Markgrafen ausgesprochen haben. Die Lage Ludwigs, der vor der Hand natürlich auch weiter noch seine bisherigen Vormünder als Rathgeber um sich behielt, blieb eine sehr schwierige, da die tödtliche Feindschaft der Curie gegen sein Haus und die allmählich platzgreifende und schon bald sich bis zum Kriege steigernde Feindschaft zwischen den Wittelsbachern und den Luxemburgern manchen der begehrlichen Nachbaren zu neuen Schädigungsversuchen reizte, so daß es auch weiterhin ohne Zugeständnisse und Opfer nicht abging, wollte er nicht gefährliche Coalitionen gegen sich und die Marken in Waffen sehen. In dem seit 1330 besonders in der Neumark geführten Grenzkriege mit den Pommernherzögen sah L. nicht blos die Kurie mit ihren Aufstachelungen auf der Seite der Feinde, sondern bisweilen auch trotz des Waffenstillstandes von 1329 den Polenkönig, und erst mit Wladislaws Tode hörte hier wenigstens die polnische Feindschaft auf, da sein Sohn und Nachfolger, der friedlich gesinnte Kasimir III., den Frieden mit Brandenburg sofort erneuerte, im Mai 1335 sogar mit dem Markgrafen und dem Kaiser selbst ein Schutz- und Trutzbündniß und zugleich eine Eheberedung einging, nach welcher seine älteste Tochter mit dem zuletzt geborenen Sohne des Kaisers, Ludwig dem Römer, vermählt werden sollte. Der Kampf mit den Pommern selbst endete erst 1338 damit, daß der Markgraf und der Kaiser die Reichsunmittelbarkeit der Herzöge anerkannten und sich dafür ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft und Erbverbrüderung der beiden Zweige den dereinstigen Anfall des wolgastischen Antheils an Brandenburg zusichern ließen. Auf der andern Seite der Marken entstand, als 1334 Agnes, die Gemahlin Ottos von Braunschweig, die Witwe Waldemars, gestorben war und die Altmark im lebenslänglichen Besitze des Herzogs verblieb, bei der Parteistellung desselben die Gefahr, daß der Erzbischof von Magdeburg gewisse lehnsherrliche Rechte, die er auf Grund eines Vertrages von 1196 auf dieses Land sowie auf einige andere Theile der Marken erheben konnte, um so leichter zum Schaden des Markgrafen ausnützen würde. Als der Erzbischof gar im Juni 1336 mit dem Böhmenkönige Johann, mit welchem die Wittelsbacher eben wegen der eigenmächtigen Verfügung des Kaisers über Kärnthen und Tirol in den ersten Krieg geriethen, ein Bündniß abschloß, beeilte sich der Markgraf

seine Forderungen anzuerkennen: schon im August nahm er den Haupttheil der Altmark nebst Lebus und Lausitz von dem Erzstift zu Lehen und überließ demselben einzelne altmärkische Gebiete ganz zu Eigen. — Wie die Märker, der Adel gleich den Städten, sich zu Anfange, der wirren Zustände des Interregnums müde, offenbar ohne Schwierigkeiten, soweit es von ihnen selbst abhing, dem neuen Landesherrn unterworfen hatten, zumal der Kaiser selbst und die Vormünder mit Bestätigung und Erweiterung der Privilegien, mit Einräumung von Pfandschaften und anderen Vergünstigungen nicht gekargt hatten, so war auch zunächst kein großer Widerstand zu merken, wenn es galt die zur Wiedergewinnung abgerissener Gebietstheile stets erforderlichen Summen aufzubringen, denn der fast ununterbrochene Friedenszustand und die unverkennbare Fürsorge des jungen Kurfürsten selbst und seiner Räthe für die Hebung der inneren Verhältnisse machten die Unterthanen zu allen Leistungen fähiger und williger; auch mag die hohe Stellung, welche der Kaiser gerade gegen den Ausgang der 30er Jahre im Reiche einnahm, nicht wenig dazu beigetragen haben die der Herrschaft seines Sohnes günstige Stimmung im Lande zu erhalten. Mit einer beflissenen Bereitwilligkeit scheint z. B., als die zwölfjährige Wiederkaufsfrist für die Niederlausitz ihrem Ende nahte, die doch nicht unbedeutende vertragsmäßige Summe beigesteuert zu sein, wobei sich ganz besonders thätig Berlin und Köln erwiesen; seit dem Jahre 1340 erscheint das Land in der That aus der Gewalt Rudolfs von Sachsen gelöst und der Markgraf völlig Herr desselben. Eine auswärtige Politik mit Nachdruck zu betreiben, dazu reichten freilich auch damals die Kräfte Ludwigs nicht aus, er konnte es, als es galt seinen Schwager Waldemar, den jüngsten Sohn des vertriebenen Dänenkönigs Christoph, in das väterliche Reich zurückzuführen, Dänemark aus der Herrschaft der holsteinischen Grafen zu befreien, über eine Vermittlerthätigkeit nicht hinausbringen. Die ersten Verträge, welche Waldemar, der bisher bald am kaiserlichen, bald am brandenburgischen Hofe gelebt hatte, hierüber mit seinen holsteinischen Vettern im April und Mai 1340 zu Spandau und zu Lübeck abschloß, nennen gerade den Markgrafen als den Vermittler. Schon 1333 hatten Waldemar und sein älterer Bruder Otto ihr Herzogthum Estland an Stelle der noch immer nicht ausgezahlten Mitgift ihrer Schwester dem Schwager zu beliebiger Verfügung übertragen; da aber die deutschen Wittelsbacher mit dem fernen Lande noch weniger anzufangen vermochten als die Könige von Dänemark, so verkaufte es später (1346) Waldemar mit Zustimmung des Kaisers Ludwig an den Deutschen Orden, bei welcher Gelegenheit der Markgraf wenigstens noch die Summe von 6000 Mark Silbers als Abstandsgeld (scheinbar auch als Kaufgeld) vom Orden herausbekam.

Mit dem Jahre 1342 änderte sich vollständig die günstige Stimmung wie im Reiche gegen den Kaiser, so in den Marken gegen seinen Sohn. Dem Kaiser, der bereits einmal den Versuch gemacht hatte, die Luxemburger zum Tausche zwischen der Mark Brandenburg und dem für seine Hausmacht günstiger gelegenen Tirol, wozu auch der Markgraf selbst ganz wohl geneigt gewesen wäre, zu bewegen, bot sich jetzt eine Gelegenheit Tirol ohne einen solchen Preis zu erwerben und wurde von ihm sofort benutzt. Besitzerin von Tirol war damals Margaretha, wegen ihres unförmlichen Mundes Maultasche genannt, welche die Grafschaft ihrem Gemahle Johann Heinrich, dem zweiten Sohne des Böhmenkönigs, zugebracht hatte, während sie ihr anderes Erbtheil Kärnthen durch Verfügung des Kaisers an die Habsburger verloren hatte. Sie selbst, 22 Jahre alt, sinnlich angelegt und einem leichten Lebenswandel zugeneigt, war schon längst ihres 18jährigen, schwächlichen und mattherzigen Gemahles überdrüssig, die tirolischen Landherren aber waren unzufrieden mit der Herrschaft des Luxemburgers und der von ihm hereingezogenen Fremden. Da man den Kaiser gar begierig auf

den Besitz des Landes wußte, so richtete man die Augen auf seinen ältesten Sohn, der seit einigen Jahren (man weiß nicht sicher, seit wann) Witwer war, und wußte seine Bedenken mit den Gegengründen zu zerstreuen, daß die Ehe zwischen Johann Heinrich und Margaretha wegen zu naher Verwandtschaft beider Theile schon an sich ungültig und überdies nicht körperlich vollzogen wäre. Nach einem ersten, mißglückten Versuche einer Verschwörung im J. 1340 wurde Johann Heinrich im November des folgenden Jahres wirklich aus dem Lande gejagt, worauf der Kaiser selbst, längst im Einverständnisse mit den Verschworenen, seinen Sohn eiligst auf das Schloß Tirol führte, daselbst trotz der entschiedenen Abmahnungen und Drohungen des Papstes am 10. Februar 1342 die Ehe zwischen Ludwig und Margaretha durch ihm anhängende Geistliche einsegnen ließ und Tags darauf die Belehnung der Neuvermählten mit Tirol und sogar mit Kärnthen vollzog. Durch diesen Schritt hatte Kaiser Ludwig sich und seinen Sohn der Kirche gegenüber ohne Frage ins Unrecht gesetzt, er hatte die unversöhnliche Feindschaft der Luxemburger und den unverhohlenen Widerwillen der Fürsten und des Volkes in den weitesten Kreisen geerntet, er hatte endlich seinen Sohn den Marken entzogen und die Befestigung der wittelsbachischen Herrschaft in denselben für immer hintertrieben. Da L., der fast durchgehend in Tirol blieb, während er Brandenburg durch Statthalter regieren ließ, in der Verwaltung eine genaue Aufsicht führte und gegen seine Zusage in Hof- und Landesämter ebenfalls meist Fremde nahm, so daß auch gegen ihn bald allgemeine Unzufriedenheit entstand, und da sich auch die Landesbischöfe dem gebannten Fürsten, der das Interdict über das Land gebracht hatte, feindlich gegenüberstellten, so wurde es den Luxemburgern nicht schwer wieder geheime Einverständnisse anzuknüpfen. Kaum hatte L., ohne die Nähe der Gefahr zu ahnen, im Anfange des Jahres 1347, wie er es gerade 10 Jahre vorher schon einmal gethan, eine Heidenfahrt nach Preußen unternommen, bei welcher Gelegenheit er auch einmal wieder die Mark besuchte und daselbst einige Regierungshandlungen ausübte, so benutzte der Luxemburger Karl, der bisherige Markgraf von Böhmen, der inzwischen von der wachsenden guelfischen Partei zum Gegenkönige gewählt und mit Zustimmung des Papstes gekrönt, auch seinem in Frankreich gefallenen Vater Johann auf dem böhmischen Throne gefolgt war, seine Abwesenheit und fiel von Süden her in Tirol ein. Aber das Unternehmen scheiterte vor dem von Margaretha tapfer vertheidigten Schlosse Tirol, und Karl mußte, da auch die Adligen, den Verkauf des Landes an lombardische Herren befürchtend, zum guten Theile von ihm wichen, schnell zurückgehen; von dem zu günstiger Stunde zurückkehrenden Markgrafen eingeholt, wurde das böhmische Heer geschlagen und in schimpfliche Flucht getrieben (April). Fünf Jahre lang durfte darauf der zum Landeshauptmann von Tirol ernannte Herzog Konrad von Teck ein furchtbar schweres Regiment der Rache ausüben. Schon rückte König Karl im Spätherbste zu neuem Angriffe aus, dieses Mal gegen Baiern selbst, als er die Nachricht von dem am 11. October erfolgten plötzlichen Tode des Kaisers erhielt. Ludwig der Brandenburger, der vorläufig zusammen mit seinen zwei nächst jüngeren Brüdern Stephan und Ludwig dem Römer die gemeinsame Regierung Oberbaierns übernahm, trat natürlich an die Spitze der Wittelsbacher und der ghibellinischen Parei, wenn auch, falls sich diejenigen deutschen Fürsten, die auch jetzt den Luxemburger nicht als ihren König anerkennen mochten, nicht zu dem Oberhaupte der Christenheit, von welchem Kaiser Ludwig kurz vor seinem Tode verflucht worden war, in den schärfsten Gegensatz stellen wollten, an seine eigene Wahl ebenso wenig zu denken war wie im J. 1344, wo der verstorbene Kaiser selbst sich erboten hatte die deutsche Krone mit Vorbehalt der kaiserlichen Würde auf seinen ältesten Sohn zu übertragen, die Fürsten aber die Zustimmung ver-

weigerten. Als Haupt der Partei aber entwickelte L. dennoch in der nächsten Zeit eine rege Thätigkeit: auf seine Veranstaltung wurde zunächst König Eduard III. von England, der Sieger im französischen Kriege, zum römischen Könige gewählt; er selbst bemühte sich, als dieser verzichtete und auf des Gegners Seite trat, persönlich um den auch von Karl umworbenen Markgrafen Friedrich von Meißen-Thüringen, seinen Schwager; auf einer Zusammenkunft mit Karl selbst zu Passau verweigerte er ihm trotz der in Aussicht gestellten Aussöhnung mit der Kirche hartnäckig die Anerkennung; er selbst lenkte die Augen seiner Partei auf den dem bairischen Hause enge verbundenen Grafen Günther von Schwarzburg, unterhandelte persönlich mit ihm in Dresden unter den Augen Karls und half endlich am 30. Januar 1349 auf dem Galgenfelde bei Frankfurt a. M. Günther zum Könige wählen. Diese Erhebung eines andern Königs war aber für den Markgrafen L. nicht blos ein Schachzug auf dem Felde der Reichsangelegenheiten, sondern zugleich ein Akt der Gegenwehr gegen die Feinde seiner Herrschaft in Brandenburg, die ihm dort neue große Gefahr bereitet hatten. Der Erzbischof von Magdeburg und die Grafen von Anhalt hatten einen alten Bauern angestiftet sich für den Markgrafen Waldemar auszugeben und ihn im August 1348 nach der Mark geführt, wo er theils durch seine Freigiebigkeit mit Privilegien, theils wegen der starken Unzufriedenheit der Unterthanen mit der wittelsbachischen Regierung sehr schnell fast allgemeine Anerkennung fand: noch immer hatten zur Ablösung fremder Ansprüche Beisteuern vom Lande selbst aufgebracht werden müssen (die Gesammtsumme der hierzu verwendeten Gelder betrug nach den noch vorhandenen Urkunden etwa 125,000 Mark Silbers, d. i. beinahe 5 Millionen Mark heutigen Geldes); die bairischen Beamten verfuhren bei der ständigen Abwesenheit des Landesherrn häufig genug willkürlich und gewaltthätig; noch lastete auf dem Lande das Interdict, das sich im gewöhnlichen Leben der Menschen alle Tage fühlbar machte; dazu war L. selbst seines leichtlebigen Charakters wegen den Märkern nicht sehr genehm. Auch die anderen auf märkisches Gebiet begierigen Nachbaren gingen auf den Betrug mit dem falschen Waldemar bereitwillig ein. Am eifrigsten erwies sich König Karl. Er bot sofort in Böhmen ein Heer auf, mit welchem er nach der Mark eilte, und belehnte dort am 2. October den angeblichen Markgrafen, während er den Askaniern von Wittenberg und von Anhalt (die Lauenburger hielten zu L.) für den kinderlosen Tod desselben die Nachfolge zusagte und gegen die Widerspänstigen in der Mark selbst die Reichsacht aussprach. Als Markgraf L. selbst im September nach der Mark geeilt war, hatte er nur noch im Lande „über der Oder" Zuflucht gefunden, und auch sein Bruder Ludwig der Römer, welchen er, als ihn selbst wieder die Reichsangelegenheiten abriefen, zur Fortführung des Kampfes zurückgelassen hatte, vermochte Anfangs keine Fortschritte zu machen. — Im Reiche unterlag die wittelsbachische Partei mit ihrem Gegenkönige sehr bald, und wesentlich durch die Schuld Ludwigs, der seinen verbrieften Verpflichtungen gegen Günther in treuloser Weise nicht nachkam, weder Heeresfolge leistete, noch auch die Reichskleinodien auslieferte. Als Günther nach zwei kleinen Niederlagen von tödtlicher Krankheit befallen wurde, eilte L. (Mai 1349) von Tirol aus zu Karl ins Lager bei Eltfeld (Eltville) und erkannte ihn nicht blos selbst als den allein rechtmäßigen römischen König an, sondern wußte auch hervorragende Mitglieder der eigenen Partei zu dem gleichen Schritte zu bewegen, worauf Günther selbst sich schon nach wenigen Wochen der königlichen Würde begab. Um das Haupt der Gegenpartei für das schnelle Aufgeben der eigenen Sache zu entschädigen entsagte Karl allen Ansprüchen auf Tirol und die Nebenländer und versprach L. mit allen seinen Fürstenthümern, Landen und Herrschaften zu belehnen, ihm auch vom Papste die kirchliche Sühne auszuwirken, darin aber täuschte er doch

wieder den Markgrafen, daß bei der Zusage der Belehnung nicht die Reichslehen einzeln aufgezählt wurden, so daß jener auch die Mark Brandenburg eingeschlossen glaubte, während er selbst nicht gesonnen war, die Askanier und ihren Schützling so schnell und ohne Weiteres fallen zu lassen. Noch im August sprach sich Karl entschieden für den Markgrafen Waldemar aus, aber bis zum Anfange des folgenden Jahres, als sich die Kriegsaussichten und die anderen Verhältnisse in der Mark zu Ungunsten desselben gewandt hatten, änderte auch er seine Meinung. Wol hatte Ludwig der Römer bei Oderberg eine vollständige Niederlage gegen die Mecklenburger erlitten, dagegen war der Dänenkönig Waldemar seiner Sache mit Heeresmacht zu Hülfe gekommen; auf beiden Seiten war in gleicher Weise Geldmangel eingetreten, der bei den Gegnern die Lust für den Betrug weiter zu wirken schwinden ließ. Als der Markgraf L., welcher inzwischen gegen die väterlichen Bestimmungen die Lande mit den Brüdern getheilt hatte, und zwar so, daß er selbst, Ludwig der Römer und der jüngste Bruder Otto neben Tirol Oberbaiern und die Marken, die anderen drei Brüder Niederbaiern und Holland nahmen, wieder selbst nach Brandenburg zurückkehrte, gelang es ihm zunächst wenigstens den letzten der Pommernherzöge auf seine Seite zu ziehen und in Folge dessen auch zur Einigung mit dem Polenkönige zu kommen. Am 2. Februar 1350 wählten bereits die Häupter beider Parteien, die zu Spremberg in der Lausitz zusammenkamen, darunter König Waldemar, Markgraf L. und die Mecklenburger, den Schwedenkönig Magnus zum Schiedsrichter. König Karl, zu welchem sich L. von da sofort nach Bautzen begab, zeigte sich zwar sehr erzürnt über diese Anrufung eines fremden Richters, ließ sich aber um so leichter besänftigen, als jener sich bereit erklärte den Schwedenkönig fallen zu lassen und dem Pfalzgrafen Ruprecht das Schiedsurtheil aufzutragen. Nachdem die von Ruprecht erwählten Richter noch zu Bautzen „den, der sich nennet Waldemar", und seine Helfer mehrerer Vergehen gegen die Reichsgesetze schuldig erkannt und die endgültige Entscheidung über die Person des Ersteren, über die sie sich bereits sehr zweideutig ausdrückten, dem kaiserlichen Hofgericht zu Nürnberg überwiesen hatten, belehnte Karl auf der Stelle die beiden Ludwig und Otto mit den Marken und mit der Kurstimme, die immer der Aelteste ausüben sollte, zu gesammter Hand und bestätigte ihnen den Besitz aller ihrer anderen Reichslehen, und nachdem dann das Hofgericht zu Nürnberg wirklich den angeblichen Waldemar für „unrecht" erklärt hatte, setzte Karl die drei Brüder (12. April) in Nutzen, Gewehr und Recht der Marken und beauftragte ihren Schwager von Meißen mit der Durchführung dieser Einweisung. Zwischen den beiden Gerichtstagen hatte L. dem Könige in Prag persönlich die Reichskleinodien ausgeliefert. Aber alle gerichtlichen Urtheile und königlichen Befehle förderten den thatsächlichen Wiedergewinn der Marken für die Wittelsbacher nicht um einen Schritt, gleichwie das wiederholte Versprechen des Königs sich um die Aufhebung des Bannes zu bemühen irgendwelchen Erfolg nicht hatte. Noch im Mai schleuderte die Curie einen erneuerten und verschärften Bannstrahl gegen „den Herzog Ludwig von Baiern, der sich Markgraf von Brandenburg nennt", und gegen alle seine Anhänger und Getreuen, geistlich und weltlich, in und wegen der Mark aber hatten die wittelsbachischen Brüder noch bis zum Ende des folgenden Jahres ununterbrochene Kämpfe zu bestehen und mannigfache Verhandlungen zu führen. Den Sommer hindurch kämpfte Ludwig der Römer allein und vermochte erst, als er die Mecklenburger durch Verzicht auf die Lehnshoheit über Stargard befriedigte und von Neuem die Hülfe des Königs Waldemar erhielt, von dem Lande über der Oder aus wenigstens mit einigem Erfolge vorzugehen. Im September erschien auch L., nachdem er um den im Grunde doch nur auf die Zerstückelung der wittelsbachischen Macht hinarbeitenden König noch weiter zu

befriedigen die vom Pfalzgrafen Ruprecht gegebene Zusage des Anfalles der Oberpfalz an Böhmen bestätigt hatte, selbst mit einem stattlichen Heerhaufen in der Mark. Wenn er aber schon am 10. November wieder dem gleichnamigen Bruder die Verwaltung der Marken auf die nächsten sechs Jahre überließ, so dauerte es doch bis Weihnachten des folgenden Jahres 1351, ehe er wieder nach Baiern und Tirol zurückgehen konnte, da Ludwig der Römer vom Februar ab das ganze Jahr in Holland zubringen mußte, um dem jüngeren Bruder Wilhelm gegen die eigene Mutter zu helfen. Während dieser Zeit nun waren die Bemühungen Ludwigs von so günstigen Erfolgen gekrönt, daß sich, als der Bruder im December zurückkehrte, nur noch ein Theil des Uckerlandes und einige Städte der Mittelmark, darunter die Doppelstadt Brandenburg, auf der Seite und im Besitz der Askanier befanden: Berlin und Köln hatten sich, fast zuletzt, im September unterworfen, und sogar mit dem Erzbischof von Magdeburg war eine Sühne geschlossen, wenn auch um den Preis, daß L. die Einlösung der von den Gegnern an das Erzstift verpfändeten Altmark selbst übernahm. Hatte schon früher L. nie besondere Neigung für die Marken empfunden, so war in ihm durch die schwere Arbeit des letzten Jahres der Wunsch nach völliger Trennung von ihnen nur um so lebhafter angeregt. Nach kurzen Verhandlungen einigte er sich schon am Weihnachtsabend 1351 zu Luckau in der Lausitz mit seinem gleichnamigen Bruder dahin, daß dieser und unter seiner Vormundschaft Otto von jetzt ab die Mark Brandenburg mit allem Zubehör erblich und eigenthümlich erhielten, daß die drei Brüder und ihre Nachkommen sich gegenseitig beerben, daß sie bei Ausübung der Kur im Reiche miteinander „ein Mann sein" sollten. Sofort darnach begab L. sich nach dem Süden.

Die Ruhe, welche L. in Baiern und Tirol vielleicht zu finden gehofft hatte, wurde ihm auch dort nicht zu Theil, im Wesentlichen weil König Karl, der mit dem Aufgeben der Askanier in Brandenburg genug für die Wittelsbacher gethan zu haben glaubte, auch weiterhin bald offen, bald geheim wenigstens der bairischen Linie der Letzteren entgegenarbeitete. Die beste Handhabe dazu bot sich ihm vorläufig noch in Tirol, wo er nicht blos Gelegenheit hatte für die von L. noch immer bedrängten Landesbischöfe oder für seine übrigen Anhänger einzutreten, sondern auch selbst noch seit 1347 her viele Gebiete im Süden behauptete. Erst im August 1354 gelang es der Vermittelung des Herzogs Albrecht des Lahmen von Oesterreich den König zum nochmaligen und ausdrücklichen Verzicht auf alle seine kärnthnerischen und tirolischen Ansprüche zu bewegen und in den übrigen Punkten einen billigen Ausgleich herbeizuführen. Doch auch damit war der tiefe Widerwille des Luxemburgers gegen die Söhne Kaiser Ludwigs nicht im Mindesten gehoben. Wie er diese unter der Beihülfe der treu zu ihm stehenden Pfalzgrafen zu weiteren Landestheilungen zu veranlassen wußte, so beeinträchtigte er sie noch ganz besonders und für immer durch die Anordnungen der goldenen Bulle von 1356 in Betreff der Kurstimmen: die mit dem Erztruchsessenamt verbundene Kurwürde wurde hier bekanntlich entgegen den Festsetzungen des Hausvertrages von Pavia (von 1329), welche einen Wechsel derselben zwischen der pfälzischen und der bairischen Linie angeordnet hatten, der ersteren allein zugesprochen, während die an der Mark Brandenburg und dem Erzkämmereramt haftende Stimme ohne Beachtung der Abmachungen von Luckau Ludwig dem Römer und seinen Nachkommen übertragen wurde. Die einzige Stütze, welche L. in den Widerwärtigkeiten der letzten zehn Jahre seines Lebens fand, boten ihm die österreichischen Herzöge, jener Albrecht und nach dessen Tode (1358) sein Sohn Rudolf; es war eine aufrichtige und wirksame Hülfe, wenn auch keine uneigennützige, da die Herzöge die Erbansprüche, welche ihnen als Verwandten des

Fürstenhauses, dem Margaretha Maultasch entsprossen war, dereinst auf Tirol zustanden, am Besten durch engen Anschluß an L. durchzuführen hoffen durften. Schon im Sommer 1352, als Herzog Albrecht gegen die Züricher zu Felde zog, hatte ihm der Markgraf Hülfe zugeführt und bei dieser Gelegenheit neben einem Bündniß gegen alle Feinde einen Ehevertrag zwischen ihren Kindern abgeschlossen: sein einziger (etwa 1343 geborener) Sohn Meinhard, der ihm allein von allen Kindern aus der zweiten Ehe übrig geblieben war, sollte dereinst des Herzogs Tochter Margaretha heirathen; und als er im Spätsommer 1354 dem Herzoge abermals gegen denselben Feind zugezogen war, ging er in seinem Vertrauen gegen ihn, dem er wahrscheinlich auch durch Schulden verbunden war, so weit, daß er demselben auf drei Jahre die Pflegschaft nicht nur über den eigenen Sohn, der zur Erziehung an den Wiener Hof gegeben wurde, sondern auch über seine oberbairischen Lande übertrug und diese zum Gehorsam an den Herzog wies. Durch Herzog Albrecht gelangte L. endlich auch zur Erfüllung seines so lange gehegten und immer vergebens erstrebten Wunsches, zur Lösung vom Kirchenbann, denn jener durfte es doch nicht gut wagen seine Tochter einem Gemahle hinzugeben, an welchem der Makel unehelicher Geburt haftete. Nachdem ein eigenes Gesuch, welches L. im Januar 1355 an die Curie gerichtet hatte, nochmals abschlägig beschieden war, obgleich er sich erboten hatte sich allen und jeden Bedingungen zu unterwerfen, brachten endlich die Gesandten des Herzogs, die gegen Ende 1357 nach Avignon abgefertigt wurden, einen günstigen Bescheid. Ehe noch die von Innocenz VI. gewährte Aussöhnung Ludwigs und seiner Gemahlin mit der Kirche in aller Form vollzogen war, durfte bereits, vielleicht mit Rücksicht auf das nahe bevorstehende Ende Albrechts, im Juni 1358 zu Passau die Vermählung der beiden fürstlichen Kinder stattfinden. Aber dennoch verging wieder noch ein volles Jahr, bis die kirchliche Sühnung Ludwigs und Margarethas selbst vollzogen werden konnte. Nachdem der Herzog Rudolf die Bürgschaft für alle ihre der Kirche gegebenen Versprechungen übernommen hatte, wurde zunächst die Scheidung ihrer ungesetzlichen Ehe ausgesprochen, sodann wurden sie selbst in den Schoß der Kirche wieder aufgenommen, wegen ihrer zu nahen Verwandtschaft dispensirt und endlich wieder kirchlich getraut; die letzte Handlung geschah zu München am 2. September 1359. Genau zwei Jahre darnach erfolgte der plötzliche Tod des Markgrafen. — (Die Quellen siehe unter dem folgenden Artikel). Lohmeyer.

Ludwig der Römer, der dritte der Söhne Kaiser Ludwigs des Baiern, der älteste aus seiner zweiten Ehe mit Margaretha von Holland, geb. zu München wahrscheinlich am 12. Mai 1330, Markgraf von Brandenburg 1351—65, † am 17. (oder 14.) Mai 1365, bestattet im Chore des grauen Klosters zu Berlin. Den Beinamen des Römers hat er nicht davon erhalten, daß er etwa, wie man wol annimmt, zu Rom geboren oder erzeugt wäre, sondern als der Erstgeborene Ludwigs nach der Kaiserkrönung. — Kaum war L. im Mai 1335 mit Elisabeth, der ältesten Tochter des Polenkönigs Kasimir III., verlobt (s. den vor. Art.), so ließ dieser sich schon im November von den Gegnern des Kaisers zum Bruche des Vertrages bewegen und versprach seine Tochter dem Tochtersohne Johanns von Böhmen, dem jungen Johann von Niederbaiern. Dennoch hörte Kaiser Ludwig, die ihm angethane Beschimpfung nicht beachtend, nicht auf den Polenkönig zu umwerben, bis derselbe endlich bei einem abermaligen Parteiwechsel 1344 seine jüngere Tochter Kunigunde dem L. zusagte. Die Vermählung verzögerte sich bis 1352, aber erst 1357 wurde die polnische Königstochter ihrem Gemahle nach Brandenburg zugeführt; sie starb noch in demselben Jahre. Da im Uebrigen für die Schicksale und die Thätigkeit Ludwigs bis zum Vertrage von Luckau auf den vorstehenden Artikel verwiesen werden kann, so soll hier nur noch die Zeit

seiner selbstständigen Regierung in der Mark, die er zugleich im Namen seines jüngsten Bruders Otto führte, dargestellt werden. Diese Zeit war aber wegen der Kriege der ersten Jahre, wegen der daraus erwachsenden unheilbaren Geldnoth und wegen der theils durch diese veranlaßten, theils in den Friedensverträgen eingegangenen vielen Verpfändungen eine äußerst böse, wie denn die brandenburgische Episode überhaupt bei den Wittelsbachern nur die unangenehmsten Erinnerungen wachzurufen angethan ist. Der falsche Waldemar fand, auch nachdem ihn der Kaiser hatte fallen lassen, noch in einem großen Theile des Ukerlandes und bei einigen Orten der Mittelmark, so besonders bei den beiden Städten Brandenburg, einen festen Anhang, außerhalb der Marken bei den Grafen von Anhalt, mit denen sich der Erzbischof von Magdeburg und der Herzog von Sachsen-Wittenberg, vorübergehend auch die Herzöge von Pommern-Wolgast, verbanden, während die Herzöge von Lauenburg und von Stettin zu L. hielten. Von den Kriegen selbst ist zwar so gut wie nichts überliefert, doch weiß man, daß der Markgraf zunächst alljährlich zu Felde ziehen mußte, und ferner, daß er sich des Krieges wegen genöthigt sah unaufhörlich bei seinen Unterthanen, Rittern und Städten, Geld aufzunehmen, sei es durch einfache Darlehen oder durch Verpfändung von markgräflichen Gütern und Einkünften. Zuletzt war er so arg bedrängt, daß er darein willigen mußte sich 1354 für das Land über der Oder (die Neumark) ein Curatorium von vier Rittern und vier städtischen Rathmannen und 1355 für die Mittelmark einen Hofmeister zur Seite setzen zu lassen, ohne deren Rath und Einwilligung er keine Staatshandlung vorzunehmen sich verpflichtete. Vom Kaiser erhielt er trotz aller Versprechungen ebenso wenig eine Unterstützung und Förderung wie Ludwig der Aeltere. Zuerst wurde der Erzbischof des für ihn fruchtlosen Krieges müde und schloß im Juli 1354 seinen Frieden mit dem Markgrafen, und ihm folgten, wahrscheinlich von ihm bestimmt, noch in demselben Jahre Wolgast und Wittenberg. Zuletzt gaben auch die anhaltischen Askanier ihren Schützling auf und bequemten sich im Februar 1355 zu einem Frieden mit L., welchen auch sie, gleichwie ihre früheren Bundesgenossen die eigenen Verträge, als einen sehr günstigen zu betrachten alle Ursache hatten. Im März entließ darauf der angebliche Waldemar selbst die Städte und Lande, welche ihm bis dahin noch treu geblieben waren, ihres Huldigungseides und wies sie an die Markgrafen L. und Otto. Wol erlangte L. alle wesentlichen Theile der Mark, die bis dahin dem Lande entfremdet waren, durch jene Verträge zurück, aber doch zunächst mehr nur dem Namen nach und dazu stets für Preise, die alles gehörige Maß überschritten und dem schon jetzt zahlungsunfähigen Fürsten eine neue, unerschwingliche Schuldenlast aufbürdeten. Seine bisherigen Gegner ließen sich jedesmal für die Rückgabe märkischer Gebiete und für sonstige Verzichtleistungen hohe Summen verschreiben und behielten bis zur Abzahlung derselben zum Mindesten, was sie bereits in Händen hatten, weiter in Pfandschaft. Die Gesammtsumme dessen, was L. durch diese Friedensschlüsse an Sachsen, Anhalt, Pommern und Magdeburg zu zahlen übernahm, betrug nicht weniger als 40 000 Mark, welche dem Silberwerthe von etwa 1 600 000 Mk. entsprechen. Dazu kam außer kleineren Verpfändungen noch die Niederlausitz, welche ebenfalls während dieses Krieges um 21 000 Mark an die Markgrafen von Meißen verpfändet worden war und dadurch für immer von den Marken abkam. Schon 1353 hatte L., obwol Karl IV. keine Hand zu seiner Unterstützung regte, weder als Reichsoberhaupt, noch als angeblicher Freund, ihm gestattet die Niederlausitz aus der meißnischen Pfandschaft zu lösen, und 1354 leisteten beide Brüder, Ludwig der Aeltere und L., völligen Verzicht auf das Land Bautzen oder die Oberlausitz zu Gunsten der Krone Böhmen. — Auf dem ersten Reichstage, welchen Karl IV. nach seiner Rückkehr

von der Kaiserkrönung im Herbste 1355 zu Nürnberg abhielt, erschien auch L. persönlich und empfing die kaiserliche Belehnung. Vollends bestach die dort und in der goldenen Bulle von 1356 ausgesprochene Bevorzugung dem älteren Bruder gegenüber den Markgrafen, welchem jeder politische Scharfblick abging, so sehr, daß dem Kaiser die weiteren Schritte zur empfindlichsten Schädigung und Kränkung der gehaßten Wittelsbacher, zu ihrer Verdrängung aus der Mark und zur Entzweiung der Familienmitglieder untereinander, nicht eben sehr schwer mehr wurden. Als 1361 ein neuer Erzbischof von Magdeburg gewählt war, Dietrich v. Portitz, ein geborener Märker, ließ sich L. dazu bestimmen demselben auf drei Jahre die volle Verwaltung der Mark zu übertragen; Erzbischof Dietrich aber stand gänzlich im Dienste des Kaisers und wußte den Markgrafen durchaus den Absichten desselben gemäß zu lenken. Bereits gleich nach dem Tode Ludwigs des Aelteren brach eine Spannung zwischen den beiden Markgrafen und ihrem Bruder Stephan von Niederbaiern aus, als aber zwei Jahre darauf (im Januar 1363) auch sein junger einziger Sohn Meinhard hinstarb, besetzte Stephan, während die Oesterreicher sich Tirols bemächtigten, sofort Oberbaiern, das Erbe seiner märkischen Brüder. Den so entstandenen Bruderzwist wußte der Kaiser so geschickt zu benutzen, daß, mochte die Sache selbst verlaufen wie sie wollte, für ihn und sein Haus nur Vortheile erwachsen mußten. Auf dem Reichstage zu Nürnberg im März desselben Jahres sagte er dem Markgrafen L. durch einen Vertrag seine Hülfe im bevorstehenden Kampfe gegen den Bruder zu und verlobte zum Beweise seiner Freundschaft seine jüngste Tochter mit dem abwesenden Markgrafen Otto; L. dagegen versprach ihm nicht blos für gewisse Fälle den gänzlichen Anfall der Niederlausitz an Böhmen, sondern gestattete sogar die Aufnahme der Söhne des Kaisers selbst und seines Bruders Johann in die Mitbelehnung mit den Marken und den sofortigen Empfang der Erbhuldigung durch Wenzel, den ältesten der kaiserlichen Söhne. Im Sommer erschien darauf der Kaiser selbst in den Marken und nahm für seinen Sohn die Huldigung der oft widerwilligen Städte entgegen. Wie wenig aber der Kaiser gesonnen war seine eigenen Zusagen den Markgrafen zu halten, bewies er sehr bald dadurch, daß er dem Herzoge Stephan, der inzwischen um Tirols willen mit Oesterreich in Krieg gerathen war, die Versicherung gab die Markgrafen, solange dieser Krieg währen würde, an der Verfolgung ihrer Ansprüche auf Oberbaiern zu hindern, wenigstens sie nicht dabei zu unterstützen. L., der von dieser Treulosigkeit des Kaisers natürlich keine Ahnung hatte, ließ sich auch weiterhin noch zum Abschlusse einiger höchst ungünstigen Tauschverträge von ihm bereden; und nur sein bald eintretender Tod hat es vielleicht verhütet, daß er sich wol gar noch des ganzen Besitzes der Mark begab. — Im J. 1360 war L. eine zweite Ehe eingegangen mit Ingeburg, einer Tochter des Herzogs Albrecht von Mecklenburg, mit der er sich bereits 1357 verlobt gehabt hatte; auch diese Ehe war kinderlos geblieben.

Aus der umfassenden einschlägigen Litteratur über Ludwig d. Aelteren und Ludwig d. Römer seien hier besonders erwähnt: M. Freih. v. Freyberg, Beurkundete Geschichte Herzog Ludwig des Brandenburgers (in Abhandl. der hist. Klasse d. k. baier. Akademie d. Wiss. II), 1837; Klöden, Diplomat. Gesch. des Markgr. Waldemar v. Brandenburg, III u. IV (geht bis 1373 hinab), 1845 u. 1847; Huber, Gesch. d. Vereinigung Tirols mit Oesterreich, 1864; Scholz, Erwerbung d. Mark Brandenb. durch Karl IV., 1874; Heidemann, Graf Berthold VII. v. Henneberg als Verweser d. Mark Brandenb. von 1323—1336 (in Forsch. z. Deutschen Gesch. XVII), 1877; Riezler, Gesch. Baierns, II. (bis 1347), 1880; Werunsky, Gesch. Kaiser Karls IV. u. seiner Zeit, I u. II 1 (bis 1350), 1880 u. 1882.

Lohmeyer.

Ludwig Rudolf, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, jüngster Sohn des Herzogs Anton Ulrich und seiner Gemahlin Elisabeth Juliane, geb. Prinzessin von Holstein-Norburg, geb. am 22. Juli 1671, † am 1. März 1735, wuchs auf unter dem schädlichen Einflusse des leichtfertigen französischen Hoftons, der damals den Hof zu Wolfenbüttel wie die meisten deutschen Fürstensitze der Zeit vollständig beherrschte. Nachdem er in Begleitung seines Hofmeisters v. Walther 1685—87 eine längere Reise durch Italien, Frankreich und die Niederlande unternommen hatte, trat er zuerst unter Johann III. Sobieski in königlich polnische Kriegsdienste, die er jedoch bald mit dem kaiserlichen Dienste vertauschte. Sein Muth und Kriegseifer zeigten sich besonders in der Schlacht bei Fleury, wo er sich bei Verfolgung des Feindes so weit fortreißen ließ, daß er in französische Gefangenschaft gerieth, aus der er aber nach kurzer Zeit wieder befreit wurde. Im J. 1689 wurde ihm die Comthurei der Johanniterkommende zu Süpplingenburg verliehen. Im folgenden Jahre wurde ihm auch durch Familienvertrag die dereinstige Regierung der Grafschaft Blankenburg zugesichert. Denn obwol seit Heinrich dem Jüngeren alle Herzöge, auch Rudolf August und Anton Ulrich, sich zur Untheilbarkeit ihrer Lande wie auch etwa noch hinzukommender Gebiete ausdrücklich verpflichtet hatten, so schlossen Letztere dennoch mit Zustimmung der Söhne Anton Ulrichs, der Herzöge August Wilhelm und L. R., im Januar 1690 einen Vertrag dahin ab, daß nach dem Tode der beiden regierenden Herzöge dem jüngeren Prinzen (L. R.) die Grafschaft Blankenburg zur erblichen Apanage eingeräumt werden sollte. Vorerst erhielt L. R., der sogleich seinen Aufenthalt in Blankenburg nahm, aus dem Ertrage der Grafschaft 7000 Thaler angewiesen. Als Anton Ulrich zur Alleinherrschaft kam, bestätigte er den Vertrag am 3. Juli 1704. Nach dem Tode desselben (27. März 1714) trat L. R. die Regierung Blankenburgs an, das Kaiser Joseph I. inzwischen am 1. Novbr. 1707 zu einem Reichsfürstenthume erhoben hatte. Er regierte das kleine, kaum 7 Quadratmeilen große Ländchen als einen von Braunschweig-Wolfenbüttel ganz gesonderten Staat mit eigenen Landständen, Consistorium, Kanzlei ꝛc. Das ging soweit, daß man auch an fremden Höfen eigene Minister und Agenten neben den Wolfenbüttel'schen hielt. Vergebens bemühte sich L. R. Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe zu erlangen; sein Gesandter fand hier erst Zulaß, als sein Vetter Georg I. König von England ihm im October 1714 die Grubenhagen'sche Stimme abtrat. Letzteres geschah jedoch nur für Ludwig Rudolfs Lebenszeit und unter der Bedingung, daß das Votum stets in Uebereinstimmung mit den kurbraunschweigischen Stimmen abgegeben würde. Am 22. April 1690 vermählte sich L. R. mit der Tochter des Fürsten Albrecht Ernst von Oettingen, Christine Luise, einer schönen und geistreichen Dame. Er entfaltete nun in Blankenburg eine glänzende Hofhaltung; mancherlei Bauten wurden im Schlosse ausgeführt; glänzende Feste wurden gefeiert, die oft durch die Theilnahme der als Pröpstin im nahen Quedlinburg weilenden Gräfin Aurora von Königsmark u. A. verherrlicht wurden. Trotz dieses äußeren Glanzes machte sich aber die Schuldenlast des Hauses oft auf das Fühlbarste geltend. Das Kammergut war so verschuldet, daß die Gläubiger mit Klagen drohten und neue Gelder nicht anzuleihen waren. Denn da der regierende Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, August Wilhelm, keine Kinder, L. R. keine Söhne hatte, voraussichtlich also der Bevern'schen Linie die Nachfolge im Herzogthume zufallen mußte, so fürchtete man, diese möchte den früher in der Nachlaßsache des Herzogs Friedrich Ulrich ausgesprochenen Grundsatz wiederholen, daß die Kammerschulden der alten Linie von der neuen nicht anerkannt zu werden brauchten. Deshalb mußte auch Herzog Ferdinand Albrecht II. von Braunschweig-Bevern durch Receß vom 29. April 1716 die Schuldenlast der Vettern ausdrücklich mit anerkennen.

Als Herzog August Wilhelm am 23. März 1731 gestorben, übernahm L. R., der mit seinem Bruder schon seit längerer Zeit in einem gespannten Verhältnisse gestanden hatte, auch die Regierung des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel. Beide Gebiete blieben von jetzt an unzertrennt, aber die gesonderte Verwaltung dauerte auch jetzt noch bis 1808 fort, wo die westfälische Herrschaft derselben ein Ende machte. Die Regierung Ludwig Rudolfs brachte dem Lande mancherlei Vortheile; das war aber weniger des Herzogs Verdienst, als das seines ersten Ministers Hieronymus v. Münchhausen. Als Letzterer unter August Wilhelm (Bd. I S. 664) aus Wolfenbüttel hatte weichen müssen, hatte er in Blankenburg bei L. R. ehrenvolle Aufnahme und durch Fürsprache des Herzogs von Kaiser Karl VI. wirksamen Schutz gefunden. Jetzt bestrebte er sich nun, wie bislang in Blankenburg, auch in Braunschweig-Wolfenbüttel eine wohlgeordnete Verwaltung einzuführen. Er löste zunächst die sogenannte Stadtkommission auf, der nach der Unterwerfung der Stadt Braunschweig im J. 1671 die Ordnung der städtischen Finanzen, ihrer Güter, Einkünfte, Schulden ꝛc. übertragen war. Ihre Geschäfte und Befugnisse übertrug er der herzoglichen Kammer, deren Sitz er von Wolfenbüttel nach Braunschweig verlegte. Auch sonst ist wol manche zweckmäßige Neuerung auf v. Münchhausen's Antrieb zurückzuführen, so die Errichtung des Zeughauses, der Packhausgebäude und des Garnisonlazareths in Braunschweig. Nur kurze Zeit dauerte die Herrschaft Ludwig Rudolfs; er starb bereits am 1. März 1735, doch wurden die begonnenen Reformen unter seinen Nachfolgern mit Kraft und Einsicht fortgesetzt. — L. R. war ein ritterlich galanter Fürst im Geiste seiner Zeit mit deren Vorzügen und Schwächen. Persönlich tapfer, gutmüthig, wohlgebildet, ein Freund der Wissenschaften und Künste besaß er einen gesunden Blick in allen Staats- und Lebensverhältnissen, den er besonders in der Wahl seiner Beamten zu bethätigen wußte. Aber es mangelte ihm nachhaltige Thatkraft, der fein berechnende, intrigante, ruhelos thätige Sinn seines Vaters; willenlos fügte er sich dessen politischen Plänen, auch wo sie tief in das Geschick seines Familienkreises eingriffen. Er theilte mit ihm die Vorliebe für einen üppigen Hofhalt und glänzende Feste; den Aufregungen des Spiels und anderer Leidenschaften übermäßig ergeben, hatte er später an den Folgen eines ausschweifenden Lebens schwer zu tragen. — Seine Gattin überlebte ihn um eine Reihe von Jahren; sie starb am 12. November 1747. Mehrere sehr tüchtige Beamte, wie v. Langen, v. Praun u. A., wurden in Folge dieser Vermählung für den braunschweigischen Staatsdienst gewonnen. — Von den vier Töchtern Ludwig Rudolfs starb Charlotte Auguste (geb. 23. Juli 1692) bereits nach wenigen Wochen am 8. August 1692. Die älteste Tochter Elisabeth Christine (geb. 28. August 1691) vermählte sich am 1. August 1708 mit dem Könige Karl III. von Spanien, späteren Kaiser Karl VI. Die Heirath wurde nur möglich durch den Uebertritt der Prinzessin zu der katholischen Kirche; es kostete viele Mühe die charaktervolle, junge Fürstin, die sich nur mit schweren Kämpfen von ihrem lutherischen Bekenntnisse lossagte, zu jenem Schritte zu bewegen. Alle hierauf bezüglichen Verhandlungen wurden von dem Großvater Anton Ulrich geleitet, der durch glänzende Familienverbindungen Ansehen und Stellung seines Hauses um jeden Preis zu erhöhen strebte. L. R. ließ dem Vater freie Hand; er selbst erscheint in dem Intriguenspiele vollkommen unthätig. Hier wurde der ehrgeizige Plan Anton Ulrichs erreicht: seine Enkelin schmückte die Kaiserkrone, sie wurde die Mutter der Kaiserin Maria Theresia, † am 21. December 1750. Ungleich schlechter schlug aber der Versuch aus, den braunschweigischen Hof mit dem russischen Czarenhause zu verbinden. Die dritte Tochter Ludwig Rudolfs, Charlotte Christine Sophie (geb. 29. August 1694), heirathete den Sohn Peters des Großen, den Czarewitsch Alexei, am

25. October 1711. Sie hatte ein erbarmungsvolles Loos im fremden Lande, an der Seite eines elenden, unwürdigen Gatten, der immer tiefer in niedrigen Lüsten versank, immer rücksichtsloser und roher gegen seine Gemahlin sich zeigte. Der Tod (1. November 1715) war ihr eine Erlösung. Sehr wahr schrieb sie selbst: „Ich bin ein armes Opfer meines Hauses, ohne daß das Letztere davon den geringsten Vortheil hat: in Folge des Kummers sterbe ich eines langsamen Todes". Für kurze Zeit gelangte ihr einziger Sohn (geb. 12. October 1715) als Peter II. 1727 auf den russischen Thron; er starb noch in frühen Jünglingsjahren im Anfange d. J. 1730. — Die jüngste Tochter Ludwig Rudolfs, Antoinette Amalie (geb. 22. April 1696), vermählte sich am 15. October 1712 mit dem Herzoge Ferdinand Albrecht II. zu Braunschweig und Lüneburg (s. d. Art.). P. Zimmermann.

Ludwig Ernst, Herzog zu Braunschweig und Lüneburg, Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht II. und seiner Gemahlin Antoinette Amalie, geb. zu Wolfenbüttel am 25. September 1718, † am 12. Mai 1788, erhielt eine sorgfältige Erziehung, die von dem nachherigen Legationsrathe v. Eben als Hofmeister geleitet wurde. Schon sehr früh widmete er sich dem Soldatenstande, zunächst in seiner Heimath; 1735 wurde er zu Sonnenburg in den Johanniterorden als Ritter aufgenommen und ein Jahr darauf zum Komthur der Johanniterkommende Süpplingenburg erwählt. Im J. 1737 trat er als Oberst und Befehlshaber des Infanterieregiments Alt-Wolfenbüttel, das von seinem Bruder, dem regierenden Herzoge Karl I., an Kaiser Karl VI. überlassen war, in kaiserliche Kriegsdienste und nahm an den Türkenkriegen bis zum Frieden von Belgrad (September 1739) ehrenvollen Antheil. Den folgenden Winter blieb er in Wien, und im Mai darauf ging er als österreichischer Generalmajor nach den Niederlanden. Als bald darauf der Herzog Biron von Kurland, welcher für Kaiser Iwan III. die Regentschaft führte, gestürzt und das Herzogthum dadurch erledigt wurde, wählten die Stände L. E., der inzwischen zum österreichischen Feldmarschallieutenant befördert war, zum Herzoge von Kurland. Da der König von Polen bereits sein Einverständniß erklärt hatte, ging L. E., um noch die Zustimmung des polnischen Reichstags abzuwarten, nach Petersburg. Hier wurde er nun in die Revolution verwickelt, welche die Regentin Anna Karlowna und Kaiser Iwan am 6. December 1741 in lebenslängliche Gefangenschaft führte. Auch L. E. ward zeitweilig festgesetzt, kehrte jedoch schon im Frühjahr 1742 aus Rußland zurück, von wo er sich zunächst nach Braunschweig begab. Im folgenden Jahre berief ihn die Kaiserin Maria Theresia wiederum zum Heere. Er nahm an der Schlacht bei Dettingen Theil, kämpfte dann unter Herzog Karl von Lothringen erst im Elsaß, dann in Böhmen. In der Schlacht bei Soor (30. September 1745) gefährlich verwundet, erschien er im Frühjahre 1746 schon wieder auf dem Kriegsschauplatze in den Niederlanden. Seine Thätigkeit wurde hier eine Zeit lang unterbrochen, da seine Wunden wieder aufbrachen und er zu ihrer Heilung die Bäder in Aachen gebrauchen mußte. Doch nahm er an der Schlacht von Rocoux schon wieder Theil, wo der Rückzug nach Mastricht von ihm gedeckt wurde. Im folgenden Jahre befehligte er, zum Generalfeldzeugmeister ernannt, in der Schlacht bei Laffeld den Vortrab. Um diese Zeit stellte der Fürststatthalter Wilhelm IV. von Oranien zuerst an ihn den Antrag in holländische Kriegsdienste zu treten. Zu wiederholten Malen wies L. E. derartige Anerbietungen zurück. Als jener aber im October 1749 bei dem kaiserlichen Hofe in Wien ein dringenderes Gesuch stellen ließ, den tüchtigen General zu dem genannten Zwecke aus dem österreichischen Dienste zu entlassen, willigte L. E. in die von der Kaiserin Maria Theresia selbst aufgestellten Bedingungen ein. Danach trat er als Feldmarschall in den Dienst der Republik, behielt jedoch seine

Stellung als k. k. Feldmarschall und protestantischer Generalfeldzeugmeister des heiligen römischen Reichs, später (seit 1753) eines protestantischen Reichsfeldmarschalls, wenn auch ohne Gehalt, bei. Nachdem die Generalstaaten den Vertrag gebilligt hatten, traf L. E. Ende des Jahres 1750 im Haag ein. Seine Hauptaufgabe war hier die Wiederherstellung des Heerwesens; doch umfaßte dieselbe nur die Land- nicht auch die Seemacht. Er erledigte sich dieser Aufgabe zu allgemeiner Zufriedenheit. Vorzüglich schenkte ihm der Fürststatthalter ein sehr großes Vertrauen, das sich besonders darin offenbarte, daß er ihn auch den Conferenzen über die auswärtigen Angelegenheiten beiwohnen ließ. Im Juli 1751 erhielt er das Gouvernement Herzogenbusch, einige Jahre darauf den Befehl über die holländische Fußgarde. Als Wilhelm IV. am 22. October 1751 starb, ward Ludwig Ernsts Stellung noch einflußreicher, indem er für die Zeit der Minderjährigkeit des Erbstatthalters Wilhelm V. zum Repräsentanten desselben in der Eigenschaft eines Generalkapitäns ernannt wurde. Den Oberbefehl über die gegen die Franzosen verbündeten Truppen, welchen ihm 1756 der König Georg II. von England anbot, schlug er aus, da er Holland und zumal die Statthalterin Anna, Wilhelms IV. Wittwe, eine Tochter des englischen Königs, die im eigenen Lande mancherlei Anfechtungen zu bestehen hatte, in diesen gefährlichen Zeiten nicht verlassen wollte. Sein Rath war bei ihr von sehr großem Gewicht, so daß sie ihn zum Testamentsvollzieher und administrirenden Vormund ihrer Kinder ernannte, eine Stellung, die er nach ihrem bald erfolgten Tode (12. Januar 1759) wirklich antreten mußte. L. E. lag jetzt die eigentliche Leitung des ganzen Staatswesens ob. Er bewahrte den Niederlanden während des fast überall entbrannten Krieges eine glückliche Neutralität. Für die innere Entwickelung der Lande hatte dieselbe einen höchst segensreichen Einfluß; der Handel erblühte, der Wohlstand wuchs, man war mit den Verhältnissen äußerlich vollkommen zufrieden und hatte allen Grund es zu sein. Nur versäumte man, während man die Segnungen des Friedens genoß, für den Kriegsfall zu rüsten. Aus dieser Sorglosigkeit, für welche die Gegner des Herzogs späterhin diesen verantwortlich machen wollten, während sie selbst durch Verweigerung der Mittel für Verstärkung der Kriegsmacht die eigentliche Schuld trugen, sollten demnächst böse Früchte erwachsen. Vor der Hand jedoch dachte daran noch Niemand. Als Wilhelm V. am 8. März 1766 mündig wurde und die Statthalterschaft antrat, wurde dem Herzoge von allen Seiten die volle Zufriedenheit mit seiner Landesverwaltung bezeugt, und er ward förmlich von aller Verantwortung losgesprochen. Er blieb als Feldmarschall im Dienste der Republik; daneben verpflichtete er sich aber in der sogenannten Consultationsacte vom 3. Mai 1766 ausdrücklich durch einen Eid, den Fürststatthalter immer und überall treu und gewissenhaft mit seinem Rathe zu unterstützen, wo er diesen von ihm fordern würde; verantwortlich solle er für seine Rathschläge allein dem Fürsten sein. Der Vertrag wurde unter Mitwirkung mehrerer Staatsminister abgeschlossen, jedoch den Ständen nicht mitgetheilt, welche den Inhalt desselben erst weit später erfuhren. Wenn auch der Gegensatz der Parteien, der aristokratisch-republikanischen oder sogenannten patriotischen und der oranischen Regierungspartei niemals gänzlich verstummt war, so war doch das gegenseitige Verhältniß in der letzten Zeit ein leidliches gewesen. Mit steigender Heftigkeit brach aber die alte Feindschaft wieder hervor, als die empfindlichsten Interessen des Staates, die des Handels, beträchtlich geschädigt wurden. Mit Neid sah man auf die wachsende Macht, den aufblühenden Handel Englands, welcher dem Hollands bedeutenden Eintrag that. Als der Krieg Englands mit Nordamerika entbrannte, stellten sich besonders die Amsterdamer, welche in der Provinz Holland den tonangebenden Einfluß ausübten, immer offener auf Seite des Letzteren. Die Verwandtschaft des Statt-

halters mit dem englischen Königshause bestärkte sie in diesem Gegensatze, trieb sie immer mehr auf die Seite Frankreichs. Als nun aber König Georg II. in Folge der den Nordamerikanern zugewandten Unterstützung und zugleich um den gegen England geplanten Neutralitätsbund verschiedener Mächte zu vereiteln, im December 1780 Holland den Krieg erklärte, als die Wehrlosigkeit Hollands sich im traurigsten Lichte zeigte, und binnen Kurzem fast zwei Drittel der holländischen Handelsflotte aufgebracht wurden, erhob die patriotische Partei immer drohender ihr Haupt. Böse Beschuldigungen wurden gegen den Statthalter verbreitet; man machte ihn und seine Rathgeber, in erster Reihe den Herzog L. E., für den Ausbruch und den schlechten Ausgang des Krieges verantwortlich. Den Herzog zu stürzen war jetzt das nächste Ziel der patriotischen Partei. Es würde hier zu weit führen auf das ganze Intriguenspiel, das sich hier in dem vielköpfigen, äußerst verwickelten Staatswesen entfaltete, des Näheren einzugehen. Immer mehr spitzten sich die Angriffe auf die oranische Partei gegen den Herzog zu. Im Juni 1781 forderten die Amsterdamer Bürgermeister von dem Fürsten ganz unverholen die Entfernung desselben vom Haag, da er die Schuld an dem Unglücke des Landes trage und das Volk zu ihm als Ausländer kein Vertrauen fassen könne. Der Fürst lehnte das Verlangen mit Entschiedenheit ab; der Herzog beschwerte sich bei den Generalstaaten über die gegen ihn erhobenen Anklagen. Dadurch wurden mancherlei Verhandlungen in den einzelnen Provinzen herbeigeführt, die im Allgemeinen nicht ungünstig für den Herzog ausliefen. Aber trotzdem zog er sich auf den Rath des Statthalters u. A. im Mai 1782 vom Haag nach seinem Gouvernement Herzogenbusch zurück. Die Anfeindungen brachte er damit nicht zum Schweigen. Auf Antrieb seines Feindes, des Generalmajors Dumoulin, wurde er bei den Ständen von Holland im December 1783 des Hochverraths bezichtigt, weil er die Festungswerke nicht in gehörigem Stande erhalten habe. Eine besondere Untersuchungskommission ward daher eingesetzt, die jedoch schließlich an dem Herzoge keine Schuld zu finden vermochte. Einen neuen Angriffspunkt lieferte den Gegnern die sogenannte Consultationsakte; es sei, sagte man, eine ganz ungesetzliche Stellung, die der Herzog sich durch dieselbe zu verschaffen gewußt habe. Vergebens suchte der Statthalter in verschiedenen Schreiben die Stände über Inhalt und Gesetzmäßigkeit der Akte aufzuklären, bezeugte er die von dem Herzoge den Staaten geleisteten vortrefflichen Dienste, vergebens erklärte sich der Adel Hollands für den Herzog: die Stände von Holland, Friesland u. A. nahmen scharf gegen ihn Partei. Vergleichsvorschläge, welche Freunde des Herzogs eifrig befürworteten, wies dieser bestimmt zurück, da er es seiner Ehre schuldig zu sein glaubte, volle Genugthuung zu erhalten oder das Land gänzlich zu verlassen. Da Ersteres nicht zu erwarten war, zumal weil jetzt auch mit Kaiser Joseph II. Feindseligkeiten ausbrachen, L. E. aber als österreichischer Feldmarschall neuen Argwohn auf sich laden mußte, so entsagte derselbe, der planmäßig fortgesetzten Angriffe müde, noch bevor die Provinzen insgesammt einen Beschluß gefaßt hatten, allen seinen Aemtern in der Republik und verließ das Land am 16. October 1784. Zunächst nahm er in Aachen seinen Aufenthalt. Aber auch dorthin verfolgte ihn der Haß der Patrioten. Man beschuldigte ihn ein Complott betrieben zu haben, um die Stadt Mastricht an den Kaiser zu verrathen; jedoch zeigte die gegen den Viceoberamtmann van Slype in Mastricht angestellte Untersuchung, die mit einer völligen Freisprechung endete, die gänzliche Grundlosigkeit jener Anklage. Dann wurde der Versuch gemacht durch einige Abenteurer L. E. seiner Briefschaften zu berauben, in der Hoffnung aus ihnen gegen ihn wie gegen den Statthalter neue Belastungsgründe zu gewinnen. Der Anschlag ward durch die Anzeige eines Theilnehmers glücklich entdeckt und vereitelt. Im Juni 1786 siedelte L. E. von Aachen nach Eisenach über. Hier lebte er

in regem Verkehre mit dem Hofe zu Weimar, besonders mit der Herzogin Mutter Anna Amalia, seiner Nichte, und dem Herzoge Karl August, aber auch mit Wieland, v. Einsiedel u. A. Vorzugsweise beschäftigt war er mit der Veranstaltung einer französischen und holländischen Uebersetzung der von A. L. Schlözer für ihn geschriebenen Vertheidigungsschrift, wie er denn überhaupt auch selbst die Feder mit Geschick und Vorliebe führte. Den Verlauf der Dinge in Holland verfolgte er mit reger Theilnahme; er erlebte noch die Freude durch seinen Neffen, den Herzog Karl Wilhelm Ferdinand, die gegnerische Partei besiegt und die Macht des Statthalters neu wiederhergestellt zu sehen. Bald darauf machte ein Schlagfluß seinem Leben am 12. Mai 1788 plötzlich ein Ende.

Vgl. besonders A. L. Schlözer, Ludwig Ernst Herz. z. Braunschw. u. Lüneb. Ein actenmäßiger Bericht von dem Verfahren gegen dessen Person ꝛc., Göttingen 1786. — Personalien des Höchstseligen Herzogs — Ludwig Ernst. Braunschw. 1788. P. Zimmermann.

Ludwig I., Graf von Flandern, geb. 1304, in Paris und Nevers erzogen, weshalb er auch Ludwig von Nevers genannt wird, war der Nachfolger und Enkel des Grafen Robert III. von Bethune, kam 1322 an die Regierung. Während die Politik der französischen Könige daraufhin arbeitete, Flandern in die größtmögliche Abhängigkeit von Frankreich zu bringen und die reichen und mächtigen Städte nicht nur mit der größten Eifersucht über ihre Unabhängigkeit und die Handhabung ihrer Privilegien wachten, suchten die flandrischen Grafen ihren Stützpunkt am französischen Hofe und die Kluft zwischen den Unterthanen und dem Landesherrn wurde immer weiter. Auf der Seite des Grafen stand natürlich auch der Adel. Als im J. 1324 der Bürgerkrieg wieder ausgebrochen war und viele Schlösser zerstört worden waren, wurde L., der von Paris herbeigeeilt war, um die Ordnung wiederherzustellen, von den Bürgern von Kortryk gefangen genommen und an Brügge ausgeliefert. Ein von Gent, das auf Brügge von jeher eifersüchtig war, zu seiner Befreiung ausgerüstetes Heer von 70 000 Mann erlitt bei Deinse am 13. Juli 1325 eine vollständige Niederlage und erst nachdem L. die Freiheiten und Privilegien der Städte aufs Neue bestätigt hatte, wurde er seiner Haft entlassen. Voll Unmuth ging er wieder nach Frankreich, wo inzwischen Philipp von Valois den französischen Thron bestiegen hatte. Dieser rüstete ein Heer aus, drang in Flandern ein und schlug die Städter am 2. August 1328 bei Cassel so vollständig, daß L. wieder unbeschränkter Herr und Gebieter in Flandern war. Allein der Krieg zwischen Frankreich und England führte bald zu neuen Conflicten. Während der Graf offen auf Seite Frankreichs stand, verlangte das Handelsinteresse Flanderns den engen Anschluß an England, und dem Einfluß Arteveldes (s. d. Art.) war es auch zuzuschreiben, daß die Städte sich für letztere Politik entschieden. Von da an war L. seiner Souveränität factisch beraubt, Artevelde scheint mit dem Plan umgegangen zu sein, den Prinzen von Wales zum Grafen von Flandern ernennen zu lassen; auch Artevelde's Ermordung half dem Grafen nicht viel, der bald darauf in der Schlacht bei Crecy, auf französischer Seite kämpfend, mit der Blume der flandrischen Ritterschaft fiel (26. August 1346). Unbetrauert von seinem Volke, das ihn wegen seiner Härte und Grausamkeit gefürchtet hatte, sank er ins Grab. Wenzelburger.

Ludwig II., Graf von Flandern, mit dem Beinamen von Male (nach seinem in der Nähe von Brügge gelegenen Geburtsschloß), trat in jeder Hinsicht in die Fußstapfen seines Vaters, hatte denselben Hang zur Grausamkeit und sah mit ritterlichem Uebermuth auf Städte und Bürger nieder. Auch er war nach Sitten und Neigungen durchaus Franzose und er trat deshalb auch die Interessen seines Landes mit Füßen, das damals mehr als je des guten Einvernehmens

mit England bedurft hätte. Und dies wäre für ihn eine sehr leichte Sache gewesen, da Eduard III. nicht abgeneigt war, eine seiner Töchter mit dem jungen L. zu vermählen. Scheinbar gab er auch seine Zustimmung zu dieser Heirath, allein er verheirathete sich 1347 mit Margaretha, der Tochter Johanns III. von Brabant, da er die Hoffnung hegte, durch diese Heirath in den Besitz dieses Herzogthums zu kommen. Dennoch war das Verhältniß zwischen Fürst und Volk ein leidliches, bis im J. 1379 der Zwist wieder in lichterlohen Flammen ausbrach. Am Pfingstmontag dieses Jahres wollte L. ein großes Turnier in Gent halten und zur Bestreitung der Kosten desselben sollte eine besondere Steuer von den Bürgern erhoben werden. Diese weigerten sich, L. verließ erzürnt Gent und wandte sich an Brügge, das, getrieben vom alten Haß gegen die mächtige Nebenbuhlerin, die gräfliche Bede sofort bewilligte, soferne der Graf ihm gestattete einen Kanal zu graben, durch welchen die Leijs direct mit Brügge und dieses also mit der See verbunden würde. Der Graf gab die Erlaubniß, aber damit zugleich das Signal zu einem Aufruhr in Gent, das seine Handelsinteressen durch diesen Kanal für gefährdet hielt. Eine weiße Mütze — Kaprun — wurde das Parteizeichen der Aufständischen und die Bewegung nahm einen so ernsthaften Charakter an, daß L. den Befehl gab, die Kanalarbeiten einzustellen, wofür er die Entfernung der Kaprunen verlangte. Allein die Genter wollten von Unterhandlungen nichts mehr hören, brannten eines der Lieblingsschlösser Ludwigs nieder und ein gräulicher Bürgerkrieg brach aus, so daß selbst Brügge den Kaprunen seine Thore öffnete. L. begab sich ebenso wie sein Vater unter ähnlichen Verhältnissen an den französischen Hof, wo er auch die gewünschte Unterstützung fand. Für eine kurze Zeit wandte sich ihm das Glück wieder zu, da er Brügge auf seine Seite brachte und seine Partei auch im übrigen Lande die Oberhand bekam. Gent leistete allein noch Widerstand, aber hier wurde Artevelde's Sohn an die Spitze gestellt, der am 2. Mai 1382 das Heer Ludwigs fast vollständig aufrieb, so daß ganz Flandern im Handumdrehen sich wieder auf die Seite Gents schlug. Noch einmal wandte sich L. an Frankreich, wo der schwache Karl VI. unter dem Einfluß seines Oheims, des Herzogs von Burgund, regierte. Letzterer war aber Ludwigs Schwiegersohn und es lag deshalb in seinem Interesse, die Grafschaft, die nach Ludwigs Tod ihm zufallen mußte, bei Zeiten zu retten. So wurde denn ein förmlicher Kreuzzug des französischen Adels gegen Flandern unternommen und ein Heer von 80 000 Mann brach in die Grafschaft ein. Bei Roosenbeeke in der Nähe von Ypern kam es am 28. November 1382 zur Schlacht, in der das flandrische Heer vollständig geschlagen wurde, mehr als 30 000, unter ihnen Artevelde selbst, blieben auf dem Schlachtfeld. Damit war Flandern unterworfen, aber Gent widerstand noch länger als ein Jahr. Ein furchtbares Strafgericht erging über das unglückliche Land und Hinrichtungen, Güterconfiscationen und Verbannungen waren die ersten Regierungsthaten des wieder eingesetzten Grafen. Allein er sollte sich der wiedererrungenen Herrschaft nicht lange erfreuen, denn schon am 30. Januar 1384, vier Tage nach der Unterwerfung Gents, starb er plötzlich, wie behauptet wurde, in Folge eines vom Herzog von Berry ihm versetzten Dolchstoßes. Er war der letzte Graf von Flandern gewesen, das jetzt an Burgund fiel. Wenzelburger.

Ludwig V., Landgraf von Hessen-Darmstadt (1596—1626), wegen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser auch der „Getreue" genannt, ältester Sohn des Landgrafen Georg I. des Frommen und seiner ersten Gemahlin Magdalena von Lippe. Geboren am 24. September 1577, erhielt L., nachdem am 15. Februar 1596 sein Vater gestorben, am 30. April 1597 von Kaiser Rudolf II. gemeinsam mit seinen Brüdern Philipp und Friedrich die Gesammtbelehnung über die väterlichen Lande. Er fand jedoch seine Brüder bald mit Geld ab und über-

nahm die Regierung allein. Ein beredter, entschlossener, wenngleich zuweilen sich selbst und seine politische Wichtigkeit überschätzender Fürst, erschien er im Besitz aller Mittel, um sich ganz dem Wohle seines Volkes zu widmen. Auch betrat er erst nach und nach mit der steigenden Hoffnung eines größeren Ländererwerbes die geräuschvolle Laufbahn, die ihn unter drei Kaisern (Rudolf II., Matthias und Ferdinand II.) in alle damalige Reichshändel verwickelte. Gleich bei Beginn seiner Regierung hatte er Gelegenheit, sein Territorium bedeutend zu vergrößern. Der junge Landgraf kaufte nämlich im J. 1600 von dem letzten Grafen von Isenburg das zwischen Main und Rhein in der sogen. Mainspitze gelegene Amt Kelsterbach nebst Mörfelden und Langen, die er seinem Staate einverleibte. Zwar erhoben die übrigen Familienzweige von Isenburg Klage gegen ihn wegen dieses ihrer Meinung nach ihre Rechte verletzenden Kaufs, allein der lange Jahre dauernde Proceß wurde schließlich zu Gunsten des Landgrafen entschieden. Als bald darauf, 1604, der Oheim Ludwigs, der Landgraf Ludwig IV. von Oberhessen, zu Marburg starb, glaubte L. von Hessen-Darmstadt sich zur ganzen Erbschaft berechtigt. Landgraf Moritz von Hessen-Kassel aber widersetzte sich diesen Ansprüchen und forderte — mit Recht — dem Theilungsvertrage von 1562 gemäß die Hälfte der Erbschaft für sich. Die streitenden Theile unterwarfen sich dem Ausspruche eines Austrägalgerichts und dieses entschied dahin, daß Ludwigs IV. Länder getheilt und der südliche Theil mit Gießen an Hessen-Darmstadt, der nördliche mit Marburg an Hessen-Kassel kommen sollte. L. mußte sich diesem Ausspruch vorläufig unterwerfen, erklärte aber sofort, daß er sich seine Rechte auf die gesammte Erbschaft vorbehalte. Er hielt nämlich deshalb seinen Vetter, den Landgrafen Moritz, des Erbrechtes für verlustig, weil dem Testamente des gemeinschaftlichen Oheims zu Folge keine Aenderung im Religionswesen vorgenommen werden sollte, Moritz aber den reformirten Gottesdienst zu Marburg eingeführt hatte. Wirklich erhob er deshalb Klage gegen seinen Vetter bei den Reichsgerichten und da der kaiserliche Hof ebenso günstig für das ihm trotz der Verschiedenheit der Religion stets ergebene Hessen-Darmstadt, als ungünstig für Hessen-Kassel, das mit den protestantischen Fürsten gegen den Kaiser gemeinschaftliche Sache machte, gestimmt war, so kam es dahin, daß Darmstadt durch kaiserlichen Machtspruch erhielt, was auf gesetzlichem Wege nicht erreichbar war. Nach der Schlacht bei Wimpfen (6. Mai 1622), in der Tilly den Grafen von Mansfeld aufs Haupt schlug und nachdem die Unterwerfung des Kurfürsten von der Pfalz und Königs von Böhmen, Friedrich V., erfolgt war, befahl der Kaiser aus eigener Machtvollkommenheit, daß Landgraf L., der treu zu ihm gestanden und der in seiner Treue sogar in der Gefangenschaft nicht gewankt hatte, nicht nur in den Besitz der gesammten marburgischen Erbschaft zu setzen sei, sondern auch, daß Hessen-Kassel zur Schadloshaltung für die bisher bezogenen Einnahmen aus dem wieder herauszugebenden Lande die Niedergrafschaften Katzenellenbogen nebst Schmalkalden und einigen anderen Orten an Hessen-Darmstadt abtreten müsse. Zwar unterwarf sich Landgraf Moritz keineswegs freiwillig diesem Machtspruch, allein es wurde dem Landgrafen L. nicht schwer, unter dem mächtigen Schutze der kaiserlichen Waffen sich mit Gewalt in den Besitz der ihm zugesprochenen Landestheile zu setzen und sich darin zu behaupten, bis schwedische Hülfe nach Ludwigs Tod seinem Gegner die Macht gab, das Land wieder zu erobern. Der Streit darüber endigte erst mit dem westfälischen Frieden, in welchem die Theilung, wie sie das Austrägalgericht ausgesprochen, wiederholt vorgenommen wurde. — Wie schon oben erwähnt, hatte Landgraf Moritz von Hessen-Kassel vor der Besitznahme Marburgs durch den Landgrafen von Hessen-Darmstadt in dieser Stadt mit Gewalt und gegen die Neigung der meisten Einwohner die reformirte Lehre eingeführt und dadurch

viele Lehrer der Universität, die eifrige Anhänger der Lehre Luther's waren, bewogen, Marburg zu verlassen. Landgraf L. gewährte ihnen Schutz und Aufnahme in Gießen und errichtete mit ihrem Beistand dort ein Lyceum (1605), das er zwei Jahre später mit kaiserlicher Bewilligung und Privileg zur Universität erhob. Diese Stiftung gereicht L. zu besonderem Verdienst und blieb eine dauernde Wohlthat für das Land. Nach der Besitznahme Marburgs durch L. wurden zwar die beiden Universitäten zu Marburg wieder vereinigt. Nachdem diese Stadt aber wieder an Hessen-Kassel zurückgefallen war, errichtete Ludwigs Nachfolger, Georg II., aufs neue die Universität zu Gießen. — In den ersten Jahren der Regierung Ludwigs blieb sein Land von den Leiden des Kriegs verschont oder wurde doch minder hart als andere Länder davon betroffen, doch in den letzten Jahren änderte sich das. L. war zwar der evangelischen Lehre von Herzen zugethan und beschützte sie eifrig, allein sowol aus Staatsklugheit und Liebe zum Frieden, als auch weil er wirklich eine aufrichtige Anhänglichkeit für den Kaiser hatte, weigerte er sich, der Union beizutreten, welche die evangelischen Fürsten im J. 1610 unter sich errichtet hatten. Ebensowenig aber lieh er anfangs dem Kaiser seine Waffen, sondern war gesonnen, sich vollständig neutral zu halten. Nun aber fiel der Administrator von Halberstadt, Prinz Christian von Braunschweig, im J. 1621 in Oberhessen ein und L. sah sich genöthigt, zu seiner Vertheidigung die Waffen zu ergreifen. Er ließ daher sein Heer zu den herbeieilenden baierischen Truppen stoßen und Prinz Christian wurde zum Rückzug genöthigt. Damit aber waren auch die Feindseligkeiten eröffnet. Die protestantische Partei, die in dem protestantischen Landgrafen ihren Gegner sah, gedachte ihn zum Uebertritt in ihre Reihen zu zwingen. Schon im folgenden Jahre (1622) kam der Kurfürst Friedrich von der Pfalz mit dem bei Wimpfen geschlagenen Markgrafen von Baden und dem Grafen Ernst von Mansfeld plötzlich und unvermuthet vor Darmstadts Thore. Die Stadt mußte sich ergeben und L. wurde mit seinem Sohn gefangen, jedoch nach einem Monate schon wieder freigelassen unter der Bedingung, daß der Landgraf sich für den Kurfürsten, der inzwischen bei Höchst (19. August 1622) von Tilly geschlagen worden war, bei dem Kaiser verwenden möge. Eben zu dieser Zeit war es, wo das entschiedene Uebergewicht der kaiserlichen Waffen dem Streite des Landgrafen mit seinem Vetter Moritz von Hessen-Kassel über die Marburgische Erbschaft die oben schon erwähnte günstige Wendung gab. Von nun an aber war L. dem Kaiser mit verdoppeltem Eifer zugethan und es mochte wol nicht ohne Grund sein, wenn ihn die protestantischen Fürsten Deutschlands tadelten, daß er der Einzige ihrer Partei gewesen sei, der 1623 auf dem Reichstag zu Regensburg den harten Beschlüssen der Katholiken gegen die Union und besonders gegen den Kurfürsten von der Pfalz beigestimmt habe. Der Landgraf erhielt nun den Beistand kaiserlicher und ligistischer Truppen, um sich in Besitz der Landestheile zu setzen, die ihm vom Kaiser zugesprochen worden waren. Nachdem er Oberhessen mit Marburg erobert hatte, rückte er vor Rheinfels in der niederen Grafschaft Katzenellenbogen, um es zu belagern. Hier aber ereilte ihn, der kaum 49 Jahre alt war, am 27. Juli 1626 der Tod. — Während L. so glänzende Vortheile errang und die Grenzen seines Landes erweiterte, wurde indessen seinem Lande von Freund und Feind hart zugesetzt. Tilly's Truppen hausten wie die Räuber. So versank denn das namentlich unter des Landgrafen Georgs I. Regierung so emporgekommene Land in tiefes Elend. Unrecht wäre es, das dem L. Schuld zu geben. Der 30jährige Krieg mit seinen Gräueln hat ganz Deutschland verwüstet. Die Tüchtigkeit oder Untüchtigkeit eines einzelnen Fürsten konnte daran nichts ändern.

L., der sich am 4. Juni 1598 mit Magdalene, Tochter des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, vermählt hatte, wurde Vater von 12 Kindern, sieben Töchtern und fünf Söhnen. Ihm folgte sein Sohn Georg als Georg II.; Johann, der zweite seiner Söhne, ist als kaiserlicher Feldherr berühmt geworden; Friedrich, der jüngste, wurde katholisch, Cardinal, Bischof von Breslau und Gesandter des Kaisers am päpstlichen Hofe. Nach dem Tode seiner Gemahlin (1616) trat L. eine Reise nach dem hl. Grabe an, um sich zu trösten, kam indessen nur bis Malta, wo ihn der Großmeister zur Rückkehr überredete.

Rommel, Geschichte von Hessen. — Franck, Die Politik Ludwigs V. (Darmstadt 1863). — Baur, Die Pilgerreise des Landgrafen Ludwigs V. von Hessen nach dem hl. Grabe und sein Besuch bei Paul V. In Malten's Weltkunde, 1845, III. Walther.

Ludwig IX., Landgraf von Hessen-Darmstadt (1768—90), Sohn des Landgrafen Ludwig VIII., wurde geboren am 15. December 1719. Nach dem im J. 1735 erfolgten Ableben seines Großvaters mütterlicherseits, des Grafen Reinhard von Hanau, und nach erfolgter Volljährigkeitserklärung (1740) erhielt er die Regierung der hanau-lichtenbergischen Lande (neun Aemter im Oberelsaß unter französischer Hoheit, vier Aemter auf deutschem Boden und zwar das große Amt Lemberg mit Pirmasens, die Aemter Lichtenau und Willstädt im Unterelsaß, das Amt Schaafheim, jetzt zur großherzoglich hessischen Provinz Starkenburg gehörig). Bald darauf (20. August 1741) vermählte er sich mit der Prinzessin Henriette Caroline von Pfalz-Zweibrücken. Damals residirte er zu Buchsweiler im Elsaß. Im Dienste seines Vaters begann er seine militärische Laufbahn und trat sodann (1742) in französische Dienste. In demselben Jahre wurde er seinem Regimente royal allemand zu Prag vorgestellt, mit welchem er im December bei fürchterlicher Kälte, die Vielen den Tod brachte, den gefährlichen Rückzug der französischen Armee von dort aus nach Eger mitmachte. Im J. 1743 verließ er den französischen Dienst und trat in den preußischen und zwar als Oberst des Regiments Selchow, das in Prenzlau in der Ukermark garnisonirte. Auch sein Bruder Georg nahm Dienst im Heere Friedrich des Großen. Ludwigs Vater aber, ein Anhänger des österreichischen Hauses, sah dieses Dienstverhältniß nicht gerne und verlangte seine Söhne vom König von Preußen zurück. Dies wurde jedoch nicht bewilligt und beide Prinzen machten die schlesischen Feldzüge von 1744 und 45 mit. Erbprinz L. kehrte hierauf nach Pirmasens zurück, blieb jedoch fortwährend in preußischen Diensten. Im J. 1750 übernahm er sein Regiment wieder und siedelte mit seiner Gemahlin nach Prenzlau über, wo er bis 1757 residirte. Dort wurden ihm zwei Prinzessinnen und ein Prinz, der nachmalige Großherzog Ludwig I. von Hessen, geboren. Beim Ausbruch des siebenjährigen Kriegs zum Generallieutenant ernannt, befehligte er in diesem Krieg ein Corps von 10 000 Mann, mit welchem er in Schlesien einrückte. Auf dringendes Verlangen seines Vaters, welcher den triftigen Grund vorbrachte, daß die Franzosen an dem Krieg gegen Preußen theilnehmen und des Erbprinzen wegen den Landgrafen und sein Land als Feinde behandeln würden, gab L. den preußischen Dienst auf und kehrte (1757) nach Pirmasens zurück. Dort residirte er von nun ab stets, während seine Gemahlin zuerst in Buchsweiler im Elsaß und seit 1767 in Darmstadt ihre Hofhaltung aufgeschlagen hatte. Im J. 1768, nach dem Ableben seines Vaters, trat L. die Regierung der hessen-darmstädtischen Lande an. Nun wurde das Militär bedeutend vermehrt. Der Sorge für seine Soldaten widmete er den größten Theil seiner Zeit. Die Uebungen des zwar wenig zahlreichen, aber aus schönen Leuten zusammengesetzten Truppencorps machten seine Hauptbeschäf-

tigung und zugleich seine angenehmste Unterhaltung aus. Um durch keine Witterung, in keiner Jahreszeit in diesem Vergnügen unterbrochen zu werden, ließ er ein großes Exercierhaus bauen, in welchem sein ganzes Regiment bei schlechtem Wetter exercieren konnte. Seine Umgebung bestand fast ausschließlich aus Offizieren der Garnison; er hatte alle Hofleute und den Adel mit wenig Ausnahmen von sich entfernt. Der Minister v. Moser hatte die Aufgabe übernommen, die gänzlich verwahrlosten pecuniären Verhältnisse des Hauses und des Landes wieder herzustellen und zu ordnen, eine Riesenaufgabe, wenn man bedenkt, daß der Landgraf die Einkünfte für sein Militär in einer Weise in Anspruch nahm, daß die Landgräfin selbst, um ihren Söhnen und namentlich dem Erbprinzen, die nöthige Erziehung geben zu können, sich genöthigt sah, ohne Vorwissen irgend eines Menschen, ihre Juwelen in Frankreich a./M. zu verpfänden, ja, daß, wie v. Moser erzählt, der Landgräfin oft nicht soviel belassen wurde, um die nöthige Kleidung für ihre Kinder zu beschaffen. Durch das kräftige Auftreten v. Moser's gegen diese Extravaganzen des Landgrafen, aus denen seine intimen Cabinetsräthe, die ihn in Pirmasens umgaben, Vortheil zu ziehen und sich Geltung zu verschaffen gewußt hatten, hatte er sich diese ganze dadurch beeinträchtigte Clique zu Feinden gemacht. Nach Pirmasens mußte der Minister immer kommen, um seinem Fürsten zu referiren und es gelang seinem Talente häufig, bei solchen mündlichen Unterredungen mit dem Landgrafen die gegen ihn gesponnenen Intriguen seiner Feinde zu vernichten. Ludwigs klarer durchdringender Verstand entschied in den meisten Fällen zu Gunsten des Ministers und nur da, wo es sich um die Grenadiere seines Herrn handelte, fand v. Moser zuweilen hartnäckigen, nicht zu beseitigenden Widerstand. L. starb zu Pirmasens am 6. April 1790, kurz nach dem Ausbruch der französischen Revolution, deren Folgen für das Deutsche Reich er nicht mehr zu verspüren hatte. Seine Gemahlin, die „große Landgräfin", wie sie Goethe und Herder nannten, war ihm, nachdem sie ihm acht Kinder, drei Prinzen, fünf Prinzessinnen geboren, 16 Jahre vorher im Tode vorausgegangen.

Wenck, Ehrendenkmal Ludwigs IX., Darmstadt 1790. Walther.

Ludwig I., Großherzog von Hessen und bei Rhein seit 1806, vorher unter dem Namen Landgraf Ludwig X., Landgraf von Hessen-Darmstadt, wurde am 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Ukermark, wo sein Vater, der Erbprinz Ludwig von Hessen-Darmstadt, der nachmalige Landgraf Ludwig IX., als Oberst des preußischen Regiments Selchow in Garnison stand, geboren. Seine erste Jugend verbrachte er hier und in Buchsweiler im Elsaß, der Hauptstadt der damals im hessen-darmstädtischen Besitz befindlichen hanau-lichtenbergischen Lande. Der Pflege des gesunden und kräftigen Kindes widmete sich zunächst seine Mutter, Henriette Caroline von Zweibrücken-Birkenfeld, die „große Landgräfin", wie sie denn auch die spätere Erziehung des jungen Prinzen fortdauernd im Auge behielt und mit der größten Sorgfalt überwachte. Im 13. Lebensjahre des Prinzen, also 1766, siedelte der mütterliche Hof — der Vater lebte in Pirmasens ganz seinen militärischen Liebhabereien — von Buchsweiler nach Darmstadt über. Hier wurde die Ausbildung Ludwigs so gefördert, daß er schon beim Antritt des 17. Lebensjahres für zum Besuch der Universität hinreichend vorbereitet erklärt werden konnte. Leyden, die berühmteste Hochschule der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, wurde gewählt. Der Prinz begab sich im Herbst 1769 dahin, begleitet von dem Geheimrath v. Belisari und dem Hofrath Leuchsenring. Die Studien in Leyden dauerten zwei volle Jahre. Im J. 1772 wurde eine Reise nach England und von da nach Paris unternommen. In Paris hatte L. Verkehr mit den Encyklopädisten Diderot, d'Alembert und Grimm. Letzterer, ein Freund der großen Landgräfin, mit der er in stetem Briefwechsel

stand, wurde nun des Prinzen Begleiter. Beide gingen über Darmstadt nach Berlin, wo sie bis Mitte August 1773 verweilten. Zu den Feierlichkeiten der Vermählung seiner Schwester, der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Darmstadt mit dem Großfürsten Paul von Rußland, späterem Kaiser, begab sich L. nach Petersburg (Herbst 1773). Dort blieb er mit Grimm und Diderot den Winter über. Den Feldzug der Russen gegen die Türken im J. 1774 machte er als russischer Brigadier mit. Nach dem Frieden von Silistria (21. Juli 1774) kehrte er nach Petersburg zurück und blieb dann dort noch ein weiteres Jahr, bis September 1775. Die Rückkehr aus Rußland erfolgte über Berlin und Weimar. An letzterem Orte verweilte L. einige Zeit an dem Hofe seines Schwagers, des Herzogs Karl August. Bald nach seiner Rückkunft nach Darmstadt erfolgte im März 1776 die Verlobung des Erbprinzen mit der Prinzessin Dorothea Auguste, Tochter des Herzogs Friedrich Eugen von Württemberg. Dieses Verhältniß sollte indessen nicht von langer Dauer sein. Im April 1776 starb die Schwester des Prinzen, die Gemahlin des Großfürsten Paul von Rußland, und bereits im Juni desselben Jahres veranlaßte die Kaiserin Katharina II. von Rußland die Verlobung des kaum verwittweten Großfürsten Paul mit der Braut seines Schwagers, der vorerwähnten Prinzessin von Würtemberg. Die edle Natur Ludwigs wurde durch diesen Treubruch schwer beleidigt. Um sich zu zerstreuen, folgte er im Sommer 1776 einer Einladung seines Schwagers Karl August von Weimar und verweilte den Sommer über an dessen Hof. Goethe, Wieland, Herder u. A. machten damals diese Stadt zum Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland. Erbprinz L. nahm regen Antheil an dem geistigen und geistreichen Treiben und Thun des Weimarer Hofes. Er schloß sich eng namentlich an Goethe an. Im Herbst 1776 kehrte L. nach Darmstadt zurück und vermählte sich bald darauf — kaum 24 Jahre alt — mit Luise Karoline Henriette, Tochter seines Oheims, des Landgrafen Georg von Darmstadt. Das junge Paar residirte nun abwechselnd — bis 1790 — in Darmstadt und — namentlich des Sommers über — in dem schönen Auerbach an der Bergstraße, der Prinz in fortwährender Verbindung mit dem Weimarer Hofe und den dortigen Geistesheroen. Auch Schiller, der damals in Mannheim weilte, erhielt mehrmals Einladungen an den prinzlichen Hof, ein Verkehr, der später fortgesetzt wurde. Dabei wurde die Musik eifrig gepflegt. Es fanden musikalische Aufführungen statt, bei denen L. selbst dirigirte. In diesem Geistesleben vergaß der Prinz nicht der Pflichten des künftigen Fürsten. Namentlich widmete er einen großen Theil seiner Zeit dem Militärdienst. Dreizehn Jahre verlebte L. so in ruhiger und doch geistig belebter Zurückgezogenheit. Da starb am 6. April 1790 sein Vater, Landgraf Ludwig IX. und Erbprinz L. trat als Landgraf L. X. die Regierung der Landgrafschaft Hessen-Darmstadt an. Schwere Zeiten begannen nun für das Land und den jungen Landgrafen. Die 1789 ausgebrochene französische Revolution war unaufhaltsam fortgeschritten und bald hatten sich ihre Wirkungen in Deutschland fühlbar gemacht. Wenn auch kaum ein Stand eine gewaltsame Staatsumwälzung in Deutschland wünschte, so war doch die Stimmung des Mittelstandes überall gegen die Vorrechte des Adels und das Mißverhältniß gerichtet, in welchem die bestehenden Staatsformen zu den Anschauungen der Gegenwart standen. Wol herrschte auch in Hessen-Darmstadt eine ähnliche Stimmung, allein der Landgraf hatte sich durch seine feste Ruhe, wie durch sein gütiges Benehmen die allgemeine Liebe und Achtung in einem so hohen Grade erworben, daß sich nie Unruhen in seinem Lande zeigten. Seine Unterthanen hielten selbst dann unwandelbar zu ihrem Fürsten, als die Franzosen in Deutschland einbrachen und den durch ihre Fürsten angeblich unterdrückten Deutschen die lockenden und verführerischen Grundsätze der Freiheits-

männer predigten. Im April 1792 brach der Krieg zwischen Frankreich einerseits und Kaiser und Reich andererseits aus. L. bewies jetzt seine Reichstreue. Er schickte ein viel stärkeres Contingent gegen die Franzosen, als man es nach Verhältniß der Bevölkerung und Kräfte seines Landes zu erwarten hatte. Der Erfolg neigte sich gleich anfangs auf die Seite der Franzosen. Rasch fielen Mainz und Frankfurt a./M. in ihres General Cüstine Hände. L. verlor den auf dem linken Rheinufer liegenden Theil der Grafschaft Hanau-Lichtenberg, — früher schon, vor Ausbruch der Feindseligkeiten, waren ihm seine Besitzungen im Elsaß durch Beschluß der französischen Nationalversammlung vom 4. August 1789 entrissen worden —. Die hessischen Truppen kämpften in diesem Kriege zuerst auf Seiten der Preußen, dann — nach dem Separatfrieden von Basel — auf Seiten der Oesterreicher und theilweise auch unter englischer Führung in Holland. So lange noch Hoffnung blieb, den Fortschritten der französischen Macht wirksamen Widerstand leisten zu können, hielt L. fest zu Kaiser und Reich. Als aber durch den Frieden von Campo Formio (1797) Mainz und das ganze linke Rheinufer in die Hände der Franzosen und deren Macht seinem Lande dadurch unmittelbar nahe kam, da nahm er die ihm vom General Bernadotte angetragene Neutralitätsconvention mit Frankreich an, als das einzige Mittel, wodurch er sich und seinem Lande die Selbständigkeit bewahren konnte (3. März 1799). Nach dem Luneviller Frieden (9. Febr. 1801), der dem Krieg zwischen Oesterreich und dem Deutschen Reich einerseits und Frankreich andererseits ein Ende machte und dem Reich eine Gebietseinbuße von 1240 □Meilen mit mehr als 4 Millionen Einwohner kostete, begannen in Paris wegen der deutschen Angelegenheiten vorläufige Unterhandlungen zwischen Preußen, Oesterreich, Rußland und Frankreich. Diese Verhandlungen wurden später in Regensburg fortgesetzt und fanden im Reichsdeputationshauptschluß am 25. Februar 1803 ihren Abschluß. L. verlor damals folgende Gebietstheile: 1) die Grafschaft Hanau-Lichtenberg jenseits des Rheins an Frankreich, 2) die hanau-lichtenbergischen Aemter Lichtenberg und Willstädt diesseits des Rheins an Baden, 3) die Aemter Braubach, Katzenellenbogen, Ems, Kleeberg, die Herrschaft Eppstein und das Dorf Weiperfelden an Nassau, zusammen 40 □Meilen mit 100 000 Einwohnern. Ferner verzichtete er auf sein Schutzrecht über Wetzlar und erhielt für dieses Alles die pfälzischen Aemter Lindenfels, Umstadt, Otzberg und die Reste von Oppenheim und Alzey, die mainzischen Aemter Gernsheim, Bensheim, Heppenheim, Lorsch, Fürth, Steinheim, Alzenau, Vilbel, Rockenburg, Haßlach, Astheim und Hirschhorn, die mainzischen Besitzungen im Darmstädtischen diesseits des Mains, den Rest des Bisthums Worms, die Reichsstadt Friedberg, die Abteien Seligenstadt und Marienschloß, die Propstei Wimpfen und das Herzogthum Westfalen, zusammen 103 □Meilen mit 218 000 Einwohnern. Dagegen übernahm der Landgraf eine Million Gulden Schulden auf die neuerworbenen Lande, sowie die Verpflichtung, die Einkünfte der Linie Hessen-Homburg um ein Viertel zu erhöhen und dem Fürsten Sayn-Wittgenstein 15000 Gulden jährlich zu zahlen. — Die eingetretene Friedensruhe dauerte nur kurze Zeit. Schon im J. 1805 brach der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich von neuem aus. Gewiß würde der Landgraf, seiner früheren Politik getreu, sich Oesterreich angeschlossen haben, allein die schnellen und entscheidenden Siege Napoleon Bonapartes gestatteten ihm nicht, Stellung gegen Frankreich zu nehmen. Trotzdem lehnte L. das Bündniß mit dem Sieger anfangs mit der Erklärung ab, seine Pflicht bände ihn an das Deutsche Reich und sein Oberhaupt. Als aber im Herbste 1805 die Aufforderung zum Bündniß unter Drohungen wiederholt wurde, entschloß sich L. zu Unterhandlungen, die im

Laufe des Jahres 1806 — 12. Juli — damit ihren Abschluß fanden, daß Baiern, Baden, Württemberg, Hessen, Nassau, sowie einige kleinere Fürsten unter dem Protectorate Napoleons zum Rheinischen Bunde zusammentraten. L. nahm als L. I. den Titel Großherzog und das Prädikat Königliche Hoheit an. Der Gewinn dieses von der Nothwendigkeit gebotenen Schrittes war eine abermalige Gebietserweiterung. Mehrere Reichsstände wurden der hessen-darmstädtischen Landeshoheit unterworfen, so die Grafen Solms-Wittgenstein, Löwenstein, Stollberg, Leiningen, Ilbenstadt und Erbach, ferner die Burggrafschaft Friedberg, die Herrschaft Schlitz, ein kleiner Theil des hanauischen Landes und das fuldaische Amt Herbstein, zusammen etwa 122 000 Einwohner. Auch kam Hessen-Homburg an das neue Großherzogthum Hessen. Die errungenen Vortheile mußten aber theuer erkauft werden. Der neue Großherzog mußte, wie alle übrigen Fürsten des Reinbundes, Theil nehmen an allen Kriegen, die Napoleon führte. Gegen Preußen und Oesterreich, in Spanien und Rußland kämpften hessische Truppen auf französischer Seite. Die Schuldenlast des kleinen Hessenlandes wuchs beträchtlich, der Wohlstand der Bewohner wurde zu Grunde gerichtet und es war eine nicht hinreichende Schadloshaltung, als Napoleon 1809 und 1810 dem Großherzog weiter die Souveränität über verschiedene kleine Gebietstheile einräumte. Der Rückzug des Gewaltherrschers aus Rußland, die Erhebung des preußischen Volkes im J. 1813 brachte endlich den ersehnten Umschwung. Noch in der Schlacht bei Leipzig kämpften die Hessen auf Seite der Franzosen. Ihre Tapferkeit deckte den Rückzug der geschlagenen Armee. Als die letztere auf dem Weg nach dem Rhein dem Hessenland nahe gekommen war, begab sich Großherzog L. zu seiner persönlichen Sicherheit nach Mannheim und schickte gleichzeitig den wirklichen Geheimrath (späteren Staatsminister) Frhrn. du Thil in das Hauptquartier der bei Hanau stehenden österreichischen und baierischen Truppen. Am zweiten Tage nach der Schlacht bei Hanau (2. Novbr. 1813), in welcher Fürst Wrede die Trümmer der französischen Armee nochmals schlug, wurde zu Dörnigheim in einer Convention der Beitritt des Großherzogs zur Allianz der Großmächte erklärt. Am 5. desselben Monats verkündigte L. bei seiner Rückkehr von Mannheim das neue Bündnißverhältniß im Lande. Die Wiederherstellung des in den vorausgegangenen Schlachten fast gänzlich vernichteten Militärs wurde angeordnet, ferner die Errichtung eines Bataillons freiwilliger Jäger und eine allgemeine Landesbewaffnung. Die hessischen Truppen standen unter dem Oberbefehl des Prinzen Emil, des Sohnes des Großherzogs, der bereits das Commando des hessischen Contingents in Rußland geführt hatte. Der zweite Pariser Frieden (20. November 1815) beendete die große kriegerische Epoche. Dem Wiener Congreß fiel die Aufgabe zu, den politischen Verhältnissen wieder eine feste Gestaltung zu geben und die neuen Staatenbildungen der Napoleonischen Zeit möglichst mit den alten Besitztiteln in Einklang zu bringen. Wenn dadurch Hessen-Darmstadt weder an Flächeninhalt noch an Seelenzahl vergrößert wurde, so gewann doch das Land an Rundung und Zusammenhang, nicht minder auch an Fruchtbarkeit und Wohlstand der ihm einverleibten Länder. In Folge der Beschlüsse des Wiener Congresses und der besonderen Verträge, welche mit den betheiligten Staaten in den J. 1815 und 1816 abgeschlossen wurden, trat der Großherzog ab: 1) an Preußen das Herzogthum Westfalen und die Souveränetät über die Grafschaft Wittgenstein, 2) an Baiern das Amt Alzenau und die Souveränetät über Miltenberg, Amorbach und Heubach; 3) an Hessen-Kassel einige kleinere Bezirke und 4) wurde Hessen-Homburg wieder vom Großherzogthum getrennt und souverän. Dagegen wurden mit dem Großherzogthum vereint: 1) der größere Theil des seitherigen Departements Donnersberg mit den Städten Mainz, Bingen, Alzey und Worms nebst

den Salinen von Kreuznach, die jetzige Provinz Rheinhessen; 2) die Landeshoheit über den größten Theil der gräflich isenburgischen, der solms-rödelheimischen und der ingelheimischen Besitzungen. Der Flächeninhalt des so abermals umgestalteten Staates betrug in seinen neuen Besitzverhältnissen etwa 150 □Meilen mit (1817) 629 359 Einwohnern. Der neue Staat erhielt den Titel Großherzogthum Hessen und bei Rhein. Keine kleine Aufgabe trat jetzt an L. heran. Sein Land, dessen einzelne Theile in den vorhergegangenen Jahren mehrmals den Herrn gewechselt hatten, war zusammengesetzt aus den heterogensten Bestandtheilen. Oberhessen mit mehr norddeutschem Charakter sollte verschmolzen werden mit Rheinhessen, das ganz abgesehen von der großen Verschiedenheit des Charakters seiner Bewohner in Folge der langjährigen französischen Herrschaft halb französirt war; die kleineren standesherrlichen Besitzungen mußten in das größere Ganze eingefügt werden. Dabei war der Wohlstand der Bewohner des Ganzen durch die steten Kriege tief erschüttert, der Staat selbst verschuldet. Wenn trotzdem L. bei seinem Ableben ein wohlgeordnetes Staatswesen hinterließ, wenn die Wunden des Krieges so rasch, wie geschehen, vernarbten und bald wieder Wohlstand und Zufriedenheit herrschte, so ist das hauptsächlich das persönliche Verdienst des Großherzogs, der sofort nach den Friedensschlüssen die Friedensarbeit energisch begann. Zunächst war er bemüht, Sparsamkeit in alle Zweige der Verwaltung einzuführen und beschränkte besonders die Ausgaben seiner Hofhaltung, soviel es seine Würde gestattete. Wenn er trotzdem im Jahre 1816 den Bau eines neuen Theaters begann, so mag ihn dazu neben der Liebe zur Kunst auch die Erwägung geleitet haben, durch Herstellung öffentlicher Bauten den ärmeren Volksclassen Verdienst und Beschäftigung zu geben. Viel wichtiger und einschneidender waren die Einrichtungen und Veränderungen, welche die Verwaltung des Landes erfuhr. Die Trennung der Verwaltung von der Justiz wurde durchgeführt. Ein neues Gesetzbuch, nach dem Muster des österreichischen abgefaßt, wurde eingeführt. Alle Staatsfrohnen wurden abgeschafft und im J. 1816 — zuerst in Deutschland — die Ablösbarkeit der Zehnten verordnet. Bereits durch Gesetz vom 25. Mai war die Leibeigenschaft aufgehoben worden. Das hierüber erlassene großherzogliche Edict sagt wörtlich: „Wir finden die Leibeigenschaft weder dem Geiste der Zeit, noch der Würde angemessen, die wir bei unseren geliebten Unterthanen als Staatsbürgern anerkannt haben wollen“. Die Landwirthschaft und insbesondere die Viehzucht, wurde durch Belehrung und durch jede Art der Aufmunterung und Erleichterung wesentlich verbessert. Durch die Damm- und Flußbauten, welche die Regierung mit großem Kostenaufwand und Sorgfalt ausführen ließ, erhielten die an den Flußufern gelegenen Dörfer mehr Sicherheit und wurde Landeigenthum gewonnen. Die Vermehrung und Verbesserung der Straßen erleichterte den Verkehr und hob dadurch Handel und Gewerbe. Endlich krönte L. sein Werk, indem er seinem Volk im J. 1820 eine zeitgemäße Constitution gab. Zwar bestanden schon früher Landschaften, die gemeinschaftlich aus den gesammten hessischen Landen sich bald in Kassel, bald in Darmstadt versammelt hatten, allein sie waren seit schon mehr als 100 Jahren nicht mehr zusammenberufen worden und ganz in Vergessenheit gerathen. Nachdem L. bereits auf dem Wiener Congreß der Einführung einer Verfassung zugestimmt hatte, erließ das hessische Staatsministerium unterm 16. Februar 1819 eine Bekanntmachung, worin das Versprechen des Großherzogs kundgegeben wurde, es solle die erste ständische Versammlung im Mai 1820 stattfinden und vor diesem Zeitpunkte eine Verfassungsurkunde bekannt gemacht werden. Diese Urkunde wurde durch das Edict vom 18. März 1820 publicirt. Da indessen diese Verfassung nicht mit den Ständen vereinbart war, so erregte sie vielfach Unzufriedenheit. Hierauf ließ L. durch sein Mi-

nisterium die Erklärung abgeben, daß das vorliegende Verfassungsedict vom 18. März 1820 blos die Vorschrift, nach der sich die Stände zu benehmen hätten, keineswegs aber die versprochene Verfassung selbst sei, daß es vielmehr des Großherzogs Wille sei, diese in Berathung mit den Ständen zu Stande zu bringen. Am 27. Juni 1820 eröffnete nun L. in Person die auf Grund des Edicts zusammenberufene Ständeversammlung mit einer Thronrede, die mit folgenden denkwürdigen Worten schloß: „Die Propositionen, die ich Ihnen machen lasse, werden hoffentlich zu Ihrer Befriedigung gereichen. Ihre gegründeten Wünsche und Vorschläge werde ich mit Vergnügen hören und überall gerne helfen, wo zu helfen ist. Ich habe meinen Behörden befohlen, daß sie Ihnen mit Vertrauen und Offenheit entgegenkommen sollen. Thun Sie das Gleiche, dann werden wir Alle glücklich und Vielen ein Muster sein". Die Stände des Landes beriethen nun in Gemeinschaft mit der Regierung die neue Verfassung. Am 21. December 1820 konnte dieselbe, nachdem sie von L. vollzogen, verkündet und den Ständen feierlich übergeben werden. Der Inhalt der Verfassungsurkunde unterscheidet sich nicht wesentlich von allen übrigen, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts in Deutschland erlassenen. Es werden gewisse Staatsbürgerrechte stipulirt und das Zweikammersystem eingeführt. Nur eine Bestimmung verdient gerade hier besonders hervorgehoben zu werden, weil sie die Hochherzigkeit Ludwigs I. ins rechte Licht zu stellen geeignet. Der Großherzog übergab nämlich ein Dritttheil seiner sämmtlichen Domänen nach dem Durchschnittsertrag der reinen Einkünfte dem Staat zum allmählichen Verkauf und behufs Verwendung des Ertrags zur Tilgung eines Theils der Staatsschulden. Die anderen zwei Dritttheile erhielten die Bestimmung, ein schuldenfreies, unveräußerliches Eigenthum der großherzoglichen Familie für immer zu bleiben. Doch sollten die Einkünfte in die Staatskasse fließen und nur die Civilliste und die Apanagen in erster Linie daraus bestritten werden. — So wichtig die Ertheilung einer Verfassung für Hessen war, nicht minder wichtig war ein anderes Werk Ludwigs, das allerdings nach außen wirkte, aber so mächtig, daß es füglich als der erste Anfang zur Gründung des heutigen Deutschen Reichs betrachtet werden kann. Das Großherzogthum Hessen war der erste deutsche Staat, der mit Preußen eine Zolleinigung einging. Die Uebereinkunft beider Staaten, welche mit dem 1. Januar 1828 in Wirksamkeit trat, enthielt bereits die hauptsächlichsten Bestimmungen, welche wir in den späteren Zollvereinigungsverträgen finden. Zu diesem Vertrag hatte Hessen die Anregung gegeben. Als derselbe, dessen Abschluß in tiefes Geheimniß gehüllt war, ruchbar wurde, entstand im Großherzogthum Hessen, namentlich in Darmstadt, eine unbeschreibliche Aufregung. Man sprach davon, Minister du Thil habe das Land an Preußen verkauft. Der Großherzog L. aber hielt seinen Minister und äußerte zu ihm: „Was kümmert uns das Alles? Nichts ist geschehen ohne meinen Willen; ich habe mir die Sache wohl überlegt, bin mit Allem zufrieden und gratulire mir dazu. An das Geschwätz der Leute kehre ich mich nicht. Was können sie Ihnen denn anhaben ohne mich. Und dessen können Sie versichert sein, daß ich Sie nicht fallen lasse". Der preußisch-hessischen Zolleinigung trat zunächst Kurhessen bei und nach und nach folgten alle deutschen Staaten. Die preußisch-hessische Zolleinigung hatte sich zum deutschen Zollverein erhoben. — Neben diesem erfolgreichen und vielseitigen Wirken auf dem Gebiete der Politik und Verwaltung förderte L. unablässig die Künste und Wissenschaften. Der Neubau eines Theaters wurde bereits erwähnt. Ein Museum wurde ebenfalls angelegt. Goethe sagt im ersten Hefte seines Werkes über Wissenschaft und Kunst am Rhein darüber: „Ein außerordentlicher Reichthum, vortrefflich geordnet und zusammengestellt; man findet hier Meisterstücke der Kunst aus allen Jahrhunderten und Zeiten".

Die bereits von dem Landgrafen Ludwig VI. gegründete Hofbibliothek wurde beträchtlich vermehrt, so daß sie unter fortwährender Vermehrung noch jetzt eine der ersten Büchersammlungen Deutschlands ist. Die Hauptstadt des Großherzogthums, Darmstadt, wurde wesentlich verschönert und vergrößert; die Zahl seiner Einwohner stieg von 9000 auf 16 000. — Soweit die Entwickelung des Staates, an dessen Spitze L. stand. Seine Person und der hessische Staat sind so innig verwoben, daß eine Schilderung der ersteren nothwendig ein großes Stück wichtiger hessischer Geschichte mit umfassen muß. L. starb am 6. April 1830, genau 40 Jahre nach seinem Regierungsantritte. Seine Gemahlin, mit der er 53 Jahre lang in glücklicher Ehe gelebt hatte, war ihm am 24. October 1829 im Tode vorausgegangen. Sie hatte ihm 8 Kinder, 5 Söhne und 3 Töchter, geboren. Das dankbare Hessenvolk errichtete seinem Fürsten, der ihm eine freie Verfassung gegeben, zu Darmstadt ein Standbild.

Steiner, Ludwig I., Offenbach 1842. Supplement I, Darmstadt 1866. Supplement II, Darmstadt 1869.

Walther.

Ludwig II., Großherzog von Hessen und bei Rhein (1830—1848), wurde geboren zu Darmstadt am 26. December 1777 als der älteste Sohn des damaligen Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt, späteren Großherzogs Ludwigs I., und seiner Gemahlin Luise Karoline Henriette, Tochter des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt. Seine Jugendjahre fallen in die Friedenszeit bis 1790, eine Zeit, in der unter dem Schutze deutscher Fürsten Künste und Wissenschaften in Deutschland blühten. Unter dem Einflusse dieser classischen Zeit erhielt er eine sorgfältige Erziehung. Im Herbste 1795 besuchte er, beinahe 18 Jahre alt, die Universität Leipzig und studirte daselbst unter Leitung des Geheimraths v. Petersen bis zum Jahre 1798. Kriegsgefahren, welche während dieser Zeit das darmstädtische Land bedrohten, zwangen seine Eltern zweimal zu flüchten, das erste Mal im Herbste 1795 nach Eisenach und bald darauf im Juli 1796 nach Kleinzschocher bei Leipzig, wo der Prinz mit seinen Eltern zusammentraf. Bevor er nach beendeter Studienzeit 1799 in die Residenz Darmstadt zurückkehrte, bereiste er in Begleitung des Freiherrn v. Baumbach Deutschland und hielt sich bei seinem Oheim, dem Könige Friedrich Wilhelm II. von Preußen, einige Zeit zu Besuch auf. Nach seiner Rückkehr nach Darmstadt widmete sich L. (später seit 1806 Groß- und Erbprinz, nachher Erbgroßherzog genannt) zunächst dem Militärdienst, um sich in dieser Beziehung für seine späteren Regentenpflichten vorzubereiten. Außerdem beschäftigten ihn namentlich verschiedene auswärtige Sendungen. So reiste er im November 1804 nach Paris, um der Krönung Napoleons beizuwohnen, wohnte 1808 dem Congresse zu Erfurt an, brachte 1814 dem König Ludwig XVIII. von Frankreich bei seiner Thronbesteigung die Glückwünsche seines Hauses dar und ging endlich im nämlichen Jahre zum Fürstencongresse in Wien. Dort vertrat er die Interessen seines Landes und Hauses. In den inneren Angelegenheiten wurde er blos bei den landständischen Verhandlungen zur Mitwirkung berufen und zwar verfassungsmäßig als Mitglied der ersten Kammer, deren Sitzungen er regelmäßig und oft an den Discussionen sich betheiligend beiwohnte. Später (1823) trat er in den Staatsrath. Sonst blieb er stets fern von unmittelbarer Theilnahme an der Regierung, war aber in seiner Zurückgezogenheit ein fleißiger und denkender Beobachter. — Im J. 1803 hatte sich L. mit der Prinzessin Wilhelmine Luise, jüngsten Tochter des im J. 1801 verstorbenen Erbprinzen Karl Ludwig von Baden, verlobt. Am 19. Juni 1804 fand zu Karlsruhe die Vermählung statt. Im J. 1829 feierte er sein 25jähriges Vermählungsfest. Bald darauf, am 6. April 1830, trat er beim Hinscheiden seines Vaters im Alter von 53 Jahren die Regierung an. Der Anfang dieser Regierung war ebenso wie das Ende

begleitet von allerdings sich niemals über das ganze Großherzogthum erstreckenden Unruhen. Nachdem der Großherzog kurz nach seinem Regierungsantritte von einer Reise nach Oberhessen, die er, um diese Provinz kennen zu lernen, unternommen hatte, über den ihm gewordenen Empfang sehr befriedigt zurückgekommen war, brachen in derselben Provinz Unruhen aus, die bald einen bedrohlichen Charakter annahmen. Bewaffnete Banden, größtentheils aus Nichthessen bestehend, darunter viele Polen, durchzogen das Land, Aufruhr predigend und namentlich die großherzoglichen Beamten vertreibend. Dem energischen Eingreifen der Truppen unter dem Oberbefehle des Prinzen Emil von Hessen gelang es indessen den Aufstand, der unter der ländlichen Bevölkerung wenig Anhang, theilweise sogar offenen Widerstand gefunden hatte, ziemlich rasch zu unterdrücken und die Ordnung wiederherzustellen. Doch gährte es fortwährend im Lande, namentlich in Oberhessen und unter den Studirenden der Universität Gießen. Das Jahr 1848 bereitete sich vor. In der inneren Verwaltung des Großherzogthums setzte L., dem der Staatsminister du Thil ebenfalls zur Seite stand, die Reformen seines Vaters fort. Freilich waren es nicht große neue Einrichtungen, wie die Gewährung einer Verfassung oder die Gründung des Zollvereins, die sein Vater geschaffen oder zu denen er doch seinen Beistand geliehen hatte, allein deshalb war das Regierungssystem des Großherzogs nicht weniger fördernd für die Wohlfahrt seines Landes, als das seines Vaters es war. Der Verwaltungsmechanismus wurde theilweise umgestaltet und hierdurch vereinfacht. Den beiden im Lande besonders vertretenen christlichen Confessionen wandte die Regierung Ludwigs besondere Aufmerksamkeit zu. Durch Edict vom 21. März 1837 wurde zu Friedberg in der Wetterau ein evangelisches Predigerseminar errichtet, nachdem schon vorher durch Urkunde vom 22. Juni 1830 „zur Ehre Gottes, zur Wohlfahrt der katholischen Kirche und zum Besten der Landesuniversität" eine katholisch-theologische Lehranstalt errichtet worden war, die als Facultät mit der Universität Gießen vereinigt wurde und gleiche Rechte mit der evangelischen Facultät erhielt. Der öffentliche Unterricht wurde durch Errichtung mehrerer Realschulen gefördert. Im Justizwesen fanden namhafte Verbesserungen statt. Die Feld-, Forst- und Polizeistrafsachen wurden den ordentlichen Gerichten überwiesen. Ein neues Strafgesetzbuch wurde eingeführt. Ein Entwurf zu einem bürgerlichen Gesetzbuch wurde ausgearbeitet, auch zum Theil den Ständen des Landes vorgelegt und von diesen gutgeheißen, doch erlangte er nicht Gesetzeskraft. Für das Gewerbe geschah unter Ludwigs Regierung sehr viel. Handwerkerschulen wurden im ganzen Lande gegründet, Gewerbeausstellungen veranstaltet. Die dritte dieser Ausstellungen fand zu Mainz im J. 1842 statt und erstreckte sich auf die Industrie sämmtlicher deutscher Staaten. Sie war die erste allgemeine deutsche Gewerbeausstellung und von 715 Ausstellern beschickt. Ebenso wurden die ersten Eisenbahnen in Hessen unter der Regierung Ludwigs gebaut und zwar die jetzt noch wichtigen Strecken der Main-Neckar-Bahn zwischen Frankfurt a. M. und Heidelberg-Mannheim über Darmstadt und der Main-Weser-Bahn zwischen Frankfurt a. M. und Kassel, letztere die ganze großherzoglich hessische Provinz Oberhessen von Süden nach Norden durchschneidend. Beide Linien waren Staatsbahnen und von den Staaten Frankfurt, Hessen und Baden, bezw. Frankfurt, Hessen-Darmstadt und Kurhessen gemeinschaftlich ausgeführt. — Während der Ausführung aller dieser Reformen lebte L. ruhig und fast nur seiner Familie sich widmend in Darmstadt. Seine Gemahlin verlor er bereits durch den Tod am 27. Januar 1836. Von den sieben Kindern, die sie ihm geboren, waren nur vier am Leben geblieben und haben ihn auch überlebt: 1) Prinz Ludwig, der nachmalige Großherzog Ludwig III., 2) Prinz Karl, 3) Prinz Alexander, 4) Prinzessin Marie, Gemahlin des Kaisers Alexander II. von Rußland. Bis

weit in die 60er Jahre genoß L. eine vollkommene Gesundheit. Er war, wie sein Vater in den mittleren Mannesjahren, groß und stark von Körper und hatte eine stattliche grade Gestalt. Von dem Jahre 1843 ab jedoch begannen seine Kräfte zu schwinden und als das Jahr 1848 mit seinen Stürmen hereinbrach, fühlte er sich denselben nicht mehr gewachsen. Am 5. März 1848 ernannte er seinen ältesten Sohn, den Erbgroßherzog Ludwig, zum Mitregenten. Am 16. Juni 1848 bereits starb er an Entkräftung.

Steiner, Geschichte der Regierung Ludwigs II. Seligenstadt 1849. Steiner, Ludwig II., Großherzog von Hessen. Darmstadt 1848.

Walther.

Ludwig III., Großherzog von Hessen und bei Rhein (1848—1877), war geboren zu Darmstadt am 9. Juni 1806, also in den letzten Tagen des heiligen römischen Reichs deutscher Nation, als Erstgeborner des Groß- und Erbprinzen Ludwig, späteren Großherzogs Ludwig II. und dessen Gemahlin Wilhelmine, geb. Markgräfin von Baden. Seinen ersten Unterricht empfing er von dem als Realschuldirector in Friedberg verstorbenen Dr. Dieffenbach, sowie von dem Hofprediger Dr. Zimmermann. Im Sommer 1819 begab sich der Prinz zu einem fast zwei Jahre andauernden Aufenthalte nach Lausanne. Nach der Rückkehr aus der Schweiz begannen unter Leitung höherer Offiziere militärische Studien. Im Herbst 1823 bezog L. die Hochschule zu Leipzig und widmete sich dort während zweier Jahre seiner höheren wissenschaftlichen Ausbildung. Auf diese Studienzeit folgten größere Reisen, welche der Prinz gemeinschaftlich mit seinem jüngeren Bruder Karl im Frühjahr 1827 antrat. Sie besuchten Baiern, Oesterreich, Ober- und Mittelitalien. Die weiteren Ziele, Rom und Neapel, mußten einer lebensgefährlichen Erkrankung des Prinzen wegen zu Florenz aufgegeben werden. An diese Reise schloß sich noch ein längerer Aufenthalt in Frankreich und Belgien an. Im April 1830 bestieg der Vater Ludwigs III. den hessischen Thron. Am 26. December 1833 wies er dem Sohn das dessen Neigungen am meisten entsprechende Arbeitsfeld an, indem er ihn zum Inspecteur der Infanterie ernannte. An demselben Tage hatte sich der Erbgroßherzog mit der ältesten Tochter Königs Ludwig I. von Baiern, der Prinzessin Mathilde, in München vermählt. Der Ehe sind Nachkommen nicht entsprossen. Zur Theilnahme an der Regierung wurde L. in den Märztagen des Jahres 1848 berufen. Der alternde Vater, den körperliche Leiden noch mehr niederdrückten, glaubte in dem populären Sohn den Mann zu finden, der geeignet war, der Bewegung des Jahres 1848 wirksam zu begegnen und übertrug demselben am 5. März 1848 in der staatsrechtlichen Form einer Mitregentschaft die Regierung. Er hatte sich nicht getäuscht. Das Volk empfing den Fürstensohn, der von München herbeieilte, um dem Rufe seines Vaters Folge zu leisten, mit lautem Jubel. Rasche, liberale, aber feste Maßregeln, unter denen die Ernennung Heinrich v. Gagerns zum leitenden Minister besonders befriedigte, raubten der beginnenden Bewegung jeden Anlaß. Während im benachbarten Baden die Revolution, wenn auch nur für kurze Zeit, Siegerin über Fürst und Verfassung wurde, blieb Hessen, wenn auch nicht ganz verschont, so doch verhältnißmäßig wenig berührt. Bereits am 16. Juni 1848 starb Großherzog Ludwig II. und Erbgroßherzog L. folgte ihm als Ludwig III. So sehr er zur Milde neigte und so sehr es seinem Wesen entsprach, den berechtigten Wünschen seines Volks nach seinen Einrichtungen Rechnung zu tragen, so entschieden bekämpfte er die Tendenzen des Umsturzes, wie sie sich namentlich im J. 1849 in Baden und einigen hessischen Bezirken, besonders in Rheinhessen, zeigten. Hessische Truppen waren es vor allen Anderen, die mit den preußischen gegen die Auswüchse der Bewegung in Baden und der Rheinpfalz zu Felde zogen und die Ordnung wieder-

herstellten. Die rückläufige Bewegung, die sich im Anfang der fünfziger Jahre in Deutschland überhaupt geltend machte, blieb naturgemäß nicht ohne Einfluß auf des Großherzogs Regierung. Freiherr v. Dalwigk wurde an die Spitze der Geschäfte berufen und es begann für das Großherzogthum eine Zeit, die man füglich reactionär nennen kann. Viele Einrichtungen, die das Jahr 1848 gebracht, wurden beseitigt und nur zu häufig auf die vor diesem Jahre vorhandenen zurückgegriffen. Wie wenig freilich der Großherzog persönlich diesen Maßnahmen geneigt war, beweist, daß er, obwol er aus Gründen der Staatsraison die Wiedereinführung der Todesstrafe gebilligt hatte, doch niemals ein Todesurtheil bestätigte. Nicht zu verkennen ist, daß des Freiherrn v. Dalwigk Regierung, mag man sonst über sie denken, wie man will, doch in Einem sich große Verdienste um das Land erworben hat. Dieses Eine ist die Hebung des Volkswohlstandes. Handel und Gewerbe, die Landwirthschaft, überhaupt alle Erwerbszweige fanden lebhafte Förderung. Der Straßenbau des Großherzogthums war mustergiltig. Zahlreiche Eisenbahnen wurden gebaut; die Gründung von Creditinstituten wurde gefördert. Das Jahr 1866 fand den Großherzog und seine Truppen auf österreichischer Seite. Der unglückselige, aber nothwendige Bruderkrieg kostete dem Lande einen althessischen Gebietstheil, das sogenannte Hinterland, die Kreise Vöhl, Biedenkopf und Battenberg, dem Großherzog persönlich die ihm erst kurz vorher zugefallene Souveränität über die Landgrafschaft Hessen-Homburg, deren Fürstenhaus im Mannesstamme erloschen war. Die erwähnten Landestheile kamen an Preußen. Der Gebietszuwachs war nur gering. Erwähnenswerth ist die Erwerbung des vormals kurhessischen Bades Nauheim. Die Gründung des norddeutschen Bundes führte eine große Veränderung in Hessen herbei. Die Provinz Oberhessen wurde dem neuen Bunde zugefügt; die hessischen Truppen traten in eine Militärconvention mit Preußen; die seither thurn- und taxis'sche Post wurde ebenfalls von diesem Staate übernommen. Der Zwist des Jahres 1866 war bald vergessen. Die 1870er Ereignisse fanden den Großherzog und die Hessen als treue, rückhaltlose Mitkämpfer gegen den französischen Angriff. Die Errichtung des Deutschen Reichs war für die Hessen und ihren Großherzog etwas Selbstverständliches. Der Minister v. Dalwigk nahm seine Entlassung. Minister Hofmann, der nachmalige Präsident des Reichskanzleramtes, dann Staatssecretär von Elsaß-Lothringen, übernahm die Leitung der Geschäfte. Es begann nun eine freiheitliche und friedliche Arbeit im Innern. Das Verhältniß des Staates zur Kirche, das sich während der Regierung des Herrn v. Dalwigk in einer für den ersteren ungünstigen Weise entwickelt hatte, wurde entsprechend dem Vorgange Preußens geregelt, die innere Verwaltung auf der Grundlage der Selbstverwaltung neu organisirt. Dem in den Dienst des Reichs übertretenden Minister Hofmann folgte der in gleichem Sinne thätige Minister v. Starck. Mitten in diesen Arbeiten wurde der Großherzog durch den Tod abberufen. Er starb, etwas über 71 Jahre alt, am 13. Juni 1877. Seine Gemahlin Mathilde von Baiern war ihm schon am 25. Mai 1862 im Tode vorangegangen. Im J. 1868 hatte er sich in morganatischer Ehe mit Magdalene Freiin v. Hochstätten vermählt. Ludwig III. Nachfolger wurde sein Neffe Ludwig IV. Des Fürsten Bild würde unvollständig sein, wollte man seine persönlichen Eigenschaften vergessen. Die Milde und Liebenswürdigkeit seines Wesens gewannen ihm die Herzen seines Volkes. Bedeutende Kenntnisse, unterstützt durch ein eminentes Gedächtniß, rasche Auffassungsgabe und scharfes Urtheil erhoben ihn auch in dieser Beziehung über die Menge. Seine Liebe zur Kunst, insbesondere zur Musik, bethätigte sich besonders in der Pflege seines Hoftheaters, das während seiner Regierung sich ebenbürtig neben die ersten Bühnen Europa's stellte.

Walther.

Ludwig, Markgraf von Meißen und Landgraf von Thüringen, Bischof von Halberstadt (1357—1366) und Bamberg (1366—1373), Erzbischof von Mainz (1373—1382) und Magdeburg (1381—1382), geb. am 26. Februar 1340, war der vierte Sohn des Markgrafen Friedrich des Strengen von Meißen und Mechtildens, der Tochter des Kaisers Ludwig des Baiern, der Oheim Friedrichs des Streitbaren, der 1423 die sächsische Kurwürde erwarb. Er hatte drei ältere und einen jüngeren Bruder sowie zwei Schwestern, von denen die eine einen Burggrafen von Nürnberg heirathete. Kaum sechs Jahre alt, verlor L. seinen Vater durch den Tod (3. Juli 1346). Die Vormundschaft über die jüngeren Geschwister führte längere Zeit deren ältester Bruder. Erst 17 Jahre zählend, ward L. Bischof von Halberstadt, nachdem Albrecht II., Herzog von Braunschweig-Lüneburg, die Regierung dieses Bisthums im J. 1357 freiwillig niedergelegt hatte. Gleich nach seinem Regierungsantritt bestätigte er die Privilegien der Stadt Halberstadt und ertheilte ihr 1363 das von Kaiser Otto II. dem Stift verliehene Münzrecht. Im J. 1365 brachte er an dasselbe das Schloß Horneburg zurück, das bis dahin an die Herzöge von Braunschweig verpfändet gewesen war. Nach neunjähriger Regierung verzichtete auch er, gleich seinem Vorgänger, auf das Bisthum Halberstadt (1366). Da nämlich durch den Tod Friedrichs II., Grafen von Truhendingen, der Bischofsstuhl zu Bamberg vakant geworden war, bewarb sich L. um denselben und erlangte ihn. Am 30. August 1366 zog er mit glänzendem Gefolge in Bamberg ein. Aber auch auf dieses Bisthum verzichtete er nach kaum sieben Jahren (23. April 1373). Am 4. April 1373 war Johann I. von Ligni (oder Linwei), ein Luxemburger und naher Verwandter Kaiser Karls IV., als Erzbischof von Mainz gestorben. Sogleich postulirte das Mainzer Domkapitel den damaligen Bischof von Speier, Adolf von Nassau, der sich schon einmal um den Mainzer Bischofsstuhl beworben hatte. Wie damals so versagte ihm auch jetzt wieder Papst Gregor XI. die Bestätigung. Zu gleicher Zeit strebte auch L. nach der Mainzer Inful. Am 26. November 1372 hatten seine drei Brüder, er selbst und der Burggraf von Nürnberg mit Kaiser Karl IV. zu Pirna ein Bündniß gegen Herzog Otto von Baiern wegen der Mark Brandenburg geschlossen. Er stand daher bei Karl IV. in Gunst und Ansehen, und von diesem nachdrücklich empfohlen, begab er sich persönlich zum Papst nach Avignon, welcher ihn, hauptsächlich durch die kaiserliche Bitte bewogen, im Frühjahr 1374 zum Erzbischof von Mainz ernannte. Bald nach seiner Rückkehr verlieh Karl IV. „yme auch als ein Romischer Keysir desselben Stiftes (Mentze) Werntlichkeit vnd Regalia." Dagegen versprach L., daß er den vom Kaiser errichteten Landfrieden „als ein Ertzbischoff zu Mentze in allen Punkten und Artikeln, als er begriffen ist, unverrucket und gentzlich in halden, volforn, sweren und besiegeln wil." Schon am 2. Mai 1374 unterschreibt sich L. in der Urkunde, durch welche Karl IV. das von zwei Pröpsten gestiftete Karthäuserkloster zu Erfurt bestätigte, als Erzbischof von Mainz. Nun entstand zwischen Adolf und L., den beiden Prätendenten des Erzstifts Mainz, eine mehrjährige Fehde, aus der Adolf als Sieger hervorging. Bald nach seiner Erwählung durch das Mainzer Domkapitel nahm Adolf Besitz vom Erzstift und ließ sich huldigen. Nachdem aber Gregor XI. ihn zurückgewiesen und L. bestätigt hatte, zog Adolf im August 1374 mit Bewaffneten nach Hessen und Thüringen und besetzte dort die befestigten Orte des Erzstifts. Die beiden Gegner bekämpften sich mit allen Mitteln und L. ließ an den Kirchen die zu seinen Gunsten erlassenen päpstlichen Schreiben anheften, um damit seine Sache als gerecht, die seines Gegners als ungerecht hinzustellen, ein Mittel, das Viele vom Kampfe gegen L. abschreckte. Im October 1374 fiel Adolf mit bewaffneter Macht in die Länder der Markgrafen von Meißen ein, die ihrem Bruder mit

Gewalt zum Besitze des ihm rechtmäßig zugehörenden Erzstiftes verhelfen wollten, sowie in die Länder der Grafen von Schwarzburg, welche im Bunde mit jenen die Mainzischen Schlösser Salza und Bischofsgutern weggenommen hatten. — Im folgenden Jahre schloß er ein Bündniß mit zahlreichen Herrn und Städten, dem sich auch die Sterner unter Herzog Otto dem Quaden und dessen Schwager Gottfried von Ziegenhain als mächtige Genossen zugesellten. Nachdem Adolf mit seinen Verbündeten das Meißener Land stark verwüstet hatte, belagerte er Gebeser (unweit der Mündung der Gera in die Unstrut), aber der Anmarsch des Markgrafen Balthasar mit Heeresmacht zwang die Belagerer zum Abzug und zersplitterte ihre Kräfte. Adolf zog sich nach Erfurt zurück, das von den Markgrafen Balthasar und Friedrich von Meißen längere Zeit hart bedrängt wurde. Als nun gar der Kaiser mit einem starken Heere heranzog, ließ sich Adolf zu einem Vergleiche bewegen. Die Waffen sollten bis zum 24. Juni 1377 ruhen; die Reichsacht über Erfurt ward aufgehoben; gegen Adolf durfte keine päpstliche Bannbulle vorgebracht werden; der Titel „Kurfürst und Erzbischof von Mainz" verblieb L. Was den Kaiser vor Allem bestimmte, zur Beilegung der Fehde zwischen Adolf und L. thatkräftig mitzuwirken, war die von ihm beabsichtigte Wahl seines Sohnes Wenzel zum deutschen König, die er noch zu seinen Lebzeiten zu Stande gebracht sehen wollte. Bekanntlich wußte er die Kurfürsten und andere Reichsfürsten durch reichliche Geldspenden und Ertheilung großer Privilegien für sich zu gewinnen. Ludwigs Kurstimme für Wenzel war gesichert, weil jener dem Kaiser sein Stift verdankte und durch des Kaisers Hilfe in den ungestörten Besitz des Erzstiftes zu gelangen immer noch die feste Hoffnung hegte. Als am 1. Juni 1376 die Kurfürsten sich zu Rhense versammelten, um über die Erwählung Wenzels zu berathen, kam L. nicht eher, als bis ihm die anderen Fürsten erklären ließen, daß sie ihn als Erzbischof von Mainz ansähen. Pfalzgraf Ruprecht holte ihn in Oppenheim ab und fuhr mit ihm nach Rhense. Am 10. Juni fand die eigentliche Wahl Wenzels zu Frankfurt statt, wobei L. als Erzbischof von Mainz das Scrutinium vornahm. Als im J. 1378 Papst Gregor XI. gestorben war, wollte sein Nachfolger Urban VI. der Spaltung im Mainzer Erzstift ein Ende machen. Er ernannte L. zum Patriarch von Jerusalem und Bischof von Cambrai. Dieser jedoch wollte nicht auf die erzbischöfliche Würde verzichten, weshalb Urban VI. sich genöthigt sah, seine Entscheidung zurückzunehmen. Des Erzstifts Vesten hielt Adolf besetzt; nur Salza in Thüringen verblieb L., welcher zur Verstärkung seines Anhanges dem Landgrafen Hermann die feierliche Bestätigung aller Lehen, die er vom Erzstift hatte, ertheilte. Endlich kam durch die Bemühungen König Wenzels und der Fürsten zwischen L. und Adolf ein Vergleich zu Stande. Am 28. April 1381 wurde der letztere in Mainz feierlich empfangen und im Dom inthronisirt. L. erhielt durch Urban VI. das Erzbisthum Magdeburg, das durch die Abdankung des Erzbischofs Petrus von Brünn erledigt war. Weil aber L. das Pallium nicht hatte, wollten ihm die Städte Magdeburg und Halle nach einer vorgeschützten alten Gewohnheit nicht eher huldigen, als bis er solches vom Papst erlangt haben würde. Uebrigens huldigten ihm die kleineren Städte des Erzstifts, später auch Halle und Magdeburg, nachdem er jener Stadt am 15. März 1381 und dieser am 25. Juli einen Huldbrief gegeben hatte, worauf er mit 1000 Pferden in Magdeburg einzog. Im folgenden Jahre auf Fastnacht hielt L. ein großes Fest zu Calbe a. d. S. und lud dazu seinen Bruder Wilhelm und viele Grafen, Barone und Ritter ein. Während der öffentlichen Belustigungen auf dem Rathhause entstand plötzlich Feuerlärm. Jedermann drängte sich zu den Thüren. L. ward im Gewühl mit fortgerissen, stürzte die Treppe hinunter, brach das Genick und starb. Allgemein hielt man seinen Tod für eine gerechte Strafe Gottes und

dies um so mehr, weil er von allen Anwesenden allein das Leben verlor. Sein Leichnam ward nach Magdeburg gebracht und nach Einigen in der Caldaunenkapelle im Dom, nach Anderen in der St. Gangolphskapelle im erzbischöflichen Palast ohne Cerimonien und Vigilien in der Stille begraben. Will.

Ludwig, Graf von Mömpelgard, 1044. S. oben Bd. XIII S. 412 (unter: **Hunfried**, Erzbischof von Ravenna).

Ludwig, Graf von Nassau-Katzenellenbogen, geb. am 10. Januar 1538 zu Dillenburg, war der dritte Sohn des Grafen Wilhelm und der Juliane von Stolberg. Seinem ältesten Bruder Wilhelm von Oranien folgte der reichbegabte junge Mann, nachdem er in Straßburg und Genf studirt hatte, in die Niederlande, wo er bald eine der ersten Stellen unter dem Adel einnahm. Ein Spiegel aller Tapferkeit und ritterlicher Sitte (schon in der Schlacht von Saint Quentin, 1557, hatte er sich hervorgethan), erwarb er sich, so jung er war, bald eine weitverbreitete Popularität in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden, sowol an den Höfen und in den Schlössern, in welchen er, ein gefeierter Turnierheld, verkehrte, als auch unter dem Volke. Denn L. besaß eine tiefe innerliche Frömmigkeit, dazu einen regen Eifer für den Protestantismus, der ihn, den freilich auch unter Reformirten erzogenen Lutheraner, zum Beschützer und Freund der Calvinisten machte, ohne ihn zum Verfolger der Katholiken zu stempeln, was die Augen des der alten Religion je länger je mehr abspenstig werdenden niederländischen Volkes fortwährend auf ihn zog, während seine Lebensweise, in Mitten einer sittenlosen, verdorbenen und dem Trunk ergebenen Aristokratie, niemals das Volksgefühl verletzte. So konnte er der Herzbruder Brederodes (s. d.) und doch der Freund der beiden edlen Brüder Marnix sein. Obgleich ein Ausländer, gehörte er zu den hervorragendsten Häuptern des niederen Adels, der sich im Spätjahr 1565, als sich die Religionsfrage unaufhaltsam in den Vordergrund drängte, nachdem er bisher die großen Herren nur unterstützt hatte in ihrer Opposition gegen Granvelle, des Volkes selbständig annahm und mit der Forderung freierer Religionsübung auftrat. Mit Brederode und Graf Karl von Mansfeld war L. der erste Unterzeichner des bekannten Compromis des Nobles, an dessen Zustandekommen und Ausbreitung er den größten Antheil hatte. Von jetzt an ist die Geschichte der Revolution die Geschichte Ludwigs. Er war nicht allein als Bruder Oraniens derjenige, welcher die allen Extremen und revolutionären Maßregeln abgeneigten Größen mit den Führern des Compromisses in Verbindung hielt, sondern auch, seines Einflusses auf Brederode wegen, mit den beiden Brüdern Marnix, mit de Hames, Gilles le Clercq u. a., das Haupt der Bewegungspartei. Seine Verbindungen in Deutschland kamen ihm jetzt zu Statten, auch dort war er unablässig thätig, der niederländischen Sache Freunde und Bundesgenossen, später auch Soldaten, zu werben. Denn L. war entschlossen, den Kampf mit der Regierung, den er kommen sah, aufzunehmen, das arme Volk nicht der Gnade der Spanier zu überlassen. Doch war er, wie sämmtliche Lutheraner und überhaupt alle Gemäßigten, entrüstet und betrübt wegen des Bildersturmes, dessen man ihn später freilich beschuldigt hat, ein Urheber gewesen zu sein. Er verdammte denselben nicht allein, weil er den fanatischen Haß der Calvinisten nicht theilte, sondern auch weil derselbe der Sache der Freiheit gewaltigen Abbruch thun mußte, die Katholischen unwiderruflich entfremden, den König zur Rache seiner Ehre und seiner Religion entzünden. Doch hätte er sich auch wol jetzt noch den Calvinisten angeschlossen, wenn sich sein Bruder offen erklärt hätte. So wie es jetzt stand, war jeder Widerstand vergeblich und L. verließ, wie so viele, das Land, als Alba heranzog, 1567. Im nächsten Jahre übernahm er die Führung des

Zugs, welcher im Norden des Landes den Aufstand zu erwecken beabsichtigte, während Oranien selber den Süden angriff. Mit seinem jüngeren Bruder Adolf von Nassau und einer Schar Ausgewanderter und geworbener Landsknechte fiel er im Gröningerland ein und besiegte den Statthalter Graf Arenberg bei Heiligerlee (23. Mai 1568), in welcher Schlacht letzterer, sowie auch Adolf von Nassau den Tod fanden. Doch obgleich er jetzt keinen geringen Zuzug erhielt, gelang es ihm nicht, irgend einen Vortheil zu behaupten. Die Stadt Gröningen öffnete ihm ihre Thore nicht und bald nahte der Herzog selbst mit einer erdrückenden Uebermacht, denn Alba setzte Alles daran, um im Norden fertig zu werden, bevor Wilhelm seinen Schlag im Süden führen konnte. Vergebens suchte L. seine wegen Mangel und ausbleibender Soldzahlung meutrischen Landsknechte zu begeistern; nach kurzem Ringen ward sein Heer von einem Theil der spanischen Armee bei Jemgum an der Ems (21. Juli 1568) über den Haufen geworfen und in den Fluß gesprengt. Er selber, dessen Beispiel so machtlos gewesen war wie seine Worte, entkam mit genauer Noth über den Fluß. Mit wenigen Begleitern kam er zu seinem Bruder, den er auf seinem fruchtlosen Zug durch die Südprovinzen begleitete und dann nach Frankreich mit hinüber folgte. Hier machte er mit demselben den Feldzug des J. 1569 im Heere Coligny's mit und spielte mit seinen deutschen Reitern eine Hauptrolle. Seine ritterliche Tapferkeit machte ihn zu einem beliebten Führer der Hugenotten, seinem ungestümen Feuer hat man wol die Niederlage bei Moncontour zugeschrieben, wo seine Energie aber die vollständige Vernichtung abwehrte. Der Friede von Saint Germain verdammte ihn zur Unthätigkeit, doch nur im Felde. Unablässig war er beschäftigt, neue Verbindungen zu knüpfen, der Sache der Niederlande und des Protestantismus Bundesgenossen zu gewinnen. Die Statthalterschaft des Fürstenthums Oranien gab ihm Veranlassung, in Frankreich zu bleiben und so seine französischen Verbindungen zu erhalten und neue, namentlich mit England, zu knüpfen. Doch sind wir über seine Wirksamkeit in Frankreich weniger unterrichtet, weil aus diesen Jahren seine sonst so reichhaltige Correspondenz fehlt. Im Frühjahr des J. 1572, als der König Karl und die Königin-Wittwe Catharina sich mit Hülfe der Hugenotten kräftig gegen Spanien anstrengen zu wollen schienen und Coligny einen Augenblick der einflußreichste Rath der Krone war, planten die niederländischen Ausgewanderten einen zweiten allgemeinen Angriff. Die Herrschaft Alba's war sehr erschüttert, die Nation zur Rebellion bereit, die Wassergeusen hatten den Briel eingenommen und auch der wichtige Scheldehafen Vlissingen hatte sich ihnen angeschlossen. Da überfiel L. mit einer meist aus Hugenotten bestehenden Schaar von einem Paar Tausend Mann die wichtige Festung Mons (23. Mai 1572) und bedrohte von da Brüssel und die Südprovinzen. Doch ward er bald von Don Federigo di Toledo eng eingeschlossen und obgleich er einen Theil der spanischen Armee beschäftigt hielt, gelang es ihm nicht, weiteren Einfluß auf den sonst so unglücklichen Gang der Ereignisse zu üben. Sowol die Versuche der Hugenotten ihn zu entsetzen mißlangen, als später die seines Bruders Wilhelm. So zwang, als Wilhelm, ohne Schlacht vollständig geschlagen, seinen Zug aufgegeben und die Bartholomäusnacht die Hoffnungen der Protestanten für längere Zeit vernichtet hatte, Mangel und Meuterei ihn am 19. September zur Capitulation, welche ihm und seinen Soldaten und den mit ausziehenden Bürgern freien Abzug gewährte. Der unermüdliche Kämpfer ward im nächsten Jahre der Vermittler zwischen den Protestanten und der französischen Regierung, als die Hoffnung, die polnische Krone dem Herzog von Anjou zu erwerben, letztere aufs neue zu einem Bündniß mit allen Gegnern Spaniens gegen die habsburgischen Interessen trieb. Merkwürdig ist eine von ihm herrührende, aus diesen Zeiten stammende Denkschrift an den

König Karl IX., in welcher er denselben zu überzeugen sucht, wie dessen Kampf mit dem Protestantismus ein fruchtloser und nur für Spanien ein fruchtbringender sein mußte. Er wagte gegen denselben eine Sprache zu führen, wie Könige selten zu hören bekommen, die ihm aber damals am französischen Hofe nicht übel genommen wurde. Von den Franzosen mit Geld unterstützt, gelang es ihm im Frühjahre des J. 1574 in Deutschland ein kleines Heer, ungefähr 9000 Mann, außer einigen Franzosen, deutsche Reiter und Landsknechte, zu versammeln und über den Rhein nach der Maas zu führen. Seine Brüder Johann und Heinrich und Herzog Christoph, der Sohn des pfälzischen Kurfürsten begleiteten ihn. Er beabsichtigte mit dieser Macht Mastricht anzugreifen und nachher der Maas entlang nach Holland vorzudringen, um sich mit den holländischen Truppen in Bommel zu vereinigen. Bald hatte er Geldmangel und in Folge davon viele Desertionen unter seinem schlecht ausgerüsteten Heer, dem am 14. April eine kleine, aber aus auserlesenen Truppen bestehende spanische Macht unter Don Sancho d'Avila und dem Herrn von Hierges beim Dorfe Mook an der Maas entgegentrat. Auf der Haide bei diesem Dorfe wurden die Truppen Ludwigs nicht allein geschlagen, sondern völlig vernichtet und weder von ihm selber, noch von seinem Bruder Heinrich (Johann war vom Heer abwesend, um Geld zu beschaffen) oder dem pfälzischen Herzog ist je wieder eine gewisse Kunde vernommen. Entweder ist L. in der Schlacht (er hatte sich, als dieselbe verloren war, ins dichteste Kampfgetümmel gestürzt) gefallen und nackt ausgezogen auf dem Schlachtfelde liegen geblieben oder er ist im Fluß umgekommen. So war das jämmerliche Ende einer der liebens- und merkwürdigsten Persönlichkeiten jener an hervorragenden Menschen so reichen Zeit. Wie der Amerikaner Motley sagt, sein Leben war kurz an Jahren, er ist nur 36 Jahre alt geworden, doch es schien ein Leben bis zum Greisenalter auszufüllen, wenn man Alles in Anbetracht nahm, was er darin gethan hatte. Zehn Jahre lang war er der rechte Arm seines Bruders und öfter auch der Führer der Protestanten in den Niederlanden und eines ihrer Häupter in Europa gewesen. Es ist von ihm gesagt worden: hätte er länger gelebt, er wäre der berühmteste Feldherr seiner Zeit geworden. Wir können dem vielleicht beistimmen, denn nur sein allzu kühner Muth verführte ihn dann und wann im Felde, doch eher noch möchten wir sagen, er wäre einer der größten und berühmtesten Männer seiner Zeit geworden. Denn es liegt ein eigenthümlicher Zauber über diesem deutschen Grafen, dem jüngeren Sproß eines keineswegs sehr vornehmen Hauses, dem Ritter ohne Furcht und Tadel der Reformation. L. war gewandt mit der Feder, wie mit dem Schwert, unablässig thätig im Sattel oder im Cabinet, wegen der Einfachheit und Reinheit seiner Sitten, der Uneigennützigkeit seiner Absichten, wegen seiner Frömmigkeit und Duldsamkeit von Calvinisten und Lutheranern, ja von Katholiken geehrt, von weisen Staatsmännern, wie von Kriegsleuten gelobt. Hätte das protestantische Deutschland des 16. Jahrhunderts viele Männer, wie dieser Nassauer, aufzuweisen gehabt, es wäre ein anderes geworden, als jenes, das in den folgenden Jahrzehnten gegen die katholische Gegenreformation unterlag.

Die vornehmsten Quellen über Ludwig sind sein Briefwechsel in den vier ersten Bänden der Archives de la Maison d'Orange und daneben die Memoiren seines Secretärs la Huguerye. Vgl. weiter Arnoldi, la Pise, Bor, v. Reyd, die Correspondance de Philippe II., Thuanus und die übrige Litteratur des Zeitraums. Monographien über ihn sind mir unbekannt. P. L. Müller.

Ludwig Günther, Graf von Nassau-Katzenellenbogen, jüngster Sohn des Grafen Johann VI. von Nassau-Dillenburg und der Gräfin Elisabeth von Leuchtenberg, trat, wie fast seine sämmtlichen Brüder, in den Dienst der

Generalstaaten: 1596 nahm er als Freiwilliger Theil an dem anglo-niederländischen Zug nach Cadix, wo er sich sehr hervorthat. Von seinem Vetter Moritz von Oranien zum Generallieutenant der Reiterei erhoben, hatte er keinen geringen Antheil an dessen Siege bei Nieuwpoort und nahm im selben Jahre Wachtendonk ein. 1602 führte er einen Zug nach Luxemburg. Als er 1604 der Belagerung der Festung Sluis in Flandern beiwohnte, ward er von einem Fieber weggerafft, den Namen eines kühnen Reitergenerals hinterlassend, dessen Tapferkeit den Spaniern viel zu schaffen gemacht hatte.

Vgl. Archives de la Maison d'Orange, II. Serie, Bd. I u. II. Bor, v. Meteren, Duyck's Journal 2c. P. L. Müller.

Ludwig Heinrich von Nassau-Dillenburg, geb. am 9. Mai 1594 als Sohn des Grafen Georg und der Anna Amalia aus dem Hause Nassau-Saarbrücken. Er studirte auf der von seinem Großvater Johann dem Aelteren im J. 1584 neubegründeten hohen Schule zu Herborn, vollendete seine Ausbildung in Frankreich und verdiente als echter Oranier dann seine Sporen im Dienste der vereinigten Niederlande unter dem Prinzen Moritz. 1614 wohnte er den Belagerungen von Emmerich und Rees bei. In die deutschen Stammlande zurückgekehrt, theilte er 1623 nach dem Tode des Vaters mit seinem Bruder Albrecht das Erbe, wurde aber schon 1626 in Folge Ablebens des Genannten Alleinherrscher über Dillenburg, Herborn, Driedorf, Burbach und den Hickengrund. Krieg und Pest wütheten damals in jenen Gegenden — ja noch schlimmer: wegen angeblichen Beistandes an den Pfalzgrafen Friedrich, den unglücklichen Winterkönig, ward vom Kaiser über Dillenburg und Hadamar die Reichsacht ausgesprochen und die Anwartschaft auf diese Lande dem in der kaiserlichen Armee mit Auszeichnung dienenden Stammesvetter Ludwig Heinrichs, dem Convertiten Johann dem Jüngeren von Nassau-Siegen zugesprochen. Dieser Gefahr entging L. H., da es den persönlichen Bemühungen Johann Ludwigs von Nassau-Hadamar in Wien im J. 1629 glückte, den Kaiser zur Nichtvollziehung jenes Schrittes zu bewegen. Johann Ludwig hatte dies sein protestantisches Bekenntniß gekostet, L. H. blieb jedoch demselben treu. Ja, als der große Schwedenkönig Gustav Adolf in Deutschland seinen Siegeszug auch bis in die Nähe der nassauischen Lande ausdehnte, schloß er sich demselben rasch und entschlossen an und trat als Obrist in dessen Kriegsdienste, für ihn ein Infanterie-, später auch ein Reiterregiment errichtend, die mit Auszeichnung, wenn auch wechselndem Glück, in den verschiedensten Regionen Deutschlands im Interesse der evangelischen Sache gefochten haben. Auch der Graf selbst zeichnete sich in diesen Feldzügen durch persönliche Tapferkeit und fröhlichen Soldatenmuth aus, namentlich wenn es galt, mit stürmender Hand einen festen Platz zu nehmen. So ist sein Name verknüpft mit den Eroberungen von Benfeld, Schlettstadt, Stollhofen, Obernhain, Offenburg und Colmar, vorzüglich auch mit der Ueberrumpelung des festen Braunfels (1635), eine vielgerühmte Heldenthat, die dem Lande des kühnen Eroberers freilich einen verheerenden Rachezug der Kaiserlichen unter Mansfeld eintrug. Doch noch in dem nämlichen Jahre, als es schien, wie wenn der Glücksstern der Schweden zu erbleichen beginne, verließ L. H. deren Sache und wandte in politisch feiner Berechnung sich dem Kaiser zu, der ihn, als er den Prager Frieden annahm, sogar aus schwedischen Diensten in die seinigen herübernahm, desgleichen seine Regimenter, bei denen man doch auf Schwierigkeiten stieß. L. H. widmete dem neuen Heere seine Kraft mit gleicher Energie, betheiligte sich alsbald an der Belagerung von Montabaur, nahm auf einem Zuge ins Westfälische den Schweden Amöneburg weg, ließ seine Regimenter zu der Armee des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt stoßen und rückte selbst 1637 als Generalwachtmeister mit nach Sachsen, wo er am 16. Mai Eilenburg

erstürmte. Unmittelbar hierauf begab er sich nach Prag zum Kaiser, den er zum Gönner gewann. In seine Lande zurückgekehrt, die unterdessen mehrfach unter Durchzügen und lästigen Einquartierungen Unsagbares erduldet hatten, glückte ihm noch eine kühne Waffenthat, der Handstreich auf Hanau, das er mit sammt seinem Commandanten, dem gefürchteten Schotten Ramsay, einem der besten Generale des schwedischen Heeres, nahm. Letzterer starb unter tragischen Verhältnissen später auch während der Gefangenschaft auf Dillenburg, der Residenz seines Besiegers. Nach und nach verhallten in diesen Gegenden des Krieges Stürme und L. H. konnte sich wieder mehr mit dem Wohl und Wehe seiner Lande beschäftigen, was er denn auch nicht verabsäumt hat. Hervorgehoben muß u. A. werden, daß er z. B. der schwer geschädigten Landesschule, der Akademie zu Herborn, durch mehrfache generöse Zuwendungen aufzuhelfen bemüht sich zeigte. Nach dem Friedensschluß empfing L. H. den Lohn für seinen Abfall zum Kaiser, der ihm durch Erhebung in den Reichsfürstenstand zu Theil ward. Am 2. Juli 1662 ist er zu Dillenburg gestorben. Die Regierung hinterließ er seinem Sohne Adolf und dem ältesten Enkel Heinrich, Sohn des vor dem Vater dahingeschiedenen Erbprinzen Georg Ludwig. Beide veranstalteten eine Landtheilung. L. H. war dreimal vermählt gewesen und zwar mit Katharina von Sayn, der Rheingräfin Elisabeth und der Sophie Magdalena von Nassau-Hadamar.

C. H. v. Rauschard, Nass. Geschlechtstafel des Otton. Stammes, Mscr. von 1789. C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogthums Nassau, 1843. E. F. Keller, Drangsale des nass. Volkes, 1854. Joachim.

Ludwig Crato (Crafft) von Nassau-Saarbrücken-Saarbrücken, geb. zu Saarbrücken am 28. März 1663, Sohn des Grafen Gustav Adolf und der Eleonore Clara geb. Gräfin von Hohenlohe-Gleichen. Erzogen wurde er, während sein Vater bei den Franzosen als Kriegsgefangener sich aufhielt, auf Neuenstein bei seinem Oheim Wolfgang Julius von Hohenlohe, später zu Tübingen. 1677 erbte er beim Tode des Vaters die Grafschaften Saarbrücken und Saarwerden, doch ohne die Regierung faktisch anzutreten, da diese Lande durch die vielen Kriegszüge arg zerrüttet und zudem von den Franzosen besetzt waren. Mangel und Noth, wol auch eigene Kriegslust, bewogen L. C., Heeresdienste zu nehmen, wobei politische Klugheit und Zwang der Verhältnisse ihn der französischen Armee zuführten, in welcher er, von Stufe zu Stufe bis zum Generallieutenant steigend, an vielen Kriegsactionen (Belagerung und Eroberung von Luxemburg 1684, Schlacht bei Fleurus 1690, wo er schwer verwundet wurde, Belagerung von Namur und Schlacht bei Steenkerke 1692, Neerwinden 1693), durch Tapferkeit, kaltes Blut und militärischen Scharfsinn sich einen Namen zu erwerben verstand. Seine Zugehörigkeit zur französischen Armee erfuhr eine kurze Unterbrechung durch seinen Uebertritt in holländische Kriegsdienste, aus denen ihn Frankreich durch Confiscation seiner Lande schnell wieder zurückgewann. Durch den Frieden von Ryswick 1697 wurden seine Länderstriche wieder deutsch und L. C. übernahm ihre Regierung, ohne einstweilen sein militärisches Verhältniß zu lösen, wenn er auch an den kriegerischen Ereignissen, die sich wegen der spanischen Erbfolge abspielten, nicht mehr in Person Theil nahm. Er widmete sich von nun an mit Eifer und Geschick seinen Regentenpflichten, was um so nothwendiger erscheinen mochte, als die Wechselfälle des Krieges ab und zu seinen Landen mit Gefahren drohten, wenn auch im Ganzen — eine Folge des klugen und politischen Auftretens des persönlich liebenswürdigen und allgemein beliebten Grafen — gewaltsame Ereignisse nicht vorfielen. L. C. war ein guter Regent. Gerühmt wird seine Fürsorge für Religions- und Schulangelegenheiten, wie nicht minder seine Wohlthätigkeit (Pfarrerwittwenkasse,

Stipendium für Studirende), strenge Rechtspflege und sorgliche Verwaltung der Landesfinanzen. Er ward dafür von seinen Unterthanen geliebt und verehrt. Bei seinem Tode, am 14. Febr. 1713, hinterließ er einen directen männlichen Erben seiner Lande nicht; sein Regierungsnachfolger war sein Bruder Karl Ludwig.

J. G. Hagelgans, Nass. Geschlechtstafel d. Walr. St., 1753. Fr. Köllner, Gesch. des Nass.-Saarbr. Landes. C. D. Vogel, Brschreibung des Herzogth. Nassau, 1843. Joachim.

Ludwig II. von Nassau-Weilburg, ältester Sohn des Grafen Albrecht von Nassau-Saarbrücken zu Ottweiler, geb. am 9. August 1565 zu Weilburg, von wo aus er mit dem Vater, als diesem und dessen Bruder Philipp die Saarbrückener Lande des Hauses Nassau durch Erlöschen der dortigen Linie zufielen, 1575 nach Ottweiler übersiedelte. Entsprechend dem Zeitgebrauch ging er nach empfangener Jugendausbildung auf Reisen in die französische Schweiz, Südfrankreich und nach Paris, auch an deutsche Fürstenhöfe. Er lernte dabei zu Cassel seine spätere Gemahlin Anna Maria von Hessen-Cassel kennen, die er 1589 heimführte. 1593 beim Tode seines Vaters theilte L. mit seinen Brüdern Wilhelm und Johann Casimir, wobei er die linksrheinischen Lande Homburg, Ottweiler, Kirchheim und Lahr erhielt, während die jüngeren Brüder die weilburgischen Lande wählten. Aber schon 1597 starb Wilhelm, Johann Casimir 1602, worauf L. sich im vollen väterlichen Besitze sah. Gleichfalls im J. 1602 starb ferner sein Oheim Philipp IV., dem in der Brudertheilung von 1561 Neuweilnau, Cleeberg, Stauf und Sonnenberg, später Nassau, Kirberg, Reichelsheim u. A. m. zugefallen, ohne männliche Erben zu hinterlassen; seine Territorien fielen also auch an L., der ferner auch, als im J. 1605 die Linie Nassau-Idstein mit Johann Ludwig ausstarb, deren Länderbesitz zu seinen Händen nahm und nunmehr der einzige Repräsentant des walramischen Stammes vom Hause Nassau war. L. war schon als Mensch hochachtbar, tief-religiös in Gesinnung und Thaten, rein und musterhaft in seinem Privat- und Familienleben. Er erfaßte aber auch die Aufgaben eines Landesfürsten ernst und mit Nachdruck, erließ eine Anzahl Verordnungen, in dem Bestreben, zu bessern und zu regeneriren, sorgte für Schulen und zwar in gleichem Maße für höhere (Gründung des Gymnasiums zu Saarbrücken), wie für niedere und hielt auf strenge Befolgung der von seinen Voreltern erlassenen und von ihm erweiterten Kirchenordnung, zog vertriebene französische Reformirte in seine Lande, bemühte sich um die Schiffbarmachung der Saar und eröffnete eine rührsame Bauthätigkeit allerorten, in Saarbrücken wie in Idstein und Kirchheim, an Schlössern wie an Kirchen und Pfarr- und Schulhäusern. 1607 errichtete er zu Clarenthal bei Wiesbaden an Stelle des unter König Adolf von Nassau gegründeten Frauenklosters ein Landhospital, welches 200 Personen zu fassen mochte. Unter dieser weisen Hand hob sich der allgemeine Landeswohlstand sichtlich — wie traurig, daß L. noch den Hereinbruch des Rückschlages sehen sollte, den Anfang des großen Krieges, der dann alle diese Segnungen vernichten sollte. L. starb am 8. November 1627 zu Saarbrücken und hinterließ vier Söhne, Wilhelm Ludwig, Johann, Ernst Casimir und Otto, worauf von neuem Theilung der Lande eintrat.

J. G. Hagelgans, Nass. Geschlechtstafel des Walram. Stammes, 1753. Fr. Köllner, Geschichte d. Nass.-Saarbr. Landes, 1841. C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogth. Nassau, 1843. Joachim.

Ludwig Joseph Anton, Erzherzog von Oesterreich, geb. am 13. December 1784 in Florenz, des Großherzogs Leopold (nachmals römischen Kaisers) 15. Kind, der Söhne 11.), † zu Wien am 21. December 1864, erhielt seine vorzugsweis militärische Jugendbildung unter den Augen des älteren Bruders

Kaiser Franz II. (I.). Als Corpscommandant in der Schlacht bei Abensberg „malgré ses talents et sa rare valeur“ von Napoleon geschlagen, wendete sich L. nun mit Eifer der Administration zu und machte im Winter 1816 auf 17 mit seinem Bruder Erzherzog Johann eine Art Studienreise nach Frankreich und Großbritannien, auf welcher seine scharfe, namentlich dem technischen Gebiete gewidmete Beobachtung den Beifall der praktischen Briten erregte und ihm das Ehrenbürgerrecht von Edinburg eintrug. Zurückgekehrt und zum Generalartilleriedirector ernannt, wurde er von Kaiser Franz in die Regierung eingeführt und erwies sich bald als „eigentlicher Geschäftsmann von strenger Rechtlichkeit und großer Arbeitsfähigkeit“, daher ihm der Kaiser sein volles Vertrauen zuwendete, sich oft von ihm vertreten ließ und noch sterbend ihn dem Sohne und Nachfolger als verlässigsten Rathgeber empfahl. Des viel behaupteten, von Erzherzog L. aber bestimmt in Abrede gestellten Versprechens: keine Aenderung des Systems vornehmen zu wollen, hätte es in der That nicht bedurft, da er nicht blos Franzens Gewissenhaftigkeit, Fleiß und Neigung, Alles, selbst das kleinste, selbst entscheiden zu wollen, sondern auch dessen unüberwindliche Abneigung gegen jede Neuerung vollständig theilte. Von Kaiser Ferdinand an die Spitze der (statt des Staatsconferenzrathes der Conferenzminister) neu errichteten, nur aus ihm und den zwei dirigirenden Ministern Metternich und Kolowrat als stimmenden, sowie dem Erzherzog Franz Karl als berathendem Mitglied bestehenden Staatsconferenz gestellt, wurde er der eigentliche Stellvertreter und faktische Mitregent des kränklichen Kaisers. Im Besitze „einer großen Kenntniß des Geschäftsganges und einer genaueren Wissenschaft der Verwaltungsgrundsätze und Regierungstendenzen gelang es ihm zwar meistens, zwischen den genannten sich oft befehdenden Ministern eine nothdürftige Einigkeit zu bewirken und das System noch geraume Zeit im Gang zu erhalten“, dagegen zauderte er fortwährend, den unvermeidlichen Uebergang nach dem Bedürfniß der Zeit wenigstens durch die lang geplante Berufung vereinigter ständischer Ausschüsse vorzubereiten; es brach darüber das J. 1848 mit seinen Stürmen herein, die das System völlig stürzten und den Erzherzog in das Privatleben zurückdrängten. Nun gab er sich ganz seiner Lieblingsbeschäftigung mit den Naturwissenschaften hin, die er stets und zwar auch auf dem ihm sonst nicht angenehmen Wege des Vereinslebens gefördert hatte und verewigte sein Andenken in der Bevölkerung durch viele Werke der Nächstenliebe. Im Kreise der kaiserlichen Familie war der unverehelicht gebliebene Prinz ebenso heiter, witzig und anregend gesprächig als sonst ernst und zurückhaltend.

v. Wurzbach, Biogr. Lex., Bd. VI, S. 447. — A. V. Arnault ꝛc., Biographie nouvelle des contemporains t. 12, p. 132 (Paris 1823). — Ad. Schmidt, Zeitgenössische Geschichten, S. 493—523 u. 686 (Berlin 1859). — Anton Springer, Geschichte Oesterreichs seit 1809, Bd. I, S. 447 (Leipzig 1863). — Oesterr. Ehrenhalle, II. 1864. — Von Böhmen nach Italien, S. 98 ff. (Prag 1862). v. Hoffinger.

Ludwig III., Kurfürst von der Pfalz (1410—36), war geboren am 23. Januar 1378 als der älteste Sohn des Kurfürsten Ruprecht III., des römischen Königs. Nach dessen Tode war am 30. November 1410 die dritte, in der pfälzischen Staats- und Hausgeschichte bedeutsame Ländertheilung erfolgt, nach welcher L. die Kur, der größte Theil der rheinischen und ein Stück der Oberpfalz zufiel. Abwechselnd war die Residenz in Heidelberg und Amberg. Die allgemeinen politischen und kirchlichen Verhältnisse, unter denen L. seine Regierung antrat, waren die trostlosesten. Das Reich wie die Kirche war zerrüttet. Während Wenzel noch an der römischen Königskrone festhielt und

mit den Prätendenten Jobst von Mähren und Sigismund von Oesterreich die Interessen und Intriguen der Wahlfürsten in Bewegung hielt, sah sich die römische Kirche unter der Herrschaft dreier Päpste gespalten. Zunächst half L. mit zur Lösung der politischen Frage, insofern er Sigismund (20. Septbr. 1410) durch Vermittelung seines Oheims, des Burggrafen Friedrich von Nürnberg, dem ränkesüchtigen Mainzer Erzbischof Johann gegenüber zum Siege verhalf. L. empfing in neuen Privilegien den verdienten Lohn, wonach die Hausgesetze Ruprechts III. Rechts- und Gesetzeskraft auch im Reiche erhielten. Wie mit der Wahlgeschichte Sigismunds ist auch Ludwigs Name mit den conciliaren Bestrebungen des Jahrhunderts aufs engste verknüpft. 1415 war er in Constanz angekommen, um als Stellvertreter des Königs und Reichsrichter die polizeiliche Gewalt während der Concilsverhandlungen zu übernehmen. Ihm wurde Johann XXII., der von Friedrich von Oesterreich unterstützt, aus Constanz geflohen war, als Gefangener übergeben und von ihm in der Burg Rheinhausen bei Mannheim festgehalten. So vollstreckte er bei der Verbrennung von Huß (6. Juli 1415) als Reichsrichter die Befehle des Königs. So wenig hier von einem selbständigen politischen Handeln oder persönlichen religiösen Motiven die Rede sein kann, so war L. doch bei den Verhandlungen mit Papst Gregor XII., der sich zur Abdankung bewegen ließ, selbständig betheiligt. 1416 riefen ihn die Händel der Straßburger mit ihrem Bischof Wilhelm, des Pfalzgrafen Freund, an den Rhein zurück; ein Jahr darauf trat er wiederum in Constanz beim Streite der Nationen entscheidend und schlichtend auf. Mehr und mehr hatten sich aber seine engen Beziehungen zu Sigismund, der jetzt von den Verhandlungen mit Papst Benedict XIII. aus Spanien zurückgekehrt war, gelockert. Die nächste Veranlassung gaben, wie es ja nicht selten geschieht, gegenseitige Schuldverhältnisse. Der an Geld sehr arme König hatte eine Summe von 4000 Kronen an L. zurückzuzahlen sich geweigert und sich auf die Vortheile zu berufen geglaubt, die bereits der Vorgänger des Pfalzgrafen aus den Reichsgütern gewonnen, während doch vom König selbst sofort nach seiner Wahl alle Hausgesetze und alle Erwerbungen Ruprechts III. feierlichst bestätigt worden waren. Dazu kam ein politischer Hintergrund. Bei der allgemeinen Schwäche des Reichs, bei der Ohnmacht des Reichsoberhaupts wurden die Reichsfürsten mehr und mehr zu einer kleinlichen, eben der allgemeinen Lage entsprechenden Politik getrieben, die fern von nationalen Interessen durch Sonderbündnisse sich theils selbst schützen mußte, theils die erwünschten Verhältnisse zur Vergrößerung eigener Macht und Hebung particularer Selbständigkeit ausbeuteten. So hatte L. schon 1417 (2. August) mit den Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln einen Bund geschlossen, dem selbst der Gedanke eines Staatsstreichs nicht ferne lag. Kaiser Sigismund, so sehr ihn seine Reformpolitik denkwürdig macht, hatte es am wenigsten verstanden, sich der so nothwendigen Gunst der Reichsfürsten zu versichern. Das Verhältniß zu L. ward immer gespannter. Hatte sich der Pfalzgraf schon geweigert den gefangenen Papst Johann XXII. herauszugeben und zu einem Feldzuge, der gemeinsam mit England nach Frankreich unternommen werden sollte, seine Hülfe zu leisten, so hatte er am Burggrafen von Nürnberg, der sich mit Sigismund neuerdings verfeindete, eine Stütze gewonnen. Eine neue Kränkung für L. war es, daß Sigismund bei seinem Zuge gegen die Hussiten (1423) dem Kurfürsten Johann von Mainz, dem Feinde Ludwigs, die Reichsverweserschaft übertrug. Kein Wunder, wenn L. mehr und mehr dem Gang der Verhältnisse und dem Zuge der Zeit folgte. Er gehörte nicht mit zu den seltenen Fürsten, bei denen die allgemeinen Interessen die eigene kleine Selbstsucht überwogen. Auch bei ihm war das Verhältniß zum Reichsoberhaupte von keinem

höheren Gedanken getragen, als dem rein persönlichen des Eigennutzes. Es war kein anderes Verhältniß, als das zum Nachbar, mit dem man Friede und Fehde je nach Bedürfniß Jahr für Jahr wechseln konnte. In schmachvoller Weise hat sich dies bei den Hussitenkriegen gezeigt. Kaum war 1422 ein gemeinsamer Krieg zu Nürnberg beschlossen und die gemeinsame Hülfe des Reiches aufgeboten, als L. die Fürsten ermahnte, dem ernannten Reichsverweser keinen Gehorsam zu leisten und so den Zwiespalt im Innern des Reichs nährte, wo allgemeine Gefahr die gemeinsame Kraft und ein festes Zusammenhalten über alle Sonderinteressen hätte erheben müssen. An den Zügen gegen die Hussiten hatte übrigens L. schon 1420 Theil genommen. Nachbarliche Fehden beschäftigten daneben den Kurfürsten am Rheine, wo er sich zum Schützer der breisgauischen Städte gegen den Markgrafen Bernhard von Baden aufwarf, der als Landvogt des Breisgaues (seit 1417) mit übermäßigem Steuerdruck seines Amtes waltete. Bei dem Mangel einer rechtlichen Entscheidung vor Kaiser und Reich hatten sich die unzufriedenen Städte Gleichmächtigen angeschlossen und mit den elsässischen Städten und dem Pfälzer Kurfürsten verbunden. Durch die Vermittelung von Köln, Würzburg und Hohenlohe ward zwar eine größere Fehde verhütet, aber schon 1425 brach der Sturm von neuem los. 1428 war am Oberrhein ein förmlicher Krieg ausgebrochen, kleinerer dynastischer Kämpfe, in die L. verwickelt war, hier gar nicht zu gedenken. Ernstliche Gefahr und Noth brachten wieder die Hussiten, die 1428 verheerend bis in die Oberpfalz eindrangen. L., selbst nicht thätig bei dem großen Feldzuge des J. 1431, schloß mit Mainz und Würzburg gegen die Hussiten ein Bündniß. Um diese Zeit nahmen seine körperlichen Gebrechen in bedenklicher Weise zu, sein Augenleiden ging in Erblindung über, sodaß er schon 1430 die Regierungsgeschäfte niederlegen mußte. Was nun diese im eigenen Lande betrifft, so hat sich L. in den Annalen der Universität Heidelberg durch Umwandlung der Heiliggeistkirche in ein Collegiatstift, für das 14 Mitglieder der Universität gewählt wurden, ein dauerndes Andenken verschafft. Als Freund der Wissenschaften, der noch spät, während des Constanzer Concils Latein lernte und (1426) durch eine Reise nach dem Morgenlande seine Kenntnisse bereicherte, vermachte er der Universität seine Bücherschätze, welche in der Heiliggeistkirche aufgestellt, zugleich mit der auf dem Schlosse befindlichen Bücherei den Grundstock der späteren weltberühmten Palatina bildeten. — L. beschloß am 30. December 1436 sein an Erfahrungen, wenn auch gerade nicht an hervorragenden Thaten reiches Leben. Aus erster Ehe mit Blanca, der Tochter Heinrichs IV. von England, war nur ein Sohn hervorgegangen, der 1426 starb. 1417 hatte sich L. zum zweiten Male mit Mechtild von Savoyen vermählt, welcher Ehe sein Nachfolger Ludwig IV. entsproßte.

Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz, I, Heidelberg 1856, S. 263—313. Aschbach, Geschichte Kaiser Sigmunds, 4 Bde., Hamburg 1838—45. Bezold, König Sigismund und die Reichskriege gegen die Hussiten, 3 Bde., München 1872—77. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, I. 1862.

Wille.

Ludwig IV., Kurfürst von der Pfalz, 1437—49, war geb. am 1. Jan. 1424. Nach Ludwigs III. Tode führte Pfalzgraf Otto von Mosbach die Vormundschaft, der gegen die Bestimmung der Goldenen Bulle schon 1437 seinen Mündel mit der Kurwürde belehnen ließ. 1442 ward L. volljährig und wohnte bald darauf der Krönung des neuen Königs Friedrich III. zu Aachen bei. Unter Friedrich, der bei seiner überaus langen Regierung der schweren Aufgabe, die ihm zu Theil ward, nicht gewachsen war, tritt Ludwigs Name ganz bedeutsam hervor. Während in dem Kampfe zwischen Papst und Kirche auf dem mit

Bann belegten Baseler Concil sich die Franzosen ihre Selbständigkeit gegenüber der Curie bewahrten, waren es auf deutscher Seite die Kurfürsten, welche durch einen Neutralitätsbund (17. März 1438) eine feste Nationalkirche zu schaffen schienen, wären nicht wieder eigennützige Parteiinteressen die Ursache einer baldigen Niederlage gewesen. Bei dieser Neutralitätspolitik war zwar noch Ludwigs Mitvormund Rhabanus von Trier die entscheidende Persönlichkeit, aber schon 1443 trat der junge Kurfürst selbstthätig in die Verhandlungen ein. Schon seine verwandtschaftlichen Beziehungen mußten ihn auf Seite der Reformpartei Stellung nehmen lassen, denn L. vermählte sich am 18. October 1445 mit Margarethe, der Tochter des Herzogs Amadeo VIII. von Savoyen, der schon im hohen Alter dem Sohne die Regierung übergeben, sich als Einsiedler an den Genfer See zurückgezogen hatte, jetzt aber als Reformpapst unter dem Namen Felix V. in den politisch-kirchlichen Kampf eintrat. Bei dieser Verbindung Ludwigs mit dem savoyischen Hause waren die Kurfürsten von Trier und Mainz nicht ohne politische Berechnung betheiligt. Bedeutsamer als deutscher Reichsfürst tritt L. in den Beziehungen des Deutschen Reichs zu Frankreich auf. Bekanntlich hatte Friedrich III. in seinen Kämpfen mit den Schweizern die Thorheit begangen, französische Hülfe von Karl VII. (1421—67) zu verlangen, dem nichts erwünschter war, als die zügellosen Schaaren von Söldnern, die gefürchteten Armagnacs, die Frankreich selbst zur Last waren, zu einer Action nach Außen zu verwenden, die ihm bei der Schwäche des Deutschen Reiches ein Stück Grenzgebiet eintragen konnte. Die Schweizer wurden, wie bekannt, bei St. Jacob (26. August 1444) geschlagen, nun aber begannen die Söldner nach Deutschland sengend und brennend einzudringen, den ganzen Elsaß und den Sundgau zu besetzen. Während aber das Reich ohnmächtig diesem Treiben zusah und sich zu schwach fühlte einen Kriegszug zu beginnen, ja Reichsfürsten, wie Mainz und Köln mit Frankreich liebäugelten, ward L. der thatkräftige Vertreter des deutschen Reichsgedankens. Schon längst beabsichtigte er einen Krieg gegen die Armagnacs, noch ehe die Städte auf einer Versammlung zu Frankfurt ernstlich davon sprachen, aber L. wünschte einen allgemeinen Reichskrieg, der mit gemeinsamer Kraft begonnen nicht allein der Söldnerhaufen sich erwehren konnte, sondern vor allem Frankreich gegenüber das Deutsche Reich aus seiner Ohnmacht emporheben sollte. Im October 1444 hatte L. persönlich zu Speier seinen vollen Einfluß in diesen entscheidungsvollen Fragen geltend gemacht und nur unwillig fügte sich der zum Losschlagen auf eigene Faust gerüstete Pfalzgraf, als König Friedrich zu Wolsheim mit dem Dauphin zu pactiren begann. Nach den Verhandlungen, wie sie der Trierer führte, sollte L. die Waffen niederlegen, die Armagnacs aber bis zu einem weitern Beschlusse, die von ihnen eingenommenen Plätze besetzt halten. Diesem entehrenden Waffenstillstande gegenüber ist es der Pfalzgraf L., der des langen Säumens müde selbst mit einem Heerhaufen ins Elsaß bis nach Straßburg vordringt. Bei Illkirch brachte er den Söldnern eine bedeutende Niederlage bei. Allgemeiner Dank der lange bedrückten Bevölkerung folgte der tapfern That des Pfalzgrafen. Längst war er als thatkräftiger, charakterfester und friedliebender Fürst bei den Zeitgenossen geachtet. Die Chronisten wissen nicht genug seine Verdienste um die Aufrechthaltung des Friedens hervorzuheben. Man nennt ihn den „biderben, ehrlichen und gottseligen Fürsten". So hatte er sich besonders in den weiteren Kämpfen Friedrichs III. mit den Eidgenossen als erwünschter Schiedsrichter bewährt. 1455 hatte er als 22jähriger junger Mann die Friedensunterhandlungen zu Constanz geleitet und zu gutem Ausgange geführt. Vor Allem hebt sich bei der trostlosen Lage des Reichs, bei der Gewissen- und Charakterlosigkeit eines großen Theils einflußreicher Reichsfürsten, die wahrhaft makellose Gestalt Ludwigs glänzend

hervor. Im eigenen Lande bewies er sich als tüchtigen Regenten, die Universität Heidelberg weiß von seiner Fürsorge zu erzählen, wo er als Wiederhersteller des Dionysianums bekannt ist. Noch nicht 25 Jahre alt starb er zu Worms am 13. August 1449. Aus seiner Ehe mit Margarethe von Savoyen ging der ritterliche und für die Wissenschaften begeisterte Kurfürst Philipp hervor.

Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz, I. 313—29. Hautz, Geschichte der Universität Heidelberg, I. E. Wülcker, Urkunden und Schreiben betreffend den Zug der Armagnaken (1439—44), im Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a/M., 1873. W. Pückert, Die churfürstliche Neutralität während des Baseler Concils, Leipz. 1858.

Wille.

Ludwig I. von Veldenz, zweiter Herzog von Pfalz-Zweibrücken, ist 1424 als der Sohn Herzogs Stephan von Zweibrücken und Anna's, der Erbtochter Friedrichs III. von Veldenz geboren. Ueber die Grafschaft Veldenz regierte er zunächst unter väterlicher Administration vom 16. September 1444 bis 14. Februar 1459, von da ab selbständig. Als Knabe schon im Waffenhandwerk tüchtig geübt, focht er zum ersten Male in der Fehde seines Vaters mit dem Rheingrafen von Grumbach 1448. Seine Residenz nahm er in Meisenheim, von wo aus er das kleine Land unter Bewahrung aller hergebrachten Freiheiten gut regierte. Erst 1453, als nach der Abdankung Stephans auch Zweibrücken an L. überging, tritt sein Name mit der allgemeinen Reichsgeschichte in Zusammenhang. Zunächst mußten ihm Fehden im eigenen Stammhause die neuerworbenen Besitzungen in Frage stellen. Als Sohn der erwähnten Anna von Simmern, Tochter des letzten Grafen von Veldenz, bekam er die gleichnenannte Grafschaft sammt den pfälzischen Lehen, nun erhob aber Friedrich I. der Siegreiche, Kuradministrator von der Pfalz, gleiche Ansprüche; obgleich sich nachweisen lasse, erklärte er, daß die Grafschaft Kunkellehen, werde er dieselbe als Mannlehen beanspruchen, ein Theil der Pfälzer wollte auch dem Kuradministrator nicht untreu werden und verweigerte L. den Gehorsam. Fehden waren nicht mehr zu vermeiden. Ueberall rüstete man sich, Friedrich nahm im Veldenzischen Lehensrecognitionen vor, zwischen den gegenseitigen Beamten begannen zuerst kleine Reibereien, dann zog L. einen Theil seiner Streitmacht, die er seinem Bruder Ruprecht gegen Wyrich von Hohenberg überlassen hatte, für seinen Schutz zurück. Nachdem pfälzische Knechte in zweibrückisches Gebiet eingefallen waren, erklärte Friedrich, als Friedensbrecher den Krieg (3. Juli 1455), in welchem zunächst Bergzabern in seine Hände fiel. Im kurz darauf geschlossenen Frieden erhielt zwar L. die Stadt wieder zurück, aber nur als lebenslängliche Belehnung, ein Artikel, welcher die Keime neuer Feindseligkeiten in sich trug. Schon hatte sich L. durch Bündnisse mit Mainz, Baden, Brandenburg und Württemberg gesichert, als 1459 ein neuer Krieg ausbrach. Friedrich, von dem Mainzer Erzbischof Diether unterstützt, zog gegen den Veldenzer und belagerte 1462 dessen Residenz Meisenheim. Durch ihre Beziehungen zu dem bekannten Maizer Erzbisthumsstreit gewinnt diese an sich unbedeutende Fehde des Veldenzer eine allgemeinere Bedeutung. Als zwischen Diether von Isenburg und Adolf von Nassau der Streit um das Mainzer Erzbisthum ausbrach, konnte L. schon aus dem Grunde, daß Diether seines Gegners Verbündeter war und ein großer Theil veldenzischer Besitzungen im Mainzer Sprengel lagen, nicht theilnahmlos bleiben. Sofort schloß er sich dem Nassauer an und verkündete in seinem Lande die gegen den Isenburger gerichtete Bulle des Papstes (1462). So vertrat im Rheingau der Veldenzer die Sache Adolfs von Nassau, während bei Seckenheim (1462) dessen Verbündete den siegreichen Waffen Friedrichs I. unterlagen. Inzwischen verabredeten sich

die beiden ersteren Mainz zu stürmen und Diether gefangen zu nehmen. Es gelang ihnen zwar die Stadt bei Nacht zu überfallen und nach furchtbarem Straßenkampfe die Anhänger des Nassauers zum Abfall zu bringen, aber Diether entkam, um mit neuen Streitkräften zum Entsatze der Stadt zurückzukehren. Mit eiserner Strenge mußten die noch in Mainz wohnenden Fürsten gegen die Bürgerschaft auftreten, daß sie nicht des kaum geschworenen Eides vergaß; schon war ein großer Theil wiederum Diether zugefallen. Aus der Mainzer Fehde hatte nun aber L., wie es ihm als Bundesgenossen des Nassauers wohl gebührte, bedeutenden Gewinn gezogen. Die Hälfte der in Mainz gemachten Beute fiel ihm zu, reiches Silbergeräth floß in die herzogliche Münze. Als Unterpfand für die Bezahlung der Kriegskosten hatte er mehrere Mainzische Dörfer erhalten. Inzwischen gebot aber Friedrichs Wunsch seinen einzigen Bruder Ruprecht auf den Mainzer Erzbischofsstuhl zu bringen, daß er sich mit dem Veldenzer Vetter, der im Domcapitel manchen Freund hatte, auf bessern Fuß stellte. Am 16. November 1463 kam es zu einem feierlichen Friedensschluß. Die nun folgende kurze Zeit der Ruhe benutzte L. zur Förderung und Hebung seines Ländchens, zahlreiche kleinere Erwerbungen erweiterten dessen Grenzen, die Städte erfreuten sich neuer Freiheiten, das materielle Wohl des kleinen Staates fand besonders an dem eifrig betriebenen Bergbau eine gute Förderung. Bald darauf erneuerte sich die Feindschaft mit dem Pfälzer Vetter, als Kaiser Friedrich den Herzog zum Beschirmer von Weißenburg an der Lauter ernannte, das vom Pfälzer Fritz belagert war. Kurfürst Friedrich hatte nämlich als Landvogt im Elsaß das Kloster Weißenburg zu reformiren versucht, gewiß nicht ohne die Absicht auch auf die Stadt Weißenburg seine landvogteilichen Rechte auszudehnen. Die Weißenburger wandten sich an Kaiser und Papst und Friedrich III. ernannte in dem neu ausbrechenden Kriege mit dem Kurfürsten unsern Herzog L. zum obersten Feldhauptmann. L. gelang es nun auch, die Weißenburger zum Bruche des mit Friedrich I. bereits abgeschlossenen Vertrages zu bewegen, aber seine Waffen hatten abermals kein Glück. Daß Kaiser Friedrich ihm die Landvogtei im Elsaß übertrug, welche des Pfälzers Erbe war, hatte nichts zu bedeuten, nur Hagenau erkannte ihn an. Der Herzog sah sich in der größten Verlegenheit, nach und nach verlor er in diesem unnützen Kampfe mit dem alten Gegner einen Platz nach dem anderen. So fiel Lamsheim und Dürkheim, mit ihnen die Mainzer Pfandschaft, auf die Friedrich schon längst seine Augen geworfen hatte. Der Kaiser war nicht in der Lage, dem bedrängten Herzog Hülfe zu senden. Als Kurfürst Friedrich auch in die veldenzischen Erblande eindrang, mußte L. um Frieden bitten, in welchem er auf die Landvogtei Hagenau Verzicht leistete (2. Septbr. 1471). In der nächsten Zeit nahm er beim Kaiser Aufenthalt, der ihm viel Gunst bezeugte. Herzog L., seines dunkeln Teints und pechschwarz herabhängenden Haares wegen „der Schwarze" genannt, war in wenigem das Ebenbild seines vortrefflichen Vaters, des ersten Zweibrückener Herzogs. Der Vater war friedliebend und milde, er hatte die Eigenschaften, die einen guten Landesvater ausmachen, der Sohn war leidenschaftlich und unselbständig, die Kräfte, die er planlos in Kriege vergeudete, hätten mehr dem innern Wohle des Landes zu Gute kommen müssen, das bei aller guten Verwaltung in den vielen Fehden des Landesherrn nie recht zur behaglichen Ruhe kam. Im übrigen war er ein mehr durch Tapferkeit und persönlichen Muth, als durch Einsicht und staatsmännische Berechnung ausgezeichneter Mann. Friedrich der Siegreiche, sein Gegner, hatte diese Eigenschaften gleichmäßig in sich vereinigt, in ihrem Besitze hätte auch L. mehr gewinnen als verlieren müssen. 1482 hatte der Herzog einen Theil seines Landes, nämlich die Stadt Zweibrücken mit allen

Theilen der ehemaligen Grafschaft an seinen Sohn Alexander abgetreten. Am 19. Juli 1489 starb er zu Simmern. Vermählt war L. mit Johanna, der Tochter Antons von Croy.

Haeutle, Genealogie des Stammhauses Wittelsbach, München 1870. Lehmann, Vollständige Geschichte des Herzogthums Zweibrücken, München 1867. Ph. C. Heintz, Das ehemalige Fürstenthum Pfalz-Zweibrücken und seine Herzoge (Abhandl. d. baier. Akad. hist. Kl. I). Menzel, Kurfürst Friedrich der Siegreiche, München 1861. Wille.

Ludwig V., Kurfürst von der Pfalz, 1508—44, ward geb. am 2. Juli 1478 als der Sohn des Kurfürsten Philipp des Aufrichtigen. Nach einer tüchtigen wissenschaftlichen, wie auch nach Sitte der Zeit höfischen Ausbildung, übernahm L., kaum 30 Jahre alt, die Regierung des ersten weltlichen Kurstaats in einer Zeit, die in religiöser wie politischer Beziehung ihm die ernstesten und schwierigsten Aufgaben stellte. Der Pfalzgraf gehört aber den stürmischen und gewaltigen Naturen gegenüber, wie sie die Reformationszeit hervorgebracht, zu den seltenen Erscheinungen, die eine gemessene Ruhe bewahrten und über den Parteien stehend und vielfach von der Nothwendigkeit der neuen geistigen und politischen Strömungen überzeugt, dennoch treu dem Alten anhingen. Eine friedliche, stets vermittelnde Politik charakterisirt seine ganze Regierungszeit, die wir hier in kurzen Zügen betrachten. Sie begann damit, daß er zunächst im eigenen Hause den Frieden wieder herzustellen suchte. Nachdem seine Braut Sidonie von Baiern, Albrechts IV. Tochter, gestorben war, vermählte er sich mit deren Schwester Sibylle, eine Verbindung, welche die Zwietracht zwischen Baiern und Pfalz, wie sie jüngst der Landshuter Erbfolgekrieg (1504) herbeigeführt hatte, zur Ruhe zu stellen schien. Eine Erbeinung mit Herzog Ulrich von Wirtemberg, der aus dem Landshuter Kriege einige Pfälzer Ortschaften gewonnen hatte, stellte nach dieser Seite das gute Einvernehmen wieder her und endlich gestaltete sich auch sein Verhältniß zu Kaiser Maximilian friedlicher, der ihn 1518 feierlichst zu Worms mit den Reichslehen belehnte. Gewiß hatte Maximilian nicht ohne die Absicht, besonders in Süddeutschland den habsburgischen Einfluß zu befestigen, den Pfälzer Kurfürsten für sich zu gewinnen gesucht. Freilich zeigte sich nach des Kaisers Tode (12. Januar 1519), als Karl von Spanien und König Franz von Frankreich sich um die Krone bemühten und die Stimmen der deutschen Wahlfürsten zu gewinnen suchten, auch L. von der Pfalz nicht fest und entschieden. Bringt ein friedliebender, mit allen Parteien versöhnlicher Charakter in entscheidenden Fragen schon die Schwäche des unentschiedenen Schwankens mit sich, so war es bei einem Rivalitätskampfe, aus dem für L. viel und vor allem Verlorenes zu gewinnen war, erklärlich, daß er seine Stimme nicht wohlfeil vergab. So schnell konnte er doch auch des Schadens nicht vergessen, den ihm gerade Oesterreich in dem erwähnten Landshuter Erbfolgekrieg gebracht. War doch sein Vater in kaiserlicher Acht gestorben! Und nun kamen von Frankreich glänzende Anerbietungen. Man versprach ihm die Zahlung eines Jahresgeldes von 1200 Lires und machte ihm Hoffnung, die ihm von Maximilian entzogene Landvogtei Hagenau und die Ortenau wieder zu verschaffen. Zu einer Entscheidung kam es nicht, denn auf der andern Seite suchte ihn auch Oesterreich zu gewinnen. Gegen Verzichtleistung auf das beanspruchte Hagenau wurden ihm 100 000 Goldgulden und eine jährliche Pension von 6000 Gulden zugesagt. L. schwankte. In einem pfälzischen Memorial für den Kurfürstentag von Wesel werden die Anerbietungen der beiden Kronrivalen geradezu gegen einander abgewogen und L. gestand zu Heidelberg den österreichischen Agenten gegenüber, daß die französischen Bedingungen ihm erwünschter, indem er besonders zu einem Verzicht auf die Landvogtei Hagenau

sich nicht bewegen ließ. So schamlos auch von patriotischem Standpunkte aus der Handel Ludwigs erscheinen mag, so war es doch eine durch die Verhältnisse gegebene nothwendige Politik, die mehr mit ihrer Stellung zu zwei Weltmächten, als zu deutschen Reichsfragen zu rechnen hatte. Denn das Wohl und Wehe des deutschen Vaterlandes war den Zielen der spanisch-österreichischen Monarchie ebenso fremd, wie der französischen. Bei einem rheinischen Fürsten war aber schon der eigenen Existenz wegen eine solche in der That charakterlose Politik nicht zu verwundern, wenn auch nicht zu entschuldigen. Die Hoffnung viel zu gewinnen lag so nahe wie die Gefahr viel zu verlieren. Sehen wir aber davon ab, so war L. überhaupt kein Mann von durchgreifender Energie und festen Zielen, so auch in den religiösen seine Zeit beherrschenden Fragen. Es ist schwer seine Stellung zur deutschen Reformation, vor allem sein rein persönliches Verhältniß zu derselben, ganz klar zu stellen. Landgraf Philipp von Hessen, der kein schlechter Menschenkenner war, wollte nach einem Besuche zu Heidelberg, wo auch Melanchthon zugegen war, überzeugt sein, daß auch L. sich der Reformation anschließen werde, ja wir wissen auch, daß er, wie viele andere, eine Nothwendigkeit der neuen Bewegung erkannte und dürfen zu glauben wagen, daß ihm auch ein Verständniß für Luther nicht abging, — aber eine timide, stets vermittelnde Natur wird bei entscheidenden Fragen, die nur mit einem offenen Bruche zu lösen sind, stets dem Alten anhangen. So auch L., der ein treuer Sohn der alten Kirche war und blieb. Nur stand er jedem Fanatismus ferne und ließ die Bewegung, solange sie nicht einen radicalen Umsturz der Dinge befürchten ließ, ruhig ihren Gang gehen. Ohne Zweifel war es auch gerade die Verbindung religiöser und politischer Ideen, die ihn von der Reformation abstieß. So mußte er zunächst gegen die deutsche Reichsritterschaft Partei nehmen, die unter der Führung des Franz von Sickingen das deutsche Fürstenthum bedrohte. Die Reichsritterschaft hatte von jeher mit der Pfalz das beste Einvernehmen bewahrt, ja sie erkannte eine unmittelbare Oberherrlichkeit an; vor kurzem noch hatte L. mit ihr gegen den schwäbischen Bund gestanden und gerade die Sickingen waren treue bewährte Diener des pfälzischen Hauses. Die Fürstengewalt mußte aber von nun an die neue Macht des Reichsadels fallen lassen und L. schloß sich den erbittertsten Feinden Sickingens, Hessen und Trier, an (1523). Der Ausgang des Kampfes ist bekannt. Vermittelnder stand L. dem Umsichgreifen des demokratischen Elementes der Bauern gegenüber (1525). Während andere mit hartem Druck und oft unmenschlicher Grausamkeit die Aufständigen zu überwinden suchten, kam ihnen L. mit Ruhe, ja mit Milde entgegen und verschloß sich der Einsicht nicht, daß viele ihrer Forderungen gerecht und war bereit, auf vermittelndem Wege die Ruhe wieder herzustellen. Männer, wie Brenz und Melanchthon, wurden damals mit in den fürstlichen Rath gefordert und ihre Vorschläge wohl erwogen. Selbst als der Aufstand in der Pfalz verheerend um sich griff, war L. noch nicht zu sofortigem Losschlagen zu bewegen. Am 10. Mai hatte er mit den Bauern zu pactiren versucht, aber, wie es bei Revolutionen immer zu gehen pflegt, war auch hier der Zeitpunkt des Nachgebens zu spät und nur Veranlassung zu neuem Sturm. Jetzt erst zog L. gegen die Bauern zu Felde. Die Pfalz diesseits des Rheins ward gesäubert. Im Verein mit dem schwäbischen Bundesheer ging es dann nach dem Taubergrund und nach dem Hauptherd des Aufstandes in das würzburgische Gebiet, und während dort mit aller Härte der Truchseß den Aufstand niederschlug, brachte L. auch in seinem linksrheinischen Gebiete die Bauern zur Ruhe. So sehr auch hier und dort L. zu den härtesten Strafen schreiten mußte, so war er doch gegen die Besiegten milder als die anderen Fürsten und zeigte statt des neuen Druckes nur die friedfertigste Gesinnung und den besten Willen, den

Uebelständen abzuhelfen. Von nun an nimmt aber die Entscheidung der religiösen Frage den Kurfürsten mehr in Anspruch. Bezeichnender Weise gehörte L. keinem Bunde an, der eine religiöse und politische Parteistellung verlangte: Eine conservative Natur eigener Art, die sich dem Verständniß für Neuerungen nicht verschloß, aber mit einer Aengstlichkeit nachgab, die stets einen Rückhalt am Alten sich verschaffte. Von Karl V. zum Vermittler des Friedens mit den Protestanten bestimmt, zeigte er überall versöhnliche Gesinnung, aber niemals durchgreifende Energie. Während er auf dem Reichstage zu Speier (1529) für ein deutsches Nationalconcilium stimmte, war er doch wieder gegen die so bedeutsamen Freiheiten des Reichsabschiedes von 1526. So hatte er auch bei der Frage der Königswahl Ferdinands, die Karl V. schon seit 1528 betrieb, sich sowol von dem Propst von Waldkirch versuchen lassen, als er auch seinem baierischen Vetter Herzog Wilhelm, der nach der Krone strebte, nicht ganz widerstand. Im übrigen war L. dem Hause Habsburg schon als Vertreter des alten Systems ergeben und weder dem Landgrafen Philipp von Hessen noch dem baierischen Kanzler Eck zugethan, welche mit einer vielfach grundverschiedenen Politik Ferdinand bekämpften und vergeblich den Pfalzgraf in einen Bund zu bringen suchten, der gegen Oesterreich seine Spitze richtete und wenigstens von baierischer Seite einen Sturz Ferdinands beabsichtigte. Seine politische Thätigkeit bleibt bis an sein Ende nur eine vermittelnde. Seinem Einflusse ist es wesentlich zu verdanken, daß 1532 der Friede zwischen Karl V. und den Protestanten zu Stande kam. Gegenüber den Versuchen des Landgrafen Philipp von Hessen, den seit 1520 vertriebenen Ulrich von Württemberg zurückzuführen, ist L. einer der unermüdlichsten und eifrigsten Friedensvermittler. Es gibt in dieser mit der allgemeinen Politik so eng verflochtenen Frage keine Friedensversuche, bei denen nicht auch er betheiligt ist. Als zu Ende der dreißiger Jahre die Spannung zwischen dem Kaiser und den Protestanten einer Entscheidung der Waffen nahe gerückt war, wurde diese Gefahr wesentlich durch Ludwigs Bemühungen verhindert und durch den Frankfurter Anstand (1539) der Friede einstweilen gesichert. Im übernächsten Jahre (1541), als zu Regensburg der Kaiser durch ein Religionsgespräch die Parteien zu versöhnen suchte, war ein Pfälzer Theologe, Heinrich Stoll Vertreter Ludwigs, der im Hinblick auf den allgemeinen Frieden mit zum Uebergewicht der Protestanten im Kurfürstencollegium half und besonders für Festhaltung der bereits beschlossenen Artikel bis zu einem freien Concilium oder einer Nationalversammlung stimmte. Damit schließt die politische Wirksamkeit Ludwigs ab. Er hatte in den letzten Jahren viel für seine stark angegriffene Gesundheit zu sorgen. Zu der Wassersucht, an der er litt, kam ein Schlaganfall hinzu, der seinem Leben ein Ende machte (16. März 1544). Seine Ehe blieb kinderlos. Die Nachwelt hat ihm den ehrenden Beinamen des „Friedfertigen" gegeben. Selten war ein Fürst dieses Namens so würdig wie er, ein Mann von keinen besonderen politischen Anlagen und ohne durchgreifende Energie, aber mit der edlen Fürstentugend ausgestattet, in seinem Wirken nur das Beste zu wollen.

Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, 6 Bde., Leipz. 1873. Häusser, Geschichte der rhein. Pfalz, I. 501—597. Ney, Geschichte des Reichstags von Speier 1529, Speier 1879. Rößler, Die Kaiserwahl Karls V., Wien 1863. Mignet, La rivalité de Charles-Quint et de François I. (Revue des deux mondes 1854) u. a. Wille, Philipp der Großmüthige von Hessen und die Restitution Ulrichs von Wirtemberg 1529—35, Tübingen 1882.

Wille.

Ludwig, Pfalzgraf bei Rhein, als Kurfürst (1576—1583) der sechste dieses Namens, Friedrichs des Frommen ältester Sohn und Nachfolger, wurde geboren

am 4. Juli 1539. In seine Kinderjahre fiel der Uebertritt des Vaters zum Protestantismus; die Unterweisung im lutherischen Glaubensbekenntniß, die L. zu Hause und am Hofe Philiberts von Baden erhielt, wurde für seinen späteren Lebensgang entscheidend. Aus seiner humanistischen Bildung blieb ihm außer der Fertigkeit im Latein ein gewisses Interesse an historischen Studien, die er namentlich wegen der „ethica und politica exempla“ als ein wichtiges Bildungsmittel betrachtete. Der Besuch der burgundischen Universität Dôle (1554) erwarb ihm die von Friedrich als unentbehrlich angesehene Kenntniß der französischen Sprache. Später kam er an den Hof des Kurfürsten Ottheinrich, dessen Nachfolger Ludwigs Vater im J. 1559 wurde. L. nahm als Erbe der Kur an allen wichtigen Regierungsgeschäften Theil, war im J. 1561 vorübergehend Statthalter zu Heidelberg und erhielt 1563 die Statthalterschaft der Oberpfalz, in der er bis zu Friedrichs Tod verblieb. Schon damals lastete der zwiefache Druck einer untergrabenen Gesundheit und schwerer religiöser Kämpfe auf dem jungen Fürsten; er hatte vom Vater zwar die strenge Gewissenhaftigkeit und die theologischen Neigungen, nicht aber die kräftige Constitution und die Entschiedenheit des Charakters geerbt. Seine religiöse Ueberzeugung, durch Friedrichs „Abfall“ zum Calvinismus keineswegs erschüttert, nöthigte den Regenten der gleichfalls streng lutherischen Oberpfalz geradezu an die Spitze der Opposition. Obwohl der Vater ihm wiederholt und ausdrücklich volle Gewissensfreiheit zusicherte, konnte er es doch nicht unterlassen, immer wieder nicht nur an der Oberpfalz, sondern auch an der Person des Prinzen Bekehrungsversuche zu machen, die natürlich verbunden mit der sichtbaren Bevorzugung des zweiten Sohnes Johann Casimir den Familienfrieden gründlich zerstören mußten. Hiebei fand L. eine nur zu eifrige Kampfgenossin in seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Philipps von Hessen, mit der er seit 1560 vermählt war; die fanatische Frau scheute sich nicht dem Schwiegervater persönlich entgegenzutreten, wie sie auch nachmals die Seele der gegen den Calvinismus eingeleiteten Verfolgung war und diese am liebsten noch verschärft hätte. L. dagegen, schon mit 21 Jahren brustleidend, büßte die Aufregung eines so peinlichen Streits schwer an seiner Gesundheit, so daß er, wie sein Schwager Landgraf Wilhelm sagt, bereits als „ein schwacher abgehender Herr“ zur Regierung gelangte. Ohne sein Beisein vollzog der aufgebrachte Vater das Testament; gegen seinen Willen mußte er die Vertretung des Kurfürsten auf den beiden Tagen zu Regensburg (1575 und 1576) übernehmen, wo der Kaiser und Kursachsen nicht unterließen dem Sohn des verhaßten Calvinisten persönlich alle Freundlichkeit zu erweisen. Friedrichs Tod (26. Octbr. 1576) brachte dem Haupterben die Befreiung aus einer unerträglichen Lage, um ihn sofort in neue Kämpfe zu verwickeln. Die gewaltsame Wiederherstellung des Lutherthums in der Kurpfalz (wobei etwa 500 Geistliche und Lehrer ihre Stellen verloren) und ein ärgerlicher Streit über das väterliche Testament führte beinahe zum Krieg mit Johann Casimir; auch nach dem Vergleich vom Jan. 1578 blieb das Verhältniß der Brüder ein gespanntes. Ludwigs confessionelle Restauration fand ihren Schlußstein in der Säuberung der Heidelberger Universität von allen Andersgläubigen. Dies geschah aber erst, nachdem der Kurfürst, früher ein Gegner des Andreä'schen Concordienwerks und seiner Verdammung aller Dissentirenden, endlich zur Unterzeichnung einer seinen Bedenken Rechnung tragenden Präfation (31. Juli 1579) gebracht worden war. Sein Generalsuperintendent Patiens bezeugt selbst, der „gute Fürst“ werde manchmal von seiner energischen Gemahlin und den Theologen derart in die Enge getrieben, daß man ihn wirklich bedauern müsse. Auch nach der Publikation der Concordie weigerte sich L. standhaft, das ohne sein Wissen beigefügte Tauf- und Traubüchlein (mit dem Exorcismus) anzunehmen; schließlich wurde ihm eine als

gleichwerthig anerkannte Ausgabe ohne dieses Anhängsel zugestanden. Uebrigens hörte unter seiner Regierung das Communiciren außer Landes an calvinistischen Orten und das Abhalten von „Winkelpredigten“ niemals ganz auf und an seinem eigenen Hof duldete der Kurfürst dissentirende Räthe. Abgesehen von dieser unerfreulichen Seite erscheint Ludwigs Regententhätigkeit in günstigem Licht. Sein confessioneller Eifer ging keineswegs so weit, um ihn wie einen August von Sachsen zum gehorsamen Diener Habsburgs und kurzsichtigen Handlanger der katholischen Reaction zu machen. L. erfüllte die Hoffnungen nicht, die man von dieser Seite an seinen Regierungsantritt geknüpft hatte; gleich anfangs suchte er, freilich vergebens, die auf dem Reichstag von 1576 eingeleiteten Schritte zu Hebung der protestantischen Religionsbeschwerden weiter zu verfolgen. In dem zwischen Katholiken und Evangelischen zu Aachen entbrannten Streite (1581) nahm er sich seiner Glaubensgenossen mit einer Wärme an, die am kursächsischen Hof sehr unliebsam berührte. Auf dem Reichstag von 1582, dessen persönlichen Besuch er trotz aller Bitten des Kaisers verweigerte, führten seine Gesandten den Vorsitz im Convent der Evangelischen, konnten aber bei der ablehnenden Haltung Kursachsens die Wünsche Ludwigs bezüglich der Religionsbeschwerden eben so wenig durchsetzen wie seinen sehr niedrigen Ansatz der zu bewilligenden Türkenhülfe. Hier wie in fast allen den Reichstag beschäftigenden Fragen, in dem Streit des Kaisers mit den Reichsstädten, in der Forderung einer Reichshülfe zu Erhaltung kaiserlichen Stands nahm L. durchaus gegen den Kaiser und Kursachsen Stellung und wollte sogar schließlich den Abschied gar nicht oder nur unter Protest siegeln, wogegen seine Gesandten die Oppositionslust ihres Herrn zu mäßigen suchten. In den folgenden Kölnischen Unruhen (vgl. d. Art. Gebhard Truchseß) war L. wieder der einzige von den lutherischen Kurfürsten, der sich der protestantischen Sache und ihres Vertreters Gebhard Truchseß ernstlich annahm. Als freilich die von einem Convent evangelischer Stände zu Worms beschlossene Geldhülfe von 8 Steuermonaten von den meisten nicht geliefert wurde und nicht nur der streng lutherische Württemberger, sondern auch der freisinnige, aber ängstliche Landgraf Wilhelm ihren Einfluß bei L. gegen die weitere Bethätigung an einem so zweifelhaften Handel geltend machten, wurde auch L. schwankend, und suchte die bewaffnete Einmischung seines Bruders vergebens zu hintertreiben. Aber der voraussichtliche und laut verkündigte Triumph der Katholischen ließ ihm keine Ruhe; am 21. August schrieb er einen Convent sämmtlicher evangelischen Stände nach Mühlhausen (auf den 28. Octbr.) aus, wobei sogar eventuell ein protestantisches Defensivbündniß in Anregung gebracht werden sollte. Vor dem angesetzten Termin starb L. am 12. Octbr. zu Heidelberg. Er hinterließ aus erster Ehe einen Sohn, den nachmaligen Kurfürst Friedrich IV. und zwei Töchter; nach dem Tod Elisabeths (21. März 1582) hatte er sich trotz seiner Kränklichkeit (2. Juli 1583) zum zweiten Mal vermählt, mit der jungen Anna von Ostfriesland. Sein Testament fand natürlich bei dem calvinistischen Bruder ebensowenig Gnade, wie bei ihm selbst der letzte Wille des Vaters; die lutherische Restauration wurde durch einen energischen Rückschlag des Calvinismus wieder vernichtet. Im Innern hat Ludwigs Regierung trotz des lutherischen Bekenntnisses den unter Friedrich dem Frommen aufgekommenen Geist kirchlicher Strenge und calvinistischer Nüchternheit festgehalten. Die Kunstliebe Ottheinrichs theilte L. so wenig wie sein Vater oder Bruder. Die polizeiliche Regelung aller, insbesondere der wirthschaftlichen Verhältnisse (christliche Polizeiordnung 1578; Landesordnung 1582), die Ausgabe des Landrechts (1582), die Beschäftigung des Fürsten mit den Details der Verwaltung, das alles entspricht vollkommen der damaligen Entwickelungsstufe des landesherrlichen Absolutismus.

Die theologische Richtung dieser Fürstengeneration ist selten so einseitig verkörpert worden wie in dem frommängstlichen, stets kränkelnden Pfälzer, dessen Wahlspruch: „All' Ding zergänglich“ für sein ziemlich trübseliges Dasein wie für sein ephemeres Lebenswerk vortrefflich paßt. Ludwigs Herzensgüte erkannten Freunde und Gegner fast einstimmig an; seine Gemahlin Elisabeth sagt einmal von ihm: „Wer sich thut drücken, da will jedermann überhüpfen“. Glücklicher Weise hat ihn dieser Grundzug seiner Natur davor bewahrt, den kurzen Triumph seines Bekenntnisses mit Blut zu beflecken. Bezold.

Ludwig Philipp von Simmern war am 23. Novbr. 1602 als der Sohn des Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz geboren. Bei der Theilung, welche Friedrich V. von der Pfalz der letztwilligen Verfügung (Testament vom 6. Decbr. und 27. August 1610) des Vaters gemäß mit L. Ph., seinem jüngeren Bruder vorgenommen hatte, bekam letzterer Simmern, die Sponheimischen Gebietstheile und das Fürstenthum Lautern und ward damit der Stifter der sog. jüngern Linie Simmern, die jedoch nur 62 Jahre dauerte und mit Ludwig Heinrich Moritz 1674 ausstarb. Unter Vormundschaft des Herzogs Johann II. von Zweibrücken-Veldenz (bis 1620?) kam L. von da ab zu keiner ruhigen und ungestörten Regierung seines Ländchens, indem auch er wie alle Mitglieder des pfälzischen Hauses die schweren Schläge des dreißigjährigen Krieges zu fühlen bekam. L. Ph. war seinem Bruder nach Böhmen gefolgt und hatte nur kurze Zeit das Fürstbisthum Breslau inne. Als aber nach der unglücklichen Schlacht von Prag (8. Novbr. 1620) das Königthum Friedrichs V. sammt dem pfälzischen Kurhut verloren ging und die pfälzischen Lande unter dem ligistischen Regimente seufzten, konnte auch L. Ph. sein kleines heimathliches Besitzthum nicht behaupten, obwohl dasselbe von Seite des Kaisers zu lebenslänglichem Unterhalte ihm zugesagt war. Auch Simmern ward von den Spaniern besetzt, und wie überall begann auch hier seit 1628 eine kirchliche Reaction. Vergeblich bat der jugendliche Pfalzgraf, der seit der Prager Schlacht mit Friedrich V. in Holland das Exil theilte, den Kaiser um Rückgabe seiner Lande. Erst mit dem Siegeslaufe Gustav Adolfs gewann auf kurze Zeit L. Ph. das Seine wieder, indem der am Niederrhein siegreiche Rheingraf auch Simmern eroberte. Von seiner kleinen Herrschaft zogen ihn aber die Fragen der großen Politik auf einen anderen Schauplatz. Am 20. September 1632 starb Friedrich V. und L. Ph. ward zur Vormundschaft der Kinder, insbesondere des nominellen Kurfürsten Karl Ludwig sowie zur Administration der von den Schweden occupirten pfälzischen Lande berufen. In dieser Stellung mußte er vor allem an den Verhandlungen wegen Restitution des pfälzischen Kurfürstenhauses Theil nehmen, dessen Rechte besonders Joachim von Rusdorf, der treue und ehrenhafte Staatsmann Friedrichs V. mit charakterfester Umsicht und unbeugsamem Willen verfochten hat. Nachdem die Versuche Brandenburg und Sachsen die Leitung der pfälzischen Dinge in die Hand zu geben ebenso gescheitert waren, wie die Hoffnung durch ein Bündniß der deutschen protestantischen Fürsten mit England und Schweden sich zu sichern, mußte schließlich L. Ph. den allerdrückendsten von der schwedischen Macht ihm auferlegten Bedingungen sich fügen. Nach einer Unterredung mit Oxenstierna zu Heilbronn (14. April 1633) sollten die pfälzischen Lande, jedoch ohne Präjudiz für die Rechte Dritter, an die Erben Friedrichs zurückfallen, die wichtigsten Plätze schwedische Besatzungen erhalten und überdies den Schweden bedeutende Subventionen gereicht werden. Aus einem solchen Vertrage hatte freilich die pfälzische Familie mehr Verpflichtungen als Vortheile, aber L. Ph. war unter dem Drucke der Verhältnisse zu schwach und hilflos, um dem Einflusse des schwedischen Kanzlers gegenüber, dem gerade Rusdorf mit allen Kräften entgegenarbeitete, Stand zu halten. Schon suchte die von Feuquières geleitete und ihres Zieles wohl bewußte französische Politik die schwedische Präponderanz zu unterstützen.

Besonders wußte sich auch in kirchlichen Dingen das dem schwedischen Regimente entsprechende starre Lutherthum an den Sitzen des freien Calvinismus geltend zu machen, so daß sich L. Ph. in diesen Fragen kaum noch das Recht die Geistlichen zu bestätigen als ein zweifelhaftes Stück Selbständigkeit gerettet hatte. Nur für kurze Zeit erholte sich unter der Administration Ludwig Philipps die Pfalz wieder. Von Holland und England flossen Beiträge für Hebung von Schule und Kirche, die Universität Heidelberg, welche bis dahin mehr als ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, wurde in reformirtem Geiste vom Administrator wieder aufgerichtet. Im übrigen war L. Ph. nur ein von Schweden abhängiger Statthalter und in diesem Verhältnisse ohnmächtig, die Rechte seines Hauses zu vertheidigen und selbst die frechsten Uebergriffe gegen seine Unterthanen abzuwehren. Als am 6. Septbr. 1634 die schwedische Armee bei Nördlingen geschlagen war, begannen erst recht die Tage der Noth. In wilder zügelloser Auflösung näherten sich von den Kaiserlichen verfolgt die schwedischen Truppen dem Rheine. L. Ph. verließ Heidelberg und zog sich nach Frankenthal, der alten treu erprobten Festung des pfälzischen Hauses zurück. Ministerium und Hofstaat folgten. Hilflos und rathlos von den eigenen Verbündeten verlassen erwartete er hier den Ansturm der Kaiserlichen. Man dachte schon daran, sich den Franzosen in die Arme zu werfen und hatte bei Feuquières angeklopft, weil man im Kriegsrathe so weit gekommen war, die Hilfe der Schweden als ein neues Unglück zu betrachten und zu fürchten. Man muß die interessanten Relationen Rusdorfs lesen, der mit in der Festung eingeschlossen war, um in die trostlose Lage des Administrators einen Einblick zu bekommen. Dazu kam Theuerung und Mangel an Lebensmitteln in der Festung. Dem Rathe, die Regierung nach Kreuznach oder Lautern zu verlegen, folgte L. Ph. nicht, in der Hoffnung immer noch Succurs zu erhalten und war selbst unermüdlich thätig, für gute Vertheidigung der Stadt Sorge zu tragen. Aber Feuquières ließ auf sich warten und die flüchtigen Haufen französischer Soldaten kamen selbst vor die Thore der Stadt und baten um Einlaß. Endlich sah sich L. Ph. genöthigt, den letzten Augenblick zu benützen, um den immer näher rückenden Kaiserlichen zu entrinnen. Ende Mai verließ er unter dem Schutze Bernhards von Weimar mit seiner Regierung die Stadt, eine Flucht, die ihm Rusdorf mit Unrecht verargte; die Leiche Friedrichs V., welche noch unbeerdigt in der Kirche zu Frankenthal stand, ward mit fortgeführt. Ueber Saarbrücken ging es nach Metz und Sedan. Inzwischen eroberten aber die Kaiserlichen in raschem Siegeslauf die Pfalz. Von Neuem begannen die erfolglosen Bemühungen Ludwig Philipps, vom Kaiser die Restitution der pfälzer Lande zu erwirken. Der schmachvolle Prager Friede (30. Mai 1635) drohte die Existenz des pfälzischen Staates für immer zu vernichten und auch der Administrator sah sich des Seinen beraubt, dessen Wirksamkeit von nun an mehr in den Hintergrund tritt. Der junge Karl Ludwig nahm sich mehr und mehr der eignen Sache an, die schließlich im westphälischen Frieden in der Restitution des Kurhauses ihren Abschluß fand. Auch L. Ph. erhielt sein väterliches Erbe zurück (1648). Aus den letzten Jahren seines so sorgenvollen Lebens ist wenig zu berichten. Die unter den allerschwierigsten Verhältnissen geführte Vormundschaft und Administration, seine Bemühungen um Wiederherstellung des Kurstaates, sichern ihm trotz mangelnder Erfolge, in einer der trostlosesten Perioden pfälzischer Geschichte ein gutes Andenken. Er starb am 6. Januar 1655 zu Crossen in Schlesien.

Häusser, Gesch. der rhein. Pfalz II. S. 355—580. Haeutle, Genealogie des Stammhauses Wittelsbach, München 1870. Rusdorf, Consilia politica, Frankf. 1725. Bougeant, Historie des dreißigjährigen Krieges. I—IV, Halle 1758. 1759. Wille, Stadt und Festung Frankenthal während des 30jähr. Kriegs, Heidelb. 1877. Krüner, Johann v. Rusdorf, Halle 1876. Wille.

Ludwig Ferdinand: Friedrich Louis Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand genannt, Sohn des Prinzen Ferdinand von Preußen und der Prinzessin Louise von Brandenburg-Schwedt, geb. am 18. November 1772 zu Friedrichsfelde, erzogen unter Einwirkung Campe's von Bärbaum, trat am 1. März 1789 als Capitän bei dem Regimente Möllendorff in die preußische Armee ein. Am 12. April 1790 als Oberst-Lieutenant von der Infanterie dem Regimente Jung-Schwerin zugewiesen, folgte er dem König Friedrich Wilhelm II., als derselbe im Sommer 1790 in Schlesien ein Heer gegen Oesterreich zusammenzog. Nach Abschluß der Verträge von Reichenbach besuchte der Prinz die schlesischen Festungen und kehrte dann nach Berlin zurück, wo er wieder dem Regiment Möllendorff beigegeben wurde. Am 9. Juni 1791 zum Obersten befördert, machte er im folgenden Jahre im Regiment Woldeck den Feldzug gegen Frankreich mit, ohne sich besonders hervorzuthun. In hervorragender Weise dagegen zeichnete er sich im Jahre 1793 bei der Belagerung von Mainz aus, wo er unter dem Obercommando des Grafen Kalckreuth Truppen der Regimenter Wegner und Manstein befehligte, während ihm der spätere Graf Bülow von Dennewitz als Gouverneur zur Seite stand. Nachdem er viele einzelne Kämpfe um die Zahlbacher Höhen und Weißenau (17. und 25. April, 7. und 31. Mai 1793) glücklich bestanden, und durch die Rettung eines verwundeten Oesterreichers, den er selbst aus dem feindlichen Feuer trug, sich großes Lob verdient hatte (14. Juli), wurde er in der Nacht vom 16. zum 17. Juli bei Erstürmung einer feindlichen Schanze durch einen Schuß in das rechte Bein schwer verwundet. König Friedrich Wilhelm II., der den tapferen Prinzen gleich am 17. Juli durch die Ernennung zum Generalmajor ehrte, beglückwünschte selbst die Eltern zu ihrem Sohne und schrieb nach Berlin: „Der Prinz ist ausnehmend brav und ein wirklich geschickter Offizier . . . Er hat sich viel Ruhm erworben und wenn er so fortfährt, wird er einst gewiß ein großer General werden". Der Prinz wurde seinem Wunsche gemäß auf einem Kahn nach Mannheim gebracht, wo er bei der ihm eigenen unruhigen Beweglichkeit nur langsam genas. Erst gegen das Ende des Jahres kehrte der Prinz zu der Armee zurück, die unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, später des Feldmarschalls Möllendorff in der Umgegend von Mainz Winterquartiere bezogen hatte. Sein Verhalten hier blieb nicht frei von Tadel. Tapfer bis zur Tollkühnheit, wie er stets freigebig war bis zur Verschwendung, unendlich beliebt bei den Truppen, denen sein populäres Wesen gefiel, seine körperliche Gewandtheit imponirte, dabei aber verzehrt von unruhigem Thatendurst und widerstandslos von den Aufwallungen eines stürmischen Charakters hingerissen, hat Prinz L. F. es nur selten vermocht, sich den strengen Anforderungen staatlicher und militärischer Disciplin zu fügen. In Folge einer ernsten Vermahnung Möllendorff's zog er es im Februar 1794 vor, das Heer zu verlassen und nach Berlin zurückzukehren, wo auch die durch mannigfache Verhältnisse gestörten Beziehungen zu den Eltern seine Anwesenheit nöthig machten. Bei Eröffnung des Feldzuges eilte er jedoch zur Armee zurück und nahm in dem Corps des Erbprinzen von Hohenlohe als Führer einer Brigade der Division des Generallieutenants von Borch an den Kämpfen auf dem linken Rheinufer Theil. Mit besonderer Auszeichnung focht er in den Treffen von Duttweiler-Böbingen (2. Juli), bei Edesheim (13. Juli) wo er mit 6 Compagnien des Regiments Romberg das Treffen entschied, und in dem letzten Kampfe um Kaiserslautern (20. Septbr.). Nach dem Rückzuge über den Rhein (21. Octbr.), ging er mit seiner Brigade nach Westfalen in die Winterquartiere. Die Nachricht von dem am 5. April 1795 unterzeichneten Frieden mit Frankreich erfüllte ihn, obwol er damals keineswegs zu den Franzosenfeinden zählte, mit lebhaftem Unwillen, wie er auch schon vorher über die

lässige Art der Kriegführung auf preußischer Seite sich mit großer Unzufriedenheit geäußert hatte. Er ging jetzt nach Magdeburg zu seinem Regimente, das ihm der König am 23. Febr. 1795 verliehen hatte. Prinz Ferdinand hätte ihn lieber in Berlin gesehen, allein der König lehnte es ab, ihn nach der Hauptstadt zu berufen, weil es „einem jungen Prinzen von so vieler Lebhaftigkeit und von so großer Neigung zur Thätigkeit überaus lästig sein werde, sich in Berlin den größten Theil des Jahres ganz ohne Geschäfte zu sehen". So blieb der Prinz in Magdeburg, beschäftigt mit militärwissenschaftlichen und musikalischen Studien, bis ihn die Mobilisirung eines Theiles der preußischen Armee zum Schutze der Demarkationslinie im Sommer 1796 mit seinem Regimente nach Braunschweig und Westfalen führte. Die Jahre, die er hier, namentlich in Lemgo und Hoya verlebte, hat der Prinz immer für die trübseligsten seines Lebens angesehen. „Ich lebe hier nur von Entbehrungen", schreibt er aus einem der genannten Orte, „und ohne Zweifel ist es nicht sehr angenehm, die schönsten Jahre des Lebens in diesem verwünschten Dorfe zuzubringen, ohne die Möglichkeit, für das Glück seines Lebens Pläne zu fassen oder die Fähigkeiten zu entwickeln, die man vielleicht besitzt. Dazu die allgemeine Lage von Europa! hören müssen von den glänzendsten Thaten und dabei nur Galle destilliren können!" Er dachte ernstlich daran, seinen Abschied zu nehmen, unterließ es jedoch auf den Rath von Stein, mit dem er damals zuerst in vertraute Beziehungen trat. Am 21. Mai 1799 wurde er zum Generallieutenant befördert. Bei der Einförmigkeit des Garnisonlebens, welche ihm trotz seiner ernsten Studien überaus empfindlich wurde, ergriff er gern jeden Anlaß, um sich von den Truppen zu entfernen und geistige Anregung und Erholung zu suchen. Oft treffen wir ihn in Berlin bei seiner Schwester, der Prinzessin Radziwill, der er mit innigster Liebe anhing, während er bei den Eltern nicht ein gleiches Verständniß für die Eigenheiten seines Charakters zu finden glaubte. Im Winter von 1797 auf 1798 unternahm er eine Reise an die Grenzen der Demarkationslinie, wo ein neuer Kampf mit den Franzosen bevorzustehen schien. Auf einem Leiterwagen, bei schneidender Kälte, ging es von Lemgo nach Arolsen zu dem Prinzen von Waldeck, der zur Jagd eingeladen hatte, dann über Corbach, Sachsenhausen, die Demarkationslinie entlang nach Wildungen, wo wieder gejagt wurde. Von Fritzlar aus besuchte der Prinz auch Cassel, doch ohne sich dem Landgrafen vorzustellen, den er in seinen Briefen als den am meisten verabscheuten Fürsten bezeichnet. Mit besonderer Vorliebe aber besuchte er Hamburg und Altona, wohin ihn die Neigung zu einer schönen Holländerin und zugleich jener geistig angeregte Kreis hinzog, der sich aus Franzosen und Deutschen damals in Hamburg gebildet hatte. Er selbst behauptet, über diesen häufigen Abwesenheiten seine militärischen Obliegenheiten nicht vernachlässigt zu haben, und gewiß ist, daß er an seiner eigenen Ausbildung unermüdlich arbeitete. Allein in Berlin, wie sich denken läßt, war man anderer Ansicht. Seine Verschwendung, die unbesonnenen Reden, in denen er seiner Neigung zu Spöttereien freien Lauf ließ, der Umgang mit französischen Demagogen, wie Parandier, erregten lebhaften Anstoß und veranlaßten schließlich den König zu einem energischen Schritte. Als die Mahnungen Hamburg zu verlassen, wohin er sich gegen Ende des Jahres 1799 wieder begeben hatte, von dem Prinzen unbeachtet blieben, wurde der Oberst Massenbach, der ihm in den Feldzügen von 1793 und 1794 nahe gestanden hatte, nach Hamburg geschickt und brachte ihn halb mit Güte, halb mit Gewalt nach Magdeburg (Februar 1800). Es scheint, als habe dieser Vorgang, der das unangenehmste Aufsehen machte, in dem Charakter und der Lebensweise des Prinzen die günstigste Wandlung hervorgebracht. Aus dem zügellosen, gegen jede Schranke sich auflehnenden Jüngling, dessen wild stür-

mische Heftigkeit ebenso oft abstieß als anzog, wurde ein Mann, dessen feuriges und schwungvolles Wesen alles begeisterte und hinriß. Mit noch größerem Ernst und Eifer widmete er sich den militärischen Studien und bearbeitete ausführlich einzelne Fragen der Taktik. Kein geringerer als Scharnhorst bezeugte ihm damals, daß er sich „schon als Jüngling einen so großen Fonds von Kenntnissen erworben habe, dessen sich unsere erfahrensten Krieger nur selten rühmen können“ (1. Decbr. 1801). Daneben las er viele historische und philosophische Werke; vor allem aber pflegte er die Musik, für welche er die höchste Begabung besaß. Mit den Eltern söhnte er sich aus. Bald finden wir ihn in Berlin, wo er einen Kreis ausgezeichneter Männer um sich sammelte, zu denen hauptsächlich Fr. Gentz, etwas später Joh. von Müller gehörten. Auch Metternich stand ihm nahe. Wer den Prinzen damals kennen lernen durfte, hat den Zauber seines Wesens empfunden: Metternich und Clausewitz, E. M. Arndt und Marwitz, so sehr verschieden sonst in ihren Anschauungen und Bestrebungen, sind einmüthig in ihrer Bewunderung für den Prinzen, bei dem körperliche und geistige Vorzüge in seltener Vollendung sich zusammenfanden. Außer der regen Theilnahme an allem, was die Fortschritte der Wissenschaften und schönen Litteratur Neues und Glänzendes hervorbrachten, war es vor allem die Politik, welche den Prinzen und seine Freunde in Berlin beschäftigte. Wir berühren hier den Punkt, wo sich die Laufbahn des Prinzen mit dem großen Strome der Ideen berührt, deren Entwickelung die Weltgeschichte ausmacht. In dem Kreise, der den Prinzen umgab, tauchte der Gedanke auf, dem immer drückender werdenden Uebergewicht Frankreichs einen Bund Preußens und Oesterreichs entgegenzusetzen, der doch auch zugleich dem Eingreifen Rußlands in die europäischen Angelegenheiten Schranken ziehen sollte. Der Plan eines mitteleuropäischen Bundes zugleich gegen Osten und gegen Westen, der für die Politik späterer Tage eine so große Bedeutung gewonnen hat, ist damals, vielleicht von Gentz, zuerst angeregt worden. Das historisch Merkwürdige ist, daß ein preußischer Prinz ihn mit Feuer ergriff und zu verwirklichen strebte. Die Beliebtheit, deren er seit den Feldzügen am Rhein vor allen anderen preußischen Führern in Oesterreich genoß, konnte ihm die Erreichung des Zieles erleichtern. Von Schlesien aus, wo im August 1804 Manöver der preußischen Truppen stattfanden, ging Prinz L. nach Mähren zum Besuche der österreichischen Truppenübungen, bei denen er mit Kaiser Franz selbst zusammentraf. Sie besprachen mit einander die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung zwischen Preußen und Oesterreich, um dem erneuten Ausbruch eines Krieges auf dem Festlande zuvorzukommen. Während dann der Kaiser zur Besichtigung der böhmischen Festungen abreiste, ging der Prinz nach Wien, wo er von dem Erzherzog Anton und dem Herzog Ferdinand von Württemberg in der schmeichelhaftesten Weise empfangen wurde (September 1804). Bei den Unterredungen, die er hier mit dem Minister Graf L. Cobenzl hatte, entwickelte der Prinz den Gedanken einer preußisch-österreichischen Allianz und empfahl zugleich die Sendung eines Erzherzogs nach Berlin. Bestimmte Verabredungen konnten, wie sich versteht, nicht getroffen werden; aber als man sich trennte, hatte man doch das Gefühl einer innern Gemeinsamkeit namentlich gegen Frankreich. Ueber Prag und Dresden nach Berlin zurückgekehrt, bemühte sich der Prinz eifrig, für seinen Plan Anhänger zu gewinnen. Er sprach darüber mit dem Könige, dem leitenden Minister Hardenberg, mit dem einflußreichen Cabinetsrath Beyme; in einer ausführlichen Denkschrift begründete er die Nothwendigkeit „eines näheren Vereins zwischen Preußen und Oesterreich zur Erhaltung der Ruhe und Hinderung einer jeglichen fremden Einmischung in Deutschland“, indem er zugleich den Einwand zu entkräften suchte, daß sein Plan nur zu einer neuen Coalition führen werde.

Auch Gentz kam ihm mit seiner gewandten Feder zu Hülfe; allein es blieb alles vergeblich. Bei der unsicheren Lage der europäischen Angelegenheiten, wie sie sich durch den französisch-englischen Krieg und die drohende Haltung Rußlands gestaltet hatte, fürchteten Friedrich Wilhelm und seine Rathgeber durch den Abschluß einer Allianz mit Oesterreich gerade den Ausbruch des festländischen Krieges zu beschleunigen, den man doch vermeiden wollte. Der Prinz selbst war über das Mißlingen seiner Bestrebungen sehr unglücklich: der Ablehnung seiner Rathschläge schrieb er das Verderben zu, das 1805 und 1806 über Deutschland hereinbrach. — Als im Sommer 1805 der Gegensatz zwischen Frankreich und Oesterreich sich immer mehr zuspitzte, unternahm der Prinz eine längere Reise in die Gegenden, die zum Schauplatz des nahenden Krieges bestimmt schienen. Ueber Dresden und Karlsbad ging er nach München, wo ihm der Kurfürst Max Joseph große Aufmerksamkeit bewies; von hier aus (13. August) mit Chasteler durch Tirol, dann über Trient nach Venedig. Bei seiner Rückkehr fand er die Lage in Berlin sehr verändert. Das Heranrücken starker russischer Armeen an die preußische Grenze und der Ausbruch des Krieges zwischen Oesterreich und Frankreich hatten die Mobilisirung der preußischen Armee veranlaßt; die Verletzung des preußischen Gebiets in Ansbach durch Napoleon und das persönliche Erscheinen des Kaisers Alexander in Berlin gaben der preußischen Politik eine Richtung gegen Frankreich. Während der Herzog von Braunschweig mit einem Heere Hannover besetzte, zog ein anderes Corps unter dem Oberbefehl des Fürsten Hohenlohe langsam von Schlesien aus durch Sachsen nach Thüringen, um für den Fall des Scheiterns der durch Haugwitz mit Napoleon angeknüpften Verhandlungen den Oesterreichern zu Hülfe zu eilen. Mit diesem Corps, dessen Avantgarde er commandiren sollte, vereinigte sich im November Prinz L. Er hatte die von ihm längst ersehnte kriegerische Wendung der Dinge mit freudiger Genugthuung begrüßt, beklagte es aber lebhaft, daß man erst noch Verhandlungen durch den für franzosenfreundlich geltenden Haugwitz führen ließ und nicht mit raschem Entschluß in das Oesterreichische einrückte. In Erfurt traf er mit dem Herzog Karl August von Weimar zusammen, der die Reserve des Hohenlohe'schen Corps befehligte, und mit Goethe, mit dem er eine Nacht durchzechte. Da sich inzwischen durch die Erfolge der Franzosen der Kriegsschauplatz nach Mähren hinzog, so mußte das Corps Hohenlohe's im December von Thüringen nach Sachsen zurückgehen; der Prinz mit der Avantgarde nahm sein Hauptquartier in Zwickau; hier, in den Bergen eingeschlossen „in dem verwünschten kleinen Nest", wie er es nennt, wartete er voll Ungeduld, aber zugleich voll trüber Ahnungen, auf den Befehl, das Gebirge zu überschreiten und nach Böhmen vorzugehen. Aber statt des Befehles zum Vorrücken kamen Ende Januar 1806 die Nachrichten von dem Abschluß eines Vertrages mit Frankreich und zugleich die Verfügungen, welche die Demobilisirung der Armee anordneten. Das leidenschaftliche Gemüth des Prinzen wurde durch diesen Umschwung der Dinge so erregt, daß er zunächst nicht nach Berlin zurückkehrte, sondern auf seinen Besitzungen in der Nähe Magdeburgs blieb und in den Vergnügungen der Jagd Zerstreuung suchte. Im folgenden Sommer finden wir ihn wieder in Berlin, als Mittelpunkt einer Vereinigung hervorragender und patriotischer Männer, welche eine Aenderung in der preußischen Politik und einen Wechsel in den leitenden Persönlichkeiten anstrebten. Gerade die Wendung der preußischen Politik im August 1806, wo das Heer von neuem gegen Frankreich in die Waffen gerufen wurde, bestimmte diese Männer, in einer auch von Prinz L. „in seinem Namen und für seinen Bruder, den Prinz August" unterzeichneten Eingabe den König um die Entfernung des Grafen Haugwitz und der Cabinetsräthe zu bitten, die in Preußen wie im

Auslande alles Vertrauen eingebüßt hätten (2. September). Es war ein in der Geschichte der preußischen Monarchie unerhörter Schritt, der den König empfindlich verletzte. Der Prinz erhielt sogleich den Befehl zur Armee abzugehen; er suchte vergeblich noch den König zu sprechen, und auch von der Königin, die er aufs Innigste verehrte, mußte er sich begnügen in einem Schreiben Abschied zu nehmen, über dem schon die Ahnung des Todes schwebte. Am 6. Septbr. bereits war der Prinz in Dresden, wo er Gentz traf, und mit dem Kurfürsten von Sachsen verkehrte. Am 23. reiste er über Teplitz nach Eisenberg, wohin ihn Fürst Lobkowitz geladen hatte, auch Gentz war hier und Fürst Karl Schwarzenberg, der sich sehr patriotisch zeigte. Am 26. erreichte er in Freiberg den Fürsten Hohenlohe, dessen aus Preußen und Sachsen bestehendes Corps sich inzwischen zusammengezogen hatte, und übernahm wie im Jahre vorher den Befehl über die Avantgarde. Die Aussicht auf den Kampf und namentlich auf einen Offensivkrieg hob seine Stimmung; die Unsicherheit in der Leitung der Armee erfüllte ihn mit Besorgniß. Auf dem Marsche von Freiberg nach Thüringen, in Oederan bei Chemnitz, schrieb er in eigenthümlicher Vorahnung nach Berlin: „Ich hoffe, daß Ihr den 10. oder 12. Nachrichten erhalten werdet und daß vielleicht die ersten Schüsse gefallen sind . . . Nicht ohne lebhafte Bewegung kann ich an die nahenden Augenblicke denken und an den Kampf, der sich vorbereitet. Ich würde ihm ruhiger und heiterer entgegen sehen, wenn die, denen die wichtigsten Sorgen anvertraut sind, mir mehr Vertrauen einflößten". Allein er verstand es, seiner trüben Ahnungen Meister zu werden: seine Umgebung bemerkte, daß er, je näher der Tag des Kampfes rückte, um so mehr „an Frohsinn und Gesundheit gewann". Am 1. October kam das Corps in Gera an, am 2. in Jena; der Prinz nahm sein Hauptquartier in Stadt-Ilm. Es hatte ursprünglich die Absicht bestanden, über den Thüringer Wald hinweg einen Angriff gegen die französischen Truppen zu unternehmen, die man noch nicht in genügender Zahl beisammen glaubte. Als man dann den Anmarsch Napoleons erfuhr, der an beiden Ufern der Saale vorrückend die in den Ebenen Thüringens versammelte preußisch-sächsische Armee in der linken Flanke zu überflügeln drohte, hielt der Fürst Hohenlohe unter dem Einfluß seines Generalstabschefs Massenbach den Uebergang der Armee auf das rechte Ufer der Saale für unerläßlich, um der Umgehung der linken Flanke zuvorzukommen. Ohne rechte Uebereinstimmung mit den Bewegungen der vom König selbst und dem Herzog von Braunschweig befehligten Hauptarmee, beschloß der Fürst deshalb seine Truppen an der Saale bei Kahla, Orlamünde und Rudolstadt zu versammeln und Alles zum Uebergang vorzubereiten. Der Prinz erhielt am 9. den Befehl, die Avantgarde bei Rudolstadt zusammenzuziehen, diesen Posten sowie Blankenburg bis zum Heranrücken der Armee des Königs zu behaupten und dann über die Saale zu gehen. In der Ausführung dieses Befehles begriffen, auf dem Marsche nach Rudolstadt, wo er vom 9. zum 10. übernachtete, erfuhr der Prinz, daß die Franzosen bereits bis in die Nähe von Saalfeld gelangt seien. Es erschien ihm nothwendig, diesen Punkt, wo die vom oberen Main über Koburg führende Straße sich ins Saalthal hinabsenkt, noch zu behaupten, sowohl um der eigenen Armee den Uebergang über die Saale zu sichern, als um der vom linken und rechten Saalufer heranziehenden französischen Armee diesen Vereinigungspunkt zu entziehen. Es ist keine Frage, daß der Prinz an sich richtigen Blick und treffendes Urtheil bewiesen hat, denn die Befehle Napoleons zeigen, welche Wichtigkeit der Posten von Saalfeld besaß; allein indem er seine Stellung soweit an der Saale aufwärts ausdehnte, lief er Gefahr, von dem Corps Hohenlohe's getrennt und isolirt geschlagen zu werden. So entwickelte sich am 10. October das Treffen bei Saalfeld. Ueberlegene französische Truppen unter dem Befehl des Marschall Lannes stiegen zahl-

reich aus dem Gebirge herab und griffen die Preußen und Sachsen zugleich vor Saalfeld und in der rechten Flanke auf der Straße nach Rudolstadt an. Der Prinz, der am Morgen des 10. von Rudolstadt nach Saalfeld gekommen war, zeigte der drohenden Gefahr gegenüber eine ungewohnte Ruhe und Kaltblütigkeit. Aber auch sein persönliches Eingreifen vermochte nicht den Franzosen den Sieg zu entreißen, den sie zugleich ihrer größeren Zahl und ihrer überlegenen Fechtweise, dem Tirailliren verdankten. In dem Getümmel des Rückzuges, bei dem Orte Wölsdorf nordwestlich von Saalfeld, wurde der Prinz von feindlichen Reitern eingeholt und getödtet. Sein Leichnam, der am Tage nach dem Treffen in die Schloßcapelle von Saalfeld gebracht war, wurde später nach Berlin überführt und am 21. März 1811 im Dome feierlich beigesetzt. — Aus seinem Verhältniß mit Henriette Fromm hinterließ der Prinz zwei Kinder, einen Sohn (Ludwig) und eine Tochter (Blanca), die im J. 1810 unter dem Namen Wildenbruch in den Adelsstand erhoben wurden.

Vgl. Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preußen, Berlin 1807. Varnhagen von Ense, Gallerie von Bildnissen aus Rahels Umgang und Briefwechsel 1, 239—300 (in der Charakteristik treffend, in den positiven Angaben höchst unzuverlässig). Briefe (an Pauline Wiesel) haben veröffentlicht A. Büchner, Leipzig 1865 und L. Assing, Aus dem Nachlaß Varnhagen's, Leipzig 1867. Eine schöne Charakteristik giebt Clausewitz (Schwartz, Leben des General Clausewitz, 1878). Ueber Saalfeld s. Höpfner, Krieg von 1806 und 1807. Vgl. auch Karl von Nostitz (Adjutant des Prinzen, 1805, 1806), Leben und Briefwechsel, Dresden 1848. Akten der Geh. Staats-, Haus- und Generalstabs-Archive und der Geh. Kriegskanzlei zu Berlin. Briefsammlung im Privatbesitz.

Bailleu.

Ludwig Günther I., Graf von Schwarzburg, geb. den 27. Mai 1581, † den 4. Novbr. 1646, war der zweite Sohn Albert VII., des Stifters der schwarzburg-rudolstädtischen Linie. Da nach des Vaters Tode sein ältester Bruder Karl Günther, die Regierung führte, residirte er mit seinen Brüdern, wie das damals in diesem Hause üblich war, in Stadtilm, bis er nach Karl Günthers Ableben 1630 den Sitz seiner Regierung nach Rudolstadt verlegte. Hatte schon bis dahin die Grafschaft entsetzlich unter den Drangsalen des dreißigjährigen Krieges zu leiden gehabt, so erreichten diese während seiner Regierung den Höhepunkt, gekennzeichnet durch eine Kette von immer neuem, stets sich wiederholenden Elend, dessen Ende zu erleben ihm nicht einmal vergönnt war. Theuerung, Hungersnoth mit ihrem schrecklichen Gefolge, Verfälschung aller Münzsorten, fremder Truppen Grausamkeit, Plünderung und Brandschatzung, dazu langer Aufenthalt von zuchtlosen Kriegern aller Nationen —, alles dies mußte er über sein Land ergehen lassen, ohne nennenswerthe Abwehr schaffen zu können. Dörfer wurden entvölkert, manche Wustung datirt aus jener Zeit, Bürger und Bauern entflohen in die Wälder, er selbst mußte sich einige Male vor dem sicheren Tode durch Flucht in die schwarzburger Berge retten, ohne auch dort ganz sicher zu sein. Mit Mühe brachte er es 1640, als Rudolstadt durch Brand und Plünderung dem Untergange nahe war, dahin, daß ihm aus dem Hauptquartier zu Saalfeld eine Schutzwache verabfolgt wurde und daß durch Vermittelung des Erzherzogs Leopold von Oesterreich viele gefangene Unterthanen gegen Lösegeld freigegeben wurden. Nichtsdestoweniger bewahrte er in dieser traurigen Zeit eine wunderbare Elasticität des Geistes, erhalten und gestärkt durch die seinem Hause eigene Religiosität. Er that Alles und gab Alles für sein Land. Wohl wissend, daß das Uebel an der Wurzel angegriffen werden müsse, legte er den Grund zu Erweiterung von Schulanstalten, erbaute Kirchen und unterstützte die Wiederherstellung verwüsteter

Ortschaften. So erbaute er die Kirche in Königsee und von Grund aus die Hauptkirche zu Rudolstadt, noch jetzt ein schönes Denkmal seiner landesherrlichen Fürsorge. Darin wurde er von seiner Gemahlin Emilie Antonie, einer geborenen Gräfin von Oldenburg und Delmenhorst redlich unterstützt, deren Dichten und Trachten mit dem seinigen in vollstem Einklange stand, wofür ihre Fürsorge für Schulen und Kirchen während ihres späteren Witthumsaufenthaltes in Leutenberg die unumstößlichsten Beweise liefert. Neben seinem Sohne, dem nachmals regierenden Grafen Albert Anton, ist von seinen vier hinterlassenen Töchtern Ludämilie Elisabeth als rühmlichst bekannte Liederdichterin zu nennen (s. diese).

Vgl. die Werke über schwarzburg. Geschichte von Jovius, Heydenreich, Hellbach, Junghans ꝛc.; Rothmaler's Leichenpredigt mit L. G.'s Lebenslaufe, 1647 und Heubel's Begebenheiten von 1620—1629, Mspt. im Rudolst. Archive. Anemüller.

Ludwig der Bärtige, der Ahnherr des ersten thüringischen Landgrafenhauses, Zeitgenosse König Konrads II. und Heinrichs III. Soviel die spätere Tradition von ihm zu erzählen weiß, so wenig ist historisch sicher zu stellen. Weder von gleichzeitigen Geschichtschreibern, noch in echten Urkunden wird seiner Erwähnung gethan. Die erste Kunde von ihm bringt ein kleines Reinhardsbrunner Geschichtswerk „Ueber den Ursprung der Fürsten Thüringens", das um 1200 verfaßt in der vorliegenden Gestalt aus den dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts stammt, in dieser Redaction aber bereits unter der Benutzung der vor 1227 gefälschten Reinhardsbrunner Urkunden gelitten hat. — Die Reinhardsbrunner Tradition von dem fränkischen Ursprunge des Geschlechts wird bestätigt durch das Zeugniß Eikes von Repgow, des Dichters Johann von Würzburg, namentlich aber durch urkundlich beglaubigte Thatsachen: die Söhne Ludwigs des Bärtigen haben vom Vater ererbte Besitzungen am mittleren Main innegehabt, im Jahre 1100 haben dieselben „Beringer und Ludwig von Schauenburg, Brüder und Grafen" als fränkische Bevollmächtigte die Veräußerung von Schweinfurt an das Erzstift Magdeburg bezeugt (s. Neue Mittheilungen des thüring.-sächs. Vereins X, 129). Dazu kommt der fränkische Name „Ludwig" und die ganz unbedenkliche Angabe, daß L. zu St. Alban in Mainz begraben sei. Zweifellos ist jetzt auch, daß L. als Mainzer Lehensmann nach Thüringen gekommen ist. So sehr man in Reinhardsbrunn nachmals das Lehensverhältniß der Landgrafen zu vertuschen suchte und obwohl durch jene Fälschung eine große kaiserliche Schenkung in die Tradition eingeschmuggelt wurde, so blieb doch in jener Chronik unvermittelt daneben die durchaus wahrscheinliche und durch später Verhältnisse (Streitigkeiten mit dem Erzstift, mainzisches Marschallamt der Landgrafen) bestätigte Angabe einer Lehensübertragung durch den Mainzer Erzbischof Bardo stehen. Chronologisch wird sie dadurch beglaubigt, daß in die Zeit Bardo's (1031—1051) nach urkundlicher Tradition die Bestimmung der Grenzen der Pfarrei Altenberga fällt. Altenberga, eine Stunde von dem späteren Reinhardsbrunn gelegen, befindet sich unter den Gütern, welche L. d. B. von den Thüringern Günther (von Kefernburg?) und Biso oder Busso (von Gleichen?) erwarb. Denn auch durch Kauf hat er sich in Thüringen festgesetzt. Ganz in der Nähe von Altenberga führte er die Schauenburg auf. Durch Vermählung mit Cäcilie von Sangerhausen gewann er zu jenen Besitzungen inmitten des Thüringer Waldes neue am Südfuße des Harzes. Cäcilie, Ludwigs Gattin, entstammte aus einem kleinen sächsischen Dynastengeschlecht, wahrscheinlich gehörte ihm Hamezo, 1015 Graf im Westergau, an, ein anderer Träger dieses Namens, 1085 kaiserlicher Gegenbischof von Halberstadt, war der Bruder Cäciliens. Dies ist das dürftige Gerippe der Thatsachen, welche sich mit hinreichender Sicherheit feststellen lassen.

Uncontrolirbar bleiben die sagenhafte Erzählung von Ludwigs reichem Bruder Hugo, den er beerbte, ferner die sicher übertriebenen Angaben der gefälschten Urkunden über das Besitzthum Ludwigs, tendenziös erfunden ist die Verwandtschaft Ludwigs mit den Karolingern und der Kaiserin Gisela, spätere Zuthat sind, wie alles Andere, auch die näheren Zeitangaben. Verlegen die Reinhardsbrunner Historien die Einwanderung Ludwigs in das Jahr 1034, so läßt sie sich doch nur in die Zeit Bardo's (1031—1051) fixiren.

Knochenhauer, Geschichte Thüringens zur Zeit des ersten Landgrafenhauses, Gotha 1871. Seine Darstellung, die sich noch auf die Reinhardsbrunner Historien des 14. Jahrhunderts und die gefälschten Urkunden stützte, ist in Hauptpunkten durch spätere Forschung berichtigt. C. Wenck, Die Entstehung der Reinhardsbrunner Geschichtsbücher, Halle 1878. A. Groß, Die Anfänge des ersten thüringischen Landgrafenhauses, Götting. Dissert. 1880. Naudé, Die Fälschung der ältesten Reinhardsbrunner Urkunden, Berlin 1883. C. Wenck, Zur Entstehungsgeschichte der Reinhardsbrunner Geschichtsbücher und der Erfurter Peterschronik. Neues Archiv f. ältere Deutsche Geschichtskunde Bd. X. 1884. Wenck.

Ludwig der Springer, ein thüringischer Graf, † 1123, Sohn des Vorhergehenden. Der Beiname „Saltator“ findet sich erst im 15. Jahrhundert, als Zusatz einer späteren Handschrift der Erfurter Annalen. Erst Jahrzehnte nach dem angeblichen Todesjahr seines Vaters (1055 vel citra, Annal. Reinhardsbr.) wird L. von gleichzeitigen Quellen erwähnt, und zwar erscheint er zuerst 1076 und 1080 als Anhänger Heinrichs IV. Nach der unglücklichen Schlacht bei Flarchheim rettete er den König auf geheimen Wegen nach Hessen. Ludwigs Veste, die Wartburg, welche damals zuerst genannt wird, war von den beiderseitigen Feinden besetzt. Da L. von dem sächsischen Geschichtsschreiber Bruno, der dies erzählt, nicht als Graf bezeichnet wird, bald nachher aber diesen Titel führt, so läßt sich vermuthen, daß Heinrich IV. ihn zur Belohnung seiner Dienste zur gräflichen Würde erhoben hat. Indessen L. blieb der Partei des Königs nicht treu. 1085 finden wir ihn in intimster Verbindung mit den entschiedensten Gegnern Heinrichs. Damals berief er znr Begründung des Klosters Reinhardsbrunn Mönche aus Hirschau, dem Mittelpunkt der gregorianischen Bestrebungen in Süddeutschland. An die Spitze seiner Stiftung stellte er unter Beirath des Bischofs Harrand von Halberstadt, der von Heinrich nicht anerkannt wurde, den Hirschauer Giselbert, der vor dem König hatte aus Hasungen entweichen müssen und auch in Reinhardsbrunn von dem Hasse desselben verfolgt wurde. Reinhardsbrunn wurde mit reichen Besitzungen ausgestattet und dem Papste unmittelbar unterstellt. Es blieb die Lieblingsstiftung der Dynastie. Ihre Entstehung hat die spätere Reinhardsbrunner Tradition (der Historien) in Zusammenhang gebracht mit der Ermordung des Pfalzgrafen Friedrich, welche sie L. dem Springer zuschreibt. Die Wittwe des Ermordeten, die schöne und reiche Adelheid, wurde die Gattin Ludwig's, dieser Umstand und die Neigung der klösterlichen Geschichtsschreiber, von der plötzlichen Reue eines Bösewichts und dadurch veranlaßter Klosterstiftung zu erzählen, bewirkte, daß erst die Anstiftung der Mordthat, dann die That selbst L. zur Last gelegt wurde. Eben im Jahre 1085 (5. Febr.), im Jahre der Stiftung von Reinhardsbrunn ist Pfalzgraf Friedrich ermordet worden, die spätere Reinhardsbrunner Tradition schiebt die That um 23 Jahre zurück und verlegt dann in die Zwischenzeit die Gefangenschaft Ludwigs auf dem Giebichenstein und den Sprung in die Saale. Die Vermählung Ludwigs mit der Pfalzgräfin Adelheid hat sein Besitzthum bedeutend vermehrt, sie ist eine der zahlreichen glücklichen Heirathen, durch welche die Machtstellung des Hauses gehoben wurde. Stützpunkte derselben waren jetzt vornehmlich die Wartburg im

Westen und die Neuenburg (bei Freiburg an der Unstrut) im Osten. Briefe Walrams von Naumburg an L., die nicht vor 1094 geschrieben sein können, zeigen, daß L. dauernd auf Seiten der Opposition gegen den Kaiser verharrte, ungefähr 1099 treffen wir ihn in einer zahlreichen Versammlung vornehmlich sächsischer Fürsten, die ohne Zweifel nicht zu dem harmlosen Zweck der Einweihung des Klosters Lippoldsberga, sondern zur Besprechung eines Anschlags wider den Kaiser zusammengekommen waren (Giesecke, Die Hirschauer während des Investiturstreits, 1883, S. 114). Zu Heinrich V. stand er natürlich anfangs in den besten Beziehungen. Als aber die veränderte Politik des Kaisers und sein gewaltsames Eingreifen in die Orlamünder Erbschaftsfrage die Fürsten Ostsachsens und Thüringens 1112 zum Aufstand veranlaßte, da hatte L. auch persönliche Motive genug, sich den Gegnern des Kaisers anzuschließen. Aber Heinrich warf die Empörung blitzschnell nieder. Bei Wärnstädt unweit Quedlinburg erlitt L. mit andern sächsischen Großen im Februar 1113 eine vollständige Niederlage, einen Monat später ergab er sich dem Kaiser. Gegen Auslieferung der Wartburg, seiner wichtigsten Feste, gab ihn zwar Heinrich frei, aber auf der Höhe seiner Macht, während der glänzenden Feier seiner Vermählung mit Mathilde von England (Januar 1114), ließ er ihn plötzlich verhaften und in Fesseln werfen. Zwei und drei Viertel Jahr — bis in den Spätherbst 1116 — sollte er in Gefangenschaft schmachten, aber die widerrechtliche Festnehmung Ludwigs rief eine neue sächsische Fürstenverschwörung hervor. Der Kaiser vermochte nicht sie zu bewältigen. Gegen Auslieferung des von Ludwigs Söhnen gefangenen kaiserlichen Hauptmanns Heinrich mit dem Haupte wurde L. mit andern gefangenen sächsischen Großen im October oder November 1116 freigelassen, nachdem er für friedliches Verhalten Bürgschaft geleistet hatte. Jetzt beeendete er auch die Streitigkeiten mit seinem Stiefsohn, Pfalzgraf Friedrich von Putelendorf, der Hilfe beim Kaiser gesucht hatte. Trefflich hatte L. die Schwierigkeiten des Kaiserthums unter den letzten Saliern zur Mehrung seiner Macht zu nutzen gewußt. Die erhöhte Bedeutung, welche ihr die Quellen beilegen und die bald folgende Erhebung seines Sohnes zur landgräflichen Würde lehren dies unverkennbar. Ludwigs Politik, die früher ziellos schwankend erschien, zeigt sich nach Ausmerzung der gefälschten Kaiserurkunden durchaus consequent und in Uebereinstimmung mit der ältesten Reinhardsbrunner Tradition, welche berichtet, daß L. einen beständigen Krieg gegen die Inhaber der Reichsgüter in Thüringen geführt habe, bis er sich schließlich mit dem Kaiser ausgesöhnt und zum Zeichen dessen die Burg Eckardsberga erhalten habe. Wann diese Aussöhnung stattgefunden hat, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, Ende 1119 treffen wir ihn noch in Verbindung mit Adalbert von Mainz, dem eifrigsten Gegner des Kaisers, seine Söhne erscheinen sofort (am 8. Mai 1123) am Hofe Heinrichs. Am Ende seiner Tage, im Jahre 1123, begab sich L. in das Kloster Reinhardsbrunn, um dort bald (6. Mai? 1123) zu sterben.

Knochenhauer, Gesch. Thüringens. Wenck.

Ludwig, als Landgraf von Thüringen L. I., Sohn des Vorhergehenden, hat anfangs, bis 1130, gemeinsam mit seinem Bruder Heinrich die ererbten Besitzungen verwaltet, dann 1130—1140 als Landgraf allein regiert. In seine Zeit fallen Ereignisse, welche für die Geschichte der Dynastie und des Landes von eingreifender Wichtigkeit waren, nämlich einmal die Erwerbung der ausgebreiteten Besitzungen der hessischen Grafen von Gudensberg, die im Jahre 1137 ausstarben. L. war mit der Erbtochter Giso's vermählt und erlangte nun die hervorragendste Machtstellung in dem westlichen Nachbarlande Thüringens, insbesondere war er der Erste unter den Lehensträgern des Stiftes Fulda. Für mehr als ein Jahrhundert wurden Hessen und Thüringen unter einer Dynastie vereinigt. Noch vor dieser Erwerbung aber, 1130, wurde L. durch die Gunst

König Lothars eine Rangerhöhung zu Theil, deren Bedeutung leider nicht klar erkennbar ist, die Verleihung der landgräflichen Würde. L. trat 1130 an die Stelle Hermanns II. von Winzenburg, der wegen Ermordung eines seiner Vasallen zum Verlust aller Güter und Lehen verurtheilt war. Hermanns Vater gleichen Namens hatte wahrscheinlich nach dem Aussterben des Hauses Orlamünde um 1112 eine vorwaltende Stellung in Thüringen erhalten, welche auf der Vereinigung noch vorhandener Grafenrechte in mehreren Gauen beruhte. Diese Stellung war auf Hermann II. übergegangen. Er ward 1129 als Landgraf bezeichnet. Nun erhielt sie L. Wie vortheilhaft war schon die Beseitigung der Winzenburger. Wenn jene kleine Reinhardsbrunner Chronik, welche zuerst um 1200 aufgezeichnet sein dürfte, das Ereigniß von 1130 als Erhebung der Dynastie in den Fürstenstand betrachtet, so geht sie entschieden zu sehr von der Anschauung eines kleinen Kreises weltlicher Fürsten aus, der sich erst am Ende des Jahrhunderts abschloß. Die Bedeutung, welche gerade in Thüringen der Landgrafenwürde inwohnte, ist noch durch urkundliche und rechtshistorische Forschungen zu ermitteln, ein dringendes Postulat der thüringischen Geschichte. Sonst ist von L. nur noch zu melden, daß er in freundlichen Beziehungen zu Lothar III. und Konrad III. stand, ohne in den Gang der Reichsgeschichte irgend einzugreifen. Sobald sich die Wagschale zu Gunsten Konrads III. gegen Heinrich den Stolzen zu senken schien, im Sommer 1139, war er in das Lager König Konrads gekommen. Daß die gewaltige Macht des welfischen Hauses, die vom Fels zum Meer reichte, die durch die Gunst Lothars das Herzogthum Baiern und Sachsen vereinigte, an den Staufern ein Gegengewicht erhielt, war überaus wichtig für die Landgrafen, die in der Mitte erdrückt werden mußten, wenn diese Vereinigung Bestand hatte. Das haben L. und seine Nachfolger wohl verstanden und ihre Macht in engem Anschluß an die Staufer zu fördern gewußt. Wie sehr dieselbe ihrer anfänglichen Unbedeutsamkeit bereits entwachsen war, das zeigt die große Zahl von Annalen, welche Ludwigs Tod († 12. Januar 1140) berichten.

Knochenhauer, Gesch. Thüringens. Landau, Zeitschr. f. hess. Gesch. IX (1862) S. 314. Wenck.

Ludwig II. (der Eiserne), Landgraf von Thüringen, 1140—1172, war bei dem Tode seines Vaters (Ludwigs I.) noch ein Knabe. Wann seine Verbindung mit Judith, der Tochter Herzog Friedrichs II. von Schwaben, der Stiefschwester Kaiser Friedrichs I., vereinbart, wann sie vollzogen wurde, ist nicht festzustellen, jedenfalls hat L. von Anfang an staufische Politik getrieben, ohne jedoch die Interessen seiner Macht aus dem Auge zu verlieren. Den ersten Fürsten des Reichs fühlte er sich ebenbürtig, in Krieg und Frieden hat er an den Angelegenheiten des Reichs den regsten Antheil genommen. So zog er mit Friedrich I. 1157 gegen die Polen, 1158 nach Italien. Nach der Ergebung Mailands war er zurückgekehrt, aber der Widerstand der oberitalienischen Communen forderte neue Kraftanstrengungen des Kaisers, 1161 rief er L. mit andern Fürsten aufs Neue nach Italien. Fünfhundert Ritter, so erzählt uns ein Mailänder Berichterstatter, folgten ihm dahin, zu langem Ausharren war L. aber auch jetzt nicht geneigt. Als seine Bemühungen um einen Ausgleich zwischen Mailand und dem Kaiser scheiterten und er dabei mit Reinald von Dassel, dem entschiedensten Vorkämpfer der italienischen Politik des Kaisers, zusammengerieth, zog er mißgestimmt nach Deutschland zurück. Dann bewog ihn der Unwille gegen den Kölner Erzbischof 1164, während Reinald in Italien weilte, sich mit mehreren Fürsten zu gemeinsamem Angriff auf das Kölner Territorium zu verbinden, die landgräfliche Familie war damals noch im Besitz von Gütern am Niederrhein, aber so stattlich war die Macht des Erzstifts, welche den Angreifern entgegentrat, daß sie keinen Kampf wagten. Glücklicher war sein Auftreten gegen Mainz.

Die Händel mit Mainz waren sofort hervorgetreten, als sich die Verbindung zwischen Mainz und den sächsischen und thüringischen Großen gegen die Salier gelöst hatte und zugleich die Macht der Ludwige so gestiegen war, daß die Mainzer Erzbischöfe um die Wahrung ihrer Rechte und Besitzungen in Thüringen besorgt sein mußten. Schon 1123 drohte ein kriegerischer Conflict. Ludwigs I. Bruder, Graf Heinrich Raspe I., hatte sich damals an die Spitze der Zehntenverweigerer gestellt, dann hatte L. II. wieder 1157 mit Arnold von Selenhofen in gespannten Beziehungen gestanden, jetzt (1165) geschah es mit Zustimmung, ja vielleicht auf den Wunsch des Kaisers, welcher den Mainzer Erzbischof Konrad von Wittelsbach seines Erzstiftes verlustig erklärte, daß L. die Mainzer Besitzungen auf dem Eichsfeld, in Hessen und dem Rheingau aufs ärgste verwüstete, die Mainzer Burgen brach und die Mauer von Erfurt niederwarf. — Gleich das folgende Jahr sah ihn im Bunde mit den meisten sächsischen Fürsten und dem Erzbischof von Köln gegen den gewaltigen Fürsten im Norden Deutschlands, dessen Uebermacht allen seinen Nachbarn gleich drückend und bedrohlich war, gegen Heinrich den Löwen. Landgraf L. nahm Theil an der Belagerung Haldenslebens, aber das große Fürstenbündniß vermochte keine Erfolge zu erzielen und um so weniger die Uebermacht Heinrichs zu brechen, als der Kaiser, in Italien unglücklich — Rückhalt an Heinrich suchen mußte und den Frieden zu Gunsten desselben dictirte. (Ein separater Friede zwischen Heinrich dem Löwen und L. unter Vermittelung des Kaisers in Regensburg, nach Ostern 1168 geschlossen, von dem Hist. (Annal.) Reinhardsbr. berichten, ist nicht anzunehmen, da Friedrich im Frühjahr 1168 aus Italien über Basel nach Würzburg gezogen ist, vgl. Stumpf, Reichskanzler Nr. 4093 a.) Zu Würzburg im Juni 1168 suchte Friedrich einen Ausgleich zu stiften, ohne jedoch sogleich bei den unzufriedenen Fürsten mit seinem Friedensgebot durchzudringen. Immer neue Reibungen fielen vor und erst nach dem Erfurter Tag zu Johanni 1170 begann wieder Friede zu herrschen. Ein zweiter Feldzug gegen Polen im J. 1172 vereinigte L. zum letzten Mal mit dem Kaiser, kurz nach der Rückkehr, im Herbste desselben Jahres ist L. auf der Veste Neuenburg gestorben. Noch mag er sich im rüstigen Mannesalter befunden haben, aber er hatte ein vielgeschäftiges, fehdereiches Leben hinter sich. „Mit aller männlichen Kraft gerüstet ragte er hoch hervor, ruhmreich in Krieg und in Frieden", so schildert uns der Reinhardsbrunner Chronist den tüchtigen Fürsten. Eine Mainzer Quelle (die Annales brev. Wormatienses) des 13. Jahrhunderts giebt ihm den Beinamen des Rechtschaffenen (Probus), noch in der Reinhardsbrunner Tradition des 14. Jahrhunderts erscheint er als von seinen Vasallen geliebter Fürst, sie bilden vor den Augen des Kaisers eine Mauer um seine Burg, die jede andere entbehrlich macht, sie geben ihm selbst als Träger der Leiche ein ehrenvolles Grabgeleit nach Reinhardsbrunn. In der volksthümlichen Erzählung der Eisenacher Dominikaner des 15. Jahrhunderts ist sein Bild verwandelt, da ist er seit der Mahnung des Schmieds von Ruhla ein strenger Herr und Gebieter der Großen des Landes, die die Kleinen bedrücken, ein milder Beschützer der Armen und Schwachen. Vor den Anschlägen der Großen kann er sich nur durch eiserne Rüstung bewahren, daher wird er „der Eiserne" genannt. Schon früher, bereits im 13. Jahrhundert hat Cäsarius von Heisterbach ein abschreckendes Bild von seinem Verhalten gegen die Kirche und deren Diener entworfen und sicherlich stand er hinter anderen Fürsten seiner Zeit nicht zurück in der Anmaßung kirchlichen Besitzes. Sind die Erfolge, welche sein Streben nach Befestigung und Erweiterung seiner Macht erzielte, nicht so augenfällig als die seines Vorgängers, so hat er ihn doch sicherlich an geistiger Begabung und Selbständigkeit des Willens weit übertroffen.

Knochenhauer, Geschichte Thüringens. Wenck.

Ludwig III., der Fromme, Landgraf von Thüringen, 1172—1190, Sohn des Vorhergehenden, überließ für eine Reihe von Jahren (bis 1180) die hessischen Besitzungen seinem dritten Bruder Heinrich Raspe II. Nach dessen Tode nennt er sich bisweilen Landgraf von Thüringen und Hessen. Den Beinamen des Frommen verdankte er seiner Fürsorge für die Klöster des Landes und seiner Ergebenheit gegen die Curie, indessen hielt ihn seine Frömmigkeit weder davon ab den kirchlichen Stiftern (Hersfeld, Mainz) gegenüber sein Besitzthum nach Kräften zu wahren und zu vermehren, noch wurde er durch sie zu einer mehr als vorübergehenden Untreue gegen den Kaiser, seinen Oheim, bewogen. Gleich zu Anfang vereinigten sich ihre Interessen gegenüber den Söhnen Albrechts des Bären. Der Kaiser wünschte Bernhard von Anhalt die Burg Plötzkau zu entziehen, ein Bruder Bernhards, Hermann, mochte als Inhaber der weimar-orlamündeschen Besitzungen den Landgrafen zum Angriff reizen, so kam es zur Fehde zwischen L. und den drei Askaniern Bernhard, Dietrich von Werben und Hermann von Orlamünde. Diese verwüsteten Thüringen, der Landgraf dagegen zerstörte Weimar (zwischen 1172 und 1174) und belagerte dann auch Werben. Eine Verwundung, die er dabei erhielt, zwang ihn die Fehde abzubrechen. Als aber 1175 Graf Bernhard von Anhalt die Feindseligkeiten erneuerte, fand L. an Heinrich dem Löwen einen starken Bundesgenossen, sie bekämpften vereinigt Bernhard in seinem eigenen Land und zerstörten Aschersleben. L. allein nahm Helsta bei Eisleben mit List. Nach solchen Mißerfolgen scheinen die Askanier Frieden gesucht zu haben. 1177 war L. siegreich in einer Fehde gegen Erfurt und dessen Verbündete, die Grafen von Gleichen und Schwarzburg. Drei Burgen des letzteren nahm er mit Sturm, das waren in wenigen Jahren glänzende Erfolge, die seinen Namen gefürchtet, seine Freundschaft werthvoll erscheinen lassen mußten. Deshalb bemühten sich auch die Gegner Heinrichs des Löwen, die endlich mit dem Welfen Abrechnung halten wollten, eifrig L. von seinem früheren Kampfgenossen abzuziehen. L. erntete freilich in dem Krieg gegen Heinrich trotz aller persönlichen Tüchtigkeit, die der Erfurter Annalist nicht genug rühmen kann, wenig Lorbeeren. Noch ohne Heinrich abzusagen, nahm er 1179 an der verunglückten Belagerung von Haldensleben Theil. Vor Beginn des neuen Kampfes im nächsten Jahre wurden ihm auf dem Reichstage zu Gelnhausen die Würde eines Pfalzgrafen von Sachsen und die dazu gehörigen Reichslehen zu Theil — durch den Tod des Pfalzgrafen Adalbert von Sommersenburg waren sie erledigt. Vielleicht war diese Verleihung der Preis, um welchen sich L. ganz von Heinrich lossagte, dem eben auf jenem Tage seine Herzogthümer abgesprochen worden waren. Während Heinrich im Frühjahr die Umgegend von Goslar verwüstete, war der Landgraf in sein Gebiet eingefallen; da wendete sich Heinrich gegen Thüringen. Sofort folgten ihm L. und sein Bruder Hermann zum Schutz ihres Landes mit zahlreichem Heer, Bernhard von Anhalt, der neue Herzog von Sachsen schloß sich ihnen an, aber in der Schlacht von Weißensee am 14. Mai 1180 erlitten sie von Herzog Heinrich eine völlige Niederlage, die Thüringer waren sofort dem Angriff gewichen und L., der „wie ein zweiter Maccabäus kämpfte", vermochte nicht das Geschick zu wenden, ja er fiel sogar mit seinem Bruder und mehreren Hundert der Seinigen in die Gefangenschaft des Welfen. Dessen Sturz konnte freilich bei der Einigkeit zwischen Fürsten und Kaiser dadurch nur wenig verzögert werden, der Feldzug Friedrichs nach Sachsen im nächsten Jahre nöthigte Heinrich einzulenken. Um den Kaiser friedlich zu stimmen, entließ er im Sommer 1181 seine Gefangenen, den Landgrafen und dessen Bruder Hermann, der Erfurter Reichstag im November 1181 entschied endgültig den Sturz seiner Macht. Auf dem Erfurter Reichstag verständigte sich L. mit seinem Bruder Hermann unter Billigung des Kaisers dahin,

daß Hermann die Pfalzgrafschaft Sachsen übernahm, dafür aber an L. die Erbschaft Heinrich Raspes in Hessen allein überließ. Kaiser Friedrich vermittelte, daß die Hersfelder Lehen, die nach dem Tode Heinrichs dem Stifte heimgefallen waren, L. möglichst ungeschmälert verblieben. Ueberaus günstig war den Landgrafen das Pontificat Christians von Mainz (1165—1183) gewesen. Während der streitbare Erzbischof Thüringer Herkunft tief in die Händel Italiens verwickelt war, hatten sie sich manchen Uebergriff erlauben dürfen, nun aber kehrte Konrad von Wittelsbach auf den Mainzer Erzstuhl zurück und kam in dem Bestreben die entfremdeten Besitzungen wieder an sich zu ziehen, immer aufs Neue in Conflict mit L. Wir hören 1184 und 1186 von feindlichen Zusammenstößen. Stets war L. bereit mit gewaffneter Hand allen denen entgegen zu treten, die neben ihm in Thüringen einen Platz behaupten oder erwerben wollten. Markgraf Otto von Meißen hatte durch Kauf Landbesitz in Thüringen an sich zu bringen gesucht, da brach L. zu Anfang des Jahres 1184 gegen ihn los und führte den unkriegerischen Markgrafen gefangen nach der Wartburg. Auf die Klage der sächsischen Fürsten wider den Friedensbrecher erwirkte der Kaiser die Freilassung des Markgrafen und weiter suchte der Sohn des Kaisers, Heinrich VI., im Sommer zu Erfurt auch zwischen L. und Erzbischof Konrad zu vermitteln. Beide begleiteten den Kaiser auf seinem letzten Zuge nach Italien. Die Reinhardsbrunner Tradition berichtet von hohen Ehren, welche Papst Lucius bei der Zusammenkunft mit dem Kaiser in Verona dem Abt von Reinhardsbrunn auf Fürsprache des Landgrafen gewährte. Wenn aber L. in dem folgenden letzten Streite Friedrichs mit der Curie unter den Gegnern des Kaisers auf Seiten des Kölner Erzbischofs stand, so war sicher nicht blos Ergebenheit gegen den Papst, sondern auch ein hochentwickeltes Selbstgefühl des Landgrafen, dem die Beschränkung durch das starke Kaiserthum Friedrichs in seinen Unternehmungen gegen Mainz und Meißen lästig geworden sein mochte, an dieser Oppositionsstellung schuld. Indessen zu offener Erhebung gegen Friedrich ist er nicht geschritten: im Sommer 1187 war er sichtlich mit dem Kaiser ausgesöhnt und nahm auf dem „Hoftag Christi" im März 1188 mit dem greisen Oheim das Kreuz. Aber auch bei der Ausübung seines Gelübdes bezeugte der Landgraf seine Selbständigkeit — er schloß sich nicht dem Zuge des Kaisers durch Ungarn an, der mancherlei Gefahren in sich barg, sondern nahm den Weg durch Italien und dann zur See von Brindisi nach Tyrus. Bei der Belagerung von Akkon (1189—90) verrichtete er Wunder der Tapferkeit, die, von den Zeitgenossen gepriesen, Anfang des 14. Jahrhunderts Verherrlichung in einem deutschen epischen Gedicht fanden. Ein chronisches Leiden nöthigte ihn Anfang October 1190 das heilige Land zu verlassen, aber er sollte die Heimath nicht wiedersehen. Auf dem Meere ist er am 16. October gestorben, in Cypern wurden die verweslichen Reste beigesetzt, seine Gebeine fanden in Reinhardsbrunn am Weihnachtsfest 1190 die letzte Ruhestätte. Unter den weltlichen Fürsten seiner Zeit ist er einer der bedeutendsten und mächtigsten. Auf dem großen Mainzer Fest zu Pfingsten 1184 hatte nur der König von Böhmen und der Kölner Erzbischof ein zahlreicheres Gefolge als der Landgraf, den tausend und mehr Ritter begleitet hatten. Der Sturz des Welfen begünstigte die Entwickelung der landgräflichen Macht. L. nimmt zwischen seinem Vater, dem treuen Parteigänger der Staufer und seinem Bruder Hermann, dem Urbild dynastischer Selbstsucht, eine Mittelstellung ein.

Knochenhauer, Geschichte Thüringens. Wenck.

Ludwig IV., der Heilige, Landgraf von Thüringen, erstgeborener Sohn des Landgrafen Hermann und Sophias von Baiern, geb. (nach späterer Tradition) am 28. Octbr. 1200, † am 11. Septbr. 1227. — Während einer nur

zehnjährigen Regierungszeit in den Angelegenheiten des Reichs und seiner Lande vielfach mit Auszeichnung thätig, würde dieser jugendliche Fürst als einer der hervorragendsten Repräsentanten einer begabten, zu früh erloschenen Dynastie auch dann gefeiert worden sein, wenn er nicht der Gemahl der heiligen Elisabeth gewesen wäre. Die Verbindung mit der Heiligen bewirkte, daß aus seiner Persönlichkeit ein mönchisches Idealbild geschaffen wurde, dessen Zeichnung mit den sicher überlieferten Thatsachen, seiner rastlosen politischen Thätigkeit, verglichen, übertrieben erscheint, ohne daß wir im Stande wären, mit Sicherheit die Conturen auf ihr richtiges Maß zurückzuführen. Wohl besitzen wir eine treue einfache Darstellung seiner Thaten aus der Feder eines ihm nahestehenden Mannes, des Caplan Bertold, aber diese annalistischen Aufzeichnungen sind später in Reinhardsbrunn mit legendarischen Schilderungen (aus einer Reinhardsbrunner Bearbeitung des Lebens der heiligen Elisabeth von Dietrich von Apolda) und sagenhaften Ausschmückungen derartig vermischt worden, daß man das Ganze für ein einheitliches Werk, eine vita Ludovici, ansehen konnte. Natürlich ist bei der Verschmelzung der Aufzeichnungen Bertolds mit den fremden Bestandtheilen ihr Text nicht unversehrt geblieben und namentlich die Chronologie in Verwirrung gerathen. Ist nun in diesen Annalen, welche nur von glücklichen Thaten in Krieg und Frieden berichten, ein Bild seiner menschlichen Persönlichkeit überhaupt nicht gegeben, tritt daher auch der entschieden kirchliche Charakter, welchen die spätere Ueberlieferung dem Landgrafen beilegt, nicht hervor, so lassen sich doch gewisse zweifellose Thatsachen für die relative Richtigkeit der Tradition anführen, nämlich einmal die Verbindung mit Elisabeth, deren asketische Frömmigkeit ja nicht plötzlich entstanden sein kann, sondern sich schon während ihrer Erziehung auf der Wartburg geäußert haben muß, und sodann die Ueberlassung einer wichtigen Vertrauensstellung an Konrad von Marburg, dessen Gesinnung dem Landgrafen bekannt sein mußte. L. gestattete ihm die Leitung seiner jugendlichen Gattin als ihr Beichtvater und für die Zeit seiner Abwesenheit die Verleihung der kirchlichen Pfründen, die er selbst zu vergeben hatte. So wird es der Wahrheit entsprechen, wenn in den Aussagen der vier Dienerinnen der heiligen Elisabeth der Landgraf als durchaus einverstanden erscheint mit dem asketischen Wesen seiner Gemahlin. Ist er doch auch weder der Erste noch der Letzte seines Geschlechts, bei welchem eine streng kirchliche Frömmigkeit, eine religiöse Gemüthsrichtung hervortritt. — Bereits 1211 soll die Verlobung Ludwigs mit Elisabeth (geb. 1207) erfolgt sein, die Vermählung 1221. Erst ein Jahr nach dem Tode Landgraf Hermanns († am 25. April 1217) am 6. Juli 1218 fand die Schwertleite des jungen Fürsten zu Eisenach statt, schon im folgenden Jahre sollte er die Waffen führen wider den alten Gegner der Landgrafen, den Erzbischof von Mainz. L. kämpfte von Hessen aus gegen die Vasallen Siegfrieds II. und zwar in der ersten Hälfte des Jahres 1219 — noch im December 1218 war er mit dem Erzbischof am Hofe des Königs zu Fulda zusammengetroffen — eben in Fulda erfolgte dann am 20. Juli 1219 die Versöhnung der beiden Gegner, die wenige Tage später an einem Erfurter Hoftag des Königs theilnahmen. Aber bei Gelegenheit des berühmten Frankfurter Reichstags im April 1220 brach der alte Hader mit solcher Schärfe aufs Neue aus, daß eine ernstliche Bedrohung des Reichsfriedens davon befürchtet wurde und die Fürsten sich die größte Mühe gaben den Zwiespalt beizulegen. Die Wahl Heinrichs (VII.) zum König soll durch die Gefahr eines mainzisch-thüringischen Krieges beschleunigt worden sein. Jedenfalls wurden im nächsten Jahre die Interessen Ludwigs nach einer andern Seite gelenkt. Markgraf Dietrich von Meißen, der Gemahl seiner Stiefschwester Jutta war am 17. Febr. 1221 gestorben, nachdem er L. zum Vormund seines etwa vierjährigen Sohnes

(Heinrich des Erlauchten) bestellt hatte. L. übernahm die Regentschaft in den beiden Marken, welche Dietrich besessen hatte, mit kräftiger Hand und ließ sich, in der Absicht seinem Hause den Besitz dieser Lande zu sichern, falls der junge Markgraf vor erlangter Volljährigkeit sterben sollte, die Eventualhuldigung gewähren. Unermüdlich war er für Wahrung des Friedens in dem weiten Ländergebiet, das nun seiner Waltung unterlag, Hessen, Thüringen, Meißen und der Ostmark, thätig, in Thüringen hatte er gleich seinem Vater und Oheim (1222) den Grafen (Hermann) von Orlamünde zu bekämpfen, in den Marken setzte ihm Jutta, die Mutter seines Mündels, welche im Januar 1223 mit Poppo von Henneberg einen neuen Ehebund einging, offenen Widerstand entgegen und nöthigte ihn, sich mehrerer Burgen mit Gewalt zu bemächtigen. Die Beilegung dieser Streitigkeiten, welche in die erste Hälfte des Jahres 1223 fielen, wurde durch Herzog Otto von Meran, einen Verwandten Poppo's und Elisabeths vermittelt. Während der nächsten Jahre widmete sich L. in steigendem Maße den Angelegenheiten des Reichs als ein treuer und thätiger Freund des staufischen Kaisers und seines Sohnes Heinrich (VII.). So finden wir ihn auf den Hoftagen Heinrichs zu Nordhausen im September 1223, zu Frankfurt im Mai 1224, zu Nürnberg im Juli, zu Bardewiek im September und zu Blekede im October desselben Jahres. 1225 unternahm L. einen Feldzug nach dem fernen Osten — mit einem Heere von mehreren tausend Mann zog er im Juli vor Lebus, das sich damals in den Händen des Herzogs von Großpolen Wladyslaw Laskonogi befand. L. wollte die Burg den Händen der Polen entwinden, wie sie schon einmal 1209 durch Markgraf Konrad von der Ostmark erobert worden war, vielleicht im Einverständniß mit dem Erzbischof von Magdeburg, der sich Lebus im folgenden Jahre in Beisein Ludwigs vom Kaiser schenken ließ. Denn die Eroberung war gelungen. Man hat vermuthet, daß dem Landgrafen, dem Schwiegersohne des ungarischen Königs Andreas, weitaussehende Pläne auf den Osten vorgeschwebt hätten — Kaiser Friedrich schenkte ihm (nach der Angabe Bertolds) 1226 terram Ruscie (so corrigirt Caro das Pruscie oder Plissie der Handschriften) quantum expugnare valeret et sue subicere potestati, d. h. das südwestliche Rußland, in welches damals die ungarische Herrschaft erobernd vordrang. Völlige Klarheit ist weder über die Unternehmung gegen Lebus, über welche die polnischen Quellen nur eine Notiz von drei Worten zu dem falschen Jahre 1224 bringen, noch über jene Schenkung zu erlangen. — Es bezeichnete die nahe Stellung des Landgrafenhauses zu den Staufern, wenn im November 1225 zu Nürnberg gleichzeitig die Vermählung des jungen Königs Heinrich mit einer österreichischen Herzogstochter und einer Schwester des Landgrafen, Agnes, mit Herzog Heinrich von Oesterreich gefeiert wurde. Durch die Verbindung des Königs Heinrich mit der Oesterreicherin wurde der König von Böhmen, welcher Schwiegervater Heinrichs VII. zu werden gehofft hatte, enttäuscht. Landgraf L. leistete allen Parteien einen Dienst, wenn er sich im September 1226 zu Znaim bemühte die entstandenen Mißhelligkeiten zwischen Oesterreich und Böhmen zu beseitigen. L. war damals nicht lange erst aus Italien zurückgekehrt, wohin ihn der Ruf des Kaisers im Frühjahr 1226 gezogen hatte. Am 22. April war er an den Hof Friedrichs II. nach Ravenna gekommen, am 22. Juni nahm er in Borgo San Donino seinen Abschied vom Kaiser. Caplan Bertold, der ihn nach Italien begleitet hatte, berichtet manchen anmuthigen Zug aus dem Verkehr beider Fürsten. Der Kaiser gewann auch damals den Landgrafen für den längst beabsichtigten Kreuzzug gegen das Versprechen, ihm die Mark Meißen zu gewähren, falls Heinrich unter seiner Vormundschaft stürbe. Gleichzeitig beauftragte ihn der Kaiser mit einer wichtigen Botschaft an die deutschen Fürsten. Er sollte den Herzog Ludwig von Baiern

zur Uebernahme der Pflegschaft seines Sohnes, des jungen Königs, bestimmen. Zu Augsburg im Juli 1226 entledigte sich L. dieses Auftrags. Wieder erschien er im November 1226 zu Würzburg und im März 1227 zu Aachen unter den Fürsten des Reichs. Wie mußte der Ruf seines Namens durch die Lande schallen, wenn im Frühjahr 1227 die Erfurter, die geborenen Gegner des Landgrafen, ihn zu einem Besuche ihrer Stadt aufforderten. Bald darauf im Juni 1227 schied er aus der Heimath, um nicht zurückzukehren, sondern gleich seinem Oheim im Dienst des Kreuzes sein Leben zu lassen. Schon mehrmals seit 1223 hatten ihn Kaiser und Papst zur Kreuzfahrt gemahnt, der Kaiser hatte ihm eine bestimmte Summe für die Kosten derselben bewilligt und endlich noch jene Eventualbelehnung gewährt, so verliert allerdings die Kreuzfahrt des Landgrafen von ihrem romantischen Schimmer. Am 24. Juni zog L. von Schmalkalden aus, am 3. August traf er mit dem Kaiser in Apulien zusammen. Obwohl bereits unter den versammelten Kreuzfahrern eine Seuche ausgebrochen war, schifften sich doch der Kaiser und der Landgraf am 8. September in Brindisi ein. Aber alsbald erkrankten beide heftig und als sie in Folge dessen in Otranto am 10. September landeten, starb schon am folgenden Tage der jugendliche Fürst Thüringens. Seine Gebeine wurden nach Reinhardsbrunn gebracht und haben 1292 nach einem Brande des Klosters beigetragen, demselben wieder zu Wohlstand zu verhelfen. Sie wurden als wunderthätig ausgegeben, canonisirt ist aber L. nie. In Anerkennung seiner dem Reich geleisteten Dienste gewährte Friedrich II. alsbald nach Ludwigs Tode auch seinem Sohne Hermann die Eventualbelehnung mit Meißen, aber schon nach zwanzig Jahren waren vielmehr die Wettiner in der Lage, das Geschlecht der Ludwige zu beerben, Thüringen fiel an Meißen und wurde für immer der selbständigen politischen Rolle beraubt, welche es im 12. und der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts unter einer Reihe trefflicher Fürsten gespielt hatte. Unzweifelhaft einer der Begabtesten aus der Reihe dieser Landgrafen ist L. der Heilige. Thüringen besitzt an den Sagen von dem Leben und Wesen dieses Fürsten und seiner Gemahlin Elisabeth einen unvergänglichen Schatz, der nur hier nicht gehoben werden konnte. Quelle für die Geschichte Ludwigs sind allein die Annalen Bertolds, welche einen Bestandtheil der Reinhardsbrunner Historien bildeten und aus den verschiedenen Ableitungen derselben, namentlich den Annales Reinhardsbr. ed. Wegele zu reconstruiren sind. Dem deutschen „Leben Ludwigs“ (herausg. von H. Rückert 1851) des Reinhardsbrunner Schulmeisters Friedrich Köditz entspricht kein lateinisches Original, sondern die Biographie ist aus den Historien herausgelöst und übersetzt worden. In wieweit für die Schilderung der Persönlichkeit Ludwigs die legendarischen Quellen der Geschichte der heiligen Elisabeth etwa benützt werden dürfen, ist durch eine kritische Behandlung derselben erst noch festzustellen.

Knochenhauer, Geschichte Thüringens (in dieser Partie veraltet). C. Wenck, Entstehung der Reinhardsbrunner Geschichtsbücher, 1878, cap. II und IV. E. Bernecker, Beiträge zur Chronologie der Regierung Ludwigs des Heiligen, Landgrafen von Thüringen, Königsb. Diss. 1880. Böhmer's Regesten Friedrichs II. und Heinrichs (VII). Neue Ausgabe von J. Ficker 1881 und 1882. — Bezüglich des Zugs gegen Lebus s. Smolka in der Zeitschrift f. schles. Gesch. XII, 116. Caro in den Forschungen z. D. Gesch. XXIII, 329.

Wenck.

Ludwig, Herzog von Württemberg, geb. zu Stuttgart den 1. Januar 1554, der einzige überlebende Sohn des Herzogs Christoph, stand nach dessen Tod (28. Septbr. 1568) zunächst unter Vormundschaft seiner Mutter, Anna Maria von Braunschweig-Ansbach, des Herzogs Wolfgang von Zweibrücken und der Markgrafen Georg Friedrich von Ansbach und Karl von Baden, in deren Namen

Graf Heinrich von Castell die Verwaltung des Landes führte. Förmlich übernahm er einer Bestimmung seines Vaters gemäß die Regierung erst in seinem 24. Lebensjahre (1578), nachdem er schon mehrere Jahre hindurch im Wesentlichen selbständig gehandelt hatte. So war es sein Werk, daß, wie schon fünf Jahre vorher die Einladung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu einem Schutzbündniß der protestantischen Fürsten, im Jahr 1577 die dasselbe bezweckenden Bemühungen der Königin Elisabeth für Württemberg ohne Erfolg und ohne Folgen blieben. Auch ihrem späteren Drängen zu einem allgemeinen protestantischen Bündniß (1585) wich L. aus, theils deshalb, weil er durch Eingehung eines solchen Bündnisses mittelbar die Calvinisten zu unterstützen fürchtete, hauptsächlich aber, weil er, wie sein Vater, zu Kaiser und Reich hielt und darauf bedacht war, die von seinem Vater gepflegte Freundschaft mit geistlichen und weltlichen Fürsten und dem Lande den Frieden zu erhalten. Abgesehen von einem Zug gegen den Grafen Ludwig von Löwenstein, der seine Oberlehensherrlichkeit nicht anerkennen wollte (1579) und einer auf kaiserlichen Befehl unternommenen Expedition gegen Konrad von Pappenheim (1591) sind Werke des Kriegs von L. nicht zu melden. Dem Regenten wird beharrlicher Fleiß in Erledigung der Regierungsgeschäfte und mit großer Milde gepaarte Gerechtigkeit nachgerühmt. Am stärksten aber tritt hervor seine Religiosität, insonderheit sein Eifer für das lutherische Bekenntniß, das er mit gründlicher Kenntniß der religiösen Tagesfragen sein Leben lang dem Calvinismus wie dem Papismus gegenüber energisch vertrat, auch durch Entsendung rechtgläubiger Theologen und Religionsgespräche zu fördern suchte. Neben solcher Gesinnung versäumte er die Freuden des irdischen Lebens nicht. Er war ein Freund ritterlicher Spiele, in denen er selbst wohl geübt war, hauptsächlich aber der Jagd und heiterer Gesellschaft bei kräftigem Trunk. Erst 39 Jahre alt starb er am 28. August 1593 ohne Leibeserben, nachdem er zweimal, von 1575 bis 1583 mit Dorothea Ursula von Baden, von 1585 an mit Ursula, Tochter des Pfalzgrafen Georg Johann von Lützelstein († 1635) vermählt gewesen war.

Stälin, Wirtemb. Geschichte Bd. IV, S. 776 ff. v. Alberti.

Ludwig Eugen, regierender Herzog von Württemberg, geb. den 6. Jan. 1731, war der dritte Sohn des Herzogs Karl Alexander und der Maria Augusta, Prinzessin von Thurn und Taxis. Nachdem er im J. 1737 seinen Vater verloren, wurde er im J. 1741 mit seinen Brüdern Karl Eugen und Friedrich Eugen — der zweite Bruder Eugen Ludwig war am Tag seiner Geburt gestorben — zu weiterer Ausbildung an den Hof Friedrichs des Großen geschickt, der ihn wie seine Brüder liebgewann und im J. 1743 zum Obersten der Reiterei und Chef eines Dragonerregiments ernannte. Als Karl Eugen 1744 die Regierung antrat, gingen die Brüder mit ihm nach Stuttgart zurück, von wo sie im J. 1746 sich auf Reisen nach den Niederlanden und Frankreich begaben. Nach wiederholtem Aufenthalt am Hofe Ludwigs XV. trat L. im J. 1749 in den Dienst dieses Königs, der ihn im gleichen Jahr zum Marechal de Camp und Inhaber eines deutschen Reiterregiments ernannte. In dem 1756 zwischen Frankreich und England ausgebrochenen Kriege zeichnete er sich bei der Eroberung der Insel Minorka, an welcher auch sein Bruder Friedrich Eugen Theil nahm, so sehr aus, daß er zum Generallieutenant befördert wurde. Im folgenden Jahre trat er als Volontär ins österreichische Heer ein, und nahm nun in dieser Eigenschaft an allen Feldzügen des siebenjährigen Krieges mit Auszeichnung Theil, wobei er mehrfach seinem Bruder Friedrich Eugen gegenüberstand, insbesondere an den Treffen bei Reichenberg, Prag, Breslau und Leuthen, an der Belagerung von Schweidnitz, an dem Treffen bei Torgau (1760), wo er verwundet wurde. Im J. 1762 zog er sich, nachdem er sich

mit der Reichsgräfin Sophie Albertine von Beichlingen vermählt hatte, ins Privatleben zurück, lebte zunächst unweit Lausanne im Umgang mit Voltaire, Rousseau und Tissot, vom J. 1768 an abwechselnd in Wasserloos bei Hanau, Paris, Weiltingen und Bönnigheim, bis er nach dem am 24. October 1793 erfolgten Tod seines Bruders den Thron zu besteigen hatte. Wie er schon früher, insbesondere durch eine im J. 1777 in Württemberg verbreitete Deklaration bewiesen hatte, daß ihm das Wohl des Landes am Herzen lag, indem er gegen die Ueberschreitung des Kammerplans und den Diensthandel protestirte und eine Reform des Militärwesens verlangte, zeigte er als Regent den besten Willen, die alten Uebelstände zu beseitigen. Er leitete eine Untersuchung wegen des Diensthandels ein, drang auf Ersparnisse im Staatshaushalt (Abschaffung der hohen Karlsschule) und wirkte für die Wehrhaftmachung des Landes, indem er, hauptsächlich zum Zweck erfolgreicher Theilnahme am Krieg gegen Frankreich und die ihm verhaßte Revolution, die in Abgang gekommene Landmiliz wieder herstellte und die Festung Hohentwiel in besseren Stand setzte. Diesen und anderen wohlgemeinten Bestrebungen, für welche er wenig Dank erntete, war jedoch ein frühes Ziel gesetzt, da er mit Hinterlassung zweier Töchter bereits am 20. Mai 1795 an einem Schlagfluß verschied.

Ehrendenkmal des weiland durchlauchtigsten Herzogs rc. Ludwig Eugen. Pfaff, Geschichte Wirtembergs; deff. württemb. Gedenkbuch.

v. Alberti.

Ludwig von Renchen, kölnischer Buchdrucker zu Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrh. Sein Familienname sowie sein Geburts- und Todesjahr sind, wie bei so vielen Druckern jener Zeit, unbekannt, als sein Geburtsort aber wird das lothringische Dorf Renchen angegeben, wohl richtiger aber ist es das gleichnamige Städtchen im Schwarzwald. Auch sein äußeres Leben ist in völlige Dunkelheit gehüllt und nur die einzige Notiz ist uns erhalten, daß er nach dem Bürgerverzeichnisse des Jahres 1487 „eyn Huyss an der masporten“ (Marspforte), zu Anfang des 16. Jahrhunderts aber ein solches „zum rait in der newer gassen“ besaß. Seine Thätigkeit fällt zwischen die Jahre 1485 und 1505, doch sind im Ganzen bis jetzt nur sechs seiner Drucke bekannt geworden. Von diesen sind die vier bedeutendsten: „Thomae Fremberger Historia translationis Tunice Jesu Cristi de Hungaria ad . . Civitatem Coloniensem . . . ubi . . . veneratur“; am Schlusse: „Ego Thomas fremperger Bacularius (sic) artium et medicine tunc temporis Capellanus . . . profiteor me vidisse manicam sinistram hujus tunicelle Jesu que est recondita in monasterio sancte Marie magdalene . . ad Albas dominas Coloniens. . . . Impressum per Lodowicum Reuchen (sic).“ o. J. 4⁰; „Dat duytsche passionail . . . gedruckt durch mich Lodouuich van | renchen burger tzo coellen“, 1485. Fol.; „Die duythsche euageliē epis- | tolen vnd lectiē . . .“, 1489 und sein letzter: „Dit is der koninglicher richs | dag in der hilliger Stat coellen vp dem Ryne gehal | den is word...“, 1505. Fol. Das Titelblatt stellt die Mitglieder des Reichstags, das Schlußbild aber fröhliche Gestalten von denselben vor, und zwischen letzteren steht „Maximilianus Romanorum Rex Semper Augustus“. Am 17. März 1479 (Hartzheim, prodr. hist. Univ. Col. p. 8) hatten Rector und Decan der kölnischen Universität vom Papst Sixtus IV. das Recht erhalten, durch kirchliche Censuren gegen Drucker, Käufer und Leser häretischer Bücher vorzugehen, und auf Grund einer von Innocenz VIII. 1486 gegen die Drucker schlechter Bücher gerichteten Bulle nahm gegen Ende des 15. Jahrhunderts diese Censur in Köln der Official im Auftrage des Erzbischofs in die Hand. Gegen diese Buchdruck und Buchhandel behindernden Vorschriften traten 1501 vierzehn kölnische Drucker und Buchhändler auf, worunter auch unser Drucker, indem sie durch mehrere Bevollmäch-

tigte gegen das Vorgehen des Officials in Rom appellirten, doch haben sich keine Nachrichten erhalten, welchen Ausgang dieser Prozeß genommen habe.

Scheller, Bücherkunde d. Sassisch-Niederdeutsch. Sprache, S. 90. Panzer, A. t. I, 344. Norrenberg, Kölnisches Literaturleben S. XI, 36. 53. Ennen, Die Incunabeln der Stadtbibliothek zu Köln, S. XVII—XVIII. 136.

J. Franck.

Ludwig: Christian Gottlieb L., geb. am 30. April 1709 zu Brieg, woselbst sein Vater in dürftigen Verhältnissen als Schuhmacher lebte. Von Jugend auf von einer unwiderstehlichen Neigung zur Natur erfüllt überwand er alle Schwierigkeiten und studirte in Brieg und Leipzig Medicin und Naturwissenschaften. Als jedoch ein Stipendium, auf welches er gehofft hatte, nicht erneuert wurde, zwang ihn gänzliche Mittellosigkeit seine Studien kurz vor der Vollendung aufzugeben. Mit Freuden nahm er die Stelle eines Botanikers bei der von L. Hebenstreit unternommenen Reise nach Afrika an. Im J. 1733 kehrte er von derselben zurück und beendigte zu Leipzig seine medicinischen Studien. 1736 wurde er Magister und hielt Vorlesungen an der Universität. 1737 wurde er Doctor und 1740 außerordentlicher Professor der Medicin. Da mit dieser Stellung jedoch kein festes Gehalt verknüpft war, so hatte er noch immer mit Nahrungssorgen zu kämpfen, da ein kleines Gnadengehalt, welches ihm für seine afrikanische Reise ausgesetzt war, nicht ausreichte. Erst als sein Gönner Hofrath Walther 1746 starb und ihn zum Haupterben einsetzte, wurde er seinen pekuniären Bedrängnissen entrissen. Im J. 1747 wurde er zum ordentlichen Professor der Medicin ernannt. L. starb am 7. Mai 1773. Unter seinen Schriften sind namentlich zu erwähnen: „De vegetatione plantarum marinarum“, 1736, „De lumbricis intestina perforantibus“, 1761, „Ectypa vegetabilium“, 1760—64, „Adversaria medico-practica“ III Vol. 1769 bis 1773. In Gemeinschaft mit anderen Leipziger Gelehrten gründete er 1752 die „Commentarii de rebus in scientia naturali et medicina gestis“, ein Journal, welches außer den neuesten Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und Arzneikunde Aufzählung und Recensionen der neueren Erscheinungen sowie die Lebensbeschreibung berühmter Vertreter dieser Wissenschaften enthält und nach seinem Tode bis 1806 fortgesetzt wurde. W. Heß.

Ludwig: Christian L., Sohn des vorigen, wurde geboren zu Leipzig am 17. Mai 1749. Er studirte Medicin und wurde 1772 Magister der Philosophie, 1774 Doctor der Medicin. Nachdem er Deutschland, Frankreich und England bereist hatte, kehrte er nach Leipzig zurück und hielt dort Vorlesungen über Physik; starb aber schon am 25. Februar 1784. L. schrieb: „Diss. de aethere varie moto, causa diversitatis luminum“, 1773; „De hydrope cerebri puerorum“, 1774 und übersetzte Priestley's Versuche und Beobachtungen über verschiedene Gattungen der Luft und J. Elliot's physiologische Beobachtungen über die Sinne, welches letzteres Werk erst nach seinem Tode erschien.

W. Heß.

Ludwig: Johann Paul L., geb. im Anfang des 17. Jahrhunderts, † am 15. April 1665 als kurbrandenburgischer Hofrath und Oberkriegscommissar in Cleve-Mark, gehört in die erste Reihe der Mitarbeiter Kurfürst Friedrich Wilhelms zur Herstellung des modernen brandenburgisch-preußischen Staatswesens. Seine erste Schule machte er während des dreißigjährigen Krieges in hessischen Diensten, wo er die Stelle eines Kriegscommissars bis Ausgang Sommers 1647 versah. Hier lernte ihn der Große Kurfürst gelegentlich seines Aufenthaltes in Cleve-Mark und den Niederlanden 1646 kennen und schätzen. Es gelang ihm den tüchtigen und energischen Mann im Herbst 1647 in seine Dienste zu ziehen. L. wurde zum kurfürstlichen Kriegscommissar und Ober-

controleur der Kriegs= und Kammer=Intraden aller rheinisch=westfälischen Lande des Kurfürsten gemacht und mit der Aufgabe betraut, das verrottete Steuer= und Finanzsystem zu reformiren und damit die Unterthanen zu erleichtern und gleichzeitig leistungsfähiger zu machen. Es war ihm zu diesem Zweck das Recht der Kontrole aller Finanzstellen des Landes und die Correspondenz mit dem Kurfürsten und seinen Geh. Räthen über die Köpfe der cleve=märkischen Regierung und Amtskammer hinweg gegeben. L. unterzog sich seiner schwierigen Aufgabe, die ihn fast beständig in Conflikt wie mit den Ständen so auch mit den meist ständisch gesonnenen Landesbehörden und Räthen brachte, mit Selbstverleugnung und Energie. Der Erfolg blieb nicht aus. Es gelang ihm, gestützt vom Gouverneur der Lande, Generallieutenant v. Norprath, von dem Statthalter, Fürst Joh. Moritz von Nassau und dem trefflichen Kanzler Daniel Weiman den Trotz der Stände, der Amtskammerräthe und Drosten zu brechen, die Unterthanen mit der Erkenntniß von den Zwecken der angebahnten Reformen zu erfüllen und die äußerst ungerechte, schwerfällige und verworrene Finanzverwaltung durch Peräquation der Kriegssteuer oder Kontribution, Vereinfachung der übrigen Leistungen und stärkere Heranziehung der Eximirten übersichtlicher, minder drückend und gleichzeitig ergiebiger zu machen. Der erbittertste Haß der Stände, offene und geheime Verfolgungen und Verdächtigungen waren der Lohn für diese seine Thätigkeit. Doch war der Kurfürst ein unerschütterlich fester Rückhalt für ihn, so daß alle Anklagen wirkungslos verhallten. In eine noch schwierigere Lage gerieth L. mit Ausbruch des nordischen Kriegs 1655. Erst General Sparr, dann Graf Waldeck, versuchten als Militär=Gouverneure der Rheinlande 1655—58 sich eigenmächtig über seine Anordnungen als Oberkriegscommissar und oberster Kontributionseinnehmer dieser Lande hinwegzusetzen. Da Waldeck ihn nicht entfernen konnte, suchte er ihn mindestens dadurch zu lähmen, daß er ihm einen zweiten Kriegscommissar als Adjunkten zur Seite stellte, mit dem er dann alle ökonomischen Fragen allein zu regeln gedachte. Doch auch diesmal verblieb dem unerschrockenen Commissar, der den Kurfürsten unmittelbar um sofortige Enthebung aus seiner unmöglich gewordenen Stellung ersuchte, der Sieg. Fr. Wilhelm gewährte dem Grafen Waldeck, Herbst 1658, die erbetene Dimission, entließ gleichzeitig den zweiten Commissar, bestätigte L. dagegen in allen seinen bisherigen Chargen, auch als Mitglied des Kriegsraths für die westlichen Lande und gewährte ihm gleichzeitig die von ihm erbetene Erleichterung in der Geschäftslast. Nach Schluß des nordischen Krieges wurde seine Bestallung erneuert und ihm die erste Stelle unmittelbar nach der höchsten Landesbehörde, dem Geh. Regierungsrath, verliehen. In dieser Stellung wirkte er unermüdet wie vor dem Kriege bis zu seinem schon vier Jahre später in Folge übermäßiger Anstrengung erfolgenden Tode. So theilte er das Geschick mit seinem Zeit= und Gesinnungsgenossen Daniel Weiman. Beide sind als die festesten Säulen zu betrachten, auf denen sich das brandenburgische moderne Regiment in den Rheinlanden erhob, und beiden spendete ihr Fürst gelegentlich ihres Hinscheidens Worte aufrichtigsten Bedauerns und höchster Schätzung.

Isaacsohn, Gesch. des Preuß. Beamtenthums II, 143–148, 175; Urk. u. Aktenst. zur Gesch. des Kurfürsten Fr. Wilhelm v. Brandenburg V, 120, 353 ff., 450 ff., 891, 892.

Isaacsohn.

Ludwig: Karl Friedrich Ernst L., geb. am 24. Juli 1773 zu Kranichfeld im Herzogthum Meiningen, wo sein Vater Amtscommissär war, besuchte das Gymnasium in Gotha, wo er im Hause des ihm wohlwollenden Professors Schlichtegroll wohnte, und studirte darauf in Jena. Hier traf ihn das harte Loos, seinen Vater auf eine unglückliche Weise zu verlieren, und lag ihm nun die

Sorge für Mutter und Geschwister ob, die er nach Kräften zu unterstützen strebte. In den neunziger Jahren begleitete er als Erzieher die Söhne des Grafen von Löwenstein-Wertheim und des Gesandten v. Zwanziger in Nürnberg auf die Universität Jena, trat nach Beendigung der akademischen Jahre seiner Zöglinge als Privatsecretär in die Dienste des Herrn v. Zwanziger und später in gleicher Eigenschaft in die des Herrn v. Thümmel in Gotha. Diese Verhältnisse bewirkten 1799 seine Ueberführung in den Staatsdienst, zuerst als Kammerregistrator, später als Kammerverwalter mit dem Titel eines herzoglichen Rathes in Altenburg. Im J. 1820 bei den neuen Einrichtungen des Staates entlassen, siedelte er nach Dresden über, wo er sich ausschließlich der Litteratur und Kunst widmete und im Umgange mit Tieck, Tiedge, Winckler und Krause angenehme Jahre verlebte. Er folgte dann einem Rufe als Redacteur einer politischen Zeitung nach Bremen und ging nach drei Jahren nach Hamburg, um die Redaction der Adreß-Comptoir-Nachrichten und später die des litterarischen Beiblatts zur „Börsenhalle“ zu übernehmen. Nach zehnjähriger Arbeit an diesem Blatte trat er davon zurück. Er starb am 19. December 1846. Für seine „Geschichte der letzten 50 Jahre“ (5 Bde. 1832—34) erhielt er von der Universität Jena die Würde eines Doctors der Philosophie. Von seinen sonstigen Schriften sind noch zu erwähnen „Das Menschenleben in Dichtungen gebundener und ungebundener Rede“ (1821) und „Gebilde der Phantasie für Geist und Herz“ (Gedichte, 1836).

Neuer Nekrolog, Jahrg. 24, S. 843 ff. — Lexikon Hamb. Schriftsteller, IV. S. 570. Franz Brümmer.

Ludwig: Otto L., geb. am 12. Februar 1813 in Eisfeld an der Werra, war der Sohn geistig begabter und ursprünglich bemittelter Eltern. Sein Vater Ernst L. bekleidete daselbst die Stelle eines Stadtsyndikus und wird als ein äußerlich etwas schroffer, gelehrter und durch poetische Anlagen sich auszeichnender Mann geschildert. Es mag dahingestellt bleiben, ob, wie Moritz Heydrich in seiner Biographischen Einleitung zu den Nachlaßschriften Otto Ludwig's behauptet, sogar ein Bändchen lyrische Gedichte, dessen Titel und Druckort er nicht anführt, von ihm gedruckt ist, immerhin scheint die dichterische Begabung in der Familie erblich, da schon Ludwig's Großvater von väterlicher Seite handschriftlich dramatische Arbeiten hinterlassen hat. Die Mutter, Sophie Christiane, geb. Otto, stand würdig in diesem Kreise: frühzeitig führte sie dem Knaben die großen Gestalten der Geschichte vor die ahnungsvolle Seele. Als Otto später Tieck's „Phantasus“ las, ging er sofort an dramatische Versuche, die er mit Hülfe seiner Gespielen aufführte, während seine Empfindsamkeit damals schon so heftig war, daß er, wenn er von großen Dingen hörte, Muskelzuckungen bekam, was eine äußerst zarte physische Anlage verrieth. Ueber das Vaterhaus kam bald tiefes Leid: zwei ältere Geschwister Otto's starben kurz nacheinander, ein Theil des Vermögens, sowie Papiere, die über die Schicksale der Familie Aufschlüsse enthielten, gingen in dem Eisfelder Brande vom J. 1820 zu Grunde und am 20. Januar 1825 starb, kaum 46 Jahre alt, der Vater. Endlich erlebte die vielgeprüfte Mutter auch noch den Schmerz, daß Otto's jüngerer Bruder, Reinhold, einem schweren Siechthum unterlag. Diese trüben Erlebnisse mögen in dem Gemüthe des Knaben frühzeitig eine düstere Stimmung zurückgelassen haben. Im J. 1828 kam Otto, trotz der Weigerung eines engherzigen Onkels, aber von der sorgsamen Mutter geschützt, auf das Gymnasium in Hildburghausen. Während dieses Schulbesuches bereits kränklich, verließ er die Anstalt im nächsten Jahre und mußte in den Kramladen seines Onkels, wo er ohne das ihm angeborene hohe Streben zu Grunde gegangen wäre. Schon 1831 verlor er die besonders wegen Sorgen um ihn kränkelnde Mutter, von welcher er, seiner Aussage zufolge, vor-

zugsweise die Begeisterung für Poesie und besonders für Shakespeare geerbt haben wollte. Musikalisch begabt und mehrere Instrumente spielend, suchte L. während seines Aufenthaltes im Hause seines hagestolzen und als Sonderling lebenden Verwandten die Zeit mit musikalischen Compositionen zu nutzen, untergrub aber, Nächte hindurch im kalten Zimmer wachend, seine ohnehin schwächliche Gesundheit. Von dem ihn hofmeisternden Onkel sich lossagend, begab er sich 1832 auf das Lyceum zu Saalfeld, wurde dort, wie er später erzählte, „von körperlichen Schmerzen und geistiger Erschöpfung bis zum Lebensüberdruß heimgesucht", sodaß er im darauf folgenden Jahre zu seinem Onkel zurückkehrte, Schwefelfaden verkaufte und den ersten Anfall einer Nervenkrankheit aushielt. Um diese Zeit wurde er Dichter und Kapellmeister eines Eisfelder Liebhabertheaters. Fr. Hoffmann, dem er im J. 1851 biographische Mittheilungen über sich machte, schildert ihn als einen bildschönen Mann von 24 Jahren, mit hoher, von dunkelbraunem Haar umwallter Stirn, einer wahren Herrschernase und braunen Augen, die Blitze schießen konnten. Seine zum Theil unveröffentlichten Arbeiten, sowie Brief- und Tagebuchstellen aus jener Zeit verrathen, nach dem Urtheile Moritz Heydrich's, eine innere Verwandtschaft mit E. T. A. Hoffmann, während hier doch wol nur von ähnlichen Jugendschicksalen und einem Einflusse jenes Romantikers auf die namentlich zu Anfang phantastische Richtung Ludwig's die Rede sein kann. Er selbst hat später diese Richtung, aus der sicherlich auch das übrigens zu seinen besseren Arbeiten gehörige Schauspiel „Das Fräulein von Scuderi" nach E. T. A. Hoffmann's bekannter Erzählung entstanden ist, verworfen. Nachdem er in Gesellschaft seines gleichfalls musikalisch gebildeten Freundes K. Schaller in dem ererbten Elternhause eine Zeit lang dichtend und musicirend gelebt hatte, der in seinen alten Tagen noch unglücklich verheirathete Onkel inzwischen gestorben war und er 1839 mit der Composition in Hildburghausen erschienener Goethe'scher Balladen einen kleinen Erfolg erlebt hatte, verschaffte ihm ein 1839 vom Herzog von Meiningen bewilligtes Stipendium die Mittel, bei Mendelssohn in Leipzig seine musikalische Ausbildung fortzusetzen. Kaum daselbst angelangt, mehr an ein einfaches als an Modeleben gewöhnt, konnte er, dem die Leipziger, wie er sich ausdrückte, zu artig waren, schwer in den dortigen Verhältnissen heimisch werden. „Die Weiber in Eisfeld und Leipzig", schrieb er, „sind wie eine Wiese und ein Herbarium." „Wer die Kunst in Wahrheit liebt, findet hier Beides: ein Rosen- und ein Folterbett." — Er äußerte ferner: „Alles ist Narrheit und das Beste vom Leben ist das Leben selbst, will sagen, das unmittelbare Leben nach der Natur, fern von aller vornehmen Lüge, sie heiße Kunst oder wie sie will." Diese letztere Tagebuch-Aeußerung aus früher Zeit ist tief bezeichnend, da sie die Schwierigkeit, bei urwüchsigen Anlagen die reineren Kunstformen zu finden, mit der, wie wir sehen werden, L. sein ganzes Leben hindurch zu kämpfen hatte, andeutet. Das Formlose in Ludwig's ersten musikalischen Erzeugnissen, seine, unberufenen Componisten in der Regel eigenen Versuche, den Mangel an Melodie durch sogenanntes Charakterisiren im Ausdrucke zu ersetzen, scheint dem als Künstler durchaus geschlossenen damaligen Beherrscher des musikalischen Geschmackes in Leipzig kein unbedingtes Vertrauen in die Zukunft Ludwig's eingeflößt zu haben, denn er rieth ihm bald nach Meiningen zurückzukehren und dort „Partituren zu studiren", d. h. recht eigentlich kennen zu lernen, um was es sich in der Musik, wie im Grunde in aller Kunst handelt. Dabei war L. aber durchaus ein Anhänger classischer Musik, ein warmer Verehrer Gluck's und Mozart's, dem die Ueberschwemmung durch die seichte italienische Musik nur Widerwillen einflößte; über seinen Beruf als Componist jedoch haben sich Kenner seither ablehnend geäußert. Mitte 1840 erkrankte er in Leipzig an Rheumatismus und Brustkampf, so daß er, dem die

Gelenke versagten, die Hoffnung Virtuose zu werden aufgeben mußte. Fast noch schmerzlicher war ihm seine Einsamkeit. „Ich, der jeden Augenblick etwas haben mußte, was mich tief interessirte, der, ohne es zu sagen, mit Jedem fühlte und oft nicht schwächer als der Eigenthümer der Freude und des Schmerzes selber, der sogar in einem wunderbaren Vernehmen mit Bergen und Pflanzen stand, weil der Liebesreichthum nicht zu dämmen war, der die Menschen am liebsten hatte, die ihm am wehesten thaten, blos weil sie mich nicht verstanden, nun so einsam; wenn ich bald sterbe, ist's an keiner anderen Krankheit als an der, die Aerzte mögen sie nennen wie sie wollen." Diese und ähnliche Aeußerungen in Briefen und Tagebuchblättern eines nicht einmal vollständiger Gymnasialbildung theilhaftig gewordenen Talentes, erinnern lebhaft an ähnliche von Kleist und Hebbel, mit deren Anlagen die seinigen verwandt waren, hinter deren Entwickelung er aber entschieden zurückgeblieben ist. Schon die angeführten und andere Stellen der frühen und der späteren Briefe Ludwig's, denen bei unleugbarer Naivität eine gewisse Unbeholfenheit und Ungenauigkeit im Ausdrucke anhaftet, stechen stark von der Festigkeit der Prosa Kleist's und Hebbel's, selbst in ihren früheren Jahren ab.

Nach kurzem Aufenthalte in Eisfeld kehrte L. nach Leipzig zurück, „um das Halbirtsein zwischen Musicus und Tragicus zu enden". Bezüglich dieser Uebergangskrisis liegt ein interessantes Selbstbekenntniß vor, nach welchem das poetische Element in der Musik es war, das ihn zu dieser gezogen hat. Der plastische Trieb, dem er componirend genügen wollte, hätte ihn zu mannigfachen Irrthümern verleitet, und dieser plastische Trieb schiene, wie er ganz richtig erkannte, das Entschiedenste in seiner Natur zu sein. Die Poesie hätte zu zeigen, nicht allein wie die Sünde, die böse That, die Uebertretung der Pflicht, sondern auch wie Irrthum, falscher Schein, Unvorsicht, selbst die auf's Gute gerichtete Leidenschaft Würde und Glück des Lebens stören können, daß der Mensch seines eigenen Looses Schmied, an dem er jeden Tag, jede Stunde schmiedet. Sie soll dem Menschen die Wahrheit des Lebens zeigen und ihn dadurch zur Strenge gegen sich, zur Nachsicht gegen andere führen. Sie soll eine Poesie der Wahrheit sein." Ueberhaupt schwebte L. als Autodidakten frühzeitig ein hohes Kunstideal vor; aber er scheint sich nie klar geworden zu sein, ob sein Talent mehr für Nachbildungen der Natur und Geschichte als für freie Schöpfungen der Phantasie ausreiche und ob das, was er Wahrheit der Poesie nennt, sich mehr auf die Darstellung des vergeistigten Wirklichen als auf den weihevollen Beruf der dichterischen Individualität bezieht. Das ganze Neuerungswesen des jungen Deutschland schien ihm nichts als Anmaßung. Er wollte sich in die Arme der Philosophie flüchten, um, wie er sagt, „seiner Armuth aufzuhelfen und seiner inneren Unruhe zu entgehen", „aber die (Philosophie) ist noch ärmer, muß sich sogar mit einem geborgten Gott behelfen". „Unsere ganze Erziehung durch Schule, Kunst und Gesellschaft arbeitet nur dahin uns zu zerstückeln, von Glück hat der zu sagen, dessen Sein sich wieder aufbaut aus den Trümmern, in die man es schlug. Sollte nicht der Zweck der Kunst eben nur der sein, den zerstückelten Menschen wieder zu binden?" Aehnlich wie Kleist eine Zeit lang das Ideal eines Bauernlebens vorschwebte, so ihm das eines Dorfschulmeisters. Dabei weisen aber seine damaligen Aufzeichnungen über den in ihm vorgehenden Schöpfungsproceß nach, daß er sich nicht allein geistig in den höchsten Sphären bewegte, sondern daß gewisse Anzeichen eine unmittelbare Dichternatur in ihm verriethen, die eines besseren materiellen und geistigen Looses würdig war. Er hatte seine eigene ironisch-schöne Art dieser Gegensätze auszugleichen: „Du willst fern von den Menschen sein und sie doch lieben? Eben damit ich sie lieben könne, will ich so fern als möglich von ihnen sein." Tiefsinnig und wahr sagte er auch: „Wer

es zu der Kindlichkeit gebracht hat, etwas Schönes zu sehen, ohne es zu begehren, der hat das wahre Gefühl für Schönheit. Für die anderen Gemüther gibt es nur Reiz." Dieses Genießen im Entbehren drückt sich ferner in dem Satze aus: „Der Besitz in der Ferne, wenn er auch die hellen Farben der sinnlichen Gegenwart nicht hat, hat den herrlichen Vorzug, daß er ohne Wechsel ist; der Freund mag sterben und er ist doch bei mir." Nicht weniger edel und bezeichnend ist sein damaliger Spruch: „Wenn Du an Treue zweifeln zu müssen meinst, sei selbst treu, so brauchst Du's nicht." Den Dichter nennt er einen Vor=, den Leser einen Nachträumer. Auch an humoristischen Aphorismen aus jener Jugendzeit Ludwig's fehlt es nicht. „Warum man die Poeten hungern läßt? Man glaubt, daß kein Poet je Alles herausgesagt was er fühlte und es ist der Poeten eigene Klage, daß gerade das Beste drinnen bleibe, deshalb will man sie transparent machen." Von einschneidenderer Ironie ist die in seinen Nachlaßschriften mitgetheilte Skizze zu einem Gespräch des Dichters mit der deutschen Muse, wie ihr's ergangen. Es erinnert an Hebbel's Dialog im Vorspiel zum „Diamant", ohne deshalb der Originalität zu entbehren, denn während bei Hebbel die Verspottung sich an Grundsätzen entbindet, entwickelt sie sich hier an dem Herausschälen der verschiedenen Epochen der Litteratur. Die scheidende Muse hat ein Jakobinerkäppchen, runzliche Hände vom Viehmelken unter Voß, in der Byronsucht ist sie fieberkrank gewesen, unter Schlegel nobel und vornehm. Mit Lust erinnert sie sich des Mittelalters, Wolfram's, Hartmann's, Hans Sachsens, Luther's. — Nicolai hat alles poetische von ihr herabgerissen. Unter Claudius mußte sie Boten gehen. Der Dichter will ihr helfen. „Ach, guter Freund, Du siehst mir auch zu traurig aus, so als ob ich Dir helfen müßte." — — Sie lächelt, erhebt sich auf einmal und bekommt Flügel. Ich: „Ach was werden die Deutschen sagen, wenn Du fehlst!" Sie: „Sie haben mich schon nicht mehr und merken's gar nicht, jetzt haben sie die Frau Gemeinheit und denken ich sei's!" Ueberhaupt lassen diese bis 1874 unbekannt gebliebenen Fragmente einen tiefen Blick in die Werkstatt unseres Dichters thun. Der Reichthum seiner Gedanken und Pläne ist außerordentlich; aber die Kraft sie auszuführen war entweder überhaupt nicht vorhanden, oder sie wurde durch heftiges physisches Leiden gebrochen. Diese ganze, in psychologischer und biographischer Beziehung wichtige Periode schloß L. mit der Erkenntniß ab, daß ihm das Vage der Musik nicht mehr genüge und daß er Gestalten haben müsse. So bestätigte er selbst Mendelssohn's tiefen Blick, indem er von jener Zeit an das Componiren und zum Theil sogar das Klavierspielen aufgab. Folgen wir nun dem schon in früher Jugend Vielgeprüften in seinem neuen Lebensabschnitte.

Im J. 1843 zog L. nach Dresden, dann nach Garsebach und Meißen, wo er von 1844—50 lebte. Körperlich und geistig frischer, knüpfte er in Meißen ein Verhältniß mit Emilie Winkler an, die später seine Gemahlin wurde. Er dichtete Dramen und Novellen, von denen die „Emancipation der Domestiken", „Die Buschnovelle" und das bedeutendere Vorspiel: „Auf der Torgauer Heide" in der Zeitung für die elegante Welt gedruckt wurden. Von Wichtigkeit für ihn ward seine aus dem J. 1845 stammende Bekanntschaft mit Eduard Devrient, der ihn, nachdem er ihm einige dramatische Versuche und unter andern die früh begonnene und auf Devrient's Veranlassung mehrfach umgearbeitete „Bernauerin" eingesandt hatte, nach Dresden einlud. Anfangs 1847 las Devrient Ludwig's „Rechte des Herzens" vor einem auserwählten Kreise vor, konnte aber die Aufführung an der Dresdener Hofbühne nicht durchsetzen. Auf Devrient's Rath wurde auch der inzwischen gedichtete „Erbförster" mehreren Veränderungen unterworfen und endlich im März 1850 in Dresden mit Erfolg aufgeführt. So verschieden die Urtheile des Publikums und der Presse seither auch über dieses

Stück gelautet haben, es bildet jedenfalls einen wichtigen Markstein in Ludwig's Leben und sichert ihm einen ehrenvollen Platz in der Geschichte unserer dramatischen Poesie. Man kann es ein vorzugsweise deutsches nennen und es hat in örtlicher Beziehung etwas Typisches, wie das Gedicht und die Musik des „Freischütz". Die Handlung ist bei aller Rauheit natürlich, richtig motivirt und ergreifend, die Charaktere sind scharf und ohne allen Aufwand von Dialektik gezeichnet. Höchstwahrscheinlich hat der schroffe, aber grundehrliche Charakter des eigenen Vaters zur Gestaltung des „Erbförsters" beigetragen, der sich von dem verwandten Typus in Kleist's „Schroffensteiner" durch Natur und Einfachheit unterscheidet und der Festigkeit der Zeichnung von Hebbel's „Meister Anton" nahe kommt. In einem Briefe an Schaller stempelt L. dieses Stück selbst zu einer „Kriegserklärung gegen die Unnatur und conventionellen Manieren der jetzigen Theaterpoesie sowol, als der Schauspielkunst". Er habe alle die Kunststückchen, mit denen man das Publikum packt, aus deren immer neuen Zusammenstellung man seit zwanzig, man könnte sagen, seit sechzig Jahren, Schau-, Trauer- und Lustspiele zusammenwürfelt, darin über Bord geworfen; Natur, Wahrheit, schöne, nicht zu eng genommene Wirklichkeit wären alle Kunststücke gewesen, die er angewandt. Bald wurde der „Erbförster" auch in Wien, Weimar und München gegeben und im Allgemeinen überwog die Anerkennung den Tadel, ohne daß dieses Drama bis heute recht eigentlich ein Bühnenstück geworden wäre. Der düstere Charakter desselben, der übrigens eine gewisse geheime Anziehungskraft nicht ausschließt, wurzelt jedenfalls in den Jugenderlebnissen Ludwig's, der einmal geäußert hat, daß seine Geschichte bis zum Beginn des Mannesalters ein fortgesetzter Cursus in der angewandten Psychologie und Pathologie war. Desto anerkennenswerther und wohlthuender ist es, daß die gesunde, frische Waldluft der Heimath das Ganze durchweht.

Nachdem L. sich in Dresden niedergelassen hatte, vermählte er sich daselbst mit Emilie Winkler. Er fand nun seine früheren dramatischen Arbeiten ungenügend und bearbeitete die biblische Geschichte der Maccabäer dramatisch. In diesem Werke wollte er „ein Muster der idealen Tragödie aufstellen, das Poetische und Theatralische innigst mit dem Charakteristischen verbinden und diese Verbindung, die nur in dem einzigen Shakespeare realisirt ist, noch in eine einheitlichere Form gießen". Von der sehr ungenauen und für die eigene Unklarheit charakteristischen Fassung dieses Vorsatzes abgesehen, war L. zu einem Uebertreffen Shakespeare's in irgend einem wesentlichen Punkte nicht geschaffen. In seiner Composition der Maccabäer verschmolz er Episoden aus dem Leben des Judas Maccabäus mit der der sieben Maccabäerbrüder, welche unter Antiochus Epiphanes den Märtyrertod erlitten. Er machte die Mutter des Judas, des Asmonäers Mathatias Weib, zur Mutter dieser Märtyrer, letztere also zu Brüdern des Judas. Gegen das Geniale dieser poetischen Licenz ließe sich wenig einwenden; aber von einzelnen gelungenen Stellen abgesehen, ist die Ausführung des Stückes weit unter der Erhabenheit des Stoffes zurückgeblieben. Der Dichter brachte es, bei aller Begeisterung für den Stoff, bei welchem ihm das Schicksal seiner eigenen Mutter vorgeschwebt haben mag, zu keiner unmittelbaren Wiedergeburt desselben. Wo er naiv zu sein glaubte, wurde er, der Feind des Sentimentalen, sentimental, und bei dieser Arbeit mußte ihm die Schwierigkeit des Auseinanderhaltens beider Dichtungsarten offenbar so klar werden, daß er, wenn er nicht einem für ihn unmöglichen Ideal nachgejagt hätte, erfolgreich zu der seinen Kräften angemessenen Naturrichtung hätte zurückkehren müssen. Die Ueberschätzung der Maccabäer seitens der Kritik der Zeitgenossen ist für die in derselben herrschende Begriffsverwirrung äußerst charakteristisch. Es liegt ein Bekenntniß von L. vor, welches diese Auffassung seines dichterischen Vermögens im Allgemeinen

bestätigt. „Es ist unendlich leicht," äußerte er, „ein poetisches Drama zu schreiben, wenn man, wie Hebbel von sich sagt, dabei nicht nach dem Theater blinzelt; oder ein bühnengerechtes ohne Poesie; ich weiß, daß Beides vollkommen zu vereinigen über meine Kräfte geht; ich thue, was ich kann, die Gesundheit des Dramas, die in der innigen Verbundenheit von Poesie und Bühne besteht, herbeiführen zu helfen. Wenn ich Vermögen hätte, würde ich keines von meinen Stücken drucken lassen. Ich mache keinen Anspruch darauf, ein Dichter zu heißen, ich weiß, daß meinen Kräften die dazu nöthige Harmonie fehlt, wenn auch nicht der ernste Wille und gewissenhaftes Streben nach dieser Harmonie. Ich will nur, so viel in meinen Kräften steht, einem vollkommenen Dichter die Bühne erobern helfen." Dieses Bekenntniß geht offenbar in der Strenge gegen sich zu weit. Ein ehrenhaftes Zeugniß innerer Kämpfe und hohen Strebens, verräth es eine theoretische Scheidung zwischen Poesie und Bühne, deren Unrichtigkeit auf einen Mangel an dramatischer Gestaltungskraft idealer Stoffe zurückzuführen ist. In dem dramatischen Fragment „Tiberius Grachus" hat L. einen weiteren Versuch in der Darstellung antiker Zustände und Charaktere gemacht. Es fehlt auch hier nicht an einzelnen Schönheiten, und mit Recht führt Rudolf v. Gottschall, der in seiner scharfsinnigen Charakteristik L. im Ganzen sehr streng beurtheilt, die Abschiedsworte Tiber's im fünften Auftritte als tief poetisch und „eines großen Dichters würdig" an. Wie seine Shakespeare-Studien beweisen, jagte er einem Dramenideal nach, dessen Erreichung die Natur ihm versagte. Er fand sein dichterisches Vermögen vielmehr in der Bearbeitung aus dem unmittelbaren Leben genommener Stoffe wieder, wie in der durchaus hervorragenden Erzählung „Die Heiterethei und ihr Widerspiel", die er unter vielen älteren Plänen hervorsuchte, im Frühjahr 1854 in Loschwitz niederschrieb und in der „Kölnischen Zeitung" drucken ließ. In der Gegend von Eisfeld lebte im Volksmunde die Gestalt eines schönen, kräftigen, keuschen und heiteren Bauernmädchens, dem man den Beinamen der „Heiterethei" gegeben hat und dessen Darstellung dem Dichter vortrefflich gelungen ist. Von einigen Längen und Breiten in der Zeichnung der Einzelheiten abgesehen, gehört diese Dorfgeschichte zu den anmuthigsten und gesundesten ihrer Art. L. scheint über dieselbe auch mit Auerbach mündlich und schriftlich verkehrt zu haben, und es wäre zu wünschen, daß die betreffenden Briefe einmal zum Vorschein kämen. Wenn er einem Freunde schrieb: „ich habe die „Heiterethei" sozusagen hinter meinem eigenen Rücken gemacht, da ich etwas schreiben mußte und doch meine dramaturgischen Studien nicht beeinträchtigen mochte", so zeigt dies von einer Art Selbsttäuschung, da diese Studien, so interessant sie sind, Alles in Allem doch nur Excurse waren, während seine Novelle ein ächt poetisches Erzeugniß ist, bei welchem Ludwig's ganze Kraft thätig war. Dasselbe läßt sich von seiner 1855 geschriebenen, in mehrere Sprachen übersetzten Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" sagen." Das Gesuchte der Erfindung, das Abspielen der Katastrophe auf einem Thurm, wo der alte ehrenhafte Dachdecker den verkommenen Sohn zum freiwilligen Hinabstürzen zwingen will und der Bruder ihn später wirklich dazu zwingt, steht allerdings im Widerspruche zu Ludwig's gelegentlich der Dichtung des „Erbförsters" aufgestellten Grundsätzen von Einfachheit; aber das Gemälde fesselt die Phantasie des Lesers mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Charaktere sind im Ganzen und Großen meisterhaft gezeichnet und man vergißt den allgemeinen Fehler Ludwig's, die zu breite Ausführung von Nebendingen leicht über dem großen sittlichen Ernst, der das Ganze durchzieht. Die Darstellung des Schicksals der beiden Liebenden, das Einfache in ihrem Entsagen, ist von außerordentlicher Schönheit. L. selbst schrieb über dieses Werk: „die Schicksale beider Enden der Menschheit sind darin dargestellt, des Frivolen und des Aengstlichen. Das Ideal liegt in der Mitte."

Er hat indessen, bei seiner Widerlegung falscher Kritiken, wie dies häufig vorkommt, nachträglich unzutreffende Motivirungen entwickelt, während der symbolische Schluß der Erzählung selbst, die Idee erschöpfend darstellt, indem es dort heißt: „Nicht der Himmel bringt das Glück; der Mensch bereitet sich sein Glück und spannt seinen Himmel selber in der eigenen Brust. Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel in ihn komme. — — Laß dich vom Verstande leiten, aber verletze nicht die heilige Schranke des Gefühls. Kehre dich nicht tadelnd von der Welt, wie sie ist; suche ihr gerecht zu werden, dann wirst du ihr gerecht. Und in diesem Sinne sei dein Wandel: „zwischen Himmel und Erde!" — Auch die Erzählung: „Aus dem Regen in die Trause" gehört zu den gelungeneren Arbeiten Ludwig's.

Im J. 1856 verschaffte Emanuel Geibel L. eine Pension vom Könige Maximilian von Baiern. Seine Verhältnisse blieben indessen drückend und wurden nur durch die Schillerstiftung und den ihm 1860 zuerkannten Schillerpreis einigermaßen erleichtert. So lebte er noch einige Jahre in Dresden, schmerzhafte körperliche Leiden mit männlichem Muthe ertragend und meist in einer seine Freunde mit Bewunderung erfüllenden heiteren Stimmung. „Meine Uebel", schrieb er einem derselben, „sind, einzeln genommen, alle nicht von bedenklicher oder gefährlicher Natur, nur schmerzhaft und selten pausirend, ich bin ein Pferd, das nicht ein Löwe, sondern eine Schaar Bremsen hetzt, die immer wieder von einer anderen Schaar abgelöst wird. So stets absorbirt und entkräftet vom Kampfe mit unermüdlichen kleinen Peinigern, schmerzt mich nicht, daß ich den Genuß, sondern nur daß ich den Zweck und den Gebrauch meines Lebens verliere!" Die Pläne, sich auf Wunsch und mit Unterstützung des Großherzogs von Weimar in Thüringen niederzulassen, oder nach München zu ziehen, waren unter solchen Verhältnissen kaum auszuführen. L. vertiefte sich immer mehr theils in Roman-, theils in die zu umfassenden Ausarbeitungen angewachsenen Shakespeare-Studien, ersann neue Dramen oder überarbeitete ältere, ohne sich in allen diesen Beschäftigungen selbst zu genügen. Die Unmöglichkeit fühlend, so manches Begonnene kunstgerecht auszuführen, vernichtete er 1864 eine ganze Kiste mit Manuscripten. Als sein Freund M. Heydrich ihn daran verhindern wollte, antwortete er: „Die Seelen aus den Dramenplänen ständen Nachts an seinem Bette und forderten ihren Leib von ihm; dem müsse er nun ein Ende machen. Er sei zu krank, er könne den Seelen ihren Leib nicht mehr schaffen." In der That vermochte er in der letzten Zeit seines Lebens den Rollstuhl kaum mehr zu verlassen. Dennoch flammte, ähnlich wie bei Hebbel, die dichterische Kraft in der letzten Leidenszeit neu in ihm auf und mit Begeisterung arbeitete er an dem schon 1862 entworfenen, Fragment gebliebenen Drama „Tiberius Grachus". Der politischen Tendenzpoesie grundsätzlich abgeneigt, konnte er sich doch den Einflüssen der politisch-socialen Fragen nicht entziehen und kleidete die der Volksemancipation in dieses historische Gewand, indem er den Charakter der Hauptperson, als zwischen edler Leidenschaft und Pflicht schwankend, zu einem tragischen gestaltete. So verschwommen der hinterlassene Plan Ludwig's auch ist, die oben schon erwähnten Schönheiten dieser seiner letzten Arbeit sind ein untrüglicher Beweis, daß sein Geist bis zum letzten Augenblicke hoch über dem eignen und dem irdischen Elende überhaupt gewaltet hat. Er starb am 25. Febr. 1865, nicht, wie man anfänglich glaubte, an einer Rückenmarkskrankheit, sondern am Scorbut und wurde am 28. Februar auf dem Trinitatiskirchhofe in Dresden begraben.

Es fehlt bis zur Stunde an einer ausreichenden Gesammtausgabe der Werke Ludwig's. Die im J. 1870 in Berlin bei Otto Janke erschienenen „Gesammelten Werke" hat, einem Vorworte der Wittwe zufolge, Hermann Lücke in

Leipzig geordnet und durchgesehen. Gustav Freytag hat eine Einleitung dazu geschrieben, deren Urtheil darin gipfelt, daß L. zu den deutschen Dichtern gehörte, deren poetische Natur in ihren Werken sehr unvollständig zur Darstellung gekommen ist und daß nur wer ihn persönlich kannte, den vollen Eindruck seiner eigenthümlichen Dichterkraft bewahrt. Mit dieser im Grunde wahren Auffassung hängt auch die wie aus einer Verlegenheit hervorgegangene Ueberschrift dieser Einleitung: „Aus dem Arbeitszimmer des Dichters Otto Ludwig" zusammen. H. Lücke hat sich begnügt, dem zweiten Bande: „Bemerkungen zu den Stücken des Nachlasses" hinzuzufügen, und diese mit der Erklärung zu beginnen, „daß es nur wenige und nicht sehr umfängliche Theile von Ludwigs litterarischem Nachlasse sind, bei denen sich die Herausgeberin der gesammelten Werke im Einverständniß mit einer Anzahl von Freunden des verewigten Dichters, zur Veröffentlichung berufen gefühlt hat". Mit welcher Unsicherheit und Zaghaftigkeit die zum Theil wol durch Mangel an Entgegenkommen entmuthigten Freunde zu Werke gegangen sind, geht daraus hervor, daß Moritz Heydrich, vier Jahre später, bei Cnobloch in Leipzig zwei starke Bände Nachlaßschriften Ludwig's herausgab, welche das Gesammtbild des Dichters wesentlich vervollständigen. Erschöpfend ist aber auch das hier mitgetheilte reiche Material nicht und in der sehr schätzenswerthen, mit großer Wärme und rührender Hingebung geschriebenen „Biographischen Skizze" des Dichters sowohl, wie in den gleichfalls sehr verdienstlichen Charakteristiken der hinterlassenen Studien und Fragmente, befinden sich, ähnlich wie in Kuh's Biographie Hebbel's, neben manchem Vortrefflichen, irrthümliche Urtheile über einzelne Leistungen, welche die Schätzung der gesammten erschweren. Nur eine vollständige Biographie, mit künstlerischer Verflechtung der in den vielfachen Umarbeitungen sich ausdrückenden inneren Kämpfe des Dichters, würde eine geordnete Uebersicht über Ludwig's Schaffen geben, während bisher eigentlich nur Materialien zu einer solchen vorliegen und die Abwechselung von biographischen Mittheilungen, Commentaren und Originalarbeiten den Eindruck eines fragmentarischen Schaffens nur erhöht. Aber schon durch die einfache Zusammenstellung des im Nachlasse handschriftlich Vorhandenen, hätte Heydrich sich ein Verdienst erworben. Er führt nicht weniger als vier fertige ungedruckte Bernauerin-Dramen an, die von 1840 bis 1846 entstanden sind. Lipowski's 1800 in München erschienene Darstellung gab schon 1833 die ursprüngliche Anregung zu diesen Dichtungen. Sie sollen trotz einzelner Schönheiten, des Abdruckes nicht werth sein, während die Fragment gebliebene Bearbeitung aus den Jahren 1854 bis 1859, in den „Gesammelten Werken" erschienen ist. Anstatt einfach bei der historischen Ueberlieferung zu bleiben und ähnlich wie Hebbel die „Bernauerin" als die „moderne Antigone" aufzufassen, die an der Schranke des Gesetzes untergeht, machte L. sie, um ihr Schicksal zu rechtfertigen, zu einer schuldvollen Erscheinung, welche mit einer gewissen Lüsternheit das Schicksal herausfordert. Bei einer so völlig verfehlten Anlage dieses Stoffes schleppte er sich fast sein ganzes Leben mit demselben, ohne ihn kunstgerecht gestalten zu können. Völlig vollendet und ungedruckt sind ferner: „Waldburg", Trauerspiel in 5 Acten; „Hans Frey", Lustspiel in 5 Acten; „Die Rechte des Herzens", Trauerspiel in 5 Acten und „Die Pfarrose", Trauerspiel in 5 Acten. Auch ist eine große Anzahl von ungedruckten dramatischen Fragmenten vorhanden, wie Eckart oder Burgunds Ausgang (1837 bis 1841); Friedrich II. und die Torgauer Heide (1843—44); Das Wirthshaus am Rhein (1846—53); Armin (1848—51) mit der bedeutungsvollen Sterbescene Hermanns, die Heydrich mittheilt; „Jud' Süß oder der Jacobsstab" nach Hauff's Novelle, in welcher der Jude, um sich vor sich selber zu rechtfertigen, daß er schlechte Mittel zur Erreichung edler Zwecke angewendet hat, unter andern sagt: „Gott selber fehlen die Soldaten,

schickt er den Satan nicht auf Werbung aus“; drei weitere Planskizzen zur Bernauerin, mit einigen Fragmenten dieser weiteren Bearbeitungen aus den Jahren 1854, 1856 und 1858, wonach im Ganzen somit nicht weniger als sieben Bearbeitungen dieses Stoffes, von denen nur ein Theil veröffentlicht vorliegt, vorhanden sind; „König Darnley's Ermordung“ (1854—55); „König Alfred“ (1855 bis 57); „Genofeva“ (1856—57); „Marino Falieri“ (1855—60) nach Hoffmann's Erzählung Doge und Dogaressa, in welchem Fragmente Falieri gleich in der ersten Scene sagt: „das Kriegsschwert macht Krämerhand zur Elle“; „Camiola, die Kaufmannstochter aus Messina“ (1860—64), aus welchem die nachstehenden schönen Verse angeführt werden: „Ja alles Große, das gelungen ist, und ewig webt auf Nachruhms gold'nem Fittig, mißlingen konnt' es! Das Gemeine nur stößt sich den Fuß nicht wund auf seinen Wegen und wird nicht aufgehalten. Welt und Zeit Eur Schoßkind ist die Mittelmäßigkeit. — Erfolg, der große Alchymist und Münzer prägt aus denselben zum reichen Goldstück, oder wirft ihn als Schlacke zu dem Haufen — wie's ihm gefällt —“; endlich eine Plan-Skizze zum „Wallenstein“, die schon 1856 begonnen, zu des Dichters großartigsten Entwürfen gehört.

Hiermit ist der Skizzenreichthum des Ludwig'schen Nachlasses noch keineswegs erschöpft, denn nach Heydrich's Mittheilungen sind noch Spuren von Plänen und Fragmenten zu Johann von Schwaben, Hofer, Cromwell, Ludwig XVI., Columbus, Masaniello, Charlotte Corday, Wasa, das Schloß der Cevennen, Gräfin Salisbury, die Freunde von Imola ꝛc. vorhanden, die er nur flüchtige und nicht mittheilenswerthe nennt. Charlotte Corday war ein völlig ausgeführtes Drama, das höchst wahrscheinlich Ludwig's oft verhängnißvoller Selbstkritik erlegen ist. Es wäre sehr zu wünschen, daß der gesammte Nachlaß Ludwig's nach einer weiteren Sichtung gedruckt, oder mindestens irgend einer öffentlichen Bibliothek einverleibt würde. Wie manches in seinen Dichtungen überschätzt wurde, so ist anderes, wenn auch nur Fragmentarisches, noch nicht hinreichend gewürdigt. Tagebuchstellen, wie die folgenden sind von hervorragender psychologischer und biograpischer Wichtigkeit: „Sonderbares Phänomen! — Von dem Ideenbilde in mir beobachtet, daß eine Ideenanschauung, ehe sie völliges Bewußtsein gewinnt, gewöhnlich — wohl immer, nur bei nicht stets gleich darauf gerichteter Aufmerksamkeit und nicht immer beobachtet — wie ein ungewisser Farben- auch Formschein sich zeigt; wie das Bewußtsein sich desselben zu allmählich klarerer Erkenntniß bemächtigt, wird Farbe und Form, erst chaotisch und formlos, entschiedener und entflieht zuletzt. Gedanke an ein inneres Auge, das nach ähnlichen Gesetzen verfährt, wie das äußere? Wie denn, wenn wir eine Wiederholung der Sinne in uns hätten, die Phantasie weiter nichts wäre als ein feinerer Körper mit feineren, aber denselben Sinnen? Oder daß immer Körper in Körper gepackt sind, immer feiner nach innen, jeder innere dem äußeren gleich, nur feiner wäre? Magnetismus. — Jedes Gedicht, das in mir entsteht, ist erst blos eine Stimmung und eine Farbenerscheinung des inneren Auges, darin eine Bewegung, als wolle es sich gestalten. Die Idee zum „Eckart“ hab' ich mehreremal als eine Art Tempel gesehen im gelblichen Lichte; mit einem Worte, als etwas Architektonisches — zwischen einem erhabenen Gebäude und einer erhabenen nackten Menschengestalt, und zwar als ich die Grundzüge schon entworfen hatte. Sowie das Entworfene aber deutlich vor mir stand, daß es so zu sagen nicht mehr bloße Stimmung war, war das Bild verschwunden. Einmal überraschte das Bewußtsein das Bild, ich war überrascht, denn es war das erste Mal, daß ich das Dasein des Phänomens bei einem schon begonnenen Gedichte wahrnahm, — das Bild, wie ich es deut-

lich betrachtete, verschwand, und ich entsinne mich seiner seitdem nur wie eines Traumes, von dem man die Stimmung sich noch zurückrufen kann, aber keine Form. Seit ich den Gedanken gefaßt, zu beobachten, habe ich die Unbefangenheit verloren, und meine Phantasie macht mir willkürlich ähnliche Erscheinungen vor." — Merkwürdig genug ist es, daß Hebbel die ersten poetischen Dämmerungen in sich fast übereinstimmend schildert und von der Ueberzeugung durchdrungen war, daß beim wahren Dichter die Erscheinung dem Gedanken vorausgeht. L. erkennt hier übrigens selbst das Element, das seiner durchaus ursprünglichen dichterischen Kraft verhängnißvoll geworden ist: den auf zu scharfe Zersetzung gerichteten Verstand, der auch bei Kleist so manches verdarb und vernichtete, während er bei Hebbel der Macht der unmittelbaren Empfindung untergeordnet blieb. Was L. hätte leisten können, wenn jene störende Durchkreuzung der Seelenkräfte in ihm nicht stattgefunden hätte, läßt sich ungefähr ahnen, wenn man des nachstehenden Entwurfes ansichtig wird. „Skizze eines Dramas, nach dem Evangelium, in einfacher Sprache naiv auszuführen. Christophorus, ein Mysterium. Die Charaktere wären leicht zu fassen. Judas wie er abtrünnig wird, giebt ein psychologisches Gemälde. Ein einziger Stoff. Zur Glorie der christlichen Religion. Ich will ein Christ werden dadurch und hoffe Manche in unserer indifferenten Zeit dem Christenthume wieder zuzuführen. Einfachheit und Wahrheit die Augenmerke. — Die Jünger selbst, wie sie ihn falsch verstehen. Maria, Martha ein schönes Idyll — das aber leicht verdorben werden kann, wenn nicht der einzig richtige Ton getroffen wird. Es muß selbst dem wenig Unterrichteten das Evangelium im Zusammenhang seiner Geschichte und Lehren geben, daß er, was dort auseinanderliegt, zusammenhabe. Es muß die ganze Seelengeschichte der Menschen darin vorkommen; der ganze Kreis des Menschlichen vollendet werden. Petrus, Ehrsucht, trotzig und verzagt, wacker. Zarte Liebe der Maria, Lazari Schwester. Alles Maschinenartige, Effecthaschende muß vermieden werden, ebenso alle spinnenbeinig ausgreifende Speculation; doch diese vielleicht im Nicodem, dessen Theorie und Denkgerüst durch eine einzige Wortthat des Heilandes umgeworfen wird. Dazu ein Engelchor. Der kalte Denker weint, und nimmt mit Entzücken wahr, daß er ein Herz hat und im Herzen einen Himmel, daß in sich, was er mit Anstrengung außer sich gesucht hat. Jede Scene muß ein Gemälde sein, oder eine plastische Arbeit. Das Entgegenstemmen der jüdischen Schriftgelehrten, verschiedene Charaktere und also verschiedene Bedingnisse des Widerstandes, hierin kann eine ganze Culturgeschichte liegen. Alles kindlich gehalten. Oelbergscene: Weder die Personen noch der Dichter, und der am allerwenigsten — dürfen Begeisterung zeigen, der Leser muß begeistert werden. Gerade das Widerspiel von der Messiade muß es werden. Jeder Prunk und Malerei stört hier. Die höchste Einfalt, dabei ein Schatz von Lebensweisheit. Der Geist des wahren Christenthums und des Menschenthums muß darin wehen, fern von aller Polemik und Controversen. Wie aber nun? Der Heiland als Mensch oder Gott? Ist nicht das Reinmenschliche dem Göttlichen näher als alle storchfüßigen Tiraden? Diese besonders zu vermeiden. Er geht ins Kleinste ein, hat Sinn für das Beschränkteste, zeigt sich menschlich besorgt um Kleines, aber nie grübelnd. Nichts, was ihm nicht wichtig wäre. Alles Menschliche ist an ihn gewiesen. Jeder Schmerz, jede Sorge, sei sie auch unbegründet, ist auch die seine, denn die Kranken bedürfen des Arztes. Ebenso erfreut er sich der Freude, selbst der ungeschickten, unbequemen. Alles Mystische, Karfunkelmäßige, Symbolische in der Behandlung ausgeschlossen. Die Ansicht der Natur eine freundliche, lebenskräftige. Das Stück muß die reine Form werden, durchsichtig und klar wie ein Thautropfen. Nichts von Weltschmerzen und anderer, moderner affectirter Nervenschwäche. Die wunderlich ehr=

süchtigen Träumereien der Jünger, deren jeder ihm seinen eigenen Plan unterlegt, seine lächelnde Geduld mit ihnen, wie mit Kindern, sogar liebend gutmüthiger Scherz und scheinbares Eingehen auf ihre Ideen, durch welche er sie selbst zur Einsicht ihrer Träumereien bringt, ohne daß sie noch wissen, welche andere Absicht sie ihm unterlegen sollen. Petrus, der Ehrgeizigste, wird sogar einmal bitter und trotzig, wie Kinder, denen ihr Wille nicht geschieht. Durch wenige sanfte Worte weiß ihn der Heiland so zu rühren, daß er wie ein Kind weint und bittet. — O, es ist ein göttlicher Stoff, aber welch' ein kindlicher Dichter gehört dazu. Ich glaube, in meiner Natur liegt etwas Verwandtes, was ich leider selbst durch eigene und fremde Schuld verlor, indem oft eine krankhafte Reizbarkeit den Kinderfrieden aufhob, die den Liebesreichthum meiner Natur so verstockte, daß ich selbst erschreckend ihn suchte. Darum möchte ich auf dem Lande in still gemüthlicher Armuth leben, von Niemand gekannt, wünschend, ja ersehnend, daß meine Productionen Menschen wohlthun möchten, aber Dank und Anerkennung verschmähend, nicht aus Stolz oder Menschenscheu, sondern aus Liebe, die nicht bezahlt sein will."

Dieses Diktat des Verstandes naiv zu bleiben, in welchem an und für sich ein Widerspruch liegt, dieses rationelle Ausspinnen des Ganzen, ohne das gleichsam kindliche Vertrauen auf die Begeisterung des Augenblicks, die dem Dichter das Richtige einflößt, gibt ein Bild von Ludwig's Lebenskampfe selbst, in welchem die ursprünglich naive Dichterkraft sich beherrschen ließ, weil sie von vornherein nicht Selbständigkeit genug hatte. Der fast gänzliche Mangel Ludwig's an lyrischer Poesie bestätigt dies vollkommen. Der Selbstunterricht, die einseitige Vertiefung in Shakespeare und gesteigertes körperliches Leiden mögen die Ueberwucherung der Reflexion genährt haben. Ludwig's Shakespeare-Studien, welche den ganzen zweiten Band der von Heydrich herausgegebenen Nachlaßschriften einnehmen, sind am geeignetsten einen Blick in die Werkstatt des Dichters und in diesen beständigen Kampf seiner Seelenkräfte thun zu lassen. Heydrich hat sie mit einem ausführlichen Vorberichte versehen, sodaß er in den zwei Bänden nicht weniger als drei selbständige Abhandlungen über das Leben, die Dramen, die dramatischen Skizzen und Fragmente, und die Shakespeare-Studien Ludwig's veröffentlichte. Die Letzteren sind bereits in den vierziger Jahren entstanden, wurden durch die Werke von Gervinus und Devrient weiter angeregt und haben die Form von Tagebuchaufzeichnungen, welche der Herausgeber ordnen mußte, ohne sie in ihrer vollen Breite zu veröffentlichen. Trotzdem tragen sie entschieden den Charakter des Fragmentarischen und Ungleichen. Einzelnes ist von bewunderungswürdiger Tiefe und Schärfe der Darstellung, anderes wieder verschwommen und paradox, sodaß vollkommen begreiflich wird, wie unter den Freunden des Dichters eine weit auseinander gehende Meinungsverschiedenheit über das für den Druck Passende entstehen konnte und die ganze Herausgabe fraglich wurde. Ursprünglich nur für die eigene Klärung geschrieben, trug L. sich doch später mit dem Gedanken sie drucken zu lassen; aber es ist mehr als wahrscheinlich, daß er bei seinem strengen Sinn für die Form, sie ohne eine systematische Umarbeitung nicht veröffentlicht haben würde. Heydrich hat in seiner sehr verdienstlichen Arbeit sowol den Werth einzelner Dichtungen, wie namentlich der Shakespeare-Studien überschätzt. Wenn Manches, was L. an Lessing, Schiller und Hebbel aussetzt, auch zutreffend ist, so hat er die Ideen vom Naiven und Sentimentalen, auf deren Gehalt seine Kritik hauptsächlich beruht, doch viel zu schroff getrennt und das unmögliche Ziel verfolgt, durch die Reflexion zur Naivität zurückzukehren. Felix Bamberg.

Ludwig: Rudolph August Birminhold Sebastian L., ein eifriger Forscher und fruchtbarer Schriftsteller auf geologischem Gebiete, geb. am 24. Oct.

1812 zu Hetzlos bei Hammelburg in Unterfranken, † am 11. Decbr. 1880 in Darmstadt, studirte das Bergfach und trat nach vollendetem Studium als Eleve in den praktischen Dienst in Hessen 1833 ein. 1837 erlangte er die Stelle eines kurhessischen Fabrikinspektors zu Schwarzenfels und bekleidete dieses Amt bis 1851, zu welcher Zeit er als hessischer Salinen- und Badeinspektor nach Nauheim übersiedelte. Kurze Zeit vorher hatte L. auch seine schriftstellerische Thätigkeit begonnen, nachdem er schon früher durch fleißige geologische Untersuchungen sich ein reiches Material verschafft hatte, mit der Schrift: „Die vulkanische Masse des Breitfirst“ (in d. Jahrb. d. Wetterauer Gesellsch. 1845—46). Es folgten dann: „Die vulkanischen Gesteine des Hopfenbergs bei Schwarzenfels“ (das. 1846—47), „Ueber die Wirkung der Pflanzen bei Entstehung des Kalktuffs von Ahlersbach“ (das. 1847—50), „Ueber die jüngeren Ablagerungen bei Hanau“ (das. 1850—1851), „Kupferschiefer und Zechsteinformation am Rande des Vogelsbergs und Spessarts“ (das. 1851—53), „Ueber den Zusammenhang der Tertiärformation in Nieder- und Oberhessen, Wetterau und am Rhein“ (das.). Selbständig erschien 1852 ein Büchelchen unter dem Titel: „Geognostische Beobachtungen in der Gegend zwischen Gießen, Fulda, Frankfurt und Hammelburg“, welches einen guten geognostischen Ueberblick über die bezeichnete Gegend gab. Besonders thätig war L. bei der Gründung des „Mittelrheinischen geologischen Vereins“ 1851, welcher sich die Aufgabe gestellt hatte, die mittelrheinische Gegend geolologisch aufzunehmen und durch Publicationen von Karten und Beschreibungen größere Kreise mit deren geologischer Beschaffenheit bekannt zu machen. Sowohl in der Vereinsschrift als in den Mittheilungen dieser Gesellschaft sind zahlreiche geologische Arbeiten Ludwig's zur Publication gelangt. Allgemeinen Inhalts ist das Schriftchen: „Das Wachsen der Steine“, 1853. Inzwischen lieferte er noch zahlreiche Aufsätze in die Jahresber. der Wetterauer Gesellschaft und der Naturkunde für Nassau: „Verzeichniß der in der Wetterau aufgefundenen Versteinerungen“ (1853—55); „Ueber das rheinische Schiefergebirge zwischen Butzbach und Homburg“ (1853); „Ueber die Art des Vorkommens organischer Reste in Tertiärablagerungen“ (das. 1854); „Ueber die warmen Soolquellen in Nauheim“ (Jahrb. d. oberhess. Gesellsch. f. Naturk. 1853). Mit Theobald gemeinschaftlich publicirte er: „Ueber die Mitwirkung der Pflanzen bei der Bildung von Kalkablagerungen“ (Poggend., Ann. 88. 1852). Selbständig erschienen ferner: „Versuch einer geographischen Darstellung von Hessen während der Tertiärzeit“, 1855; dann „Geologische Specialkarte des Großherzogthums Hessen“, 1855—58 und als Frucht fleißiger Forschung die interessante Schrift: „Das kohlensaure Gas in den Sprudeln von Nauheim und Kissingen“ 1856, in welcher er die Intermittenz der Sprudelerscheinung zu erklären versuchte. Um diese Zeit, 1856, verließ L. seine Stellung in Nauheim und übernahm die Stelle eines technischen Beiraths der Bank für Handel und Industrie in Darmstadt mit dem Titel eines Directors. Diese Stellung verschaffte L. reichlich Gelegenheit große Reisen zu machen, um montanische Unternehmungen zu prüfen und zu begutachten, wobei er fleißig geologische Forschungen anstellte. Ueber die Steinkohlenformation von Offenburg erschien eine Abhandlung in dem Jahrb. d. geol. Reichsanstalt in Wien (8. 1857) und ein größerer paläontologischer Versuch in den Palaeontographica: „Fossile Pflanzen der jüngsten Wetterauer Braunkohle rc.“ (V, 57—168) in 3 Abtheilungen. 1858 besorgte L. eine Uebersetzung den vortrefflichen Abhandlung von Daubrée: „Beobachtungen über Gesteinsmetamorphosen“. Eine eingehende Schilderung entwirft L. in der Schrift: „Geognosie und Geologie der Wetterau“ und betrat 1859 das Gebiet der populären Darstellung in dem Werke: „Das Buch der Geologie“ in 2 Bän-

den, das einen Theil eines populären Lehrbuchs aus dem Gebiete der Naturwissenschaften ausmacht. Eine ausgedehnte Reise in die Kohlendistricte Rußlands lieferte L. neues Material zu zahlreichen Publikationen, welche sich an die größere, anziehend geschriebene und mit reichen bildlichen Darstellungen geschmückte Schrift: „Geologische und geognostische Studien auf einer Reise durch Rußland und den Ural" 1862 anschließen, z. B.: „Die produktive Steinkohlenformation in Perm" (Bull. de la Soc. d. nat. d. Moscou 1860. 33. 223—237); „Ueber die bei Perm im Kalkstein der Kohlenformation vorkommenden Korallen und Bryozoën" (das. 1862); „Die Korallen aus den paläolithischen Formationen" (Palaeontographica XIV. 1856. 139—172) mit recht brauchbaren Abbildungen und guten Beschreibungen, wenn auch mit Schwächen in der Systematik. Eine zweite Reise nach Rußland und Italien brachte später: „Reiseskizzen aus Rußland" in dem Bull. de la Soc. d. nat. de Moscou 1874/75 und „Geologische Bilder aus Italien" (das. 1874. 90), in welch' letzteren L. die Bildung Italiens, das Steinsalzlager von Altomonte und Langro, die Kupfer-, Blei- und Quecksilbererze von Italien und endlich die borsäurehaltigen Suffioni ꝛc. eingehend schildert und durch instructive Profile erläutert. Hierher gehört auch: „Die Steinkohlenformation im Lande der Don'schen Kosaken", 1874, worin L. eine merkwürdige Zwischen- und Uebergangsbildung zwischen der steinkohlenreichen Region und der eigentlichen Dyas, vertreten durch Fusulina-führende Kalke, rothe Schieferthone und Sandsteine beschreibt. Aus früheren Jahren stammen noch zahlreiche kleinere Abhandlungen wie: „Najaden der rheinisch-westfälischen Steinkohlenformation" (Palaeontographica 59. 31); „Bleiglanz in Posidonomyenschiefer" (Notizbl. f. Erdkunde 1861. Nr. 24); „Meeresconchylien in der productiven Kohlenformation der Ruhr" (Palaeontogr. X, 276—291); „Das Mainzer Becken und über Perna" (Jahrb. f. G. M. u. P. 1864. 460); „Neue Versteinerungen aus dem Mainzer Becken" (N. Jahrb. 1865. 51); „Die Mainzer Tertiärformation" (N. Jahrb. 1866. 59); „Fossile Conchylien der Tertiärablagerungen von Hessen und in der Rhön" (Palaeontographica XIV, 40); „Pinna rugosa und Acerotherium incis." (Notizbl. f. Erdk. 1866. Nr. 49). Ueber die Schranken localer Betrachtung und Einzelschilderung suchte sich L. in dem Werke: „Die Meeresströmungen in ihrer geologischen Bedeutung ꝛc." zu erheben, einer mit großem Fleiße und großer Belesenheit durchgeführten Arbeit, in der die Entwickelung der Festländer und der organischen Welt in Abhängigkeit von den Meeresströmungen darzustellen versucht wird, auf Grund dessen L. dann eine ganz neue Bezeichnung der Formationen vorschlägt, z. B. Trilobetenformation statt Silurformation, Pterodaktylusformation statt weißer Jura ꝛc. Hier schließt sich an: „Karte von Deutschland, geologisch bearbeitet", 1867. Wieder auf dem Gebiet der Specialforschung bewegen sich: „Ueber die Gliederung der Devonformation in Dillenburg und im Westerwald" (N. Jahrb. 1869. 658); „Versuch einer Statistik des Großherzogthums Hessen auf Grundlage der Bodenbeschaffenheit", 1868; „Fossile Pflanzenreste aus der paläol. Formation von Dillenburg und Saalfeld" (Palaeont. XVII, 105—128); „Cyphosoma rhenana" (Notizbl. f. Erdk. 1871. Nr. 112); „Fossile Crocodiliden der Tertiärform. des Mainzer Beckens", 1877. Am lebhaftesten betheiligte sich L. an der Aufnahme und Herstellung der von dem mittelrheinischen geologischen Vereine unternommenen geognostischen Karten nebst Beschreibung. Theils für sich allein, theils mit Fachgenossen bearbeitete und publicirte er 12 Sectionen dieser Karten, nämlich: Friedberg, Büdingen-Gelnhausen, Offenbach-Hanau-Frankfurt, Dieburg, Darmstadt, Alzey, Alsfeld, Lauterbach-Salzschlirf, Allendorf-Treis, Gladenbach, Biedenkopf und Worms. Die Karten sind sehr fleißig bearbeitet, aber vielfach zu sehr

schematisch ausgeführt und genügen deshalb den strengen Anforderungen der Wissenschaft nicht vollständig.

Poggendorff, Biogr. I, 1513. Notizbl. für Erdkunde, Darmstadt 1880, Nr. 17.
Gümbel.

Ludwig: Wilhelm Friederich L., ein berühmter Stuttgarter Arzt, wurde am 16. Sept. 1790 in dem Pfarrdorfe Uhlbach in der Nähe von Stuttgart geboren, wo sein Vater damals Pfarrer war. Bis zum zehnten Lebensjahr blieb er in dem kinderreichen elterlichen Hause, und trat alsdann in die lateinische Schule zu Markgröningen ein, an welcher sein um etwa 14 Jahre älterer Bruder als Präceptor angestellt war. Als dieser 4 Jahre später nach Neuenburg versetzt wurde, zog er mit ihm dorthin, um sich unter der Anleitung eines Wundarztes zur Chirurgie auszubilden. Nebenbei ertheilte ihm aber sein Bruder Unterricht in den alten Sprachen mit solchem Erfolg, daß er im Herbst 1807 das Maturitätsexamen bestehen konnte. Er bezog sofort die Universität Tübingen und zeichnete sich hier durch Fleiß und Talent aus, die sich auch darin bewährten, daß er eine chirurgische Preisaufgabe löste. Seine Lehrer waren Kielmeyer, Autenrieth, Ferd. Gmelin und Froriep, welcher letztere sich besonders seiner annahm. Im Frühjahr 1811 bestand er die Prüfungen in Medicin und Chirurgie mit ausgezeichneten Zeugnissen, und erwarb mit einer Dissertation „De novo trepano praecipue pro orbitae vulneribus“ den medicinischen Doctorgrad. L. wurde von seinen Lehrern zu einem Reisestipendium empfohlen, um seine Kenntnisse durch Anschauung größerer Krankenhäuser zu erweitern; aber dieser Zweck wurde bei ihm auf andere Weise erreicht, indem er, zum Militär ausgehoben und als Unterarzt verwendet, auf dem Feldzug nach Rußland vielfach Gelegenheit fand, in Spitälern thätig zu sein. Nach dem Uebergang über die Beresina gerieth er fieberkrank und entkräftet in russische Gefangenschaft, und wurde im Frühjahr 1813 mit anderen Gefangenen in das Innere Rußlands gebracht. Dort gewann er das Vertrauen einer Fürstin Gagarin und begleitete sie auf Reisen in den südlichen Provinzen. Als nach Anschluß Württembergs an die Verbündeten die Gefangenen freigelassen wurden, kehrte auch L. wieder in die Heimath zurück. Zunächst hatte er die Leitung eines Militärspitals in Hohenheim zu besorgen, wurde sodann als Lehrer am medicinisch-chirurgischen Institut zu Ludwigsburg angestellt, und am 8. Juli 1815 zum ordentlichen Professor der Chirurgie und Geburtshülfe an der Universität Tübingen ernannt. Nachdem er noch die chirurgischen Kliniken in Wien, Landshut und Würzburg besucht hatte, trat er sein Lehramt an, aber schon am 31. März 1816 ernannte ihn König Friedrich zu seinem Leibarzt. Doch versah L. die Stelle in Tübingen noch während der Abwesenheit seines Nachfolgers im Wintersemester 1816—17. Erst im Mai 1817 kehrte er als Leibarzt des neuen Königs Wilhelm und als Medicinalrath nach Stuttgart zurück, wo er bald einer der gesuchtesten Aerzte wurde, und namentlich als geschickter Operateur eines großen Rufes genoß. Neben der gewöhnlichen Praxis wurde er sehr häufig in schwierigen Fällen beigezogen und galt besonders in höheren Kreisen als erste medicinische Autorität. Vorzüglich geschätzt war sein Scharfblick in der Diagnose. Noch werden manche treffende Aeußerungen von ihm erzählt, die seine Freimüthigkeit, sein einfaches gerades Wesen gegenüber von ängstlichen Rücksichten, die gern die Wahrheit verhüllen, bekunden. Im December 1842 wurde er zum Staatsrath, 1844 zum Director des Medicinalcollegiums ernannt, im October 1855 auf seine Bitte dieser Aemter enthoben, jedoch mit Beibehaltung seiner Stellung als Leibarzt. Im August 1861 feierte er noch rüstig und von seinen Collegen hochverehrt sein medicinisches Doctorjubiläum; bald nachher aber wurde er von Altersbeschwerden, Blasenleiden und grauem Staar, heimgesucht.

Ersteres wurde durch eine Operation glücklich gehoben, aber seine Lebenskräfte sanken zusehends, und am 14. Decbr. 1865, anderthalb Jahre nach dem Tod seines Königs, erlosch sein Leben ohne unmittelbare Vorahnung. Seiner testamentarischen Verordnung gemäß wurde er in einfachster Weise auf dem Kirchhof seines Geburtsortes Uhlbach Abends bei Fackelschein begraben. L. war nie verheirathet gewesen und hatte sein ansehnliches Vermögen zu ausgedehnter Wohlthätigkeit verwendet. Den größten Theil seiner Hinterlassenschaft bestimmte er laut Testaments zur Gründung eines Krankenhauses für arme Württemberger. Der Bau wurde 1869 begonnen und 1874 vollendet, und sofort das hübsche, im Renaissancestil ausgeführte Gebäude dem Gebrauch übergeben. Dasselbe ist für 50 Kranke berechnet und hat zwei Abtheilungen für innere Medicin und Chirurgie. welche letztere in der Regel die Hälfte der Kranken enthalten soll. Jede Abtheilung hat ihren eigenen Vorstand, doch so daß der für innere Medicin die Direction des Ganzen führt. Das Spital hat den Namen „Charlottenhülfe" und gewährt auch solchen, die den vollen Preis bezahlen können, Aufnahme.

Vgl. Schwäbischer Merkur vom 3. Juni 1866. Nr. 130.

Klüpfel.

Ludwin (Liutwin, Leotwin) Stifter der Abtei Mettlach an der Saar und Erzbischof von Trier, † um 713. Die Bollandisten (Act. SS. Sept. VIII 159) besprechen drei Lebensbeschreibungen des hl. Ludwin, von denen keine über das 11. Jahrhundert hinausgeht und deren eine von ihnen zum 28. Septbr. mitgetheilt wird; eine andere rührt von Theofried, Abt von Echternach her, wird aber dem Biographen des hl. Basinus, Abt Nizo von Mettlach (11. Jahrh.) zugeschrieben. Zu diesen sehr unzuverlässigen, bez. werthlosen Biographien kommen die Notizen der Gesta Trevirorum, des Echternacher Goldenen Buchs und des von Kraus (Bonner Jahrb. XLII, 125) edirten Fragments aus dem 11. Jahrhundert. Danach wäre L. Herzog von Austrasien gewesen, habe als solcher sich gegen die Kirchen sehr freigebig erwiesen, auf übernatürliche Anregung und den Rath seines Oheims, des Bischofs Basinus von Trier, das Kloster Mettlach gegründet und dotirt, sei dann Bischof von Trier und zuletzt von Rheims gewesen, wo er gestorben; seine Leiche habe sein Sohn, der ihm sehr ungleiche Milo, sein Nachfolger als Erzbischof von Trier, von dort nach Mettlach gebracht. Das Episcopat des L. geben Brower (Ann. I, 359 f.), Masen (Epit. 175 f.), 697—718, Hontheim 695—713 an und urkundlich steht fest, daß L. bereits 698 Bischof war, indem er mit Basinus zugleich die drei Schenkungsbriefe der hl. Irmina unterzeichnete (vgl. Görz, Mittelrh. Regesten, Cobl. 1876, I, 50 f.); möglich, daß er, wie Friedrich K. G. Deutschl. II, 209 vermuthet, von seinem Oheim Basinus zur Mitregierung der Diöcese Trier angenommen oder daß er Regionarbischof war. Weiter besitzen wir von ihm eine Urkunde vom 1. Decbr. 707. Daß L. der Vater Milo's war (was Rettberg I, 470 noch als Sage behandelte), geht aus der Urkunde bei Sickel, Acta II, 1, 44, Nr. 97 hervor. Dagegen ist es sicher Fabel, daß er zugleich Bischof von Rheims und Laon gewesen. Milo starb 753 nach vierzigjähriger Regierung: man darf also das Todesjahr seines Vaters 713 ansetzen (vgl. Mabillon Ann. II, 34. Hontheim, Hist. dipl. I, 108). Als Heiliger erscheint L. bereits in dem Prümer Katalog und in einem Kalender des 11. Jahrh. (Pertz, Archiv XI, 508). Nach Urkunden bei Beyer I, 32. 77 wäre L. auch Stammvater der Guidone, späteren Herzöge von Spoleto.

Vgl. über L. und seine Stiftung: Mabillon, Act. SS. ord. S. Bened. III, 2, 612. Dsgl. Ann. I, 604, c. 38. Hontheim, Hist. dipl. I. a. a. O. Acta SS. Sept. VIII, 159. Rettberg a. a. O. Friedrich a. a. O. II, 208 bis 210. 227. Beyer I, 32. Görz a. a. O. S. 50—52. Marx, Erzstift

I, 86. III, 355. 388. Clouet II, 69. Brower, Metropol. I, 501. Lager, Urk. Gesch. der Abtei Mettlach, Trier 1875. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen II, 97. Weiland, MG. SS. XXIII, 13.

F. X. Kraus.

Lueger: Erasmus L., krainischer Adelsherr, geb. um 1420, † 1484. Das wegen seiner genealogischen Historien wichtige „Familienbuch Sigmunds von Herberstein“, eines Verwandten der Lueger, durch die Ehe seines Vaters Leonhard mit Barbara von Lueg, Schwester des Erasmus, — enthält die wichtigsten Notizen über dieses Geschlecht, das die Burggrafschaft von Lienz inne hatte und in der dortigen Pfarrkirche seine Begräbnißstätte fand. L. war der älteste der vier Söhne des Burggrafen Niklas Lueger aus der Ehe mit Margarethe Steiner. Das erstemal finden wir ihn mit seinem Bruder Niklas und einem Seitenverwandten, seinem Oheim Thomas, 1446 in dem wichtigen Verzeichniß des innerösterreichischen Landadels anläßlich des gemeinen Aufgebotes gegen Ungarn aufgeführt. Er hatte damals bereits seine kinderlos gebliebene Ehe mit Katharina von Ungnad geschlossen. Eine kräftige, wild trotzige Natur, die so recht das mittelalterliche Faustrecht abspiegelt, geräth der Lueger am kaiserlichen Hofe (um 1483) in böse Händel. Er erstach im Zorn, wie Sigismund von Herberstein in seinem „Familienbuch“ erzählt, einen Marschall von Pappenheim, mußte den k. Hof darum verlassen, an dem er vorher „bernempt“ war, und vergriff sich dann an dem k. Verweser zu Laibach, Christoph von Thein. Man setzte ihn gefangen; er entkam jedoch auf sein unzugängliches, schwalbennestartig in eine Felsenkluft gebautes Schloß Lueg und wurde von da aus ein Schrecken der ganzen Gegend. Er schlug sich auf Seite der Ungarn und plante mit ihnen einen Ueberfall der Stadt Triest (woselbst sein Bruder Niklas, k. Hauptmann zu Wippach, 1467—1470 die Rolle eines scharfen Statthalters gespielt hatte) — der jedoch mißlang. Das Treiben des Luegers bestimmte nun den Kaiser, seinen Hauptmann in Triest, Niklas Rauber, gegen Lueg zu entbieten, daß er den gewaltthätigen, geächteten Burgherrn todt oder lebendig in seine Gewalt bringe. Dieser aber spottete aller Anschläge der Belagerer und neckte sie in verwegenster Weise, pochend auf die Uneinnehmbarkeit und die geheimen Zugänge seines Felsennestes, welche dasselbe mit Wippach verbanden. Niklas Rauber gewann endlich durch Bestechungen den Leibdiener des Lueger, welcher durch ein aufgestecktes Licht den für das grobe Geschütz erreichbaren Aufenthaltsort seines Herrn in der Burg verrieth. Der Schuß der Bombarde traf das Ziel und der Lueger fand im Trümmerwerk den Tod. Seine Brüder Andreas und Niklas hielten es gleichfalls mit den Ungarn und starben kinderlos. Das Schloß ergab sich dann den Kaiserlichen (1484).

S. v. Herberstein's († 1566) Familienbuch, h. v. Zahn im Oe. Gesch. Archiv XXXIX (S. 60—2). Bd. (1868); Valvasor, Ehre des Herz. Krain, I. Bd. 4. Buch, S. 525—529. Oesterr. Nationalencyklop. III, 508—509 (ungenau und romanhaft). Löwenthal, Gesch. v. Triest. S. 73. Vgl. auch Zedler, Univ.-Lex. XVIII, 1025—27. Dimitz, Gesch. Krains I (1874). S. 202—3.

Krones.

Lüenz: Burggraf von L., Minnesänger. Der Stammsitz des Geschlechtes ist Lüenz in Kärnthen an der Drau. Die Person des Dichters ist, da der Vorname fehlt, nicht sicher zu bestimmen. Am nächsten liegt es an den Burggrafen Heinrich zu denken, welchen Ulrich von Lichtenstein im Frauendienst öfters nennt (nachweisbar von 1224—1258). Seine beiden Lieder (Tagelieder) enthalten nichts, was dieser Annahme widerspräche; in dem einen kündet er eine Pilgerfahrt nach Palästina an.

v. d. Hagen M. S. 4, 149. Kummer, Herrant von Wildonie S. 71 ff.

W. Wilmanns.

Lufft: Hans L., berühmter Buchdrucker zu Wittenberg in der Reformationszeit, genannt der „Bibeldrucker“. Sein Geburtsjahr ist 1495, der Ort seiner Geburt aber ist ungeachtet der sorgfältigsten Forschungen älterer und neuerer Bibliographen, denen sich meine eigenen in Luther's fast sämmtlichen deutschen und lateinischen Werken, die Tischreden und Briefe mitbegriffen, anreihen dürfen, bis jetzt verborgen geblieben, auch wird desselben weder in seinen eigenen Drucken noch in den Schriften Melanchthons oder anderer Zeitgenossen Erwähnung gethan, ja selbst die Leichenrede läßt diese Angabe vermissen. Auch das ist ungewiß, wo und bei wem er seine Kunst erlernt habe, doch läßt eine Stelle in Luther's Briefen schließen, daß dieses in Wittenberg selbst bei Joh. Grunenberg geschehen sei, der seit 1516 (Panzer 833 b) im Augustinerkloster seine Werkstätte hatte. Luther erwähnt seiner in seinen Briefen zweimal, zuerst 1524 in einem an Spalatinus (Ep. ed. Budd. I, S. 14) gerichteten „Mittit Prior hunc Johannem Lufft Calcotypum procuratorem vol postulatorem census nostri apud Bréssenum. Tu vero cura . . .“; hieraus geht hervor, daß L., obgleich er schon 1523 seinen ersten Druck veröffentlicht hatte, damals noch als ein Anfänger von dem Augustinerprior, dessen Name übrigens nicht der angegebene, sondern Eberhard Pritzger war und dem er wohl von Luther empfohlen worden, als Sachwalter und Zinseintreiber verwendet wurde, welchen Dienst ja auch Luther selbst (Löscher, Reform.-Acta I, 221) in diesem Kloster mehrmals hatte besorgen müssen. Uebrigens war L. damals schon verheirathet und über dreißig Jahre alt. Drei Jahre später, 1527, den andern Tag nach Mariä Himmelfahrt, schreibt nochmals Luther über L. an Spalatinus (Epist. Aurifaber II, S. 346): „Hans L. resurrexit et vicit pestem, ac multi alii surgent“. Aus dem ersteren Briefe geht aber auch unzweideutig hervor, daß L. anfänglich sich in dürftigen Umständen befand und diese erst nach dem Wegzuge des Melchior und Michael Lotter (o. S. 273) von Wittenberg (1525 und 1529) sich zu bessern anfingen. Auch war zu dieser Zeit seine Officin nur schwach ausgestattet und besaß lediglich deutsche Typen, denn es ist kein Druck bekannt, der bis dahin in lateinischer Sprache durch ihn ausgegangen wäre. Sein erstes Erzeugniß ist betitelt: „Johan: Fritzschans | . . . Got | tis wortt . . belan | gende . . . M.D.XXiij. Wittemberg“ 4°. Darauf folgten u. a. „Eyn trostbrieff an die Christen zu Augszpurg. Martinus Luther“, 1524. 4°; „Ein trostlich ge | sprechbüchlein“, 1525. 8°; „Philips Melanchthons gemeine anweysung ynn die heylige Götliche schrifft“, 1525. 8°; „Zwue Sermon | auff das xv. vnd xvi. | Capitel ynn der | Apostel ge- | schichte. Martinus Luther . . .“, 1526. 4°; „New deudsch Psalter“, 1528. 8°; „Von heimlichen vnd gestolenen Brieffen“, 1529. 4°; „Von Ehsachen“, 1530. 4°. Erst seit diesem Jahre nahm die Lufft'sche Officin die erste Stelle zu Wittenberg ein und in rascher Folge verließen zahlreiche Bücher auch in größeren Formaten seine Pressen, Luther wendete ihm seine volle Gunst zu und erkor ihn fast ausschließlich zu seinem „Bibeldrucker“, ein ehrender Beiname, der diesem thätigen Typographen bis heute geblieben ist. Vielleicht hat zu Luther's Vorliebe für L. der Umstand beigetragen, daß er ihn für die treuen Dienste, die er ihm noch im Kloster zu Wittenberg geleistet, belohnen und ihm einen Ersatz für seine ersten kümmerlichen Jahre bieten wollte. Zwar ließ Luther auch zuweilen anderen gleichzeitigen Wittenbergischen Druckern, unter denen Georg Rhaw, Peter Seitz und Nikolaus Schirlentz die bedeutendsten waren, kleinere Abhandlungen zukommen, ja er hielt es für seine Pflicht, auch den Pressen einiger ärmeren Drucker, um ihnen aufzuhelfen, manchmal einen oder den anderen Tractat zu übergeben; so schreibt er (Suppl. Epist. Luth. Budd. p. 110): „Restat Ezechiel, quem aggredias, sed primum eleemosynam aliquot exemplarium dabo pauperibus nostris typographis, inter quae Psalmum Confitemini (CXVIII)

quem statim in biduo absolvam". Es wird bei dieser Gelegenheit nicht ohne Interesse sein, zu erfahren, daß Luther fast gar nichts für seine Arbeiten von den Druckern und Verlegern erhielt. In einem Briefe an Wencesl. Linck (Ep. Aurifaber II. Bl. 342) sagt er: „Pecunia et ipsi pauperes sumus valde, sed jure quodam, licet modico, utor in Typographos (er hatte zuvor Linck für einen guten Freund einige Exemplare seiner Bücher versprochen), ut cum nihil ab illis pro vario labore meo accipiam, aliquando, cum lubet, exemplar tollam". Er forderte also nicht mehr als zuweilen ein Exemplar von seiner eigenen Arbeit für einen guten Freund und ließ sich dasselbe, wenn er es bedurfte, einhändigen.

Wenngleich aber so Luther auch der ärmeren Buchdrucker der Universitätsstadt nicht vergaß, so war es doch L. allein, von dem er für den Druck seiner wichtigeren Werke seit dem J. 1530 fast niemals abwich. In diesem und den folgenden zwei Jahren gingen u. a. (in Quartformat) aus unseres Druckers Pressen hervor: die Tractate von den Schlüsseln, der Sermon von eigener Gerechtigkeit, die Vermahnung an die christliche Versammlung auf dem Reichstag zu Augsburg, die Philippica „wider den Meuchler zu Dresen", die Warnung an seine „liebe Deudschen" und der Catalogus der Schriften Luther's von 1518—1533. 8°. Für die weiteren von Jahr zu Jahr in stets größerer Anzahl erfolgten Publicationen der Schriften des Reformators verweise ich auf die unten angezeigten Quellen. Anlangend aber das Monumentalwerk Luther's, die deutsche Uebersetzung der Bibel, so hat dieser fleißige, geschickte und unternehmende Drucker nahezu an fünfzig Jahre diese oder Theile derselben gedruckt, so zwar, daß seit dem J. 1534, in welchem der erste vollständige Bibeldruck von ihm in Arbeit genommen wurde, bis zum J. 1574 allein mehr als 100 000 Exemplare von Bibeln aus seiner Werkstatt hervorgegangen sind und daß er darum wohl mit Recht κατ᾽ ἐξοχήν der „Bibeldrucker" genannt werden darf. Vor Allem aber ist sein Prachtwerk: „Biblia, das ist, die gantze heilige Schrift, deutsch, Martin Luther. Wittenberg. Gedruckt durch Hans Lufft", zwei Bände in Großquart, 1534, einer Erwähnung werth. Dieser Druck ist mit 128 von Lukas Cranach erfundenen und in Gold und Farben gemalten Bildern auf das glänzendste ausgestattet. Auf einem in der Nürnbergischen Stadtbibliothek befindlichen Exemplar liest man (Murr a. a. Orte) von der Hand Luther's, dem Cranach dasselbe geschenkt hatte: „Meinem günstigen Herrn vnd Bruder Lazaro Spengler, der Stadt Nürnberg Syndico übersandts Martinus LutheR". Ein gleiches Exemplar aus demselben Druckjahre besitzt die Gymnasialbibliothek zu Zweibrücken, vgl. meine Mittheilung im Anzeiger für Kunde der d. Vorzeit, 1866, Sp. 333 (woselbst statt 1543 zu lesen ist 1534). „Es ist darüber noch am Leben", äußert Crellius, Bericht von Luther's Teutscher Bibel S. 104 „der fromme, gottesfürchtige, christliche und ehrbahre Mann Herr Hannß Lufft, ein Mann von etlich 80 Jahren (L. war damals 82 Jahre alt), der gewiß finder dem 1534. Jahr her, der Biblien Lutheri fast in die 100 000 in seiner Druckerei verfertigt hat, derselbe zeuget beständiglich, vnd als für GOttes Gericht, daß in seiner Druckerey nach Herrn Lutheri Tod wissentlich vnd vorsetzlich keine Syllabe noch Wort, geschweig denn ein gantze Sententz, verfälscht vnd verändert sey, vnd daß sich die Seinigen nach dem Exemplar, das Lutherus selbst, und zum letzten des 1545. Jahrs verbessert, vnd Rorario zu verfertigen befohlen, haben richten müssen". Gleichwohl findet sich, aber erst nach Luther's Tod, eine beträchtliche Zahl von Drucken, in welchen dennoch eine „gantze Sententz" ausgelassen ist. Es ist der Spruch „Und diese drei sind eins" (1. Joh. V, 6—8), der in 25 aus Lufft's Officin ausgegangenen Drucken fehlt und worüber viel gestritten worden ist. Von einigen wurde die Schuld L. allein beigemessen, Zeltner jedoch a. a. O. 110 hat nachgewiesen, daß Bugenhagen die alleinige Ursache war. Aus

dessen Commentar über den Jonas ist ersichtlich, daß er diese Stelle nicht pro θεοπνεύστῳ gehalten hat. Im J. 1549 erschien bei L. ein „Evangelien-Büchlein vnd Episteln", worin das Dictum wieder steht, allein 1550 bat Bugenhagen in der Vorrede über den Jonas alle Buchdrucker, dasselbe in Zukunft nicht mehr abzudrucken; vgl. Langens Leben Bugenhagen's S. 65. Bekanntlich allegiren schon Tertullian und Cyprian diesen Spruch, vgl. weitläufig und zuletzt hierüber Jac. Trigland „de tribus in coelo testibus". Und da L. in seinem besonderen Buchdruckereide, den er zu schwören hatte, lediglich der Censur der Professoren der Universität unterlag, so fällt das odium dieser Auslassung nicht ihm sondern Bugenhagen zur Last. Dieser Eid aber lautete: „Ich Hannß L., Buchdrucker in W., schwöre zu Gott dem Allmächtigen einen leiblichen Eid, daß ich ohne der verordneten Professoren hiesiger Universität kein Buch oder Schrift noch einige Schmäh- oder andere verbotene Schriften drucken oder durch die Meinigen heimlich oder öffentlich drucken lassen, und hierunter und sonst allenthalben mich der publicirten Buchdruckerei-Ordnung gemäß bezeigen wolle. So wahr mir Gott helfe und sein heilig Evangelium". So lange aber Luther am Leben war, richtete sich L. nach dessen alleiniger Textrecension und für diese Correctheit des Druckes lohnte ihm der Reformator durch beharrliches Wohlwollen und Fürsorge. Als 1539 der Leipziger Buchdrucker Nikol Wolrab, der sich durch die Schriften, die er gegen Luther druckte, eine gewisse Berühmtheit erworben hatte, als guter Practiker aber, ähnlich seinem Zunftgenossen, Joh. Grüninger zu Straßburg (Bd. X, 54 unten) es doch nicht verschmähte, Luther's Bibel nachzudrucken, that Luther zu Gunsten Lufft's (Seckendorf, Hist. Luth. lib. III, § 77. Bl. 253 ff.) durch ein eigenes Schreiben an den Herzog Heinrich diesem Nachdrucke wenigstens für einige Zeit Einhalt. Hinwieder suchte aber auch L. diesem Wohlwollen Luther's gerecht zu werden durch eine gute Ausstattung seiner Werkstätte und sorgfältige Correctur. In seiner Officin waren unausgesetzt drei bis fünf Pressen in voller Thätigkeit und seinen Typen, deren er jedoch weit mehr deutsche als lateinische besaß, kann das Lob der Schärfe und Größe nicht abgesprochen werden, so wie auch das Papier im Ganzen gut und dicht und die Druckerschwärze satt und rein ist. Was aber die Correctur anbetrifft, so besorgten dieselbe, da er sich diesem Geschäfte nicht selbst wie Chr. Plantin, die Stephane, Aldus Manutius, Fr. Rapheleng, Ernst Vögelin u. a. m. gewachsen fühlte, drei gelehrte und fleißige Männer und Schriftsteller: Caspar Cruciger, Georg Rörer (Rorarius) und Christoph Walter, von denen der letztere seit 1538 länger als zwanzig Jahre in der Lufft'schen Officin beschäftigt war. Als Druckerzeichen bediente sich L., jedoch erst seit 1541 eines dem Frobenianschen zu Basel ähnlichen, nur daß in dem seinigen die zwei Schlangen ihre Köpfe nach unten wenden und auf der Spitze statt der Taube ein Herz steht; vorher hatte er lediglich allerlei Titelverzierungen und Einfassungen als Druckerzeichen angewendet, und auf den Postillen, den letzten Bibeln und Neuen Testamenten steht in der Regel ein Crucifix nebst den zwei Bildnissen entweder des Kurfürsten Johann des Beständigen oder dessen Sohnes Johann Friedrich, und auf der andern Seite das des knienden und betenden Reformators.

Unser Drucker war im Laufe der Zeit aus sehr bescheidenen Anfängen zu einem gewissen Wohlstande gelangt, so wie seine Stellung seinen Mitbürgern zu Wittenberg gegenüber eine sehr geachtete und ehrenvolle war. Sich allmählich ein Vermögen zu erwerben, war ihm freilich schon dadurch leicht ermöglicht, daß Luther, wie bereits erwähnt, für seine zahlreichen Manuscripte, die er ihm als seinem Hauptdrucker überwies, ein Honorar weder erhielt noch in Anspruch nahm, ein seltenes Beispiel von Uneigennützigkeit, wie sie seit langer Zeit in

dieser Weise ganz aus der Mode gekommen ist. Auch wurde unserem L. bei all' seiner Ehrlichkeit nachgesagt, daß er einen allzu großen Profit nehme bei dem Verkaufe der Bücher Luthers an die Wittenberg'schen Buchhändler Moritz Goltz, Schramm und Barthol. Vogel (vgl. d. Art.). Um das J. 1550 wurde der wohlverdiente Mann (Scripta publ. Witteb. VI. f. B. 5 ff.) in das ständige Rathscollegium gewählt, welches Ehrenamt er bis 1563 bekleidete und sodann neben seinem Collegen, dem Maler Lukas Cranach dem jüngeren, Bürgermeister der Stadt. Verheirathet war er seit 1519—1561 mit einer „Dorothea" (der Familienname ist nicht bekannt), aus welcher Ehe eine Tochter hervorging, die 1540 oder 1541 den Magister der Philosophie und späteren Doctor der Theologie, Leibarzt und fürstlichen Rath bei Herzog Albrecht Andreas Aurifaber zur Ehe erhielt. Von einem Sohne findet sich keine Spur. Gleich andern deutschen Druckern hatte auch er selbstverständlich die Ehre, noch zu seinen Lebzeiten seinen Namen im Index zu lesen, wo er (Romae 1559. S. 75) zwischen dem Straßburger Joh. Knoblauch und dem Nürnberger Joh. Montanus (Joh. v. Berg) seine Stelle hat. Und da in der Bulle In coena Domini alle Ketzer und von solchen auch (Fabitrii Amoenit. theol. p. 596. 623) ausdrücklich die „libros imprimentes" excommunicirt und verdammt und des höllischen Feuers würdig erklärt werden, so veranstaltete L. alljährlich am grünen Donnerstag mit seinen Freunden zur Erinnerung an den beendigten Bibeldruck eine feierliche Mahlzeit in seiner Behausung, wobei er, wie die Zeitgenossen sagen, „largo sese ingurgitare solebat", dieses aber, erklärte er scherzhaft, müsse er darum thun, um die Heftigkeit jenes höllischen Feuers zu dämpfen. Sein Tod erfolgte den 2. Septbr. 1584, seines Alters im 89. Jahre, und sein Epitaph in der Schloßkirche zu Wittenberg war daselbst noch im J. 1740 und ist vielleicht noch heute zu sehen. Mit ihm erlosch die Lufft'sche Druckerei zu Wittenberg gänzlich. Seine Wohnung mit Officin befand sich in der „Bürgermeisterstraße" (Platea Consulum) und sein Bildniß befindet sich bei Rothscholz, Icones I, 30 und je an d. angef. O. bei R. König S. 209, Zeltner S. 1 und Geßner I, 75.

F. A. Meckelburg in seiner Geschichte der Buchdruckereien in Königsberg (Königsb. 1840) S. 5 berichtet unter Nachweis der Quellen, daß gleichzeitig mit dem Wittenbergischen H. L. auch ein Nürnbergischer „Hans Lufft" eine Druckerei in Königsberg angelegt habe, über dessen Thätigkeit jedoch sich keine Nachrichten fänden, wie auch andere 1551 und 1553 in dieser Königsberger Officin gedruckten Bücher bis dahin nicht zur Ansicht gekommen seien. Es ist diese Nachricht um so auffallender, als alle sonstigen bibliographischen Quellen über diesen Drucker gänzlich schweigen. Bezeichnet aber Meckelburg denselben als einen Nürnberger, so ist Hanow in seiner „Danziger Druckerei" Bl. Ba/b geneigt, ihn identisch mit dem Wittenbergischen zu halten und fügt hinzu „es mögte solches daher gekommen seyn, weil Andr. Aurifaber des Hans Lufft Tochter geheyrathet hatte, darum etwann seinem Schwiegervater die Freyheit erlanget habe, daß er dieses (Namen und Stadt) auf seine Bücher setzen dürfen, ob er gleich in Königsberg nicht gedruckt, oder auch von Ihm Gesellen dorthin kommen lassen, und mit seiner Presse dort dieselben in seinem Namen drucken lassen". Dagegen ist es sicher, daß im J. 1528 unter dem Namen „Hans Luft" in Marburg zwei englische Drucke veröffentlicht wurden (Serapeum V, 295); sie führen den Titel: „The obedience of a cristen man . . at Marlborough (Marburg) in the lande of Hesse . . anno MCCCCCXXVIII, by me Hans Luft", 8° und „The parable of the wicked mammom . . printed at Marlborouwe in the lande of Hesse, by Hans Luft . . anno MDXXVIII", 4°. Hiernach hätte der Wittenberger auch in Marburg eine Filiale besessen, wie ja auch acht Jahre später (1535—37) der Kölner Drucker Eucharius Hirschhorn und 1542—43

Christian Egenolff von Frankfurt a. M. gleichfalls dort gedruckt hatten. Geßner erwähnt auch III, 26 und 256 eines Druckers zu Kopenhagen Cornificius Lufft (Luft) aus dem Ende des 17. Jahrhunderts.

Vgl. außerdem: J. M. Krafft, Nachr. von der verdeutschten Bibel D. M. Luthers. Juncker, Vita Lutheri e nummis illustr. Script. publ. Witteb. III c. 8. G. G. Zeltner, Hist. d. gedr. Bibelversion Luther's. Panzer, Geschichte d. Bibelübersetzung 1517—1581. J. M. Göze, Luthers Bibelübersetzung. Schott, Gesch. d. Bibelübers. Luther's. Murr, Memorab. I, 370. Geßner, Buchdruckerkunst I, 75—77. III, 374. Saxi Onomast. III, 171. Allgem. liter. Anzeiger 1799, 1819. Weller, Repert. typogr. S. 469—70. Supplem. S. 62 und Annal. II (10 Drucke). R. König, Deutsche Literaturgeschichte, 8. Aufl. S. 209 (S. 210 auch eine Druckprobe). Goedeke, Gr. I, 307. 327. 334. 335. 362. Thes. libellorum (an verschiedenen Stellen gegen 30 Druckschriften). Lorck, Handb. d. Gesch. d. Buchdruckerk. S. 150.

J. Franck.

Lüft: Johann Baptist L., katholischer Theologe, geb. am 29. März 1801 zu Hechtsheim bei Mainz, † am 24. April 1870 zu Darmstadt. Er machte seine Studien an der bischöflichen Lehranstalt zu Mainz und wurde dort 1824 zum Priester geweiht. Schon 1823 wurde er als Lehrer an den Gymnasialklassen dieser Anstalt angestellt, nach der Aufhebung derselben durch die hessische Regierung im J. 1829 als Lehrer der Exegese im Seminar. 1830 wurde er Pfarrer in Gießen und Professor der Moral und Pastoral an der neu errichteten katholisch-theologischen Facultät daselbst, 1835 Stadtpfarrer und Decan und Oberschulrath (seit 1857 Oberstudienrath) in Darmstadt, später auch Ehrendomherr in Mainz. Er hat sich um das katholische Volksschulwesen in Hessen verdient gemacht und seine „Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Kultus" ist eins der besten Werke dieser Art; es sind aber von den fünf Bänden, auf die es berechnet war, nur zwei, die allgemeine Liturgik enthaltend, 1844 und 1847 erschienen. In Linde's Uebersicht des gesammten Unterrichtswesens im Großherzogthum Hessen, 1838, ist der das Volksschulwesen behandelnde Theil von L. bearbeitet. Außerdem hat er herausgegeben: „Betrachtungen über den christlichen Glauben und das christliche Leben" (Predigten), 1852, und anonym „Betrachtungen über die neuesten Angriffe auf die Ehre der katholischen Kirche. Epistel an Röhr in Weimar und Zimmermann in Darmstadt", 1839.

Scriba, Lexikon der Schriftst. des Großherzogth. Hessen II, 464, 866.

Reusch.

Lühring: Anna L., das Bremer Mädchen von 1813, die unerkannt als Lützower Jäger den Feldzug von 1814 bis zum Ende unter dem Gewehr mitmachte, war als fünftes Kind des Zimmermeisters Joh. Christoph L. am 3. Aug. 1796 zu Bremen geboren. Das erste Erscheinen v. Tettenborn's in Bremen am 15. October 1813 mit Lützowern und der Heldenschimmer, welcher die eben gefallene Leonore Prochaska umstrahlte, begeisterten das bescheidene 16jährige Mädchen; in ihres Bruders Anzug verließ sie über das Eis der Weser am 13. Februar 1814 die Vaterstadt und wanderte durch den Winter zum Depot in Münster, meldete sich, dort ausgerüstet, vor dem belagerten Jülich zu Altenhofen am 28. Februar als Eduard Kruse aus dem Oldenburgischen zu den freiwilligen Jägern und wurde dem vom alten Jahn commandirten 3. Bataillon Fußjäger zur 5. Compagnie unter Lieutenant v. Reil überwiesen. So focht sie, entschlossen und unerschrocken, als schmucker Jäger beliebt, überall mit vor Jülich und in den kleinen Gefechten, welche die Lützower nur zu bestehen hatten, bis zum Frieden, marschirte dann auch zurück mit nach Berlin. Ihr Vater hatte freilich zuletzt eine Spur gefunden, und auf dem Marsche von Jülich nach Frank-

reich mußte der Jäger Kruse seinem Hauptmann auf Nachfrage sein Geschlecht entdecken. Dennoch blieb sie auf Anrathen des Hauptmanns unter dem Gewehre, durchaus sittenstreng, wie allseits glaubwürdig bezeugt wird, obwol die Kunde ihres Geschlechtes sich allmählich verbreitete. Nach der Entlassung in Berlin gefeiert, in den angesehensten Familien eingeführt, selbst von Damen des Königshauses geehrt, von Tauenzien mit seiner eigenen Medaille für 1813 14 geschmückt, war ihr zuerst das Vaterhaus verschlossen, da der alte, im Vermögen sehr zurückgekommene L. ihr als einer Abenteurerin die Aufnahme versagte; erst bedeutende Fürsprachen stimmten ihn um. Dann reiste Anna mit Ehren zum Abschied überhäuft von Berlin und kam mit eben solchen Ehren empfangen am 4. Februar 1815 in Bremen wieder an. Später wurde sie vergessen, mußte an eigenen Erwerb denken und suchte den in Hamburg als Mitarbeiterin eines Geschäfts, das heute Confectionsgeschäft genannt werden würde. Im October 1821 heirathete sie einen Kellner Lucks aus Altona, der 1827 Hamburger Bürger wurde, dann als Lohndiener vorkommt. Ein Kind aus dieser Ehe starb früh, der Mann am 8. October 1832. Von da an lebte sie einsam und dürftig in Horn bei Hamburg vom Nähen für einen Laden. 1838 erfuhr hier der alte Heinrich Böse (Allg. D. Biogr. III, 187) von ihr, konnte aber in Bremen kein allgemeines Interesse für sie wachrufen. Unterstützungen alter Kameraden, die ihr geboten wurden, nahm sie an, weiteres lehnte sie stolz ab. Als sie 64 Jahre alt ihres Augenlichtes nicht mehr voll mächtig war, verlieh ihr der bremische Staat 1860 eine Pension von 150 Thaler Gold jährlich. An der Jubelfeier für Leipzig in Hamburg 1863 theilzunehmen, lehnte sie beharrlich und bescheiden ab. Am 25. August 1866 starb sie.

Alles Material erschöpft H. A. Schumacher im Bremer Jahrbuch V. (1870). Krause.

Lührß: Karl L., ein reich begabter Componist mit edlem Streben, der aber im behaglichen Wohlleben seine Talente einschlafen ließ. Am 7. April 1824 zu Schwerin geboren, erhielt er von seinem Vater, dem Schloßorganisten und Hofmusiker daselbst, die erste musikalische Ausbildung, bis ihn dann derselbe im J. 1840 auf die königliche Akademie der Künste nach Berlin sandte. Hier wurde auch Mendelssohn auf ihn aufmerksam und seinen Rathschlägen und Aufmunterungen hatte er viel zu danken. Schon im J. 1841 trat er öffentlich als Pianist auf, ging dann nach Italien und kehrte 1848 in seine Vaterstadt zurück, wo er Musikunterricht gab und fleißig componirte. Schon 1840 gab er ein Heft Lieder heraus, dem bald andere folgten, 1843 erschien seine Sinfonie in Es-dur, 1845 ein Streichtrio u. A., welche sämmtlich von der Kritik mit Hochachtung besprochen wurden, weshalb man einst Großes von ihm erwartete. Die kleinen Verhältnisse Schwerins sagten seinem hochstrebenden Geiste wenig zu und er entschloß sich 1851 wieder nach Berlin zu gehen. Hier wollte ihm das irdische Glück äußerlich wohl: eine reiche Heirath entriß ihn aber dermaßen der Kunst, daß nur Weniges und Unbedeutendes noch von ihm erschien. Auch körperliche Leiden kamen hinzu. So ging das einst hoffnungsvolle Talent eher schlafen als der Leib, der erst am 11. November 1882 zu Grabe getragen ward. Ein Verzeichniß seiner gedruckten Compositionen enthält das Tonkünstler-Lexikon Berlins von v. Ledebur (Berlin 1861). Rob. Eitner.

Luise Henriette, Kurfürstin von Brandenburg, erste Gemahlin des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, geb. am 27. Nov. 1627, † am 18. Juni 1667, war die älteste Tochter des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, des niederländischen Statthalters und seiner staatskundigen energischen Gemahlin, der Prinzessin Amalie, einer geborenen Gräfin von Solms. Der eine Zeit lang gehegte Plan, die Verbindung der Häuser Stuart und Oranien, die bereits durch die Ehe des

Prinzen Wilhelm mit einer Tochter Karls I. von England hergestellt war, durch die Vermählung des Prinzen Karl von Wales mit der Prinzessin L. H. zu einer noch engeren zu machen, scheiterte an den Siegen der Revolution in England, wodurch der Erbe der englischen Krone bald zum landflüchtigen Prätendenten wurde. Um so bereitwilligere Aufnahme fand bei den Eltern die um dieselbe Zeit an sie herantretende Bewerbung des jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg, dessen politische Lage ihn eine möglichst enge Annäherung an die Niederlande und das oranische Haus wünschen ließ, sowie die Verbindung mit ihm auch dem oranischen Familieninteresse vortheilhaft erschien. Im December 1646 fand im Haag die Vermählung statt. Nicht gern, wie es scheint, folgte die junge Fürstin, die durch eine andere Neigung gebunden war, dem von der ehrgeizigen Mutter ihr aufgedrungenen Gatten zum Altare; aber die wesentlich politische Heirath ist dann doch der Anfang einer 20jährigen höchst glücklichen Ehe geworden. Die Kurfürstin L. H., die Mutter der preußischen Könige, hat in diesen zwanzig Jahren an der Seite ihres großen Gatten niemals eine nach außen sehr hervortretende, niemals eine eigentlich politische Rolle gespielt. Doch hat sie sich, soweit es in ihrer Natur lag, politischen Antheil zu nehmen, mit Interesse und Verständniß in die Angelegenheiten des Landes und des Hauses, dem sie nun angehörte, einzuleben und, wenigstens in manchen Fragen, auch einen gewissen Einfluß zu üben gewußt; niemals, betheuerte später nach ihrem Tode der Kurfürst, sei ihm etwas mißlungen, wenn er ihrem Rathe gefolgt. Vornehmlich aber liegen ihre Sorgen in der Sphäre der Gattin und Mutter. Zahlreiche Briefe von ihrer Hand, die uns erhalten sind, bezeugen die ernste und gewissenhafte Sorgfalt, womit sie die Erziehung ihrer Söhne überwachte; oft freilich aus der Ferne; denn sie pflegte den Kurfürsten auf seinen vielfältigen Reisen und selbst in Kriegszeiten als treue Gefährtin zu begleiten. Daneben nimmt sie besonders regen Antheil an den Landesculturbestrebungen ihres Gemahls. Als Tochter ihrer holländischen Heimath hat sie Verständniß für Ackerbau, Gartencultur, Viehzucht; sie befördert die Einwanderung holländischer Colonisten in die verödeten Strecken der Mark und die Begründung holländischer Mustermeiereien (der sog. Holländereien); in ihrem Garten soll sie die ersten Kartoffeln gezogen haben, die in der Mark gewachsen sind. Eine milde, sympathische, tief religiöse Natur; ihrem reformirten Glauben war sie aufs innigste zugethan und bethätigte denselben gern durch Werke hilfreicher Mildthätigkeit, wie in dem von ihr 1665 gegründeten Waisenhaus in dem Ort Bötzow an der Havel, welchem ihr zu Ehren der Name Oranienburg beigelegt wurde, den die Stadt seitdem trägt. Man hat lange an der Tradition festgehalten, daß die Kurfürstin L. H. die Verfasserin mehrerer geistlicher Lieder sei, die zuerst in dem Runge'schen Gesangbuch von 1653 erschienen, namentlich des bekannten Liedes: „Jesus meine Zuversicht"; nach den kritischen Untersuchungen von Preuß, Medem u. a. muß diese Ansicht, trotz manchen Rettungsversuchen, als beseitigt betrachtet werden. Von den sechs Kindern, welche L. H. geboren, überlebten sie drei Söhne: der Kurprinz Karl Emil, der nachmals während des elsässischen Feldzugs im Jahre 1674 in Straßburg starb, der Prinz Friedrich, der nachmalige erste preußische König, und der Prinz Ludwig († 1687). Das Testament ihres Vaters, des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, welches für den Fall des unbeerbten Todes seines Sohnes Wilhelm II. der ältesten Tochter L. H. und ihrer Descendenz das oranische Hausvermögen zusprach, wurde für das preußische Königshaus weiterhin die Veranlassung zu vielfältigen diplomatischen Verwickelungen und zu mehreren wichtigen Erwerbungen.

Briefe u. a. Actenstücke von L. H. finden sich bei v. Orlich, Friedrich Wilhelm der Große Kurfürst (Berlin 1836) und in desselben Geschichte d. preuß. Staates

im 17. Jahrh. (Berlin 1838 f.). — Biographie von Schoock (1667), Wegführer (1838), Knauth (1867). — Erdmannsdörffer, Louise Henriette von Oranien und der Prinz von Tarent (Zeitschr. f. preuß. Gesch. Bd. XV). v. Medem, Louise Henriette Kurfürstin zu Brandenburg. Ihr Antheil an dem geistlichen Liede der evangelischen Gemeinde (Homburg 1874) und zwei andere Schriften dess. Verf. aus d. J. 1878 u. 1880. Erdmannsdörffer.

Luise de Colligny, Prinzessin von Oranien, Tochter des berühmten Admirals, geb. 1555, war erst mit Charles, Herrn von Téligny, verheirathet, verlor ihn jedoch wie ihren Vater in der Bartholomäusnacht. 1583 wählte Wilhelm von Oranien sie zu seiner vierten Gemahlin. Sie gebar ihm 1584 Friedrich Heinrich. Nach seinem bald erfolgten Tode lebte sie der Erziehung ihres Sohnes und ihrer Stieftöchter halber im Haag und in Middelburg. Dabei hatte sie mit schwerer, auch finanzieller Sorge zu kämpfen, die ihr wol von den Staaten (namentlich Oldenbarnevelt war ihr günstig) erleichtert wurden, doch bei den damaligen schweren Zeiten nur kärglich. Nachdem der Sohn auf die Leydener Universität geschickt war, lebte L. längere Zeit in Frankreich, kam aber dann wieder nach Haag zurück. Ihre musterhaften Sitten, ihre Liebenswürdigkeit, ihre aufrichtige Frömmigkeit und ihr großer Verstand verschafften ihr die Achtung vieler. Auch ihr Stiefsohn Moritz von Oranien war ihrem Rath nicht unzugänglich. Doch als die remonstrantischen Religionsstreitigkeiten anfingen, trat L., die treue Freundin des Hofpredigers Witenbogaert, nach Arminius' Tod des theologischen Führers der Partei, sehr bestimmt auf die Seite der holländischen Regenten und Oldenbarnevelts. Ihr Sohn, der derselben Partei zuneigte, galt ja als deren erwählter Anführer. Vergebens suchte sie eine vermittelnde Rolle zu spielen. Sie verlor ihre Popularität ganz und ging wieder nach Frankreich zurück, wo sie bald starb (1620). Ihre Briefe an ihre Stieftochter, die Herzogin de la Tremouille, hat Paul Marchegay 1873 herausgegeben. Andere sind publicirt in den Archives de la Maison d'Orange 2. Serie und in Nyhoff, Bydragen, 2. Reihe Bd. VIII; sie sind die wichtigsten Belege ihrer vielen ausgezeichneten Eigenschaften. P. L. Müller.

Luise, Königin von Preußen, s. unten S. 815 ff.

Luise Dorothea, Herzogin von Sachsen-Gotha und Altenburg, war neben vier Söhnen die einzige Tochter des Herzogs Ernst Ludwig I. von Sachsen-Meiningen und dessen erster Gemahlin und Cousine Dorothea Maria, einer Tochter Herzog Friedrichs I. von Sachsen-Gotha. Geboren den 10. August 1710 zu Coburg, das damals zu Sachsen-Meiningen gehörte und bisweilen vom Hofe besucht wurde, verlor sie ihre Mutter schon im dritten Altersjahre, worauf sich ihr Vater 1714 mit Elisabeth Charlotte, einer Tochter des Großen Kurfürsten, in zweiter Ehe vermählte. Ihre erste Jugend verlebte L. D. in Coburg und Meiningen und zeichnete sich früh schon durch Lebhaftigkeit des Geistes, heitere Laune und unschuldige Neckluft aus. Seit dem zehnten Altersjahre stand sie unter der besonderen Aufsicht ihrer Stiefmutter und folgte dieser, welche nun die Erziehung der Prinzessin ganz in ihre Hände nahm, nach dem Tode ihres Vaters (24. November 1724) nach dem Wittwensitze Coburg, wo sie ihre Tage in fast ländlicher Abgeschiedenheit verbrachte und sogar mit ihren nächsten fürstlichen Verwandten nur selten in Verkehr trat, weil die Herzogin, eine zwar gebildete, aber auf ihre Abkunft stolze und dem reformirten Glauben eifrig ergebene Dame, mit ihren lutherischen Verwandten ernestinischer Linie wenig lebhafte Beziehungen unterhielt. Um so ungestörter konnte sich L. D. ihrer geistigen Ausbildung widmen, und dabei blieb ihr Sinn, fern vom Geräusche der großen Welt, rein und edleren Genüssen zugewandt. Und wenn sie bisher noch eine gleichgestimmte Freundin vermißt hatte, so fand sie eine solche nun auch in der

neuen Hofdame ihrer Stiefmutter, der liebenswürdigen und hochgebildeten Juliane Franziska v. Neuenstein, die, einem elsässischen Geschlechte entsprossen, aber in Paris geboren, mit den besten Erscheinungen der neuen französischen Litteratur vertraut war. An sie schloß sich die Prinzessin mit jugendlicher Lebhaftigkeit an und gewann im Umgange mit ihr ein theilnehmendes Verständniß für die schönen Wissenschaften und ihre Vertreter. — Am 13. September 1729 vermählte sie sich mit ihrem Vetter, dem damaligen Erbprinzen von Sachsen-Gotha, welcher drei Jahre später als Friedrich III. seinem Vater in der Regierung folgte. Erst nach beinahe sechs Jahren gingen aus dieser Ehe Kinder hervor. Der 1735 geborene hoffnungsvolle Erbprinz Friedrich starb bereits im 21. Altersjahre an Friesel und Gicht; Ernst Ludwig wurde nach seines Vaters Tode (1772) als Ernst II. (s. Bd. VI S. 308 ff.) regierender Herzog; August (s. Bd. I S. 681) ist später als Gönner und Freund Wieland's, Herder's und Goethe's bekannt geworden; Friederike Louise überlebte ihre Eltern nur kurze Zeit († 1776). Die Erziehung dieser Kinder überwachte L. D. mit mütterlicher Sorgfalt; ihre Lehren und ihr Beispiel weckten in ihnen einen offenen Sinn für alles Edle und Gute und eine lebhafte Theilnahme an den Werken der Kunst und Litteratur. Um auf ihr Herz bildend einzuwirken, schrieb sie lehrreiche Charakterschilderungen und eine Anzahl Lebensregeln für sie nieder und suchte ihnen dadurch die Pflichten der Gottesfurcht, des Gehorsams, der Bescheidenheit, der Wohlthätigkeit einzuprägen. Ihrem Gemahle, einem wohlwollenden, aber an geistiger Begabung ihr nicht gleichkommenden Fürsten, stand sie als kluge Beratherin zur Seite. Sie nahm sogar an den Sitzungen des geheimen Rathes theil und wußte hier durch ihren Einfluß manches Gute zu fördern. Obwol eine fleißige Kirchengängerin, trat sie doch öfters dem einseitigen Walten des mächtigen orthodoxen Oberconsist.-Rathes Cyprian (s. Bd. IV S. 667 ff.) entgegen, wofür sich dieser freilich auf der Kanzel und im Beichtstuhle durch beißende Bemerkungen an ihr rächte. So setzte sie es gegen seinen Willen durch, daß der Graf Ludwig von Zinzendorf am 25. Juni 1740 eine Synode der Herrnhuter in Gotha abhalten durfte; so erwirkte sie ferner im J. 1745 die Erlaubniß zur Gründung der Herrnhutercolonie Neudietendorf. — Zum Glücke ihres Lebens trug nicht wenig bei, daß seit 1735 Franziska v. Neuenstein als Hofdame in ihre Dienste trat. Vier Jahre später mit dem Oberhofmeister Schack Hermann v. Buchwald vermählt und unter diesem Namen als geschmackvolle Kennerin der französischen und deutschen Litteratur bekannt (s. Bd. III S. 494), blieb sie fortan 32 Jahre lang der Herzogin in guten und trüben Tagen nahe, und nur der Tod der ersteren vermochte diesen seltenen Bund der Freundschaft zu lösen. In der Unterhaltung mit ihr und anderen gebildeten Persönlichkeiten des Hofes, unter denen besonders der Oberconsistorialrath Klüpfel (s. Bd. XVI S. 255 ff.) hervorragte, fand L. D. Anregung und Genuß. Daneben las sie die neuesten Werke der französischen Schriftsteller, veranstaltete mit ihrer Freundin dramatische Aufführungen französischer Stücke und verwendete einen Theil des Tages auf eine ausgebreitete Correspondenz mit Gelehrten und Dichtern. Ebenso wenig blieb ihr aber auch die strengere Wissenschaft fremd. So studirte sie die Wolf'sche Philosophie, welche ihr durch Gottsched's „Erste Gründe der Weltweisheit“ übermittelt wurde. Unter den Franzosen, mit denen sie in brieflichem Verkehre stand, ist vor Allem Voltaire zu nennen. Der Briefwechsel mit demselben begann zu Anfang 1752 und dauerte ohne Unterbrechung bis etwa acht Wochen vor ihrem Tode fort. Er hatte die Herzogin 1753 bei einem Besuche in Gotha kennen gelernt. Nachdem er Berlin am 26. März hatte verlassen müssen, traf er um den 20. April daselbst ein und setzte seine Reise erst nach vier Wochen fort. Er war entzückt von der Aufnahme, die man ihm bereitete, und gedachte nachher

immer gern der auf dem Friedenstein verlebten Tage, so daß er seine Gönnerin nicht nur in seinen Briefen als „deutsche Minerva", ihren Hof als „la cour enchanteresse" und ihr Schloß als „le palais enchanté" feierte, sondern ihr auch mehrfach in überschwänglichen Versen huldigte. Einer Aufgabe, welche ihm die Fürstin zutheilte, der Abfassung einer deutschen Reichsgeschichte, unterzog er sich anfangs mit freudiger Zuversicht und begann bereits in Gotha damit; aber im Verlaufe der Arbeit erlahmte sein Eifer, und nur langsam rückte dieselbe vor. Als das Werk, die „Annales de l'Empire", nach längerer Zeit endlich vollendet war, sah man die Erwartung, durch Voltaire „einen deutschen Henault" zu erhalten, in keiner Weise befriedigt. Auch mit Formey in Berlin, mit Diderot, d'Alembert, Rousseau, Helvetius und La Beaumelle unterhielt sie einen Briefwechsel, und gleich Voltaire verweilten die beiden Letzteren eine Zeit lang am gothaischen Hofe. Der Baron v. Grimm (s. Bd. IX S. 676 ff.) sandte zuerst an sie allein seine bekannten, später als „Correspondance littéraire" gedruckten Berichte über das Neueste der Litteratur und Kunst in Paris, und erst nachmals wurden diese auch verschiedenen anderen deutschen Fürsten und der Kaiserin Katharina von Rußland mitgetheilt. Zu anregender Unterhaltung diente ihr auch der 1739 auf ihre Veranlassung vom Herzog gestiftete sogenannte Einsiedler- oder Eremitenorden (Ordre des Hermites de bonne humeur). Entsprechend der Devise „Vive la joie!" sollten in demselben nur Frohsinn und Heiterkeit walten und die Mitglieder ohne jedes Ceremoniell untereinander verkehren. Die Ordenstracht war ein Kleid von braunem Taffet, ein Strohhut mit Rosaband und ein rosenfarbiger Gürtel, das Ordenszeichen ein grünes Oval von Email an einem weißen, grün eingefaßten Bande. Die Unterhaltung wurde in französischer Sprache geführt und jedes Mitglied mit einem besonderen Namen belegt. Herzog und Herzogin waren Prior und Priorin; Prinz Ernst hieß „l'Espiègle", Frau v. Buchwald „Brillante", ihre Schwester „Florissante", Graf Gotter „Tourbillon" &c. Die Versammlungen fanden gewöhnlich auf dem Lustschlosse Friedrichswerth statt und dauerten fort, bis ihnen der siebenjährige Krieg ein Ende bereitete. Mit diesem begann eine schwere Zeit für das gothaische Land. Franzosen, Reichstruppen und Oesterreicher suchten es mit Plünderung und Contributionen heim, und selbst das Schloß blieb von Uebergriffen nicht verschont. Das fürstliche Paar hielt in dieser Bedrängniß auf dem Friedensteine wacker aus, und die Herzogin empfing auch ungebetene Gäste, wie den Prinzen von Soubise und seine Offiziere, höflich und zuvorkommend. Auch diese Franzosen fühlten sich durch den feinen Anstand und das geistreiche Gespräch Luise Dorotheas bezaubert, so daß sie, wie das Tagebuch eines gleichzeitigen Gothaers sagt, „nicht in Deutschland, sondern mitten in Paris zu sein glaubten". Größere Freude als die genannten Gäste bereitete ihr der Besuch Friedrichs des Großen in Gotha. Schon als er noch Kronprinz war, hatte Franziska v. Buchwald, die ihn von Berlin und Coburg her persönlich kannte, öfters voll Begeisterung von ihm gesprochen. Auch er schätzte beide Frauen und hatte die Herzogin bereits im J. 1743 durch den Grafen Gotter zu einem Besuche in Berlin einladen lassen. Trotzdem war es bisher zu keiner persönlichen Begegnung gekommen. Jetzt aber, am 15. September 1757, wenige Wochen vor der Schlacht bei Roßbach, erschien der König, von Husaren und Dragonern begleitet, vor denen sich die Franzosen und Reichstruppen nach Eisenach zurückzogen, zu einem ersten kurzen Besuche auf dem Friedenstein, wo ihn der Herzog und die Herzogin im Schloßhofe empfingen. Drei Tage nachher machte auch des Königs Bruder, Prinz Heinrich, dem gothaischen Hofe seine Aufwartung. Friedrich der Große wiederholte seinen Besuch in Gesellschaft seines Bruders am 3. December 1762, als bereits Friedensunterhandlungen angeknüpft waren, und fand sich diesmal gegen seine sonstige Ge-

wohnheit und zur höchsten Ueberraschung seiner Umgebung in Schuhen und seidenen Strümpfen zum Mahle ein. Er führte die Herzogin unter den für ihn bestimmten Baldachin, nahm neben ihr Platz und war bei der Tafel und nachher im Zimmer ungewöhnlich heiter und aufgeräumt. „Ich sterbe vor Vergnügen!" sagte er zu Frau v. Buchwald und gab am folgenden Morgen noch einen Beweis dieser befriedigten Stimmung, indem er vor seiner Abreise auf der Flöte blies. Seitdem setzte er den bereits 1756 begonnenen Briefwechsel mit seiner fürstlichen Freundin eifriger fort, und erst wenige Monate vor dem Tode der Letzteren bricht derselbe ab. — Mit dem lebhaften Geiste Louise Dorotheas war ein etwas schwächlicher Körper verbunden. Im September des Jahres 1767 fühlte sie sich so leidend, daß ihr Leibarzt Sulzer seinen Breslauer Collegen Tralles zur ärztlichen Berathung nach Gotha berief. Mit diesem unterhielt sie sich im Angesichte des nahenden Todes über die Richtigkeit und Wahrheit der christlichen Religion, über die Vorzüge der christlichen Moral vor der philosophischen, über die Unsterblichkeit der Seele rc. Auch Tralles' Kunst reichte nicht aus ihr Leben noch länger zu fristen: am 22. October 1767 starb sie an der Lungensucht. Ihre Freundin, die Oberhofmeisterin v. Buchwald, folgte ihr erst nach 22 Jahren im Tode nach. Nur von dieser gilt, was Beck (Geschichte des gothaischen Landes I, S. 386) beiden Freundinnen zuschreibt, daß sie nämlich „mit der gespanntesten Aufmerksamkeit der großartigen Entwickelung der deutschen Litteratur gefolgt seien"; denn die Herzogin schenkte der letzteren keine oder doch nur sehr geringe Beachtung. Was sie davon erfuhr, geschah durch Gottsched und das von demselben herausgegebene „Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit". Albrecht v. Haller konnte ihr schon um Gottsched's willen nicht zusagen, und über Klopstock äußerte sie einst gegen Helvetius: „Man behauptet, daß dieser Klopstock ein großer Dichter sei; ich weiß es nicht, aber so viel weiß ich, daß ich ihn nicht verstehe." Doch ließ sie sich's gefallen, daß ein einheimischer, jetzt gänzlich verschollener Dichter, Christoph Eusebius Suppius, sie in einem größeren Gedichte „Der Inselsberg" und in gereimten Oden besang. Daß sie bei längerem Leben auch den Werken Goethe's und Schiller's gegenüber theilnahmlos geblieben wäre, ist nicht wahrscheinlich, da ja die ebenfalls französisch gebildete Franziska v. Buchwald diese Heroen unserer Litteratur nach Verdienst zu würdigen verstanden hat.

(J. H. Sam. Formey,) Souvenirs d'un citoyen. Tome II. Berlin 1789, S. 35—79. (Darin auch vier Briefe der Herzogin.) — Fr. W. Gotter, Zum Andenken der Frau v. Buchwald. Gotha 1790, S. 22—27, 29, 31. — Hans v. Thümmel, Beyträge zur Kenntniß d. Herzogthums Altenburg. Altenburg 1818, S. 57—64. (Mit Bildniß und Facsimile der Herzogin.) — Oeuvres de Frédéric le Grand (publ. par J.-D.-E. Preuss), Tome XVIIe, Berlin 1851, p. XIV—XV; Tome XVIIIe, p. 165—256. (An letzter Stelle die Correspondenz Friedrichs des Großen mit der Herzogin, im Ganzen 72 Briefe.) — Ludw. Bechstein, Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen. Halle 1856, S. 45—48. — Ludw. Storch, Eine seltene Frauenfreundschaft — in: Die Gartenlaube, Jahrg. 1858, Nr. 41, S. 585 bis 587 u. Nr. 42, S. 604—607. (Mit Bildniß.) — Voltaire à Ferney. Sa correspondance avec la duchesse de Saxe-Gotha, suivie d'autres lettres et de notes . . ., recueillies et publiées par MM. Evariste Bavoux et A. F. 2. éd. Paris 1865. (140 Briefe Voltaire's an Luise Dorothea vom 10. Febr. 1752 bis 26. Aug. 1767.) — Aug. Beck, Geschichte d. gothaischen Landes, Bd. I, Gotha 1868, S. 383—387 u. 406—407. — H. A. O. Reichard (1751—1828). Seine Selbstbiographie überarbeitet u. hrsg. von Herm. Uhde, Stuttg. 1877, S. 24—27, 34—36. — Vgl. auch: Balth. Ludw.

Tralles' aufrichtige Erzählung seiner mit König Friedrich dem Großen, der großen Kayserin Maria Theresia u. der Durchl. Herzogin v. Sachsen-Gotha Luise Dorothea gehaltenen Unterredungen. Breslau 1789, S. 119—144 u. 147. — Fr. Jacobs, Vermischte Schriften. 1. Thl., Gotha 1823, S. 60 bis 62 u. 232—233. — Th. W. Danzel, Gottsched u. seine Zeit. Leipzig 1848, S. 44, Anmerkung, S. 65—66 u. 339. — (J. H. Möller,) Gotha Herzogthum und Stadt in den J. 1756—1763. Gotha 1854, S. 25—27 u. 75—76. (Friedrichs II. Besuche in Gotha.) — Aug. Beck, Graf Gustav Adolf v. Gotter. Gotha 1867, S. 88—95. Schumann.

Luise Eleonore, Herzogin von Sachsen-Meiningen, geb. den 11. Aug. 1763 zu Langenburg, † den 30. April 1837 zu Meiningen, war die älteste Tochter des Fürsten Christian Albrecht Ludwig von Hohenlohe-Langenburg und der Prinzessin Karoline von Stolberg-Gedern und vermählte sich am 27. November 1782 mit dem Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, dem sie in 21jähriger glücklicher Ehe drei Kinder schenkte. Von den beiden Töchtern wurde die ältere, Adelheid, im J. 1818 die Gemahlin des Herzogs von Clarence, der 1830 als Wilhelm IV. den englischen Thron bestieg; die jüngere, Ida, heirathete 1816 den durch seine Reisen in Nordamerika bekannten Herzog Karl Bernhard von Sachsen-Weimar. Da der Erbprinz Bernhard Erich Freund beim Tode seines Vaters (25. December 1803) erst drei Jahre alt war, so übernahm die Mutter nach einer Bestimmung der Ehepakten die obervormundschaftliche Regierung und führte dieselbe bis zur Volljährigkeit ihres Sohnes (21. December 1821) in dem bisherigen volksfreundlichen Sinne fort, wobei sie dem Grundsatze huldigte, die bewährten Einrichtungen ihres Gemahls möglichst unverändert bestehen zu lassen. Mit schwerer Sorge erfüllten sie die im Herbst 1806 nach wenigen friedlichen Jahren über das Land hereinbrechenden kriegerischen Ereignisse und in deren Gefolge eine Fremdherrschaft, welche die Kräfte des Volkes schonungslos in Anspruch nahm und dessen Blut in fast endlosen Kämpfen vergeudete. Nach den unglücklichen Schlachten von Jena und Auerstädt sah sich die Regentin genöthigt den 15. December 1806 im Namen ihres Sohnes dem Rheinbunde beizutreten. Der sogenannte Posener Vertrag erklärte das nun officiell „Sachsen-Meiningen“ genannte Herzogthum für souverän, verpflichtete es aber auch, den Katholiken gleiche staatliche Rechte wie den Lutheranern zu gewähren und ein Bundescontingent von 300 Mann Infanterie zu stellen. Die Meininger Truppen bildeten nun mit denjenigen der anderen sächsischen Fürstenthümer ein Regiment von 2800 Mann und betheiligten sich schon im folgenden Jahre an der Belagerung Kolbergs, kämpften 1809 in Tirol, 1810 in Spanien und 1812 in Polen mit, machten 1813 einen Theil der Besatzung Magdeburgs aus und wurden erst nach der Leipziger Schlacht des französischen Dienstes ledig. Nach dem Eintritte des Herzogthums in den deutschen Bund (24. November 1813) fand das Meininger Contingent, jetzt 600 Mann stark und mit den Coburger und Hildburghauser Truppen vereinigt, unter dem Oberbefehle des Herzogs Ernst III. von Sachsen-Coburg bei der Einschließung von Mainz Verwendung; 1815 unternahm es nach Napoleons Rückkehr von Elba in Gemeinschaft mit dem königlich sächsischen Armeecorps die Blokade der elsässischen Festungen, worauf es im December dieses Jahres wieder in der Heimath anlangte. Abgesehen davon, daß die Verpflegung und Ergänzung der Truppen dem Lande schwere Opfer kostete, hatte dieses auch öfters Durchzüge und Einquartirung zu ertragen; zudem brachen Nervenfieber und Viehseuchen aus, und viele Bewohner verarmten, so daß die Regierung bei dem allgemeinen Nothstande völlig machtlos war. Erst 1815, nach wiederhergestelltem Frieden, vermochte sie durch Einsetzung einer Oberökonomiecommission den darniederliegenden

Landbau mit einigem Erfolge zu unterstützen und durch Wegräumung der hemmenden Schranken in Handel und Gewerbe der Industrie neue Hilfsquellen zuzuführen; ferner sorgte sie für die Armen durch Geld und Arbeit und beaufsichtigte den Verkauf der Lebensmittel. Auch die Noth, welche die große Theuerung des Jahres 1817 dem Lande brachte, wurde durch die von der Regierung ergriffenen Maßregeln wenigstens gelindert und erträglicher gemacht. — Zu den wichtigeren Vorgängen während der Regentschaft der Herzogin gehört zunächst noch der Staatsvertrag, welchen diese und Sachsen-Gotha (letzteres wegen des Amtes Römhild) am 20. Juli 1808 mit dem Großherzog von Würzburg abschlossen. Infolge dieser Uebereinkunft traten beide Theile eine Anzahl Dörfer und Höfe zum Zwecke einer genauen Grenzregulirung wechselseitig ab, und da Würzburg zugleich seine lehensherrlichen Rechte auf Stadt und Amt Meiningen aufgab, so erhielt es für diesen Verzicht und seine Mehrabtretungen die Summe von 50 000 fl., sowie fernere 40 000 fl. für einige an Meiningen überlassene demnächst heimfallende ritterschaftliche Lehen, die auch im folgenden Jahre an dasselbe übergingen. Ebenfalls 1808 wurde dann die Abfassung von Dorfchroniken und Ortsbeschreibungen befohlen; im Herbst 1816 betheiligte sich Meiningen bei der Einrichtung des den sachsen-ernestinischen und reußischen Landen gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichtes zu Jena; 1818 erfolgte die Bestimmung der Landesfarben (grün und weiß) und 1821 die mit den übrigen herzoglich sächsischen Häusern vereinbarte erb- und eigenthümliche Abtretung des Senioratsamtes Oldisleben an den Großherzog von Weimar gegen eine entsprechende Entschädigungssumme. Nachdem noch am 10. December 1821 die Umwandlung des Lyceums zu Meiningen in ein Gymnasium Bernhardinum und dessen Einweihung in einem neuen zu diesem Behufe errichteten Gebäude stattgefunden hatte, trat die Regentin von ihrer hohen Stellung zurück, begleitet von den Segenswünschen ihres Volkes. Die Liebe und Verehrung, welche ihr dieses zollte, äußerte sich noch 11 Jahre nachher in warmer und herzlicher Weise bei der 50jährigen Jubelfeier ihrer Vermählung mit Herzog Georg.

Jenaische Allgem. Litt.-Zeitung vom J. 1837. Intelligenzblatt Nr. 15, Sp. 113—114. — David Voit, Das Herzogthum Sachsen-Meiningen, histor., statistisch, geogr. u. topographisch dargestellt. Gotha 1844, S. 112—117. — G. Brückner, Landeskunde des Herzogthums Meiningen. 1. Thl. Meiningen 1851, S. 72—74. Schumann.

Luise, mit ihrem vollen Namen Dorothea Luise Pauline Charlotte Friederike Auguste, Herzogin von Sachsen-Coburg-Saalfeld, war die Urenkelin der Herzogin Luise Dorothea (s. o. S. 625 f.) und die einzige Tochter des Herzogs August von Sachsen-Gotha und Altenburg (s. Bd. I S. 681 ff.) aus dessen erster am 21. October 1797 geschlossener Ehe mit Louise Charlotte, Prinzessin von Mecklenburg-Schwerin. Den 21. December 1800 auf dem Friedenstein in Gotha geboren, verlor sie ihre Mutter an den Folgen der Entbindung bereits am 4. Januar 1801, worauf sich ihr Vater am 24. April 1802 mit Karoline Amalie, einer Tochter des Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen-Kassel, in zweiter Ehe vermählte. Diese Fürstin überwachte fortan die Erziehung ihrer Stieftochter mit gewissenhafter Sorgfalt, glich die nicht immer vortheilhafte Einwirkung ihres Gatten taktvoll aus und gab ihr in dem Professor und Garnisonprediger Ludwig Regel (s. d.) einen trefflichen Lehrer, der auch nach vollendetem Religionsunterricht und noch vor der Confirmation am 26. August 1816 auf Wunsch der Herzogin und in Gegenwart des Hofes und vieler anderer Zuhörer seine Schülerin über die Hauptwahrheiten des christlichen Glaubens öffentlich prüfen mußte. Am 31. Juli des folgenden Jahres reichte L. dem damaligen Herzog Ernst III. von Sachsen-Coburg-Saalfeld ihre Hand und gebar ihm am 21. Juni 1818 und

am 26. August 1819 zwei Söhne: den jetzt regierenden Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha und den 1861 gestorbenen Prinzgemahl Albert von England. Das anfängliche Glück der Ehe trübte sich allmählich und wol nicht ohne beiderseitige Schuld, so daß 1826 die Scheidung erfolgte, vor deren Vollziehung die Herzogin bereits ihren Wohnsitz nach dem damals coburgischen Städtchen St. Wendel verlegte. Später verheirathete sie sich zum zweiten Male mit einem Grafen Pölzig, lebte mit diesem in Paris und starb dort nach langer schmerzvoller Krankheit am 30. August 1831. Ihre irdischen Reste wurden nachmals auf Anordnung ihrer Söhne nach der Familiengruft bei Coburg gebracht. — L. zeichnete sich in körperlicher und geistiger Hinsicht vortheilhaft aus. Liebenswürdig und anmuthig in ihrem Wesen, hatte sie zugleich die Lebhaftigkeit und Begabung ihres Vaters geerbt, ohne daß dessen Seltsamkeiten auf sie übergegangen waren. Eine echte Thüringerin, hing sie an ihrer engeren Heimath mit warmer Liebe und verfolgte deren Schicksale auch aus der Ferne mit regem Antheil.

Aug. Beck, Geschichte d. gothaischen Landes, Bd. I, Gotha 1868, S. 430 u. 483. — Erinnerungen u. Leben d. Malerin Louise Seidler. Aus handschriftlichem Nachlaß zusammengestellt u. bearbeitet von Herm. Uhde. 2. Aufl. Berlin 1875, S. 70—71. — H. A. O. Reichard. (1751—1828.) Seine Selbstbiographie überarbeitet u. hrsg. von Herm. Uhde. Stuttg. 1877, S. 324. — Vgl. auch: Aus meinem Leben. Selbstbiographie von Karl Gottlieb Bretschneider. Nach dessen Tode bearbeitet von Horst Bretschneider. Gotha 1852, S. 155, 249 f., 255, 259. (Gedächtnißworte Bretschneider's u. 3 Briefe d. Herzogin an denselben.) — Ihr Bildniß vor der „Beschreibung d. Feyerlichkeiten bey d. hohen Vermählung d. Herzogs Ernst u. d. Prinzessin Luise." Coburg 1817. Schumann.

Lukas: Joseph L., katholischer Geistlicher, geb. am 16. Juni 1834 zu Ruhmannsfelden in Niederbaiern, † am 19. Februar 1878 zu Dalking bei Cham. L. machte seine Studien an dem Benedictinergymnasium zu Metten und am Lyceum zu Regensburg, wurde am 11. Juli 1859 zum Priester geweiht, war dann an mehreren Orten Cooperator, darauf Militärcuratus zu Regensburg (auch während des Feldzuges von 1866), dann Pfarrer zu Eggersberg, seit 1873 zu Dalking. 1868—1870 war er Mitglied des Zollparlaments. 1869 wurde er zu Straubing auch in den baierischen Landtag gewählt, legte aber schon im Mai 1870 in Folge eines Zerwürfnisses mit der „patriotischen" Partei, gleichzeitig mit dem Abgeordneten Bucher, mit dem er die „extreme" Richtung in der Partei vertrat, sein Mandat nieder (Allg. Ztg. 1870, Nr. 142, 145). Als Schriftsteller debutirte L., abgesehen von einer „Geschichte der Stadt und Pfarrei Cham", 1862, mit der Broschüre „Schiller, sein religiöser Fortschritt und sein Tod", 1863, worin er nachweisen will, daß Schiller als Katholik gestorben sei. 1865 folgte in zwei rasch nacheinander erschienenen Auflagen „Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei", worin L. in gewandter, aber leidenschaftlicher Sprache eine Agitation, nicht nur gegen die staatliche Leitung des Schulwesens, sondern gegen den staatlichen Schulzwang einzuleiten sucht. „Einen Kampf gegen das (staatliche Unterrichts-) Monopol", sagt er selbst, „versteht das Volk nicht; aber einen Kampf gegen den Schulzwang, den versteht es." Die Schrift fand doch damals auch in katholischen Kreisen theils nur mit starken Vorbehalten Beifall, theils entschiedenen Widerspruch in besonderen Gegenschriften von A. Gmelch und B. Jänsch, und in Zeitschriften von L. Kellner und H. Rolfus (Bonner Theol. Litt.-Bl. 1866, 212, 859). Noch mehr Widerspruch fand er in denselben Kreisen mit einem anderen Libell, „Die Presse, ein Stück moderner Versimpelung", 1867, worin er sogar „katholische Blätter", — doch wol mit Ausnahme der Blätter der „extremen" Richtung; denn er war selbst

viele Jahre ein sehr fleißiger Mitarbeiter erst der „Landshuter Zeitung“, dann der Passauer „Donau-Zeitung“ (von Bucher), — „nur als ein geringeres Uebel empfehlen“ wollte. Kurz vor seinem Tode nahm er den Kampf gegen den Schulzwang noch einmal auf in einer Declamation, die noch leidenschaftlicher und derber war als die erste, „Der Schulmeister von Sadowa“, 1878.

Reusch.

Lüken: Heinrich L., geb. 1815, † zu Großfullen bei Meppen am 22. September 1882, war eine Reihe von Jahren Oberlehrer am Gymnasium zu Meppen (1880 pensionirt), katholischer Geistlicher und Doctor der Theologie, hat mehrere religionsgeschichtliche Schriften apologetischer Tendenz verfaßt, in welchen mit großer Belesenheit, aber ohne die nöthige Kritik viel interessantes Material zusammengetragen und nicht ohne Geschick verarbeitet ist: „Die Einheit des Menschengeschlechts“, 1848; „Die Traditionen des Menschengeschlechts oder die Uroffenbarung Gottes unter den Heiden“, 1856 (2. Auflage 1869, eine französische Uebersetzung 1862); „Die Stiftungsurkunde des Menschengeschlechts oder die mosaische Schöpfungsgeschichte erläutert und bestätigt durch die Sagen der Völker und die Naturwissenschaft“, 1876; „Götterlehre der Griechen und Römer oder das classische Heidenthum vom religionsgeschichtlichen Standpunkte aus bearbeitet“, 1881. R.

Lul, amtlich meist Lullus genannt, war als Nachfolger des Bonifaz der zweite Erzbischof von Mainz. Der Name Redger bezieht sich nicht auf ihn, vielmehr wol auf Chrodegang von Metz. Er stammt aus Britannien, wahrscheinlich aus Westsachsen und nicht aus Kent. Seine Familie war begütert. Verwandte von ihm werden mehrfach erwähnt, darunter Bischof Cyneheard von Winchester. Seine Verwandtschaft mit Bonifaz ist dagegen nicht verbürgt. Seine Jugenderziehung empfängt er in Malmesbury unter Abt Eaba, der ihm wol seiner Gestalt wegen den Kosenamen „Lytel“, der Kleine, beilegt. Nach Briefen, die wahrscheinlich von ihm stammen, wird er, ungewiß aus welchen Ursachen, mit seiner Familie in die Verbannung getrieben. Er wandert, wie so viele seiner Landsleute, nach Italien und Rom. Seine Begleiter erliegen einer pestartigen Krankheit. Er selbst entrinnt ihr und begibt sich dann nach Deutschland. Hier wird er Mönch und tritt in den Dienst des Bonifaz, den er schwärmerisch liebt, weil er ihm seine geistige Wandelung zu verdanken bekennt und weil dieser auch sein Lehrer in der Dichtkunst ist. Proben dieser neuen Kunst, in geringer Zahl noch jetzt vorhanden, sendet er Freundinnen in England und von Thüringen aus seinem Meister. Voll Sehnsucht noch nach seinem Heimathland und voll Begeisterung für seine heimischen Freunde steht er in jener Zeit in mehrfachem Verkehr mit ihnen, darunter auch mit den Aebtissinnen Cuneburga und Eadburga. Ein Lieblingsschüler des Bonifaz, in dessen Auftrag er in Thüringen wirkt und an dessen Mission und Kämpfen er theilnimmt, steigt er auf der Leiter kirchlichen Ranges von Stufe zu Stufe, wird Diakon, Archidiakon, Presbyter, geht 751 mit einer wichtigen Sendung nach Rom, wird auf Wunsch des greisen Meisters zum Chorepiscopus eingesetzt und mit Genehmigung des Königs Pippin zu dessen Nachfolger bestimmt, weil er als Lehrer und Prediger der jungen Gemeinden und väterlicher Fürsorger von Bonifaz' Klosterschöpfungen und deren Bewohnern vorzugsweise geeignet erscheint. Vor seiner Abreise nach Friesland macht ihn der Apostel zum Vertrauten und Vollstrecker seines letzten Willens betreffs der thüringischen Kirchen, Fulda's, seiner Freundin Lioba und seiner Bestattung. Die Entscheidung über die Zeit der Uebernahme des Bisthums hängt mit der über den Tod des Bonifaz zusammen (754 oder 755). Beide Ereignisse theilt er Amtsgenossen in der Heimath mit und empfängt nun von einer Anzahl von ihnen, z. B. vom Erzbischof Cudberht von Canterbury und bald darauf von

dessen Nachfolger Bregowin, von Milred von Worcester, Cyneheard von Winchester Beileids-, Glückwunsch- und andere Schreiben. Die erste Hälfte seiner Verwaltung ist getrübt durch einen Streit mit Sturm, dem Abt von Fulda. Ursachen, Zeit und Verlauf des Zwiespalts sind durch den einzigen, aber einseitigen Bericht Eigil's, eines Schülers von Sturm, und durch die Unzuverlässigkeit der einschlägigen Papst- und Königsurkunden verdunkelt und in Folge dessen noch bis jetzt Gegenstand unausgetragenen Gelehrtenstreits. Die Rückkehr Sturm's aus der Verbannung drängt ihn von der Leitung des Klosters Fulda ab und treibt ihn zur Stiftung und Förderung einer ähnlichen Schöpfung, des Klosters Hersfeld an der Fulda, das durch reiche Schenkungen König Karls, wie von Privatleuten, besonders in Thüringen, zu Wohlstand und Ansehen gebracht wird. Nicht wenig trägt dazu die Ueberführung der Gebeine des heiligen Wigbert von Fritzlar dorthin bei. Ueber jene Schenkungen und den Besitzstand des Klosters gibt uns außer den vorhandenen Urkunden Karls ein vielleicht auf seine Veranlassung begonnenes und wahrscheinlich im Anfang des neunten Jahrhunderts abgeschlossenes Güterverzeichniß, das sogenannte Breviarium Lul's, ausführliche Kunde. Seine Thätigkeit ist seiner bescheidenen Gesinnung, seiner ascetischen, der Weltflucht und Fürsorge für das Jenseits zugewandten Richtung, seinen wissenschaftlichen Neigungen gemäß, die sich besonders auf die Werke Beda's erstrecken, wenig hervortretend. Kirchenweihen, Reliquienüberführungen, Klosterschenkungen sind fast die einzigen Spuren derselben. An fränkischen Synoden nahm er wol theil; doch scheint unter dem Einfluß vielleicht seiner Stellung zu Chrodegang von Metz und Sturm sein Verhältniß zu Pippin ein kühles gewesen zu sein, ebenso aber auch zu den Päpsten. Zwar ist er auf der Synode zu Rom (769), die zur Stillung der dortigen Wirren und anderen wichtigen Entscheidungen berufen ist, als einer der bedeutenderen Bischöfe des Frankenreichs im Auftrage Karls anwesend; sonst aber ist auch nicht ein sicheres Zeichen des Verkehrs mit Rom vorhanden. Spät erst empfängt er das Pallium, zwischen 780—782, wenige Jahre vor seinem Tode, nach über 25jähriger Amtsverwaltung und erst, nachdem im Auftrage des Papstes von einer aus Bischöfen und königlichen Sendboten gemischten Commission eine Untersuchung über Lehre und Wandel mit ihm angestellt worden ist. Ein noch vorhandenes Glaubensbekenntniß von ihm ist wahrscheinlich bei dieser Gelegenheit entstanden. Bei Karl dem Großen erfreute er sich, besonders zur Zeit und in Folge der Sachsenkriege, größerer Gunst, obwol auch hier einzelne Anzeichen von Disharmonie durchleuchten. Höheres Ansehen genoß er bei seinen Landsleuten, Königen wie Bischöfen, in letzter Zeit besonders bei northumbrischen, mit denen er lebendigen Verkehr unterhält. Hervorzuheben sind zumal außer den oben genannten Erzbischof Koena-Aelberth von York und Alkuin. Von festländischen Bekannten, mit denen er in Verbindung steht, sind zu nennen: Lioba, die Freundin des Bonifaz, Gregor von Utrecht und Megingoz von Würzburg. Sein größtes Verdienst liegt wol in der Sammlung seiner eignen und der Briefe seines Lehrers, der Grundlage der vorhandenen Bonifazischen Briefsammlung, die eine unschätzbare Quelle für die Kenntniß von Bonifaz und seiner eignen Wirksamkeit, sowie von zahlreichen angelsächsischen, deutschen und römischen Persönlichkeiten, vor Allem der Kulturzustände der Angelsachsen und ihres Einflusses auf die festländischen Verhältnisse ist, ferner in der Anregung und Förderung der ältesten und wichtigsten Lebensbeschreibung des Apostels, verfaßt vom Presbyter Willibald. Als Bonifaz' Nachfolger vertritt er nur die lehrende und fürsorgliche Verwaltungsthätigkeit desselben. Seine Bekannten rühmen an ihm hauptsächlich seine Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Er starb im 32. Amtsjahre am 16. October 786 (785?) und fand seine Ruhestätte in Hersfeld. Eine vorhandene Grabschrift ist wahrscheinlich von ihm selbst verfaßt.

Mabillon ASS. III, 2, 392 ff. — ASS. Bolland. ed. Vandermoere Brux. 1845, T. VII, 16. Oct. S. 1083: vita S. Lulli, eine werthlose Compilation; werthvoller das. der comment. praevius von J. van Hecke. — Rettberg, Kirchengesch. D. I, 573 ff. — Corn. Will, Reg. zur Gesch. der Mainzer Erzb., S. XIV und S. 34—45. — A. Göpfert, Lullus, Diss. Leipz. 1880. — Hahn in Forsch. z. D. G. XXI, 383—400 u. XXII, 423 f. u. Bonifaz und Lul. Leipz. 1883. H. Hahn.

Lumey: Wilhelm, Graf von der Mark, Herr von L., unter welchen Namen er in der niederländischen Geschichte bekannt ist, Führer der Wassergeusen, durch seine Mutter, eine Wassenaer, mit vielen holländischen Familien verwandt, schloß sich 1566 dem Compromis des Nobles an, wie viele seiner Lütticher Standesgenossen und nahm an den Aufstandsversuchen des Brederode (s. d.) und der Calvinisten Theil. 1567 nach Deutschland geflüchtet, machte er den Zug Wilhelms von Oranien des Jahres 1568 mit und als derselbe Kaperbriefe austheilte, begab er sich zur See. Unter den Wassergeusen zeichnete er, wol der vornehmste unter ihnen, sich durch eine Roheit und einen fanatischen Haß gegen die Geistlichkeit aus, welche den Sprößling des Ebers der Ardennen erkennen ließen. Doch mangelte es ihm nicht an Muth und seine Sitten waren solche, wie sie einer so gesetzlosen Bande wie die Geusen gefallen mußten. Kein Wunder also, daß der Graf ihr Liebling war, der Führer nach ihrem Herzen, mehr als die vom Prinzen angestellten Admirale, welche Ordnung zu halten versuchten. Als Viceadmiral der Geusenflotte war er jedoch keineswegs glücklich, bis es ihm gelang, am 1. April 1572 fast durch einen Zufall die wichtige holländische Hafenstadt den Briel durch einen Handstreich einzunehmen und den Angriff des Statthalters Boussu abzuweisen. Das gab das Zeichen zur Revolution in Holland und Seeland, welche die Geusen kräftig unterstützten. L. ward jetzt von Oranien zu seinem Stellvertreter ernannt, obgleich sein Auftreten keineswegs in dessen Geist war. Denn er mißhandelte auch jetzt noch die katholische Geistlichkeit aufs schrecklichste und ließ nicht wenige derselben umbringen, namentlich die bekannten von der katholischen Kirche als Märtyrer verehrten Gorcumer Mönche. Doch ward er von den holländischen Staaten in ihrer Versammlung zu Dordrecht als stellvertretender Statthalter anerkannt und empfing als solcher den Eid der sich anschließenden Städte. Vergebens versuchte er Amsterdam zu erobern und, als Oranien selber nach Holland gekommen war, als dessen Lieutenant an die Spitze der sehr dürftigen Streitkräfte der Provinz gestellt, Haarlem zu entsetzen. Die Unordnung seiner Verwaltung, die schlechte Disciplin, die er hielt, er erlaubte sich selber sowohl wie seinen Soldaten allerlei Excesse und Bedrückungen namentlich der Katholiken, seine eigene und seines Kriegsvolkes Unbotmäßigkeit verwickelten ihn bald in Streitigkeiten mit den Staaten und dem Prinzen. Um ihn los zu werden, ließ man ihn wegen Machtüberschreitung anklagen, festnehmen und ihm den Proceß machen; obgleich er sich energisch vertheidigte, blieb er bis 1574 in Haft. Dann verließ er Holland und begab sich auf seine Lütticher Güter, die er nach der Pacification wieder verließ, um gegen die Spanier zu kämpfen. Doch konnte der nur zum Räuberhauptmann geeignete L. jetzt keine Rolle mehr spielen, und seine Feindschaft gegen Oranien und dessen Anhänger, denen er seine gewiß nicht vollkommen gerechte Behandlung in Holland zuschrieb, machte ihn jetzt unmöglich. Er war gezwungen, die von ihm geworbenen Banden zu entlassen und nach Lüttich zu gehen, wo er bald, 1. Mai 1578 starb, den Namen eines feurigen Vorkämpfers der Freiheit und des Protestantismus mit sich nehmend, den er jedoch durch seine Wildheit bei Zeitgenossen und Nachkommen so gut wie verscherzt hat.

Vgl. v. Groningen, Gesch. der Watergeuzen. Te Water, Verbond der Edelen. Vor, Strada, Archives de la Maison d' Orange. Altmeyer, Les Gueux de Mer et la Prise de la Briel und die übrige Litteratur über den Zeitraum. P. L. Müller.

Lumper: Gottfried L., geb. den 9. Febr. 1747 zu Füssen, † am 8. März 1800, trat als Jüngling in das Benedictinerstift zu St. Georgen im Schwarzwalde, aus dessen Räumen er, nachdem er demselben als Monachus professus bleibend angehörte, kaum mehr herauskam, als etwa nur, um in einem benachbarten Dorfe seelsorgerische Functionen zu üben. Er wirkte zunächst am Gymnasium des Stiftes, zu dessen Präfecten er bestellt wurde; nebstdem wurde er mit dem Lehrfache der Theologie betraut, und stieg endlich zur Priorswürde empor. Seine Muße war dem Studium der altkirchlichen Litteratur gewidmet; um die Einbürgerung patristischer Studien im katholischen Deutschland hat er sich ein bleibendes Verdienst erworben durch eine umfangreiche Publication unter dem Titel: „Historia theologico-critica de vita, scriptis atque doctrina sanctorum Patrum“, Augsburg 1783—1793, 13 Voll. 8°.

Vgl. Klüpfel, Necrologium. Werner.

Lund: Zacharias L., Dichter, geb. am 5. April 1608 zu Nübel in der Schleswigschen Landschaft Sundewitt als Sohn des dortigen Predigers Georg L.; seine Mutter war eine Tochter des Pastors Zacharias Widing (Jöcher IV. 1949). Er besuchte das Hamburger Gymnasium, studirte in Königsberg (?), Leipzig, Wittenberg („Das edle Wittenberg, mein allerliebste Buhle“) Theologie und schöne Wissenschaften, Buchnern tief verpflichtet (Poem. juv. F 5), ward, durch die Unruhen aus Sachsen heimgetrieben, Hofmeister des jungen Johann von Wisch (Vorr. zu Eleg. l. I), promovirte 1647 in Kopenhagen, wirkte als Rector des Gymnasiums zu Herlufsholm, dann, ein gelehrter Bücherfreund, als Bibliothekar des Reichsrathes Seefeld, endlich nach manchen Nöthen als königlich dänischer Secretär und starb unverheirathet zu Kopenhagen am 8. Juni 1667, viele Arbeiten poetischen (lateinisch und deutsch, auch griechisch), theologischen, philologischen (z. B. zu Hesiod) Inhalts hinterlassend. So sind eine Satyra latine, ein Ἀρίων, ein Zedekias seu Tragoedia de excidio Hierosolymae Germanica, eine Comoedia Germanica ungedruckt geblieben. Auch sein Bruder, Pastor Joh. Lund, dichtete.

Er veröffentlichte zwei Sammlungen von Jugendgedichten: „Zachariae Lundii Cimbri, Poematum juvenilium libri IV. Anno 1635. Hamburgi, ex officina Typ. Henrici Werneri, sumptibus Zachariae Hertelii Bibliopolae Hamburgensis“. 12 + 116 S. 12°, reich an antiken Anklängen, wohllautend, erlebten Inhalts. Die Elegien schildern die Jagd, Wittenberger Symposia, wenden sich heiter und ernst an die Freunde, die er vor Paris warnt oder Eobanisch zu Martinalien ruft, erzählen von Krankheit und Weltmüdigkeit, vom Plan einer Reise nach Leyden und klagen nicht ohne Lebhaftigkeit und eine bald discrete bald unververhülltere Sinnlichkeit, die aber mehr den römischen Elegikern verdankt wird, seine Liebe zu Charinta. Er entsagt dem Amor nach schmerzlichen Enttäuschungen ganz (2, 8 f.). Die Silvae enthalten Sinngedichte an Charinta in Nachahmung Catull's, kleine Gelegenheitsgedichte, anagrammatische Spielereien, Invectiven in Skazonten, Geistliches in reimlosen Hymnenstrophen; alles sehr unbedeutend. Man bemerkt außer einer Uebersetzung aus Guarini stille Anleihen bei Horaz. Die 100 Epigrammata der Sammlung (Epigrammata auch 1643), Buchner gewidmet, sind leere Nachahmungen Martials und Owens; besser manche der deutschen. — „Zachariae Lundii Allerhand artige Deutsche Gedichte, Poëmata, Sampt einer zu End angehengter Probe außerlesener, scharffsinniger, kluger, Hoff- und Schertzreden, Apophthegmata, genant. Leipzig, In Verlegung Gott-

fried Grossens, Buchhändlers daselbst. Gedruckt bey Johann Albrecht Mintzeln. Im Jahr 1636". 18 u. 164 S. 4⁰. Der mittelmäßige, in der Vorrede deutschthümelnde Nachahmer stellt Opitz, Venator, Buchner am höchsten, will selbst nur zu den Dichtern zweiten Rangs zählen und bekennt vieles zur Uebung aus andern Sprachen (französisch, holländisch, italienisch) genommen zu haben. Die Lyrik der Plejade ist ihm geläufig. Er übersetzt z. B. aus Du Bellay ein Sonett. Auf Joh. Secundus weist der sinnliche „Kuß" S. 40 ff. Auf D. Heinsius die erste Nummer „Lobgesang ... Jesu Christi", Alexandriner, von Arien unterbrochen; vgl. die italianisirenden Arien aus dem Schäferspiel Dieromene S. 70 ff. Auch aus Fleming hat er bewußt oder unbewußt einiges entlehnt; vgl. S. 64, 113. Gelegenheitsgedichte überwiegen, besonders Epithalamia. Selten ein Zötchen (S. 19), viel Mythologie, die nur mit humoristischer Wendung S. 92 erträglich ist. Schwulst (S. 77 f.) neben öder Trockenheit, die auch seiner geringen eigentlichen Liebeslyrik anhaftet. Gelegentlich ein flotterer Ton (Variatio delectat S. 51 ff.) und statt fortlaufender Alexandriner oder sehr schmuckloser Strophen manchmal flinke Kurzzeilen (S. 25, 43, 88). Er liebt den Refrain. Einmal drechselt er ein Gespräch zwischen Cavallier und Dama, Verspaar um Verspaar (S. 40 ff.). Seine Naturschilderung ist eclogenmäßig wie die der Neulateiner des 16. Jahrhunderts. Aber in „Dafnis Hochzeit-Gedicht" S. 102 ff. paart sich die Renaissancemanier mit niedersächsisch bäuerlichem Realismus, und man hat oft den Eindruck, daß er Frischeres hätte leisten können. Seine meisten Scherzgedichte sind mühsam; besonders abgeschmackt — nach dem Italienischen? — S. 116 ff. „Lob eines Höckers". Die Form steht unter dem Einfluß Opitzens und Buchner's, entbehrt aber noch der Strenge. Apokope und Synkope, versetzte Betonung, Hiatus, unreiner Reim begegnen häufig. Er gestattet sich Freiheiten in der Flexion und räumt dem Mundartlichen große Rechte ein. Anaphorische Aufzählungen, Häufungen (S. 122, 125), künstliche Antithesen — aber S. 43 eine volksmäßige Priamel — sind ihm lieb. Die Sammlung ist eingeleitet durch ein hübsches Gedicht seines Hamburger Busenfreundes Vincenz Fabricius an Buchner; S. 128 ff. liest man ein schwaches „Fastnacht-Geschwätz" von Joachim Petersen und holländische Verse von V. Fabricius; S. 141 ff. „Deutsche Apophthegmata. An den Ehrenvesten und Hochgelarten Herrn Julius Wilhelm Zincgrefen, der Rechten Doctorn": sie sind „mehr aus heutigen täglichen Gesprächen, als aus den Büchern gesucht".

Sehr gelobt von Borrich, auch von Morhof wegen seiner gewandten lateinischen Versification; von Morhof, Neumeister &c. gescholten wegen seiner rauhen deutschen Gedichte. Moller, Cimbria literata I, 369 ff.

Erich Schmidt.

Lundius: Johannes L., gelehrter Theolog, war geboren am 11. Septbr. 1638 in Flensburg, wo sein Vater Thomas Lundius Diaconus an St. Johannis († am 28. Juni 1650, erst 42 Jahre alt). Von 6 Kindern war dieser das zweite. Nachdem er seine theologischen Studien vollendet, ward er Diaconus an der Christkirche in Tondern 1664 und starb als solcher am 13. Sept. 1686. Er war ein sehr gelehrter Mann. Moller charakterisirt ihn als: vir eruditus, laboriosus et in hebraica antiquitate versatissimus. Außer einer lateinischen Disputation und einigen Gelegenheitsreden, besitzen wir von ihm ein umfassendes Werk über die jüdischen Alterthümer, das noch nicht seinen Werth verloren hat. Dasselbe ist erst nach des Verfassers Tode im Druck erschienen, herausgegeben zuerst von seinem Sohne Thomas Lundius, Pastor in Horsbüll in 3 Theilen in 8⁰: 1) „Oeffentlicher Gottesdienst der alten Hebräer"; 2) „Levitischer Hohepriester und Priester"; 3) „Ausführliche Beschreibung der Hütte des

Stifts, wie auch des ersten und andern Tempels zu Jerusalem", Schleswig 1695 und 96. Diese Ausgabe ist selten geworden. Die zweite Auflage besorgte der Generalsuperintendent Dr. Muhlius unter dem Titel „Die alten jüdischen Heiligthümer, Gottesdienste und Gewohnheiten", Hamb. 1701 in 1 Bde. Fol. Die 3. Auflage erschien Hamb. 1738 von dem bekannten Dr. Joh. Christ. Wolf, Hauptpastor an St. Catharinen mit Anmerkungen und Zusätzen vermehrt und mit einer Biographie des Verfassers. Das Werk ist ins Holländische übersetzt von J. le Long à Outhorié, Amsterdam 1723. — L. liebte und übte auch die Malerkunst. Das Rathhaus in Tondern bewahrt noch 3 seiner Gemälde.

J. Moller, Cimbr. litt. I, 368. O. H. Moller, Nachr. v. d. St. Johanniskirche in Flensburg, 1763. S. 11. J. C. Wolf's Vorrede zur 3. Aufl. d. jüd. Heiligthümer. — Bouginé, Hdb. d. Litteraturgesch. III, 50.

Carstens.

Lundorp: Michael Caspar L. (nicht Londorp), geb. zu Frankfurt a. M. um das J. 1580 als der Sohn Caspar Lundorp's, der in der Zeit zwischen 1602 und 1604 als Lehrer am Gymnasium jener Stadt gestorben ist. Auf der gelehrten Schule seiner Vaterstadt vorgebildet, in dem lutherischen Bekenntnisse erzogen, besuchte L. etwa seit 1600 der Reihe nach die Universitäten von Marburg und Wittenberg; ein bestimmtes Fachstudium hat er nicht ergriffen, dagegen sich eine nicht gewöhnliche theologische und philologische Bildung erworben. Im Herbste 1604 treffen wir ihn wieder in Frankfurt, wo er das Jahr darauf am Gymnasium als Lehrer so ziemlich dieselbe Stelle erhielt, die schon sein Vater begleitet hatte. In diesem Jahre hat er die Bekanntschaft Melchior Goldast's gemacht, der sich seit 1606 in Frankfurt niedergelassen hatte; er hat sich mit ihm zu der Vorbereitung einer Ausgabe des Petronius vereinigt, die 1610 wirklich erschienen ist und welcher er unter dem Pseudonym „Erhardus Georgios Francus" als Anhang die sog. Ὁμολογουμενα, d. h. allerlei auf den Dichter bezügliche Notizen beigefügt hat. Diese Beschäftigung vielleicht, gewiß aber seine nicht für genügend befundene Verwaltung des ihm anvertrauten Lehramtes hatte bereits im J. 1607 seine Enthebung von demselben zur Folge, die er vergeblich ungeschehen zu machen versuchte. So sah er sich plötzlich aus Amt und Brot geworfen, ein Verlegenheit, der er gerne (1614) durch die Errichtung einer deutschen Schule ausgewichen wäre. Aber auch hierzu versagte ihm der Rath der Stadt die Erlaubniß, während Goldast 1611 für einige Zeit nach Weimar übersiedelte und so viel man sehen kann, auch später sich nicht mehr um seinen Mitarbeiter bekümmert hat. So sah sich L. denn auf sich allein angewiesen und beschloß, um sein Leben zu fristen, unter die Schriftsteller zu gehen. Er wurde Historiker, Publicist und Journalist und hat namentlich in letzterer Richtung noch ungefähr zwanzig Jahre lang eine äußerst fruchtbare Thätigkeit entwickelt, da er gezwungen war, in rascher Vielschreiberei den Bedürfnissen des Tages, den Aufträgen seiner Verleger und allenfalls den Wünschen einiger Gönner zu dienen. Es mag wohl sein, daß zugleich seine eigene Neigung und die Anlage seines Geistes eine litterarische Wirksamkeit der Art nicht unwesentlich unterstützt haben. Dazu kam dann aber allerdings noch ein weiterer entscheidender Umstand. Der Buchhandel Frankfurts hatte sich im Anschluß an die beiden großen Messen so ungemein mächtig entwickelt, daß die Stadt in dieser Beziehung zur Zeit den Vorrang vor allen anderen im Reiche einnahm. Neben dem specifisch buchhändlerischen Geschäfte hatte das Flugschriften- und Zeitungswesen einen gewaltigen Aufschwung genommen und beschäftigte eine achtbare Anzahl von Federn und Druckern. So kamen die Verhältnisse einem Mann von Lundorp's Art einladend entgegen und erleichterten es ihm bis auf einen

gewissen Grad, aus der Noth eine Tugend zu machen. Von historischen Schriften Lundorp's ist allein die „Continuatio Sleidani“ in 3 Bänden von 1556 bis 1609 reichend, zu nennen; sie ist jedoch nicht viel mehr als eine ziemlich gewöhnliche Compilation, die neuerdings als eine solche vollständig nachgewiesen worden ist. Viel reicher ist seine journalistisch-publicistische Thätigkeit. Zunächst hat er sich als Mitarbeiter an den lateinischen Meßrelationen betheiligt, die im Verlage zuerst von Paul Brachfeld, dann von Sigismund Latomus in den Jahren 1599 bis 1626 erschienen. Jedoch schon in den Jahren 1620 und 1621 hat er eine selbständige ähnliche Sammlung geschriebener und gedruckter Zeitungen unter dem Namen „Mercurius Austri-Bohemo Germanicus“ in je einem Bändchen veranstaltet. Zu gleicher Zeit von 1621—1623, ließ er in deutscher Sprache sein „Bellum Sexennale-Germanicum“ in 3 Theilen erscheinen, welches auf Grund mitgetheilter Flugschriften und Zeitungen die ersten Jahre des großen Krieges beschreibt. Das merkwürdige an allen diesen Publicationen Lundorp's ist, daß sie von einer streng kaiserlich habsburgischen Haltung getragen sind, was bei dem guten Lutheraner, der er sein will, freilich auffallen muß, jedoch durch die Abhängigkeit solcher Lohnschriftstellerei vor der Frankfurter Censur und der Aengstlichkeit der Verleger sich hinlänglich erklärt, zugleich aber ein unerfreuliches Licht auf die wenig würdige Stellung einer solchen Art von Thätigkeit wirft. Den vergleichungsweise nachhaltigsten Namen hat sich L. durch die Herausgabe der sog. Acta publica gemacht, die er in den Jahren 1611—1625 veröffentlichte und die noch eine Ergänzung und neue Ausgabe gefunden hat. Sie sollte eine Urkundensammlung zur Zeitgeschichte sein, ein Seitenstück zu Hortleder's berühmtem Urkundenwerk über den schmalkaldischen Krieg. Freilich sind es nicht Archivalien, die L. hier zu Tage fördert, sondern Flugblätter und Broschüren, welche auch Actenstücke enthielten, die aber kritiklos zusammengerafft erscheinen. Der kaiserlich-katholische Charakter ist in diesem Sammelwerke Lundorp's deutlicher ausgesprochen als sonst und hat nicht verfehlt, von der gegnerischen Seite heftigen und nicht unverdienten Widerspruch hervorzurufen. Auf Rosen hat L. die ganze Zeit über überhaupt nicht gelegen, diese Art Tagesschriftstellerei vermochte trotz aller Rührigkeit ihren Mann nur unzureichend zu ernähren. Ob das Haus Habsburg sich ihm für die gut kaiserliche Haltung seiner Publicationen erkenntlich erwies, wissen wir nicht; von dem Darmstädter und Dresdener Hof scheint er für seine schmeichlerischen Ergüsse nicht ohne klingende Vergeltung geblieben zu sein. Die verschiedenen, wohl überlegten Dedicationen seiner verschiedenen Sammelwerke sind offenbar nicht ohne die beabsichtigte Wirkung geblieben und mußten nach der Sitte der Zeit das dürftige Autorenhonorar aufbessern. Die zweite Ausgabe der Acta publica hat L. übrigens nur in Angriff nehmen können, er ist noch vor Durchführung am 24. September 1629 gestorben. Was also nach diesem Zeitpunkt an Schriften unter seinem Namen erschien — und es war das verschiedenes — rührt nicht von ihm her.

Ernst Fischer, M. C. Lundorp, der Herausgeber der Acta publica, Berlin 1870.

Wegele.

Lünemann: zwei Brüder dieses Namens sind als Schulmänner wie als Schriftsteller auf philologischem Gebiete mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke der Schule thätig gewesen. Der ältere, Georg Heinrich L., über dessen Lebensschicksale wir nur sehr wenig Kunde haben, war in Göttingen am 3. Sept. 1780 geboren, wurde im J. 1803 Lehrer und Rector am Gymnasium daselbst und starb dort am 8. Januar 1830. Von seinen litterarischen Arbeiten sind am bekanntesten seine Neubearbeitungen des Scheller'schen lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Handwörterbuches (seit 1807); außerdem hat er eine Abhandlung „Descriptio Caucasi gentiumque Caucasiarum ex Strabone com-

paratis scriptoribus recentioribus“ (Leipzig 1803), eine „Bibliotheca Romana classica probatissimos utriusque orationis scriptores latinos exhibens“ (Göttingen 1819), eine Ausgabe der Varia historia des Aelian mit griechisch-deutschem Wortregister (Gött. 1811) und zahlreiche Textausgaben lateinischer Classiker für den Schulgebrauch (Horatius, Gött. 1818. Virgilius, ibid. 1818. Ciceronis epistolae ad Atticum, ad Quintum fratrem et quae vulgo ad familiares dicuntur temporis ordine dispositae, ebd. 1820—22, 4 Bde.; Phaedrus mit Avian, P. Syrus und Dionysius Cato, ebd. 1823. Sallustius, Hannover 1825. Tacitus, ebd. 1825. Curtius Rufus, ebd. 1827) veröffentlicht. — Der jüngere Bruder, Johann Heinrich Christian L., geb. in Göttingen am 14. Decbr. 1787, besuchte von seinem 7. Jahre an das Gymnasium, vom 18. Jahre an die Universität seiner Vaterstadt und nahm nach Vollendung seiner Studien im J. 1807 eine Hauslehrerstelle in Nörten bei Göttingen an. Um der Conscription durch die westfälische Regierung zu entgehen, wanderte er 1809 nach Rußland aus, wo er alsbald eine Anstellung als Lehrer an dem Erziehungsinstitut des Pastor v. Bergmann zu Erlaa in Livland erhielt; diese vertauschte er im Jahre 1811 mit einer Kreislehrerstelle in Wolmar im Gouvernement Riga, gab dieselbe aber bereits im Jahre 1812 wieder auf um einem an ihn ergangenen Rufe als Oberlehrer am Friedrichsgymnasium in Gumbinnen Folge zu leisten. Da ihm jedoch die Kriegsereignisse es zunächst unmöglich machten Rußland zu verlassen, nahm er im September 1812 wieder eine Kreislehrerstelle in Fellin an. Im Jahre 1815 siedelte er sodann nach Gumbinnen über, wo er am 25. Januar 1827 starb. Veröffentlicht hat er ein „Wörterbuch zu Homer's Odyssee für Anfänger der Homerischen Lectüre“ (zuerst anonym Königsberg 1812, zweite Auflage unter seinem Namen 1823; verbessert von Fr. Jul. Horn, 7. Auflage 1862), ein „Wörterbuch zu Homer's Ilias“ (ebd. 1824; 2. vielfach berichtigte und verbesserte Aufl. von J. Fr. Ebert, 1830) und „Probe einer Uebersetzung von Juvenal's Satiren, die erste Satire enthaltend“ (Programm von Gumbinnen 1821).

Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen, Bd. V, S. 109 ff. Bd. VIII, S. 915. B.

Luneslad: Kaspar L. (Luneslat, Lüneslat, sp. Lüneschloß, auch Leuneslat rc.), geb. 1550, † 1613, reformirter Pfarrer, stammte aus der bergischen Unterherrschaft Hardenberg, mit welcher damals die Familie von Bernsau als einem erblichen Pfandlehen von den Herzögen von Berg belehnt war. Luneslad's Vater Jakob wohnte auf und trug seinen Namen von einem Hofe Luneslad (Lunenslo 1356, s. Zeitschr. des Bergischen G.-V. VIII, S. 222) in dieser Herrschaft; er stand in freundschaftlichen Beziehungen zu Wilhelm III. von Bernsau Herrn zu Hardenberg, der auch herzoglicher Amtmann von Solingen war. Gehörte der letztere zu der kirchlichen Mittelpartei am herzoglichen Hofe (s. oben unter Lo, Peter), so wendete sich sein Sohn Wilhelm IV. von Bernsau, ein Schwager des später von den Spaniern ermordeten, eifrig der Reformation ergebenen Grafen Wirich von Daun, mit Entschiedenheit dem reformirten Bekenntniß des Heidelberger Katechismus zu. Unter seinem Schirme wurde am 21. Juli 1589 zu Neviges, dem Hauptorte der Herrschaft Hardenberg (2 Stunden von Elberfeld), die erste Synode der reformirten Gemeinden in Berg abgehalten. L. machte seine Studien in Köln, Düsseldorf und Emmerich und wurde kaum 19 Jahre alt, zweiter Prediger in seinem Geburtsorte Neviges, dann 1550 von den evangelisch gesinnten Collatoren der Pfarrei Sonnborn (½ St. von Elberfeld) zum Nachfolger seines Oheims Wilhelm de Bruye an die dortige Gemeinde berufen. Von hier aus war er unermüdlich thätig, nach allen Seiten hin die Lehre und den Gottesdienst der deutsch-reformirten Kirche auszubreiten oder zu

befestigen. Alle Verfolgungen von Seiten des Hofes und der Regierung zu Düsseldorf, die immer mehr und mehr in die durch das Tridentinum bestimmte Richtung der römisch-katholischen Kirche einlenkte, vermochten nicht ihn in seinem Eifer irre zu machen; mitunter entging er, trotz der Wachsamkeit seiner Freunde, nur mit Mühe den Nachstellungen; vor allem bewahrte ihn vor Gefangennahme und Einkerkerung der Schutz und die Fürsprache, welche Wilhelm von Bernsau und dessen Schwager Wirich dem bedrängten zu Theil werden ließen. Bei den bergischen reformirten Synoden war L. eines der rührigsten Mitglieder, öfters Vorsitzender oder Scriba. In dieser Weise wirkte er bis zu seinem Tode (am 15. Jan. 1613) nicht nur in seiner Gemeinde, sondern auch in der ganzen Umgegend bis Düsseldorf, sowie in festem Zusammenhalten mit den benachbarten gleichgesinnten Geistlichen (z. B. Joh. Badius in Köln, Joh. Plange in Neviges, Joh. Kalmann in Elberfeld u. a.) auf den Synoden für die Erhaltung der schwerbedrängten reformirten Gemeinden in Berg und für die feste Begründung einer unabhängigen, nach den Grundsätzen der reformirten Kirche geordneten Kirchenleitung und Verfassung.

v. Dorth's Mscr. im Düsseldorfer Staatsarchiv S. 219 ff. (Quelle für v. Dorth ist die zu Duisburg gedruckte Leichenrede des Elberfelder Pfarrers Petrus Curtenius). Bouterwek, Gesch. der lat. Schule zu Elberfeld, S. 17 ff.

Johannes L. (er schreibt sich selbst von Lüneslat), reformirter Prediger, geb. 1583, † 1656, Sohn des vorigen. Er war zuerst Prediger in Heinsberg und wurde von dem Markgrafen Ernst von Brandenburg, der im Namen seines Bruders, des Kurfürsten Sigismund, zusammen mit dem Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm von Neuburg die Regierung über die von Brandenburg und Pfalz-Neuburg gemeinsam in Besitz genommenen Herzogthümer Jülich-Berg und Cleve führte, 1614 nach Solingen empfohlen und dort einhellig zum Pfarrer der reformirten Gemeinde erwählt. In dem Geiste seines Vaters wirkte er daselbst 42 Jahre. Mit dem genannten Jahre nämlich, in welchem Wolfgang Wilhelm römisch-katholisch wurde, begannen von Neuem die Leiden der Reformirten in Berg. Aber in all' den schweren Anfechtungen, welche durch die unablässigen Versuche des Landesherrn zur Unterdrückung der reformirten Kirche, durch die Gewaltthaten der neuburgischen, spanischen und kaiserlichen Truppen durch fanatische Mönche und Jesuiten, durch zeitweise Verdrängung aus der Kirche und dem Pfarrgut, sowie durch die allgemeine Noth des Krieges und die in seinem Gefolge auftretenden Krankheiten über die Gemeinde hereinbrachen, in all' diesen Bedrängnissen bewährte sich die Treue, Gewissenhaftigkeit und Festigkeit des Predigers und die unerschütterliche Anhänglichkeit seiner Gemeindeglieder. Ja der erstere nöthigte zuletzt dem Pfalzgraf-Herzog Wolfgang Wilhelm bei einem persönlichen Verhör vor demselben durch seine Standhaftigkeit und Bestimmtheit gegenüber den glänzendsten Versprechungen solche Bewunderung ab, daß ihm das landesherrliche Versprechen der ungestörten Ausübung seines Pfarramtes zu Theil wurde. Schließlich ordnete und sicherte der Vergleich von Cleve zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und Wolfgang Wilhelm (1651) die kirchlichen Verhältnisse der beiderseitigen Lande, und die reformirte Gemeinde zu Solingen verblieb in ruhigem Besitz der Kirche und des Pfarrguts. L. starb am Sonntag Rogate (31. Mai) 1656 in der Chorkammer der Kirche, von einem Schlagfluß getroffen. Sein Sohn Abraham von Lenneschloß hatte dem Vater schon seit einigen Monaten als Gehülfe zur Seite gestanden, er wurde auch sein Nachfolger. Aber seine Unbedachtsamkeit und Heftigkeit verwickelte ihn bald mit seinem Collegen und dem größten Theil der Gemeinde in Streitigkeiten, welche bei leidenschaftlicher Erbitterung auf beiden Seiten jeden versuchten Ausgleich vereitelten, so daß zuletzt (1675 von der bergischen Synode,

1676 von der Generalsynode) die Absetzung Luneslad's beschlossen wurde. Zwar versuchte er, gestützt auf den Schutz der Regierung, sein Amt weiter zu führen; dafür wurde aber Excommunication über ihn verhängt. Nun kam es zu wüsten Schlägereien, ja zu Verwundungen in und außerhalb der Kirche, zur Verhängung von schweren Geldbußen und Pfändungen, zu militärischem Einschreiten von Seiten der Regierung, bis die letztere in Folge der Vermittelung von Kurbrandenburg 1677 die Absetzung anerkannte. v. L. trat darauf in Düsseldorf zum Katholicismus über und wurde Amtmann in Urdenbach.

Nach einer hdschr. Familienchronik u. a. Urkunden dargestellt bei Alfried Hengstenberg, Gesch. der ref. Gemeinde zu Solingen (Solingen 1842). S. 33 bis 91.

Crecelius.

Lungershausen: Johann Jakob L., ward geb. den 25. Octbr. 1665 zu Dorndorf a. S., einem Dorfe in der Nähe von Jena, wo sein Vater Johann Valentin L. Prediger war. Auf der Klosterschule zu Roßleben vorgebildet, bezog L. die Universität Jena, ward 1687 Magister und begann Vorlesungen und Disputationen zu halten. Nach einer mehrjährigen wissenschaftlichen Reise durch ganz Deutschland ward er 1693 Adjunkt der philosophischen Facultät, ward auch unter die Predigtamtscandidaten aufgenommen und hielt philosophische und theologische Vorlesungen. 1701 ward L. außerordentlicher Professor und gleichzeitig Prediger in Jena, siedelte aber 1706 als Superintendent und Consistorialrath nach Mühlhausen in Thüringen über, wo er 1729 starb. Seine Schriften sind größtentheils Disputationen und Predigten (vgl. Jöcher-Rotermund). Erwähnung verdient etwa seine „Hermeneutik“ und die Beantwortung der Frage: „Ob wir in diesem Leben bereits wahrhaft selig werden können“?

B. Pünjer.

Lünig: Johann Christian L., geb. 1662 zu Schwalenberg im Lippeschen, studirte zu Helmstädt und Jena, machte große Reisen, war dann Amtmann zu Eilenburg und fünf Jahre später Stadtschreiber zu Leipzig, wo er 1740 verstarb. Er hatte Gelegenheit gehabt, viele Bibliotheken und Archive kennen zu lernen, was er dazu benutzte, eine Sammlung von Urkunden und Staatsschriften sich zu verschaffen, wie sie Anderen nicht zu Gebote stand. So entstand sein, auch heute noch eine Fundgrube staatsrechtlichen Wissens darstellendes Hauptwerk: „Teutsches Reichsarchiv“, 1710—22 in 24 Folianten. Man bemängelt daran, daß die Abdrücke nicht immer ganz zuverlässig sind. Sein großer Sammelfleiß ließ ihn eine ganze Reihe ähnlicher Werke veröffentlichen: „Teutsche Reichskanzley, oder auserlesene Briefe von Kaysern, Königen, Chur- und Fürsten etc. seit dem westphälischen Frieden“, 1714 in 8 Bänden — „Europäische Staatsconsilia seit dem Anfange des XIV. seculi nach beschehener Reformation bis 1715“, 1715 in 2 Bänden — „Grundfeste der Europäischen Potenzen Gerechtsamen in Deductionen und anderen merkwürdigen Schriften“. 1716 — „Codex Italiae diplomaticus“, 1725—35 — „Codex Germaniae diplomaticus“, 1732, 1733 u. a. m. Ein gutes Register besorgte Pet. Georgisch, Regesta chronologico-diplomatica, 1740—44.

Pütter, Litteratur des Teutschen Staatsrechts 1776, I, 308—315, II, 353. — Schulze, Einleitung in das deutsche Staatsrecht, 1867, S. 72.

Teichmann.

Lüning: Ferdinand Freiherr von L., katholischer Bischof, geb. zu Köln am 15. Febr. 1755, † zu Corvey am 18. März 1825. Er erhielt seine Erziehung zuerst in einem von Jesuiten geleiteten Collegium in Köln, dann als Page am kurfürstlichen Hofe in Bonn, studirte darauf zu Göttingen Jura und arbeitete einige Zeit am Reichskammergericht zu Wetzlar. Der Kurfürst Mari-

milian Friedrich von Köln ernannte ihn 1779 zum Kammerherrn und Hof- und Regierungsrath, dessen Nachfolger Maximilian Franz mit dem Titel Wirklicher Geheimrath zum Mitglied des neuerrichteten Oberappellationsgerichts. 1791 verlieh ihm dieser Kurfürst, der auch Bischof von Münster war, eine Präbende in dem dortigen Domcapitel. 1794 unterhandelte L. im Auftrage des Fürstabts von Corvey in Wien und in Rom über dessen Erhebung zum Fürstbischof. Nach der Errichtung des neuen Fürstbisthums Corvey, — es hatte nur einen winzigen Umfang, nur 11 Pfarreien, — erhielt L. eine Präbende in dem Domcapitel desselben, und schon am 6. Septbr. 1795 wurde er von dem Kurfürsten Maximilian Franz zum zweiten Fürstbischof von Corvey consecrirt. Er sollte auch der letzte sein. 1802 ward das Fürstbisthum säcularisirt: das Gebiet fiel zunächst an den Prinzen von Oranien, 1807 an das Königreich Westfalen. In den Jahren 1802—7 hielt sich L. meist in Münster auf, von 1808 an wieder in Corvey, 1812—13 als Grand Aumonier de la Couronne am Hofe in Cassel. 1817 ernannte ihn der König von Preußen zum Bischof von Münster; die Verhandlungen über seine Bestätigung durch den Papst zogen sich aber bis 1820 hin. 1819 wurde er auf den Antrag der preußischen Regierung zum apostolischen Vicar für die Bezirke Erfurt und Eichsfeld ernannt, die früher zum Erzbisthum Mainz, dann zu dem Sprengel des Fürst-Primas Dalberg († 1817) gehört hatten. Am 28. August 1820 wurde er endlich als Bischof von Münster präconisirt und am 7. Juli 1821 installirt (den Titel Fürstbischof von Corvey behielt er bei). Schon im October 1821 zog er sich wegen zunehmender Kränklichkeit (er wurde auch gemüthskrank) von der Verwaltung seiner Diöcese und nach Corvey zurück.

N. Nekrolog 1825, 391. Reusch.

Lüning: Hermann L., Germanist, geb. am 5. Novbr. 1814 in Gütersloh (Westfalen), Sohn eines protestantischen Pastors, Bruder des bekannten Publicisten und Mitgliedes des preußischen Abgeordnetenhauses Otto Lüning, besuchte nach der Uebersiedelung des Vaters nach Schildesche das Bielefelder Gymnasium und bezog Ostern 1833 die Universität Greifswald zum Studium der Theologie, beschäftigte sich aber vorzugsweise unter Kosegarten (dem Sohn des Dichters) mit orientalischen Sprachen, sowie bei Schömann mit klassischer Philologie. Bei der allgemeinen Verfolgung der deutschen Burschenschaften nach dem Frankfurter Attentat wurde L. nach sechswöchentlicher Haft relegirt und hatte einige Zeit lang eine Hauslehrerstelle bei einem Landedelmann im Großherzogthum Posen inne. 1837 ging er nach Breslau, wurde abermals verhaftet und nach Silberberg in Schlesien abgeführt (gerade als Fritz Reuter's Festungszeit daselbst aufhörte), blos weil er in Greifswald einem Kränzchen angehört hatte, in welchem freisinnige politische Schriften gelesen und besprochen wurden. Während seiner dreijährigen Festungshaft (er war zu sechs Jahren verurtheilt) verlegte er sich namentlich auf das Studium des Altdeutschen. Beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. wurde auch er amnestirt und begab sich nach Halle, um seine Wissenschaft wieder aufzunehmen; 1843 wollte er das Oberlehrerexamen ablegen, wurde aber plötzlich von der Polizei von Halle ausgewiesen und lebte nun geraume Zeit als Journalist und Privatgelehrter in Bielefeld. 1845 erhielt er eine Stelle an einem Privatinstitut in Zürich und 1848 wurde er als Lehrer der deutschen Sprache und Geschichte an die Kantonsschule in Zürich (Industrieabtheilung) gewählt, ein Amt, das L. bis zu seinem Tod am 12. August 1874 treulich versah. Werke: „Schulgrammatik der neuhochdeutschen Sprache" (Zürich 1853); dann gemeinschaftlich mit Sartori 1860 und 1861 zwei Bändchen eines deutschen Lesebuchs; in der wissenschaftlichen Welt ist sein Name bekannt geworden durch: „Die Edda, eine Sammlung alt-

nordischer Götter- und Heldenlieder. Urschrift mit erklärenden Anmerkungen, Glossen und Einleitung, altnordischer Mythologie und Grammatik" (Zürich 1859). Jakob Grimm nennt in einem Brief vom 2. Januar 1860 an L. diese Ausgabe „die erste wichtige Gabe, die von Deutschland aus den Isländern gebracht wird".

Biographie aus der Feder seines Bruders, Dr. A. Lüning, in der Neuen Zürcher Zeitung 1874, Nr. 467, 469, 471, 473 und 475. J. Baechtold.

Lüntzel: Hermann Adolf L., Historiker, wurde zu Hildesheim am 15. Jan. 1799 geboren. Sein Vater war der letzte Bürgermeister der bis zur Säcularisation des Stiftes selbständigen Stadt. Er widmete sich dem juristischen Studium und wurde später Justizrath, d. h. Rath der Justizkanzlei (jetzt Landgericht) zu Hildesheim. Abgesehen von seinen historischen Arbeiten, die sich ausschließlich mit Stift und Stadt Hildesheim beschäftigen und aus einem gerechtfertigten Localpatriotismus hervorgegangen sind, hat er auch auf anderen Gebieten große Verdienste um seine Vaterstadt. Er zeigte großes Interesse für die Erhaltung der Kunstdenkmäler Hildesheims; als Dirigent des Armenadministrationscollegiums ordnete er das ganz verkommene Armenwesen der Stadt. Wiederholt wurde er von seinen Mitbürgern in die hannoversche Kammer gewählt, wo er sich zur liberalen Partei mit aller Ueberzeugung hielt. Auch war er Mitglied des Frankfurter Parlaments in den Jahren 1848 und 1849. Ein langjähriges Augenleiden (Schwamm) nöthigte ihn schon früh zur Aufgabe des Staatsdienstes und machte sein Leben während der letzten Jahre zu einer Qual. Aber dieses Leiden trug er mit großer Geduld, und trotz großer Schmerzen setzte er mit eiserner Consequenz seine historischen Studien fort, zu denen ihn sein Oheim der Kanzleisecretär Lüntzel schon früh veranlaßt hatte. Seine verdienstvollen Arbeiten auf dem Gebiete der Hildesheimischen Geschichte haben seinen Namen in den weitesten Kreisen bekannt und geachtet gemacht. L. ist bei der Abfassung seiner Werke stets auf die Quellen selbst, namentlich auf die Urkunden, zurückgegangen; es ist im Gegensatze zu seinen Vorgängern, die er bei weitem überragt, die gewissenhafte, nach Wahrheit strebende Forschung, die seinen Werken einen dauernden Werth verleiht. Die erste Schrift, welche er (1830) veröffentlichte, trat für den gedrückten Hildesheimischen Bauernstand ein. Sie führt den Titel: „Die bäuerlichen Lasten im Fürstenthum Hildesheim. Eine geschichtlich-rechtliche Abhandlung". Bereits 1831 veröffentlichte L. in Ersch und Gruber's Encyklopädie (2. Section, 8. Theil, S. 133—152) einen die Geschichte des Bisthums und der Stadt Hildesheim betreffenden Artikel. 1832 f. gab er mit Koken „Mittheilungen geschichtlichen und gemeinnützigen Inhalts", 2 Bde., heraus. 1837 erschien von ihm sein bedeutendstes, auf überaus gründlichen Studien beruhendes Werk, welches das Vorbild zu anderen ähnlichen gegeben hat, nämlich: „Die ältere Diöcese Hildesheim. Mit zwei Charten", Hildesheim bei Gerstenberg. Allerdings irrt sich L., wenn er die Stiftungsurkunde des Klosters St. Michaelis, welche der Bischof Bernward im J. 1022 kurz vor seinem Tode anfertigen ließ, für echt erklärt (S. 84), — die Urkunde rührt unzweifelhaft erst aus dem 12. Jahrhundert her — aber trotz dieses Irrthums ist das Werk für die Hildesheimische Historiographie von ganz hervorragender Bedeutung. 1842 veröffentlichte er: „Die Annahme des evangelischen Glaubensbekenntnisses von Seiten der Stadt Hildesheim". Die Schrift ist abgefaßt zur Erinnerung an die vor 300 Jahren geschehene Einführung der Reformation in Hildesheim und seinem Landsmann „Philipp Marheineke, dem im Glauben festen, in der Wissenschaft freien Protestanten, dem Kämpfer für das heilige Recht der freien Forschung" gewidmet. Vier Jahre später (1846) gab er als ersten Band der Zeitschrift des 1844 gegründeten „Vereins für Kunde der Natur und der Kunst

im Fürstenthum Hildesheim und in der Stadt Goslar" das Werkchen: „Die Stiftsfehde, Erzählungen und Lieder" heraus. Im ersten Theile desselben werden Erzählungen in ungebundener Rede aus gleichzeitigen chronikalischen Werken, im zweiten Erzählungen in Reimen, Lieder, Fastnachtsspiele vorgeführt. In dasselbe Jahr fällt das im zweiten Jahresbericht über den Verein für Kunde der Natur und der Kunst im Fürstenthum Hildesheim abgedruckte „Verzeichniß der im Hildesheimschen untergegangenen Ortschaften", das freilich nur einen halben Bogen umfaßt, aber für den Forscher doch von sehr bedeutendem Werthe ist. Seine letzte historische Arbeit: „Geschichte des Schlosses Steinbrück im Fürstenthum Hildesheim und Jürgen Wullenweber" erschien 1851, bereits nach seinem Tode, denn L. starb schon am 20. Novbr. 1850. Um das Erscheinen des Hauptwerkes seines Lebens „Geschichte der Diöcese und Stadt Hildesheim", das er freilich nicht in allen Partieen gleichmäßig vollendet hinterließ, hat sich sein Neffe, der Senator H. Römer in Hildesheim, die größten Verdienste erworben. Ursprünglich war Otto Abel als Herausgeber dieses postumen Werkes von L. in Aussicht genommen, aber sein früher Tod trat hemmend dazwischen. Die Besorgung des Druckes aus dem nachgelassenen, nicht ganz vollendeten Manuscripte Lüntzel's besorgte Dr. Pacht, dem die Ordnung des Hildesheimer Stadtarchives übertragen worden war. Einen Theil der Druckkosten übernahm die Schwester Lüntzel's. Das Werk erschien im J. 1858 in zwei starken Octavbänden, welche die Geschichte Hildesheims bis zum Ausgange des Mittelalters fortführen. Schon vorher war daraus die Biographie des h. Bernward anläßlich der in Hildesheim 1856 abgehaltenen Versammlung des Gesammtvereins der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine als Festschrift veröffentlicht. — Der reiche handschriftliche Nachlaß Lüntzel's befindet sich im Museum zu Hildesheim.

K. Janicke.

Lupi: Johannes L., Geistlicher zu Frankfurt a. M. in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Sein Geschlechtsname und Heimath waren, wie er dies selbst angiebt, der erstere „Wolff" und die letztere „Kunersreut", d. h. Komersreuth, ein Flecken in der baierischen Oberpfalz, Landger. Waldsassen. Ueber sein Geburts- sowie sein Sterbejahr geben die vorhandenen Quellen keine Nachricht, seine Studien aber hatte er und zwar schon bei reiferen Jahren, wenigstens nachträglich, in Erfurt gemacht, wo er sich auch die Magisterwürde erwarb. Denn in der dasigen Studentenmatrikel (Akten der Universität ed. Weissenborn S. 350, Z. 35) findet sich unter dem Datum 1472, Nov. 4, der Eintrag: „Johannes Lupi de Franckfordia", unmittelbar vor diesem Namen steht: „Johannes Reynheym de Franckfordia" und nach L.: Johannes Sonemant de Maguncia. Daß aber auch bereits angestellte Priester noch eine Hochschule besuchten, kam damals gar nicht selten vor. L. bekleidete im J. 1478 das Amt eines ersten Capellans an der St. Peterskirche, war zugleich Plebanus (Leutpriester) an derselben und genoß das allgemeine Vertrauen und die Anerkennung seiner Gemeinde in hohem Grade, denn wie Ritter a. u. a. O. sich ausdrückt, war er „ein sonst im Pabstthum fleißiger und ehrlicher Mann" und dieser berichtet auch, daß man noch zu seiner Zeit an der Wand der St. Peterskirche das Bild dieses Plebanus des St. Peterssprengels habe sehen können. Zugleich zeichnete sich L. durch ein eben so gediegenes theologisches Wissen aus, als er ein richtiges Verständniß für das praktische christliche Leben des Volkes hatte. Dies bewies er durch eine 1478 erschienene Anleitung zur Beichte: „Vor die anhebenden Kynder vnd ander | zu bichten in der ersten bycht". Aus der Schlußbemerkung auf der Vorderseite des ersten Blattes dieses durch seinen volksthümlichen Inhalt sowohl als durch die Officin, aus der es hervorgegangen interessanten Buches (25 unbez. Bl. 4⁰) erfahren wir, daß L. die letztwillige Ver-

fügung getroffen hatte, daß diese von ihm verfaßte Anleitung durch seinen Testamentsvollstrecker an alle Pfarrsitze des Mainzer Erzbisthums zum Zwecke der Nachahmung seiner Unterrichtsmethode verschenkt werden und dort ewig verbleiben sollte, unter der Bedingung, daß für die Seelenruhe seiner und seiner Wohlthäter gebetet werde. Wir lesen weiter auf derselben Seite „Item wo etwaß da geschriben were das da offenlich oder ußlegelich mocht syn widder got oder christlichen glouben ader heylige Kyrchen ader heylige priesterschafft wolde ich Johannes wolff bürtig von dem dorffe Künersreut zunechst by peyreut gelegen zwischen Kreusen vnd peireut capellan zu sant petro zu Franckfurt widder ruffen vnd schriben vnd wolt eß han vor keyn schrifft . ." Die drei Exemplare dieses Buches, welche zur Zeit bekannt sind, befinden sich je eines in der Bibliothek des bischöfl. Priesterseminars zu Mainz, auf der Gießener Univers.-Bibliothek und auf der ständischen Landesbibliothek zu Cassel; das letztere in einem Miscellenbande, der auch die Schrift des Mainzer Weihbischofs Sifrid „De defectibus occurrentibus in missa" (Hessische Beiträge II, 544—45) enthält und von welcher die Engländer rühmen, daß sie (Caxton Celebration 1877, pag. 194) allein das einzige Exemplar besäßen. L. sieht in dieser in kirchlicher wie culturhistorischer Hinsicht und unter den von 1470—1520 gedruckten 46 verschiedenen Beichtbüchern auf das vortheilhafteste sich auszeichnenden Schrift u. a. auch die Schule als etwas auf das Engste mit der Kirche Verbundenes an und bietet die Mittel der letzteren auf, um der ersteren ihre rechte Geltung bei Erwachsenen wie Kindern zu sichern. Dabei ist er ein Freund der Armen und redet ernst mit den Reichen von ihrer Pflicht jenen beizustehen. Obgleich das Buch deutsch geschrieben, zeigt der Verfasser doch in den zahlreich eingestreuten lateinischen Stellen eine große Belesenheit nicht blos in der Bibel sondern auch in einer Reihe hervorragender theologischer und philosophischer Werke. Dabei setzt aber auch der Verfasser eine eben so solide Kenntniß der Quellen und Vertrautsein mit den Lehren und Anschauungen der alten Philosophie voraus, und während er in seinem deutschen Texte fast gar keiner Abkürzungen sich bedient, gebraucht er solche für die lateinischen Citate in allerausgedehntestem Maße. Wenn aber aus dieser Anwendung von Abbreviaturen Münzenberger a. a. O. S. 22 den Schluß ziehen zu dürfen glaubt, daß dies „ein schönes Zeichen für die damals unter den Seelsorgsgeistlichen herrschende Bildung" gewesen sei, denen solche Stellen vollkommen geläufig und durchaus bekannt waren, so muß diese Anschauung in Betreff der überwiegenden Zahl der damaligen Cleriker und namentlich solcher auf dem Lande eine allzu optimistische genannt werden: der Gebrauch vielmehr in lateinischen Druckwerken sich zahlreicher Abbreviaturen zu bedienen, war einfach in den typographischen Officinen jener Zeit und des ganzen 15. Jahrhunderts ein fast ausschließlicher und nur Geistliche von mehr als gewöhnlicher Bildung vermochten in dem Inhalte eines solchen Druckes sich zurechtzufinden. — Das Beichtbüchlein ist eines der wenigen uns erhaltenen Erzeugnisse der Klosterpresse zu Marienthal im Rheingau, welche die sog. Kogelherren, so von ihrer Kopfbedeckung „Kogel, Kugel", auch Fraterherren, fratres vitae communis geheißen, nicht lange nach der Katastrophe der Stadt Mainz 1462, schon im J. 1468 errichteten und bis 1484 fortführten und eine Reihe von Drucken veröffentlichten, deren Heimath bis 1882 kein einziger Bibliograph festgestellt hatte und erst durch Falk (vgl. unten) nachgewiesen wurde. Als die Kogelherren endlich zu drucken aufhörten, gelangte nach Bodmann (Rheingauische Alterthümer S. 136) die Einrichtung an „Friedrich Heumann von Norembergk, Buchdrucker im Kirsgarten zu Mainz" (Bd. XII, 330). Wenn auch diese Klosterpresse nicht als die einzige ihrer Art dasteht, so gebührt ihr doch der Ruhm, neben der fast gleichzeitigen zu St. Ulrich und Afra zu Augsburg eine eigentliche Klosterdruckerei, d. h. eine solche gewesen zu sein, in welcher

die Mönche des Hauses selbst die Pressen bedienten, sowie der weitere, in der Reihe der deutschen Druckorte die sechste und in der der europäischen die siebente Stelle einzunehmen. Eine Zusammenstellung aller Klosterdruckereien inner- und außerhalb des deutschen Sprachgebiets hat gegeben Fr. Falk, Die Druckkunst im Dienste der Kirche, Köln 1879.

Ritter, Evangel. Denkmal d. Stadt Frankfurt, 1726. 4⁰. Münzenberger, Das Magdeburger und Frankfurter Beichtbüchlein, 1881. S. 6—23. Falk, Die Presse zu Marienthal im Rheingau und ihre Erzeugnisse, Mainz 1882. Geffcken, Bilderkatechismus, S. 26. Janssen, Gesch. d. d. Volkes (7. Aufl.) S. 45. Petzholdt, Neuer Anzeiger 1882, 132—37. Grotefend, Christian Egenolff, 1881, S. 3. 24. Fischer, Typogr. Seltenheiten VI, 128.

J. Franck.

Lupin: Christian v. L., Minnesänger. Die Ueberlieferung, daß der Dichter ein Thüringer sei, wird durch seine Sprache bestätigt. Seine meist dreistrophigen Lieder zeigen die Kunst des Minnesangs in ihrer Reife; sie sind anmuthig und gewandt. Man vermuthet, daß er der Christian von Lupin ist, der 1305 in einer Urkunde des Grafen von Beichlingen zeugt. MsH. 4, 315. MF³. 371 Anm.

W. Wilmanns.

Lupin: Friedrich Freiherr v. L., geboren am 11. Novbr. 1771 in Memmingen, † am 28. Novbr. 1845 zu Illerfeld bei Memmingen, einem alten Patriciergeschlechte der freien Reichsstadt Memmingen entsprossen, sollte sich bei sehr einseitiger Jugenderziehung und nach Besuch des Lyceums seiner Vaterstadt die letzte Politur eines reichsstädtischen Junkers auf der Universität Straßburg 1789 aneignen. Hier warf sich aber L. so in den Strudel der damaligen Bewegung, daß er sich bald genöthigt sah, so rasch als thunlich Straßburg wieder zu verlassen. In Göttingen setzte er sodann das Studium der Rechte fort und widmete 3 Jahre mit großem Fleiße seinem Fache. Seine Reiselust führte ihn von hier nach dem Harze, wo er bei seiner phantastisch angelegten Natur durch die dortigen Bergwerke mächtig angeregt wurde, so daß er von da an auch mineralogische und technische Studien in Göttingen unter Blumenbach und Beckmann, nach seiner Uebersiedelung nach Erlangen besonders bei Schreber und Esper mit allem Eifer betrieb. Zahlreiche und große Reisen nach dem Harze, im Erzgebirge, in Franken, in der Rhön, im Fichtelgebirge, Siebengebirge, Böhmerwald, die er dann bis Schweden, Ungarn, die Karpathen und Alpen ausdehnte, benützte er hauptsächlich zu geognostischen Untersuchungen und zum Sammeln von Mineralien. Als Frucht dieser wissenschaftlichen Reisen erschien 1793 seine erste Probe schriftstellerischer Thätigkeit: „Mineralogische Wanderungen durch Franken“. 1794 in seine Vaterstadt zurückgekehrt, trat er die sehr arbeitsreiche Stellung eines Stadtgerichtsassessors an, neben der er nach Ausbruch des französischen Krieges 1796 auch noch das verantwortliche Amt der Verpflegungsgeschäfte und der Abrechnung übernehmen mußte. Dies verschaffte L. jedoch reiche Gelegenheit, mit hervorragenden Personen, namentlich mit Heerführern in nähere Berührung zu kommen. Seine Vaterstadt belohnte ihn für die gut geleisteten Dienste durch Beförderung zum Kanzleidirections-Adjunkten und 1802 zum wirklichen Director. In dieser Stellung wurde er mehrfach mit politischen Missionen nach Paris und als Abgeordneter zur Reichsfriedens-Deputation in Regensburg mit der schwierigen Aufgabe betraut, die seiner Vaterstadt drohende Mediatisation hintanzuhalten. Sein Versuch war vergebens, Memmingen wurde baierisch und L. zur Huldigung nach München gesendet. Nunmehr in Memmingen als Director überflüssig geworden, suchte er eine andere passende Stelle im baierischen Staatsdienste zu erlangen. Dazu bot sich ihm wegen seiner mineralogischen Kenntnisse die Stelle eines Bergcommissarius, welche mit dem Auftrage verknüpft war, eine mineralogische Mono-

graphie des Landes herzustellen. L. erfaßte mit Eifer diese Aufgabe und brachte eine große Sammlung von Mineralien zusammen. Die näheren Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichte er in der sehr inhaltsreichen Schrift: „Min.-geognostische Beobachtungen über die schwäbische Alb“ (2. Bd. d. Denkschr. d. bayer. Akad. d. Wiss., 1809—10) und in der Abhandlung: „Zusammenstellung der auf einer geognostischen Reise in Schwaben und Tirol gemachten Beobachtungen“ in Moll's Ephemer. I. Bd. Hft. V, 353. 1809 wurde L. zum Oberbergcommissär befördert, verbrachte aber von da die meiste Zeit auf dem von ihm erweiterten väterlichen Gut Illerfeld bei Memmingen mit landwirthschaftlichen Beschäftigungen und ließ sich ganz hier nieder, als er 1821 bei Aufhebung der Centralstelle für Bergwesen mit vollem Gehalt quiescirt wurde. Seine schriftstellerische Thätigkeit setzte er mit dem der Königin Karoline gewidmeten Werke: „Die Gärten, ein Wort zu seiner Zeit“ fort und faßte den Plan zu einer ausgedehnten Publication: „Biographie jetztlebender oder erst im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen, welche sich durch Thaten und Schriften denkwürdig gemacht haben“, wovon jedoch 1826 nur ein Band erschienen ist. Unter dem Pseudonym Florian Felbel publicirte er das humoristische Schriftchen: „Schulrede gehalten am Sylvesterabend 1827“ (erste erneuerte Schulrede 1840). Besonders verlegte sich L. aus altem Sammeleifer jetzt auf das Zusammenbringen alter Kunstgegenstände, Bilder, Antiquitäten aller Art, mit denen er sein schloßartiges Landhaus in sehr verständnißvoller Weise schmückte und zu einer reichen Kunstsammlung erhob. König Ludwig besuchte 1829 diese seltene Privatsammlung und ehrte den kunstsinnigen Besitzer durch die Erhebung des Geschlechtes der Lupin in den Freiherrnstand. Die Muße seiner letzten Lebensjahre benutzte L. zur Abfassung einer Selbstbiographie, zu welcher er schon in dem vorangegangenen, mit seltenem Humor verfaßten Schriftchen: „Der Landbär“, 1840 gleichsam die Einleitung geliefert hatte. Die den Stil und die Manieren Jean Paul's nachahmende Selbstbiographie in 4 Bänden, 1844 bis 1847, welche voll Humor und mit scharfer Ironie die interessanten Zeitereignisse seines Lebens in geistreicher Weise schildert, reifte erst nach seinem Tode zur Publication.

Neuer Nekrolog, Jahrg. 1845. 915. Gümbel.

Lupinus: Christian L., geb. 1564 in Groß-Schenk im Siebenbürger Sachsenland, † am 17. September 1612 als Stadtpfarrer in Hermannstadt. Ueber den Gang seiner Jugendbildung ist nichts bekannt; 1592 wird er Pfarrer in Groß-Scheuern, 1597 Stadtpfarrer in Hermannstadt und bekleidet als solcher in den Jahren 1597—1599, 1601—1603, 1607—1609 durch die Wahl des Kapitels dazu berufen, zugleich das Amt des Hermannstädter Dechanten. Das waren für das Land, die sächsische Nation und die evangelische Kirche außerordentlich schwere Jahre. Verderblicher als je wogte an der Scheide des Jahrhunderts der Kampf auf und nieder, ob Siebenbürgen in den Machtkreis Konstantinopels oder Wiens fallen solle; der Wankelmuth des Fürsten Sigmund Bathori rief immer neues Blutvergießen hervor. L. widerstand mit seiner Stadt, dem Kaiser Rudolf treu, standhaft des feindlichen Führers Csaki Verlockungen zum Abfall und mußte dafür die Nachbardörfer in Flammen aufgehen sehen. Im J. 1603 waren die Kirchen, Pfarrhöfe und Schulen ringsum so zerstört, daß Rath und Kapitel darin ein schweres Hinderniß der Amtswaltung von Pfarrern und Lehrern fand. Mitten in so schwerer Zeit, in der die Heimsuchung von Freund und Feind fast gleich tiefe Wunden schlug, arbeitete Hermannstadt hoffnungsstark an der Besserung seines Schulwesens. An der folgenreichen „Neugründung“ des Hermannstädter Gymnasiums im letzten Jahrzehnt des 16. Jahrhunderts, die sich wesentlich an den Namen Alb. Huëts knüpft (Allg. D. Biogr.

XIII, 285) hat auch L. seinen Antheil; als der bedeutsame Organisationsakt von 1598 zu Stande kam, war er Dechant und Stadtpfarrer und als solcher Schulinspector. Als die Landgemeinden, durch den vieljährigen, mit stetem Raub und Brand geführten Krieg zerstört und zu Grunde gerichtet, den „Schullohn" herabsetzen wollten (1602), hinderte er durch energischen Einspruch den bildungsfeindlichen Versuch, nicht ohne zugleich die Lehrer selbst angesichts der allgemeinen erbärmlichen Armuth ernst zur Milde in ihren Forderungen zu mahnen. Die Erhaltung von Zucht und Sittenstrenge in den Reihen derselben inmitten der bösen Zeit war seine nicht geringe Sorge; ein sprechendes Zeugniß davon geben die „Gesetze für die Schulmeister", die 1602 unter seinem zweiten Dekanat niedergeschrieben worden sind. Ueberhaupt sind die aus seiner Amtsführung erhaltenen — sowie die anderen gleichzeitigen Kapitularprotokolle außerordentlich reich an kulturgeschichtlichem und anderweitem historischen Stoffe; der Geist der Reformation hatte eben auch auf diesem Gebiete neues Leben hervorgerufen. L. selbst hat chronikalische Aufzeichnungen hinterlassen, die in dem auf Kosten des Vereins für siebenbürgische Landeskunde von Jos. Trausch herausgegebenen Chronicon Fuchsio-Lupino-Oltardinum (Kronstadt 1847) veröffentlicht sind. In den Dienst der Schule und Kirche stellte er die Sonn- und Festtagsperikopen, die er 1598 lateinisch und griechisch im Druck in Hermannstadt herausgab. Während seiner letzten Lebensjahre sah L. das Verderben seiner Stadt und die Zertrümmerung des Rechts seiner Kirche durch die Tyrannei Gabriel Bathori's: es erfüllte sich, was, wie L. an den Superintendenten geschrieben, ein dem Fürsten Nahestehender schon 1608 mahnend zu den Sachsen gesagt: „sehet zu, daß ihr in der Nachsicht des Zehntpachts Euch ihm willfährig zeigt. Denn er ist ein jähzorniger Jüngling, der mit Gewaltthat an sich reißt Alles, was er will". Das Ende dieser Tyrannei, der L. Ausdauer und Standhaftigkeit entgegenzustellen rieth, erlebte er nicht.

Das Leben Lupinus' hat in kurzen Zügen Joh. Seivert: Die sächsischen Stadtpfarrer zu Hermannstadt. Hermannst. 1777, dann: Nachrichten von siebenb. Gelehrten. Preßburg 1785, beschrieben; hier wurden wesentlich noch die Hermannstädter Kapitularprotokolle Bd. B und C (III, IIIβ) benützt.

G. D. Teutsch.

Lüpke: Anton L., katholischer Bischof, geb. 1775, † am 8. April 1855 zu Osnabrück. Von den beiden im J. 1824 wiederhergestellten hannoverschen Diöcesen Hildesheim und Osnabrück, wurde die letztere erst 1858 vollständig organisirt, bis dahin administrirt. L. war Dompastor in Osnabrück, als der apostolische Vicar für Hildesheim und Osnabrück, Held, ihn im J. 1827 zu seinem Subdelegirten für Osnabrück bestellte. 1829 wurde Godehard Joseph Osthaus Bischof von Hildesheim und Administrator von Osnabrück und L. sein Generalvicar für letztere Diöcese. Am 5. Juli 1830 wurde er auch als Bischof von Anthedon in partibus und Weihbischof präconisirt. In dieser Stellung blieb L. auch unter den folgenden Bischöfen von Hildesheim bis zu seinem Tode. — Im J. 1832 richtete er an das hannoversche Ministerium eine Vorstellung über das fünfte Kapitel des Entwurfs eines Staatsgrundgesetzes, die im October 1833 von dem Ministerium beantwortet wurde, und 1835 unterzeichnete er mit seiner Geistlichkeit eine Protestation gegen die Beschlüsse der Kammern darüber (Benkerts Religionsfreund, 1833, Nr. 36; 1835, Bemerker 1 u. 21). — Als der 1839 zum apostolischen Vicar der nordischen Missionen ernannte Bischof Laurent nicht zugelassen wurde, wurde L. am 26. Februar 1841 zum Provicar ernannt. Als solcher machte er 1842 und 1854 Firmungs- und Visitationsreisen nach Hamburg, Altona, Lübeck und Schwerin.

Friedberg, Der Staat u. die Bischofswahlen, S. 266. R.

Lupold (Leopold) von Bebenburg, Bischof und Staatsrechtslehrer. Er führt seinen Namen von dem Orte Bebenburg, jetzt Bemberg an der Brettach, entstammte dem edlen Geschlechte der Küchenmeister von Rotenburg und Nortenberg. Die Zeit seiner Geburt ist unbekannt, fällt aber wol in das Ende des 13. Jahrhunderts. Seine Studien machte er zu Bologna, wurde hier doctor decretorum, wie er sich stets selbst bezeichnet. Er bekleidete die Würde eines Domherrn in Mainz, Bamberg und Würzburg, war Propst des St. Severinstiftes in Erfurt, erscheint 1338 mit Konrad v. Spiegelberg als Commissar des Erzbischofs Heinrich III. von Mainz in Hessen und Thüringen, wurde am 14. Jan. 1353 zum Bischof von Bamberg gewählt und starb am 22. October 1362 am Typhus, der in Folge einer Hungersnoth grassirte. Seine Bedeutung für die Litteratur liegt vorzugsweise in dem dem Erzbischof Balduin von Trier gewidmeten — er bezeichnet sich als dessen clericus — „Tractatus de regni et imperii juribus“ (wie er ihn selbst nennt; zuerst gedruckt Argentor. per Jac. Wimpheling 1508, dann in Sim. Schard, De jurisdictione, autor. et praeeminentia imperii cet., Basil. 1566 fol., p. 328—409, in der Ausgabe des tr. de imp. rom. des Peter v. Andlo cur. Marq. Frehero Argentor. 1603, 4⁰ im lib. II, Argentor. 1624, 4⁰, cur. Matth. Berneggero, Heidelb. 1664, 4⁰). Diese Schrift ist unzweifelhaft bald nach dem Frankfurter Reichstage von 1338 gemacht zur Rechtfertigung des daselbst am 8. August erlassenen decretum de jure imperii, an dessen Wortlaut sie sich anlehnt. Sie hat folgende fünf Sätze: Der zum römischen König oder Kaiser von den Kurfürsten einträchtig Erwählte kann sofort kraft der Wahl selbst erlaubterweise den königlichen Namen annehmen und die Rechte des Königthums und Kaiserthums in Italien und den übrigen dem König- und Kaiserreiche unterworfenen Provinzen ausüben; der von der Mehrheit Erwählte kann den königlichen Namen annehmen und diese Rechte üben; der einträchtig oder von der Mehrheit Erwählte hat dieselbe Gewalt in Italien ꝛc.; der einträchtig oder von der Mehrheit Erwählte ist nicht gebunden, vom Papste oder von der römischen Kirche die Ernennung zum König oder die Approbation des Papstes zu erbitten und anzunehmen; der vom römischen König dem Papste geleistete Eid ist kein Lehnseid, wie ihn der Vasall dem Lehnsherrn wegen des Lehens leistet, sondern eine eidliche Versicherung des von ihm dem Papste und der Kirche treu zu gewährenden Schutzes. Um diese Sätze zu beweisen geht er bis auf die älteste Zeit des germanischen Volks zurück, schildert die Entstehung des Kaiserthums, erwähnt alle Ereignisse, die für die Frage von Bedeutung sind. Er kennt alle einschlägigen Schriften, welche in jener Zeit zu haben waren und beherrscht, was besonders zu betonen ist, ungemein das römische und canonische Recht. Der Geschichte, dem Naturrechte, dem canonischen und römischen entnimmt er seine Beweise, zwar ganz in dem Geiste und der Methode der damaligen Scholastik, jedoch mit einer Prägnanz, Schärfe und Schlagfertigkeit, welche kaum von einem anderen Schriftsteller jener Zeit übertroffen ist. Wo ihm positive Aussprüche des canonischen Rechts entgegenstehen, weiß er sich vortrefflich zu helfen, wie hinsichtlich der capp. Venerabilem 34. X. de elect. I. 6, licet 10 X. de foro comp. II. 2, Clem. Romani de jurej. II. 9. Weil Italien dem deutschen Reiche annectirt ist, folgt nach ihm das Recht des Erwählten aus der Wahl; die Salbung und Krönung durch den Papst beweise ebensowenig dessen Superiorität, als das gleiche Recht einzelner Erzbischöfe und Bischöfe eine solche über die von ihnen zu weihenden Könige enthalte; der Papst habe ein Prüfungsrecht nur, wenn mehrere von der Mehrheit gewählt zu sein behaupteten, und lediglich deshalb, weil es dann einer declaratorischen Sentenz bedürfe und kein höherer Richter vorhanden sei; durch die päpstliche Krönung erhalte der Kaiser lediglich die specifischen kaiserlichen Reservatrechte über alle noch nicht

mit dem Reiche verbundenen Länder, weil alle deren Könige seine Oberhoheit anerkennen müßten; wenn einzelne deutsche Könige vom Papste die Anerkennung erbeten und erhalten hätten, präjudicire das nicht, weil sie gar nicht berechtigt gewesen seien, ohne Zustimmung der Kurfürsten und anderen Fürsten die königlichen Rechte zu vergeben und der römischen Kirche unterthänig zu werden; aus den Vorgängen der Kaiser, welche Sicilien gehabt, folge gar nichts, weil das ein singuläres Verhältniß gewesen; die sogenannte Constantinische Schenkung beweise überhaupt nichts und gehöre zu den apokryphen Schriften. Ob die kirchliche und weltliche Gewalt gesondert und jede unmittelbar von Gott sei, läßt er dahingestellt, pflichtet jedoch selbst der bejahenden Meinung zu. Es ist von Erhard bemerkt worden, daß er sich um die Einführung des römischen Rechts in Deutschland bemüht habe. Dafür gibt es freilich keinen positiven Anhalt, aber die Art, wie er dasselbe für das Staatsrecht verwerthet, hat sicherlich zu dessen Benutzung beigetragen; dies beweist die Schrift des Peter v. Andlo. Die Grundgedanken seines Tractats hat L. popularisirt in dem „Rismaticum querulosum et lamentosum dictamen de modernis cursibus et defectibus regni et imperii Romanorum“ vom Jahre 1341 (gedruckt bei Peter in einem Gymnasialprogr. von Münnerstadt, Würzb. 1842, dann bei Boehmer, Fontes I. 479—484; es ist von L. mit einer erklärenden Glosse versehen, 1341 von Otto Baldeman von Karlstadt frei ins Deutsche übersetzt). Eine dritte Schrift ist der dem Herzog Rudolf von Sachsen — suus clericus bezeichnet er sich — gewidmete „Libellus de zelo christianae religionis veterum germanorum principum“ (so bezeichnet er sie selbst, nicht de zelo catholicae fidei v. g. p., wie Boehmer sie nennt), gedruckt Basil. 1497 fol. per Jo. Bergmann de Olpe, Par. 1540, Col. Agripp. 1564, Schard p. 410—465.

Trithemius, Scriptor. eccl. Mart. Hoffmann, Annales Bamberg. in de Ludewig, Scriptor. rer. episc. Bamb. I. 203. Fabricius, Bibl. IV. Jöcher. Schunk, Beitr. z. Mainz. Gesch. II. 140 u. ö. Erhard in Ersch u. Gruber VIII. 281. Jäck, Allg. Gesch. Bamb. 65. Pantheon 68, 1179. Boehmer, Fontes, I. XXXVII. v. Schulte.

Luppius: Andreas L., Buchhändler, der sein Geschäft in Wesel, Duisburg und Frankfurt a./M. hatte. Wahrscheinlich wohnte er selbst früher in Wesel und zog dann nach Frankfurt a. M.; wenigstens begab sich im J. 1685 Wegleiter nach Frankfurt a./M., um Spener und L. aufzusuchen. L. war früher mit Spener befreundet gewesen und stand nachher mit einer größeren Anzahl bekannter Pietisten in mehr oder weniger genauer Beziehung; er scheint sich in diesem Kreise auch eines gewissen Ansehens erfreut zu haben. In seinem Verlage erschien eine Reihe mystischer und theosophischer Schriften, z. B. von Paracelsus, Weigel, Böhme, Breckling, und von vielen anderen, meist geringen Umfangs. Vor Allem aber ist er bekannt als Herausgeber, Drucker und Verleger des sogenannten Pietistengesangbuches. Dieses erschien im J. 1692 bei L. als „Churfürstlich Brandenburgischen gnädigst Privil. Buchdrucker und Buchhändler“ an den genannten drei Orten unter dem Titel „Andächtig Singender Christen-Mund, das ist: Wahrer Kinder Gottes geheiligte Andachten“ und enthält in seinem 1. Theile 134 geistliche Lieder, welche zum Theil hier zum ersten Male gedruckt sind. So enthält es namentlich viele, vorher nicht veröffentlichte Lieder von Johann Caspar Schade (oder Schad), dem Diaconus von Spener in Berlin; außerdem einige von Joh. Wilh. Petersen, von diesem auch ein lateinisches, von Breithaupt 2c. Die Angaben über die Verfasser sind manchmal unrichtig, wie denn gerade Schade auch Lieder zugeschrieben werden, die nicht von ihm sind; bei anderen Liedern und zum Theil bei ganz bekannten fehlt die Angabe des Dichters ganz. Der zweite Theil des Buches enthält Neander's Bundeslieder.

Einen dritten Theil soll nach dem Titelblatt „der in Gott verliebten gläubigen Seelen .... Hallelujah" bilden; statt dessen ist im Exemplar der Hamb. Stadtbibl. Joachim Betkii Pietismus ꝛc. angebunden. L. hat in dieses Gesangbuch unter Nr. 127 (S. 167) auch ein eignes Lied aufgenommen, das er als sein „Leibstückgen wider den Neidhardt" bezeichnet und das mit den Worten: „Was kann für eine größere Freude sein" beginnt; man sieht aus diesem Liede, daß Neider und Verleumder ihm sein Leben sauer machten. — Genauere Nachrichten über L. waren nicht zugänglich.

Wetzel, hymnopoeographia II, S. 105. Rotermund zum Jöcher IV, Sp. 172 f. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. s. f., 3. Aufl., IV, S. 296, vgl. auch III, S. 502. — Spener, Deutsche Bedenken III, S. 340.

l. u.

Lupulus: Heinrich L. (Wölflin) von Bern, war 1497, wahrscheinlich schon vorher, lateinischer Schulmeister in seiner Vaterstadt. Von seinem früheren Leben und seinem Bildungsgang ist nicht das Geringste mit Sicherheit bekannt; aber er galt als einer der ersten Vertreter des Humanismus in der Schweiz und genoß eines bedeutenden Rufes als Gelehrter und Schulmann. Um seinen Unterricht zu genießen wandte sich im genannten Jahre der junge Ulrich Zwingli von Basel nach Bern und hielt sich fast zwei Jahre lang hier auf. Magister L. war Chorherr des St. Vincenzenstifts in Bern und schrieb ein „Officium Sti Vincentii", das 1517 gedruckt wurde. Der alten Kirche war er anfangs ängstlich ergeben; als 1518 der Ablaßkrämer Samson nach Bern kam, diente er demselben als empfehlender Prediger. Fast jedes Jahr soll er Einsiedeln besucht haben und 1518 oder 1519 machte er sogar eine Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, die er ziemlich ausführlich in lateinischer Sprache beschrieben hat. Bald darauf änderte sich seine Ueberzeugung; schon 1522 wird er in einem Briefe des Reformators B. Haller als einer seiner Freunde genannt und 1524 wurde er mit zwei Gesinnungsgenossen seiner Chorherrnstelle entsetzt, weil er sich verehelicht hatte (ob legitimae uxoris matrimonium contractum). Der Sieg der Reformation im J. 1528 verschaffte ihm eine neue Stelle, diejenige eines Schreibers des neu eingerichteten Chor- oder Ehegerichts. Er soll 1534 gestorben sein. Eine uneheliche Tochter war mit einem Müller auf dem Lande verheirathet. — Nebst den schon genannten Werken verfaßte er eine Anzahl Acrosticha auf Ereignisse der Berner Geschichte, ein Gedicht auf den Tod seines berühmtesten Schülers Zwingli (1531) und eine Chronik, die sich jedoch fast ganz auf Compilation beschränkt.

Fetscherin, Geschichte des Bernischen Schulwesens bis zur Reformation. Im Berner Taschenbuch 1853. Val. Anshelm's Berner Chronik, Bd. V u. VI. — Iter Hierosolimitanum, Manuscript der Berner Stadtbibliothek. — Rathsbücher der Stadt Bern.

Blösch.

Lupus (Wolf): Christian L., geb. zu Ypern 1612, † am 10. Juli 1681 zu Löwen, trat 15 Jahre alt in den Orden der Augustiner-Eremiten und wurde nach Beendigung seiner Studien nach Köln geschickt, um daselbst im Kloster seines Ordens Philosophie zu lehren. Während seines Kölner Aufenthalts gewann er den daselbst residirenden päpstlichen Nuntius Fabius Chigi (nachmaligen Papst Alexander VII.) zu seinem Gönner. Von Köln wurde er nach Löwen berufen, um eine theologische Lehrkanzel an der Universität einzunehmen. Er machte sich als theologischer Lehrer die Vertretung des Augustinismus zu seiner specifischen Aufgabe und oblag dem Studium der Schriften Augustin's und der patristischen Litteratur insgemein mit solchem Fleiße, daß ihm nachgerühmt wurde, er habe Tag für Tag 15 Stunden studirt. Von Löwen wurde er nach Douai berufen, um in gleicher Eigenschaft zu lehren. Wegen

seiner eifrigen Vertretung des strengen Augustinismus gerieth er in den Verdacht zum Jansenismus hinzuneigen; demzufolge trat, da ihm von der Löwener Universität die theologische Doctorwürde verliehen werden sollte, der päpstliche Internuntius der Niederlande hemmend dazwischen, Papst Innocenz X. behob das Hinderniß (1653). Bei dessen Nachfolger Alexander VII. wurde er aber neuerdings wegen Nichtbeachtung der päpstlichen Erlässe gegen den Jansenismus angeklagt. L. reiste nach Rom, um sich vor dem Papste persönlich zu verantworten, was ihm auch vollkommen gelang. Während seines fünfjährigen Aufenthaltes in Rom gewann er viele Freunde und Gönner. Lucas Holstenius war sein aufrichtigster Bewunderer und versicherte, keinen genaueren Kenner der altchristlichen Kirchengeschichte als L. kennen gelernt zu haben. Der berühmte nachmalige Cardinal Noris empfing die Richtung seiner Studien durch L. Nach Belgien zurückgekehrt erhielt er von seinem Orden mannigfache Beweise der Achtung und des Vertrauens. Im J. 1677 wurde er abermals nach Rom geschickt und mit ihm drei andere gesinnungsverwandte belgische Theologen, Franz van Viane, Lambert Ledron und Martin Steyaert, um die Verurtheilung von 65 Propositionen eines laxen Probabilismus zu erwirken. Bei dieser zweiten Anwesenheit in Rom wurde er vielfach ausgezeichnet; nicht nur Papst Innocenz XI. zeigte sich ihm gewogen, auch die Königin Christine von Schweden und der Großherzog Cosmus III. von Florenz ehrten ihn durch Beweise ihrer Hochschätzung. Die von dem dazumal in Rom versammelten Generalcapitel seines Ordens ihm zugedachten Ehren und Würden lehnte er ab, ebenso auch jene von Seite des Papstes selber. Er zog es vor wieder nach Löwen zurückzukehren (1679); selbst die Stelle eines Regens primarius an der theologischen Facultät in Löwen behielt er nur auf Andringen des Herzogs von Parma bei. Er bekleidete sie aber nur kurze Zeit, da er dem Abschlusse seines irdischen Daseins schon nahe gerückt war. Seine schriftstellerische Thätigkeit steht im engen Connexe mit seiner Lehrthätigkeit. Da er anfangs Philosophie zu lehren hatte, so gehören auch seine beiden ersten Schriften dem Gebiete der Philosophie an: „Apologia pro anima ovi sensitiva“ (Köln 1639); „Apologia adversus Marpurgenses“ (Köln 1641). Auf die Geschichte seines Ordens bezieht sich seine nächstfolgende Arbeit: „Quaestio de origine eremitarum clericorum et monialium S. Augustini decisa ex ipso S. Augustino aliisque Patribus et coaevis, in quo elucidantur varii antiqui ritus ecclesiae Africanae ac discutitur censura Lovaniensis operum S. Augustini“ (Douai 1651). Weiter folgende vier Schriften charakterisiren ihn von Seite seiner Orientirung in den Erkenntnißquellen und Erkenntnißmitteln des dogmatischen Lehrinhaltes der kirchlichen Theologie und lassen ihn zugleich als strengen Kirchenmann und strengen Augustiner erscheinen: „Synodorum generalium et provincialium statuta et canones cum notis et historicis dissertationibus“, 5 Voll. 4° (Löwen 1665 und Brüssel 1673; von Bossuet in der Defensio declarationis cleri Gallicani angegriffen); „Dissertatio dogmatica de germano ac avito sensu SS. Patrum, universae ecclesiae et praesertim Synodi Tridentinae circa contritionem et attritionem“ (Löwen 1666); „Tertulliani liber de praescriptionibus cum notis“ (Brüssel 1675); „Divinum ac immobile S. Petri Apostolorum Principis circa omnium sub coelo fidelium ad romanam ejus cathedram appellationes adversus profanas hodie vocum novitates“ (Mainz 1681; gegen Marca, Boileau und Gerbais). Diesen Schriften reiht sich in historischer Folge an: „Dissertatio de S. Sacramenti expositione et processionibus“ (Lüttich 1681). Als kirchengeschichtlicher Forscher erscheint er in zwei Sammelwerken: „Ad Ephesinum Concilium variorum Patrum epistolae e mss. Cassinensis Bibliothecae codice desumtae, item ex Vaticana Bibliotheca Commonitorium Papae Coelestini“ (Löwen 1682, 2 Voll.); „Epistolae et vitae Divi

Thomae Mart. et Archiepiscopi Cantuariensis, nec non Epistolae Alexandri III, Ludovici VII, Henrici II aliarumque plurium sublimium personarum ex utroque foro, concernentes sacerdotii et imperii concordantiam" (Brüssel 1682). Endlich noch „Opuscula posthuma" (Brüssel 1690). Sein Ordensgenosse Thomas Filippini veranstaltete eine dem Papste Innocenz XII. gewidmete Gesammtausgabe seiner Werke in 6 Foliobänden (Venedig 1724—1729), welcher eine von Sabatini abgefaßte Vita auctoris vorangestellt ist.

Werner.

Luschka: Hubert v. L., Arzt, Sohn eines in Konstanz ansässigen Forstmeisters, ist daselbst den 27. Juli 1820 geboren. Dem Willen seines strengen Vaters gemäß und gegen seine Neigung widmete er sich dem Apothekerstande, indem er in seinem 15. Lebensjahre vor Beendigung der Gymnasialausbildung als Lehrling in die Officin seines in Ueberlingen lebenden Oheims eintrat. Hier verbrachte er 3½ Jahre, während er sich eifrig mit Botanik und Chemie beschäftigte, mit der ihm aufgedrungenen Lebensstellung aber konnte er sich nicht befreunden und erst den vereinigten Bestrebungen seiner Mutter und der älteren Geschwister gelang es, seinen Vater dazu zu bewegen, daß er dem Wunsche des Sohnes, sich dem Studium der Medicin widmen zu dürfen, nachgab. — Im Herbste 1841 bezog L., mit einem vorzüglichen Zeugnisse der Reife ausgestattet, das er sich nachträglich hatte erwerben müssen, die Universität in Freiburg und hier gelang es ihm bald das Wohlwollen und die Gönnerschaft des Anatomen Arnold zu gewinnen, der sich mit großer Anerkennung über den Fleiß, die gediegenen Kenntnisse und das eminente Geschick des Schülers im Anfertigen anatomischer Präparate aussprach. Das Wintersemester 1843—44 verlebte L. auf der Universität zu Heidelberg, wo er sich namentlich an den klinischen Vorlesungen von Puchelt und Naegele betheiligte; dann kehrte er nach Freiburg zurück und legte im Winter 1844 die ärztlichen Staatsprüfungen in Karlsruhe ab, aus welchen er mit dem Zeugnisse „vorzüglich in allen Fächern" hervorging. — Er habilitirte sich darnach als praktischer Arzt in Meersburg und erwarb sich ein Jahr darauf, nach Einsendung der von ihm verfaßten Inauguraldissertation über die „Entwickelungsgeschichte der Formbestandtheile des Eiters und der Granulationen", bei der Freiburger medicinischen Facultät die Doctorwürde. — Noch in demselben Jahre übernahm L. für kurze Zeit die Stelle eines Assistenten bei dem Chirurgen Stromeyer und trat dann eine wissenschaftliche Reise nach Paris, Wien und Oberitalien an, auf der er nicht nur seinem Specialfache Aufmerksamkeit schenkte, sondern auch der Kunst lebte, für welche er vermöge des bei ihm hoch entwickelten Formsinnes, der sich namentlich in den von ihm später veröffentlichten anatomischen Arbeiten sehr bestimmt ausspricht, stets ein lebhaftes Interesse gehabt hatte. — Von seiner Reise zurückgekehrt, ließ er sich in seiner Vaterstadt als Arzt nieder, fühlte sich aber hier in der mit den Bewegungen des Jahres 1848 entwickelten radikal-politischen Strömung wenig behaglich und folgte daher im April 1849 mit Freuden einem Rufe als Prof. extraord. und Prosector nach Tübingen, der auf Wunderlich's Veranlassung an ihn ergangen war. — Nach Arnold's Abgang von Freiburg nach Heidelberg (1853) wurde ihm provisorisch der Lehrstuhl für pathologische, chirurgische und mikroskopische Anatomie und das Directorium der anatomischen Anstalt in Freiburg übertragen, zwei Jahre später wurde er zum Prof. ord. daselbst ernannt und in dieser Stellung ist er bis zu seinem, am 1. März 1875 erfolgten Tode verblieben. — In den letzten Jahren seines Lebens hatte sich bei dem bis dahin rüstigen Manne ein auffallend starker und schneller Verfall der Kräfte und des äußeren Aussehens, sowie eine trübe Gemüthsstimmung bemerklich gemacht, über dessen ominöse Bedeutung er selbst sich nicht täuschte. Seit den Herbstferien 1874, welche L. in Baden-Baden verlebte, traten vorüber-

gehende Anfälle von Bewußtlosigkeit und Sprachstörungen ein, welche seine Lehrthätigkeit, die er nach Schluß der Ferien wieder aufgenommen hatte, erheblich beeinträchtigten. Am 26. December wurde er von einem schweren apoplektischen Anfall betroffen, am 13. Februar 1875 wiederholte sich derselbe und ein dritter Schlaganfall am 1. März machte seinem Leben ein Ende. — Die Section wies Hypertrophie des linken Herzventrikels, weitverbreitete Erkrankung (Atherom) der Arterien und im Gehirne neben mehreren älteren apoplektischen und Erweichungsheerden einen frischen Bluterguß nach, welcher die Ursache des Todes abgegeben hatte.

L. nimmt unter den Anatomen der neuesten Zeit eine ganz hervorragende, unter den Vertretern der topographischen Anatomie wol eine der ersten Stellen ein. — In seinem wissenschaftlichen Leben und Schaffen lassen sich zwei Perioden unterscheiden: die eine, welche mit seinem ersten litterarischen Auftreten als Anatom, mit der Veröffentlichung der Schrift „Die Nerven in der harten Hirnhaut“, 4°, mit 3 Tafeln“ im J. 1850 beginnt und im J. 1860 endet, innerhalb welcher Zeit neben zahlreichen von ihm in verschiedenen Zeitschriften (Henle und Pfeufer, Zeitschrift für rat. Med.; Müller, Archiv für Anatomie; Virchow, Archiv für pathologische Anatomie; Zeitschrift für Gynaekologie; Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie; Prager Vierteljahrschrift für praktische Heilkunde; Sitzungsberichte der Wiener Akademie u. A.) veröffentlichten Artikeln seine monographischen Arbeiten: „Die Nerven des menschlichen Wirbelkanals“, 1850, 4°, mit 2 Tafeln; „Die Structur der serösen Häute des Menschen“, 1851, 4°, mit 3 Tafeln; „Die Adergeflechte des menschlichen Gehirns“, 1855, 4°, mit 4 Taf.; „Der Muscul. transv. colli des Menschen“, 1858, 8°, mit 1 Tafel; „Der Nerv. phrenicus des Menschen“, 1853, 4°, mit 3 Tafeln; „Die Halsrippen und die Ossa suprasternalia des Menschen“, 1859, 4°, mit 2 Tafeln (Abdruck aus den Wiener Sitzungsberichten); „Die Fascia pelvina in ihrem Verhalten zur hinteren Beckenwand“, 1859, 8°, mit 1 Tafel; „Der Herzbeutel und die fascia endothoracica“, 1859, 4°, mit 3 Tafeln; „Die Blutgefäße der Klappen des menschlichen Herzens“, 1859, 8°, mit 2 Tafeln; „Die anomale Artikulation des ersten Rippenpaars“, 1860, 8°, mit 3 Tafeln und „Der Hirnanhang und die Steißdrüse des Menschen“, 1860, 8°, mit 2 Tafeln“, erschienen sind, welche somit seine Leistungen im Gebiete der systematischen Anatomie umfaßt, und eine zweite Periode, welche bereits durch die im J. 1856 erschienene Schrift „Die Brustorgane des Menschen in ihrer Lage“, Fol., mit 6 Tafeln, eingeleitet, mit dem Erscheinen seines ausgezeichneten Werkes „Die Anatomie des Menschen, in Rücksicht auf die Bedürfnisse der praktischen Heilkunde bearbeitet“, 3 Bde. in je 2 Abtheilungen 1862—69 mit zahlreichen Holzschnitten, ihren Anfang nimmt, und in diesen, wie in den später erschienenen, vorzugsweise der topographischen Anatomie zugewendeten Arbeiten: „Die Venen des menschlichen Halses“, 1862, 4°, mit 2 Tafeln (abgedruckt aus den Wiener Sitzungsberichten); „Die Muskulatur am Boden des weiblichen Beckens“, 1862, 4°, mit 4 Tafeln; „Der Schlundkopf des Menschen“, 1868, 4°, mit 12 Tafeln; „Der Kehlkopf des Menschen“, 1871, 4°, mit 10 Tafeln, und „Die Lage der Bauchorgane des Menschen“, 1873, Fol., mit 5 Tafeln, den eigentlichen Glanzpunkt seiner wissenschaftlichen Leistungen bildet. — Er hatte sich, wie er in der Vorrede zu seinem Handbuche der Anatomie erklärt, in denselben die Aufgabe gestellt, „der Heilkunde eine Grundlage zu gewähren, welche jeder Zeit sowol das ärztliche Handeln sicher zu leiten vermag, als auch in den Stand setzt, in den Entwickelungsgang der Wissenschaft fördernd einzugreifen“, und man wird ihm das Zeugniß nicht versagen können, daß er diese Aufgabe erfüllt und mehr wie die meisten seiner Vorgänger und Zeitgenossen es verstanden hat durch Klarheit und Präcision in der Darstellung die Beziehungen der Anatomie zur Physiologie und zur prak-

tischen Heilkunde in das vollste Licht zu stellen und in diesen topographisch-anatomischen Arbeiten der ausübenden Medicin eine werthvolle Grundlage zu gewähren. Durch die vortrefflichen Abbildungen, welche er seinen Schriften beigegeben hat, wird der Werth derselben noch wesentlich erhöht. — Uebrigens hat L. nicht unterlassen, auch mehrere pathologisch-anatomische Beobachtungen mitzutheilen, welche er gelegentlich gemacht hatte. Luschka's Bedeutung für die medicinische und speciell für die anatomische Wissenschaft spricht sich aber nicht nur in seinen litterarischen Leistungen, sondern auch in seiner Lehrthätigkeit aus. Seine Vorlesungen erstreckten sich über das ganze Gebiet der Anatomie, einschließlich der topographisch-chirurgischen und histologischen Seite derselben. Die anatomischen Uebungen leitete er mit größter Gewissenhaftigkeit viele Jahre lang gemeinschaftlich mit seinem bewährten Prosector, Professor Dursy. Seine Zuhörer, deren Zahl eine verhältnißmäßig sehr große war, fesselte er nicht nur durch die Klarheit des Vortrages in seinen Vorlesungen, auf welche er sich stets in der sorglichsten Weise vorbereitet hatte, durch die Eleganz in der Form derselben und durch die gewandte Verbindung anatomischer Daten in ihren Beziehungen zur Physiologie und praktischen Medicin, sondern auch durch das freundliche, wohlwollende Entgegenkommen, das er den oft aus weiter Ferne zu dem großen Anatomen herbeigeeilten Jüngern der Wissenschaft entgegentrug, die ihm die lebhaftesten Beweise ihrer Anhänglichkeit und Dankbarkeit nicht nur bei freudigen Gelegenheiten, wie namentlich bei dem 25jährigen Jubiläum, das er als Professor feierte, sondern auch während seiner Krankheit und an seinem Grabe gegeben haben. L. war eine milde, weiche, jedem Rohen abgeneigte Natur, in seiner äußeren Erscheinung, in seinem Auftreten elegant, etwas aristokratisch reservirt, dabei von angeborener Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, im Ganzen eine in hohem Grade fesselnde Persönlichkeit, wie Schreiber dieser Zeilen bei einem einmaligen Zusammentreffen mit ihm selbst es erfahren hat. — Seiner letztwilligen Bestimmung gemäß sind sämmtliche von ihm hinterlassene Manuscripte verbrannt worden, darunter auch das Manuscript seiner Vorlesungen über „physische Anthropologie“, welche er seit dem Jahre 1849 alljährlich unter der größten Betheiligung und dem lebhaftesten Beifalle seiner Zuhörer gehalten hat.

Ueber sein Leben und seine Schriften vgl. die Nekrologe im Schwäb. Merkur vom 31. März 1875, S. 677, in Augsb. Allg. Zeitung Beil. vom 22. April 1875, S. 1741 und Langer in Wien. med. Woch. 1875, Nr. 16, S. 321.

A. Hirsch.

Luscinius: Ottmar L. (Nachtigall), geb. in Straßburg 1487, † in Freiburg 1537, ein freier selbständiger Geist, von bewundernswerther Vielseitigkeit, aber freilich ohne sonderliche schöpferische Kraft. Er wurde zuerst von Wimpheling unterrichtet, ging 1508 nach Paris, wo er Lateinisch bei Fausto Andrelini, Griechisch bei Hieronymus Aleander hörte, dann nach Löwen, Padua und Wien, wo er Theologie und canonisches Recht studirte, theoretische und praktische Musikstudien trieb, bereiste Griechenland und Kleinasien, ohne über diese Reisen einen Bericht zu hinterlassen und kehrte nach kurzem Aufenthalte in Augsburg, wo er Peutinger besuchte, in Konstanz, wo er die Freundschaft mit Johann v. Botzheim erneuerte, in Speier, wo er Reuchlin kennen lernte, nach Straßburg zurück (1514). Hier wurde er Organist an der St. Thomaskirche, Lehrer und Priester, verlor aber nach einigen Jahren sein Amt und vermochte auch eine ihm in Aussicht gestellte Präbende trotz einer zu diesem Zwecke unternommenen Reise nach Rom nicht zu erlangen. Diese Zurücksetzung erzeugte in ihm einen Haß gegen die der Wissenschaft feindlichen Geistlichen, den er lebhaft ausdrückte. Die gewonnene Muße aber verwandte er zu einer reichen schriftstellerischen und Lehrthätigkeit; er führte als erster das Studium der griechischen Sprache in Straß-

burg ein, veröffentlichte zu diesem Zwecke griechische Lehrbücher, Beispielsammlungen, Uebersetzungen aus dem Lucian, welchen letztern Schriftsteller er trotz der bekannten antiheidnischen Gesinnung des Wimpheling'schen Kreises geistreich und muthig zu vertheidigen wußte; unter den Elsässern jener Zeit schrieb er das reinste Latein. Dabei versäumte er nicht einen kleinen Tractat über die Grundbegriffe der Musik („Institutiones musicae“, 1515) und ein juristisches Handbuch („Summa Rosellae“, 1516) zu veröffentlichen und erwarb sich auf einer Reise nach Italien (1518) die juristische Doctorwürde. Wenn er nun auch später der Jurisprudenz nicht ganz untreu wurde, so zeichnete er sich vornehmlich durch drei anderweitige Veröffentlichungen aus: 1) durch seine theologischen: Eine Einleitung zu dem Commentar des Halberstädter Bischofs Haymo zu den Paulinischen Briefen (1518), in welcher er die Scholastik verdammt und das Studium der nicht durch sophistische Spielereien getrübten Bibel verlangt und seine Erklärung und Uebersetzung der Psalmen (1524), in welcher er den Anspruch erhebt die „Bibel durch die Bibel“ zu erläutern; 2) durch seinen Dialog: „Grunnius sophista“ (1522), ein Gespräch zwischen Nisobarbarus und Grunnius, in welchem er durch den ersteren die Nothwendigkeit und Glückseligkeit der Humanitätsstudien in sehr energischer Weise gegen den letzteren vertheidigen läßt, der in der Unwissenheit den naturgemäßen Zustand der Menschen erblickt; 3) durch seine Anekdotensammlung: „Loci ac sales mire festivi“ (1524). Im Gegensatze zu anderen Schwankerzählern jener Zeit hat er mehr die Unterhaltung seiner Leser im Auge und verfolgt weniger eine satirische Tendenz. Er ist in seinen Schwänken Gelehrter, der für Gelehrte schreibt; daher bedient er sich zahlloser Anspielungen auf das Alterthum, entlehnt Geschichten und Beispiele aus griechischen und römischen Schriftstellern der classischen Zeit. Doch bezeugt er seine Zugehörigkeit zum Wimphelingischen Kreise dadurch, daß er mehr als die anderen Humanisten die patristischen Schriftsteller berücksichtigt und die Bibel häufiger citirt. Indessen schöpft er auch aus den Neueren: Bebel's Facetien, Pauli's Schimpf und Ernst werden vielfach von ihm benutzt. Dagegen tritt mündliche Ueberlieferung, persönliche Erfahrung, eigene Erfindung fast völlig zurück; nur wenige Persönlichkeiten aus dem humanistischen Lager werden genannt, nur gelegentlich wird von ihm angespielt auf Vorgänge seines Lebens. Den übrigen humanistischen Erzählern ähnelt er durch seinen Kampf gegen die Sophisten, worunter er die unwissenschaftlichen Theologen versteht, durch seine Polemik gegen die Astrologen und die von ihnen aufgestellten Prognostiken. Seine Volksthümlichkeit, die trotz seiner gelehrten Tendenz bestehen kann, zeigt er durch die Lust, mit der er dem gesunden Menschenverstand gegenüber der eingebildeten Gelehrsamkeit zum Siege verhilft, in den vielfachen moralischen Nutzanwendungen, die oft recht seltsam mit den von ihm mit Vorliebe erzählten Zoten contrastiren. Religiöse Fragen berührt er wenig: Bibelworte müssen manchmal zu Schwänken herhalten; religiöse Grundsätze, z. B. daß der Glaube ohne Werke nichts nütze, behandelt er nicht ohne einen Anflug von Frivolität, doch betont er gelegentlich mit Ernst und Entschiedenheit seine Zugehörigkeit zur christlichen Religion. — Durch diese schriftstellerische Thätigkeit, der noch eine Reihe Gelegenheitsschriften und Uebersetzungen zuzurechnen sind, suchte er sich zu betäuben und die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen von der Reformation abzulenken. Bei aller Verehrung für Luthers Gelehrsamkeit und bei aller Verachtung der ungebildeten Priester vermied er es nämlich, obwol er selbst Prediger, seit 1524 in Augsburg, war, Partei zu nehmen; erst 1528 trat er, wenn auch nur ein einziges Mal, gegen die Lutheraner auf und mußte dieses Auftreten mit einer kurzen Haft büßen. In Folge dieses Schicksals begab er sich nach Freiburg, wo er, Reisen nach Marseille und Mainz abgerechnet, bis zu seinem Tode lebte. Von Hutten, mit dem er

früher befreundet war, scheint er kurz vor dessen Tode sich getrennt zu haben; auch mit Erasmus kam er in Mißhelligkeiten, aber ohne seine Schuld. Er war ein höchst begabter Mensch, der aber theils durch seine eigene Unbeständigkeit, theils durch die Ungunst der Verhältnisse keinen Wirkungskreis fand, in welchem er seine Fähigkeiten entfalten konnte.

Vgl. Am Ende, Versuch einer Lebensbeschreibung O. L.'s bei Strobel, Miscellaneen litter. Inhalts, Nürnb. 1781, Bd. IV, S. 3 ff.; Ch. Schmidt, Hist. litt. de l'Alsace (Paris 1879), Bd. II, S. 124—208 und S. 412 bis 418 ein Verzeichniß seiner 32 kleinen Schriften und Ausgaben, und H. A. Lier, O. H. Joci ac sales im Archiv für Litteraturgeschichte, Bd. XI (1882), S. 1—50. Ludwig Geiger.

Lussi: Melchior L., Landammann in Nidwalden, geb. 1529, † am 14. November 1606. Zweiter Sohn eines wohlhabenden Nidwaldners, Johann L. im sogenannten Winkelriedhause bei Stans, erhielt L. in der Klosterschule in Engelberg und bei einem Oheim Peter L., Commissär der drei Länder in Bellinzona (1546/48), seine Erziehung. Im Latein und Italienischen gründlich bewandert, betrat er im 19. Lebensjahre die Laufbahn der öffentlichen Geschäfte. 1548/50 Dolmetsch des schweizerischen Landvogtes in Locarno und hier u. A. Zeuge des Glaubensgespräches zwischen dem italienischen Reformator Beccaria und der katholischen Priesterschaft (5. August 1549), 1551 Landschreiber von Nidwalden, 1553 oberster Feldschreiber bei den Schweizertruppen im Dienste König Heinrichs II. von Frankreich, nahm L. in dieser letzteren Stellung Antheil an den Feldzügen gegen die Kaiserlichen in der Picardie, im Lüttich'schen und im Hennegau, u. A. an der Einnahme von Marienbourg (28. Juni 1554); einmal nur mit genauer Noth einer Stückkugel entgehend. Nach dem Siege bei Renti (13. Aug. 1554) mit den Truppen vom Könige entlassen und heimgekehrt, dann Bote Nidwaldens in Locarno bei Ausführung des Tagsatzungsbeschlusses, der die Evangelischen aus dem Tessin vertrieb (Januar 1555), erwarb sich L. die Gunst des hierbei mitwirkenden päpstlichen Legaten bei den Eidgenossen, Riverta, Bischof von Terracina, wurde Mitglied der Gesandtschaft, welche die katholischen Kantone im Frühjahr 1556 an Papst Paul IV. abordneten, die, von Riverta geleitet, in Rom die beste Aufnahme fand, und L. erhielt, wie seine Mitboten alle, am Osterdienstage vom Papste feierlich den Ritterschlag. In dieser neuen Würde und als Mitglied des Rathes von Nidwalden unterstützte L. Riverta 1557 nachdrücklichst bei Werbung schweizerischer Truppen für den Papst, der, mit Frankreich verbündet, Spanien bekriegte. L. erhielt vom Legaten die Hauptmannsstelle über eine Fahne von 300 Mann und wurde, als die zehn geworbenen Fahnen, meist Söldner aus den drei Ländern und Zug, in Chiavenna zusammentraten, von den Hauptleuten zum Obersten des Regiments erwählt. In Rom vom Papste mit Jubel empfangen, rückten die Schweizer, begleitet von einigen wenig zuverlässigen französischen und italienischen Mannschaften, unter dem Befehl des Cardinals Caraffa als Generalfeldobersten gegen die Spanier aus, wurden aber unweit Paliano in der Terra di Bari von einem spanisch-neapolitanischen Heerhaufen überfallen und in blutigem Treffen mit großem Verluste geschlagen (18. Juli 1557). Nur der Bewilligung der Sieger verdankten die Uebriggebliebenen freien Abzug ohne Entwaffnung nach Rom. Auch der Herzog von Guise, der mit einem französischen Heere im Neapolitanischen stand, mußte sich jetzt auf Rom zurückziehen und als die Nachricht von der Schlacht von St. Quentin (10. August 1557) ihn nach Frankreich abrief, machte Papst Paul IV. mit Spanien Friede. In den Ländern erregte dieser Ausgang des Kriegszuges großes Unwillen. Als vom Regimente Lussi's kaum die Hälfte der

Ausgezogenen heimkam, entstand in Schwyz, in Zug und in Nidwalden die heftigste Gährung. L. ward in Stans auf offenem Markte von den Wittwen der Umgekommenen mit Messern angefallen und nur mit Noth vor ihrer Wuth geschützt. Indessen entzog ihn im Frühjahr 1558 die Ernennung zum Commissär in Bellinzona nicht nur weiteren Angriffen, indem sie ihm dort seinen Wohnsitz anwies, sondern gab ihm auch bald Gelegenheit neue, erfolgreichere Beziehungen auswärts anzuknüpfen. Im Spätherbst 1559 sandten die fünf inneren katholischen Kantone der Eidgenossenschaft („die fünf Orte") L. in Geschäften an die Republik Venedig und Anfangs 1560 erhielt er von der Gesammtheit der katholischen Orte den Befehl, auch nach Rom zu gehen, um in ihrem Namen den neuen Papst Pius IV. zu begrüßen. L. benutzte den Anlaß, Venedig seine Dienste anzubieten, kam mit einem Patent der Republik als Oberst anzuwerbender Schweizertruppen und einem für ihn vortheilhaften Werbe- und Dienstvertrag (27. April 1560) auch reichbeschenkt vom Papste heim. Das Verhältniß zu Venedig, eine Goldquelle für L., blieb über 40 Jahre, bis zu Ende seines Lebens, bestehen, indem der Vertrag periodisch, in der Regel je nach sechs Jahren erneuert wurde. Mit sieben auf einander folgenden Dogen: H. Priuli (1560 und 1565), P. Loredano (1568), L. Mocenigo (1571), H. Venieri (1577), N. da Ponte (1583), Pasq. Cicogna (1586) und M. Grimani (1596) schloß L. Capitulationen, theils persönlich in Venedig selbst, wo er meist zur Begrüßung des jeweiligen neuen Dogen einzutreffen pflegte, theils durch Bevollmächtigte seinerseits. Der Vertrag hinderte ihn nicht, den größten Theil seiner Zeit in seiner Heimath und deren öffentlichen Geschäften zuzubringen. Nur in den Jahren des Krieges der Republik mit den Türken, 1570—1573, nahmen ihn die Verpflichtungen gegen Venedig lebhafter in Anspruch, wobei er übrigens von Nidwalden, das seine Tractate mit der Republik ausdrücklich guthieß (1571) und auch von den drei Ländern (1573) unterstützt und gegen Vorwürfe der Tagsatzung über seine Werbungen in Schutz genommen wurde. In späterer Zeit, insbesondere als die Ereignisse in Frankreich seit 1589 immer allgemeinere Bedeutung für die übrigen Staaten gewannen, diente L. der venetianischen Republik insbesondere als Berichterstatter über die französischen Einflüsse und Werbungen in der Schweiz. Schon seine ersten Erfolge in Venedig und bei Papst Pius IV. hatten ihm hier zu Hause die Bahn weiterer Ehren eröffnet. Im Frühling 1561 wurde er zum ersten Male zum Haupte seines Kantons, zum Landammann, erwählt, eine alljährlich wechselnde Würde, die er später noch zehn Mal bekleidete. Noch größere Auszeichnung war es, daß ihn die katholische Schweiz im Frühjahr 1562 zu ihrem weltlichen Vertreter beim Concile von Trient ernannte, wo er dem geistlichen Abgeordneten Joachim Eichhorn, Abt von Einsiedeln, zur Seite stand. L. wohnte der Versammlung bis zum Schlusse (December 1563) jedoch nicht ohne Unterbrechungen bei, da ihn u. A. Pius IV. zur Betreibung päpstlicher Angelegenheiten im Sommer 1563 in die Schweiz sandte. Die Wahrung der Rechte der schweizerischen Obrigkeiten circa sacra (gegenüber den Beschlüssen des Tridentinums „quoad mores" behielten sie sich ihre Freiheiten vor) und ein Streit mit den Herzogen von Florenz und von Baiern um den Vorrang in den Sessionen beschäftigten L. in Trient vorzüglich. Oft führten spätere Verhandlungen der Kantone auf seine von ihnen gutgeheißenen dortigen Erklärungen zurück. Auch 1564 war er wieder für Pius IV. in der Schweiz thätig und seine Einwirkung führte hauptsächlich zum Abschlusse des vom Papste gewünschten Bündnisses mit den Kantonen (10. April 1565), welches L., zum zweiten Male Landammann, im Sommer 1565 dem Papste nach Rom überbrachte. Ende 1566 war es wiederum L., der im Namen der katholischen Schweiz dem neuen Papste Pius V. in Rom huldigte und auch bei Gregor XIII. erfüllte er 1572

und bei Gregor XV. im J. 1591 dieselbe Verrichtung. Wie in Venedig und Rom war L. aber auch in Mailand, theils bei Gelegenheit jener Reisen, theils in besonderen öfteren Missionen (1570—1594) der Vertreter der katholischen Orte bei der spanischen Statthalterschaft und beim Erzbischof Borromäus und erschien in derselben Eigenschaft auch in Turin bei Herzog Emanuel Philibert (1570) und Karl Emanuel I. (1594), sowie bei König Philipp II. am Hofe zu Madrid (1589); hier zur Beschwörung des Bündnisses, das sechs katholische Orte im Jahre zuvor mit der Statthalterschaft in Mailand (wobei auch L.) abgeschlossen hatten. Seinen eignen Kanton insbesondere vertrat L. in den Reihen der schweizerischen Gesandtschaften, die 1575 und 1585 bei König Heinrich III. in Paris erschienen und 1582 ebendaselbst den Bund ihrer Obern mit dem Könige beschworen; sowie während mehr als 30 Jahren bei den meisten der schweizerischen Tagsatzungen und kantonalen Conferenzen, die sich damals fast allmonatlich zu folgen pflegten. Die Geschenke und die Jahrgehalte, die L. bei jenen Sendungen ins Ausland nach und nach erwarb, beliefen sich auf ansehnliche Summen. Einfluß und Reichthum wuchsen ihm Hand in Hand; nicht nur in Nidwalden für den reichsten, auch in der Eidgenossenschaft galt er für einen der begütertsten Männer. Seine politische Richtung und Laufbahn stand übrigens in engem Zusammenhange mit seinen religiösen Ueberzeugungen. Mitten unter den Geschäften lebte in L. Etwas von jenem Hange zur Zurückgezogenheit und Beschaulichkeit, der seinen berühmteren Landsmann, Bruder Claus von Flüe, ganz eingenommen hatte, dem aber, wenn er bei L. sich entscheidend geltend machen wollte, die Seinigen stets entgegentraten, während die Berührungen mit dem heiligen Karl Borromäus die streng kirchliche Denkweise Lussi's befestigten und förderten. Aus Antrieben der letzteren Art ging es hervor, daß L. mit seinem urnerischen Landsmann J. Walter v. Stoll dem Orden der Kapuziner Eingang in die Schweiz eröffnete, wozu Stoll 1581 das Ordenskloster in Altorf, L. 1583 das Kloster in Stans gründete. Demselben Gemüthszuge entsprang Lussi's Wallfahrt nach Palästina (1583/84), von wo er als „Ritter des heiligen Grabes in Jerusalem" Anfangs 1584 in die Heimath zurückkam. Er veröffentlichte eine deutsche Beschreibung dieser Reise („Lussi, M. Reissbuch gen Hierusalem." 4°. Freiburg im Uechtland 1590). — So hatte L. 48 Jahre lang in den öffentlichen Geschäften gestanden, 1592 noch — der erste — das durch Vertrag zwischen Ob- und Nidwalden errichtete neue Amt eines Landeshauptmanns beider Landestheile erhalten, 1595 die Landammannstelle zum elften Male bekleidet, 1596 noch Venedig, Anfangs 1597 mehrere Tagsatzungen besucht, als ihn ein Schlaganfall zum Rücktritte aus dem öffentlichen Leben zwang. Noch ein Jahrzehnt verlebte er in der Stille; die letzte Spur seiner Theilnahme an officiellen Akten bildet ein Gesuch, das er im J. 1600 der katholischen Tagsatzung einreichen ließ, für die in Rom früher schon auch von ihm betriebene Canonisation des Bruders Klaus nachdrücklicher zu wirken und den Bau eines Kapuzinerklosters in Locarno zu fördern; ein Gesuch, dem die Tagsatzung entsprach. Seit Lussi's Rücktritt erloschen die Beziehungen der Familie L. und der katholischen Kantone zu Venedig. Zwar ertheilte die Republik noch 1602 einem gleichnamigen Sohne und einem Neffen Lussi's Ehrengeschenke. Allein der Gegensatz, in den dieselbe zu Spanien trat und die neue Gestalt der Weltlage, die König Heinrich IV. an der Spitze Frankreichs schuf, führten jetzt Venedigs Verbindungen mit den protestantischen Graubündnern und mit Zürich und Bern herbei, welche den früheren mit der katholischen Schweiz ein Ende machten. In Nidwalden behaupteten Söhne und Seitenverwandte von L. auch ferner noch großes Ansehen und wichtige Rollen; doch kehrte nicht wieder, was man 1570 gesehen hatte: daß vier Brüder L. (worunter der unsrige der zweite) gleichzeitig

die vier höchsten Landesämter, der Reihenfolge ihres Alters nach geordnet, bekleideten. —

Helvetia (Zeitschrift gegr. v. Balthasar), Bd. VII, Aarau 1832 [„Leben und Wandel des Obersten M. Lussi", geschrieben 1671]. — Amtl. Sammlung der Eidgen. Abschiede, Bd. IV, Abth. 2 und Bd. V, Abth. 1 (Jahre 1556—1617), Bern 1861 u. 1872. — Céréfole, La République de Venise et la Suisse. Venise 1864. — Briefliche Mitth. von A. v. Deschwanden, Gemeindschreiber in Stans. G. v. Wyß.

Luthardt: Samuel Friedrich L., wurde den 17. Januar 1767 in Bern geboren; er gehörte einer zwar „regimentsfähigen", aber nicht patrizischen, daher von den höheren Staatsstellen ausgeschlossenen Familie an. Zum Advokaten bestimmt, machte er in Bern, dann in Göttingen, seine juridischen Studien und erwarb den Doctorgrad. Im J. 1790 oder 1791 zurückgekehrt, ließ er sich als Rechtsanwalt nieder und erwarb sich bald einen bedeutenden Ruf. Die Ideale der französischen Revolution begrüßte er anfangs mit Eifer, fand sich aber bald von den Ereignissen enttäuscht und wünschte dringend, daß die Schweiz von sich aus politische Reformen durchführen möchte, um der sonst unvermeidlichen Krisis zuvorzukommen. Er wurde Mitglied der im Januar 1798 berufenen außerordentlichen Abgeordnetenversammlung, als es schon zu spät war, und ebenso der am 4. März eingesetzten provisorischen Regierung, als die Franzosen vor den Thoren standen. Als Artillerieoffizier betheiligte er sich zugleich an dem vergeblichen Versuch der Vertheidigung des Landes. Nach der Umwälzung wurde er nach Paris gesandt zur Vertretung der Bernischen Interessen, und bekämpfte dort mit Erfolg die beabsichtigte Theilung der Schweiz in zwei Republiken. Er trat dann in den obersten Gerichtshof, nachher in den helvetischen Senat, im J. 1800 nach einer neuen Verfassungsänderung in den gesetzgebenden Rath und nach Einführung der Vermittlungsakte in den Großen Rath des Kantons Bern, überall politischen Extremen abgeneigt und äußerst thätig für zweckmäßige Pflege und Ordnung des Justizwesens, an dessen Spitze er 1802 eine kurze Zeit stand. Mit eben so viel Einsicht als Muth widersetzte er sich dem für die Ruhe der Schweiz so gefährlichen Anspruche Berns auf die ehemaligen Unterthanenlande, Waadt und Aargau, und, nach dem Sturz Napoleons, der revolutionären Wiederherstellung der alten Zustände mit Hülfe der alliirten Mächte. „So wenig er einst von den französischen Bajonnetten die Freiheit hatte empfangen wollen, so wenig wollte er jetzt die Vorrechte seiner Vaterstadt den österreichischen Bajonnetten verdanken." Er trat in den Privatstand zurück und verband sich nun — von jeher naturwissenschaftlichen Beschäftigungen zugethan — mit einem hochbegabten, aber mittellosen Mechaniker zur Verfertigung astronomischer und physikalischer Instrumente; in den Erfolgen seines zu einem gewissen Ruhm gelangenden Schützlings fand er seine Befriedigung, bis er am 12. September 1823 starb. „Unter der helvetischen Republik galt L. für einen Aristokraten, unter der Mediationsverfassung für gemäßigt, seit der Restauration für einen Demokraten, und war doch immer derselbe."

Biographische Nachricht über S. F. L. in „Helvetia" II, S. 3—21 (von Alb. Rengger). — Luz, Moderne Biographien, S. 183—186.

Blösch.

Luther von Braunschweig: s. **Braunschweig**, Luther, Bd. III S. 274.

Luther: Martin L., der deutsche Reformator, geb. am 10. November 1483 in Eisleben, † ebendaselbst am 18. Februar 1546. Luthers Vater Hans gehörte einem Bauerngeschlechte Luder an, das, so lange man sich erinnerte, in dem kleinen Orte Möhra am Westabhange des Thüringer Waldes ansässig war.

Die erst später aufgekommene und neuerdings wieder vorgetragene Meinung, daß er ursprünglich adlig gewesen sei, und speciell, daß mit ihm ein gewisser Fabian L. von der Heede zur Zeit des Konstanzer Concils zusammengehängt habe, hat keinen geschichtlichen Grund. Die Schreibart Luther ist erst durch den Reformator für ihn und dann auch für seine Verwandten aufgekommen, nachdem auch er noch in seinen ersten Schriften sich Luder geschrieben hatte. Der Name ist ohne Zweifel ursprünglich mit dem Personennamen Lothar identisch. Luther's Mutter war wahrscheinlich eine geborene Ziegler, deren Geschlecht in und bei Eisenach lebte. Hans L. mußte seinen Unterhalt im Bergbau suchen, der damals auch in Möhra betrieben wurde, weit mehr jedoch in der nicht fern gelegenen Grafschaft Mansfeld blühte. So ging er diesem Berufe weiterhin in Eisleben nach, wo ihm sein erstgeborner Sohn Martin geboren wurde und zog von da aus ein halbes Jahr nachher in die Stadt Mansfeld. Der Geburtstag Martins haftete seiner Mutter fest in der Erinnerung. Des Jahres seiner Geburt blieb sie, wie sie dem Melanchthon bekannte, nicht ganz sicher und L. selbst äußerte sich darüber in seinen späteren Jahren noch schwankend. Nach der in der Familie herrschenden und doch auch von L. festgehaltenen Ueberlieferung dürfen wir indessen sicher das Jahr 1483 annehmen.

In Mansfeld also wuchs der Knabe L. heran. Der Vater war eine gerade und derbe, energische und strenge Persönlichkeit, anfangs in dürftigen Umständen, welche den Eltern und Kindern das Leben herb machten, die Mutter eine sittsame Frau, die aber auch scharfe Zucht gegen die Kinder übte. Der kleine Martin wurde früh in die Schule gebracht und fand da einen harten und ungeschickten Lehrer. Seine Kinderzeit war, soweit er nachher Erinnerungen an sie aussprach, ernst und vielfach bitter.

Inzwischen besserte sich die ökonomische Lage des Vaters unter angestrengter Arbeit, auch erwarb er sich so viel Achtung, daß er unter die Mitglieder des städtischen Magistrates kam. Da suchte er für seinen Sohn eine bessere Schule in Magdeburg (im J. 1497). Wir haben jedoch von dieser keine nähere Kenntniß. Und schon im folgenden Jahr wurde Martin nach Eisenach versetzt, wo er einen tüchtigen Lehrer fürs Latein fand und mütterliche Verwandte traf. Indem er da mit anderen Schülern Currende sang, gewann er das Wohlgefallen der angesehenen Patrizierfrau Ursula Cotta und genoß Wohlthaten in ihrem gebildeten Hause.

In stolzem Vertrauen auf die tüchtigen Geistesgaben, welche er jetzt zeigte, ließ ihn sein Vater 1501 die Universität Erfurt beziehen und bestimmte ihn zum Juristen. Zunächst hatte er herkömmlicher Weise einen philosophischen Kurs durchzumachen. Derselbe führte ihn (nach Melanchthon's Ausdruck) durch die spinöse Dialektik der späteren scholastischen Philosophie, die jedoch dort in Trutvetter und Arnoldi (von Usingen) maßvolle und gebildete Vertreter hatte. Zugleich lernte er alte lateinische Dichter kennen und unterhielt heiteren, geselligen Verkehr mit jungen „Poeten", Jüngern des in Erfurt frisch aufblühenden Humanismus, die übrigens mit jenen scholastischen Meistern in ganz gutem Einvernehmen standen. Für ihn selbst blieb jene Philosophie der Hauptgegenstand des Studiums und Interesses. Er wurde darin 1502 Baccalaureus, zu Anfang des Jahres 1505 Magister. Darauf ging er zu den juristischen Vorlesungen über.

Aber mit schnellem und auch für seine nächsten Freunde überraschendem Entschluß und ohne Erlaubniß seines Vaters trat er am 17. Juli 1505 ins Erfurter Augustinerkloster ein. Er hatte es gelobt unter den Schrecken eines Gewitters, das ihn auf einer Rückreise von Mansfeld her nahe bei Erfurt überfallen hatte; erschreckt hatte ihn damals, nach Melanchthon's Angabe, auch der plötzliche Tod eines Freundes. Es entschied sich aber hiermit in ihm, was längst

und schon von den ernsten Eindrücken seiner Kindheit her in der Stille durch tiefe religiöse Anfechtungen vorbereitet war. Er habe, sagte er selbst nachher, von Jugend auf keinen rechten Frieden finden können, weil ihm Gott immer nur als strenger Richter vor Augen gestanden und so auch in der kirchlichen Unterweisung und Erziehung vorgestellt worden sei; auch in Christus habe er nicht den Heiland, sondern nur den hochthronenden Herrn und Richter kennen gelernt. Er habe den heiligen Forderungen dieses Gottes nicht nachkommen können und vor seinem Zorn vergehen zu müssen gemeint. Da habe er endlich, wenn Gott ihm noch Zeit lasse, einmal fromm werden wollen, fromm durch die besonderen Leistungen und Selbstpeinigungen, vermöge deren einem das Mönchthum Heiligkeit und Seligkeit versprach. Daß bei Anfällen innerer Angst, die er empfand, auch krankhafte leibliche Zustände einwirkten, zeigt noch die Geschichte seines späteren Lebens; aber in ihrem tiefsten Grund war die Erregung eine sittlich-religiöse und L. bestand nachher darauf, daß jeder, der mit eigener Gerechtigkeit vor Gott bestehen wolle und dabei auf die Stimme des Gewissens höre, gleichartiges durchmachen müsse. Im Kloster studirte er dann auch mit großem Eifer Theologie nach den Schriften angesehener Theologen des späteren Mittelalters, empfing ferner 1507 die Priesterweihe. Sein Hauptstreben aber richtete sich fort und fort auf jene Reinheit und Heiligkeit, die er durch treues, strenges und kleinliches Treiben der mönchischen Uebungen zu erreichen sich bemühte; und darunter steigerten sich vielmehr die Anfechtungen, die Verzweiflung an der eigenen Seligkeit, die Skrupulosität, womit er aus kleinem und gleichgültigem sich schwere Sünden machte. Da hatte er es zuerst einem schlichten klösterlichen Beichtvater zu verdanken, daß er angewiesen wurde, vielmehr auf die Sündenvergebung von Seiten Gottes zu hoffen, von der ja das kirchliche Glaubensbekenntniß rede. Und den größten und heilsamsten Einfluß übte auf ihn der tieffromme und zugleich reichgebildete, milde und besonnene Ordensvicar Johann v. Staupitz, der für den tiefangeregten und ringenden jungen Mönch warme Theilnahme und bald herzliche Freundschaft zeigte, ihn vor den verderblichen Grübeleien, Speculationen und selbstgemachten Skrupeln warnte und ihn lehrte, zur Gnade und Liebe Gottes seine Zuflucht zu nehmen. Das wichtigste endlich wurde jetzt für ihn das eigene Studium der heiligen Schrift, indem er es in der Richtung, die hier sich ihm öffnete, selbständig weiter verfolgte.

Staupitz hielt ihn jetzt schon für geeignet, eine Professur an der neugegründeten Universität Wittenberg zu übernehmen, bei deren Einrichtung Kurfürst Friedrich vorzugsweise seines Rathes sich bediente. Auf seinen, als des Ordensvorstehers Ruf hin, trat L. im Winterhalbjahr 1508 dort ein. Er mußte zunächst philosophische Vorlesungen übernehmen, während er selbst von ihnen sich wegsehnte zu einer Theologie, welche den Kern der Nuß und das Mark der Knochen durchforsche. Sofort jedoch sollte er auch schon den ordentlichen Weg zum theologischen Lehramt einschlagen: er erlangte am Schluß jenes Halbjahrs den ersten hierher gehörigen Grad, nämlich den eines biblischen Baccalaureus und that im folgenden Sommer die nöthigen Schritte zur weiteren Stufe eines sogenannten Sententiarius, der über die sogenannten Sentenzen des Petrus Lombardus, das Hauptlehrbuch der scholastischen Theologie, zu lesen befugt war. Inzwischen traten uns unbekannte Umstände ein, um deren willen er zur Universität Erfurt zurückzukehren und dort gegen drei Semester zu verbleiben hatte. Das nächste, was wir von ihm wissen, ist, daß er in Angelegenheiten seines Ordens und zwar wol wegen Differenzen, welche zwischen dem Ordensvicar und gewissen deutschen Klöstern sich erhoben hatten, nach Rom gesandt wurde. Er machte die Reise im J. 1511 oder, wie Andere annehmen, schon im Herbst 1510. Während wir von den Verhandlungen, die er dort führte, und von ihrem Er-

folg nichts hören, legte er selbst später der Reise einen großen Werth für sich darum bei, weil er in der heiligen Stadt die ersten überraschenden Erfahrungen von der abscheulichen dort herrschenden Verderbniß gemacht habe. Unter den heiligen Uebungen, für welche Rom ihm besondere Gelegenheit bot, wurde zugleich die Stimme der aus dem Evangelium gewonnenen neuen Ueberzeugungen in ihm laut; als er auf der angeblichen vom Richthaus des Pilatus herstammenden heiligen Treppe sein Gebet verrichten wollte, fiel ihm, wie er selbst später seinen Schülern und Kindern erzählte, der Spruch ein: „Der Gerechte wird seines Glaubens leben." Gegen das göttliche Recht des römischen Stuhles aber erregte ihm auch die dort eingerissene Verderbniß keine Zweifel.

Von Rom aus finden wir ihn nach Wittenberg zurückgekehrt. Die erste Angabe, die wir hier wieder über ihn erhalten, ist die von seiner theologischen Doctorpromotion am 18. und 19. October 1512, zu welcher wieder Staupitz, der Ordensvorstand, ihn bestimmte. Erst seither erfahren wir auch von theologischen Vorlesungen, die er gehalten hat. Von Anfang an strebte er in ihnen nach einer selbständigen, auf dem Worte der heiligen Schrift ruhenden Theologie. Er las nicht über scholastische Systeme, trug auch nichts in eigener, schulmäßiger systematischer Methode vor, sondern alle seine Vorlesungen waren Auslegungen biblischer, alt- und neutestamentlicher Bücher, und in der Auslegung richtete sich sein Bemühen überall darauf, die rechte Heilslehre ans Licht zu stellen, die er zunächst aus den Briefen des Apostel Paulus gewonnen hatte. Eine historisch-kritische Behandlung der Schrift blieb ihm dabei so fremd wie seinen Zeitgenossen. Auch aus der Willkür allegorischer Deutungen hat er nur allmählich sich losgerissen. Die älteste theologische Arbeit, die wir noch von ihm besitzen, sind lateinische Anmerkungen, die er zum Gebrauch für seine 1513—1516 gehaltenen Vorlesungen über die Psalmen in sein lateinisches Psalmbuch eingetragen hat, und sodann der Text der gehaltenen Vorlesungen, den er selbst schon zum Druck vorbereitete, der jedoch neuerdings erst veröffentlicht worden ist. Dabei trieb er jetzt eifrig das Studium Augustinischer Schriften, in welchen er jene Paulinische Theologie wie bei keinem anderen Kirchenvater oder Kirchenlehrer wiederfand. Schon unterschied sich übrigens, ohne daß er dessen gewahr wurde, sein eigenes Verständniß der apostolischen Lehre in wesentlicher Beziehung von dem des Augustin. Mit Augustin hielt er unbedingt daran fest, daß nur durch Gottes freie, wirksame Gnade der Mensch aus der Gewalt der Sünde erlöst, zum Glauben und Leben in Gott erweckt und zur Seligkeit bewahrt werden könne. Aber indem für ihn die Hauptfrage war, wie nun der Erlöste vor Gott bestehe oder die Vergebung der Schuld und Versöhnung mit Gott erlange, antwortete er hierauf schon jetzt mit dem Apostel, daß dies einfach durch den Glauben oder das Vertrauen zu Gottes Gnade und dem Heiland Christus geschehe, während Augustin hierfür die ganze dem Erlösten zu theil gewordene innere Rechtbeschaffenheit oder seine ihm selbst von Gott eingegossene Gerechtigkeit geltend machte. Ihm war auch im Stand der Gnade die ganze eigene Tugendhaftigkeit sammt ihren Früchten eine so unvollkommene und durch Sünden verunreinigte, daß fort und fort die Seligkeit eben nur jenem Glauben durch Gottes vergebende Gnade zu theil werden könne, und so auch fort und fort sicher sei, während nach Augustin der Christ durch Werke, welche er kraft der mitgetheilten Gnade vollbringe, eigenes Verdienst vor Gott sich erwerben kann und soll. Diese Differenz, welche oft auch von bedeutenderen Historikern übersehen worden ist, findet ebenso schon zwischen der Lehre Luther's und Augustin's, wie zwischen jener und der Auffassung der nachfolgenden katholischen Theologie und auch ihrer edelsten und tiefsten Vertreter statt. Aus dem Glauben aber, sofern ihm diese Bedeutung zukommt, erwuchs für L. auch die ihm eigenthümliche, unter allen

Anfechtungen behauptete kühne und feste Heilsgewißheit; und damit hing fernerhin die innere Freiheit und die Energie zusammen, womit er dann, anstatt in Weltflucht der Heiligkeit nachzujagen, auch die von Gott in dieser Welt gestellten Aufgaben und hier uns geschenkten Güter würdigte: eine Seite, die freilich erst später bei ihm, dem Reformator, hervortrat.

Noch ein neues wichtiges Gährungselement kam in Luther's Theologie und Religiosität seit dem Jahre 1516 durch mittelalterliche deutsche Mystik. Er wurde da mit den Predigten Tauler's und ferner mit jenem Tractate bekannt, welchen wir die deutsche Theologie zu nennen pflegen. Er selbst gab von diesem 1516 ein Stück und 1518 das Ganze (mit dem Titel „Ein deutsch Theologia") heraus. Gewaltig ergriffen, fesselten und durchdrangen ihn die hier ausgesprochenen Sätze über ein Einswerden der Seele mit Gott und die Mahnungen, ganz auf alles eigene, auf den eigenen Willen wie auf die eigene Gerechtigkeit zu verzichten, ja ganz zu einem Nichts zu werden, um so zur Seligkeit in Gott zu gelangen. Aber im Unterschied von einer Mystik, welche im Verhältniß des Menschen zu Gott wesentlich den Gegensatz des Sinnlichen und Endlichen gegen das absolute, über alles erhabene, allein wahrhaft reale und doch zu einer Abstraktion verflüchtigte Sein sah, hielt er doch stets vielmehr den sittlichen Gesichtspunkt fest, vermöge dessen ihm ein Zwiespalt zwischen Gott und den Menschen wesentlich durch Sünde und Schuld gesetzt war und der auf alles verzichtende gläubige Sünder nicht seiner Persönlichkeit in Gott verlustig geht, sondern eben in jenem Glauben der vergebenden und beseligenden Liebe Gottes froh werden und hiermit auch die wahre Freiheit und Selbständigkeit in der Gemeinschaft mit Gott gewinnen soll.

Neben der akademischen Thätigkeit hatte L. fortwährend seine Pflichten im Kloster zu erfüllen, wo er nach der Rückkehr aus Rom Unterprior geworden war; er hatte da auch zu predigen und eigene Vorlesungen für die Brüder zu halten. Ferner übernahm er das Predigtamt in der Stadtkirche für den krank und alt gewordenen Stadtpfarrer. 1515 wurde er auf einem Convent der deutschen Augustinercongregation zum Vicar des Meißener und Thüringer Districts erwählt, als welcher er über 11 Klöster stand und sie zu visitiren hatte. Seine ersten schriftstellerischen Arbeiten waren die Vorbereitung jener Psalmenvorlesungen zum Druck, mit der er jedoch nicht fertig wurde, jene Herausgabe der deutschen Theologie mit kurzem Vorwort, dann 1517 sein erstes eigenes Buch, nämlich eine praktische deutsche Auslegung der sieben Bußpsalmen. Außerhalb Wittenbergs fand seine theologische, „Augustinische" und „Paulinische" Richtung schon lebhafte Theilnahme bei einem Kreis von Freunden in Nürnberg und in Erfurt.

Die positiven Grundprincipien der Heilslehre, die der Reformator vorgetragen hat, hatten so bei ihm unter seinen Schriftstudien schon 1517 sich herausgebildet. Er hatte thatsächlich nicht blos mit der herrschenden Schultheologie gebrochen, sondern auch einen anderen Weg als die ganze hergebrachte kirchliche Auffassung der Heilsordnung eingeschlagen. Im selbständigen Gestalten seiner Ueberzeugungen auf Grund des Schriftwortes ließ er sich auch durch kirchliche Autoritäten nicht mehr binden. Aber noch wußte er sich auch nicht im Gegensatz gegen solche. Noch blieben ihm auch bei seinem Heilsweg die Heilsmittel stehen, welche die Kirche in ihrem äußeren Priesterthum, ihrer Bußordnung, ihrem Kultus, ihrem Meßopfer rc. darbot. Noch drang er auf Gehorsam gegen die ganze bestehende Hierarchie, wenn er auch viele sittliche Verderbnisse und Mißbräuche bei den Trägern des heiligen Amtes beklagte. Man hätte denken können, er werde ähnlich wie jene deutschen Mystiker gerade vermöge seiner tief innerlichen religiösen Richtung jenes Aeußere weiter gewähren lassen, ohne kritisch darüber zu

reflectiren. In einen Kampf mit jenen Gewalten und Autoritäten gerieth er erst, als er das Heiligste und die Grundlagen des Heiles durch sie bedroht sah.

Hierzu führte der Ablaßhandel, welchen Papst Leo X. für den Bau der Peterskirche und für andere Zwecke, zu denen er Geld brauchte, in großartigem Maßstabe veranstaltet und für einen großen Theil Deutschlands dem Erzbischof Albrecht von Mainz und Magdeburg so, daß dieser die Hälfte des Ertrags bezog, in Commission gegeben hatte. L. nahm davon erst Notiz, als Albrechts Emissär, der Dominicaner Tetzel, an die Grenzen Kursachsens und in die Nähe Wittenbergs kam. Er warnte davor, indem er die schlimmen Einwirkungen auf Glieder seiner Gemeinde wahrnahm, im Beichtstuhl und auf der Kanzel und veröffentlichte endlich am 31. October 1517 95 Thesen zu einer Disputation über die Kraft der Ablässe. Er drang in ihnen vor Allem darauf, daß der Christ aus seinem ganzen Leben eine Buße, nämlich eine wahre Aenderung des Sinnes und Wandels machen müsse, anstatt bei den äußerlichen kirchlichen Bußleistungen oder gar bei den Ablässen, welche erleichternd an ihre Stelle traten, sich genügen zu lassen. Für einen, der wahrhaft Reue hege, nahm er Erlaß von Strafe und Schuld auch ohne Ablaßbriefe in Anspruch. Die Grundtendenz der Thesen ist der Widerspruch christlich-sittlichen Ernstes gegen die Leichtfertigkeit, mit der man dort seiner Verschuldungen und Verpflichtungen sich erledigen wollte. Die Strafleistungen, welche beim kirchlichen Bußsacrament vom Beichtiger auferlegt wurden, hielt L. hierbei aufrecht, forderte überhaupt demüthige Unterwerfung unter den Priester. Den päpstlichen Ablaß aber wollte er nur auf Leistungen, welche von der kirchlichen Gesetzgebung auferlegt seien, nicht auf Strafen, welche Gott selbst auferlege, und so auch nicht auf die im Fegfeuer abzubüßenden Strafen bezogen haben. Sieht man in diesen Thesen den Anfang der deutschen Reformation und zunächst des großen reformatorischen Kampfes, so könnte man befremdlich finden, daß speciell von jener Bedeutung des rechtfertigenden Glaubens sie nichts sagen. Aber L. selbst dachte nicht daran, in ihnen ein umfassendes oder principielles reformatorisches Programm aufzustellen; sie wollten der gegebenen Veranlassung gemäß nur auf einen bestimmten Punkt in der Lehre von der Buße und in der kirchlichen Bußpraxis sich beziehen, nämlich speciell auf jene Leistungen oder Satisfactionen, welche dem Bußfertigen nach abgelegter Beichte und empfangener Absolution noch auferlegt wurden und für welche dann die Ablässe eintraten. Einen Widerspruch gegen kirchlich festgestellte Lehrsätze meinte er hiermit keineswegs zu erheben, vielmehr nur Mißbräuchen entgegenzutreten, die wol ohne Wissen des Papstes selbst im Schwange gehen.

Erst der Kampf, der über die Thesen sich erhob, trieb L. weiter vorwärts und ließ ihn mehr und mehr erkennen, welcherlei Mächte in der gegenwärtigen Kirche und im Papstthum herrschten. Vor Allem erhob sich gegen ihn der Zorn des Dominicanerordens, dessen Mitglied Tetzel war und dessen hochgefeierter Meister Thomas v. Aquino vorzüglich die dem Ablaßunfug zu Grund liegenden Lehren und die stärksten Aussagen über die Gewalt des den Ablaß spendenden Papstes überhaupt vorgetragen hatte. Die Universität Frankfurt a. O. promovirte den Ablaßkrämer zum Doctor auf Gegenthesen hin, in welchen er jene bestritt. Mit der größten Heftigkeit erhob sich am päpstlichen Stuhl Silvester Prierios, der magister palatii, d. h. päpstlicher Hoflesemeister und Büchercensor; er trug zugleich die stärksten Sätze über die Unterordnung der gesammten Kirche unter den Papst vor, thomistische Theorien, die doch erst in unseren Tagen dazu durchgedrungen sind, katholisches Dogma zu werden. Der bedeutendste Kämpfer, der in Deutschland dem Wittenberger Professor entgegentrat, war Johann Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt. Der Papst selbst, bei welchem die Dominicaner sofort ihre Klage auf Ketzerei erhoben, wollte sich anfangs wenig aus dem

Handel des deutschen Mönches machen. Dann ließ er scharfe Erlasse gegen das „Kind der Bosheit" ausgehen. Aber Rücksichten auf den Landesherrn desselben, den Kurfürsten Friedrich, mit dem er namentlich der bevorstehenden Kaiserwahl wegen ein gutes Einvernehmen zu erhalten bedacht war, hielten ihn von durchgreifenden Schritten zurück. Auf einem Reichstag in Augsburg 1518, wo der Papst Noth hatte, eine für den Türkenkrieg bestimmte Reichssteuer herauszuschlagen, und wo vielmehr die alten Beschwerden der deutschen Nation gegen die Uebergriffe des päpstlichen Stuhles wiederholt wurden, verstand sich der päpstliche Legat Cajetan gegen Friedrich bereitwillig dazu, L. persönlich und mit väterlichem Wohlwollen in Augsburg zu vernehmen. Dieser war inzwischen in Streitschriften über den Ablaß namentlich schon dahin weiter gegangen, daß er auch einer päpstlichen Bulle (von Clemens VI.), welche man ihm zu Gunsten der bestrittenen Ablaßtheorie entgegenhielt, keine entscheidende Kraft zuerkennen wollte. Er hatte ferner den Satz vorgetragen, daß ein Sacrament und so speciell das Bußsacrament und die priesterliche Absolution dem Empfänger nichts nütze, wenn derselbe nicht auch in seinem Innern gläubig das gnädige Gotteswort ergreife; es war der Widerspruch tieferer sittlicher Auffassung gegen eine Heilswirksamkeit, welche der bloße äußere kirchliche Act ausüben sollte, und die Kehrseite des Satzes war, daß ein bußfertiger Christ, der gläubig an Gottes Gnadenwort sich halte, schon hierdurch des Heiles, auch wenn ein Beichtiger ihm willkürlich die Absolution verweigere, theilhaftig werden könne. Beiläufig hatte L. auch schon geäußert, daß der päpstliche Stuhl den Primat in der Kirche nicht immer besessen habe, wornach ihm derselbe nicht schon durch eine Einsetzung Christi und nicht kraft göttlichen Rechtes zukam. Die beiden zuerst genannten Punkte wurden im October 1518 Gegenstand eifriger Verhandlung zwischen ihm und dem Legaten in Augsburg. L. verweigerte trotz Zuredens und Drohens den von ihm geforderten Widerruf. Er appellirte am 16. October von dem nicht gut informirten an den besser zu informirenden Papst und, nachdem er nach Wittenberg zurückgekehrt war, am 28. November vom Papst an ein allgemeines Concil.

Hierauf sandte Leo seinen aus Sachsen gebürtigen, dem kursächsischen Hof befreundeten Kammerherrn Karl v. Miltitz in der nun doch für ihn schwierig gewordenen Angelegenheit nach Deutschland. Derselbe war mit einer großen Zahl Schreiben ausgerüstet, um dem Ketzer den Schutz Friedrichs zu entziehen und ihn womöglich nach Rom einzuliefern, hatte aber auch zugleich Vollmacht, wenn es die Klugheit erfordere, noch eine friedliche Beilegung der Sache zu versuchen. Und diesen Weg einzuschlagen machte ihm nicht blos die Gesinnung Friedrichs, sondern auch die Stimmung, welche er bei der deutschen Bevölkerung vorfand, rathsam. Seine persönlichen Neigungen und sein Wunsch, die Gunst Friedrichs genießen zu dürfen, trugen ohne Zweifel sehr dazu bei, ohne daß wir wüßten, wie weit seine Vollmachten wirklich gingen. Schon in der ersten Woche des Jahres 1519 hatte er mit Friedrichs Zustimmung eine Zusammenkunft mit L. in Altenburg bei Spalatin, dem vertrauten Secretär und Kaplan des Kurfürsten und Freund Luther's. L. verstand sich dazu den Streit ruhen zu lassen, wenn man auch die Gegner dazu anhielte, und gegen den Papst in einem Brief mit gebührender Demuth zu bekennen, daß er zu heftig sich geäußert habe. Die gegen ihn erhobene Klage sollte vor das Gericht eines deutschen Bischofs gebracht werden; der Erzbischof von Trier wurde dazu bestimmt und fand sich bereit. Aber L. wollte nicht, wie Miltitz meinte, vor diesem und dem bei ihm anwesenden Cajetan sich stellen, ehe man wüßte, was zur ganzen Abmachung der Papst sage, noch gab hierzu Friedrich die Erlaubniß. Und inzwischen veranlaßte Eck die wichtigste neue Wendung im Fortschritt des Kampfes. Derselbe hatte mit dem Wittenberger Professor Carlstadt, der L. in jener Augustinischen und Pau-

linischen Richtung nachgefolgt war und ihn mit neuen und reformatorischen Ideen zu überbieten bald ehrgeizig sich bemühte, eine in Leipzig zu haltende Disputation verabredet. Die Thesen aber, die er hierfür veröffentlichte, zielten vielmehr auf Sätze, welche bis dahin nur L. ausgesprochen hatte; namentlich griff er Luther's Behauptung auf von dem erst späteren Ursprung der päpstlichen Obergewalt. L. forderte deshalb für sich Theilnahme an der Disputation. Die geschichtlichen Studien, die er zur Begründung seiner Thesen machte, führten ihn in päpstliche Dekrete hinein, vor denen ihm graute; ja schon sprach er aus, der Papst möchte gar der Antichrist sein. In der Disputation, welche zuerst zwischen Carlstadt und Eck, dann zwischen L. und diesem in der Zeit vom 27. Juni bis 16. Juli statt hatte, bestand L. darauf, daß das Haupt der Kirche nicht der Papst, sondern nur Christus sei, daß auch die Schlüssel des Himmelreichs keinem einzelnen übertragen seien, sondern der Kirche und das hieße der Gemeinschaft der Heiligen. Die päpstliche Gewalt wollte er nur in demselben Sinn wie jede irgendwo bestehende Obrigkeit auf Gottes Willen zurückführen. Das Wesen der Kirche Christi setzte er eben darein, daß sie Gemeinschaft der Heiligen sei, nicht in eine päpstliche Hierarchie. Er stimmte dem vom Konstanzer Concil verurtheilten Satze des Hus bei, daß die Eine heilige und allgemeine Kirche die Gesammtheit der von Gott Erwählten sei. Ja er schritt, als Eck ihm Hussitismus vorwarf, zur Erklärung fort, daß unter den dort verdammten Sätzen des Hus einige ächt christliche seien. Das war der wichtigste Erfolg dieser Disputation. Nachdem L. schon früher bemerkt hatte, daß Concilien irren könnten, erklärte er jetzt, daß das Konstanzer es jetzt wirklich gethan habe, griff hiermit die Autorität desjenigen Concils an, welches gerade von den bisherigen katholischen Gegnern des päpstlichen Absolutismus besonders hoch gestellt wurde, und scheute sich nicht, um der evangelischen Wahrheit willen als Genosse der in ganz Deutschland verhaßten Böhmen zu erscheinen. Zwei utraquistische Geistliche in Prag knüpften daraufhin auch schon Verbindung mit ihm an.

Vornehmlich in Folge der Leipziger Disputation richtete sich auf L. und seinen Kampf jetzt auch die Aufmerksamkeit weiterer gebildeter, namentlich humanistischer Kreise, die bisher dort nur ein Mönchsgezänke vor sich zu haben meinten. In Wittenberg stand schon seit 1518 neben L. der auf einen philologischen Lehrstuhl berufene junge Melanchthon, der vielseitigste und gelehrteste unter den jüngeren Humanisten, nun persönlich von Luther's Lehre ergriffen und freundschaftlich ihm verbunden. L. selbst nahte sich brieflich dem Meister des Humanismus, Erasmus. — Die lutherischen Schriften verbreiteten sich bereits über die deutschen Grenzen nach Frankreich, England und Italien. Unermüdlich producirte L. neue Streitschriften voll warmen inneren Lebens und Feuers und einfache kleine Schriften zu frommer Erbauung. Die Art, wie er hier seine Muttersprache handhabte (obgleich er auch lateinisch zu polemisiren fortfuhr), machte ihn zum ersten deutschen Volksschriftsteller seiner Zeit. — Die Zahl der Studenten, welche durch L. und Melanchthon nach Wittenberg gezogen wurde, wuchs gewaltig an. Viele Hunderte trugen den Samen, der dort ausgestreut wurde, weiter.

Unter den hergebrachten kirchlichen Bräuchen und Dogmen wurden jetzt namentlich auch die aufs Abendmahl bezüglichen für L. ein Gegenstand seiner biblischen Kritik. Er sprach 1519 das Verlangen aus, daß ein christliches Concil den Laien wieder den Kelch gewähren möge: da wurde er erst recht als Böhme verschrieen, und besonders dies erregte den Widerwillen, welchen seither Herzog Georg von Sachsen fortwährend gegen ihn zeigte. Tiefer griff ins ganze dogmatische und kirchliche System des Katholicismus ein, daß er im Leib des Herrn bei der Messe nur noch eine Gabe zum gläubigen Genuß der Communicanten

sah, nicht mehr ein Opfer, welches zur Versöhnung Gott dargebracht und in dessen Darbringung die höchste Thätigkeit des Priesterstandes gesetzt wurde. Bald sah er auch in der Lehre, daß durch die priesterliche Consecration Brot und Wein in die Substanz des Leibes und Blutes Christi verwandelt werde und von jenem nur die äußere Gestalt übrig bleibe, eine bloße scholastische Erfindung, wogegen man nur einfach eine wahre Gegenwart des Leibes im Sacrament den Einsetzungsworten gemäß festzuhalten habe. In der priesterlichen Weihe erkannte er kein Sacrament mehr, sondern einen blos menschlichen Brauch, durch welchen daher den Geweihten auch kein besonderer geistlicher Charakter im Unterschied von dem allen Getauften verliehenen zu Theil werde. So wurden für ihn allmählich alle die Grundlagen und Vollmachten der bestehenden Hierarchie hinfällig. Die für ihn jetzt feststehende Idee der Kirche Christi als der Gemeinde der Heiligen oder Gläubigen, zu deren Bestand keine anderen göttlichen Stiftungen, als das Wort, die Taufe und das Abendmahl nothwendig gehören, verfocht er gegen jenes Kirchenthum besonders in seiner Schrift „Von dem Papstthum zu Rom“ 1520 gegen den Franziskaner Alveld.

Bei der römischen Curie wurde inzwischen der Erlaß einer Bannbulle betrieben, die endlich ohne weitere Rücksichtnahme gegen seine Person wie gegen seine Schriften ergehen sollte; Eck war für diesen Zweck persönlich in Rom thätig. Kurfürst Friedrich hatte dem von ihm hochgeschätzten Wittenberger Lehrer bisher stets mit Berufung darauf seinen Schutz gewährt, daß er noch nicht ordentlich widerlegt und abgeurtheilt sei. Beim Herannahen des Bannfluchs wurde doch sehr fraglich, ob derselbe noch in Wittenberg verbleiben könnte. Freunde waren schon während jenes Augsburger Reichstags 1518 damit umgegangen, ihn nach Paris zu flüchten, wo die Universität damals noch in ihm einen Mitstreiter gegen den päpstlichen Absolutismus und die Rechte der Concilien hätte sehen können. Nach den Fortschritten, welche L. seither auf seiner Bahn gemacht, war dies nicht mehr möglich. Man sprach von einer Zufluchtstätte, die er in Böhmen suchen müßte: ein überaus bedenklicher Schritt, indem dadurch nicht blos seine Wirksamkeit auf Deutschland sehr gehemmt worden wäre, sondern sofort auch große Differenzen zwischen ihm und der Masse der böhmischen Utraquisten sich hätten herausstellen müssen.

Sehr wichtig wurde da für L. die Stellung, welche Vertreter des deutschen Adels zu seiner Sache einnahmen. In der damaligen politischen und socialen Entwicklung der deutschen Nation und des Reiches mußte der zunehmenden Gewalt der Fürsten und zugleich der Erhebung des reichen Bürgerthums gegenüber dieser Adel überhaupt sich beengt und zum Erstreben und Erkämpfen ersprießlicher allgemeiner Reformen aufgefordert finden. Bei seinen tüchtigsten Gliedern verband sich Eifer um die Ehre und Unabhängigkeit der Nation im Ganzen und so besonders auch gegen die schmählichen welschen Uebergriffe und Erpressungen mit den eigenen Standesinteressen. Zugleich fand bei ihnen die neue humanistische Bildung Gunst und Eingang. Der Ritter Ulrich v. Hutten hatte selbst eine rege Thätigkeit als kämpfender Schriftsteller im Dienste der Nation und der freien Wissenschaft begonnen. Mit ihm verband sich Crotus, der bei der Abfassung der epistolae obscurorum virorum vorzugsweise betheiligt war und jetzt aus Italien voll von Erfahrungen, die er von den dortigen Verderbnissen und Aergernissen gemacht hatte, zurückkehrte. Derselbe war mit L. in der Erfurter Studentenzeit befreundet gewesen und jetzt für diesen tapferen christlichen Streiter begeistert. Auch Hutten suchte Verbindung mit diesem, und neben Hutten, dem Manne des lauten, kräftigen, oft aber auch hohlen und leeren Wortes stand der kräftige und mit stattlichen Mitteln ausgerüstete Reichsritter Franz v. Sickingen. In Sickingen's Auftrag richtete jetzt Hutten durch Melanchthon an L. das An=

erbieten, den Schutz einer der Sickingen'schen Burgen anzunehmen. Ein gleiches Erbieten erging an ihn vom Ritter Silvester v. Schauenburg, der zugleich auf eine Menge anderer gleichgesinnter Adliger sich berief. L. fühlte sich gestärkt und zu desto rücksichtsloserem Vorgehen angefeuert. Auch weiteres Material zu den Beschwerden über Rom bot sich ihm in Streitschriften dieser Richtung reichlich dar. Sein eigener Blick ferner erweiterte sich über das religiöse Hauptgebiet, in welchem doch all sein Streben stets wurzelte und sich concentrirte, hinaus. Auf die allgemeinen Beschwerden der deutschen Nation über die äußeren von Rom ausgehenden Mißbräuche, Uebergriffe und Beeinträchtigungen war er vornehmlich schon seit dem Augsburger Reichstag und durch damals erschienene Schriften aufmerksam geworden. Zugleich richtete er sich gegen allgemein sittliche und sociale Schäden seiner Deutschen, Fressen und Saufen, Luxus, Wucher &c. Der Anklang, den das von ihm verkündete Gotteswort bei einflußreichen Laien fand, machte ihm Muth zu der Hoffnung, daß durch den Laienstand die vom Priesterstand zurückgewiesene Reformation der Kirche zu Theil werden möchte, während der den Geistlichen und Laien gleichermaßen zustehende christliche, geistliche Charakter diesen das Recht und die Pflicht dazu gab. Er äußerte den Wunsch, daß gegen den Papst und seine Knechte und Buben die Fürsten, Adlige, Städte und Gemeinden losbrechen, ja daß Kaiser und Fürsten gegen die Romanisten gar zum Schwert greifen möchten.

Einen großartigen Aufruf zur Mitthätigkeit der Laien erließ L. in seiner Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nationen: von des christlichen Standes Besserung", welche zu Anfang August 1520 erschien. Er stützte sich auf das allgemeine Priesterthum, an welchem alle Getauften theil haben. Dabei wollte er übrigens eine Thätigkeit der Laiengemeinde im Anschluß an die in ihr selbst bestehenden Ordnungen: es sind zunächst Fürsten, Adel, Magistrate, die er zur Thätigkeit ruft. Die Gegenstände, für welche er sie aufruft, sind die kirchlichen Mißbräuche, wie solche auch schon auf den Reichstagen erörtert worden waren. Für die Reformation im Großen fordert er ein freies christliches Concil, zu dessen Berufung jedes treue Glied der Christengemeinde und vornehmlich die Obrigkeiten als Mitchristen und Mitpriester eifrig mitwirken sollten. Den Anmaßungen, Eingriffen, Gelderpressungen &c. des päpstlichen Stuhles sollte gesteuert werden. Zugleich forderte L. jetzt Aufhebung des Cölibats für die Geistlichkeit. Zur Besserung des christlichen Standes rechnete er ferner eine Reform der Universitäten und zugleich die Herstellung von Schulen, auch von Mädchenschulen wenigstens in den Städten. Noch weiter verbreitete er sich über das allgemein sittliche bürgerliche und sociale Leben von den christlich sittlichen Principien aus. Das Armenwesen sollte geordnet werden mit Abstellung alles Bettels, die Bordelle unterdrückt, gegen den Luxus und gegen das wucherische Treiben der großen Kaufhäuser eingeschritten. So umfassend, wie nachher nie wieder, hat L. hier die Aufgabe einer christlichen Reformation und zwar mit besonderer Bezugnahme auf die Zustände seiner lieben Deutschen ausgeführt. Gegen den Wucher gab er auch besondere Sermone heraus.

Inzwischen hatte der Papst schon am 15. Juni die Bannbulle gegen L. erlassen. In Deutschland hörte man nur erst gerüchtweise davon. Ein Convent der Augustiner ließ sich durch Miltitz zur Bitte an L. bestimmen, daß er der letzten Entscheidung noch durch ein Schreiben an den Papst zuvor kommen möge, und dieser versprach dem Papst zu schreiben, daß er seine Person nicht habe angreifen wollen. Zugleich aber ließ er seiner Schrift an den Adel eine nicht minder entschiedene, mehr für die Theologen bestimmte, gegen dogmatische Grundirrthümer Roms und zwar speciell gegen die Sacramentenlehre sich richtende lateinische Schrift über die „Babylonische Gefangenschaft der Kirche" nachfolgen.

In Betreff des Abendmahls verwarf er die Transsubstantiation und noch schärfer das Meßopfer. Der Buße, wie sie von der Kirche gefordert wurde, stellte er die fortwährende Geltung der christlichen Taufe und die Bedeutung des an Gottes Verheißung sich haltenden Glaubens entgegen. Was der Katholicismus von weiteren Sacramenten lehrte, verwarf er als unbiblisch.

Kurz ehe dieses Büchlein (zu Anfang Octobers) die Presse verließ, hatte Eck die Bulle nach Deutschland gebracht und veranstaltete, daß sie an verschiedenen Orten öffentlich angeschlagen wurde. Dennoch wollte Miltitz den Glauben an den Erfolg eines Schreibens an den Papst, dessen Bulle dem Verurtheilten noch Zeit gab und erst nach 120 Tagen in Kraft treten sollte, nicht aufgeben und L. seiner Zusage nicht untreu werden. Nur sollte das Schreiben auf den 6. September, wo die Bulle noch nicht publicirt war, zurück datirt werden. So faßte es L. ab, indem er den Papst darin nur eben dessen versicherte, daß er seine Person, seinen Charakter und Wandel nicht habe angreifen wollen, zugleich aber über die Verderbnisse des päpstlichen Stuhles die stärksten Sätze wiederholte. Zugleich übersandte er dem Papst ein Schriftchen „Von der Freiheit eines Christenmenschen", welches zeigen sollte, wie er einfältige Christen in Kürze die Summa christlichen Lebens lehre. Die Nachwirkungen jener edeln praktischen Mystik verbinden sich hier in tiefer, lebensvoller und schlichter Darstellung mit der neu ans Licht gebrachten Heilslehre, der Lehre von der Glaubensgerechtigkeit: eins werde die gläubige Seele durch den Glauben ans Wort mit dem Wort und mit Christus selbst, und so werde der Christ der Welt gegenüber frei, Priester Gottes und König und Herr über alles, so aber gebe er, der für sich schon das Höchste habe, dann auch in Liebe dem Nächsten sich hin und lasse sich um des schwachen Bruders willen auch noch äußere Satzungen, die seiner Freiheit doch keinen Eintrag thun können, gefallen. So enthalten die tief religiösen Gedanken der Schrift zugleich die Begründung für das Recht der Reformation und die Mahnung an die Rücksichten der Liebe und Zucht, mit denen sie durchgeführt werden sollte. — Die drei zuletzt genannten Schriften werden mit Recht als die drei reformatorischen Hauptschriften Luther's bezeichnet. Daneben ist als besonders wichtige, vom Heilsweg handelnde Lehrschrift Luther's aus jener Zeit noch sein schon 1519 erschienener aus Vorlesungen hervorgegangener Commentar zum Galaterbrief aufzuführen (zu unterscheiden von dem größeren, ebenso wichtigen, welcher 1535 erschien).

Davon, daß ein solcher Brief und eine solche Schrift den Papst nicht umstimmen werde, war L. sicherlich überzeugt. Seine Aussicht war mit einer Bestimmtheit und Consequenz, in welche unsere moderne Geschichtsbetrachtung sich zu wenig hinein zu versetzen pflegt, jetzt fort und fort auf den jüngsten Tag hin gerichtet. Die Gewißheit, daß im Papst schon der in der Bibel geweissagte Antichrist erschienen sei, versicherte ihn auch schon der Nähe jenes Tages, wo dieser gestürzt werden müsse. Bis dahin wußte er sich berufen, denselben aufs äußerste zu bekämpfen. Als der Bulle gemäß seine Bücher als ketzerische verbrannt wurden, antwortete er am 10. December mit einer feierlichen Verbrennung der Bulle und der päpstlichen Rechtsbücher.

Durch die ganze deutsche Nation verbreitete sich jetzt die Bewegung und der Kampf. Zu den kleinen Schriften, welche L. unermüdlich unter die Gebildeten und das ganze Volk ausgehen ließ, gesellten sich andere, großentheils von ungenannten Verfassern mit heftigen Ausfällen auf römische Trügerei und Schinderei. Hutten, jetzt gleichfalls deutsch schreibend, trieb auf ein Losschlagen hin, ohne doch je einen klaren politischen Plan zu zeigen. L. erklärte jetzt dem gegenüber nur um so entschiedener, daß nur das Wort kämpfen und siegen solle. Auch Gegner Luther's begannen deutsch zu schreiben und an alle deutschen Christen

sich zu wenden. L. hatte jetzt namentlich auch Streitschriften mit dem Dresdener Theologen Emser zu wechseln, mit welchem er schon nach der Leipziger Disputation in Streit gerathen war.

Für die Vollziehung der Bannbulle aber versagte nicht blos Kurfürst Friedrich seine Hand, sondern auch andere Reichsfürsten, die für ihn keine persönliche Theilnahme hegten und von ihrem alten Glauben nicht weichen wollten, stimmten wenigstens in die Beschwerden über große kirchliche Schäden und über die Gleichgültigkeit des Papstes gegen dieselben mit ein und sahen in L. wenigstens ein Mittel, durch welches man auf diesen einen Druck zu endlicher Herbeiführung von Reformen üben könnte. Die Beschwerden wurden besonders wieder auf dem Reichstag laut, der in Worms 1521 sich versammelte. Der neue Kaiser Karl V. war, während ihm für Luther's evangelische Heilslehre Sinn und Verständniß abging, doch gleichfalls ernstlich auf Abstellung der äußeren Mißbräuche und der dem Klerus vorgeworfenen sittlichen Aergernisse und zugleich auf eine der Würde des Königthums und Kaiserthums entsprechende Auseinandersetzung zwischen den höchsten weltlichen und geistlichen Gewalten bedacht. Dem gegenwärtigen Papst gegenüber bedurfte ferner seine Politik Mittel, ihn von einem Bündniß mit Frankreich zurückzuhalten, durch welches derselbe gegen die Macht des Hauses Habsburg sich zu schützen wünschte. Trotz eines päpstlichen Schreibens, welches ihn aufforderte, dem Verdammungsurtheil gegen L. Kraft zu geben, stimmte er zu, daß dieser erst noch vor den Reichstag geladen würde. Zwar beschlossen dann die Reichsstände ihn nur zu befragen, ob er auf seinen Schriften gegen ihren heiligen Glauben bestehe. Aber schon dieses Eingreifen des Reichstags war ein principiell wichtiger Schritt den päpstlichen Rechtsansprüchen gegenüber, und jene Frage ließ immer noch Raum für verschiedene Auffassungen jenes Glaubens und für Angriffe gegen das Papstthum, zu welchen die Stände mit L. unbeschadet ihres Glaubens sich hätten verbünden können. L. war sofort muthig bereit der Citation zu folgen. Der kaiserliche Beichtvater Glapio machte noch einen merkwürdigen, geheimnißvollen Versuch, ihn von dem Weg ab zu einer Unterredung auf Sickingen's Burg Ebernburg zu ziehen: sei's daß er ihn dort noch umzustimmen und für ein Vorgehen in seinem und des Kaisers Sinne zu gewinnen hoffte, sei's, daß er sein Erscheinen vor dem Reichstag, das doch bedenkliche Folgen haben konnte, noch im letzten Augenblick hintertreiben wollte. L. aber blieb auf seinem geraden Weg. Gleich am Tage nach seiner Ankunft in Worms, am 17. April, wurde ihm vor dem Reichstag kurzweg die Frage vorgelegt, ob er die neben ihm aufgehäuften Bücher für die seinigen anerkenne und ihren Inhalt widerrufe oder dabei beharre. Auf einen so kurzen Proceß war er doch nicht gefaßt, erbat sich demüthig Bedenkzeit und erhielt hierzu einen Tag. Tags darauf erklärte er in einer längeren Rede, daß er weder diejenigen seiner Bücher widerrufen könne, in welchen er allgemeine evangelische Wahrheiten vortrage, noch auch diejenigen, in welchen er das Papstthum angegriffen, und diejenigen, in welchen er einzelne Verfechter der päpstlichen Tyrannei wol mit zuviel persönlicher Heftigkeit bekämpft habe, weil er ja sonst der Bosheit und Gottlosigkeit Vorschub leisten würde, und daß er Gegenbeweise aus der heiligen Schrift sich erbitten müßte. Dieses sein Verlangen wurde zurückgewiesen, weil seine Ketzereien schon durch die bisherige Kirche und namentlich das Konstanzer Concil endgültig abgeurtheilt seien; er sollte einfach antworten, ob er auf allem beharren, oder etwas widerrufen wolle. Darauf antwortete er: wofern er nicht durch Zeugnisse der heiligen Schrift oder durch helle Gründe (ratione evidente) widerlegt werde, so sei er, da er weder dem Papst noch den Concilien allein, die bekanntermaßen öfters geirrt haben, glauben könne, überwunden durch die von ihm angeführten heiligen Schriften und sein Gewissen gefangen in Gottes

Worten; er könne und wolle nichts widerrufen, weil wider das Gewissen zu handeln gefährlich sei. Er schloß mit dem Hilferuf zu Gott, der am meisten unserer geschichtlichen Ueberlieferung sich eingeprägt hat: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen.“ Die Worte „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ sind neuerdings in Zweifel gezogen worden. Sie finden sich (mit der Wortstellung: „Ich kann nicht anders, hier steh ich“ ꝛc.) schon in zwei gleich darauf erschienenen Drucken, einem lateinischen Text der Rede und einem deutschen Referat über die Verhandlung. Sie fehlen in der Mehrzahl der damals erschienenen gedruckten Berichte. Diese enthalten jedoch nicht Zeugnisse verschiedener Ohrenzeugen, sondern weisen auf eine Quelle zurück. Zu Grunde liegt ihnen wol eine Aufzeichnung von Luther's eigener Hand; die Frage aber ist, ob nicht gerade er selbst seine Worte kürzer zusammen gefaßt hat. In die herrschende Ueberlieferung sind jene Worte gekommen durch die Wormser Akten in dem zweiten Band der lateinischen Werke Luther's, welcher schon vor Luther's Tod in die Presse gekommen und kurz nach demselben durch Melanchthon herausgegeben worden ist. An der Herausgabe der Werke haben Freunde Luther's und besonders der in Worms mit anwesende, 1545 gestorbene Spalatin fleißig mit gearbeitet; der gleichfalls dort anwesende Freund Amsdorf lebte noch; Luther's jüngerer Freund Mathesius erzählt, daß er L. selbst den Seinen die Wormser Vorgänge schildern hörte, und hat dann in seine Biographie Luther's die Worte in jener Gestalt aufgenommen. Hiernach hat die Kritik kein Recht sie aus der Geschichte zu streichen.

Das Entscheidende in Luther's Antwort lag darin, daß er der von ihm erkannten Schriftwahrheit gegenüber keine menschlich kirchliche Autorität, auch nicht mehr die eines Concils gelten ließ. Er stieß hiermit auch alle diejenigen Anhänger des bisherigen Kirchenthums von sich, welche im Sinne der großen Concilien des vorigen Jahrhunderts unter Widerspruch gegen den päpstlichen Absolutismus Reformen vornehmen wollten. Vergebens versuchte nachher noch eine Commission unter dem Erzbischof von Trier ihn wenigstens dazu zu bewegen, daß er die in Konstanz verurtheilten Sätze zurücknehme und der Entscheidung eines künftigen Concils sich unterwerfe.

So mußte er am 26. April wieder von Worms heimwärts reisen. Unterwegs wurde er, wie ihm vorher von Seiten des kurfürstlichen Hofs angezeigt worden war, in der Nähe der Wartburg festgenommen und heimlich auf dieses kursächsische Schloß gebracht. Hier sollte er in der Verborgenheit den Schutz genießen, den ihm Friedrich in Wittenberg nicht mehr gewähren konnte. Von Worms aus erging jetzt gegen ihn die Reichsacht. Der Kaiser jedoch verließ Deutschland und wurde bald durch einen Krieg mit König Franz von Frankreich, welchem der Papst sich verbündete, beschäftigt. Es war Niemand in Deutschland, der die Acht an L. zu vollziehen versuchte. Sein Aufenhalt wurde sorgfältig geheim gehalten. Er lebte dort als Junker Georg.

Der Aufenthalt auf der Wartburg brachte L. eine äußere Ruhe und Stille, die für seine innerliche Sammlung förderlich war und zugleich in neuen schriftstellerischen Arbeiten fruchtbar wurde. Er fuhr auch hier mit Polemik fort. Den heftigsten Ausfall bereitete er gegen den Erzbischof Albrecht vor, weil derselbe im Zusammenhang mit einer großen Reliquienausstellung in seiner Stadt Halle ein neues Ablaßärgerniß anrichtete; derselbe wurde jedoch durch Spalatin nach des Kurfürsten Friedrich Geheiß und durch ein ganz demüthiges Schreiben Albrechts selbst an den ihm drohenden Strafprediger noch zurückgehalten. Insbesondere aber fand L. jetzt Zeit und Ruhe für größere Arbeiten zur positiven Erbauung und Belehrung der deutschen Christenheit. Hier begann er jetzt sein

Werk der Kirchenpostille, deren erstes Stück im November 1521 unter die Presse kam.

Noch wichtiger wurde der Wartburgaufenthalt durch die Wendung, welche er für die kirchliche reformatorische Thätigkeit Luthers mit sich brachte. Vor Allem war ersichtlich, daß die durch ihn entstandene große Bewegung sich jetzt weiter entfalten und Bahn brechen würde, auch wenn er ganz vom Schauplatz verschwände; und sie schritt fort in einer Weise, die ihn selbst jetzt vielmehr zu einem Einschreiten in conservativem Sinn drängte. Bisher hatte er nur mit dem einfachen Wort auf die Erkenntniß, Ueberzeugung und Gesinnung der Hörer und Leser gewirkt. Andere waren es, die zuerst an äußere Reformen und Anordnungen die Hand anlegten, und seine eigene Thätigkeit auf diesem Gebiet bestand nun zuerst darin, daß er mäßigte und zurückhielt. In Wittenberg traten so Carlstadt und Luther's Ordensbruder Zwilling (Didymus) jetzt als Reformatoren auf. Sie wollten keine Messe und kein Abendmahl unter Einer Gestalt mehr dulden, wollten ferner nicht blos den Cölibat der Geistlichen, für welche Carlstadt sogar die Verheirathung zum Gesetz machen wollte, sondern auch das Mönchthum abthun, und ein großer Theil der Mönche des Augustinerklosters verließ dieses wirklich. Zu diesem Ungestüm kam Unfug und Tumult von Seiten der Bevölkerung und der Studenten den Mönchen und Meßgottesdiensten gegenüber. Zugleich hing sich der biblische Eifer der Reformer an kleinliche Aeußerlichkeiten: auch in solchen sollte das neue Abendmahl ganz dem einst von Christus gehaltenen gleich gemacht werden.

L. nahm von der Wartburg aus natürlich lebhaften Antheil an diesen Vorgängen. Auch er war entschlossen keine Privatmessen mehr zu halten und ließ eine neue Schrift gegen diese ausgehen. Auch er billigte es, wenn eine zur christlichen Erkenntniß gekommene Gemeinde sich die Entziehung des Kelches beim Abendmahl nicht mehr gefallen lasse. Die Mönchsgelübde griff er jetzt erst in ihrem tiefsten Grunde an, während die Argumente Carlstadt's und Melanchthon's gegen ihre Gültigkeit seinem schärferen Urtheil nicht genügten: sie seien, sagte er, wegen der Gesinnung und Absicht, in der man zu geloben pflege, in ihrem Grunde gottlos und deshalb unverbindlich. Aber höchst bedenklich war ihm, was er von dem Ungestüm der Neuerer, ihrer Rücksichtslosigkeit gegen Schwache und gar von Unfug und Gewaltthätigkeit hörte. Plötzlich erschien er zu Anfang December heimlich selbst inmitten der Wittenberger Freunde und verweilte bei ihnen drei Tage.

Auf die Wartburg zurückgekehrt verfaßte er „Eine treue Vermahnung für alle Christen sich zu verhüten vor Aufruhr und Empörung“. Denn er fürchtete, daß die Wittenberger Vorgänge nur ein schwaches Vorspiel sein möchten zu einer gewaltsamen blutigen Volkserhebung gegen die römische Geistlichkeit und die Mönche. Dann begann er dort auf Andringen von Freunden das wichtigste Werk des Wartburgaufenthalts, die Uebersetzung der heiligen Schrift und zwar zunächst des Neuen Testaments aus dem Grundtexte. Deutsche Bibelübersetzungen waren bekanntlich damals schon mehrere vorhanden; aber nicht jener Text, sondern die mangelhafte kirchliche lateinische Uebertragung (Vulgata) lag ihnen zu Grunde, und jeder Blick in sie zeigt, wie wenig sie dem deutschen Ohr, Geist und Gemüth zu genügen vermochten und wie Schweres und Großes hier erst noch zu leisten war. Doch die fortgesetzten Nachrichten aus Wittenberg ließen ihm keine Ruhe mehr. Während dort im Gemeindegottesdienst die neue Abendmahlsfeier durchgesetzt, das Volk zum Essen von Fleisch an den Fasttagen aufgefordert und weitere Reformen betrieben wurden, sah er über den äußeren Ordnungen und Freiheiten die Sorge für die Seelen versäumt und verleugnet;

namentlich war auch jede Vorbereitung der Communicanten zum Abendmahlsgenuß dort weggefallen. Weiter erhob sich jetzt durch Carlstadt ein Sturm gegen die Bilder in den Kirchen, die Gott durch Mose verboten habe, während L. vor dem herkömmlichen Bildercultus warnte, dem Buchstaben des alttestamentlichen Verbotes aber keine Geltung mehr für die Christen zuerkannte und in jenem Eifern um solche äußerliche Dinge überhaupt eine Verleugnung des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe sah. Dazu drängten sich nach Weihnachten drei Schwärmer eigenthümlicher Art, welche aus Zwickau ausgewiesen worden waren, der frühere Student Markus Stübner, der Tuchmacher Nicolaus Storch und noch ein anderer Tuchmacher in Wittenberg ein, wo der Theologe M. Cellarius sich ihnen anschloß. Sie rühmten sich unmittelbarer Offenbarungen durch Worte und Gesichte vom Himmel her, verwarfen die Kindertaufe, forderten eine Erhebung der Seelen zum geistigen Verkehr und Einswerden mit Gott in Abkehr von allem Sinnlichen und Endlichen nach der Weise älterer Mystiker und zugleich einen Umsturz aller äußerer Ordnungen, indem ein Reich der Heiligen mit Vernichtung der Gottlosen hergestellt werden müsse. Carlstadt machte nicht Gemeinschaft mit ihnen; aber eine gewisse Verwandtschaft des Geistes war hier nicht zu verkennen und man mußte fürchten, daß die von ihm ausgegangene Erregung den weitergehenden Fanatikern vorgearbeitet habe. Melanchthon war erschrocken und fühlte sich unsicher. Der Magistrat rief Luther's Hilfe an. Da eilte dieser ohne kurfürstliche Erlaubniß herbei, um offen wieder seinem Beruf in Wittenberg nachzukommen, zu Anfang des März 1522. Er wollte es ganz nur im Vertrauen auf Gottes Schutz thun: wolle der Kaiser die Acht an ihm vollstrecken, so möge der Kurfürst denen, die ihn holen, freies Geleit geben; mehr werde man demselben nicht zumuthen.

In einer Reihe von acht Predigten legte L. nun seiner Wittenberger Gemeinde die Grundsätze der christlichen Liebe und Zucht ans Herz, wozu der evangelische Glaube und die wahre Freiheit verpflichte. Er brachte hiermit das Ungestüm, mit welchem dort die Reformen begonnen worden waren, sofort zur Ruhe. Diese Sermone bleiben ein Hauptdenkmal seiner nach dieser Seite hin gerichteten reformatorischen Thätigkeit. Die Zwickauer Propheten, die er im Augenblicke seiner Rückkehr nicht in Wittenberg traf, traten ihm bald nachher in einem persönlichen Gespräch gegenüber, fanden dann aber für besser die Stadt für immer zu räumen. Er selbst schritt dann nur allmählich mit Neuerungen im Gottesdienst voran. Den sogenannten Meßkanon, nämlich die aufs Opfer bezüglichen Worte, nahm auch er nicht wieder auf. Dagegen hielt er darauf, daß die Abendmahlsgäste zuvor dem Geistlichen sich meldeten, ihm ihr Verlangen nach Sündenvergebung aussprachen, sich Zuspruch der Vergebung erbaten, auch über ihr christliches Verständniß befragt wurden. In dieser Weise und zu diesem Zwecke hat er auch fernerhin die Privatbeichte sammt der Privatabsolution stets als eine werthvolle Einrichtung festgehalten, hat auch für seine eigene Person stets von ihr Gebrauch gemacht, übrigens erklärt, daß auch aus der Beichte in dieser Form kein Zwang gemacht werden dürfte. Den Kelch ließ er beim Abendmahl anfangs nur solchen Laien reichen, welche selbst es begehrten; bald jedoch kam es auf diesem Wege dahin, daß das Abendmahl nur noch unter beiden Gestalten ausgetheilt wurde. L. selbst blieb noch in seinem Kloster, das allmählich ganz sich leerte, befolgte auch noch die gewöhnlichen klösterlichen Ordnungen mit Beten, Fasten ꝛc.; erst zwei Jahre nachher legte er die Mönchskutte ab.

Von Wittenberg aus wirkte er durch Predigten auch in benachbarten Städten und war dazu behilflich, für sie und für die ferner gelegenen Orte, wo sein Evangelium Beifall fand, gleichgesinnte Prediger zu gewinnen. Sein ständiger

Beruf aber blieb der des Professors, der in Auslegung biblischer Bücher die christliche Wahrheit vortrug, und zugleich fuhr er fort der städtischen Gemeinde Wittenbergs freiwillig und unentgeltlich als Prediger zu dienen neben seinem Freunde Bugenhagen aus Pommern, der jetzt Stadtpfarrer dort wurde. Von seinem großen Werke der Bibelübersetzung konnte er schon im September 1522 den ersten Theil, das Neue Testament, erscheinen lassen. Dann schritt er sogleich weiter ans Alte Testament, das jedoch nicht blos seines Umfanges wegen längere Zeit brauchte, sondern besonders auch durch die Sprache größere Schwierigkeiten machte. Die Uebertragung desselben erschien in mehreren Theilen nach längeren Zeitabschnitten, bis endlich im J. 1534 die erste Gesammtausgabe der deutschen Bibel fertig wurde. Den Verboten, welche von den katholisch kirchlichen Autoritäten wider die Neuerungen und wider seine Bücher erlassen wurden, und der Geltung dieser Autoritäten überhaupt trat er in neuen kleinen Schriften entgegen. So schrieb er: „von Menschenlehren zu meiden" und „wider den falsch genannten geistlichen Stand des Papstes und der Bischöfe". Er mußte ebenso mit der Autorität der weltlichen Gewalten oder der Staatsgewalt, die jenen Autoritäten ihren Arm darbot, sich auseinandersetzen. Und andererseits galt es für ihn, das Recht und die Würde der weltlichen Obrigkeiten nachzuweisen und zu behaupten im Gegensatz gegen die mittelalterlich katholische Auffassung, wonach das ganze staatliche Leben und der obrigkeitliche Beruf nur einer niedrigeren Stufe der Sittlichkeit angehören und die höchste, christliche Sittlichkeit und Vollkommenheit vielmehr in einer Abkehr von allen weltlichen Dingen bestehen sollte, und auch den Bedenken evangelisch Gesinnter gegenüber, welche fragten, wie jene Gewalt mit dem Gebote Jesu, dem Uebel nicht zu widerstreben, sich vertragen sollte. In dieser Hinsicht ist seine wichtigste Schrift aus jener Zeit die „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei", vom Jahre 1523. Er lehrt die göttliche Einsetzung und den hohen göttlichen Beruf der Obrigkeit, gegen Sünde und Unrecht einzuschreiten, während dagegen Selbstrache und überhaupt eine blos egoistische Selbstwehr des einzelnen unchristlich sei und bleibe. Er verbietet auch jeden gewaltsamen Widerstand gegen jene, auch wenn sie ihre Gewalt mißbrauche. Aber er beschränkt ihren Beruf auf's äußere Leben auf Verfügungen über Leib und Gut rc. und verbietet ihr gegen die Seelen Zwang zu üben; auch der Verführung durch Irrlehrer solle nur durchs Wort entgegengewirkt werden. — Von Seiten der Reichsgewalt übrigens wurde Luther's Werk für jetzt nicht mehr bedroht. Auf den Reichstagen war keine Majorität für Vollziehung des Wormser Edicts zu gewinnen; nach einem Beschluß vom Jahre 1524 sollten die Reichsstände jenem nur so viel als möglich nachkommen und die lutherischen Lehren erst noch geprüft und einem künftigen Concil vorbehalten werden. — Als im J. 1523 Sickingen, der Freund Luther's, in einem Krieg gegen den Erzbischof von Trier sein Ende fand, konnte dies doch nicht zum Nachtheil der lutherischen Reformation verwendet werden, da diese selbst mit dem Unternehmen des Ritters nichts zu thun hatte und L. es vielmehr mißbilligte.

Die neue Gestalt, welche L. dem Gottesdienst in Wittenberg gegeben hatte, legte er 1523 in einer kurzen „Formula missae et communionis" der Oeffentlichkeit vor, erklärte übrigens immer, daß aus solchen Formen kein neues Gesetz gemacht werden dürfe und alles nur an der lauteren Verkündigung des göttlichen Wortes liege. In demselben Jahr trat er zum ersten Mal mit eigenen christlichen Liedern in deutscher Sprache hervor. Er besang den Märtyrertod zweier junger Augustinermönche, die in Brüssel als Ketzer verbrannt wurden, in einem Liede, das unter den historischen Volksliedern unserer Nation stets eine der ersten Stellen einnehmen wird, und dichtete sein ebenfalls im besten volks=

thümlichen Ton gehaltenes Gemeindelied „Nun freut Euch lieben Christen gmein". Im J. 1524 erschien das erste Gesangbüchlein der deutschen Reformation mit acht Liedern, darunter vieren von L. Die Zahl seiner uns bekannten Lieder stieg in diesem Jahr auf 24, zu denen später nur noch 12 weitere getreten sind. — Was den Aufbau einer neuen kirchlichen Verfassung betrifft, so zeigt eine Schrift („De instituendis ministris") vom Jahre 1523, welche er an die ihm sich nähernden böhmischen Utraquisten und speciell an die Gemeinde von Prag richtete, wie er einen solchen von den Gemeinden selbst aus und auf Grund des allgemeinen Priesterthums sich dachte. Er räth jenen, selbst Aelteste oder Bischöfe für sich zu bestellen, die dann sich Vorgesetzte oder Visitatoren erwählen möchten, bis ganz Böhmen ein ordentliches evangelisches Episkopat bekäme. Den Akt der Einzelgemeinden denkt er sich übrigens so, daß die ganze bürgerliche Gemeinde als christliche darin thätig werde und die in ihr Höhergestellten auch hier vorangehen sollten. Für Deutschland war indessen von einer solchen Organisation überhaupt noch nicht die Rede; die Hauptfrage war ja noch, wie weit etwa das Reich im Ganzen und die Reichsgewalt noch für eine evangelische Reformation zu gewinnen sei. Es handelte sich nur erst um eine Ausbreitung der evangelischen Predigt und dafür wurden besonders die Magistrate gleichgesinnter städtischer Bevölkerungen und einzelne Kirchenpatrone nach Luther's Wunsch thätig. — Unmittelbar mit dem kirchlichen Interesse blieb bei L. das für die christlichen Schulen und zwar speciell die Schulen, welche künftige Diener der Kirche und des Staates heranbilden sollten, vereinigt: so schrieb er namentlich an die „Bürgermeister und Rathsherrn der Städte in deutschen Landen" 1524.

Schon drang die Reformation nach Luther's Sinn in einer Reihe bedeutender Städte durch, wie Magdeburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Ulm, schwäbisch Hall, Straßburg, Bremen, Breslau; und das Deutschordensland Preußen fiel ihm mit dem Hochmeister, Albrecht von Brandenburg, welcher weltlicher Fürst wurde, und mit zwei Bischöfen zu. Nach allen Seiten hin hatte L. Rath zu ertheilen, zu ermuntern oder Bedrängte und Verfolgte zu trösten. Schon jetzt erhob sich indessen auch die Frage, wie weit er seinen Grundsatz vom bloßen Wirken des Wortes und von der Beschränkung der weltlichen Gewalt aufs weltliche Gebiet, mit welchem eine neue Epoche christlicher Kirchengeschichte beginnen mußte, selbst in der ferneren Entwickelung der Verhältnisse werde durchführen können und wollen. In seiner nächsten Nähe, in Wittenberg, hielten einige Stiftsherren der Schloßkirche beharrlich ihren Meßgottesdienst fest. Das erklärte L. endlich doch für einen Greuel und gotteslästerlichen Gottesdienst, gegen welchen eine christliche Obrigkeit so gut als gegen andere öffentliche Gotteslästerung einschreiten müsse. Kurfürst Friedrich wollte auch hier nur das Wort Gottes kämpfen lassen. Jene wichen zuletzt 1524 dem Andringen der Universität und des Magistrats und vielleicht noch mehr den Drohungen der aufgeregten Bevölkerung.

In Hinsicht auf die Lehre und die dogmatische Polemik gegen die Scholastik und die römisch-katholische Tradition hatte L. wenig neues mehr vorzutragen, war indessen unermüdlich in weiteren Ausführungen. Wir haben namentlich aus dem Jahr 1522 noch eine Gegenschrift von ihm zu nennen gegen eine Schrift, in welcher Heinrich VIII. von England sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft als Vertheidiger des Glaubens bestritten und beschimpft hatte. L. antwortete mit entsprechender Grobheit. Später, nämlich im J. 1525, ließ er sich bereden, daß der König jetzt bessere Gesinnungen hege und er deshalb durch einen Brief den allzu heftigen Angriff wieder gut machen sollte; so schrieb er dann wirklich an ihn, bekam aber nur Hohn und neuen Schimpf zur Antwort und schloß endlich den Handel mit dem Bekenntniß, daß er ein Schaf gewesen sei (im J. 1527).

Auch diejenigen Elemente des damaligen Katholicismus aber, von denen man beim Beginn der Reformation am meisten Beihilfe hätte hoffen mögen, nämlich die Vertreter einer freien und doch den christlichen Boden festhaltenden humanistischen Wissenschaft, wandten jetzt theilweise und zwar vor Allem ihr Haupt Erasmus von jener sich ab. Die Entzweiung zwischen L. und Erasmus war überhaupt die wichtigste Wendung in dem Kampf, der zwischen L. und dem Katholicismus damals geführt wurde. Erasmus mißbilligte längst die Heftigkeit dieses Reformators, fürchtete für die Ruhe und das Gedeihen der von ihm selbst gepflegten edlen Wissenschaften, hielt die principiellen Angriffe auf die kirchlichen Autoritäten für unklug und gefährlich, so wenig er auch selbst mehr innerlich durch diese sich binden ließ, und wurde umsomehr dadurch aufgebracht und ängstlich, daß man ihn selbst für einen Mitschuldigen, ja gar Hauptanstifter der gefährlichen Bewegung verschrie. L. hatte bei ihm von Anfang an den rechten Sinn für die Grundlehren von Gottes Gnade und des Menschen Sünde vermißt und argwöhnte mehr und mehr bei ihm Falschheit und Feigheit. Noch besonders angetrieben durch hohe Gönner machte endlich Erasmus 1524 eben jene Lehre Luther's vom völligen Geknechtetsein des menschlichen Willens durch die Sünde zum Gegenstand einer Streitschrift gegen ihn („De libero arbitrio"). Sie, die übrigens wissenschaftlich wenig leistete, wurde für L. Anlaß, erst recht vollends seine eigenen Aussagen auf die Spitze zu treiben in seiner Schrift vom geknechteten Willen („De servo arbitrio") 1525. Eine weitere Gegenschrift des Erasmus hat L. dann unerwidert gelassen, über seinen Charakter aber nur noch aufs bitterste geurtheilt.

Mehr Sorge und Noth als aller Widerstand, den er auf der katholischen Seite fand, bereitete dem Reformator andererseits jene Richtung, die ihn zur Rückkehr nach Wittenberg veranlaßt und von der er schon damals weit Schlimmeres, als bis jetzt offenbar werde, erwartet und vorhergesagt hatte.

Nach Luther's Rückkehr beobachtete Carlstadt nur kurze Zeit eine unfreiwillige Ruhe. Er gab sich mehr und mehr jener mittelalterlichen Mystik hin, von welcher her L. nur die oben bezeichneten beschränkten und wahrhaft fruchtbaren Einwirkungen in sich aufgenommen und welche dagegen bei den Zwickauer Propheten zu trüber und wilder Schwärmerei geführt hatte. Er wollte nichts mehr von eitler menschlicher Gelehrsamkeit, akademischem Wirken 2c. wissen, ließ sich als Bauer bei Wittenberg nieder und riß dann die mit der Universität verbundene Thüringische Pfarrei Orlamünde an sich. Da begeisterte er die Einwohner für seine unklaren Ideen und ließ sie namentlich wieder gemäß dem alttestamentlichen Gebot die Bilder in der Kirche zertrümmern.

Auch Streit über die Abendmahlslehre begann jetzt Carlstadt. Er bestritt im Interesse einer angeblich geistigeren Auffassung die von L. fest gehaltene Beziehung der Einsetzungsworte auf den in Brot und Wein wahrhaft gegenwärtigen Leib des Herrn. Eben damals verfocht L. diese wahre Gegenwart des Leibes auch den sogenannten böhmischen Brüdern gegenüber in einer Schrift „Vom Anbeten des Sakraments 2c.", 1523; und er war schon damals mit der Auffassung des Holländers Honius bekannt geworden, der jetzt in den Einsetzungsworten das „ist" nur noch für „bedeutet" nehmen wollte (wie nach ihm Zwingli). So begannen die Differenzen in Betreff der Abendmahlslehre auf dem Gebiete der Reformation, welche für die Entwickelung derselben bald so verhängnißvoll werden sollten.

Andererseits sah L. in dem Eifern fürs Bilderverbot ein schlecht äußerliches Treiben und Hängen am Buchstaben und zwar am alttestamentlichen. Carlstadt wollte auch wieder eine Sabbathruhe alttestamentlicher Art haben und fand nach alttestamentlichen Vorgängen Polygamie zulässig. Mit einer Anwendung mosai-

scher Gesetzbestimmungen aufs bürgerliche und sociale Leben der Gegenwart gingen damals auch andere für Reformen eifernde Männer um: so wurde eine Einführung des mosaischen Jubeljahrs gefordert, wo alle verkauften Grundstücke wieder an die ursprünglichen Besitzer zurückfallen sollten.

Für die zuerst in Zwickau vorgetragenen Schwärmereien, welche nach allen diesen Beziehungen hin aufs äußerste gingen, wirkte jetzt als der weitaus energischste Vertreter derselben Thomas Münzer, der nach der Ausweisung aus Zwickau im mittleren und südlichen Deutschland herumgezogen war und 1523 eine Pfarrstelle in Allstedt erhielt. Carlstadt correspondirte mit ihm. Zum Reich der Heiligen, das er mit Gewalt aufrichten wollte, gehörte die Vertilgung der Gottlosen wie einst der alten Kananäer und Communismus für die Reichsgenossen.

Jene Ideen vom mosaischen Gesetz machten auch auf Kurfürst Friedrichs Bruder, Herzog Johann, dessen Hofprediger Stein in Weimar ihnen zugethan war, bedeutenden Eindruck. Sein Sohn Johann Friedrich veranlaßte L. zu einem Gutachten darüber.

Dem Treiben Carlstadt's suchte L. 1524 persönlich in Orlamünde und dem benachbarten Kahla entgegenzutreten, fand jedoch bei den gegen ihn aufgeregten und erbitterten Leuten kein Gehör. Carlstadt wurde dann seines Amts enthoben und mußte das Land verlassen. Umsomehr suchte er in unstetem Umherziehen seine Grundsätze über Kultusreform und seine Abendmahlslehre auszubreiten. L. hörte jetzt, daß seinem Widerspruch gegen die wahre Gegenwart des Leibes im Sacrament namentlich auch Zwingli in Zürich und Oekolampad in Basel, wiewol mit einer anderen Erklärung der Einsetzungsworte, beistimmten. An die Christen in Straßburg verfaßte er ein gegen Carlstadt's Umtriebe gerichtetes Sendschreiben. Die bedeutendste Schrift aber, zu der er jetzt sich veranlaßt sah, ist sein Buch „Wider die himmlischen Propheten von den Bildern und Sakrament". Vorzüglich hier hat er nun auch seine eigene Stellung zu jenen mosaischen Ordnungen auseinander gesetzt und begründet, — einer seiner wichtigsten Beiträge für die protestantische Ethik und Auffassung des Rechtes. Christus ist ihm, wie Paulus sagt, des Gesetzes Ende, jenes ganze Gesetzeswesen für die Christen aufgehoben. Während die Christen nun den ewigen sittlichen Forderungen Gottes mit dem eigenen innern Trieb und Willen nachkommen, behalten jene äußeren alttestamentlichen Satzungen für sie nur insoweit Bedeutung und Geltung, als sie den Inhalt derselben eins finden mit dem ihnen ins Herz geschriebenen und durchs neue Testament bezeugten Gotteswillen. Dieselben sollen von ihnen so angesehen werden, wie auch die politischen und bürgerlichen Ordnungen anderer Völker; man dürfte sie nur so einführen, wie man auch sonst von anderen Völkern nach eigenem Urtheil und Gutdünken Gesetze entlehne.

Gegen Münzer wollte L., so lange derselbe der Gewaltthat sich noch enthalte, auch nur mit dem Worte gekämpft haben: man solle die Geister aufeinander platzen lassen. Im folgenden Winter nun wußte Münzer sich mit seinen Genossen in der thüringischen Stadt Mühlhausen die Herrschaft zu verschaffen und eine große Erhebung vorzubereiten, während in Süddeutschland schon seit dem Herbst ein Bauernaufstand ausgebrochen war und weiter sich verbreitete. Von hier aus kamen an L. die noch sehr gemäßigten und von Münzerischem Fanatismus freien zwölf Artikel der Bauernschaft. Er verfaßte darauf im April 1525 „Eine Ermahnung zum Frieden rc.", die Bauern ermahnend, daß ihre Forderungen mit dem Evangelium nichts zu thun haben und nicht mit Gewalt ertrotzt werden dürften, zugleich die geistlichen und weltlichen Tyrannen scharf verwarnend. Eben jetzt aber trafen Nachrichten von den Gräueln ein, welche dort schon in wildem Aufruhr von den Bauern verübt wurden, und zugleich rückte Münzer mit fana-

tischen Schaaren als ein Streiter Gottes zu unbarmherziger Vernichtung der Gottlosen aus und die ganze Bauernschaft umher gerieth in Bewegung und Aufregung. L., der damals wegen Einrichtung einer Schule in Eisleben war, trat an verschiedenen Orten predigend unter die Menge. Jetzt, als die Aufrührer sich nicht zurückhalten ließen, schrieb er „wider die mörderischen Rotten der Bauern": die Obrigkeit müsse das ihr von Gott befohlene Amt mit Stechen, Schlagen und Würgen gegen dieses teuflische Treiben behaupten und ihre Unterthanen dagegen schützen. Nach der Niederlage, die Münzer schon am 15. Mai erlitt, und unter den Grausamkeiten, mit welchen in den meisten Theilen Deutschlands die siegreichen Herren an den überall unterliegenden Bauern sich rächten, erhoben sich gegen L. von verschiedenen Seiten her Vorwürfe wegen jener harten, unbarmherzigen Reden. Er wies sie ab in einem „Sendbrief". Den Lästerern hat er jedenfalls das mit gutem Recht entgegnet, daß er nur Schärfe gegen die teuflisch drohenden Aufrührer, nicht Härte gegen die Ueberwundenen gefordert habe. Gnade empfahl er dann nach dem Sieg auch für die Schuldigen.

Noch während des Aufruhrs war Luther's treuer Kurfürst am 5. Mai verschieden, nachdem auf dem Todtenbett auch er zum ersten Mal das Abendmahl in der evangelischen Weise sich hatte reichen lassen.

In dieser furchtbar bewegten Zeit faßte L. den Entschluß, ins eheliche Leben einzutreten, das er längst als einen von Gott verordneten heiligen Stand Anderen empfohlen hatte, ohne daß Feind oder Freund bei ihm selbst eine Neigung dazu hätten wahrnehmen und auch der erbittertste Haß seiner Feinde Stoff zu Lästerungen gegen ihn nach dieser Seite hin hätte finden können. Er verhehlte nicht, wie auch er ein Bedürfniß jenes Lebens als Mann empfinde. Hauptsache aber war ihm, seine Lehre so auch noch durch die eigene That zu besiegeln, ehe ein baldiger Tod es ihm unmöglich machen könnte. Rasch, ehe loses Gerede dazwischen käme, vollzog er seinen Entschluß, indem er am 13. Juni 1525 mit der früheren Nonne Katharina v. Bora, die seit ihrem Austritt aus dem Kloster 1523 still in einem Wittenberger Bürgerhause lebte, sich vermählte (s. d. Art. Bora Bd. III S. 151).

Den Bauernaufstand benutzten die der neuen Lehre feindseligen Fürsten und Herren, um mit ihm auch diese zu unterdrücken, die durch die Predigt von der evangelischen Freiheit zu ihm Anlaß gegeben habe. Aber sie hatten damit keinen Erfolg denjenigen Gebieten gegenüber, wo diese schon herrschend geworden war, wie namentlich in Kursachsen. Kurfürst Johann war mit L. der Ueberzeugung, daß nur Mißbrauch und Mißdeutung solche böse Früchte aus ihr habe ziehen können, und jenen wurde vorgeworfen, daß gerade sie durch ihre tyrannische Unterdrückung der Wahrheit den großen Brand verschuldet haben; konnte doch L. auch darauf verweisen, daß dieser da, wo man das Evangelium nicht zugelassen habe, weit gefährlicher geworden sei. Und gerade der neue Kurfürst war nun entschlossen auch positiv als Regent für die kirchlichen Reformen zu wirken und sie durchzuführen, während sein Bruder und Vorgänger sich darauf beschränkt hatte der evangelischen Predigt Freiheit und Sicherheit zu gewähren. Schon bald nach seinem Regierungsantritt verfügte Johann zunächst für den Kreis seiner Residenz Weimar, daß fortan das lautere Evangelium ohne menschliche Zuthat gepredigt werden solle. Eben jetzt trat ferner der energische und feurige junge Landgraf Philipp von Hessen, der sich besonders um die Dämpfung des Aufstands verdient gemacht hatte, der evangelischen Lehre bei. Der Gefahr gegenüber, welche von Seiten des Kaisers und der römisch-gesinnten Reichsstände drohte, verbündeten sich die beiden in Torgau. Der Reichstag zu Speyer aber führte unter dem Einfluß der politischen Lage statt zur Einschärfung des Wormser Ediktes vielmehr zu dem Beschluß, daß bis auf ein Concil jeder Reichsstand in

dieser Sache so sich verhalten möge, wie er es gegen Gott und den Kaiser verantworten zu können sich getraue. Damit war die rechtliche Grundlage für die Fürsten, welche die Reformen in die Hand nehmen wollten, gegeben.

Zwischen den allgemeinen kirchlichen Principien aber, die der Reformator L. von Anfang an vorgetragen hatte, seiner Lehre von der im Gebrauch des Worts und der Sacramente verbundenen Gemeinde der Gläubigen, vom allgemeinen Priesterthum ꝛc., und zwischen der concreten kirchlichen Organisation, um die es jetzt sich handelte, lagen nun die geschichtlichen Vorgänge und Erfahrungen der letztvergangenen Jahre und die gegenwärtigen Zustände des Volkes, dem bisher das Wort gepredigt worden war. Wie L. selbst anfangs den neuen Kaiser Karl hoffnungsvoll begrüßt hatte, so konnte man damals noch die Hoffnung einer durch Kaiser und Reich vorzunehmenden Reform hegen, und namentlich Friedrich der Weise hielt wol mit seinen innigsten Wünschen an ihr fest; inzwischen hatten im Reich die Gegensätze sich verschärft, die Altkirchlichen sich fester zusammengeschlossen und der Kaiser entschieden und für immer gegen eine Reformation in Luther's Sinn Stellung genommen. Die Erwartungen, welche man in dieser Hinsicht auf den deutschen Adel im Gedanken an Männer wie Sickingen setzen konnte, waren mit diesem dahin.

Von den Humanisten, den damaligen Trägern der modernen wissenschaftlichen Bildung, löste sich ein Theil mit Erasmus von den reformatorisch kirchlichen Bestrebungen ab, verdrossen darüber, daß unter denselben ihre eigenen Studien litten, auch sich stoßend an wirklich übeln Früchten, welche ein angeblich reformatorischer Eifer und evangelische Freiheit da und dort trug. Ueber die Mängel und Schäden inmitten derer, welche äußerlich zu seiner Sache sich hielten, täuschte L. selbst sich am wenigsten. Er klagte über den Mangel an wahrem, lebendigem Christenthum, nur daß er darin keineswegs ein Zeugniß gegen die Wahrheit und Kraft des Evangeliums sehen und keineswegs die Zustände bei den Altkirchlichen befriedigender finden konnte. Der Bauernaufstand gab ihm vollends einen traurigen Einblick in die bisherige Verwahrlosung, Unreife und Rohheit der Massen. Dazu drohte, indem die bisherigen kirchlichen Autoritäten dahinfielen, eine Auflösung der kirchlichen Ordnung überhaupt, Versiegen der kirchlichen Einkünfte, Verschleuderung und Beraubung der kirchlichen Güter. Eine wahrhafte, zu eigener Organisation befähigte christliche Gemeinde in Luther's Sinn existirte hier nicht. Um so dringender war für ihn das Bedürfniß, daß wenigstens Einrichtungen zu ordentlicher Predigt des Wortes für dieses Volk getroffen würden. Die Landesobrigkeit, d. h. der Kurfürst, fand sich dazu bereit. L. bat ihn, eine Visitation der Kirche für jene Zwecke vornehmen zu lassen.

Verschiedene Gesichtspunkte wirkten bei der Wendung, welche Luther's kirchliche Ideen in ihrer Anwendung auf die Gegenwart nahmen, zusammen. Ein Einschreiten der Obrigkeit gegen den papistischen Kultus rechtfertigte er, wie wir schon sahen, jetzt damit, daß dieselbe, ohne jemand zum Glauben zwingen zu dürfen, doch Gotteslästerungen und anderen derartigen Aergernissen wehren müsse. Auch schon die Pflicht der Obrigkeit, Zwietracht, Unruhen und Rotten von ihren Unterthanen fern zu halten, machte er jetzt für obrigkeitliche Maßregeln auf dem kirchlichen Gebiet, gegen Papisten und Schwärmer, geltend. Tiefer faßte er den Beruf des Staates, oder, wie er sagt, des Fürsten, indem er diesen als den obersten Vormund der Jugend und aller, die der Bevormundung bedurften, bezeichnete. Er dachte, während er die landesherrliche Gesetzgebung und Gewalt für die kirchliche Ordnung des ganzen Landes in Anspruch nahm, anfangs zugleich noch daran, aus der großen Menge derjenigen heraus, für welche dieses Landesgesetz jetzt die nöthigsten Kultusänderungen mit Rücksicht auf ihre fortwährende Unreife verfüge, mit der Zeit die ächten Christen von selbständiger

Ueberzeugung zu besonderen freiwilligen Gemeinschaften zu sammeln, wo ein den evangelischen Grundsätzen noch entsprechenderer Gottesdienst von ihnen veranstaltet und besonders auch christliche Zucht unter den Gliedern geübt werden sollte. Davon sprach er namentlich in seiner „Deutschen Messe“ 1526. Als die hessische Synode in Homberg 1526 wirklich die Herstellung evangelischer Gemeinden durch freiwilligen Beitritt der einzelnen Gläubigen und die Ausübung apostolischer Zucht in denselben beantragte, verwarf L. dies nicht an sich, sondern fand nur die Menschen und die Verhältnisse nicht dazu angethan. Noch während die kursächsische Kirchenvisitation ins Leben gerufen wurde, sprach er von jener „Sammlung der Christen“. Ferner äußerte er sich anfangs noch dahin, daß man bei der Visitation nur da, wo man bei den Leuten den Wunsch nach evangelischer Predigt finde, ihnen Prediger geben solle. Dann aber fand er es nöthig die Gemeinden überall von Obrigkeitswegen mit evangelischen Geistlichen zu versehen und zum Unterhalt derselben zu verpflichten, während papistisch gesinnte Prediger im Lande nicht mehr geduldet wurden. Von jener Sammlung war bei ihm nicht weiter die Rede, seit die ersten Ergebnisse der Visitation vorlagen, welche ihm das Vertrauen zur damaligen Bevölkerung in dieser Hinsicht vollends nahmen.

Daß die landesherrliche Gewalt die Durchführung der Reformen bis ins Einzelne in die Hand nehmen und sodann in der neuen kirchlichen Verfassung selbst das Kirchenregiment ausüben sollte, war auch in den bisher von uns bemerkten Grundsätzen Luther's noch nicht nothwendig enthalten. Es ließ sich von diesen Grundsätzen aus ein anderes Verfahren denken, wenn entweder, wie L. in jener Schrift an die Böhmen hoffte, auf einer reifen und tüchtigen Grundlage der Gemeinden und ihres geistlichen Amtes ein neuer, etwa mit Synoden verbundener Episcopat für die fernere Leitung der Landeskirche oder auch Nationalkirche sich herstellen ließ, oder wenn der bisher mit Rom verbundene Episcopat selbst noch der evangelischen Lehre und den kirchlichen Principien der Reformation beitrat. So erklärte dann L., als der Kurfürst selbst die ganze Visitation veranstaltete: die Noth habe dazu gedrängt, da die Bischöfe oder die bisher bestellten Aufseher der Kirche ihre Schuldigkeit nicht haben thun wollen; der Fürst möge es thun aus Liebe und um Gotteswillen, indem sonst Niemand den dazu erforderlichen öffentlichen Beruf habe. So hat er nachher die Fürsten auch als Nothbischöfe bezeichnet. Auch dies übrigens hatte tieferen inneren Zusammenhang mit der ihm eigenthümlichen Idee von der Kirche und zugleich vom Staat. War doch dem, worin für ihn das ganze eigentliche Wesen der Kirche bestand, durch die Predigt und das innere geistliche Wirken des göttlichen Wortes und die Herstellung einer ans Wort glaubenden Gemeinde schon völlig genügt, während daneben alle die äußeren Ordnungen, Verwaltungsmaßregeln 2c. nur als etwas untergeordnetes und relativ gleichgültiges erschienen. Andererseits wurde von ihm als das Gebiet des Staates oder der weltlichen Obrigkeit so allgemein das äußere Leben und die äußere Ordnung bezeichnet, daß dann um so leichter auch die äußeren für die Kirche nöthigen Ordnungen und regimentlichen Thätigkeiten, für welche in der Gegenwart kein anderes Subject bestand, mit in den obrigkeitlichen Beruf gezogen werden konnten.

So haben jetzt bei L. die praktischen Grundsätze, nach welchen der Aufbau der lutherisch deutschen Kirche vor sich ging, unter dem Einfluß der Zeitverhältnisse sich gestaltet. Die Kirchenvisitation ging in den Jahren 1527—1529 in den kursächsischen Landen vor sich, wozu diese in mehrere Kreise mit verschiedenen Visitationscommissionen getheilt wurden. Melanchthon verfaßte dazu als officielle Schrift einen „Unterricht der Visitatoren an die Pfarrherrn“. L. versah sie mit einem Vorwort. Seit October 1528 wirkte er auch selbst einige Zeit in dem Kreis, zu welchem Wittenberg gehörte, als Visitator. Um einem großen Noth-

stand, der sowol bei den Pfarrern als den Gemeinden sich herausstellte, abzuhelfen, verfaßte er 1529 seinen großen Katechismus zur Anweisung der Pfarrer, wie sie die Hauptstücke des christlichen Glaubens zu verstehen und zu lehren hätten und seinen kleinen Katechismus, der den Inhalt jener Hauptstücke für das Bedürfniß von Kindern und Einfältigen kurz in Fragen und Antworten darlegen wollte. Zur Abfassung eines solchen christlichen Unterrichts fürs Volk hatte er schon früher Freunde anzuregen versucht und es waren auch schon Katechismen vor dem seinigen erscheinen. In schlichter, praktischer, volksthümlicher Ausführung und zugleich im Hervorheben des allgemein Christlichen und im zweckmäßigen Anschluß ans Ueberlieferte hat er alle anderen übertroffen.

Eine Anweisung für den Gottesdienst, wie dieser ganz in deutscher Sprache zu halten sei, hatte er schon in jener Schrift „Deutsche Messe“ gegeben; doch gefielen ihm daneben immer noch auch lateinische Gesänge der Schüler. Der Kurfürst verfügte, daß die Geistlichen allgemein darnach sich richten sollten, L. selbst indessen blieb dabei, daß man eine Gleichförmigkeit in den einzelnen Ceremonien nicht zum Gesetz machen dürfe.

Jener Visitatorenunterricht gab zu einem ersten Lehrstreit auch unter Luther's nächsten Freunden Anlaß. Johann Agricola, damals Rector in Eisleben, stieß sich nämlich daran, daß nach demselben die Leute zuerst durch den Vorhalt des göttlichen Gesetzes zur Buße getrieben werden sollten, während doch nach der evangelischen Ueberzeugung alles Heil nur durchs Evangelium, d. h. durchs Wort der göttlichen Gnade gewirkt werden könne. L., dessen Sätze von ihm mißverstanden und überspannt worden waren, brachte ihn damals noch zur Ruhe.

Inzwischen entwickelte sich der Streit über das Abendmahl, welchen wir zuerst zwischen Carlstadt und L. sich erheben sahen, zwischen L. einerseits und Zwingli und Oekolampad andererseits in verhängnißvoller Weise weiter. Bedeutungsvoll dabei blieb vor allem jener Zusammenhang, in welchem Zwingli für L. von Anfang an mit Carlstadt erschien, so wenig auch Zwingli's Geistesrichtung mit subjectivistischer Schwärmerei zu thun hatte. Zwingli wurde ihm verdächtig, daß er auch über andere Hauptstücke, wie über die Taufe, das Gnadenmittel des göttlichen Wortes, ferner die Erbsünde „ungeschickte Dinge lehre“. Dazu griff Zwingli's Anschauung bei den Oberdeutschen, d. h. in bedeutenden evangelisch gesinnten Städten Südwestdeutschlands, wie Straßburg, Ulm, Augsburg, gefährlich um sich. Es war auch nicht etwa eine allgemeine buchstäbliche und gar knechtische Auffassung des Schriftwortes, vermöge deren L. gegen jenen darauf bestand, daß der Leib Christi im Brot und Wein wirklich gegenwärtig sei und das Brot den Leib nicht blos bedeute oder ein Sinnbild für ihn sein solle. In anderen Beziehungen, wie beim Verbot der Bilder, blieb vielmehr Zwingli am Buchstaben hängen. Dort, bei den Einsetzungsworten des Herrn, mit welchen dieser seinen zur Vergebung unserer Sünden hingegebenen Leib als Pfand der Vergebung uns darbiete, schien L. die Gewißheit der Heilsverheißung selbst gefährdet, wenn man einmal sich unterfange, den einfachen Wortsinn umzudeuten. Dazu sah er in Zwingli's Widerspruch gegen eine solche wunderbare Gegenwart des Leibes eine böse Scheidung zwischen dem Menschlichen und Göttlichen in Christi Person überhaupt, während unser Heil gerade am innigsten, völligen Eingehen Gottes in den Menschensohn und seine Menschheit hänge.

L. trat zuerst nur in der Vorrede zu einer gegen Oekolampad gerichteten Schrift befreundeter schwäbischer Theologen 1526 und dann in einem gedruckten Sermon öffentlich gegen die Zwingli'sche Lehre auf, indem er ihre Anhänger mit dem Namen Schwärmgeister belegte. Sogleich folgten sich dann Schriften und Gegenschriften von beiden Seiten, von Luther's Seite immer gleich heftig und verdammend, von Seiten Zwingli's anfangs in weit ruhigerem Tone, ja mit

freundlich klingenden Worten, die jedoch durch hochfahrende, schulmeisterliche Manier nur um so mehr verletzten, dann gleichfalls mit derber und rücksichtsloser Polemik. Nachdem L. 1528 seine größte Schrift in dieser Sache, sein sogenanntes „Großes Bekenntniß vom Abendmahl" veröffentlicht hatte, wollte er mit den ferneren Gegenschriften nichts mehr zu thun haben und schwieg auf sie.

Gerade jetzt aber mußte der Reichstagsbeschluß von Speier 1529, der dem Fortschritt der Reformation wehrte und ihren Bestand bedrohte, und ein vom Kaiser mit Frankreich und dem Papst abgeschlossener Friede, nach welchem derselbe endlich energisch gegen jene einschreiten wollte, für jeden Protestanten, der an menschliche Hilfsmittel gegen solche Gefahren dachte, eine Einigung und ein Schutzbündniß zwischen den lutherisch gesinnten Reichsständen und jenen Schweizern, besonders Zürichern, und Oberdeutschen, zum Gegenstand des dringendsten Wunsches und Strebens machen. Landgraf Philipp brachte es dahin, daß L. trotz stärkster innerer Abneigung nebst Melanchthon sich zu einem Gespräche mit Zwingli und Oekolampad herbei ließ, das auf seinem Schlosse zu Marburg zu Anfang Octobers 1529 abgehalten wurde. Luther's schlimme Voraussetzungen und Erwartungen wurden hier insoweit widerlegt, als hinsichtlich aller anderen in Frage stehenden Lehrpunkte eine Vereinbarung in Kürze zu stande kam. Darüber aber, ob der wahre Leib Christi leiblich im Brote sei, blieb der Zwiespalt bestehen und deshalb erklärte L., für Brüder in Christo könne er die Schweizer auch jetzt nicht anerkennen, wiewol er ihnen allgemeine christliche Liebe und Freundschaft erzeigen wolle.

Hierdurch wurde auch ein politisches Bündniß mit jenen unmöglich, da namentlich Kurfürst Johann ebenso wie L. es mit dem noch fortbestehenden inneren Gegensatz unverträglich fand. L. übrigens war auch an sich jedem solchen Bündniß abgeneigt. Von dem gewaltsamen Widerstand gegen die kaiserliche Obrigkeit, zu welchem es im Nothfall hätte dienen sollen, erklärte er unbedingt, daß derselbe für Christen unzulässig wäre: denn man müsse der Obrigkeit unterthan bleiben und im Nothfall Unrecht von ihr erdulden.

In derselben Zeit bedrohte ein gewaltiger Heereszug der Türken Deutschland und vor Allem die Lande Ferdinands, des Bruders des Kaisers. So war wenigstens hierdurch der Kaiser noch in seinem Vorhaben gegen die Protestanten gelähmt. L. aber erhob sich hier zu mächtigen Mahnrufen, die einzig der Gefahr des Vaterlandes und der gesammten deutschen Christenheit galten. So schrieb er 1529 „Vom Kriege wider die Türken" und gleich nach dem Marburger Gespräch eine „Heerpredigt wider den Türken".

In seiner Zugehörigkeit zur Universität hatte L. gleich nach Kurfürst Johanns Regierungsantritt seinen Einfluß auf diesen sorglich zu ihrem Besten, zu Reformen und besonders zu Aufbesserungen gewisser Professuren geltend gemacht. — Als Prediger übernahm er sehr große Arbeit, ja drei bis vier wöchentliche Predigten an Bugenhagen's Stelle, als dieser 1528 zu reformatorischen Arbeiten in die Stadt Braunschweig und weiter nach Hamburg berufen wurde. Seine Kirchenpostille kam erst 1527 zum Abschluß, nachdem er die Herausgabe seiner Predigten fürs Sommerhalbjahr und die Feiertage seinem Freunde Roth übertragen hatte. Sie konnte so bei der Kirchenvisitation den neu bestellten Geistlichen als sehr werthvolles Hülfsmittel dienen.

Mit seiner Frau blieb L. im Klostergebäude wohnen, das der Kurfürst ihm zu eigen gab. Er durfte sich freuen in ihr eine gesunde, verständige, praktische, liebreiche und dienstfertige Gehilfin für sein persönliches Leben und die leiblichen und psychischen Leiden desselben gefunden zu haben; auch in seinen Verkehr mit seinen Freunden trat sie mit ein. Am 7. Juni 1526 gebar sie ihm ein erstes Kind, Johannes oder Hans (er ist 1575 als Jurist in preußischen Diensten zu Königsberg gestorben). Nachher folgten noch fünf Kinder, nämlich 1527

Elisabeth, die ihm schon nach acht Monaten wieder entrissen wurde, 1529 Magdalene, eine ihm besonders theure Tochter, deren Tod 1542 ihn sehr bewegte, 1531 Martin († als Privatmann 1565), 1533 Paul (Arzt bei verschiedenen Fürsten, † 1592) und 1534 Margarethe († als verehelichte v. Kulheim 1570). — Ein sehr heftiger und gefährlicher Krankheitsfall, verbunden mit schweren Anfechtungen der Seele, befiel ihn 1527, und lange noch hatte er an den Folgen mit Leib und Seele zu leiden. Es waren, was das Leibliche betrifft, Beengungen der Brust mit Andrang des Blutes gegen das Herz und Brausen und Schwindel im Kopf. Aehnliche Erscheinungen sind dann immer bei ihm wiedergekehrt. Während er noch sehr leidend war, brach im Spätsommer jenes Jahres eine Pest in Wittenberg aus, um derenwillen die Universität nach Jena geflüchtet wurde. L. aber blieb zurück, um dem Stadtpfarrer in der jetzt um so nöthigeren Fürsorge für die Gemeinde beizustehen. — Wol noch in diesem so schweren Jahre, in welchem auch sein Glaubensgenosse Leonhard Käser zu Scherding den Märtyrertod durchs Feuer erlitt, hat L. das Lied „Ein feste Burg“ gedichtet (vgl. Knaake in Luthardt's Zeitschrift für kirchliche Wissenschaft und kirchliches Leben, 1881, Heft 1; nach Anderen im J. 1529, nach Anderen 1528; jedenfalls stand es schon in dem 1529 gedruckten Klug'schen Gesangbuch).

In dem großen kirchlichen Kampfe schien endlich eine Entscheidung anzubrechen, als der Kaiser selbst 1530 nach Deutschland kam, um einen Reichstag in Augsburg abzuhalten. Kurfürst Johann beauftragte L. und andere Theologen, ihm nach des Kaisers Wunsch Artikel abzufassen, die als Ausdruck ihrer Gesinnung dort vorgelegt werden sollten. Von Luther's Hand lagen bereits 15 Artikel vor, die er in Marburg aufgesetzt hatte und die dort mit Ausnahme des einen vom Abendmahl allgemein angenommen worden waren, ferner 17 Artikel, zu welchen jene gleich nachher von ihm für einen Convent der protestantischen Verbündeten in Schwabach waren umgearbeitet worden. Als der Kurfürst zum Reichstag reiste, begleitete ihn L. bis an die Grenze seines Gebietes nach Koburg, während ein Erscheinen des Geächteten in Augsburg natürlich unzulässig war. Er verweilte so auf der Veste Koburg vom 23. April bis 5. October. Von dort blieb er in stetem Verkehr mit dem Kurfürsten und seinen Begleitern in Augsburg. Melanchthon, dem jetzt die Herstellung einer Bekenntnißschrift übertragen war, legte dem ersten dogmatischen Hauptheil der Confession wesentlich jene Schwabacher Artikel zu Grunde. Seine Schrift zeigte eine Vorsicht und Mäßigung, die einem L. den Papisten gegenüber schwerlich möglich gewesen wäre, wurde aber auch von ihm gutgeheißen. Mit erhabener Glaubenszuversicht ermunterte er von dort aus die Freunde. Als Melanchthon unter diesen sich ängstlich und gar zu geneigt zum äußersten Nachgeben zeigte, bat L. die anderen um milde Rücksicht auf denselben, während er seinerseits erklärte keinerlei falsche Vermittelung zuzulassen. Im September erschien eines Tags auch Butzer auf Koburg, um L. womöglich für eine Einigung mit den Oberdeutschen, die ein besonderes Bekenntniß (das „Vier-Städte-Bekenntniß“) abgegeben hatten, zu gewinnen; es gelang ihm nicht Luther's Mißtrauen zu überwinden, doch sprach dieser wenigstens seinen herzlichen Wunsch nach Eintracht aus.

Im Reichstagsabschied wurde den Protestanten nur noch eine Bedenkzeit bis zum 15. April des nächsten Jahres zugestanden, während der Kaiser dem Papst gegenüber sich zu Gewaltmaßregeln gegen sie anheischig machte. Bei den Berathungen über eine Gegenwehr aber, welche unter ihnen jetzt angelegentlich betrieben wurden, ließ L. nun doch von jenem unbedingten Widerspruch gegen eine solche ab, denn er wurde belehrt, daß nach dem bestehenden Reichsrecht selbst der Kaiser keineswegs eine unumschränkte Obrigkeit sei und wollte das Urtheil

über die Rechtsfrage den Juristen anheimgeben, während er selbst als Prediger des göttlichen Wortes nur dazu sich berufen fand, das Gewissen für diese Ueberlegungen zu schärfen und wenigstens zu möglichster Erhaltung des Friedens zu mahnen. Jetzt gestand er ferner auf die neuen Erklärungen hin, welche die Oberdeutschen durch Butzer in Betreff des Abendmahls abgaben, obgleich er darin noch nicht die volle Wahrheit anerkannt sah, doch zu, daß man sie in ein Bündniß, den schmalkaldischen Bund, aufnehme. Wiederum aber war es die politische Lage, welche den Kaiser den Krieg nicht wagen ließ. Im Sommer 1532 kam vielmehr der Nürnberger Religionsfriede zu Stande. Es wurde dadurch bis auf Weiteres gewährt, was L. schon 1530 als das allein Erreichbare bezeichnet hatte, bürgerliche oder staatliche Eintracht trotz fortbestehenden kirchlichen Zwiespalts. Er selbst hatte zu dem Abkommen namentlich dadurch sehr viel beigetragen, daß er die Seinigen ermahnte bei einem Frieden für die gegenwärtigen Bekenner des Protestantismus ohne Rücksicht auf die, welche ihm später noch zufallen möchten, sich zu begnügen.

Gleich darauf starb Kurfürst Johann. Sein Sohn und Nachfolger Johann Friedrich war schon von Jugend auf dem Reformator in Verehrung zugethan und befreundet. Zu gleicher Zeit traten die benachbarten anhaltischen Fürsten der Reformation bei und pflegten fortan ein warmes freundschaftliches Verhältniß mit L.

Die Verhandlungen über den großen kirchlichen Zwiespalt im Deutschen Reich und zugleich die Frage nach einer Einigung unter den Protestanten selbst in Deutschland und der Schweiz mußten auch fernerhin stets der Hauptgegenstand der Sorge und Arbeit für den Reformator bleiben. Sein weiteres Leben verfloß indessen verhältnißmäßig stiller und einförmiger als in den Jahren der ersten großen Kämpfe, der persönlichen Entwickelung und neuen kirchlichen Organisation. Seine dogmatischen und kirchlichen Grundsätze waren zur vollen Entfaltung bei ihm gekommen. Er selbst fühlte sich unter Streit, Unruhe, Anstrengung und körperlichen Leiden schon frühe gealtert. Namentlich wurde er fort und fort durch Schwindelanfälle belästigt. Auf einen Sieg und Triumph seiner Grundsätze in der gegenwärtigen Welt und Christenheit hatte er sich nie Hoffnung gemacht. Sein Blick blieb, wie wir schon früher bemerkten, immer auf ein nahes Weltende hin gerichtet, wo Gott selbst den neutestamentlichen Verheißungen gemäß einschreiten, den Antichrist stürzen und sein herrliches und seliges Reich aufrichten werde.

Karls V. Hauptanliegen war jetzt ein Concil, dessen Autorität die Protestanten zur kirchlichen Einheit zurückführen und das wirkliche Reformen nach seinem Sinn vornehmen sollte. Papst Clemens ging nur mit innerem Widerstreben und mit der geheimen Absicht, es dennoch zu vereiteln, darauf ein. L. wollte von einem Concil nichts wissen, das, wie ein päpstliches Ausschreiben 1533 sagte, nach dem alten Brauch gehalten werden sollte, hielt es jedoch fürs beste, die Antwort auf die Einladung vorsichtig hinzuziehen. Um so strenger wollte er einstweilen jenen politischen Frieden im Reich von Seiten der Protestanten eingehalten wissen. So mißbilligte er es auch, als Landgraf Philipp 1534 seinen Kriegszug nach Württemberg unternahm, wodurch er dieses Land dem Herzog Ulrich wiedergewann und hiermit der Reformation zuführte. Ernstlicher ging Papst Paul III. mit einem Concil um. Sein Gesandter, Cardinal Vergerius, der deshalb in Deutschland reiste, wollte sogar, indem er den Weg über Wittenberg nahm, hier den verdammten Ketzer L. selbst sprechen, was am 7. November 1535 bei einem Frühmahl im Schlosse geschah. Was er damit eigentlich erreichen, ob er auf L. positiv einwirken oder ihn wenigstens von einer ungünstigen Einwirkung auf die protestantischen Fürsten zurückhalten zu können

meinte, ist nicht klar. L. war gegen ihn kurz angebunden, erklärte sich jedoch bereit auch selbst, wenn es sein solle, auf dem Concil zu erscheinen. Als dasselbe 1536 wirklich nach Mantua ausgeschrieben wurde, stimmte er, obgleich der Papst als Zweck geradezu die Ausrottung der lutherischen Pest bezeichnete, doch beim Kurfürsten dafür, es zu beschicken.

Inzwischen setzte Butzer eifrig seine Unionsversuche fort. Einerseits war für sie der unglückliche Tod Zwingli's sehr günstig; andererseits zeigte auch L. jetzt ein warmes Herz für die Sache und war für sie durch Briefe thätig; nur immer auch voll Vorsicht, daß der für ihn feststehenden Wahrheit nichts vergeben werde. So wurde denn endlich 1536 in Wittenberg zwischen ihm und zwischen Butzer und anderen Vertretern der Oberdeutschen eine Concordie abgeschlossen. Diese, welche im Unterschied von Zwingli mit L. die göttliche Heilsgabe als Hauptsache im Sacrament ansahen, jedoch ihrerseits dabei nur an eine geistige Speisung der Seelen im Glauben denken wollten, gingen jetzt auch auf den Satz ein, daß im Sacrament auch die Unwürdigen den Leib des Herrn wirklich genießen. Dagegen ließ es L. hingehen, daß in den von ihnen angenommenen Sätzen wenigstens von einem Genuß von ganz Gottlosen oder Ungläubigen nichts gesagt wurde, was doch fern zu halten für Butzer wichtig war. Schweizerische Gesandte waren hierbei nicht betheiligt. Mit ihnen sollte Butzer die Verhandlungen weiter führen; auch schrieb L. freundlich deshalb an den Basler Bürgermeister Meyer. Ueber den Erfolg wollte Butzer ihm auf einem nach Schmalkalden ausgeschriebenen Convent der Schmalkalder Verbündeten berichten.

Der Hauptgegenstand dieses Conventes im J. 1537 war Berathung über ein gemeinsames Verhalten dem Concil gegenüber. L. hatte zuvor nach dem Wunsch seines Fürsten in Artikeln, welche nachher unter dem Namen der Schmalkalder Artikel veröffentlicht worden sind, das, was vor dem Concil behauptet werden mußte, ausgeführt. Sie enthalten das schärfste Bekenntniß gegen den Papst, den rechten Widerchrist, und seine Abgöttereien, besonders den Gräuel der Messe. Für eine Beschickung des Concils jedoch erklärte er sich auch jetzt, um auf ihm wenigstens christliches Zeugniß und Protest ablegen zu können. Aber an den Verhandlungen der Verbündeten konnte er nicht mehr Theil nehmen, da er an Steinbeschwerden aufs heftigste und, wie es schien, hoffnungslos erkrankte. Am 26. Februar reiste man mit ihm noch aus Schmalkalden weg der Heimath zu. Die Verbündeten beschlossen hernach sich vom Concil fern zu halten. Bei ihm trat indessen unterwegs eine glückliche Wendung der Krankheit ein. Da hatte dann Butzer in Gotha noch eine Zusammenkunft mit ihm: er mußte ihm mittheilen, daß die Schweizer für sein freundliches Verhalten dankten und Eintracht wünschten und hofften, ihre Bedenken gegen die Wittenberger Sätze jedoch nicht aufgaben. Dem gegenüber warnte L. ernstlich vor jedem Bemänteln der noch vorhandenen Differenzen, wollte jedoch auch so Frieden und Freundschaft halten und hoffte, daß man, wenn die Leidenschaften sich legten, mit der Zeit sich noch näher komme. Im gleichen Sinn äußerte er sich brieflich direct gegen die Schweizer. Damit hatten die Vermittlungsversuche ihren Höhepunkt erreicht. Für Lutheraner wie Amsdorf und Osiander war L. schon hiermit zu weit gegangen.

Auch mit den böhmischen Brüdern, gegen welche L. schon in den ersten Anfängen der Abendmahlsstreitigkeiten seine Lehre zu behaupten sich veranlaßt sah und welche nun unter ihrem Senior Augusta Gemeinschaft mit ihm suchten, pflegte er jetzt brüderlichen Verkehr, obgleich ihre Auffassung von der Gegenwart des Leibes im Abendmahl immer von der seinigen verschieden blieb und vielmehr mit der früher von Wiclif vorgetragenen und der hernach von Calvin aufge-

stellten zusammentraf. Er schrieb Vorreden zu zwei Bekenntnißschriften derselben 1533 und 1538.

Die Fragen über das Concil veranlaßten L. zu einer Schrift „Von den Conciliis und Kirchen", 1539, einer neuen, umfassenden Ausführung seiner Lehre von der Kirche überhaupt. — Während das Concil nicht zu stande kam und die politischen Verhältnisse den Kaiser fortwährend von gewaltsamen Schritten zurückhielten, durfte L. 1539 eines friedlichen Sieges der Reformation in zwei wichtigen deutschen Ländern, dem Herzogthum Sachsen und dem Kurfürstenthum Brandenburg, sich freuen. In beiden erfolgte derselbe durch evangelisch gesinnte, mit L. befreundete Nachfolger streng katholischer Fürsten. Mit Herzog Georg von Sachsen, diesem nächsten Nachbar, hatte L. wiederholte Händel gehabt mit beleidigenden Publikationen von beiden Seiten: so nach seiner Rückkehr von der Wartburg, wo der Herzog gewisse Aeußerungen von ihm über eine dem Himmel trotzende Wasserblase auf sich hatte beziehen müssen, dann besonders wieder 1532, wo Georg eine große Zahl evangelisch gesinnter Einwohner auswies und wegen Briefen, die L. an diese richtete, ihn bei seinem Kurfürsten als Aufwiegler verklagte. Gleich nach Georgs Tod nun führte sein Bruder Heinrich 1539 den evangelischen Gottesdienst ein und L. selbst predigte an Pfingsten in Leipzig. — Der Kaiser ließ sich endlich herbei eine Uebereinkunft mit den Protestanten zu genehmigen, wornach fromme Männer von beiden Theilen zu Eintrachtsverhandlungen zusammentreten sollten. So wurde im Juni 1540 ein Religionsgespräch in Hagenau veranstaltet, zu welchem Melanchthon entsandt wurde, während L. mit seinem Kurfürsten nach Eisenach zu reisen hatte, um daselbst Nachrichten von dort abzuwarten. Während in Hagenau noch nichts erreicht wurde, schien eine Fortsetzung der Verhandlungen in Regensburg während des Reichstags 1541 zu unerwartet glücklichen Ergebnissen zu führen: wesentlich evangelische Sätze über die Sünde und die Aneignung des Heils durch den Glauben drangen in der Conferenz durch. L. selbst freilich wollte den angenommenen Formeln noch nicht trauen. Alles aber zerschlug sich wieder, als man auf die Hauptpunkte des katholischen Kirchenthums und Priesterthums, vor Allem auf die Messe kam. — Mit dem vornehmsten deutschen Kirchenfürsten, Cardinal Erzbischof Albrecht, der trotz seiner Angriffe sich doch noch in möglichstem Frieden mit ihm klüglich zu erhalten suchte und anfangs wol daran gedacht hatte, bei einer möglichen kirchlichen Reform des Reiches sich eine erste Stelle darin zu wahren, hatte der Reformator seit 1538 scharf und für immer gebrochen. Albrecht hatte nämlich seinen früheren Günstling Hans Schönitz, der ihm besonders bei bedenklichen Geldgeschäften behilflich gewesen war, 1535 ohne ordentliche Untersuchung und Verhandlung hängen lassen: er wollte ihn dem Unwillen seiner Stände opfern, die ihm keine neuen Steuern mehr bewilligen wollten, und mit dem Todten wol manches gefährliche Geheimniß begraben. Vergebens protestirten die Mitbürger und Verwandten des Getödteten. Da nahm L. desselben sich an und erließ endlich 1538 die heftigsten öffentlichen Erklärungen gegen Albrecht. Dieser schwieg darauf. 1541 aber mußte der Erzbischof seiner vormaligen Residenzstadt Halle, um von ihr in seinen selbstverschuldeten ökonomischen Nöthen wieder Geld zu bekommen, die Berufung eines evangelischen Geistlichen durch den Magistrat zugestehen. Luther's intimer Freund Justus Jonas wurde berufen und von ihm das städtische Kirchenwesen reformirt. — Im folgenden Jahr wurde gar der Bischofsstuhl von Naumburg mit einem Protestanten und zwar mit Luther's Freund Amsdorf besetzt. Es geschah durch den sächsischen Kurfürsten, der als Landesherr Anspruch darauf machte, daß das Domkapitel bei der Bischofswahl nach seinen Wünschen sich richte und, als dieses daran sich nicht kehrte, den Bischof ernannte. L. selbst ertheilte diesem am 20. Januar 1542 gemeinsam

mit ein paar evangelischen Superintendenten die Weihe und rechtfertigte das Verfahren in einer Schrift: so wurde auch bei einer Aufnahme des Episkopats in die evangelische Kirche die sogenannte apostolische Succession mit einer nur durch Bischöfe sich fortpflanzenden Handauflegung keineswegs für nöthig erachtet; wol aber wurde die anwesende Gemeinde aufgefordert ihre Zustimmung zu dem Akt durch ein lautes Amen zu bezeugen. — Gegen den eifrig katholischen, übrigens wegen unsittlichen Lebenwandels berüchtigten Herzog Heinrich von Braunschweig hatte in einem erbitterten Streit zwischen ihm und den Häuptern des schmalkaldischen Bundes 1541 auch L. das Wort genommen mit einer seiner gröbsten Streitschriften „Wider Hans Worst". 1542 wurde dann, nachdem der Herzog wegen eines Angriffs auf die Stadt Goslar in offenen Krieg mit jenen gerathen und darin unterlegen und seines Landes verlustig gegangen war, die Reformation durch die Sieger auch auf dieses Land ausgedehnt. Drei Jahre nachher erlebte L. noch, daß Heinrich bei einem Versuch, das Land wieder einzunehmen, in die Gefangenschaft der Verbündeten fiel; er warnte dann, dieses Hauptwerkzeug der Papisten wieder frei zu lassen. — Der wichtigste Fortschritt schien endlich für den Protestantismus im Kurfürstenthum und Erzbisthum Köln sich zu vollziehen, wo Erzbischof Hermann selbst Reformen nach Butzer's und Melanchthon's Rathschlägen unternahm. L. wurde nicht direct hierbei betheiligt, ließ aber seinen Freund Melanchthon mit warmen Wünschen und Hoffnungen 1543 dorthin ziehen. — Der Kaiser selbst erzeigte sich auf einem Reichstag in Speier 1544 friedlich, ja freundlich, wie nie zuvor. Als darauf der Papst über seine Nachgiebigkeit ihm in einem Schreiben, das an die Oeffentlichkeit kam, Vorwürfe machte, brach L. gegen diesen noch mit einer Hauptschrift „Wider das Papstthum zu Rom vom Teufel gestiftet" los. — So weit man noch Aussichten auf eine kirchliche Einigung oder wenigstens andauernden Frieden zwischen den verschiedenen Confessionen in Deutschland hegen konnte, hatten dieselben ihren Höhepunkt erreicht, während gerade jetzt der Kaiser in der Stille sich zu einem endlichen Schlag rüstete. Wir finden jedoch damals so wenig als früher, daß in L. solche Hoffnungen sich geregt hätten; es waren vielmehr gesteigerte Kämpfe und schwere Heimsuchungen Deutschlands, denen er entgegen sah.

Dazu brach eben jetzt Luther's alter Groll gegen den Zwinglianismus wieder neu los und zerriß jenes Band des Friedens, das mit den evangelischen Schweizern geknüpft worden war. Fortgesetzte Aeußerungen aus ihrer Mitte überzeugten ihn, daß sie ihrem Meister Zwingli und seinen Irrthümern so gut wie früher ergeben seien. Er hörte von weiterem Umsichgreifen der Irrlehre. Verdächtig wurden ihm auch die aufs Sacrament bezüglichen Sätze des von Butzer und Melanchthon verfaßten Kölner Reformationsentwurfs. So sagte er denn gegen Ende des Jahres 1544 in seinem „Kurzen Bekenntniß des Sacraments" sich mit den schärfsten verdammenden Worten von jenen seelenmörderischen „Sacramentsschwärmern" los. Er blieb so bis zu seinem Ende von ihnen geschieden, ließ auch eine Entgegnung der Züricher unerwidert. Später wollte zwar der Theolog Hardenberg aus Melanchthon's Mund eine Aeußerung gehört haben, in welcher L. diesem gegenüber unmittelbar vor seiner letzten Reise nach Eisleben noch bekannt haben sollte, in jenem Streit doch zu weit gegangen zu sein; aber nach sicheren Aeußerungen, die wir in Briefen und Predigten von ihm aus jenen Tagen noch besitzen, kann er jene nicht so gethan haben.

Auch diejenige größte Gefahr sah L. schon herannahen, welche dem Protestantismus im Deutschen Reich aus der Entzweiung seiner eigenen sächsischen Häupter, nämlich des Kurfürsten und des Herzogs Moritz, erwuchs; er erkannte in diesem den kräftigen, rücksichtslosen, klugen Rivalen des Kurfürsten. Als zwischen Beiden schon 1542 wegen der Oberhoheit über das Städtchen Wurzen

eine Fehde auszubrechen im Begriff war, trat er noch mit den schärfsten Mahnungen und Warnungen ins Mittel.

Was die inneren Ordnungen und Zustände der eigenen Kirche anbelangt, so war L. besonders noch bei der ersten Errichtung eines Consistoriums 1539, dem zunächst die Ehesachen und ferner die kirchliche Disciplin zufallen sollten, wenigstens mit seinem Rathe betheiligt, ohne selbst ein festes Amt in der kirchlichen Verwaltung oder Rechtspflege zu übernehmen. Eine Herstellung gemeindlicher Zucht nach den Weisungen des Evangeliums und apostolischen Vorbildern fand er unter den gegebenen Verhältnissen nicht möglich; doch gefiel ihm der Versuch, welchen damit eine hessische Presbyterialordnung vom Jahre 1539 machte, und die Zucht der böhmischen Brüdergemeinden. Die Stellung der evangelischen Kirche unter den weltlichen Obrigkeiten, Fürsten und Höfen wurde für ihn oft Anlaß schmerzlicher Klagen, besonders mit Bezug auf die weltlichen Herren des Herzogthums Sachsen, doch auch bezüglich der Umgebung und des Verhaltens seines eigenen treu gesinnten Landesherrn. Er sah, daß der Satan an die Stelle der früheren Vermengung von Geistlichem und Weltlichem jetzt eine andere umgekehrter Art anstifte.

Für die christliche Lehre und Predigt blieb ihm stets das Wort von der Gnade Gottes in Christo, welche den an sie Glaubenden selig mache, Hauptsache und Mittelpunkt; diese Rechtfertigung durch den Glauben war ihm der Artikel, mit welchem die Kirche stehe oder falle. Eben hiermit aber hielt er stets streng auf den Ernst des göttlichen Gesetzes, welchen der Sünder im Gewissen fühlen müsse, um in rechtem Glauben der Gnade immer wieder sich zuzuwenden. Darüber brach der Streit mit Agricola, dessen abweichende Lehren wir oben schon zu erwähnen hatten, erst recht aus, als dieser 1537 durch Luther's freundschaftliche Verwendung eine Professur in Wittenberg erhalten hatte. Nachdem Agricola wiederholt nachgegeben und dann aufs neue sich erhoben hatte, folgte er 1540 einem Ruf nach Berlin, leistete übrigens von dort aus noch förmlichen Widerruf. L. äußerte gegen den früheren Freund jetzt heftigen Widerwillen, hatte jedoch darin, daß bei ihm Eitelkeit eine Hauptrolle spiele, nicht unrecht. Auch nach anderen Seiten hin regten sich bei Freunden und Schülern Luther's im Stillen schon gewisse dogmatische Differenzen, welche nach seinem Tod zu so heftigen Händeln geführt haben. Am wichtigsten war, daß sogar sein Freund Melanchthon, der anfangs völlig ihm gefolgt war, bei der weiteren Entwicklung seines eigenen theologischen Denkens in bedeutsamen Punkten eine von der seinigen abweichende Richtung einschlug. Er glaubte beim Wirken der göttlichen Gnade doch mehr Betheiligung des eigenen Willens annehmen, für die Erlangung der Seligkeit dem eigenen sittlichen Verhalten und Wirken der durch Gottes Gnade erlösten Christen mehr Bedeutung beilegen zu müssen. Für die Aussagen über die Gegenwart des Leibes Christi bei den äußeren Elementen des Abendmahls zog er, so viel an ihm war, wenigstens eine mildere und unbestimmtere Fassung der von L. geforderten vor. Dabei sah er sich von einzelnen Eiferern für die reine Lehre schon damals mißtrauisch beobachtet, war auch seinem großen Freunde selbst gegenüber oft ängstlich und gedrückt, fürchtete namentlich bei Luther's Unwillen über jenen Kölner Entwurf auch für sich das schlimmste. Aber ihm gegenüber hat dieser solche Befürchtungen nie gerechtfertigt. Nirgends hören wir von L. Aeußerungen des Mißtrauens oder Unwillens gegen ihn, weder im Verkehr mit ihm selbst noch anderen gegenüber. Melanchthon's dogmatisches Hauptwerk, die loci, hat L., obgleich die spätere Bearbeitung desselben deutlich jene Eigenthümlichkeiten trug, stets aufs höchste gelobt und mehr als seine eigenen Bücher zum Studium empfohlen.

Was L. in der eigenen Kirche am bittersten beklagte, war der Mangel an

sittlichen Früchten, wie sie aus dem Glauben ans Evangelium und aus dem Dank gegen die reichlich erfahrene Gottesgnade hervorgehen sollten. Er fand die sittlichen Zustände nicht etwa schlechter als innerhalb des alten Kirchenthums, noch wagten die Altgläubigen selbst so etwas zu behaupten. Wol aber urtheilte er über jenen Mangel um so schärfer, je mehr eben die Evangelischen mit dem Lichte des Evangeliums von Gott bevorzugt seien. Da rügte er die Gleichgültigkeit, mit der man dieses anhöre, den Geiz, mit welchem man gegen die Bedürfnisse der Kirche und die Anforderungen christlicher Bruderliebe das Ohr verschließe, die Habsucht, durch welche gar die Güter der Kirche vielfach geplündert und verschleudert werden, ferner grob fleischliche Laster, besonders die den Deutschen eigene Trunksucht. Er scheute bei solchen Vorwürfen die Glieder keines Standes, namentlich auch nicht die hoch und höchst Stehenden. Ein schreiendes Aergerniß, bei dem noch dazu der Reformator selbst zu einem unseligen Rathschlag sich verleiten ließ, gab 1540 der Ehehandel Philipps von Hessen. Dieser war unglücklich verheirathet, hatte schon seit Jahren auch außerhalb der Ehe Befriedigung gesucht, war darüber im eigenen Gewissen längst unruhig, ohne eine beichtväterliche Beschwichtigung, wie sie hohen katholischen Herren so leicht zu theil wurde, in seiner Kirche zu finden, hatte endlich Liebe zu einem Hoffräulein gefaßt, die nur in der Ehe ihm zu eigen werden wollte, und begehrte jetzt wirklich mit ihr eine zweite Ehe zu schließen, indem er auf die Vorgänge bei den frommen alttestamentlichen Patriarchen und anderen alttestamentlichen Gottesmännern sich berief. L., welchen er deshalb durch Butzer anging, hielt ihm zwar vor, daß nach der göttlichen Ordnung die Ehe Monogamie sei, daß er ferner sein eigen Fleisch zähmen müsse, meinte aber den dringenden Klagen Philipps gegenüber doch eine Dispensation jener Ordnung für schwere Nothfälle auch jetzt noch wie bei jenen Frommen des Alten Bundes zugeben zu müssen: eine Ansicht, die wesentlich mit der damals allgemein angenommenen Gleichstellung des ganzen sittlichen Standpunkts des Alten mit dem des Neuen Bundes zusammenhing. Nur darauf bestand er wenigstens, daß Philipp sein Gutachten wie einen geheimen Beichtrath behandeln müsse und seine neue Ehe nicht öffentlich werden lassen dürfe. Dieser ließ sich wirklich am 4. März 1540 trauen. Die Sache wurde bald ruchbar und machte großen Skandal. Melanchthon, welchen Philipp sogar zur Trauung beizuziehen gewußt hatte, erkrankte unter der Bekümmerniß, die er jetzt darüber empfand, auf der Reise zu dem oben erwähnten Hagenauer Convent in Weimar bis auf den Tod; dort wurde L. schnell noch zu ihm gerufen und richtete ihn mit Zuspruch und Gebet wieder auf. — Steten Unwillen erregten dem Reformator die sittlichen Mißstände, die er in seinem Wittenberg vor sich sah, die übrigens vor denen anderer deutscher Bürgerschaften und Universitäten jener Zeit nichts voraus hatten: Trinkgelage, Mißachtung des Gottesdienstes, Duldung weiblichen Gesindels zum Verderben der Studenten, wucherisches Handeltreiben &c. Als L. im Sommer 1545, um von neuen Steinschmerzen und von anderen Leiden sich zu erholen und gelegentlich an kirchlichen Geschäften auswärts theilzunehmen, eine Reise nach Leipzig, Zeitz, Merseburg machte, empfand und äußerte er unterwegs einen solchen Widerwillen nach jener schlimmen Stadt zurückzukehren, daß die Universität und der Magistrat Gesandte an ihn schickten, um ihn zu beschwichtigen; sein Unwille hatte dann polizeiliche Maßregeln gegen die Gegenstände seiner Beschwerden zur Folge.

Von Luther's akademischen Vorlesungen sind uns vermöge ihrer speciellen Beziehung auf die evangelischen Grundlehren jene über den Galaterbrief, die er dann 1535 herausgab, noch besonders wichtig. Nachdem er eine Vorlesung über das 1. Buch Mose durch eine Reihe von Jahren fortgeführt und endlich im November 1545 zum Schluß gebracht hatte, fühlte er sich zu schwach, um weiter

auf dem Katheder zu wirken, wovon ihn auch der Kurfürst schon früher dispensirt hatte.

Die 1534 fertig gewordene Bibelübersetzung arbeitete er seit 1539 sehr sorgfältig mit dem Beirath befreundeter Gelehrter vollständig aufs neue durch.

Die Thätigkeit auf der Kanzel setzte er bis an sein Ende eifrig fort, übernahm auch wiederholt die Stellvertretung Bugenhagen's, als dieser wieder auf längere Zeit weggerufen wurde, war aber jetzt durch seine Gesundheit auch oft behindert. Als er so in den Jahren 1532—34 von der Kanzel zurückgehalten war, hielt er zu Haus seiner Familie und dem Gesinde Predigten, aus welchen später durch Freundeshand seine Hauspostille hervorgegangen ist.

Schon seit langen Jahren klagte L. mehr und mehr, daß er sich von Arbeiten, Kämpfen und Krankheitsanfällen erschöpft fühle, ein Greis geworden sei und nichts Tüchtiges mehr leisten könne. Damit hing unverkennbar auch eine gesteigerte Reizbarkeit bei ihm zusammen. Jeder neuen Aufgabe und neuem Kampf gegenüber raffte er sich aber mit der alten Energie auf. Bei allen Gefahren und Aussichten in die Zukunft zeigte er das alte, ruhige, sichere Gottvertrauen. Sein Wünschen und Sehnen war ganz darauf gerichtet, daß er möglichst bald aus dieser argen Welt abscheiden dürfte und für die Christenheit und Welt endlich jener Tag des Herrn anbräche.

Im Herbst 1545 ging er trotz Müdigkeit und leiblicher Beschwerden doch noch mit treuer Bereitwilligkeit auf eine Bitte der Grafen von Mansfeld ein, daß er einen Streit, der über ihre Besitzungen und Rechte sich zwischen ihnen erhoben hatte, schlichten möge: galt es doch seinem „Vaterland“ und seinen „lieben Landesherrn“. Im October machte er deshalb eine Reise ins Mansfeld'sche, die jedoch vergeblich war, weil die Grafen zum braunschweigischen Feldzug wegeilten. An Weihnachten wiederholte er die Reise trotz grimmiger Kälte mit Melanchthon, kehrte jedoch aus Sorge für die Gesundheit dieses Freundes zurück, ehe er den Handel erledigen konnte. Nachdem er am 23. Januar 1546 wieder von Wittenberg nach Eisleben abgegangen war, gelang ihm eine glückliche Vermittlung durch einen Vertrag, der am 16. und 17. Februar zum Abschluß kam. So wollte er denn, wie er sagte, nach Wittenberg heim fahren und sich in den Sarg legen. Aber noch am Abend des 17. bekam er einen neuen Krankheitsanfall mit Beengungen der Brust. Er befahl seine Seele dem Gotte, der ihn erlöst und zu dessen Sohn er sich bekannt habe, während der Papst diesen schände und verfolge. So starb er in der Frühe des 18. Februar. Seine Leiche wurde am 22. in der Wittenberger Schloßkirche bestattet.

Von Luther's Schriften begann 1539 eine Gesammtausgabe in Wittenberg durch ihn selbst und mithelfende Freunde; bei seinen Lebzeiten erschienen jedoch nur ein erster Band der deutschen und ebenso der lateinischen Schriften. Von seinen zahlreichen Predigten und seinen Vorlesungen über biblische, besonders alttestamentliche Bücher ist ein sehr großer Theil nur durch Freunde herausgegeben worden. Den sogenannten Tischreden Luther's liegen zuverlässige und werthvolle Aufzeichnungen von Freunden zu Grunde; sie sind nicht mit gleicher Zuverlässigkeit, vielmehr mit bedauerlichen Aenderungen durch die alten Herausgeber, vor Allem Johann Aurifaber, publicirt worden; neuerdings sind solche Aufzeichnungen von der Hand des Wittenberger Diakonus Lauterbach durch Seidemann (Lauterb. Tagebuch, 1872) publicirt, weitere Aufzeichnungen von Lauterbach und von Veit Dietrich und Mathesius durch ebendenselben festgestellt und für den Druck vorbereitet worden, und ähnliche Aufzeichnungen des Cordatus (Tagebuch, 1884) gibt gegenwärtig Wrampelmeyer heraus. — Auf die erste noch sehr unvollständige Wittenberger Gesammtausgabe der Schriften folgte eine in Jena 1555 ff., eine in Altenburg 1661 ff., eine

in Leipzig 1729 ff., eine zu Halle durch Walch 1740 ff. Die drei letztgenannten geben nur deutsche Schriften, beziehungsweis Uebersetzungen der lateinischen. Die Walch'sche ist die vollständigste, enthält auch viele werthvolle andere Schriftstücke, aber sie ist unzuverlässig, auf Herstellung des ursprünglichen Textes ist durchaus nicht die erforderliche Sorgfalt verwandt, die Uebersetzung der lateinischen Schriften ist schlecht und fehlerhaft, viele und zum Theil wichtige Stücke fehlen doch auch hier noch. Endlich hat die seit 1826 in Erlangen und Frankfurt erschienene Ausgabe auch wieder die lateinischen Schriften in ihrer Ursprache aufgenommen; die Wiedergabe des Textes ist jedoch auch hier in kritischer Beziehung größtentheils noch sehr mangelhaft (erst die letzten Bände der lateinischen Schriften und die bis jetzt 22 Bände umfassende 2. Auflage der deutschen befleißigt sich einer richtigen Behandlung); die Ausgabe der lateinischen Schriften ist wegen schlechten Absatzes unvollendet geblieben. — Für die Briefe ist zu nennen: die Sammlung „Briefe, Sendschreiben und Bedenken" von de Wette und Seidemann 1825 ff., dazu Nachträge in Seidemann's Lutherbriefen 1859, ferner Burkhardt, Luther's Briefwechsel, 1866; Kolde, Analecta Lutherana 1883.

Eine erste Biographie Luther's hat, nachdem Melanchthon nur eine kurze Lebensskizze und Charakteristik gegeben hatte, Mathesius in Predigten 1565 veröffentlicht. Aus dem vorigen Jahrhundert ist besonders F. S. Keil, Luther's merkwürdige Lebensumstände 1746, anzuführen. In der neueren Zeit hat „Meurer, Luther's Leben" (3. Aufl. 1870) durch Schöpfen aus Luther's eigenen Schriften vor Anderen sich ausgezeichnet. Eine auf sicherer historischer Untersuchung ruhende umfassende Biographie ist bis auf unsere Zeit nicht erschienen. Begonnen hat damit K. Jürgens (Luther's Leben, 1846, 3 Bde.), ist jedoch mit großer Breite und Mangel an Schärfe nur bis zum J. 1517 vorgedrungen. Eine alles bisher vorliegende Material zusammenfassende und wissenschaftlich prüfende Biographie ist zum ersten Mal in dem Werke des Unterzeichneten, „Martin Luther, sein Leben und seine Schriften", 2 Bde., 1875 (2. u. 3. Aufl. 1883), versucht worden. Eine nicht blos kürzere, sondern mehr nur die Hauptmomente ins Licht hebende und hierdurch einheitlichere und durchsichtigere Darstellung erstrebt „Luther's Leben von J. Köstlin, mit authentischen Illustrationen", 1882 (2. u. 3. Aufl. 1883); eine zusammenfassende Charakteristik seiner Person u. seines Wirkens die von ebendemselben verfaßte Festschrift der histor. Commission der Provinz Sachsen, „Martin Luther, der deutsche Reformator, 1883". Selbständig ist ferner Luther's Leben jetzt aus den Quellen bearbeitet worden durch G. Plitt in „D. M. Luther's Leben u. Wirken — geschildert von Plitt u. Petersen", 1. u. 2. Aufl. 1883 (Plitt's Arbeit reicht jedoch hierin nur bis 1525), und ganz besonders gegenwärtig in „M. Luther, eine Biographie von Th. Kolde" (1. Lieferung 1884); gleichzeitig in Frankreich von Félix Kuhn (Paris, T. I, 1883). Eine Aufführung der weniger selbständigen, wenn auch durch Darstellung sich auszeichnenden biographischen Publikationen des Lutherjahres 1883 würde zu weit führen. — Eine massenhafte Litteratur über Luther bis 1851 hat zusammengestellt Vogel, Bibliotheca biographica Lutherana, 1851. Für neuere Litteratur kann auf die Anmerkungen am Schluß des erwähnten Werkes „Martin Luther, sein Leben ꝛc." verwiesen werden. Julius Köstlin.

Luther: Paul L., Arzt und Chemiker. Geboren den 28. Januar 1533 zu Wittenberg als der dritte und letzte Sohn des Reformators Dr. Martin Luther und dessen Ehefrau Katharina v. Bora, genoß er den vorbereitenden lateinischen und griechischen Unterricht durch Melanchthon und Vitus Winsheim und erweckte bei dem Vater schon damals große und erfreuliche Hoffnungen. Eine gewisse angeborene Vorliebe zur Natur und deren Erzeugnissen trat schon

in seinen Knabenjahren zu Tage und diese Neigung billigte und unterstützte durchaus der Vater, wie er denn dem Sohne die vollste Liebe entgegen trug, dabei aber dessen Umgang sorgfältig überwachte und ihn fast immer um sich hatte. Diese Liebe aber wurde von Paul eben so erwiedert und die väterlichen Ermahnungen fielen auf keinen unfruchtbaren Boden. Und was guten Kindern nur erwünscht sein kann, daß sie dem Vater auf dem Todtenbette zur Seite stehen und ihm die Augen zudrücken können, das wurde auch Paul zu Theil. Denn als der Vater zu Eisleben erkrankte und daselbst den 18. Februar 1546 starb, hatte auch er, der damals dreizehnjährige Knabe, an des Vaters Bette gestanden. Nachdem er in den philosophischen Wissenschaften so wie in der Kenntniß der alten Sprachen hinreichend ausgebildet hatte, wählte er, seiner natürlichen Neigung folgend und auf den Rath Melanchthon's die Medicin zu seinem Lebensberufe und im Jahre 1557 erhielt er unter dem Decanate des Jakob Milichius den medicinischen Doctorhut. Daß er aber nach des Vaters Tode eben so fleißig wie bei dessen Leben seinen Studien obgelegen hatte, beweist, daß er schon bald darauf nach der Universität Jena als Lehrer der Heilkunde berufen wurde, wo er den 8. Decbr. 1558 die Ankündigung von Vorlesungen über des Galenus lib. de artis constitutione anschlagen ließ. Später ist er als Leibarzt mehrerer Fürsten bis zu seinem Tode beschäftigt gewesen. Zuerst leistete er dem Fürsten Johann Friedrich II. von Weimar Beistand und verweilte daselbst bis zur Uebergabe der Stadt Gotha, den 13. April 1567. Hierauf trat er in die Dienste des brandenburgischen Kurfürsten Joachim II., und als dieser den 3. Januar 1571 aus dem Leben geschieden war, in die des sächsischen Kurfürsten August, dem er sich um so beliebter machte, als dieser Fürst neben seiner Liebe für Kunst und Wissenschaft im Allgemeinen und seiner treuen Anhänglichkeit an die lutherische Confession, ganz besonders die sogenannte Spagyrie, d. h. die Scheidung zur Verwandlung der Erze, dessen Endziel aber damals wie später das Goldmachen war, begünstigte. Denn auch L. beschäftigte sich mit solchen chemischen Versuchen, wie er denn auch in der That den Arzneischatz mit einer Anzahl neuer Medicamente, wie unguentum de nitro, magisterium perlarum, aurum potabile sowie mit aus Pflanzen gezogenen Arzneien bereichert hat. Nach Augusts Tode, 11. Februar 1586, widmete er sich drei Jahre lang dem Herzog und Kurfürsten von Sachsen, Christian I., zog aber 1589 nach Leipzig, wo er als einfacher praktischer Arzt bis 1592 verweilte, in diesem Jahre aber zu Leipzig von dem Administrator des sächsischen Kurfürstenthums, Friedrich Wilhelm, sowohl zu dessen eigener Behandlung als der der kurfürstlichen Kinder mit einem sehr ansehnlichen Gehalte als Leibarzt angestellt wurde. In dieser Stellung verlebte er noch mehrere Jahre, bis er den 8. März 1593 eben so fromm und unsträflich wie er als ein würdiger Sohn seines Vaters bis dahin gelebt hatte, das Zeitliche segnete, denn noch auf seinem Todesbette wiederholte er öfters und bestimmt, in welchem Glauben er sterben und zu Christus kommen wolle „in demjenigen nämlich, der gegründet sei auf dem alleinigen Verdienste Christi“; in der Lehre vom h. Abendmahl aber bekannte er, daß er keiner anderen Meinung folge als die durch seinen Vater vertheidigt worden sei. Verheirathet war er seit 1553 mit Anna aus der alten edlen schwäbischen Familie der Warbek, und hatte von derselben sechs Kinder: drei Söhne, von denen dem ältesten, Ernst, am 10. August 1581, auf Befehl des Kurfürsten August, ein Canonicat in Zeitz übertragen wurde. Ernst verheirathete sich 1610 mit Martha verw. Grahl. Unseres Paul's Sohn gleichen Vornamens starb im Februar 1558. Eine Tochter, Margarethe, heirathete den Administrator des Magdeburger Erzbisthums, Hieron. Gottsteig, und eine andere, Anna, im Juli 1583 den Edelmann Nikolaus Marschalk in Oberschar in Sachsen. Der älteste Bruder Pauls, Johannes, war kurfürstlich sächsischer Rath und Kanzleidirector und der zweit-

älteste, Martin, hatte Theologie studirt, starb aber unverheirathet. Ein directer Abkömmling von Pauls Oheim, Jakob: Herr Wilhelm L., lebt dermalen (1883) in Berlin als Procurist der Grunert'schen Leihbibliothek. Ein anderer, Herr Gustav Hermann L., gleichfalls in Berlin, ist zur Zeit Schutzmann. Der Vater des Schutzmanns L. war Pastor in Salzwedel und von seinen drei Söhnen war der eine Pastor in Niedereichstadt im Thüringischen, der zweite Stationsvorsteher in Gonz am Rhein. Die männlichen Glieder dieses Lutherstammes haben die Nutznießung eines ziemlich beträchtlichen, unter der Verwaltung des Consistoriums in Gotha stehenden Stipendiums. Jeder männliche Nachkomme erhält dreimal während seines Lebens eine erhebliche Unterstützung: bei der Confirmation, bei der Selbständigmachung und bei der Verheirathung, ferner werden aus der Stipendiencasse die Schul-, Erziehungs- und Studienkosten der männlichen L., wenn erforderlich bis zum 21. Lebensjahre des betreffenden, getragen. Es studiren daher auch fast sämmtliche Luther dieser Linie. Ein anderer Sprößling der dritten Tochter des Reformators, Herr von Kunheim-Juditten aus Ostpreußen, war als Deputirter der Stadt Königsberg 1883 beim Lutherfeste zu Worms anwesend. Ueber einen Pfälzer „Sebastian L." vergl. Goedeke im Gr. I, 294. Von den Schriften unseres Paul, deren er nur sehr wenige veröffentlichte, wurden u. a. gedruckt 1598: „Oratio de arte medica et cura tuendae valetudinis". Vratisl., auch werden erwähnt „Medizinische Adversarien". Außerdem existiren noch zwei anatomische bunt illum. Zeichnungen so wie drei anatomische Tafeln, welche wahrscheinlich von seiner Hand sind. Anderweitige interessante Beiträge zu Pauls häuslichem und amtlichem Leben gewährt die seit 1839 als „Acta Lutherorum" im Besitze der Leipziger Stadtbibliothek befindliche überaus reiche Sammlung von Originalakten und Documenten aller Art aus der Familie Dr. Mart. Luther's, darunter auch Briefe an Paul von Herzog Moriz Kurfürst zu Sachsen, Joachim von Brandenburg, Joh. Georg von Brandenburg, Albrecht Friedrich von Brandenburg, Kurfürst August von Sachsen u. a. fürstlichen Personen, über welche Sammlung das Serapeum 1840, 46 ff. ausführlich berichtet.

Vgl. außerdem: M. Dresseri de vita et morte D. P. L. medici Oratio. Adami Vitae Medicorum (8.) p. 338—42 etc. J. Franck.

Lüthy: Urs Joseph L., schweizerischer Geschichtsforscher und Staatsmann. — Urs Joseph Fidel L. ist am 22. Octbr. 1765 in Solothurn geboren. Er war noch nicht fünf Jahre alt, als sein Vater, ein rühriger Bäckermeister, bei einem Uebungslager der solothurnschen Artilleristen von einer Kanonenkugel getödtet wurde. Der Broterwerb der Familie lag nun ganz der Mutter ob, welche ihre unmündigen Kinder in ernster Zucht und christlicher Frömmigkeit erzog. Da dem talentvollen Knaben von Geburt an die rechte Hand fehlte, zog er sich schon in früher Jugend von den Spielen seiner Altersgenossen zu seinen lieben Büchern zurück und in den Stadtschulen und an dem von Exjesuiten geleiteten Collegium der Vaterstadt zeichnete er sich vor allen seinen Mitschülern aus. In seiner Abgeschlossenheit bildete sich sein lebhafter Geist eine eigene ideale Welt, und es war sein eifrigstes Streben, sich über die ehrsame Handwerksinnung zu erheben, in die er durch Geburt und Vorurtheil der Zeit hinuntergedrückt war. So entwickelte er sich zu einer Frühreife, welche mit revolutionärer Bitterkeit gepaart war. L. wollte Schriftsteller, wollte Dichter werden und in diesem Sinne wandte sich der sechszehnjährige Jüngling in einem überschwenglichen Briefe an Johann Kaspar Lavater in Zürich und trug dem im Zenithe seines Ruhmes stehenden Schriftsteller seine Freundschaft und fortdauernden Briefwechsel an. Lavater wies ihn ernst-freundlich zurecht, nahm sich aber seiner an und brachte ihn in Verbindung mit den litterarischen Kreisen

in Zürich, insbesondere mit seinem Secretär Armbruster. Dies wurde entscheidend für Lüthy's Lebensschicksale. Armbruster gab damals sein „Schwäbisches Museum“ heraus. Er drängte den Freund um einen Beitrag und L., gerade damals in seinen Plänen für weitere Ausbildung zurückgestoßen, machte seinem Unwillen in satyrischen Briefen Luft, welche Armbruster, trotz dem wiederholten Abmahnen des Verfassers, unter dem Titel „Theodorus Rabiosus über den schweizerischen Freistaat Solothurn“ in den ersten Band seines Museums (Kempten 1785) aufnahm. Der Aufsatz mit seinen harten Ausfällen gegen Regierung, Schule und Leben mußte in Solothurn einen Sturm hervorrufen. Auf Ansuchen des Rathes wurde Armbruster in Zürich verhaftet und nach dem Verfasser inquirirt. L., welcher sich zur Ausbildung in der französischen Sprache nach Dijon begeben hatte, stellte sich im März 1786 freiwillig in Solothurn zur Bestrafung und wurde zu einjähriger Zuchthausstrafe und zu achtjähriger Verbannung aus der Eidgenossenschaft verurtheilt. Wegen Kränklichkeit nach einem Vierteljahre aus dem Zuchthause entlassen, verließ L. am 5. Juli 1786 die Vaterstadt, um an der Universität Wien den Rechtsstudien obzuliegen. Noch vor seiner Verurtheilung hatte L. in Verbindung mit schweizerischen und deutschen Dichtern (J. G. Jacobi, Armbruster, Hegner, Salis u. A.) in Basel 1785 den „Schweizerischen Musenalmanach“ herausgegeben. Im Zuchthause hatte er fort gesammelt und gedichtet, ohne einen zweiten Jahrgang zu Stande zu bringen. In Wien gab er 1787 seine „Fabeln“, 1788 seine „Scherzhaften Gedichte“ heraus, Poesien in der Manier von Lichtwer, Gleim und Jacobi; in Wien machte er auch die Bekanntschaft des verdienten P. Michael Denis, der ihn auf den Werth der alten Volkslieder hinwies. Im J. 1789 durfte der Verbannte nach Luzern, 1791 in die Vaterstadt zurückkehren. In Solothurn arbeitete sich L. in die juristische Praxis ein; er war 1794 Notar und bald ein geachteter Geschäftsmann. Daneben pflegte er die Poesie mit gleichgesinnten Freunden in dem von dem geistreichen Buchdrucker Franz Jos. Gaßmann herausgegebenen „Solothurnischen Wochenblatt“ (1788—1795), und bei dem von Frankreich ausgehenden Ideenumschwunge wurde das litterarische Kränzchen zum politischen Patriotenclub, der mit Freunden in und außer der Schweiz an einer Umgestaltung derselben arbeitete. Im Februar 1798 wurde er mit seinen Freunden verhaftet und erst am 2. März bei der Einnahme Solothurns durch das französische Heer aus dem Gefängnisse befreit. Damit erfolgte die Einsetzung einer provisorischen Regierung. L. wurde ihr Generalsecretär, der Festredner bei Aufrichtung des Freiheitsbaumes und nach Einsetzung der helvetischen Einheitsregierung Mitglied des Senates in Aarau, Luzern und Bern, und mehrmals Präsident dieser Behörde. L. gehörte mit P. Usteri und J. K. Escher zu den Führern der spottweise genannten Gelehrten und Grundsätzler, die mit idealem Streben für Bildung und Freiheit den in damaligen Umständen aller Anerkennung werthen Muth verbanden, selbst der jedes Unabhängigkeitsgefühl erdrückenden Mutterrepublik Frankreich und den Gewaltthätigkeiten der französischen Beamten und Generale entgegenzutreten. L. trat in Opposition gegen diesen rücksichtslosen Unitarismus der Directoren Ochs und Laharpe und ebenso gegen Föderativgelüste; er trat als Redner auf, wo es höheren Interessen galt oder wo ein Wort edler Mäßigung und Leidenschaftslosigkeit Noth that; er nahm 1800 thätigen Antheil am Sturze des helvetischen Directoriums und wurde der erste Präsident des neuen gesetzgebenden Rathes; er betheiligte sich bei der Redaction des helvetischen Tagblattes und des Freiheitsfreundes, war Mitglied der Commission zur Anlegung der Nationalbibliothek und der im Juli 1800 zu Bern gegründeten Gesellschaft, um Pestalozzi's neue Unterrichtsmethode in Burgdorf näher zu prüfen. Nach den politischen Umgestaltungen vom Herbste 1801 wurde L. zum Regierungsstatthalter des Kantons Solothurn und nach drei Monaten zum Mitglied der Verwaltungs=

kammer gewählt. Im September 1802 ward er Präsident des solothurn'schen Erziehungsrathes, und diese Stelle bekleidete er 35 Jahre lang bis zu seinem Tode, durch die politischen Veränderungen der Mediations- und Restaurationszeit hindurch, in welchen beiden Perioden er als Mitglied des Großen und Kleinen Rathes und des Staatsrathes, als oftmaliger Tagsatzungsgesandter und Abgeordneter zu wichtigen Conferenzen für die Eidgenossenschaft und den Kanton, namentlich für Organisation der kantonalen Rechtsverhältnisse und des Erziehungswesens, einflußreich thätig war. Je weniger der durch die Revolutionsstürme geläuterte, gereifte Mann an den Parteikämpfen Antheil nahm, welche besonders in den Jahren 1814 und 1815 den Kanton Solothurn ergriffen, um so mehr wandte er seine Thätigkeit neben den Verbesserungen im Erziehungswesen litterarischen Bestrebungen zu. Auch in den politisch bewegten Zeiten der Helvetik war seine Vorliebe für Poesie nicht gelähmt. Er trug im helvetischen Senate darauf an, dem Dichter Wieland das nationale Ehrenbürgerrecht zu schenken; er ließ von seinen eigenen Gedichten in Zeitschriften und poetischen Sammlungen erscheinen und suchte in dem während vieler Jahre von ihm herausgegebenen Solothurner Kalender, anerkannt dem besten schweizerischen Volkskalender damaliger Zeit, in Belehrung und Unterhaltung veredelnd auf das Volk zu wirken. Insbesondere aber war L. für schweizerische Geschichtsforschung thätig. Mit seinem jüngeren Freunde, dem schweizerischen Geschichtschreiber Robert Glutz gründete er 1810 das „Solothurnische Wochenblatt", und als Glutz bald zurücktrat, redigirte L. 1810—1834 dasselbe und legte darin, mit Hülfe theilnehmender Freunde aus mehreren Kantonen der Schweiz, insbesondere des Arztes Peter Ignaz Scherer in Solothurn, einen Schatz von gegen 4000 meistens ungedruckten Urkunden aus dem 10. bis 16. Jahrhundert nieder, welche über die Geschichte der nordwestlichen Schweiz reiche und vielfach neue Aufschlüsse geben. In den früheren Jahrgängen, welche fast ausschließlich die Geschichte des Kantons Solothurn behandeln, sind die Urkunden in historische Aufsätze, mit vielen kleineren Miscellen, verwoben; in den späteren Jahrgängen sind sie, oft ohne alle Einleitung und Bemerkungen, in Sammlungen mit zuweilen humoristischen Titeln chronologisch an einander gereiht. Aber nicht nur in den engeren Kreis hauptsächlich der westlichen oder burgundischen Schweiz bannten sich seine Forschungen. „Ein neues Feld", sagt der Geschichtschreiber Jos. Eutych Kopp bei Beurtheilung von Lüthy's Verdiensten um die schweizerische Geschichte, „eröffnete sich allmählich dem weiter schauenden Auge; durch eine Reihe vieler Jahrhunderte rollten sich die Schicksale der Kaiser und Könige ab; im Vordergrund späterer Zeit werfen auch die Geschicke der Herzöge von Oesterreich ihren Schatten auf das Land. Neben dem Gewichte solcher Gewalten standen die kleinen Ereignisse des täglichen Lebens; auch diese durften der Aufzeichnung des Forschers nicht entgehen. So hauchte L. einem unscheinbaren Blättchen seinen historischen Odem ein und wurde dadurch der Schöpfer der neueren Forschung für die schweizerische Geschichte". Auch jetzt noch sind die 25 Jahrgänge des Solothurnischen Wochenblattes eine reiche urkundliche Fundgrube geblieben. In anstrengender Arbeit war L. vor der Zeit alt geworden. Wohl wurde er bei der Verfassungs- und Regierungsänderung von 1830 von seinen dankbaren Mitbürgern wieder zum Mitgliede des Großen Rathes und des neuen Regierungsrathes und zum Chef des Erziehungswesens gewählt; aber seine Kraft nahm ab und seine erblindenden Augen nöthigten ihn die Redaktion des Wochenblattes niederzulegen. Er starb nach kurzer Krankheit in der Nacht des 13. Januars 1837.

Fiala.

Lüttemann: Joachim L., lutherischer Theolog, Prediger und Erbauungsschriftsteller des 17. Jahrhunderts, geb. am 15. Decbr. 1608 zu Demmin in Vorpommern, † am 18. Octbr. 1655 zu Wolfenbüttel. Sein Vater war Sa-

muel L., Apotheker und Bürgermeister in Demmin. Seine Vorbildung erhielt er erst auf der Schule seiner Vaterstadt, dann auf dem Gymnasium zu Stettin, wo damals Johann Micraelius Rector war. Er studirte Philosophie und Theologie erst zu Greifswald, dann zu Straßburg, wo besonders J. K. Dannhauer's (seit 1628 in Straßburg, seit 1633 Prof. der Theologie, vgl. Bd. IV, S. 645) philosophischer und theologischer Unterricht und persönlicher Umgang für ihn von dauerndem Einfluß war, indem er durch ihn zu philosophischen Studien und deren Verwerthung für theologische Fragen angeregt wurde. Nach einer Reise durch Frankreich und Italien beendete er seine Studien 1637 ff. zu Rostock, wurde hier 1638 magister legens in der philosophischen Fakultät, 1639 durch einstimmige Gemeindewahl zugleich Diaconus an St. Jakobi und noch in demselben Jahr Archidiakonus nach dem Tod des M. Zacharias Deutsch, mit dessen Wittwe Dorothea geb. von Levezow er sich verheirathete. 1643 erhielt er die Professur der Physik und Metaphysik und blieb diesem Doppelberuf des Predigers und Professors treu trotz einer lockenden Vocation nach Greifswald. Seine erbaulichen und nachdrücklichen Predigten fanden eben so vielen Beifall wie seine gründlichen und gelehrten Vorlesungen: Gottl. Großgebauer, Heinrich Müller, Christian Scriver &c. erhielten von ihm mächtige Anregung, Joh. Jakob Fabricius fand durch seine Gespräche und Predigten Trost und Frieden in schwerer Anfechtung. Rednerisch begabt und philosophisch gebildet richtete er sein Streben dahin, bei treuem Festhalten an der Schriftlehre und dem kirchlichen Bekenntniß die Wahrheiten des Christenthums theils praktisch volksthümlich zu verkündigen theils durch philo- oder theosophische Speculation zu begründen. 1646 bekleidete er das Rectorat der Universität, in demselben Jahr erwarb er sich zu Greifswald durch eine Dissertation „De viribus naturae et gratiae" die theologische Licentiatur, 1648 durch eine Disputation „De baptismo" den theologischen Doctorat. Bald aber regte sich wider ihn die Eifersucht und der ketzerrichterliche Verdacht einer schrofforthodoxen Partei, die von dem Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg begünstigt wurde. Den Angriffspunkt bot eine aus der mittelalterlichen Scholastik stammende, schon damals von Petrus Lombardus und Hugo, von Alexander H. und Thomas verschieden beantwortete, im 17. Jahrhundert von den lutherischen Dogmatikern wieder aufgewärmte Streitfrage: Ob Christus während der drei Tage seines Todes wahrer Mensch gewesen sei? Im Anhang zu einer philosophischen Disputation (propositiones metaphysicae et physicae VII, coroll. 2) sprach sich L. 1649 dahin aus: da zum Begriff des wahren Menschen neben der Existenz von Seele und Leib auch die Form des Zusammenseins beider gehört, im Tode aber das Band dieses Zusammenseins gelöst wurde, so war im Tode Christi, wenn dieser ein wirklicher und kein blos scheinbarer war, seine wahre Menschheit aufgehoben. Die Orthodoxen witterten hierin eine gefährliche Irrlehre, eine Leugnung der wahren Menschheit und Gottmenschheit Christi. Es entbrannte ein heftiger Streit. Der Rostocker Professor der Theologie Johann Cothmann, schon lange ein Gegner Lütkemann's, wandte sich an den Rector der Universität, verlangte Confiscation der am schwarzen Brett angeschlagenen Thesen Lütkemann's und Untersagung der Disputation, und opponirte, als diese am 4. April doch stattfand, mit großer Heftigkeit. Die Disputation endigte wie gewöhnlich erfolglos, da jeder der Gegner auf seiner Ansicht blieb. Nun aber wurde L. bei dem fürstlichen Kanzler in Güstrow, einem Verwandten Cothmann's, als gefährlicher Irrlehrer denuncirt. Ein herzogliches Rescript ertheilte der theologischen Facultät einen Verweis, daß sie solche gottlose Lehren überhaupt habe proponiren lassen, und verhängte über L., ohne seine Verantwortung abzuwarten, Suspension von Kanzel und Katheder. Gemeinde und Rath, Ministerium und Facultät, Rector und Concil verwenden sich für ihn und bitten, einen Mann, der bisher

soviel Proben seiner Rechtgläubigkeit und Gottseligkeit gegeben, nicht wegen einer so geringfügigen Sache seinem Amte zu entziehen. Der Hof ist geneigt, die Suspension wieder aufzuheben unter der Bedingung, daß L. einen ihm vorgelegten Revers unterzeichne. Als er die Unterschrift des Reverses ebenso wie die Abgabe einer neuen ihm abgeforderten Erklärung gewissenshalber glaubte verweigern zu müssen, so erging am 25. August vom Hof der unerwartete Befehl, L. habe binnen 8 Tagen Stadt und Land zu räumen. Aber schon war ihm ein Asyl bereitet: der fromme und gelehrte Herzog August von Braunschweig-Wolfenbüttel, wohl persönlich mit L. bekannt oder durch seine dritte Gemahlin, eine mecklenburgische Prinzessin, auf ihn aufmerksam gemacht, berief ihn an die Stelle des 1648 verstorbenen Dr. Wideburg zum ersten Hofprediger und Generalsuperintendenten. Unter Thränen gab ihm seine Rostocker Gemeinde das Geleite und, da ihm nicht gestattet war eine Abschiedspredigt von der Kanzel zu halten, so verabschiedete er sich von ihr unter freiem Himmel auf einem neben der Straße belegenen Hügel durch eine kurze aber bewegliche Valetrede (gedruckt zu Wolfenbüttel 1656. 4°). Er wurde in seiner neuen Heimath mit Freuden aufgenommen, hielt zu Michaelis 1649 seine erste Predigt in Wolfenbüttel, wurde ins Consistorium eingeführt und als Superintendens generalissimus in Pflicht genommen. Herzog August bedankte sich bei seinem Schwiegervater für Ueberlassung des trefflichen Mannes und fragte bei ihm an, ob er nicht noch mehr solche „gelehrte und geistreiche Männer“ abzugeben habe. Ihm eröffnete sich ein schöner und gesegneter Wirkungskreis: er wurde vom Herzog mit einer Generalvisitation der Kirche des ganzen Landes beauftragt, führte das Directorium in Consistorialsachen, wurde zum Abt von Riddagshausen ernannt, entwarf für das Herzogthum eine neue Schulordnung 1651 (abgedruckt bei Vormbaum, Ev. Schulordnungen II, 407; neu herausg. von Israel 1880) sowie eine neue Kirchenordnung 1657, wurde auch in anderen Sachen vom Herzog gerne gehört, wie die noch vorhandenen Handbriefe zeigen, starb aber schon vor der Publication der Kirchenordnung an einer hitzigen Krankheit den 18. Octbr. 1655. Von Lütkemann's Schriften haben die philosophischen und dogmatischen (z. B. De Deo naturaliter cognoscibili, positt. metaphysicae et physicae, diss. de vero homine, die ausführliche Vertheidigung seines oben erwähnten Satzes, der seine Vertreibung aus Rostock zur Folge hatte, gedruckt zu Wolfenbüttel 1650. 4°) höchstens noch geschichtlichen Werth. Dagegen haben sich mehrere seiner in deutscher Sprache geschriebenen Erbauungsschriften zum Theil bis heute nicht blos im Gedächtniß, sondern auch im Gebrauch des evangelischen Volkes erhalten: so vor Allem sein „Vorschmack göttlicher Güte“, zuerst Wolfenbüttel 1653 erschienen, später oft herausgegeben (z. B. Braunschweig 1680; 1712; 1720; 1740, in schwedischer Uebersetzung Stockholm 1731), ein kurzer Begriff der ganzen Theologie oder der Lehre von der Gottseligkeit, wobei Alles aus der Güte Gottes abgeleitet wird und in dieselbe wiederum resolvirt; ferner seine Predigten, apostolische Aufmunterung zum lebendigen Glauben, sein Büchlein vom irdischen Paradies, sowie endlich besonders seine „Harpffe von zehn Saiten d. i. gründliche Erklärung von zehn Psalmen Davids rc.“, Wolfenbüttel 1658, Frankfurt, Leipzig, Greifswald 1667 rc. Neben J. Arndt, H. Müller, Chr. Scriver gehört L. zu den beliebtesten, nach Form und Inhalt gediegensten Erbauungsschriftstellern der lutherischen Kirche und zu denjenigen deutschen Theologen, die auch (wie J. G. Heinsius sagt) „zur Aufnahme der deutschen Sprache etwas beigetragen haben“; seine zahlreichen Predigten, theils einzeln gedruckt, theils in Sammlungen vereinigt, geben ihm in der Geschichte der Homiletik, seine katechetischen Arbeiten z. B. „Corpus doctrinae catecheticae“, 1656 ff. in der Geschichte der Katechetik eine Stelle; seine erbaulichen deutschen Oden oder geistlichen Lieder (im Ganzen 48, meist in der „Harfe von zehn Saiten“ abgedruckt; einzelne davon auch in

die Kirchengesangbücher aufgenommen) geben ihm in der Geschichte der geistlichen Liederdichtung eine ehrenvolle Stelle. Sein ganzes Wesen ist von seinem Lehrer Dannhauer aufs treffendste charakterisirt als „eine ebenso glückliche wie seltene Verbindung gründlicher Gelehrsamkeit mit ächter Frömmigkeit“. H. Müller, der einst in Rostock sein Schüler gewesen und später mehrere seiner Schriften herausgab, rühmt ihn als einen hochtheuren Gottesmann und Lehrer der Gerechtigkeit, der die heilige Lehre mit einem urchristlichen heiligen Wandel in allen Stücken geziert und dessen Gedächtniß aller Orten, da er gewirket oder wo man seine Schriften liest, im Segen bleibe; Spener zählt seine Schriften neben Arndt's und Müller's zu den erwecklichsten und nützlichsten.

Sein Leben ist beschrieben worden von Phil. J. Rehtmeyer, Pastor zu St. Michaelis in Braunschweig, unter dem Titel Nachrichten von den Schicksalen, Schriften und Gaben J. L., herausg. und vermehrt von Hofdiaconus Märtens als Anhang zu Lütkemann's Vorschmack, Braunschweig 1740. 8⁰. und separat erschienen 1748. 8⁰; ferner vgl. Jöcher II, 2593; Eschenbach, Annalen der Rostocker Akad. VI, 256; Krey, Andenken II, 46; Beiträge zur Mecklenburg. K. u. G.Gesch. I, 59; Walch, Religionsstreitigkeiten IV und V, 638 ff.; Henke, Calixt Bd. II; Tholuck, Akad. Leben I, 255, II, 105; Lebenszeugen 379; Krabbe, H. Müller S. 73; Aus dem kirchl. und wissensch. Leben Rostocks, S. 305 ff.; Dilthey in der theol. RE. 2 A. IX, 3 ff.; Wetzel, Liederhistorie II, 142; Koch, Gesch. des Kirchenlieds Bd. II.

Wagenmann.

Lütkemann: Paul L., ein Musiker aus dem Ende des 16. Jahrhunderts. Die königl. Ritterakademie in Liegnitz bewahrt unter Nr. 107 einen Hochzeitsgesang ohne Datum auf, auf dessen Titel er sich „Instrument. Musicus zu Franckfurt an der Oder“ nennt, während die Gymnasialbibliothek sechs andere Drucke aufbewahrt, sowohl Sammlungen von Motetten und Trostgesängen, als Weihnachts- und Hochzeitsgesänge, die sämmtlich in Stettin erschienen und die Jahre 1597 bis 1606 umfassen. Ob er nun zuerst in Frankfurt und dann in Stettin lebte oder umgekehrt, ist aus den vorhandenen Documenten nicht zu ersehen.

Rob. Eitner.

Lütkemüller: Ludwig Paul Wieland L., Convertit, geb. am 8. März 1810 zu Papebruck in der Priegnitz, † am 12. Octbr. 1857 zu Teschen in Oesterreichisch-Schlesien. Sein Vater, Samuel Christian L., geb. 1769 zu Erxleben, † 1833 als Prediger zu Papebruck, hat 1794 eine Uebersetzung von Ariosto's Orlando furioso herausgegeben und war ein Verehrer Wieland's, dem zu Ehren er dem Sohne auch den Vornamen „Wieland“ gab. L. machte seine Gymnasialstudien zu Schulpforta, studirte dann 1830—35 zu Halle und Berlin und beschäftigte sich 1835—38 als Candidat zugleich mit der Vorbereitung für die akademische Doction. Unter dem Einfluß Guericke's (Bd. X, S. 91) hatte er sich 1831 den Altlutheranern angeschlossen, gerieth aber bald in Streit mit der Partei des Pastors Stephan, gegen den er 1838 die Broschüre „Die Lehre und Umtriebe der Stephanisten“ schrieb. 1838 wurde er von Lutheranern nach Brüssel berufen, um dort eine flämische Gemeinde zu organisiren. Er kehrte aber schon 1840 zurück und schloß sich nun wieder der evangelischen Landeskirche an. 1840—42 wurde er in Berlin von dem Cultusminister Eichhorn beschäftigt. 1842 wurde er Pfarrer in Wald bei Solingen, 1845 zu Behlitz bei Potsdam, 1847 zu Selchow in der Mark Brandenburg. 1842 veröffentlichte er „Beiträge zur Kirchengeschichte der Gegenwart. Ein Lebensbild der deutschen, belgischen und holländischen Kirche“, 1852 die Schrift „Von dem Zustande nach dem Tode bis zur Auferstehung“. Wegen dieser Schrift, in welcher er sich in katholisirender Weise über Fegfeuer und Heiligenverehrung äußerte, wurde er im September 1852 suspendirt, einige Monate später abgesetzt, wegen ungebühr-

licher Ausdrücke in einem Schreiben an das Consistorium auch einige Tage in Haft gehalten. Im Frühjahr 1853 wurde er zu Fürstenwalde von dem Pfarrer Thissen aus Köln, der damals Abgeordneter in Berlin war und an einem Sonntage in Fürstenwalde katholischen Gottesdienst hielt, in die katholische Kirche aufgenommen. Er schrieb darauf „Meine Erlebnisse seit dem Erscheinen der Schrift von dem Zustande 2c.", 1853. Durch Thissen's Vermittlung wurde er dann für einige Zeit Mitredacteur der damals in Köln erscheinenden ultramontanen Zeitung „Deutsche Volkshalle" und darauf Redacteur des Coblenzer „Moselboten". Nach dessen Unterdrückung im J. 1855 wurde L. auf Empfehlung des Fürstbischofs Förster von Breslau an dem katholischen Gymnasium zu Teschen, 1856 als Supplent, 1857 als provisorischer Lehrer angestellt.

Rosenthal, Convertitenbilder III. Band, 3. Abtheil., S. 46. Schles. Kirchenbl. 1857. Nr. 48. Hist.-pol. Bl. 30. Bd. (1852), S. 457.

Reusch.

Lütkens: Franz Julius L., evangelischer Theologe, geb. am 21. October 1650 zu Dellien, einem Dorfe im Lauenburgischen, besuchte, nachdem sein Vater, ein Mühlenmeister, 1658 nach Lüneburg übergesiedelt war, die dortige Schule und bezog 1668 die Universität Wittenberg, wo er bis 1673 Theologie studirte. Von wesentlichem Einfluß auf seine weitere Entwickelung ward sodann in Lüneburg der Verkehr mit dem Superintendenten Caspar Herm. Sandhagen, durch welchen er für die damals in der Kirche sich Bahn brechende Spener'sche Richtung gewonnen wurde. Nachdem L. seit 1676 das Rectorat der Saldern'schen Schule in Brandenburg a. d. Havel verwaltet hatte, übernahm er 1679 das Diaconat bei der Katharinenkirche in Magdeburg, an welcher damals auch der geistesverwandte Christian Scriver amtirte. Doch schon 1684 ward er als Pastor nach Stargard in Pommern, 1687 als Propst und Consistorialrath an die Petrikirche in Cöln an der Spree, 1704 aber von König Friedrich IV. als Hofprediger, Consistorialrath und Professor an der Akademie nach Kopenhagen berufen, woselbst er am 12. August 1712 starb. — Seine Schriften: mehrere Bände Predigten und kleinere theologische Abhandlungen, einzelne noch nach seinem Tode neu aufgelegt oder aus seinem Nachlaß herausgegeben, hat G. G. Küster in Lütkens' Lebensbeschreibung (Salzwedel 1727) verzeichnet, von welcher ein Auszug in dessen: Altes und Neues Berlin II (1752), S. 575 ff. Vgl. auch Jöcher-Rotermund. Schwarze.

Lütolf: Alois L., schweizerischer Geschichtsforscher, geb. am 23. Juli 1824, † am 8. April 1879. Aus sehr einfachen Verhältnissen hervorgegangen — als der Sohn eines Schmieds zu Gettnau, einem Dorfe unweit Willisau im Kanton Luzern — hatte L. das Glück, in dem Geistlichen der Pfarrkirche Altishofen, zu der das Dorf Nebikon, der neugewählte Wohnsitz der Eltern, gehörte, einen wahrhaft väterlichen Freund zu gewinnen. Jos. Laur. Schiffmann (gest. 1786, † 1856), war ein hauptsächlicher Vertreter der Sailer'schen Schule im schweizerischen Klerus, und L. hat später in einem von herzlichster Pietät erfüllten Lebensbilde: „Leben und Bekenntnisse des Jos. Laur. Schiffmann: ein Beitrag zur Charakteristik J. M. Sailer's und seiner Schule in der Schweiz" (Lucern 1860) seiner dankbaren Gesinnung in ansprechendster Weise Ausdruck verliehen: „Deine Hand war es, die mir zum ersten Male das Himmelsbrot gespendet, und wie ich dann nach Jahren selber als Priester zum Altare treten durfte, da warst Du es wieder, der wie ein Vater mir zur Seite ging und voll Inbrunst für mich gebetet hat". Aber L. selbst hat dann in seinem Leben als Priester und als Mensch, wie es wahrheitsgetreu sein Freund, Dompropst Fiala, in einem warmen Nachrufe von ihm rühmte, wie es aber insbesondere die nicht Lütolf's Bekenntnisse angehörenden wissenschaftlichen Arbeitsgenossen froh empfanden, jene Sailer'sche religiöse Lebensrichtung in sich dargestellt, ruhige Selb-

ständigkeit, Ueberzeugungstreue und Milde. Die zu Schwyz im Jesuitencollegium, zu Luzern am Lyceum fortgesetzten Studien vollendete L. zu Freiburg im Breisgau und München, dort vor Allem bei Hirscher und Alban Stolz, hier bei Döllinger, der in dem Zuhörer das Interesse für kirchengeschichtliche Arbeiten bestärkte, wie dasselbe schon in einer Arbeit des jungen Studenten, philosophisch-historischer Art, über Bruder Klaus sich bewiesen hatte. Nachdem L. Ende 1849 die Weihe empfangen, wurde er 1850 Vicar seines Pfarrherrn Schiffmann, in dessen Kirche zu Altishofen er die erste Messe gelesen hatte. Dann aber folgte L. im Herbste 1852 einem wiederholten Rufe als Lehrer an die katholische Kantonsschule nach St. Gallen, für die Fächer der Geschichte und Geographie; ganz besonders auch durch die Möglichkeit, sich mit den handschriftlichen Reichthümern der Stiftsbibliothek näher vertraut zu machen, wurde dieser Aufenthalt für ihn höchst förderlich. Bei der durch den Wechsel des politischen Systems bedingten Aufhebung der Lehranstalt, Herbst 1856, sah sich L. in rücksichtslosester Weise entlassen, und die danach ihm zugewiesene Function des Curatpriesters an der Sentikirche, in einer Vorstadt von Luzern, war zunächst wenig geeignet, seine Begabung an richtiger Stelle hervortreten zu lassen. Doch war die Uebersiedelung nach Luzern insofern von Wichtigkeit, als sie L. seinem früheren hochgeschätzten Lehrer, Eutych Kopp (s. d. Art.) wieder nahe brachte. 1864 als Subregens an das Priesterseminar des Bisthums Basel nach Solothurn versetzt, wo er nun eben die engen Beziehungen zu Fiala knüpfte, kehrte L. nach vier Jahren, 1868, als Professor der Kirchengeschichte und Patrologie an der theologischen Lehranstalt nach Luzern zurück und wurde noch im Herbst des gleichen Jahres Chorherr am Stifte St. Leodegar daselbst. Da folgten für ihn zehn arbeitsfreudige, erfolgreiche, glückliche Jahre, nachdem er schon vorher — seit seiner ersten Rückkehr nach Luzern — eine sehr gedeihliche litterarische Thätigkeit begonnen hatte. — L. ist in höchst vielseitiger Weise, anfangs mehr als Germanist, Sagenforscher und Arbeiter auf litterargeschichtlichem Gebiete, dann als Pfleger der Kirchengeschichte, als Biograph, endlich aber in zahlreichen bedeutenden Arbeiten auf dem Boden der politischen Geschichte aufgetreten. Das erste größere selbständige Werk, welches L. vollendete — er hegte den Plan einer neuen umfassenden Bearbeitung, den der Tod verunmöglichte —, war die 1862 bis 1865 (Lucern) erschienene „Sammlung", die sich als eine „erste" ankündigte: „Sagen und Bräuche aus den fünf Orten", unmittelbar dem Volksmunde entnommen, mit sagenvergleichenden, litterarischen Nachweisen versehene Zeugnisse. Wie hier L. „culturhistorische Urkunden" vor der Vernichtung sichern wollte: „Hiermit ist auf einen guten Theil des innerschweizerischen Sagenhortes das bindende Pfand geworfen, so daß es uns nimmer entblühen kann und für alle Zeiten zur Verfügung steht" —, so interessirte er sich auch von Anfang an eifrig für das von Zürich aus angeregte Wörterbuch der schweizerischen Sprache und half seit 1862 dem Oberleiter, Dr. F. Staub, in Werbung und in eigener Sammelarbeit, von der 1864 in der Abhandlung „Zur Ortsnamenkunde, besonders in den fünf Orten" (Geschichtsfreund d. historischen Vereins der fünf Orte, Bd. XX) eine Frucht zu Tage trat. Wieder auf dem Boden der Sagenforschung bewegte er sich in den Beiträgen zu Pfeiffer's „Germania", besonders 1863 und 1864, in Bd. VIII und IX: „Heimdall und Wilhelm Tell" und „Ist der Versuch einer mythologischen Erklärung der Tell-Sage unstatthaft?" sowie in den im „Geschichtsfreund", Bd. XIX und XXIV, 1863 und 1869, niedergelegten, mit kunstgeschichtlichen und kirchenhistorischen Fragen sich berührenden Forschungen über Sanct Kümmerniß. Hatte L. sich als Jüngling auch zuweilen selbst poetisch versucht, so ist er dagegen später mit Erfolg der Geschichte einzelner Gattungen heimischer Dichtung nachgegangen, ganz vorzüglich 1862 in der trefflichen „Anregung": „Ueber Lucern's Schlachtliederdichter im 15. Jahrhundert" (G.-Fr.

Bd. XVIII), obschon da wohl über die speciell verhandelte Frage — Halbsuter und das Sempacherlied — der Autor etwas allzu bestimmt sich ausdrückt. Anderswo bewies er 1870, daß „Her Otte zem Turne", der Minnesänger, in die Luzerner Culturgeschichte gehöre (G.-Fr., Bd. XXV), oder er sammelte 1868 „Beiträge zur früheren Schaubühne der Stadt und Landschaft Lucern" (G.-Fr., Bd. XXIII). Stand er schon hier überall auch im Dienste der culturgeschichtlichen Schilderung, so gehören noch bestimmter dahin die früheren Aufsätze von 1860 und 1861: „Die Leprosen und ihre Verpflegung in Lucern und Umgegend" (G.-Fr., Bd. XVI) und „Bann und Rache" (G.-Fr., Bd. XVII), der letztere zugleich ein Beitrag zur Geschichte des 1386 als Anführer der Luzerner bei Sempach gefallenen Schultheißen Peter von Gundoldingen. — Dann aber war L., und zwar schon seit seinem Aufenthalte in St. Gallen, in Folge von Anregungen, die er dort von dem nachherigen Bischofe, Dr. Greith, bekommen hatte, mit umfassenden litterarischen Plänen auf kirchengeschichtlichem Felde beschäftigt. Er gedachte die Anfänge der christlichen Kirche in der Schweiz kritisch zu erforschen, und das in seinem Nachlasse gefundene Manuscript der Monographie über Columban und Gallus beweist, daß er stets von neuem auf jene Studien zurückkam. Dagegen gab er 1871 als selbständiges Werk „Forschungen und Quellen zur Kirchengeschichte der Schweiz", „Die Glaubensboten der Schweiz vor St. Gallus" (Lucern) heraus, welches äußerst klar durchgeführte Untersuchungen, in denen des Autors große Belesenheit und vielseitige Sachkunde zu Tage traten, mit erstmaligen Drucklegungen legendarischer Litteratur verbindet; auch wer nicht in allen Schlußfolgerungen L. zu folgen vermag — vgl. vom Verfasser d. Art. die Besprechung der Forschung über den Schweizerapostel St. Beatus, Götting. Gel. Anz. 1872, 15. Stück —, wird dem wissenschaftlichen Werth des Buches seine Anerkennung nicht versagen. Schon 1867 hatte L. „Von den Gebeten und Betrachtungen unserer Altvorderen in der Urschweiz" (G.-Fr., Bd. XXII) geredet; aber eine ganz vorzüglich seine Untersuchung und Darlegung war der 1875 vor der Versammlung der schweizerischen geschichtsforschenden Gesellschaft gehaltene Vortrag aus dem Gebiete der seit den Studienjahren stets wieder mit Vorliebe behandelten Geschichte der Mystik: „Der Gottesfreund im Oberland" (Jahrbuch f. schweizer. Geschichte, Bd. I, wozu ein, wie es schien, bestätigender Nachtrag: „Besuch eines Cardinals beim Gottesfreund im Oberland", in der Tübinger Theol. Quartalschrift, 1876 — vgl. Bd. IX S. 456—460), eine Arbeit, die nun leider durch P. Denifle's neueste Epoche machende Entdeckungen über Rulman Merswin's bedenkliche litterarische Thätigkeit gänzlich hinfällig geworden ist. — Der politischen Geschichte endlich waren schon die allerersten Arbeiten durch L. gewidmet gewesen. Da schilderte er bereits 1859 den 1497 in hohen geistlichen Aemtern verstorbenen Luzerner Jost von Silenen (G.-Fr., Bd. XV: vgl. hier Bd. XIV S. 572—576). Dann ließ er, auch 1859, die Monographie folgen: „Die Schweizergarde in Rom, ihre Bedeutung und Wirkungen im 16. Jahrhundert" (Einsiedeln). Aber bleibend wirkten auf L. die schon erwähnten Beziehungen zu Kopp ein. Dieser frühere Lehrer, welcher, in den Jahren zwischen dem St. Galler und dem Solothurner Aufenthalte Lütolf's, dessen reges Interesse an historischen Dingen erkannt hatte, übergab sterbend seine Manuscripte an den jüngeren Mann, welchem er zugleich als den Ausdruck höchster persönlicher Freundschaft die Böhmer'schen Regesten geschenkt hatte. Es wurde festgestellt, daß L. den noch mangelnden Schluß des großen Kopp'schen Werkes übernehme (vgl. Bd. XVI, S. 688). Aber ehe derselbe nun an diese Aufgabe schritt, erfüllte er eine andere und veröffentlichte, nur zwei Jahre nach Kopp's Tod, 1868, das Werk: „Joseph Eutych Kopp als Professor, Dichter, Staatsmann und Historiker" (Lucern), wozu die „Beilagen", vor Allem

Briefe von und an Kopp, größtentheils erst gesammelt werden mußten. L. gab in dem Werke vielfach mehr, als der Titel verhieß, eine Geschichte der Entwickelung der historischen Studien in der Schweiz seit dem Beginn der von Kopp eröffneten kritischen Arbeit; dagegen geht er auf eine selbständige Würdigung der Leistungen Kopp's nicht ein. Doch nicht nur in diesem biographischen Denkmale hat L. diese Pflicht der Pietät vorangestellt; sondern auch in seiner letzten großen Arbeit, welche aber erst nach seinem eigenen Tode, 1882, im Druck erschien: „Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des heiligen römischen Reiches zwölftes Buch" (oder: „Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden. Fünfter Band, zweite Abtheilung"), nämlich „Ludwig der Baier und seine Zeit 1330—1336, erste Hälfte: 1330—1334" *), ist er durchaus dem von Kopp aufgestellten Muster gefolgt. Indem L. zu dem vorhandenen, durch ihn vielfach ergänzten Kopp'schen Texte reichlich das doppelte Maß aus eigener Arbeit hinzufügte, ist durch ihn völlig die fleißig sorgfältige, bis in das Einzelnste kritisch ergründende, aber dabei den allgemeinen Zusammenhang zurücksetzende und überwiegend geographisch vorgehende Anordnung beibehalten. In hingebendster Weise ließ er seine eigene bedeutende formale Begabung, dem Schema des Lehrers zu Liebe, zurücktreten; — denn wie geschickt er war, eigene gewonnene Ergebnisse lichtvoll vorzuführen, bewiesen gerade einige im Zusammenhang mit diesem Werke in den „Forschungen zur deutschen Geschichte" (Bd. XV und XIX) gegebene scharfsinnige Darlegungen, so jene der allerletzten Zeit, 1879, angehörende Erörterung, daß „die Zerstörung der Reichsveste Schwanau", 1333, mit dem Mißbrauche des Grundrurrechtes zusammenhänge, von neuem. So erwünscht also die bevorstehende Vollendung des Kopp'schen Werkes ist, so rühmliche Hervorhebung des angerufenen Vollstreckers eifrige Arbeit verdient, es ist doch zu bedauern, daß L. gerade auf eine derartige schwer genießbare litterarische Leistung seine letzten Jahre verwendete. — Allerdings gingen daneben, ganz abgesehen von seinem gewissenhaft besorgten Lehramte, von Arbeiten zum Theil praktisch-juristischer Färbung, die ihm als Secretär des Stiftes zu St. Leodegar oblagen, noch stets zahlreiche andere kleinere wissenschaftliche Kundgebungen her. Wie L. selbst zwei Male vorübergehend die Redaction von Zeitschriften besorgt hatte, 1863 diejenige des „Kirchenblattes der katholischen Schweiz", 1869 die der „Blätter für Wissenschaft, Kunst und Leben", so wirkte er andererseits an zahlreichen fachwissenschaftlichen Werken, auch in Recensionen und kleineren Artikeln an anderen Journalen mit. Dahin gehören voran, für die früheren Hefte, vor 1869, die „Katholischen Schweizerblätter", später die „Tübinger theologische Quartalschrift", wo er noch 1877 für Hämmerlin's Buch De nobilitate et rusticitate (vgl. Bd. XI, p. 724) die Eigenschaft einer Quelle für die Entdeckung und Christianisirung weststafrikanischer Inseln feststellte, 1879 eine Abhandlung über „Das wahre Zeitalter des hl. Bernhard von Menthon und die bezüglichen Quellen" erscheinen ließ; der „Anzeiger für schweizerische Geschichte", das „Bonner theologische Litteraturblatt", Wagner's „Archiv für die Geschichte deutscher Sprache und Dichtung", Birlinger's „Alemannia" erhielten Artikel von L.; er war Mitarbeiter an der „Realencyklopädie des christlichen Alterthums" seines Freundes Fr. Xav. Kraus, ebenso an diesem biographischen Sammelwerke (vgl. Bd. IX, S. 334—337, eine seiner letzten Arbeiten). — Immer allgemeiner war die Achtung vor dem ebenso ausgezeichnet vielseitigen und gewissenhaften, als in seltener Weise anspruchslosen Forscher gestiegen.

*) Der Herausgeber des Bandes aus Lütolf's Nachlaß, Fr. Rohrer, des Verstorbenen Amtsnachfolger, welcher noch die Schlußabtheilung, die zweite Hälfte, 1334—1336, folgen lassen wollte, ist L. schon am 3. September 1882 im Tode nachgefolgt.

1873 wurde sein Name für die Professur der Kirchengeschichte an der Universität Breslau genannt. 1874 ertheilte die philosophische Facultät der Hochschule in Zürich, 1877 die katholisch-theologische von Tübingen L. die Diplome eines Doctors der Philosophie und der Theologie honoris causa. Bei der Neugestaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz 1874 wurde L. als Mitglied des Gesellschaftsrathes erwählt, und er übernahm es, für eine Publication der Gesellschaft, die „Quellen zur Schweizergeschichte", die Edition der Acta Murensia des P. M. Kiem durch seine Mitarbeit zu fördern. Daß der historische Verein der fünf Orte 1876 nach dem Rücktritte des langjährigen Präsidenten Jos. Schneller L. zum Vorsitze erhob, konnte als die Bürgschaft einer erfreulichen Verjüngung der Gesellschaft begrüßt werden, und als Präsident hat dann L. 1878 das Vereinsorgan, den „Geschichtsfreund", Bd. XXXIII, noch mit einem letzten Denkmal mühevollen Fleißes ausgestattet: „Die Regesten und Urkunden des Familienarchivs der Rusconi in Luzern, mit geschichtlicher Erörterung". Aber die Kraft des unermüdeten Arbeiters war durch einen schon lange in ihm liegenden Krankheitskeim bedroht; immerhin kam, nach furchtbar schmerzlichen Leiden, der Tod unerwartet rasch, der den hochbetagten Eltern den liebevollen Sohn, welcher sich freute, ihnen in seinem Chorherrenhause ein behagliches Leben an seiner Seite bereitet zu haben, entriß. Nahe der Ruhestätte Kopp's, in dem Grabe des von L. hochgehaltenen Theologen Gügler (vgl. d. Art.), ist L. beigesetzt, und in den Arcaden des Friedhofes der Hofkirche haben dem in so hohem Grade liebenswerthen Manne „die Freunde" 1881 ein Denkmal gesetzt, dessen Inschrift in wahren Worten den Geschiedenen preist als „rerum civilium et ecclesiasticarum investigator acutus, judex subtilis, scriptor certus, homo modestissimus".

Vgl. J. Schmidt, Prof. d. Theol., Erinnerungen an Dr. Alois Lütolf sel. (Luzerner Schul-Progr. 1880); über L. als Historiker speciell Bibliothekar Schiffmann's „Lütolf's litterarische Thätigkeit", im Geschichtsfreund, Band XXXIV, 1879, p. VIII—XVIII. Meyer von Knonau.

Lutsch: Johann L., Königsrichter von Hermannstadt und Graf — comes — der sächsischen Nation in Siebenbürgen, geb. am 28. April 1607, entstammte einem Patrizierhaus in Hermannstadt, das der Stadt und der sächsischen Nation wiederholt verdiente Oberbeamte gegeben hatte. Als elfjähriger Knabe besuchte er ein Jahr das Weißenburger Collegium des, vom Fürsten Gabriel Bethlen wieder nach Siebenbürgen gebrachten Jesuitenordens, darauf nach einjährigem Aufenthalt im Vaterhaus, fast zwei Jahre lang, um ungarisch zu lernen, das unitarische Collegium in Klausenburg (1620—22) und vollendete dann bis zum December 1625 seine Vorbereitungsstudien auf dem Hermannstädter Gymnasium. Am Schluß dieses Jahres begann er „die Peregrination in Teutschland" zuerst durch den Besuch von Wien; mit Kaufleuten zog er von hier nach Linz, nach Augsburg und kam über Ulm nach Tübingen, wo er mit seinem Begleiter Petrus Richelius noch 1625 immatriculirt wurde. Nach kurzem Aufenthalte ging er nach Straßburg, um hier zwei Jahre, während welcher der „gelehrte Doctor theologiae Johannes Schmidt sein sonderlich gut Gönner und Fautor gewesen", als auf „einer hochberühmten Universität" seine Studia zu treiben. Nachdem er sie darauf ein halbes Jahr in Marburg fortgesetzt kehrte er über Nürnberg, Regensburg, von hier zu Schiff „neben Linz unter der Brücken durch", über Wien nach Hause, wo er am 3. Juni 1628 ankam. Durch drei Eheschließungen mit den ersten Familien des Sachsenlandes verbunden, fand er im Dienst seiner Vaterstadt bald Aufnahme in den Rath von Hermannstadt, wurde 1643 Stadthann, 1648 Bürgermeister, 1650 Königsrichter und Graf der sächsischen Nation. Fürst von Siebenbürgen war damals

seit Ende des Jahres 1648 Georg Rakozi II., ein Mann voll unruhiger Ehrsucht und eitler Großmachtsträume. Das Land selbst war dem Wesen nach fast ein türkisches Paschalik; es giebt kaum etwas bezeichnenderes, als daß es in den Gesetzen selbst immer wieder das „arme Vaterland“ heißt. Seit 1630 mußten die Fürsten bei dem Antritt ihrer Regierung unter den Wahlbedingungen beschwören, niemals und zu keiner Zeit von der erlauchten Pforte abzufallen, auch nicht zu gestatten, daß das Land abfalle, sondern immer ihre Gunst zu suchen und ihr, wie es sich hiernach gezieme, gehorsam zu sein. Diese Fessel aber war dem Fürsten G. Rakozi II. lästig; gegen den Willen des Sultans überzog er die Woiwoden der Moldau und Walachei mit Krieg und unternahm 1657, den Verlockungen des Königs von Schweden Karl Gustav und seiner eigenen Eitelkeit folgend, einen Feldzug gegen Polen, der ihn sein ganzes Heer kostete. Schwerer noch traf ihn der Zorn des Sultans, der ihn absetzte und dem Land befahl einen andern Fürsten zu wählen, sonst werde der Pascha von Ofen es zu Staub und Asche machen und den Winden heimbefehlen. So dankte Rakozi Ende October 1657 ab, riß aber schon im Januar 1658 das Regiment wieder an sich. Da brachen im Sommer Türken und Tartaren durch den Bozauer Paß in das Land und richteten es durch Mord und Raub, durch Brand und Verwüstung so zu, daß die Zeitgenossen ein Bild von der Zerstörung Jerusalems darin sahen. Vor den Mauern von Hermannstadt schlugen die Tartaren den Menschenmarkt auf; um ein Brot und einige Maß Wein konnte man kleine Kinder kaufen. Das drohende Verderben abzuwehren, traten die drei ständischen Nationen, Ungarn, Sekler und Sachsen am 18. August 1658 auf dem Landtag in Großschenk zusammen und sandten den Ständepräsidenten Achatius Bartschai, mit ihm den Sekler Franz Daniel, Königsrichter von Udvarhely, und den im Rath des Fürsten angesehenen Sachsengrafen L. zum Großvezier Mehemed Köprili, der an der Westgrenze Siebenbürgens im Maroschthal stand, bereit zum Einfall, „damit doch dies arme Vaterland nicht funditus mög ruinirt werden“. Als die bestimmten Sendboten vor der schweren Aufgabe sich zögernd entschuldigten, wies „das Land“ auf den Fluch hin, der sie treffen würde, wenn man nicht auch das versuche; vielleicht könne doch dadurch noch etwas gerettet werden. So entschlossen sich die Gewählten zum Wagestück. Am 24. August brach L. nicht ohne ernste Ueberlegung, wider seiner Hausfrau Willen, auf; das Bewußtsein der Pflicht gegen Gott, das Vaterland und die Freunde drängte alle Bedenken in ihm zurück; „ob es mir auch das Leben kosten sollte“, schrieb er freudigen Muthes in sein Tagebuch. Ein junger Rathsmann Mich. Konz, vier Stadtreiter, fünf Trabanten und ein Diener zogen in seinem Gefolge mit. Am 7. Septbr. trafen die siebenbürgischen Sendboten den Großvezier in seinem Lager auf dem Feld vor Jenö; in seidenem Zelt empfing er sie, auf sammtenem Stuhl sitzend, von seinen Großen umgeben; da traten sie vor ihn und küßten ihm „nach türkischer Manier“ das Kleid. Auf des gnädigen Herrn Begehren, sprach Bartschai, seien sie da, zu vernehmen, was er befehlen wolle, daneben des armen Vaterlandes jämmerlichen Zustand anzuzeigen und zu bitten, er solle Befehl thun, daß so grausamer Tyrannei und Verwüstung ein Ende werde. Die Schuld ist euer, sprach der Großvezier rauh, warum habt Ihr Euch nicht nach unserem Befehl gehalten, sondern seid in Eurem Stolz und Eurer Halsstarrigkeit geblieben. Den Vorstellungen der Abgeordneten unzugänglich, riß er Lugosch und Jenö von Siebenbürgen ab und legte dem Land statt der bisherigen 15 000 eine jährliche Steuer von 40 000 Ducaten, zugleich eine Kriegsentschädigung von 500 000 Thalern auf. Auf die Kunde von einem Aufstand in Syrien befahl er allerdings dem Tartarenchan den Abzug aus Siebenbürgen;

aber dieser schleppte 18 000 Gefangene von dort mit; 800 Knaben davon machte er dem Großvezier zum Geschenk. Dieser ernannte zu größerer Sicherheit für die Pforte Achatius Bartschai zum Fürsten, bekleidete ihn am 14. September mit dem seidenen Kaftan, reichte ihm den Sammthut mit dem weißen Reiherbusch, gab ihm den Streitkolben in die Hand, setzte ihn auf ein edles Roß und ließ ihm unter dem Klang der Pfeifen, Trompeten und Pauken huldigen. Schon am 16. September trat der neue Fürst, vom Großvezier zum Sohn angenommen, seine Rückreise nach Siebenbürgen an; L. aber, der alle diese Vorgänge in seinem Tagebuch überaus anschaulich erzählt, mußte zurückbleiben; der Großvezier nahm ihn und noch zwei ungarische Adelige, Stefan Váradi und Valentin Silvaschi, als Geiseln des Landes bis zur Erfüllung der Verpflichtung, die er diesem in der schweren Kriegssteuer auferlegt, nach Konstantinopel mit. Der junge Rathsmann Mich. Konz und sein anderes Gefolge begleitete ihn. Am 17. September brach er, von Janitscharen umgeben auf, ging am 21. unterhalb Belgrad auf der von 67 Schiffen getragenen Brücke über die Donau, überstieg jenseits Sofia Ende September die „Steinfelsen“ des Balkans und gelangte durch Philippopel und Adrianopel endlich am 23. October nach Konstantinopel, um nun hier in Hoffen und Bangen seines weiteren Schicksals zu harren. Der Janitscharenaga, unter dessen Aufsicht er auf dem Marsch gestellt gewesen, suchte ihm dies freundlich zu erleichtern, „dieweil ich mit Euch“, sprach er, „auf der Straß von Jenö bis hieher Brot und Salz hab' gessen“; er sandte ihm Gebäck und Früchte und tröstete ihn mit der Hoffnung auf baldige Befreiung. Auch die sächsische Nationsuniversität war immer bereit mit Geldunterstützung zur Erleichterung seiner Lage und versuchte Kapudschi-Paschas Fürsprache mit reichen Geschenken zu erkaufen. Das Land Siebenbürgen selbst schickte im Januar 1659 mit Sigmund Banffi und zwei anderen Herren Gold und Silber und gemünztes Geld 80 000 Thaler werth als Abschlag an der Kriegsentschädigung nach Konstantinopel; aber hier kamen nur 50 000 Thaler an; ein silberbeladener Wagen, hieß es, sei in Siebenbürgen abhanden gekommen. Der Großvezier ließ die Boten in die „sieben Thürme“ werfen. Wol wurden diese im November freigelassen, aber der Sachsengraf blieb gefangen. Am fernen Meere mußte er hören, wie der böse Dränger Rakozi seine Vaterstadt belagere (December 1659 bis Mai 1660); die Freude über die Fruchtlosigkeit der Angriffe milderte dem patriotischen Mann den Schmerz, daß er noch immer in „dieser Feinde Händen“ war. Doch mußte er durch seine Begleiter, die allmählich scheidend heimkehrten, der sächsischen Universität „Warnung und Ermahnung“ schreiben, „um Gottes Willen an der Port zu halten“, sonst werde kein christlicher Fürst mehr über das Land gesetzt, und Siebenbürgen nicht mehr Siebenbürgen genannt und geheißen werden. In solcher Gemüthsstimmung kam ihm im Sommer 1660 die Kunde, daß seine liebe Hausfrau gestorben sei. Er selbst litt seit Monaten am Fieber; am 17. Novbr. 1661 starb er, ein Opfer der entsetzlichen Zustände Siebenbürgens, das ein Spielball des Zornes der Türken und der landesverderblichen Leidenschaften seiner Fürsten gerade in jenen Jahren in immer tieferes Elend versank, aus dem es, als die Zeit endlich erfüllt war, nur deutsche Waffen mit Oesterreichs Doppeladler retteten. Lutsch's Grab am Bosporus kennt Niemand mehr, in der Hermannstädter Pfarrkirche aber hingen sie seine Grafenfahne auf, die mit dem Wahlspruch seines Stammes: dulce et decorum est pro patria mori sein Bild und seine That dem späteren Geschlechte in der Erinnerung hielt. — L. hat die wichtigsten Ereignisse seines Lebens, darunter seine Sendung an den Großvezier und seine Gefangenschaft in Konstantinopel selbst niedergeschrieben; dieses „Diarium“, wie es Lutsch's Sohn, der Hermannstädter Rathsmann Johannes

L. († 1703) aus des Vaters Handschrift „herausgezogen" hat Graf Kemeny in „Deutsche Fundgruben zur Geschichte Siebenbürgens", Band I, Klausenburg 1839 veröffentlicht. Es enthält einen werthvollen Beitrag zur Kenntniß der siebenbürgischen Zustände und der türkischen Sitten und Gebräuche jener Zeit.

Johann Seivert, Von den Grafen der sächsischen Nation im Großfürstenthum Siebenbürgen — Ungrisches Magazin, Bd. III, Preßburg 1783; Jos. Trausch, Schriftstellerlexikon der Siebenbürger Deutschen, Bd. II, Kronstadt 1870; G. D. Teutsch, Zwei Jahre aus dem Leben Hermannstadts vor zwei Jahrhunderten — Archiv des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. Neue Folge. Bd. X, Hermannstadt 1872. G. D. Teutsch.

Lutsch: Stephan L., von der Kaiserin Maria Theresia mit dem Prädicat von Luchsenstein in den Adelstand erhoben, ist 1707 geboren, ein Sohn des evangelisch-lutherischen Pfarrers von Blutroth — 1,5 Meilen östlich von Karlsburg — in Siebenbürgen. Der Commandant dieser, seit 1715 erbauten Festung, Johann Konrad von Weiß, der selbst evangelisch, bisweilen am evangelischen Gottesdienst in Blutroth Theil nahm, gewann den Knaben lieb und unterrichtete ihn in Mathematik. Von 1728 an Schüler des Hermannstädter Gymnasiums, dessen Aufzeichnungen seinen Studien ein schönes Zeugniß geben, trat L. mit guter Vorbildung 1731 in das kaiserliche Heer. Von dieser zeugen auch die Zeichnungen von Fortificationsarbeiten nach der Methode Vaubans, die er im Winter 1731 in Karlsburg verfertigte — sie liegen im Brukenthalischen Museum —; der Hermannstädter Rector hatte nicht mit Unrecht bei dem Namen des Abgehenden bemerkt, er habe sich dem Kriegsbaufach gewidmet. Als Hauptmann wurde L. 1760 mit Majorsrang an die Spitze des durch ihn errichteten Sanitätswächtercorps in Siebenbürgen gestellt und zwei Jahre später, 1762, bei Errichtung der Militärgrenze, zum Oberstlieutenant und Commandanten des 1. Romanen-Grenzregiments in Orlat befördert. Wegen seiner Landeskenntniß, von der auch seine „systematische Darstellung der „siebenbürgisch-walachisch und moldauischen Grenzstreitigkeiten" Zeugniß ablegt (er erhielt dafür 1777 den Oberstencharakter und 300 Stück Ducaten) wurde er 1773 vom Hofkriegsrath der Suite des Kaisers Joseph II. zugetheilt, als dieser Siebenbürgen bereiste. Seine, in großem Maßstab gezeichnete Karte von Siebenbürgen (1762) hat lange Zeit als die beste des Landes gegolten; die in Fichtel's (Allg. d. Biogr. VI, 771) Beitrag zur Mineralgeschichte von Siebenbürgen mitgetheilte ist eine Copie dieser in verjüngtem Maßstab. L., nach seinem Austritt aus dem activen Militärdienst in Hermannstadt lebend und mit dem wissenschaftlichen Kreis verkehrend, der sich um den Freiherrn Sam. von Brukenthal (Allg. d. Biogr. III, 395) sammelte, seit 1788 Präses des judicium delegatum militare des siebenbürgischen Generalats, starb am 6. Febr. 1792.

Trausch, Schriftstellerlexikon der Sieb. Deutschen, Kronstadt 1870, II, 373; G. Dietrich von Hermannsthal, Unter Oesterreichs Doppeladler im Archiv des Vereins für siebenb. Landeskunde, XVI, 599.

G. D. Teutsch.

Lutterbeck: Johann Anton Bernhard L., katholischer Theolog, geb. am 23. April 1812 zu Averbeck bei Münster, † am 30. Decbr. 1882 zu Gießen. L. war ein Sohn des auch als Schriftsteller bekannten Arztes Theodor L. Er absolvirte 1828 das Gymnasium zu Münster und studirte darauf 4 Jahre Philologie zu Münster, Berlin und Bonn. 1833 bestand er das Examen pro facultate docendi und hielt darauf in Düsseldorf das gesetzliche Probejahr. Im Herbst 1834 kehrte er nach Münster zurück, um Theologie zu studiren. Am 23. Septbr. 1837 wurde er zum Priester geweiht und 1839 zum Licentiaten

der Theologie promovirt; 1842 wurde er in Marburg Doctor der Philosophie. Er war dann 1841—44 außerordentlicher, seit 1844 ordentlicher Professor der Theologie in Gießen. Er las vorzugsweise neutestamentliche Exegese, daneben Encyklopädie und Apologetik, zuletzt auch Dogmatik. Nach dem Untergange der Gießener katholisch-theologischen Facultät im J. 1851 erhielt er die Erlaubniß, philologische Vorlesungen zu halten. 1853 wurde er zum Honorarprofessor, 1859 unter Entbindung von der theologischen Professur zum ordentlichen Professor der classischen Philologie ernannt. 1880 ließ er sich wegen zunehmender Kränklichkeit pensioniren. — Schon 1835 veröffentlichte L. eine „Apologie des Hermesianismus wider einige arge Mißverständnisse". 1845 folgten „Hermenieen aus dem Gebiete der religiösen Speculation" (einige akademische Vorträge und Kritiken). 1850—60 arbeitete er mit an der Gesammtausgabe der Werke Franz von Baader's (Bd. I, S. 725), namentlich an dem 14. Bande; er bearbeitete auch das Sach- und Namenregister und schrieb dazu eine Einleitung: „Lebensepochen Baader's und Charakteristik seines Systems der Philosophie" (auch besonders gedruckt 1860). Dazu kommen einige kleinere Schriften über Baader. — Das bedeutendste theologische Werk von L. ist „Die Neutestamentlichen Lehrbegriffe oder Untersuchungen über das Zeitalter der Religionswende, die Vorstufen des Christenthums und die erste Gestaltung desselben. Ein Handbuch für älteste Dogmengeschichte und systematische Exegese des neuen Testamentes", 2 Bände, 1852. — Als dem 1849 zum Bischof von Mainz gewählten Gießener Professor Leopold Schmid die päpstliche Bestätigung verweigert wurde, schrieb L. „Der Informativproceß und seine rechtliche Nothwendigkeit zur Entscheidung der Mainzer Bischofsfrage", 1850. Das Verhältniß zu dem neuen Bischof W. E. von Ketteler, den L. schon in seinen Studienjahren von seiner unliebenswürdigen Seite kennen gelernt hatte und der seine bischöfliche Thätigkeit mit der Brachlegung der Gießener theologischen Facultät begann (Bd. XV, S. 672), gestaltete sich von Anfang an nicht freundlich. Nach dem Erscheinen der „Geschichte der katholisch-theologischen Facultät zu Gießen. Eine allen Theologen Deutschlands gewidmete Denkschrift", 1860, forderte der Bischof L. zur Unterzeichnung einer Erklärung auf, worin er das Recht der Bischöfe zur Regelung der Studien der Candidaten des geistlichen Standes nach ihrem Ermessen 2c. anerkennen und zugleich sagen sollte, daß er „alles, was in seiner Schrift gegen die Lehre und die Gesetze der katholischen Kirche enthalten sei oder in dieser Beziehung gerechten Anstoß erregen könnte, als nicht geschrieben und nicht in seinem Sinne gelegen angesehen haben wolle." L. lehnte in einem „Offenen Brief an den Herrn Bischof von Mainz, W. E. v. Ketteler", 1860, diese Zumuthung ab und kam den kirchlichen Censuren des Bischofs mit der Erklärung zuvor, er werde sich fortan aller priesterlichen Funktionen in der Diöcese Mainz enthalten (Allg. Ztg. 1860, 308). Vor dem Schlusse des vaticanischen Concils veröffentlichte L. das Schriftchen: „An Papst Pius IX. bei Gelegenheit seines Verlangens, von dem römischen Concil für unfehlbar erklärt zu werden", 1870. Er schloß sich dann auch den Protestationen deutscher Professoren gegen die vaticanischen Decrete an und betheiligte sich bis zu seinem Tode mit lebhaftem Interesse an der altkatholischen Bewegung. 1872 erschien von ihm noch „Die Clementinen und ihr Verhältniß zum Unfehlbarkeitsdogma" und 1875 mit einer Einleitung von ihm „Leopold Schmid, Ueber die religiöse Aufgabe der Deutschen". L. hat außer den hier genannten Schriften noch eine Anzahl von kleineren theologischen, philosophischen und philologischen Aufsätzen, viele Beiträge für Zeitschriften und eine Reihe von Artikeln für die Allg. D. Biographie geschrieben.

Lutterbeck, Gesch. der kathol.-theol. Fac., S. 44. Scriba, Lexikon der Schriftst. von Hessen II, 465. Raßmann, Nachr. über Münst. Schriftsteller (1866), S. 205. Neue Folge (1881), S. 260. Deutscher Merkur 1883, Nr. 2. Reusch.

Lutterotti: Karl von L. zu Gazzolis und Langethal, der vorzüglichste unter den Tiroler Dialektdichtern, sowohl in Bezug auf ursprüngliche poetische Begabung als auch auf genaue Vertrautheit mit dem Volksleben und auf Festigkeit im Gebrauche der Mundart, wurde am 10. Februar 1793 zu Salurn als der Sohn eines k. k. Gubernialrathes geboren. Er brachte seine Jugend auf den väterlichen Gütern zu und studirte dann in Innsbruck, wo er am 12. April 1809 bei der Erstürmung der Stadt durch die Bauern einen Schuß in den Fuß erhielt. Nachdem er seine Studien zu Landshut beendigt und beim Gubernium in Innsbruck praktizirt hatte, wurde er zum Kreisamte Imst versetzt, wo er auch fortan blieb. Im J. 1854 als Kreisamtssecretär pensionirt, genoß er noch einer längeren Muße; er starb am 20. Juli 1872. L., mit dem feinsten Ohre für die Klänge der Volkssprache und mit scharfer Beobachtungsgabe ausgerüstet, hatte von früher Jugend an lebhaften Antheil am Leben und Treiben des Volkes genommen und schon während seines Aufenthaltes in Südtirol die dortigen Dialekte genau kennen gelernt. Später durchstreifte er als eifriger Fußwanderer und Bergsteiger Tirol nach allen Richtungen, und auf diesen Excursionen übte er sich durch den lebendigen Verkehr mit den Bauern in ihrer Sprache und las aus dem Munde des Volkes einige originelle Lieder auf. Als Frucht seiner vielseitigen und angestrengten Bestrebungen erschienen 1854 seine „Gedichte im Tiroler Dialecte“. In diesem umfangreichen Buche tritt L. als Sammler von Volksliedern und als Dichter auf, ohne anzugeben, welche Gedichte von ihm verfaßt sind, und welche ihren Ursprung im Volke haben; doch lassen sich die meisten, namentlich die umfangreicheren Gedichte als Geistesproducte Lutterotti's nachweisen.

Zur mundartlichen Dichtung in Tirol. Eine Skizze. Im Programm der städtischen Bürgerschule in der Angerzell zu Innsbruck. Ostern 1873. Franz Brümmer.

Lutz: Bartholomäus L., Canonist, geb. zu Mainz am 24. Sept. 1684, † zu Bruchsal 1756. Er machte seine Vorstudien in Mainz, trat hier am 1. Octbr. 1703 bei den Jesuiten ein, wurde mag. phil., legte am 2. Febr. 1720 das vierte Gelübde ab, docirte in Bamberg 1725—1728 Theologie und Kirchenrecht, wurde auf Bemühen von Adam Huth (Bd. XIII, 461) am 18. Juli 1730 Professor der Rechte in Heidelberg, war 1748 und 1749 Gewissensrath des Fürstbischofs von Speier (Franz Christoph Freih. v. Hutten), von 1752—55 Regens des Seminars zu Bruchsal. Schriften: „Ingressus jurisprudentiae in jus ecclesiasticum universum“, 1727; „Jus ecclesiast. universum ex libris V. ep. decret. Greg. IX P. M. secundum praecipuas difficultates per asserta et responsa theologico-Tridentino-canonica ad casus canonicos ex decretis MM. PP. Responsis s. Congr. Em. Card. cet.“, 1727.

Jäck's Pantheon, Sp. 695; de Backer, Bibl. V. 497.

v. Schulte.

Lutz: Johann L. (häufig „Hans Lutze(l)“ genannt), hervorragender Kirchenbaumeister, geb. 1473 zu Schussenried, dem Hauptorte der damaligen Klosterherrschaft gleichen Namens und jetzigen Marktflecken im württembergischen Oberschwaben, † zwischen 1525—1550 in Tirol, erhielt seine erste Ausbildung ohne Zweifel in dem Kloster seiner Heimath, dem reichsunmittelbaren, 1803 säcularisirten Prämonstratenserstifte Schussenried und erscheint in der Oeffentlichkeit zum ersten Male 1500 oder 1501 in Botzen Hier war nämlich der auf

der Nordseite zwischen Chor und Schiff stehende Thurm der gothischen Pfarrkirche zu „U. L. Frau“, eines Münsters im Kleinen, kurz zuvor in Folge einer Unvorsichtigkeit des Thurmwächters dermaßen ausgebrannt, daß derselbe in seinem oberen Theile ganz umgebaut werden mußte. Zunächst zog man nun darum 1499 oder 1500 den gesuchtesten Kirchenbaumeister jener Zeit Burkhard Engelberg von Hornberg im württembergischen Schwarzwalde, Baumeister bei St. Ulrich und Afra in Augsburg, welcher sich nicht lange vorher als „des Pfarrthurms zu Ulm und anderer schadhaften Gezarken großer Wiederbringer“ einen bedeutenden Namen gemacht hatte, zu Rathe. Engelberg fertigte dann auch den Riß zu dem neu aufzuführenden Thurme, wofür er 100 fl. und 25 fl. extra erhielt, und übertrug alsbald am 3. Februar 1501 mit Genehmigung der Kirchenverwaltung die Bauleitung einem Landsmann, dem durch ihn empfohlenen und wahrscheinlich auch von Augsburg aus mitgebrachten Meister Hansen L., Palier von Schussenried. In Folge dessen wurde der Baucontrakt mit L. zunächst auf 4 Jahre abgeschlossen und später wieder erneuert; am Bau arbeitete neben L. u. A. auch dessen Bruder Jörg L., für die Meisterschaft hatte L. neben dem Gesellenlohn noch 16 fl. rh. jährliche Zulage, welche ihm 1505 in Anerkennung seiner Verdienste auf jährlich 20 fl. erhöht wurden. 1508 wurde der Bau vollendet. Als Kern wurde das Viereck des alten Thurmes beibehalten, dessen Ecken mit starken, reichgestalteten, in Spitzthürmchen endenden und den Abschluß anzeigenden Pfeilern versehen wurden. Ueber diesem Viereck ersteht ein zweites Viereck von zwei Stockwerken, wovon das untere mit blinden, das obere mit offenen durch schöne Maßwerke bekrönten Fenstern ausgestattet ist. Eine Gallerie schließt und krönt diesen Theil; darüber erhebt sich ein Sechseck gleichfalls von zwei Geschossen, an denen die Flächen des unteren wieder mit Fensterblenden, die des oberen mit offenen, reich verzierten Fensterbogen versehen sind. Der Uebergang vom unteren Viereck zum Sechseck wird durch Eckthürmchen vermittelt, die vom Viereck aufspringen und in üppig geschweiften Bogen zum Sechseck hinübergreifen. Das Sechseck selbst ist am oberen Ende wieder durch eine Gallerie mit Eckfialen bekrönt und über dasselbe erhebt sich als Abschluß nach oben ein sechseckiger durchbrochener Helm, der durch einen Kranz von Eckthürmchen, die mit reichvergoldeten Kugeln abschließen, ebenfalls in zwei Geschosse vertheilt erscheint. Die Spitze endlich schließt ein eiserner Thurmknopf mit dem eisernen Kreuz von 125 Pfd. im Gewicht, deren Vergoldung 100 Ducaten erforderte. — Endlich den 16. Septbr. 1519 war laut einer in der Glockenstube angebrachten Inschrift der herrliche Thurm mit seinem kunstreich durchbrochenen Steindach vollendet; und steht als ein erhabenes Kunstwerk deutscher Baukunst in seiner Art beinahe einzig und nur im Thurme des Wiener Stephansdomes seinesgleichen findend da. Daneben hatte L. noch Zeit gefunden, im Vereine mit seinen Gesellen in den Jahren 1513 und 1514 die prachtvolle figurenreiche Kanzel aus weißem Sandstein herzustellen, welche die aus dem Achteck gebildete Kelchform hat und an welcher die Kirchenväter und andere Heilige angebracht sind. — Nach der Fertigstellung des Thurmes ließ die Bürgerschaft des jungen ausgezeichneten Meisters — jetzt im Rathhause hängendes — Bildniß mit dem Thurm über ihm im Hintergrund malen. L. scheint sich in Tirol, das ihm zur zweiten Heimath wurde, gefallen zu haben, da er nach dem Baue in Bozen verblieb und u. A. daselbst in den Jahren 1519 und 1520 das ehrenvolle Amt eines Spitalmeisters bekleidete; seine Familie scheint sich später an dem damaligen, zwischen Botzen und Brixen gelegenen Silberbergwerk Villanders bei Klausen betheiligt zu haben und wurde bald — und zwar zuerst der 1582 gestorbene Mich. Lutz — in den Adelstand erhoben. — Sein Todesjahr hat sich bis jetzt nicht ermitteln, ebensowenig hat sich bis jetzt etwas Zuverlässiges über seine Bildungsentwickelung,

seine weiteren Lebensschicksale und insbesondere auch über weitere Spuren seines künstlerischen Schaffens erheben lassen. — L. war lange Zeit ganz verschollen und hat blos noch in Sagen fortgelebt, wie solche auch sonst gern von alten Domen und Bauhütten erzählt werden. Nach der einen hätte ein in Wirklichkeit gar nicht existirender Geselle Wilh. Großmund von Botzen aus Neid und Eifersucht dem L. im Thurme eine Falle gelegt, sei aber selbst hineingefallen. Eine andere, nicht minder grundlose Sage erzählt, daß der Thurm, als derselbe meisterhaft und fehlerlos schlank aufwärts strebend vollendet war, in der dritten Nacht nach seiner Aufrichtung angefangen habe, sich auf eine Seite zu neigen und L., ähnlich wie Mathäus Böblinger in Ulm (Bd. II, 758) ein Spiel der Hölle wähnend, unter Zurücklassung einer Forderung sich auf und davon gemacht, spurlos verschwunden sei und dann mit seiner Entfernung das Sinken des Thurmes von selbst aufgehört habe.

Z. Th. nach handschriftlichen Mittheilungen des Oberforstmeisters Ph. Nees in Botzen; die Notizen in den Werken von Tschischka, Nagler, im tirolischen Künstlerlexikon und a. gehen über das Allerdürftigste, wie Namens- und Heimathsangabe nicht hinaus; der Artikel über L. im Karlsruher Unterhaltungsblatt von 1835 Nr. 40 nebst Lithographie (von Arth. von Schwalbenstein), abgedruckt im Tiroler Almanach I von 1836 unter Beigabe einer besseren Lithographie ist lückenhaft und zumeist unhistorisch. P. Beck.

Lutz: Johann Evangelist Georg L., katholischer Geistlicher, geb. am 12. März 1801 zu Burg bei Thannhausen in Baiern, † am 9. Juli 1882 zu Eßlingen. L. erhielt seine Ausbildung auf dem Gymnasium und in dem damals unter der Leitung von J. B. Gerhauser (s. Bd. VIII, 783) stehenden Seminar zu Dillingen. Einige seiner Lehrer waren Geistesverwandte von Sailer, und dieser übte durch seine Schriften und durch persönlichen Verkehr einen bedeutenden Einfluß auf ihn. Am 7. Juni 1823 zum Priester geweiht, wurde L. zunächst zum Vicar in Grimoldsried bei Schwabmünchen, 1826 zum Pfarrvicar in der Colonie Karlshuld im Donaumoose bei Ingolstadt ernannt. Hier bemühte er sich eifrig und erfolgreich für die Verbesserung der materiellen Verhältnisse der armen Moosbewohner; er erhielt dafür das goldene Civil-Verdienst-Ehrenzeichen. Durch die Lectüre der Schriften von Martin Boos (s. Bd. III, 138) gerieth er in die „mystische“ Richtung und wirkte, 1828 „erweckt“, seitdem im Goßner'schen Sinne (s. Bd. IX, 407 „Geschichtliche Notizen über die bürgerlichen und religiösen Verhältnisse der Colonie Karlshuld auf dem Donaumoose“, 1830). Im J. 1830 wurde er, von benachbarten Geistlichen denuncirt, von dem Augsburger Ordinariate vorgeladen, gab aber befriedigende Erklärungen ab und wurde nur ermahnt, fortan alles Ungewöhnliche und Aufsehen Erregende zu vermeiden, und unter die Aufsicht eines benachbarten Pfarrers gestellt. Er fuhr indeß fort in der bisherigen Weise zu wirken und hielt namentlich gegen den Willen des Ordinariates mit den „Erweckten“ in seiner Gemeinde besondere Andachtsstunden. Im October 1831 sollte er auf eine Pfarrei in der Münchener Diöcese versetzt werden, weigerte sich aber Karlshuld zu verlassen und erklärte mit einem großen Theil seiner Gemeinde zunächst im December 1831 seinen Austritt aus dem römisch-katholischen Kirchenverbande, dann, da die Bildung einer „eigenen, für sich bestehenden apostolisch-christlichen Gemeinde“ von dem Ministerium nicht gestattet wurde, im Februar 1832 seinen Uebertritt zur evangelischen Kirche. Er veröffentlichte nun eine neue Bearbeitung der „geschichtlichen Notizen“ und das „Bekenntniß der christlichen Wahrheit, wie solche in der Pfarrei Karlshuld erkannt und geglaubt wird“. Aber in der Hoffnung als protestantischer Geistlicher in Karlshuld bleiben und die Gemeinde nach seinen Anschauungen von altchristlicher Disciplin

und altchristlichem Cultus organisiren zu können, sah er sich getäuscht. Auch das protestantische Oberconsistorium hielt seine Entfernung von Karlshuld für nöthig und ernannte ihn zum Pfarrverweser in Wassertrudingen. Schon im Juni 1832 äußerte L. mündlich, in den folgenden Monaten wiederholt schriftlich, daß er seinen Uebertritt als eine Uebereilung bereue, und bat um Wiederaufnahme in die katholische Kirche. Diese erfolgte, nachdem er einen Widerruf geleistet und das tridentinische Glaubensbekenntniß abgelegt, am 16. Novbr. 1832. Er bewog auch den größten Theil seiner Anhänger in Karlshuld, sich der katholischen Kirche wieder anzuschließen („Ausschreiben des Ordinariats Augsburg über Wiederaufnahme des J. G. Lutz“ vom 5. Decbr. 1832, abgedruckt in Benkert's Religions- und Kirchenfreund 1833, Bem. 1). — Nachdem L. einige Zeit als Privatgeistlicher in Unterroth gelebt, wurde er im September 1834 zum Pfarrer in Tafertshofen im Capitel Oberroth ernannt. Im J. 1839 veröffentlichte er mit Approbation des Ordinariats Augsburg „Zeugnisse von Christo, dargelegt in einigen Erbauungsreden“, bald darauf aber anonym und ohne Approbation „Feierstunden des Christen“, 3 Bde., 1839—41, und „Früchte des Geistes Jesu“, 2 Bändchen, 1842. Diese letzteren Schriften wurden in der Augsburger „Sion“ als „aftermystisch“ angegriffen; L. antwortete in den Broschüren: „Sendschreiben an die Redaction der Sion, Dr. Wittmann und Dr. Herbst“, 1843, „Letztes Wort an Dr. Patriz Wittmann und die Sion“, 1845. Der Bischof von Augsburg, Peter v. Richarz, ernannte L. trotz dieser Angriffe 1843 zum Kammerer und einige Jahre später zum Decan des Capitels Oberroth. — Im J. 1844 befreundete sich L. mit dem Schotten William Renny Caird, der sich als Missionar der Irvingianer in Baiern aufhielt. Unter dessen Mitwirkung veröffentlichte er anonym eine Deutung der Bibel im Sinne der Irvingianischen Eschatologie: „Ueber den Rathschluß Gottes mit der Menschheit und der Erde“, 2 Bde., 1847, dann selbständig gleichfalls anonym, die Schriften „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind“ (1848—54, drei Auflagen), „Die Hoffnungen der Kirche Christi und des Volkes Israel in der Gegenwart“, 2 Hefte, 1848. 1849, und „Das prophetische Wort des Herrn und unsere Zeit oder Betrachtungen über Matth. 24 und 25“, 1849. Im November 1854 wurde in Augsburg eine Untersuchung wider ihn eingeleitet. Er legte 1855 das tridentinische Glaubensbekenntniß ab und erklärte, er verwerfe alles, was in dem „Rathschluß“ den Lehren der katholischen Kirche widerstreitendes enthalten sein möge. Er wurde zunächst vom Decanate enthoben und die erwähnten vier Schriften verboten (der „Rathschluß“ wurde am 6. Decbr. 1855 auch in Rom auf den Index gesetzt). Nach dem Tode des Bischofs Richarz, während der Dompropst Allioli Bisthumsverweser war, wurde er im Februar 1856 als des Irvingianismus verdächtig zu einem zeitweiligen Aufenthalte im Pönitenzhause zu Villingen verurtheilt, dann aufgefordert, sieben Sätze zu unterschreiben. Da er die Unterzeichnung der Sätze: die katholische Kirche ist die allein seligmachende; die angeblichen Apostel der Irvingianer sind entweder Betrüger oder Betrogene, verweigerte, wurde er 1859 excommunicirt. — In diesen Jahren veröffentlichte L. „Beleuchtung einiger religiöser Streitfragen. Ein Wort der Beruhigung an meine Freunde und Nichtfreunde“, 1856; „Gottes Werk in unserer Zeit, dargelegt vor dem Domcapitel des Bisthums Augsburg in der Untersuchungssache des J. G. L. 2c.“, 1857; „Nothwehr wider ungleiche Waffen. Eine Vertheidigungsschrift gegen ein Generale des Ordinariates Augsburg über Gottes Werk in unserer Zeit“, 1858. Mit L. wurden vier gleichgesinnte Geistliche und etwa 50 Laien excommunicirt und dann auch polizeilich bedrängt („Bitte excommunicirter Laien in Schwaben und Franken und fünf excommunicirter katholischer Priester der Diöcese Augsburg an die Kammer der Abgeordneten,

Schutz gegen Verfolgung und religiöse Freiheit betreffend", 1859). Einige fanden in Württemberg ein Asyl, L. in der Schweiz; er war 1857—69 an der irvingianischen Gemeinde in Zürich und Bern thätig. Im J. 1861 erhielten die Irvingianer durch ein Rescript des Königs Maximilian II. die Rechte einer Privatkirchengesellschaft. L. kehrte aber erst 1870 nach Deutschland zurück (in diesem Jahre veröffentlichte er „Wahrheit in Sachen der apostolischen Gemeinden zur Erwiderung auf einen Artikel im Berner ‚Bund' über das sog. Irvingianerthum"). Er wirkte seitdem als „Evangelist" an verschiedenen Orten in Baiern und Württemberg, zuletzt in Nürnberg.

Ein württembergischer Pfarrer Joseph Lutz hat 1846 „Chrysostomus und die übrigen berühmtesten kirchlichen Redner" und später einige andere homiletische Schriften veröffentlicht; s. Thesaurus librorum rei catholicae, 1850, S. 506.

H. Schmid, Gesch. der kath. Kirche, 1872, I, 311. Hist.-polit. Bl. 39. Bd. (1857), S. 508. V. Thalhofer, Beiträge zu einer Geschichte des Aftermysticismus und insbesondere des Irvingianismus im Bisthum Augsburg, 1857. — Briefliche Mittheilungen von Prof. Hnr. Thiersch in Basel.

Reusch.

Lutz: Markus L., schweizerischer Historiker und Topograph, geb. den 9. Juli 1772 in Basel, † den 19. Octbr. 1835 in Läufelfingen (Baselland), der Sohn eines Gerichtsweibels, durchlief seit dem 6. Altersjahre die verschiedenen Classen der Münsterschule und des Gymnasiums, wurde zu Ostern 1788 zu den philosophischen Vorlesungen („lectiones publicae") an der Universität zugelassen und widmete sich nach Erlangung des Magistergrades seit 1792 der Theologie. Die von Frankreich her eindringenden Freiheitsideen zogen ihn jedoch bald von seinen Fachstudien ab, so daß er sich der Pädagogik zuwandte und zwei Jahre als Lehrer im Kanton Bern thätig war. Auf die Bitten seiner Eltern kehrte er 1795 nach Basel zurück, nahm die Theologie wieder auf und bestand das Kandidatenexamen. Das erste geistliche Amt, welches er bekleidete, war ein Vicariat in Rothenflue (Baselland). Hier konnte er zu Anfang des J. 1798 die revolutionäre Erhebung des Landvolkes gegen die Basler Regierung in der Nähe beobachten, und ein von ihm gewagter Versuch, betrunkene Bauern von der Plünderung des Weinkellers im Schlosse Farnsburg abzuhalten, brachte ihn sogar in persönliche Gefahr. Am 24. Juni desselben Jahres zum Pfarrer in Läufelfingen am Hauenstein gewählt und am 7. Juli in sein Amt eingeführt, hielt er zwei Tage darauf Hochzeit und verbrachte fortan die ihm noch beschiedene Lebenszeit, über 37 Jahre, als Seelsorger in dieser Gemeinde. Er erlebte hier die Einführung der neuen schweizerischen Verfassung von 1803, die Anerkennung der Neutralität seines Vaterlandes (1815) und die seit 1830 beginnenden politischen Wirren, welche mit der Trennung von Landschaft und Stadt endeten. Obwohl ein geborener Bürger der letzteren, harrte er doch auf seinem Posten aus; freilich wurden zweimal feindselige Angriffe auf seine Wohnung unternommen, bei denen er kaum vor thätlicher Mißhandlung bewahrt blieb. Seine sonst dauerhafte Gesundheit erlitt erst in der letzten Zeit seines Lebens eine Erschütterung, sodaß er im Frühlinge seines Todesjahrs einen Vicar zu seiner Erleichterung ins Haus nehmen mußte.. Von seiner Gattin bis zum letzten Augenblicke treu gepflegt, starb er, wenig über 63 Jahre alt, an der Brustwassersucht. Durch letztwillige Verfügung bestimmte er 500 Franken alter Währung zum Besten armer Witwen, unter die alljährlich am Johannistage die Zinsen dieses Kapitals vertheilt werden. — L. war ein Freund geselligen Verkehrs und unternahm häufige Wanderungen innerhalb der schweizerischen Grenzen, theils um Bekannte aufzusuchen, theils um sein geschichtliches und topographisches Wissen zu vermehren. Sein Pfarrhaus diente eine Reihe von Jahren begüterten Baslern als

Sommerfrische, und auch der entthronte Schwedenkönig Gustav IV. kehrte am 18. Octbr. 1811 als Gast hier ein. Die Muße, welche ihm sein geistliches Amt gewährte, benutzte er zur Abfassung zahlreicher Schriften, welche sich der Mehrzahl nach auf Basel und die Nachbarschaft, zum Theil aber auch auf die gesammte Schweiz beziehen. Ein nicht ganz vollständiges Verzeichniß derselben enthält der N. Nekr. (s. u.). Von der ersteren Art sind die hauptsächlichsten: „Das vorderösterreichische Frickthal im histor.-topographischer Hinsicht" (1801); „Aargauische Denkwürdigkeiten aus den Zeiten der Vergangenheit und Gegenwart", 1. Heft (1804); „Neue Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel, oder Fragmente zur Geschichte, Topographie, Statistik und Kultur dieses schweizerischen Freystandes", 3 Abtheil. (1805—16), eine Fortsetzung des von Daniel Bruckner um die Mitte des vorigen Jahrhunderts herausgegebenen Werkes: „Versuch einer Beschreibung historischer und natürlicher Merkwürdigkeiten der Landschaft Basel"; „Chronik von Basel" (1809); „Lehrbuch der schweizer. Erdbeschreibung" (1812; 2. Aufl. 1817); „Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung der kirchlichen Reformation zu Basel im Anfange des 16. Jahrhunderts" (1814); „Baslerisches Bürger-Buch. Nach alphabetischer Ordnung mit eingestreuten historischen Notizen und lithographirten Wappen-Tafeln" (1819); „Geschichte der Universität Basel. Von ihrer Gründung bis zu ihrer neuesten Umgestaltung" (1826); „Rauracis. Ein Taschenbuch für 1826—1831" (Basel); „Kurze Beschreibung und Geschichte des Kantons Basel" (1829; 2. verm. Aufl. 1834). Von allgemein schweizerischen Werken hat L. verfaßt: „Nekrolog denkwürdiger Schweizer aus dem 18. Jahrhundert" (1812); „Geographisch-statistisches Handlexikon der Schweiz für Reisende und Geschäftsmänner", 2 Abth. und 1 Bd. Nachträge (1822; 2. Ausgabe unter dem Titel: „Vollständige Beschreibung des Schweizerlandes, oder geographisch-statistisches Hand-Lexikon über alle in gesammter Eidgenossenschaft befindliche Kantone" ꝛc., 4 Thle. und 1 Supplementbd., 1827—35; neu herausgegeben von A. v. Sprecher. 2 Thle. 1856); „Moderne Biographien, oder kurze Nachrichten von dem Leben und Wirken interessanter Männer unserer Zeit, welche sich als Regenten, Feldherren, Staatsbeamte, Gelehrte und Künstler in der Schweiz ausgezeichnet haben" (1826). Ferner setzte er Leonhard Meister's „Helvetische Geschichte während der zwei letzten Jahrtausende", in deren fünftem Bande fort, welcher auch den besonderen Titel trägt: „Geschichte Helvetiens seit dem Frieden von Tilsit bis zur Beschwörung des neuen Bundes", 2 Abthlgn. (1815). — Obgleich es den von L. verfaßten Schriften zuweilen an Durcharbeitung des Stoffes und an kritischer Behandlung fehlt, so sind sie doch zum Theil auch heute noch brauchbar. Scharfe Beurtheilungen dieserhalb hat er schon zu Lebzeiten erfahren müssen. Ueber das Maß des Erlaubten hinaus geht ein anonymes, von Alois Gügler, Professor in Luzern, herrührendes Libell: „Chemische Analyse und Synthese des Markus Lutz von Läufelfingen, ein alchymistischer Versuch von einem Mystiker des 19. Jahrhunderts" (Luzern 1816). — Ein anderes Verdienst von L. besteht in der Sammlung einer umfangreichen schweizerischen Bibliothek, welche er während eines Vierteljahrhunderts zusammengebracht und 1826 der Lesegesellschaft in Basel für 100 Louisd'or käuflich überlassen hat. Reich an Handschriften und seltenen Drucksachen, sollte sie nach seinem Wunsche der allgemeinen Benutzung zugänglich sein, und diesem Zwecke dient sie, seitdem ansehnlich vermehrt, als „Vaterländische Bibliothek" auch jetzt noch.

Meusel, G. T. — N. Nekr., 1835, S. 1274 ff. — (H. Buser), Heimathkunde. Beschreibende und geschichtl. Darstellung der Gemeinde Läufelfingen, Liestal 1865. S. 143 f. u. 147 (Mit lithogr. Bildnisse von Lutz). — Egb. Fr. v. Mülinen, Prodromus einer schweizer. Historiographie. Bern 1874. S. 54. — Außerdem handschriftliche Aufzeichnungen, welchen die bei

der Beerdigung am 21. Octbr. 1835 verlesenen Personalien, ein Artikel in der Basler Zeitung von 1834, Nr. 185, 187, 192, 194 u. 197, sowie Erinnerungen von Zeitgenossen zu Grunde liegen. — Ueber „Die Lutzische Bibliothek“ vgl. Baslerische Mittheilungen zur Förderung des Gemeinwohls. 1. Jahrg. Basel 1826. Nr. 14. S. 318—325. Schumann.

Lutz: Samuel L. (gewöhnlich latinisirt Lucius genannt), wurde am 10. August 1674 im Dorfe Biglen im Emmenthale geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Vorzügliches Gedächtniß, reiche und lebhafte Einbildungskraft, und vor allem geistige Erregbarkeit machten sich ungewöhnlich früh bei dem Knaben bemerkbar. Den ersten Unterricht erhielt er von seinem Vater und soll schon im siebenten Jahre fertig lateinisch gesprochen haben; allein 1683 starb der Vater und L. wurde nach Bern versetzt, um hier der Gelehrtenschule zu folgen. Der Beruf zum Geistlichen galt als selbstverständlich. Im Gegensatze zu dem äußerlichen Kirchenthum, das in den Consensusformen der schweizerischen reformirten Kantone im Jahre von Lutz' Geburt seine Vollendung und seinen härtesten Ausdruck gefunden hatte, begann gerade in der Zeit seiner theologischen Studien die pietistische Richtung, angeregt durch Samuel König (Bd. XVI, 520) und Andere auch in Bern sich zu regen. Namentlich wurden die Studirenden davon ergriffen und L. gab sich dem Einfluß dieser Kreise hin. Er wurde dadurch den ängstlichen Kirchenbehörden verdächtig, und nicht ohne Schwierigkeiten und Zurücksetzung ging im J. 1700 die Aufnahme in das geistliche Amt vor sich. Er erhielt 1702 eine Vicarstelle in Burgdorf, entging indessen auch jetzt nicht dem kleinlichen Argwohn seiner Oberen. Seiner anerkannten Gelehrsamkeit wegen — er war ein vorzüglich tüchtiger Kenner der hebräischen Sprache — wurde er wiederholt für einen akademischen Lehrstuhl vorgeschlagen. Das erste Mal wurde er übergangen, beim zweiten Male lehnte er ab; dagegen wurde ihm 1703 die eben erst neu errichtete und wenig gesuchte Stelle eines deutschen Pfarrers in dem damals zum Kanton Bern gehörenden Städtchen Iferten übertragen. Hier entwickelte er nun eine tiefgehende Wirksamkeit. Sein Dringen auf persönliche Bekehrung, sein Kampf gegen ein verweltlichtes Gewohnheits-Christenthum erregte aber bald eine gewisse Unruhe und es fehlte nicht an Widerspruch von Seiten seiner Amtsgenossen. Mehrmals liefen Klagen ein, und L. wurde 1706—1707 und dann wieder 1711 zur Rechtfertigung gezogen. Der arglose Freimuth, mit dem er seine Ueberzeugungen aussprach und die den klugen Leuten unverständliche Demuth seines Auftretens gab dem Mißtrauen immer wieder Nahrung, so sehr auch Charakter und Begabung Achtung einflößten. Ein Amt in der Hauptstadt wurde ihm versagt, obwohl sein Ruf bereits in die Ferne zu dringen begann. In Basel, in St. Gallen, in Frankfurt a. M. trat er mit großem Erfolge als Prediger auf. Aus Köthen, aus Zweibrücken wurden ihm Stellen angeboten, und einen Ruf nach Büdingen lehnte er nur ab, weil seine Pfarrgemeinde ihn zurückhielt. Endlich 1728 erhielt er die Pfarrstelle zu Amsoldingen in der Nähe von Thun, und ein Gewissensbedenken, das ihm den vorgeschriebenen Eid — den „Associationseid“ — zu schwören verbot, wurde sogar großmüthig geschont. Die häufigen Besuche von Fremden, seine eigenen Rundreisen und Predigten auf fremden Kanzeln, die Abhaltung religiöser Versammlungen unter freiem Himmel und dergl. erregten immer wieder Anstoß; aber die unverkennbare Lauterkeit seines Wandels, die aufopfernde Pflichttreue, mit welcher der Unverheirathete ganz seinem geistlichen Berufe lebte, der Eifer, mit dem er namentlich, in damals noch ganz ungewohnter Weise, dem Unterricht der Jugend sich hingab, brachte die Ankläger auch immer wieder zum Schweigen. Von den meisten seiner Amtsbrüder scheu gemieden, fand er bei Andern um so größere Gunst, auch in vornehmen Kreisen aufrichtige Verehrung

und Anhänglichkeit. In schon vorgerückten Jahren wurde er Ende 1738 in die größere Pfarrgemeinde Dießbach bei Thun versetzt. Hier empfing er im Januar 1740 den Besuch des Grafen Zinzendorf, der, wahrscheinlich durch seinen vertrautesten Freund, den Berner Friedrich von Wattenwyl, mit L. in Verbindung getreten war; vorher schon hatte Graf Heinrich Ernst von Stolberg-Wernigerode sich einige Tage bei ihm aufgehalten. Man ließ ihn schließlich ziemlich unangefochten in seiner Wirksamkeit, die durch Reisen und brieflichen Verkehr sich immer weiter ausdehnte. Am Ostertage 1750 predigte er zum letzten Male und bald hernach, am 28. Mai, starb er. — L. war ein Pietist im vollen aber auch im besten Sinne des Wortes, persönlich anspruchslos, in seinen Predigten kühn, geistreich, phantasievoll, kindlich, naiv, oft durch Gefühlswärme und Wahrheit ergreifend, nicht selten auch geschmacklos allegorisirend; von wesentlich biblischer Haltung und durchaus praktischer Richtung: ein Gegner der äußeren Rechtgläubigkeit, aber auch ein Feind aller bloßen Gefühlsfrömmigkeit und aller Sucht nach den „geistlichen Leckereien" des schwärmerischen Chiliasmus und aller sektirerischer Absonderung. — Eine Sammlung seiner Predigten wurde nach seinem Tode gedruckt unter dem Titel: „Wohlriechender Strauß von Himmelsblumen", Basel 1756, und mit einer Fortsetzung: „Neuer Strauß von Himmelsblumen". Die eigenthümlichste und bekannteste seiner Schriften ist: „Das Schweizerische von Milch und Honig fließende Canaan", eine allegorische Ausdeutung der Alpen- und Milchwirthschaft.

Lebenslauf des Herrn Sam. Lucii, Bern 1751. — Lebensbeschreibung von S. L. in Scheler's Morgenstern, Bern. — E. Trechsel, S. Lutz, ein Beitrag zur Geschichte des Bernischen Pietismus, im Berner Taschenbuch, Jahrg. 1858 u. 1859, mit zahlreichen Auszügen aus Lutz' handschriftlichem Tagebuch von 1731 und aus seinen Predigten. — Hagenbach, Vorlesungen über die Reformation. — Acta pietistica, handschr. Sammlung in der Berner Stadtbibliothek. Blösch.

Lutz: Samuel L., Professor der Theologie in Bern 1785—1844. In der tiefsten Niedrigkeit, die sich denken läßt, wurde Johann Ludwig Samuel L. den 2. Octbr. 1785 in Bern geboren. Die Umstände waren der Art, daß die Behörden der Stadt das Knäblein schon 15 Wochen nach der Geburt den Eltern wegnehmen mußten. Der Vater war ein Flachmaler, starb aber schon nach wenigen Jahren. Das Kind wurde daher auf öffentliche Kosten zuerst auf dem Lande, dann im städtischen Waisenhause erzogen. Hier traf den zwölfjährigen Knaben die französische Invasion des Jahres 1798, die einen tiefen Eindruck auf sein lebhaftes Wesen hervorbrachte, und mit dazu beitrug, die anfänglich wenig hervortretende geistige Begabung zu wecken. Er entschloß sich zum Studium der Theologie und zeichnete, mehr durch eigenen Fleiß, als durch die Schulanstalten gefördert, bald vorzüglich durch seine Kenntniß des klassischen Alterthums und gewandte Handhabung der lateinischen Sprache sich aus. Im Jahre 1808, nachdem er schon einige Zeit als Lehrer thätig gewesen, wurde er ins Predigtamt aufgenommen. Noch erhielt er Gelegenheit und Mittel, um die Universitäten Tübingen und Göttingen zu besuchen, dort hörte er Schnurrer und Flatt, hier Eichhorn und den Philologen Heyne. Nach zwei Jahren kam er nach Bern zurück und wurde 1812 Lehrer der alten Sprachen und Rector des Gymnasiums daselbst. Seine imponirende und doch anziehende Persönlichkeit wirkte bezaubernd auf die studirenden Jünglinge; aber die von der herrschenden Orthodoxie abweichende theologische Ueberzeugung erregte mancherlei Mißtrauen, und Betheiligung an einer politischen Bewegung gegen die wiederhergestellte patrizische Regierung machte ihn mißliebig. Er wünschte seine Stelle zu verlassen, bewarb sich indessen längere Zeit umsonst um eine Pfarrstelle. Erst 1824 wurde ihm eine

solche zu Theil in dem Dörfchen Wynau an der Aare. Hier mit ganzer Kraft der Predigt und Seelsorge sich hingebend, wirkte er im Sinne des ernsten religiös-sittlichen Geistes, mit welchem 1828 das Jubelfest der Berner Reformation im ganzen Lande gefeiert wurde. Im J. 1830 wurde er der Nachfolger des als Theologen und Naturforscher ausgezeichneten Pfarrers Samuel Wyttenbach an der Kirche zum hl. Geist in Bern. Mit Entschiedenheit, doch ohne Leidenschaft trat er jetzt für die politische Umgestaltung ein, die sich im folgenden Jahre vollzog. Die neue Regierung, die sich bessere Volksbildung zur Hauptaufgabe machte, wählte ihn zum Mitgliede des Erziehungsdepartements und zum Präsidenten einer Volksschulcommission. Im Juli 1833 wurde er Professor der alt- und neutestamentlichen Exegese, erst an der Bernischen Akademie, vier Jahre später als College von Matthias Schneckenburger und Bernh. Hundeshagen an der neu errichteten Universität. Das war nun die Thätigkeit, zu welcher L. recht eigentlich berufen war. Gründliche Gelehrsamkeit, wissenschaftlicher Freimuth, religiöses Interesse und sittlicher Ernst waren aufs engste bei ihm verbunden und machten seinen Einfluß auf die Studirenden ebenso allseitig anregend als intensiv und nachhaltig; dies um so mehr, da er sich ganz seinem Lehramte hingab und auf schriftstellerische Arbeit verzichtete. Nur der Betheiligung am kirchlichen Leben konnte und wollte er sich nicht entziehen. Als Mitglied und nachmals Präsident der Landessynode verfaßte er 1836 ein berühmt gewordenes Gutachten über die Stellung der Kirche zu den Dissentern, die damals in Bern sich lebhaft regten. Er wurde Decan des hauptstädtischen Bezirks, Mitarbeiter an der Abfassung neuer Kirchengebete und fuhr fort von Zeit zu Zeit zu predigen. Den Ruf auf den Lehrstuhl der praktischen Theologie lehnte er dagegen ab und kurz nachher starb er, erst im 59. Altersjahre am 21. Septbr. 1844. — Seine Bedeutung liegt viel weniger in seinen einzelnen Leistungen, als in dem allgemeinen Einfluß seiner Persönlichkeit, welcher eine hochgewachsene, ebenso kräftige als würdige Gestalt durchaus entsprechenden Ausdruck gab. Nicht was er gethan oder was er geschrieben hat, sondern was er gewesen ist, machte ihn zu einer hervorragenden Erscheinung. Wie er selbst keiner theologischen Schule oder Richtung angehörte, so hat er auch keine eigentliche Schule begründet, aber auf Denkungsart und Haltung seiner Hörer hat er entscheidend eingewirkt. Auf etwas weitere Kreise wirkte er nur durch zwei, erst nach seinem Tode herausgegebene Werke: „Biblische Dogmatik“, herausgegeben 1847 von R. Rüetschi, und seine „Biblische Hermeneutik“, herausgegeben 1849 von Pfarrer Ad. Lutz, — die durch Gedankenreichthum, Unbefangenheit und anerkannte wissenschaftliche Tiefe, trotz einer gewissen Schwerfälligkeit der Behandlung sich große Achtung zu erringen wußten und dem vorher außerhalb seiner nächsten Umgebung fast unbekannten Manne nachträglich den wohlverdienten Namen verschafften.

Gedächtnißrede auf J. L. S. L. gehalten bei seiner Leichenfeier von Karl Baggesen, Bern 1844. — J. L. S. L., ein theol. Charakterbild von C. Hundeshagen, Bern 1844. — S. L. als Lehrer und Prediger, ein Vortrag von Prof. A. Immer, Bern 1861. — Der Gottesgelehrte J. L. S. L. mit einer Blüthenlese aus seinen Kanzelvorträgen von (seinem Sohne) Friedr. Lutz, Pfarrer in Wynau, Bern 1863. Blösch.

Lutze: Arthur L., herzogl. anhaltischer Sanitätsrath, wurde am 1. Juni 1813 zu Berlin geboren, besuchte die Schule zu Stettin und Bunzlau, später das Joachimsthal'sche und zuletzt das französische Gymnasium zu Berlin und trat im J. 1831 als Postschreiber in Nordhausen ein. Dort lernte er durch Dr. Ph. Rath die Homöopathie kennen, die sofort einen großen Reiz auf ihn übte und ihn bald veranlaßte, sich in Behandlung von Kranken zu versuchen.

Glückliche Erfolge führten ihn immer mehr zur ärztlichen Praxis und nachdem er mit seinen Vorgesetzten, wie mit den Medicinalbehörden in Collision wegen Kurpfuscherei gekommen war, gab er seine inzwischen erlangte Stellung als Postsecretär im J. 1843 auf und wurde Lehrer und Arzt am Civilwaisenhause in Klein-Glienicke bei Potsdam. Sein beweglicher Geist, seine lebhafte Phantasie und sinnliche Erregbarkeit ließen ihn um diese Zeit in den Geheimnissen des Magnetismus ein zweites willkommenes Feld der Beobachtung und Thätigkeit finden und Homöopathie und Magnetismus wurden nunmehr die beiden Mittelpunkte seines Strebens und Wirkens. Die Zahl seiner Patienten stieg ins Unglaubliche, die Zeitungen priesen und verspotteten ihn und endlich hielten es die preußischen Behörden für Pflicht, der ganzen Sache Einhalt zu thun. Da bot Köthen, wo Herzog Heinrich und einige einflußreiche Beamte durch Nachrichten über seine „Wundercuren“ wohlwollend für ihn eingenommen waren, dem Vertriebenen erst ein zeitweiliges, später ein bleibendes Asyl. Nachdem er darauf bei Geh. Med.-Rath Dr. Blasius in Halle a. d. S. einen Cursus über Augenoperation gehört, wurde er im J. 1850 von der medicinischen Facultät zu Jena zum Doctor der Medicin und Chirurgie promovirt und im J. 1854 legte er in Köthen seine große, weithin berühmt gewordene homöopathische Klinik an. Er entwickelte hier eine ausgedehnte aufreibende Thätigkeit, die finanziellen Erfolge derselben theils zu wohlthätigen Zwecken, theils wieder zur Förderung seiner ärztlichen Bestrebungen verwendend. Ueber seine medicinischen und poetischen Publicationen, die in großen Massen verkauft und vertheilt wurden und für deren Drucklegung in seiner Klinik eine eigene Presse aufgestellt war, berichtet die von ihm herausgegebene Selbstbiographie (Köthen 1866), wie Brümmer's deutsches Dichterlexikon (Eichstädt 1876). Er starb zu Cöthen am 11. April 1870.

W. Hosäus.

Lützelburger: Hans L. heißt der vorzügliche Formschneider, dessen kunstgeübte Hand der Nachwelt eine namhafte Anzahl historischer Compositionen Holbein's in Holzschnitten von wunderbar feiner und verständnißvoller Ausführung überliefert hat, welche durch ihre rasche und ausgedehnte Verbreitung zum Ruhm des großen Malers kaum weniger beitrugen, als dessen Meisterwerke des Pinsels. Gleich Holbein scheint L. von Augsburg aus in Basel eingewandert zu sein. Das früheste Vorkommen seines Namens findet sich auf einem Holzschnitt Augsburger Ursprungs, welcher einen Kampf von Bauern gegen nackte Männer in einem Walde darstellt. Im Rande dieses seltenen Blattes liest man: Hanns Leuczelburger Furmschnider 1522. Eine andere Arbeit, die uns seinen vollen Namen Hanns Lützelburger, Formschnider, genannt Frank, überliefert, besteht in einem Uncialalphabet mit Todtentanzdarstellungen, deren Zeichnungen Holbein's Meisterhand verrathen. Der Schnitt dieser kaum zollgroßen Bildchen ist von unübertroffener Feinheit, und dies gilt auch von zwei anderen Alphabeten kleineren Formats, wozu ihm Holbein die Zeichnungen lieferte, das eine mit Bauernscenen, das andere mit spielenden Kindern. Als 1523 Thomas Wolff zu Basel eine deutsche Bibel nach Luther's Uebersetzung druckte, zierte er dieselbe mit einigen Holzschnitten, welche L. nach Zeichnungen Holbein's fertigte, und wovon das Titelblatt mit Scenen aus den Evangelien und der Apostelgeschichte mit den Initialen seines Namens H. L. FVR. (Furmschnider) versehen ist. Wichtiger für ihn wurden die Aufträge, welche er von den Lyoner Buchdruckern Melchior und Caspar Trechsel erhielt. Er fertigte nämlich für dieselben die beiden berühmten Holzschnittfolgen, die Bilder des alten Testaments und die Todesbilder, wozu ihm Holbein die Vorzeichnungen lieferte. Erstere Folge, 91 Bilder, wovon jedoch mehrere von weit geringerer Hand sind, erschienen 1538 in einer Folio-Ausgabe der Vulgata, und gleichzeitig in einem besonderen Büchlein, betitelt: „Historiarum veteris Instrumenti Icones ad vivum expressae“.

Daß indeß schon viel früher in Basel gefertigte Probedrucke davon existirten, beweisen die Copien nach denselben in einer Zürcherbibel von 1531. Die Folge der Todesbilder erschien gleichfalls erst 1538, wiewohl die Holzstöcke bereits seit 1526 in den Händen der Lyoner Verleger waren. In diesem Jahre starb nämlich L. zu Basel, worauf jene die Auslieferung der Holzstöcke, auf welche sie Vorschüsse gemacht hatten, forderten und erlangten. Da aber L. von den 58 von Holbein vorgezeichneten erst 41 vollendet hatte, so sahen sich die Verleger, wie aus der Vorrede hervorgeht, für den Schnitt der 17 übrigen lange vergeblich nach einem eben so geschickten Formschneider um, und mußten sich endlich entschließen, nur die 41 von L. geschnittenen herauszugeben. Erst 1545 erschien die 5. Auflage mit einer Vermehrung von 12, und 1562 die 10. mit einer solchen von 17 Bildern. Bekanntlich giebt es auch von den 41 von L. geschnittenen Todesbildern Probedrucke, welche in Basel vor deren Absendung nach Lyon gefertigt wurden. — Noch eine Anzahl anderer Holbein'scher Compositionen schnitt L. So darf unter anderen das schöne aber seltene Blatt mit der Satire auf den Ablaßkram, obschon mit keinem Monogramm bezeichnet, ihm dennoch mit Sicherheit zugeschrieben werden; denn hier, wie in allen seinen Arbeiten wußte er den Strich des Meisters mit solcher Genauigkeit wiederzugeben, daß die Ansicht, Holbein habe selbst das Schneidemesser geführt, lange Zeit von bedeutenden Kennern, wie z. B. Rumohr, verfochten wurde, bis die neueren Forschungen dem bescheidenen L. wieder zu seinem ihm gebührenden Recht verhalfen.

Woltmann, Holbein und seine Zeit. His, Hans Lützelburger, in Zahn's Jahrb. f. Kunstwiss. Bd. III, S. 164. Sotzmann, H. Holbein's Altes Testament.

Eduard His.

Lutzer: Jenny L., Bühnensängerin, „die böhmische Nachtigall" und „Trillerkönigin" genannt, geb. am 4. März 1816 zu Prag, starb am 2. Oct. 1877 zu Wien. Die vortreffliche Coloratursängerin genoß schon als 13jähriges Mädchen den Gesangsunterricht der vormaligen Sängerin am Wiener Hoftheater, Frau Zomb, geb. Tauber, welche jener Zeit als Gesanglehrerin am Prager Conservatorium angestellt war. Schon damals erregte Jenny in einem Concert ihrer Lehrerin außergewöhnliches Aufsehen und ward als zweite Henriette Sontag bezeichnet. Darauf nahm sie bei dem berühmten Gesanglehrer Cicimara Unterricht und betrat im Mai 1832 zum ersten Mal die Prager Bühne in der Titelrolle von Rossini's „Fräulein vom See". Der glänzende Erfolg dieses Abends entschied sofort für ihr Engagement und begründete ihre Beliebtheit bei dem Prager Publikum. Noch in demselben Jahre war sie dazu ausersehen, bei den aus Anlaß der Monarchenzusammenkunft in Teplitz veranstalteten Concerten mitzuwirken und als sie wenige Jahre später ein Engagementsanerbieten nach Wien erhielt, machte man die außergewöhnlichsten Anstrengungen sie an ihre Vaterstadt zu fesseln. Director Stöger bot ihr eine Erhöhung ihrer Gage an, Fürst Rohan sicherte ihr eine jährliche Apanage von 2000 fl. zu, doch all' das konnte sie nicht fesseln und so ging sie 1836 nach Wien an das Kärntnerthortheater mit einer jährlichen Gage von 16 000 fl. C.-M. Hier wirkte sie, bald zur Kammersängerin ernannt, mit kurzer Unterbrechung (1844) bis 1846. Während der Ferien gastirte die Künstlerin auf den meisten großen Bühnen des Continents, 1842 mit besonderem Beifall in London. 1843 heirathete sie Franz v. Dingelstedt und lebte an dessen Seite in Stuttgart, München und Weimar und als er nach Wien zurückkehrte, wieder daselbst. Noch 1848/49 wird sie als Gast des Prager Theaters erwähnt, zog sich dann aber bald ganz von der Bühne zurück. Man prägte damals ihr zu Ehren eine Medaille, welche auf dem Avers den Kopf mit der Umschrift Jenny Lutzer, auf

dem Revers ein blumenbekränztes Notenheft mit umstrahlter Lyra, Lorbeerkranz, Gesichtsmaske und der Umschrift „DER KUNST UNERSETZLICH. DEN WIENERN UNVERGESSLICH“ zeigt. Auch wurde ihr Medaillonporträt in der ersten Gallerie des Wiener Opernhauses angebracht. Die L. ist im colorirten Gesang nur von der Patti erreicht worden. Sie war in ihrer Glanzzeit unübertroffen, einzelne ihre Partien wie die „Prinzessin“ in Robert, die „Königin“ in den Hugenotten sind nie vollkommner gegeben worden. Ihre Stimme hatte einen ganz eigenthümlichen zum Herzen sprechenden Schmelz und die Bravour, mit der sie die schwierigsten Passagen spielend hervorbrachte, war ganz außerordentlich. Kenner verglichen ihre Stimme mit dem süßen Wohllaut der Flöte, der unwiderstehlich wirkt. Als Schauspielerin war die L. nur von mittelmäßigem Talent, für heroische Partien fehlte ihr die Kraft der Darstellung ganz. Zu ihren Glanzleistungen zählten neben den erwähnten Adina (Liebestrank), Nachtwandlerin, Zerline (Fra Diavolo), Giulietta (Bellini's Romeo und Julie), Camilla (Zampa) ꝛc. Nach ihrem Rücktritt von der Bühne spielte sie auch im gesellschaftlichen Leben Wiens eine Rolle, in ihrem vielbesuchten Salon als liebenswürdige Wirthin gefeiert. Joseph Kürschner.

Lützow: Ludwig Adolph Wilhelm Freiherr von L., der Führer des nach ihm genannten Freicorps, preußischer Generalmajor, am 18. Mai 1782 zu Berlin geboren, trat 1795 beim Grenadier-Bataillon Garde Nr. 6 in den Dienst und wurde als Secondelieutenant im Januar 1805 zum Kürassierregiment v. Reitzenstein Nr. 7 nach Tangermünde versetzt. Bei Auerstädt wurde sein Regiment fast aufgerieben; L. entkam nach Colberg, schloß sich an Schill an, errichtete eine Dragonerschwadron, mit welcher er an den Streifzügen in die Umgegend theil nahm, und wurde im Gefecht bei Naugard am 16. Febr. 1807 schwer verwundet. Mit dem Orden pour le mérite geschmückt, wurde er bei der Reorganisation der Armee im 2. Brandenburgischen Husarenregiment angestellt, erhielt aber 1808 als Major den erbetenen Abschied und betheiligte sich nun eifrig an den Vorbereitungen zur Abschüttelung des fremdherrlichen Joches. In naher Verbindung mit Schill, übte er auf dessen Entschluß loszuschlagen, bedeutenden Einfluß, nahm, obgleich er noch am Krückstocke ging, an dessen Zuge vom Jahre 1809 theil und sprach sich, als am Nachmittage des 4. Mai in Bernburg die Frage ob umkehren, ob den Marsch fortsetzen? — erwogen wurde, lebhaft für die letztere Alternative aus, indem er vorschlug, sich nach Ostfriesland zu wenden. Aber schon am folgenden Tage endete seine Theilnahme; in dem Gefechte bei Dodendorf wurde er an der Spitze der 2. Schwadron bei einem gelungenen Angriffe auf ein feindliches Viereck von neuem schwer verwundet. Da er beim Ausmarsche nicht im Dienst gewesen war, wurde er dem zur Aburtheilung Schill's niedergesetzten Kriegsgerichte nicht unterworfen (G. Bärsch, Schill's Zug und Ende, Leipzig 1860) und, nach völliger Herstellung von seinen Wunden, 1811 als inaktiver Offizier von der Armee in diese wieder aufgenommen. Als dann zu Anfang des Jahres 1813 der Plan auftauchte, ein Freicorps zu errichten, welches besonders im Rücken des Feindes agiren und vorzüglich aus Ausländern bestehen sollte, lenkte Scharnhorst die Wahl zum Führer desselben auf L., welcher wegen seiner Bekanntschaft mit den Verhältnissen solcher Truppen, wegen seiner Theilnahme an Schill's Zuge und wegen seiner mannichfachen Beziehungen in den Kreisen der Patrioten dazu besonders geeignet erschien. Am 18. Febr. ertheilte der König ihm die Erlaubniß zur Errichtung; sein Corps sollte sich durch Freiwillige, vorzüglich durch Ausländer, rekrutiren, die sich selbst zu kleiden und beritten zu machen hätten; die Besoldung und, wenn es sein mußte, die Waffen gab der Staat. Das Wirthshaus „zum goldenen Zepter“ in Breslau wurde der Werbeplatz, Major von Petersdorff (s. d.)

stand L. als der eigentliche Organisator zur Seite, die Cavallerie wurde bald nach Rogau (bei Zobten am Berge) verlegt, von wo das Corps, nachdem es in der Kirche eingesegnet war, am 27. März nach Leipzig abmarschirte. Beim Einrücken dort zählte es 1400 Mann zu Fuß, 340 zu Pferde; in seinen Reihen waren alle Stände vertreten: Adel, Bürger und Bauern, Wissenschaft und Kunst, Handel und Gewerbe; eine besondere Abtheilung bildeten Tiroler; sie alle einte der gemeinsame Zweck, Befreiung des Vaterlandes, und das Sinnbild der Trauer um des letzteren Schmach, das schwarze Kleid. Am 25. April brach L. von Leipzig wieder auf. Er hatte den Befehl im Harz und den angrenzenden Gegenden bis in das Lippe'sche zu streifen und dort namentlich auch eine Erhebung des Volkes ins Werk zu setzen. Als die Stärke des Feindes und die Anfang Mai stattgefundene rückgängige Bewegung der eigenen Truppen ihm dies unausführbar erscheinen ließen, beschloß er, nach einer Zeit ziemlich zweckloſen Umherziehens in Sachsen und der Altmark, einen Zug in das Thüringsche und Bayreuthsche zu unternehmen. Am 29. Mai marschirte er dazu mit der Cavallerie sowie einigen russischen Husaren und Kasaken von Stendal ab, die Infanterie unter Petersdorff blieb zurück. Geschickt operirend und dem Feinde mancherlei Schaden zufügend, kam er bis nach Plauen im Vogtlande, wo er am 11. Juni die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes erhielt. Am 13. trat er den Rückweg an, wurde aber in den Abendstunden des 17. beim Dorfe Kitzen (Ein Streifzug der Lützow'schen Reiterschaar und der Ueberfall bei Kitzen, Berlin 1863) durch, vom General Fournier kommandirte französische und württembergische Truppen unter General Graf Normann auf Befehl Arrighi's in völkerrechtswidriger und hinterlistiger Weise angegriffen; seine Schaar erlitt starke Verluste und wurde ganz und gar auseinandergesprengt, er selbst wurde verwundet. — Während des Waffenstillstandes ward das Corps auf 2800 Mann Infanterie, 480 Pferde und 8 Geschütze gebracht; mit dem Wiederbeginn des Krieges hörte indeß die gesonderte Verwendung desselben auf, es wurde der Heeresabtheilung des General Graf Wallmoden zugetheilt, welche zur Nordarmee des Kronprinzen von Schweden gehörig, an der Niederelbe zu operiren bestimmt war. Bei dieser bestand es selbständig mehrere Gefechte, so das bei Gadebusch am 26. August, in welchem Lützow's Adjutant Körner fiel; im Treffen bei der Göhrde am 16. September wurde dieser selbst bei einem Angriff auf ein französisches Viereck von neuem schwer verwundet. Ende November traf er genesen beim Corps wieder ein, vier Wochen später erhielt er die Erlaubniß — während der Rest der Seinen in Holstein zurückblieb, wo der Kampf sich dem Ende nahte — mit zwei Schwadronen an den Rhein zu rücken. Von hier folgte er der Armee nach Frankreich, wo er im Geiste eines Freicorpsführers mit Geschick zwischen den getrennten Heeresabtheilungen operirte, bis eine, im Gefecht mit insurgirten Bauern, am 16. März in den Ardennen erhaltene neue Verwundung seine Theilnahme am Feldzuge beendete. Die Erwartungen, welche sich an Lützow's „wilde verwegene Jagd“ bei ihrer Errichtung geknüpft hatten, waren freilich nicht in Erfüllung gegangen, die „schwarze Schar“ hatte der guten Sache nicht diejenigen Dienste geleistet, welche man aus der Fülle von Patriotismus und Intelligenz, die im Corps vertreten war, hätte ziehen können; die Liebe des Volkes aber ist den Lützowern trotzdem treu geblieben, das tragische Geschick, von dem sie bei Kitzen ereilt wurden, der ideale Flug, von dem die Mitglieder beseelt waren und den Napoleon instinctiv haßte und verfolgte, sowie Körner's Schlachtgesänge, durch welche die Grundstimmung der ganzen Erhebung dem Gedächtnisse der Nachwelt bewahrt ist, haben wesentlich zu dem poetischen Hauche beigetragen, der Lützow's und der Seinen Bild um-

giebt. — Als bei der Neuformation der Armee die Infanterie des Corps den Stamm des 25. Infanterie- (Stawitzky, Geschichte des 25. Infanterie-Regiments, Coblenz 1857), die Cavallerie den des 6. Ulanenregiments zu bilden berufen ward, wurde Oberstlieutenant von L. zum Commandeur des letzteren Regiments ernannt. Im Feldzuge von 1815 führte er eine Brigade, focht tapfer bei Gosselies am 15. und bei Fleurus und Ligny am 16. Juni, wurde aber bei letzterer Gelegenheit, als er Abends das 6. Ulanenregiment gegen feindliche Infanterie führte, wiederum verwundet und, unter seinem erschossenen Pferde liegend, gefangen genommen. Napoleon, zu welchem er gebracht wurde, befahl ihn gut zu behandeln; der Friede befreite ihn bald wieder. Nachdem er sein Regiment, das nunmehrige 6. Ulanenregiment, in die Heimath geführt hatte, erhielt er 1816 das Commando einer Cavalleriebrigade in Münster, vertauschte dieses 1830 mit einer gleichen Stellung in Torgau, wurde 1833 zur Disposition gestellt, zog nach Berlin und starb hier am 6. Decbr. 1834 am Schlage. — Seine im J. 1810 mit Elise Gräfin Ahlefeldt (Bd. I, 160) geschlossene Ehe war nicht glücklich. Als das gemeinsame Ziel, welches die Gatten zusammengeführt hatte, die Befreiung vom Joche des korsischen Unterdrückers, erreicht war, wurde beiden klar, daß sie nicht für einander paßten, 1825 trennten sie sich freiwillig, auch später noch in freundschaftlichen Beziehungen bleibend. — L. war eine einfache Soldatennatur, ohne höhere militärische Fähigkeiten und ohne organisatorisches Talent, aber tapfer und treu.

Die beiden Geschichten des Lützow'schen Freicorps von Ad. S(chlüsser) [Adjutanten des Freicorps], Berlin 1826, und von Eiselen, Halle 1841 — sind ungenügend; die beste Quelle ist Bothe, Geschichte des 6. Ulanenregiments, Berlin 1865. Poten.

Lützow: Leopold Heinrich Wichard Freiherr von L., gewöhnlich Leo genannt, preußischer Generallieutenant, des vorigen Bruder, wurde am 24. März 1786 zu Berlin geboren und in der académie militaire ausgebildet. Im März 1803 zum Offizier im Regiment Garde Nr. 15 ernannt, focht er bei Auerstädt als Adjutant seines Vaters, welcher dort eine Infanteriebrigade commandirte, und befand sich 1809 bei diesem in gleicher Stellung, als er General-Commissär der Kurmark war. Ein eifriger Theilnehmer an den Vorbereitungen zur Wiedererhebung Preußens nach dem Tilsiter Frieden und eine Hauptmittelsperson der Verbindungen zwischen Stein, Gneisenau, Scharnhorst und den westfälischen Patrioten, nahm er, als Schill losbrach, seinen Abschied und schloß sich diesem an. Durch einen kühnen Handstreich überrumpelte er Köthen, trennte sich aber von Schill, den er vergeblich zum Marsche nach Westfalen zu bestimmen gesucht hatte, in Stralsund, da er das Nutzlose des dortigen Aufenthaltes einsah. Er ging nun in österreichische Dienste, wurde Unterlieutennant im Infanterieregiment Erbach Nr. 42 und bald dem Stabe Kienmayer's zugetheilt. Als der Friede geschlossen war, ging er, um jede Gelegenheit zum Kampfe gegen Napoleon zu benützen, mit dem gleichgesinnten Grolman und Fabian Dohna nach Spanien, erhielt eine Compagnie in der Fremdenlegion und nahm an der Vertheidigung von Cadix und an verschiedenen, zu Schlachten und Gefechten (Albuera, Murviedro, Niebla, Quarte) führenden Expeditionen in das Innere Theil. Seit Decbr. 1811 gehörte er zu den Vertheidigern von Valencia, gerieth durch die Kapitulation der Stadt am 13. Januar 1812 in Kriegsgefangenschaft und ward nach Autun gebracht. Schon am 18. März gelang es ihm von hier zu entfliehen. Unter vielen Gefahren und Beschwerden ging er nach Rußland, wo der Krieg unmittelbar bevorstand; am 2. Juni traf er im Lager von Drissa ein. Er überreichte Stein eine Denkschrift über die Organisirung eines Nachrichtenwesens, welches sich auf die Ostsee stützen sollte, wurde Capitän im Generalstabe und nahm in russi-

schen Diensten — zuerst in der Suite des Kaisers, dann unter General Dorochow, darauf beim IV. Armeecorps des General Doktorow und seit dem Waffenstillstande von 1813 unter dem General Pahlen — an allen Kämpfen bis zum ersten Pariser Frieden, seit der Schlacht bei Leipzig als Oberst Theil. Dann trat er als Major im 16. Infanterieregiment und mit seiner früheren Anciennetät in preußische Dienste zurück, focht 1815 in Blücher's Generalstabe bei Ligny und Belle-Alliance, nahm hier an Gneisenau's Verfolgung thätigen Antheil, brachte die Siegesbotschaft nach Berlin und wurde dann Generalstabschef bei Bülow. Er blieb nun zunächst im Generalstabe, fungirte 1832—34 als Director der Allgemeinen Kriegsschule, erhielt das Commando der 9. Infanteriebrigade und 1836 das der 9. Division, wurde 1843 Commandant von Berlin und Chef der Landgendarmerie und starb am 27. August 1844 zu Gotha auf der Rückkehr von einer Badereise. Lützow's Persönlichkeit entsprach dem Bilde nicht, welches man nach diesem Lebensgange sich von ihm zu machen geneigt ist. Brandt (Aus dem Leben des General v. Brandt, II, 24, Berlin 1869), welcher ihm im Uebrigen alle Gerechtigkeit widerfahren läßt, schildert ihn als einen Doctrinär von nicht bedeutendem Range, bei welchem eine gewisse pedantische Feierlichkeit des Ausdrucks ab und an habe helfen müssen die Gedankenarmuth zu verdecken, sein Auftreten habe seiner im ganzen stattlichen Erscheinung ein professorhaftes Gepräge aufgedrückt. — Nach seinem Tode erschien eine von ihm verfaßte Monographie über die Schlacht von Hohenfriedberg (Berlin 1845).

Militär-Wochenblatt für 1844, Nr. 42. Poten.

Lützow: Frau v. L. (früher vermählte von Bacheracht, geb. von Struve), als belletristische Schriftstellerin bekannt unter ihrem Taufnamen: Therese. Geboren den 4. Juli 1804 in Stuttgart, woselbst ihr Vater Heinrich von Struve damals als k. russischer Legationssecretär angestellt war, kam sie schon als Kind nach Hamburg, nachdem ihr Vater 1814 den russischen Gesandtschaftsposten hier erhalten hatte. Dieser, ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, und im Fache der Naturkunde auch schriftstellerisch bekannt geworden, ließ seiner talentvollen Tochter eine sorgfältige Erziehung und Ausbildung zu Theil werden. Sie war als junges Mädchen und in noch höherem Grade noch viele Jahre später als Frau, eine Schönheit ersten Ranges, die glänzendste Zierde der ersten Gesellschaftskreise Hamburgs, sowol wegen ihres bezaubernden Aeußeren als wegen des Reizes ihres ebenso ungekünstelten als ungewöhnlich anziehenden Conversationstalents. Im Jahre 1825 verheirathete sie sich mit dem Staatsrath Robert von Bacheracht, k. russischen Legationssecretär und Generalconsul in Hamburg, eine Ehe, welche im Frühjahr 1849 aufgehoben wurde, worauf sie sich im August desselben Jahres mit ihrem Vetter, dem holländischen Obersten Freiherrn H. von Lützow vermählte, welchem sie sodann in seine Garnison nach Sorabaja auf Java folgte. Nach mehrfachen Reisen ins Innere von Java, gerade im Begriff, mit ihrem Gatten nach Europa heimzukehren, erkrankte sie in Batavia und starb daselbst den 16. Sept. 1852. Als Schriftstellerin ist sie in wenigen Jahren sehr fleißig gewesen. Mannigfaltige, auf Reisen im Süden Europa's und im Orient, wie bei gelegentlichem Aufenthalte in St. Petersburg empfangene Eindrücke wußte sie zu schriftstellerischer Verwerthung geschickt zu benutzen. Seit dem Erscheinen ihrer von dem bekannten F. K. von Strombeck herausgegebenen „Briefe aus dem Süden“ (1841) veröffentlichte sie bis 1849 alljährlich Novellen und kleine Romane oder Reise-Erinnerungen. Für Charakterzeichnungen und Naturschilderungen besaß sie eine vorzügliche Beobachtungs- und anschauliche Darstellungsgabe. Außer oben angeführter Schrift gehören zu dieser Gattung noch „Menschen und Gegenden“ (1845), „Paris und die Alpenwelt“ (1847, „Eine Reise nach Wien“ (1848). Ihr letztes Werk, das im Manuscript vollendete

Tagebuch ihrer Reisen im östlichen Java, scheint ungedruckt geblieben zu sein. Von ihren, zur Gattung der sog. Salonromane zu zählenden Werken, welche bei ihrem Erscheinen von den alten und jungen Verehrern der geistvollen schönen Frau wohl etwas überschätzt worden sind, werden hervorzuheben sein: „Falkenberg" (1842), „Lydia" (1844), „Weltglück" (1845), „Heinrich Burkart" (1846), „Alma" sowie „Sigismund" (1848). Daß ihre Themata an die der Gräfin Ida v. Hahn-Hahn erinnern, kann kein Tadel sein. — Ein besonderes Verdienst erwarb sie sich (nach Angabe des Hamburger Schriftsteller-Lexikons I, 116) durch die anonyme Herausgabe der zu hohem Ansehen gelangten geistreichen Briefe W. v. Humbold's an eine Freundin (Charlotte Tiede). Gedichte von ihr scheinen ungedruckt geblieben zu sein, nur einige mehr witzige als poetische Verse cursirten früher unter ihrem Namen, z. B. das bekannte Distichon auf gewisse Distichen in den Münchener Arkaden. Uebrigens hat sie auch manche französische Feuilletons für Pariser Blätter geschrieben. Das Taschenbuch Penelope für 1847 enthält ihr Porträt. Der folgende Jahrgang enthält ihre letzte Novelle „Stillleben". Der neue Nekrolog der Deutschen, 30. Jahrgang Bd. II, S. 937, 938 hat aus dem Privatbriefe eines Deutschen in Batavia einen eingehenden Bericht über ihre letzten Lebenstage und ihren Tod mitgetheilt.

Vgl. Hamb. Schriftstellerlexikon, Bd. I, S. 115 ff. — Brockhaus' Conversationslexikon, 11. Aufl. Bd. 9. S. 668. Beneke.

Lux: Adam L., bekannt unter den Anhängern, welche die Ideen der französischen Revolution in Deutschland fanden, war geboren in Obernburg bei Aschaffenburg im Kurstaate Mainz im J. 1766, † in Paris den 4. November 1793. Er war der Sohn eines Landmannes, widmete sich aber gelehrten Studien und bezog die Universität Mainz, unter deren ausgezeichnetste Schüler er bald gerechnet wurde, so daß er schon vor Vollendung seines neunzehnten Jahres bei Gelegenheit der Restauration der Hochschule im November 1784 zum Doctor der Medicin und Philosophie promovirt werden konnte. Er war dann einige Zeit Hauslehrer in einer Mainzer Bürgerfamilie und verheirathete sich mit der vermögenden Schwester der Hausfrau. Der Name der Braut war Sabine Reuter. Das Paar bezog ein Gut in dem Mainz gegenüber gelegenen Dorfe Kostheim, wo ihnen drei Töchter geboren wurden, von denen jedoch die eine bald starb. In einer zurückgezogenen Lebensweise und in das Studium namentlich Rousseau'scher Schriften sich vertiefend, bildete L. eine schwärmerische Neigung für die Genüsse, die ein verfeinertes Empfindungsvermögen zu gewähren vermag, und zugleich Begeisterung für Freiheit und politische Tugend immer mehr bei sich aus. So fand denn auch die in Frankreich ausbrechende Revolution seine volle Sympathie, und auch das Erscheinen der republikanischen Heere auf deutschem Boden begrüßte er freudig. Freilich war er seiner ganzen Naturanlage nach nicht dazu geschaffen, während eines aufgeregten Parteitreibens eine bedeutende Rolle zu spielen oder gar in aufreizender Weise auf die Massen zu wirken. Wenn er sich daher auch dem Mainzer Freiheitsclub anschloß, so begegnet er doch nicht unter den leitenden Persönlichkeiten desselben. Auch in dem im März 1793 zusammengetretenen rheinisch-deutschen Nationalconvent, zu dessen Mitglied er gewählt wurde, scheint er nicht zu den einflußreichen Rednern gehört zu haben. Allein er wurde, wohl mit besonderer Rücksicht auf seine Kenntniß der französischen Sprache, am 22. März als einer der Abgeordneten gewählt, welche die Bitte um Einverleibung des eroberten deutschen Gebietes in die französische Republik nach Paris überbringen sollten. Am 25. reiste die Deputation aus Mainz ab. Sie traf am 29. in Paris ein und erschien am folgenden Tag vor dem Convent, um ihre Botschaft vorzutragen, der die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde, indem die verlangte Maßnahme sofort zum Beschluß erhoben ward. Während aber dies in Paris ge-

schah, waren die deutschen Truppen der Stadt Mainz von allen Seiten so nahe gerückt, daß für die entsendeten Abgeordneten die Rückkehr in die Heimath eine Unmöglichkeit wurde. So blieb denn auch L. nothgedrungen in Paris und fand seinen Unterhalt durch ein Taggeld, das ihm die französische Regierung bestimmte. In der vollkommenen Muße, die ihm gegeben war, verfolgte er mit dem leidenschaftlichsten Interesse die Verhandlungen des Conventes. Es war die Zeit, in welcher der auf Leben und Tod zwischen den Jakobinern und den Girondisten entbrannte Kampf zur Entscheidung kam. Ein wahrhaft für politische und bürgerliche Freiheit erglühter Sinn konnte nicht anders als gegen den Berg Partei ergreifen. L. hatte zwar in Deutschland die Jakobiner für die einzigen treuen Anhänger der Revolution gehalten, aber als er in Paris zwei Mal ihren Club besucht hatte, da fühlte er sich von ihrem verbrecherischen Gebahren und ihren wahnsinnigen Bestrebungen in tiefster Seele zurückgestoßen. Er suchte sich den Führern der Gironde zu nähern, und obgleich diese von seiner Persönlichkeit sich keine erheblichen Dienste versprechen mochten, und ihm daher kein besonderes Entgegenkommen bewiesen, so blieb er darum nicht weniger ein treuer Anhänger ihrer Sache. Die am 2. Juni erfolgende Verhaftung der Parteihäupter machte auf L. den tiefsten Eindruck. Mit der vollkommensten Klarheit des Blickes, die wohl weniger einer besonderen persönlichen Befähigung als der Unbefangenheit des Ausländers zuzuschreiben ist, erkannte er, daß die furchtbarsten Zeiten unerträglicher Tyrannei jetzt über Frankreich hereinbrechen müßten, wenn nicht eine rasche Wendung eintrete. Er war entschlossen, seinerseits Alles zu thun, was zu Herbeiführung eines Umschwunges beitragen könne, zumal ihm an seinem Leben wenig gelegen war, wenn für die Freiheit der letzte Tag gekommen sein sollte. So faßte er denn zunächst einen Plan, der selbst in der damaligen unnatürlich erregten Zeit überaus abenteuerlich, ja fast wahnwitzig erscheinen mußte. Er wollte in einer Sitzung des Conventes erscheinen, in einer eindringlichen Ansprache das Verbrechen, das an der Unverletzlichkeit der Abgeordneten begangen worden, brandmarken und dann mit der Erklärung, daß er die Hoffnung habe, ein ungewöhnliches Beispiel könne die verblendeten Gesetzgeber noch zur Besinnung zurückführen, sich vor aller Augen den Dolch in die Brust stoßen. Von dieser Absicht machte er auch den gefangenen Girondistenhäuptern Guadet und Pétion Mittheilung, die ihn jedoch von dem Gedanken abzubringen sich bemühten. Ihre Vorstellungen scheinen Eindruck gemacht und ihn veranlaßt zu haben, die Sorge für seinen Tod den Schreckensmännern zu überlassen. Denn er veröffentlichte jetzt mit dem Datum des 13. Juli 1793 eine Druckschrift „Avis au citoyens Français", worin er die Jakobiner mit der heftigsten Leidenschaft angreift, und die mit der Aufforderung an die Machthaber schließt, nach diesem seinem Bekenntniß ihn der Ehre ihrer Gefängnisse und ihres Fallbeils zu würdigen. Gerade am 13. Juli erfolgte nun auch die Ermordung Marat's durch Charlotte Corday, die aus einer ganz ähnlichen Sinnesart und politischen Ueberzeugung hervorging, wie sie in L. lebten. Er sah das Mädchen auf seinem Todeswege am 17. Juli, und die Sympathie, die er ohnehin für ihre That hegen mußte, wurde noch gesteigert, als er sie persönlich erblickte und ihn der Contrast ergriff zwischen ihrer sanften, sittsamen Erscheinung und der schrecklichen That, zu der die Verhältnisse sie gedrängt hatten. Er veröffentlichte alsbald eine zweite Flugschrift „Charlotte Corday", die das Datum des 19. Juli trägt und das Opfer der revolutionären Justiz als Märtyrerin in schwärmerischen Ausdrücken verherrlicht. Man muß sich wundern, daß nach solchen Angriffen auf die herrschende Partei es noch bis zum 27. Juli dauerte, bevor L. verhaftet wurde. Man brachte ihn in das Gefängniß de la Force und am 28. Juli verwies ihn der Sicherheitsausschuß vor das Revolutionstribunal. Es verging jedoch eine längere Zeit, ehe die Voruntersuchung abgeschlossen

wurde, und inzwischen scheinen sich befreundete Landsleute um seine Freilassung bemüht zu haben. Es war vorauszusehen, daß es vergebens geschah. Am 12. Brumaire des Jahres II wurde ihm der Anklageakt zugestellt; am 14. Brumaire (4. Novbr. 1793) fand die Verhandlung gegen ihn statt. Er versuchte keine Vertheidigung, wurde verurtheilt und am Abend desselben Tages hingerichtet. Von seinen beiden ihn überlebenden Töchtern erregt die ältere Maria durch ihr trauriges Ende ein wehmüthiges Interesse. Das unglückliche Mädchen war schon in früher Kindheit mit den Schriften Jean Paul's bekannt geworden und hatte sich an denselben begeistert. Wie sie heranwuchs, steigerte sich immer mehr ihre Verehrung und Bewunderung dieser Werke und übertrug sich allmählich auf die Person des Dichters. Ihre Empfindungen für diesen wurden immer heftiger und zuletzt konnte sie sich nicht enthalten, in einem Briefe an ihn ihrem sehnsüchtigen Verlangen, in seiner Nähe weilen zu können, einen leidenschaftlichen Ausdruck zu geben. Bald aber bereute sie ihre Kühnheit, und als längere Zeit die Antwort des Dichters ausblieb, da war sie überzeugt, bei diesem nur Gefühle des Widerwillens und der Verachtung erregt zu haben. In ihrer Verzweiflung versuchte sie einen Selbstmord, wurde aber an der Vollendung desselben durch ihre Schwester gehindert. Als dann auch ein überaus liebenswürdiger Brief von Jean Paul eintraf, wurde ihr noch ein kurzer Moment des Glückes zu Theil. Allein für das Verlangen, das sie ganz erfüllte, gab es keine Befriedigung, und sie mußte zuletzt doch von der Flamme, die in ihr brannte, selbst zerstört werden. Als im Jahre 1814 ihre Mutter starb und bald darauf ihre Schwester sich verlobte, war Nichts mehr vorhanden, was sie an die Welt gefesselt hätte. Sie stürzte sich in den Rhein, wurde zwar noch lebend herausgezogen, starb aber bald. Die Schwester erreichte ein hohes Alter; in den dürftigsten Verhältnissen lebte sie noch Anfang der siebziger Jahre in Nürnberg.

L. Bamberger in der Revue moderne 1866. — Aus Jean Paul's Leben von Ernst Förster, S. 240 ff. Leser.

Lybisch: Kaspar L. (Liebisch), Buchdrucker zu Breslau in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts und nach Konrad Pomarianus (1503—1505, vgl. den Art.) und Adam Dyon (1518—1531) der Zeitfolge nach der dritte Buchdrucker dieser Stadt. Sein äußerer Lebensgang ist fast unbekannt und weder wissen wir seinen Geburtsort noch sein Geburts- oder Sterbejahr, doch starb er jedenfalls nach 1539. Denn der letzte mit seinem Namen bezeichnete, uns bekannte Druck erschien zwar 1536, allein daß auch noch nach dem Jahre 1539 seine Presse thätig war, erhellt aus folgendem Eintrag in das Signaturbuch der Stadt Breslau zum 15. Januar 1539: „Wir Rathmannen . . . bekennen, daß vor vns erschienen der Ehrsame Magister Andreas Winckler Schulmeister zu St. Elisabeth vnd hat gutwillig zugelassen, demnach der Ehrbare Caspar Liebisch zuvor eine Druckerei allhier angerichtet, als er Jm an derselben vermög seines Privilegium nicht hintern will, also daß gedachter Caspar Liebisch nicht lateinisch hinter seinem Vorwissen drucken soll, ausgenommen Matematicam, deutsche Historien vnd Sermonen, welche obbemelter Caspar Liebisch so zugegen stundt also angenommen hat“. Der hier genannte Andreas Winckler (auch Wingler, Vingler) war damals gleichfalls Buchdrucker zu Breslau (vgl. d. Art.). L. begegnet schon früher einmal, unter dem 15. Juli 1531 in den genannten Signaturbüchern, indem er für eine Margaretha Holtzschreyberin Bürge ward. Obzwar mit dem genannten Dyon zu gleicher Zeit als Breslauischer Drucker erscheinend, hatte er doch erst elf Jahre später, 1520 seine Druckerei hier angelegt, so daß zu dieser Zeit zwei Buchdruckereien bestanden. Es sind bis jetzt 21 zum Theil undatirte Drucke seiner Officin bekannt geworden, deren Mehrzahl fast ausschließlich theologische Gegenstände und zwar verfaßt durch Luther behandelt. Sein erstes Erzeugniß

war: „M. Arsacii Sehehoferi Monachiensis Palinodia“, 1520, und sein letztes „Der 29. Psalm von Ambrosius Moibanus“, 1536. Erwähnung verdienen ferner: „Auszlegunge des Euangelii an des newen Jares tag Luce am andern. Martinus Luther“, 1523. 4⁰; eine Ausgabe der Schrift des Lud. Hetzer (Fid. Butsch Catal. 28. S. 56): „Ain vrteil gottes vnsers ee gemahels, wie man sich mit allen götzen vnd bildnussen halte sol“, 1524. 4⁰; „Kayser. Majestet eroberung des Konigreiches Tunisi“, 1535. 4⁰ und „Concilium. Des allerheyligsten Herrn herrn Pauli des Dritten . . . Bapsts, Bulle . . .“ o. J. (1536). 4⁰. Ein Druck: „Ansuchen der fünff Niederösterreichischen Lande... vmb hülff . . wider . . den Türcken“, 1540. 4⁰ ist ihm und nicht Winckler gleichfalls mit hoher Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben, weil dieser sein Zunftgenosse es niemals versäumte, seine Werke mit seinem Namen zu bezeichnen. Das Buchdruckerzeichen des L. war (nach Geßner, Buchdruckerkunst III, 240) eine beiderseits mit einem Kreuze versehene Kugel, aus welcher ein Mastbaum emporsteigt, der oben eine Flagge mit einem weißen Kreuze, unter derselben aber einen Mastkorb und an diesem ein ausgespanntes Segeltuch zeigt.

Runge, Analecta Silesiaca I, Leipz. 1733. Schlesisches histor. Labyrinth, Breslau 1737. Breslauisches Jubelgedächtniß d. Buchdruckerk., Bresl. 1740. Walther, Silesia diplom., Breslau 1741. Scheibel, Gesch. d. Stadtbuchdruckerei in Breslau, S. 11—14. Weller, Repert. S. 470 und Supplem. S. 62. J. Franck.

Lyclama: Marcus L. van Nyeholt studirte an mehreren Orten, namentlich zu Heidelberg und Franeker, wurde 1597 Advocat am obersten Gerichtshofe Frieslands, Mitglied der Generalstaaten, 1604 Professor in Franeker, 1610 Gerichtsverwalter („Grietman“) in Nellingwerf. Als Mitglied einer Gesandtschaft ging er 1621 an den dänischen Hof und scheint sich bei diplomatischen Verhandlungen ausgezeichnet zu haben, indem der venetianische Gesandte Morosini ihn mit den Insignien des S. Marcusordens decorirte. Auch als Schriftsteller leistete er Hervorragendes in den Hauptwerken: „Membranarum s. Opinionum libri septem“, 1608. 1609. 1624. 1644 und „Benedictorum libri quatuor“, 1616. 1617. Namentlich wird gerühmt, daß er in vollem Gegensatze zu Zeitgenossen und später Lebenden, nur die Ergebnisse eigener, emsiger Studien veröffentlichte, niemals mit fremden Verdiensten sich schmückte. Verheirathet mit Peckia a Goslinga, aus welcher Ehe keine Kinder hervorgingen, verstarb er zu Anfang des Jahres 1626, überall tief betrauert.

Vriemoet 122—126. — Foppens 840. Teichmann.

Lycosthenes: Konrad L., gelehrter Philolog und Theolog im 16. Jahrh. Sein Geburtsort ist das Städtchen Ruffach im Oberelsaß (deshalb Rubeaquensis), wo er um das Jahr 1518 seinem Vater, dem Schultheiß Theobald Wolfhart und seiner Mutter, Elisabeth, einer Schwester des Konrad Pellicanus (vgl. Jod. Gallus, Bd. VIII, 348) geboren wurde. Seinen Familiennamen gräcisirte er später, der Sitte der Zeit folgend, in den obigen, dessen sich auch zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Sohn des Cyr. Spangenberg zu Straßburg, Wolfhart, als Schriftstellernamens bediente. Nachdem er mit Beihülfe seines Oheims Pellicanus den vorbereitenden Unterricht absolvirt hatte, bezog er siebenzehnjährig, die Universität Heidelberg, wo er sowohl Theologie und Philologie als auch besonders Geschichte studirte, zu welch' letzterer ihn eine besondere Neigung zog. In diesen Studien zeichnete er sich durch Fleiß und Kenntnisse so sehr aus und machte so rasche Fortschritte, daß er bereits 1539 mit der philosophischen Doctorwürde beehrt wurde. Im J. 1542 ging er zugleich mit seinem Studiengenossen Heinrich Pantaleon nach Basel, und hier sogleich zum Lehrer der Grammatik und Dialektik ernannt, trug er diese Disciplinen drei Jahre vor,

worauf ihm das Amt eines Diaconus und Predigers bei St. Leonhard übertragen wurde, welches er bis zu seinem Tode bekleidete. Aber die geistige Ueberanstrengung, welche ihm sein Predigtamt verbunden mit der Abfassung und Veröffentlichung zahlreicher gelehrter und umfassender Werke verursachte, zog ihm einen Schlagfluß zu, der ihm die rechte Hand lähmte, so daß er genöthigt war, von nun an zum Schreiben sich der linken Hand zu bedienen. Er überlebte jedoch diesen Anfall noch sieben Jahre und starb endlich am 25. März 1561, erst 43 Jahre alt. Wir verdanken L. eine große Zahl sehr wichtiger und theilweise noch heute mit Nutzen zu gebrauchender Werke. Die vorzüglichsten derselben, sämmtlich zu Basel gedruckt, sind: „Commentaria in Plinium jun. de Viris illustribus", 1547. 8°, eine Schrift, deren Verfasser bekanntlich Aurelius Victor ist, die man aber damals allgemein dem jüngeren Plinius zuschrieb; „Compendium Bibliothecae Gesnerianae", 1551. 4°; „Gnomologia ex Aenea Silvio s. Pio II.", 1551. Fol., wovon später Josias Simler (1574) und Jakob Fries (1583) vermehrte Ausgaben veranstalteten; „Julii Obsequentis liber de prodigiis", 1552. 8°; „Ptolemaei Geographia", 1552. 8°; „Officina J. Ravisii Textoris", 1555. 4°; „Epitome sententiarum Stobaei", 1557. 8°; „C. Dom. Brusonii facetiae", 1559. 4°. Als seine beträchtlichsten Arbeiten sind jedoch ohne Widerspruch zu betrachten seine: „Apophthegmatum sive responsorum memorabilium . . . ex autoribus priscis pariter atque recentioribus collect. Loci communes" . . . 1555. Fol.; in dem Quellenverzeichnisse der latinorum recentiorum begegnen auch Chytraeus, Seb. Münster, Vinc. Bellovacensis u. a. m.; „Parabolae s. similitudines ab Erasmo coll. in loc. comm. redact.", 1557. 4° und „Prodigiorum et ostentorum chronicon", 1557. Fol. m. Holzschn., ein merkwürdiges, seltenes und gesuchtes Buch, woraus noch im vorigen und diesem Jahrhundert Auszüge veranstaltet wurden; so erschienen: „Le livre des Prodiges par Conrad Lycosthènes" in Athenae Rauricae, 1778, 256. 271. 335 (Abbildungen und Erklärungen der Originalausgabe) und im Mag. pittor. 1853, 231–32; 271—72; 327—28. 1854, 143—44. Unter den Ausgaben aber der Apophthegmata und Similitudines gaben auch die Jesuiten, weil dieselben vom Concil zu Trient verdammt worden waren, die ersteren 1618 in ihrer Weise verkürzt und verstümmelt wieder heraus, ohne jedoch des ursprünglichen Verfassers im mindesten Erwähnung zu thun „superiorum jussu, unius e Patribus Soc. Jes. studio accurate recognita, ab omni obscoenitate et impietate expurgata". Im Manuscript hatte L. mehrere im Comp. Bibl. Gesner. angeführten Werke hinterlassen, u. a. eine Geschichte der Stadt Ruffach, von welcher Seb. Munster einen Auszug seiner Cosmographia einverleibte, und ebenso ein zahlreiches Material, das später durch seinen Stiefsohn Theodor Zwinger in dessen „Theatrum vitae humanae" Verwendung fand. Sein Bildniß findet sich bei Freher a. a. O. p. 164 und in den Icones Boissardianae Tab. CXCVIII. — Ueber ein Buch eines Augsburgischen Geistlichen „Bonifacius Lycosthenes oder Wolfahrt" (sic) um 1586 vgl. den Thesaurus libellorum (Leipz. 1870) S. 251.

Th. Zwinger, Praef. Theatr. vit. hum. Adami Vitae Theolog. Fol. 174a. Freheri Theatr. vir. erudit. p. 189—190. Clessius, Elenchus I, p. 430 bis 431. Niceron XXXI. Fabricius, Hist. Bibl. meae III, 106—107. IV, 330. Catal. Bunav. T. I. Vol. II. Jöcher II, 2619. Saxi Onom. III, 265. 634. Strobel, Gesch. d. Elsasses IV, 127. Grässe, Trésor IV, 310a. Zacher, Die deutschen Sprüchwörtersammlungen S. 14c. Wolf, Biographien I, 34, IV, 64. Theoph. Elychnius, Relatio ex Parnasso S. 30. 58. Der Verfasser ist der Straßb. Rathsreferent und Actuarius Gottlieb Dachtler.

J. Franck.

Lydius: Balthasar L., reformirter Prediger und Kirchenhistoriker, geb. 1577 zu Ulmstadt in der Pfalz, Sohn des Martin Lydius (s. u.). Von diesem erhielt er den vorbereitenden sprachlichen Unterricht und studirte zu Leyden Theologie unter Franciscus Junius und Wilhelm Coddaeus. Dort erwarb er sich die besondere Freundschaft des berühmten Scaliger, dessen Lectionen über griechische Litteratur er hörte, und zeichnete sich unter den Studirenden bald durch Eifer und Kenntnisse aus. 1602 übernahm er die Predigerstelle bei der reformirten Gemeinde, welche sich ins Geheim zu Herzogenbusch aufhielt. Als diese aber kurz nachher von den Katholischen ausgetrieben war, überließ sie ihren Prediger einstweilen der Gemeinde zu Dordrecht, wo er dann aber zwei oder drei Jahre später als ordentlicher Prediger angestellt ward und bis zu seinem am 20. Januar 1629 erfolgten Tode verblieb, indem er zugleich als Curator der lateinischen Schule und Bibliothekar eine eifrige Thätigkeit entfaltete. L. soll ein tüchtiger Prediger gewesen sein. Anfangs zeichnete er sich durch milde Verträglichkeit aus. Deswegen jedoch des Arminianismus verdächtigt, trat er den Remonstranten mit mehr Schärfe entgegen, ohne sich doch zu leidenschaftlicher Parteilichkeit hinreißen zu lassen. Am 13. Novbr. 1618 eröffnete er die Dordrechter Nationalsynode mit einer holländischen Rede in der Hauptkirche und einer lateinischen Ansprache im Versammlungssaale, wie er sie auch, nach ihrer Beendigung, mit einer Predigt über Jesaia XII, 1—3 schloß. Die Synode übertrug ihm die kurze Zusammenstellung ihrer Verhandlungen und die Abfassung eines katechetischen Lehrbüchleins: „Het cort begrip der christelycke leere“, wie auch eine Widerlegung des Petrus Cunaeus, welcher in seinen „Sardi venales, satyra menippea“ die Theologaster wegen ihrer Lieblosigkeit, starrsinnigen Rechthaberei und Thorheit mit scharfem Spotte gegeißelt und sich dadurch natürlich bei den Gegnern der Heterodoxie verdächtig gemacht hatte. In den beiden nächsten Jahren bezeichnet sich L. als Secretär der südholländischen Provinzialsynode; den remonstrantischen Predigern ein strenger, doch vorurtheilsloser Richter. Seine litterarischen Arbeiten riefen ihn aber bald von der Betheiligung an den kirchlichen Angelegenheiten zurück. Von seiner Hand erschien in Beverwyck's Epistolicae quaestiones, Rott. 1644 und 1655 eine Abhandlung „Super loco Mosis de cruentato sponsarum linteo et aliis virginitatis signis“ und „De Lyncuro lapide“, welche seine große Belesenheit darthun. Von dogmatischer Art sind seine „Twee vertoogen over den XII Zondag der Catechismi“ und „Geestelyck bruyloftsbancket ofte Meditatien over Cantic. Cantic. I: 12—14, waarby noch is gevoucht een christelyck gebedtboeck“, Dordt. 1617 und 1648. Dieses merkwürdige Gebetbüchlein ward 1629 auch allein herausgegeben und dem Jacob Cats gewidmet. Am meisten aber verdienen seine historischen Arbeiten der Beachtung. Sein „Cort Vertael van alle menschelycke insettingen der Roomsche Kercke“, Dordt. 1610, ist zwar nur eine von L. verbesserte Ausgabe eines Tractätleins, welches ein Unbekannter aus den Schriften Luitprand's, Martin Polonus, Platina's und Stella's gezogen hatte. Auch „die christelycke verwonderinge Christophori Severi over de wonderlycke gesichten van Ignatio Loyola“ ist eine im J. 1610 zu Dordrecht von L. herausgegebene Uebersetzung. Höhere Bedeutung hat aber seine selten gewordene Schrift „Wallensia, id est conservatio verae ecclesiae demonstrata ex confessionibus tum Taboritarum ante CC fere annos, tum Bohemorum, circa tempora reformationis scriptis“, Roterod. 1616/17 und 1622. Vriemoet legt ihm auch die „Facula accensa historiae Waldensium“ und den „Novus orbis sive de navigationibus primis in Americam“ bei. Von seiner Hand erschien auch eine Uebersetzung von Perrin's „Histoire des Vaudois et Albigeois“, Genev. 1618. L. schrieb auch mehrere lateinische und holländische Dichtungen, unter welchen seine „Apostrophe ad

Belgas", von Heynsius in seinen „Jambi" abgedruckt, sich besonders auszeichnet. 1603 heirathete er Aletta de Witt und hatte aus dieser Ehe zwei Söhne, Isaac und Martinus. Die Frau starb aber bald, worauf er 1608 Anna van der Myle heirathete, welche ihm gleichfalls zwei Söhne Jacob und Samuel gebar.

Schotel, Kerkel. Dordr. I bl. 259 vg.. Pacquot, Mem. liter. III. p. 368. Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb.

van Slee.

Lydius: Jacob L., Sohn Balthasars (s. o.), zu Dordrecht um 1610 geboren, erhielt dort an der lateinischen Schule den vorbereitenden Unterricht und studirte zu Leyden Theologie. Als ihm die Gemeinden zu Bleskensgraaf und Geertruidenberg 1632 eine Predigerstelle angeboten hatten, zog er die erstere um seines jugendlichen Alters willen vor und wirkte dort fünf Jahre. 1637 trat er, zugleich mit seinem Bruder Isaac, das Predigeramt in seiner Vaterstadt an und erhielt 1643 durch Vermittelung des bekannten Jacob Cats, den ehrenvollen Auftrag als Prediger die außerordentliche Gesandtschaft zu begleiten, welche die holländischen Staaten nach England abfertigten, um König Karl I. mit seinem Parlamente auszusöhnen. Diese Reise machte er sich besonders für wissenschaftliche Forschungen zu Nutze, und kam mit mehreren Gelehrten, welchen er von J. G. Vossius empfohlen war, in Berührung. 1645 war er in Dordrecht zurück und wartete dort unter großer Anerkennung seines Amtes bis der Tod ihn 1679 abrief. — L. war ein tüchtiger und bei seiner Gemeinde hochbeliebter Prediger, zeichnete sich aber vielmehr noch als selbständiger und scharfer Theolog, Historiker und Dichter aus, welcher um seiner classischen Bildung willen bei den vorzüglichsten Gelehrten seiner Zeit, wie Daniel Jonctys, Salomon van Til, J. G. Vossius, Josua Sanderus und Anderen einen guten Namen hatte und mit Anna Maria à Schuurman, J. Beverwyck und Jacob Cats (Bd. IV, S. 72) einen wissenschaftlichen Briefwechsel führte. Als Theolog widmete er sich besonders der Erklärung und kritischen Textverbesserung der H. Schrift durch Benützung der patristischen und classischen Litteratur, wie sich aus seiner „Florum sparsio ad historiam passionis Jesu Christi", Dord. 1672, Ultraj. 1701 ersehen läßt, in welcher er sich als bedeutender Kenner der biblischen Alterthumskunde zeigt, in seiner „Agonistica sacra sive syntagma vocum et phrasium agonisticarum, quae in s. scriptura, inprimis vero epistolis Pauli apostoli, occurrunt", Rott. 1657. Daventr. 1700 und von A. van Halen und A. du Ry ins Holländische übersetzt, Rott. 1746. Gleicher Art ist sein „Syntagma sacrum de re militari, necnon de jure jurando dissertatio philologica" von S. van Til nach Lydius' Tode 1698 zu Dordrecht herausgegeben, wie auch der „Dialogus de coena domini" und die „Hoffontein op het lyden van Jesus Christus", Dordr. 1650. — Weit größeres Aufsehen erregten aber seine polemischen Schriften, hervorgegangen aus dem Federstreite, welchen er mit dem Jesuiten Cornelius Hazart führte. Nach wiederholten Angriffen desselben gegen den Reformirten erschien von Lydius' Hand „De Roomsche Uylenspiegel, getrocken uyt verscheyden oude Roomsch-Catholycke legende boecken", Amst. 1671 und 1716, eine sogar witzige und durchweg recht scharfe Abfertigung, welche als ein Seitenstück zu Aldegonde's Byencorf zu betrachten ist. Noch im selben Jahre folgten „De Antwerpsche Uyl in doodtsnoot" und „Het overlyden van den Antwerpschen Uyl", und 1672 „Laatste olysel van den Antwerpschen Uyl in Doodtsnot", und nach Lydius' Tode „Laatste duyvelsdreck ofte ongehoorde grouwelen van Paepsche leeraars onser eeuwe", Dordr. 1689. Alle diese Schriften sind von Hazard mit großer Bitterkeit beantwortet worden. — Von bedeutendem historischem Werthe war sein „Belgium Gloriosum, cum notis", Dordr. 1668, im selben Jahre von einem Ungenannten übersetzt, aber dermaßen ungenau, daß L. selbst eine bessere holländische Uebersetzung „Het verheerlykte

ofte verhoogde Nederland", Dordr. 1668 besorgte. Diese Schrift bringt manche sonst unbekannte historische Documente, ist aber deswegen merkwürdig, weil sie um ihres Inhaltes willen von König Karl II. von England unter den Gründen der Kriegserklärung von 1672 aufgeführt wird. Gleichzeitig erschien auch von Lydius' Hand eine Sammlung lateinischer und holländischer Dichtungen, unter demselben Titel: „Belgium gloriosum ofte verheerlykt Nederland". Besondere Aufmerksamkeit erregten seine „Vrolyke uren des doodts ofte der wysen vermaeck", 1642, 1662, 1750 und „Sermonum convivalium libri duo, quibus variarum gentium, mores ac ritus in uxore expetenda, sponsalibus contrahendis, nuptiisque faciendis ac perficiendis enarrantur", Dordr. 1643, von Barlaeus in seinen „Faces Augustae" abgedruckt. Dabei verfaßte er eine „Praefatio et commentariolus ad monita amoris virginei", welche sich hinter den „Minneen Sinne-beelden" von Jacob Cats findet, und mehrere andere Lieder, welche sein hohes Verdienst als Sprachkenner und Dichter begründen.

Schotel, Kerkel. Dordr. I. bl. 395 vg.; Glasius, Godgel. Nederl.; van der Aa, Biograph. Woordenb. und die dort genannten Quellen.

van Slee.

Lydius: Martin L., Professor primarius der Theologie an der neugestifteten Hochschule zu Franeker, ein überaus gelehrter und zugleich friedliebender calvinistischer Theolog. Er war um 1539 zu Lübeck geboren, wohin sein Vater, der gelehrte und mit Geldenhauer befreundete Johann Lydius sich aus Deventer um des Glaubens willen begeben hatte. Die Intoleranz der Lutherischen bewog aber letzteren nach Ilefeld im Stolbergischen zu wandern, wo L. seinen vorbereitenden Unterricht an der vortrefflichen Schule des berühmten Michael Neander erhielt. Um 1564 begann er seine philosophischen und theologischen Studien zu Tübingen unter Heerbrand und Jacob Andreae und genoß auch den Unterricht des Martin Crusius im Griechischen. 1567 nach Heidelberg gekommen, ward er an Stelle des Paul Cnibbius nebst Zacharias Ursinus Vorsteher des Collegium Philosophicum. Diese Stelle gab er aber freiwillig wieder auf, als der Pfälzer Kurfürst Ludwig VI. die Heidelberger Universität in lutherischem Geiste änderte, und hielt sich zeitweilig zu Ulmstadt und Frankfurt auf, bis er nach Antwerpen zog und dann am 21. April 1579 einen Ruf als dritter Prediger nach Amsterdam erhielt. Erst im Mai des folgenden Jahres trat er dieses Amt an und erwarb sich bald durch seine Gelehrsamkeit und seinen sanftmüthigen Charakter ein so großes Ansehen, daß ihm der Vorsitz der 1582 zu Harlem gehaltenen nord- und südholländischen Synode und im folgenden Jahre der nordholländischen Synode zu Amsterdam übertragen wurde. Umsonst boten die Curatoren der Leydener Universität ihm 1585 einen Lehrstuhl der Theologie an; aber noch im selben Jahre wußte die Franeker Hochschule ihn für sich zu gewinnen, und am 29. Juli trat er dort nebst Lubbertus und Henricus Antonides van der Linden die theologische Professur an. Eifrigst erfüllte er nicht nur seine Amtspflichten, sondern führte auch eine gewissenhafte Aufsicht über Leben und Wandel seiner Studenten, und wiewol er nur einzelne Schriften herausgab, erntete er doch das Lob großer Gelehrsamkeit bei den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wie bei Lipsius, Scaliger, Meursius, Vossius, Beza, Paraeus und vielen Anderen, mit welchen er einen umfangreichen Briefwechsel führte. Besonders aber trat seine Friedsamkeit und Verträglichkeit hervor bei den schon damals ausbrechenden kirchlichen Zwistigkeiten. Daher bediente man sich seiner Hülfe zur Wiederherstellung des gestörten Friedens; so zu Bolsward 1586, zu Löwarden 1589. Um deswillen wünschte auch 1587 die Gemeinde zu Amsterdam ihn wieder an sich zu ziehen, als die Einmischung ihrer Prediger in die Leycester'schen Angelegenheiten dort wiederholte Unruhen

veranlaßt hatte. Er schlug aber diesen Antrag wie auch einen 1592 erneuerten Ruf nach Amsterdam aus. Wilhelm Ludwig von Nassau übertrug ihm 1589 und 1596 die Leitung der friesischen Provinzialsynode und mit Lubbertus und Menso Alting entwarf er 1594 eine Kirchenordnung für Groningen. Nicht minder bemühte er sich, um die 1592 erhobenen Zwistigkeiten mit Arminius zu stillen, dessen Interpretation von Röm. VII vielen zu Amsterdam anstößig gewesen war. Leider aber scheiterte dieser, von Uytenbogaert und Taffin unterstützte Versuch an dem immer kecker hervortretenden Calvinismus und an der Weigerung des Arminius, irgendwie nachzugeben. L. zeichnete sich unter seinen leidenschaftlichen Zeitgenossen durch große Sanftmuth und Milde aus, wie besonders seine „Apologia Erasmi“ beweist, welche sich in „Erasmi opera tom. X ed. Leidensis“ vorfindet. Von seinen Schriften erwähnen wir weiter einige lateinische Dichtungen, welche in den „Deliciis poëtar. Germanor.“ tom. III aufbewahrt sind. Besonderes Verdienst hatte seine Schrift „De formidabili illa classe Hispanica contra Anglos divinitus repressa ad Ps. CXXIV accommodata“, Franeq. 1589 und 1592, und 1619 ins Holländische übersetzt, wie auch eine „Oratio panegyrica ad Frisiae ordines, continens expositionem extremae necessitatis ac summae utilitatis disciplinam in scholis et praecipue academiis restituendo“, Franeq. 1595. Seine „Erklärungen der Weissagungen Nahum's und Maleachi's“, welche nur handschriftlich existirten, sind verloren gegangen. Als der Tod ihn am 27. Juni 1601 traf, hinterließ er zwei Söhne, Balthasar (s. o.) und Johann, welcher 1643 als Prediger zu Oudewater gestorben ist.

Vgl. Vriemoet, Athen. Fris. p. 20 sq. und H. C. Rogge im Kalender voor de protest. in Nederl. Jg. 1857. Bei Glasius, Godgel. Nederl. und van der Aa, Biogr. Woordenb. sind die Quellen für seine Biographie angeführt. van Slee.

Lynar: Moritz Karl Graf von L., geb. am 14. Febr. 1702, † 1768, Sohn des kursächsischen Kammerherrn und Oberamtsraths Friedrich Casimir v. L., Besitzers von Lübbenau in der Lausitz, aus dessen Ehe mit Eva Elisabeth v. Windischgrätz. Nach Absolvirung seiner Studien auf der Universität Wittenberg trat er in die sächsische Diplomatie ein und vermählte sich am 17. Novbr. 1728 mit Christiane Friederike Henriette, Tochter des Grafen Joachim Friedrich von Flemming. 1734 wurde er Gesandter in Berlin, bald darauf in Petersburg und hier geschah es, daß er durch seine auffallende Schönheit die Aufmerksamkeit der bereits dem Prinzen Anton Ulrich von Braunschweig bestimmten Prinzeß Anna (Elisabeth) von Mecklenburg in einer Weise auf sich zog, welche die Kaiserin Anna veranlaßte, 1735 seine Abberufung zu verlangen. Kaum aber hatte Anna von Mecklenburg sich 1740 nach der letzteren Tode der Regentschaft bemächtigt, als eine ihrer ersten Sorgen war, Lynar's Rückkehr zu betreiben und der sächsisch-polnische Hof ging um so bereitwilliger auf ihren Wunsch ein, je sicherer er auf diesem Wege das russische Cabinet für seine Pläne in Bezug auf Polen sowohl als auf Preußen günstig zu stimmen hoffen durfte. L. wurde der erklärte Liebhaber Annas, er genoß freien Zutritt in ihre Gemächer. Um ihr Verhältniß vor der Welt zu verdecken, verlobte sie ihn mit ihrer Favorithofdame Julie v. Mengden, einer Verwandten Münnich's, die sie auch veranlaßte 30 000 Thlr. Schulden für den Verschwenderischen zu bezahlen, und beabsichtigte ihn zu ihrem Oberkammerherrn zu ernennen. L. begab sich daher nach Dresden, um seinen Abschied aus sächsischen Diensten zu nehmen; auf dem Rückwege nach Rußland traf ihn jedoch die Nachricht von dem am 6. Decbr. 1741 erfolgten Sturze der Regentin. Er kehrte deshalb nach Dresden um und wurde dort Geheimrath, mußte aber trotz anfänglichen Weigerns seiner gewesenen Braut die

erhaltenen 30 000 Thlr. herauszahlen. Die Herrschaft Lübbenau erbte von ihm sein Bruder Rochus Friedrich.

F. Bülau, Geh. Geschichten und räthselhafte Menschen VIII, 354 ff.

Flathe.

Lynar: Rochus Guerini Graf zu L., Ingenieur, Architekt, General und Diplomat, Stammvater eines noch blühenden Grafen- und Fürstengeschlechts. Bei ungewöhnlich vielseitigem Streben erscheint er in einem wechselvollen und thatkräftigen Leben den willensstarken Charakteren der italienischen Renaissance verwandt. Als Sprößling eines vornehmen Hauses wurde er am 24. Decbr. 1525 zu Maradia im Florentinischen geboren und gemeinsam mit Cosmo de' Medici, dem nachmaligen Großherzoge von Toscana erzogen. Am Hofe des Herzogs Alphons I. von Ferrara weiter gebildet, begleitete er in jungen Jahren seinen Vater Giovanni Guerini auf dem Feldzuge Karls V. nach Tunis. Zurückgekehrt trat er in den Hofdienst des Herzogs Alessandro de' Medici in Florenz, den er verlassen mußte, um vor den Gegnern seines Vaters 1542 aus Italien zu flüchten. Er fand Aufnahme bei dem kunstliebenden Könige Franz I. von Frankreich, der ihn in Würdigung seiner Verdienste zu Kriegs- und Friedenszeiten als Ingenieur und Diplomaten verwendete. Im Jahre 1564 mit Anne de Montot vermählt folgte er, zum Protestantismus übergetreten, beim Ausbruche der Religionskriege 1568 als Feldmarschall dem Pfalzgrafen Johann Casimir von der Pfalz, dem Verbündeten der Hugenotten, nach Heidelberg. In kursächsischen Diensten bot sich ihm Gelegenheit, seinen Wirkungskreis durch Schloßbauten und Verstärkung von Festungsanlagen zu erweitern. Glänzende Anerbieten seiner florentinischen Heimath lehnte er auf Grund seines religiösen Bekenntnisses ab und stellte sich im J. 1578 dem Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg zur Verfügung. Gleichzeitig für die Interessen anderer deutscher Fürsten thätig, genoß er in hoher Stellung als Staatsmann das volle Vertrauen seines neuen Herrn. Stolz auf den Beruf als Baumeister, den er praktisch wie theoretisch ausübte, erließ er zur Wahrung seiner Ehre im J. 1574 einen denkwürdigen gedruckten Fehdebrief gegen einige von Vorurtheilen befangene deutsche Standesgenossen. Seine architektonischen Schöpfungen, deren Bedeutung in der Kriegsbaukunst nach der technischen und construktiven Seite liegt, sind durchgehends einfach und zweckdienlich gehalten. Der Festungsbau in Spandau, insbesondere die Citadelle auf der Insel, wo die Spree und Havel sich vereinigen, war sein Hauptwerk. Später befestigte er Küstrin und Peitz und betheiligte sich am Bau der Schlösser zu Oranienburg und Grunewald. Als Oberleiter sämmtlicher kurfürstlicher Bauten entfaltete Graf L. bei Erweiterung des Berliner Schloßbaues im Verhältniß zu den Leistungen seiner Vorgänger und Nachfolger eine nur untergeordnete Thätigkeit. Das sogenannte „dritte Haus", ein hohes zur Trennung der beiden großen Schloßhöfe von 1580 bis 1594 errichtetes Quergebäude entbehrt jeder Gliederung und decorativen Belebung seiner Façaden, läßt aber an dem wuchtigen Mauerwerk und den gewölbten Innenräumen der beiden unteren Geschosse die für L. charakteristische Solidität des Baues erkennen. In der Außen-Architektur entspricht diesem Querbau der hohe und schmale, von Nering durch ein Geschoß erhöhte Flügel, der mit einer Spindeltreppe versehen, der Spree zugekehrt ist. Die eifrigen auf die Förderung und Sicherung der staatlichen Wohlfahrt gerichteten Bestrebungen des Grafen L. galten verschiedenen Gebieten des Kulturlebens seiner Zeit. Zur Hebung einheimischen Kunsthandwerkes und industrieller Zweige zog er fremde Kräfte heran, legte auf Grund eingehender Studien Salz- und Eisenwerke an, verbesserte die Pulverfabrikation, Eisen- und Geschützgießereien und organisirte von Neuem das Waffen- und Munitionswesen in Brandenburg. — Als Zeugniß seiner frommen Gesinnung steht in der Nikolaikirche zu Spandau

ein ansehnlicher, durch kräftig stilisirte Formen der italienischen Spätrenaissance hervorragender steinerner Altar mit den von deutscher Künstlerhand aus Stucco hergestellten vortrefflichen Reliefbildnissen des Stifters und seiner Familie, sowie mit den Darstellungen des Abendmahls und des jüngsten Gerichts. Die Weihinschrift datirt vom 17. Juli 1582. In zweiter Ehe mit Margarethe von Thermo vermählt, starb Graf L. am 22. Decbr. 1596 zu Spandau im 71. Lebensjahre. Eine silberne von Dr. J. Friedländer veröffentlichte Medaille vom Jahre 1571 hat gleichfalls sein Porträt und das seiner ersten Gemahlin Anne de Montort bewahrt. Auszüge aus den wichtigen Tagebüchern des Grafen und der Gräfin zu L., welche für die Kenntniß der Sitten und Gebräuche in vornehmen Kreisen jener Zeit von Interesse sind, hat G. W. von Raumer in Ledebur's Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates, Bd. XVI mitgetheilt. Eine abschließende, auf archivalischen Quellenstudien beruhende Monographie sowie eine vollständige Publication der Tagebücher mit Commentar ist noch zu erwarten.

Vgl. Zwei Medaillen des Grafen Rochus von Lynar von Dr. Julius Friedländer in Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde, 2. Bd. 1865. S. 341—346. — Der Stiftungsaltar des Grafen Rochus zu Lynar, kurbrandenburgischen Baumeisters, in der Nikolaikirche zu Spandau (1582). Festschrift zum dreihundertsten Gedenktage von Peter Wallé. Mit einer Abbildung des Altars, einem Stammbaum des Grafen und Fürsten zu Lynar und einem Auszuge aus den gräflichen Tagebüchern des 15. Jahrhunderts, Berlin 1882. v. Donop.

Lynar: Rochus Friedrich Graf zu L. wurde am 16. Decbr. 1708 als der zweite Sohn des Grafen Friedrich Casimir zu L. auf dem Schlosse Lübbenau in der kursächsischen Niederlausitz geboren. Nachdem er seinen Vater schon 1716 verloren hatte, kam er, 16 Jahre alt, in das Haus des der Lynar'schen Familie eng befreundeten Grafen Heinrich XXIV. von Reuß-Plauen, eines frommen und einfachen Herrn, welcher der Regierung seines Ländchens mit gewissenhafter Sorgfalt sich widmete. Mit einem Sohne desselben, dem Grafen Heinrich VI., bezog L. 1726 die Universität Jena, die 1729 mit Halle vertauscht wurde, und machte dann, nach einem Besuche in Dänemark und Schweden, mit seinem Studiengenossen eine längere Reise durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und England, nach deren Beendigung er in dänische Dienste trat. Von König Christian VI. zum Kammerherrn ernannt (1733), arbeitete er zugleich in der deutschen Kanzlei zu Kopenhagen und fand so Gelegenheit, in den verschiedenen Zweigen des Dienstes sich auszubilden. Nachdem er eine Sendung nach Ostfriesland zur Regelung der Angelegenheiten der verwittweten Fürstin Sophie Caroline, Schwester des Königs, günstig erledigt hatte (1734), wurde er 1735 zu dem wichtigen Posten eines Gesandten am schwedischen Hofe berufen. Bevor er sich zur Uebernahme desselben nach Stockholm begab, vermählte er sich am 27. Mai 1735 zu Köstritz mit der Gräfin Sophie Marie Helene von Reuß-Plauen, ältesten Tochter des Grafen Heinrich XXIV. — Bis zum Jahre 1740 führte L. die Vertretung Dänemarks in Schweden, wo im Reichstage wie am Hofe die beiden Adelsparteien, die Rußland zuneigende unter Führung des Grafen Arwed Horn und die französische unter dem Grafen Karl Gyllenborg, sich heftig befehdeten; die von der dänischen Regierung vollzogene Erneuerung eines Subsidienvertrages mit England zu einer Zeit, als L. mit dem Grafen Gyllenborg wegen Abschluß eines russenfeindlichen Bündnisses in vertrauliche Verhandlungen getreten war, machte Lynar's Stellung in Stockholm unhaltbar und seine Abberufung nothwendig. Nach vorübergehender Beschäftigung bei dem schleswigschen Obergerichte zu Gottorp wurde er zum Amtmann in Steinburg (1742) und

bald darauf zum Kanzler und Präsidenten der Regierung des Herzogthums Holstein ernannt. Nachdem er 1746 zum wirklichen Geheimen Rath befördert war, übertrug ihm der König eine Mission an den Hof zu St. Petersburg (1749), welche den Zweck hatte, wegen der langjährigen Streitigkeiten mit dem Herzoge von Holstein-Gottorp durch Verhandlungen mit dem russischen Hofe zu einer friedlichen Verständigung zu gelangen und den als Nachfolger der Kaiserin Elisabeth anerkannten Herzog Karl Peter Ulrich von Holstein-Gottorp, nachmaligen Kaiser Peter III., für einen Verzicht des Gottorp'schen Hauses auf seine Rechte an den Herzogthümern Schleswig und Holstein zu gewinnen. Die Mission scheiterte; die mit Lynar's Abberufung 1751 abgebrochenen Verhandlungen haben indeß den Weg gebahnt, der später zu dem provisorischen Tractate von Kopenhagen vom 22. April 1767 und dem Definitivvertrag von Sarskoe-Selo vom 1. Juni 1773 geführt hat, durch welchen das Haus Holstein-Gottorp seine Rechte an Schleswig und Holstein zu Gunsten des dänischen Königshauses aufgab und für seinen Antheil an Holstein die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst in Tausch nahm. — Während der Petersburger Verhandlungen war in Kopenhagen der Staatsminister Graf von Schulin gestorben (13. April 1750) und L. vom König zum Nachfolger desselben bestimmt (Juni 1750). Allein seine Gegner am Hofe wußten diese Ernennung rückgängig zu machen; der König übertrug das für L. bestimmte Departement der auswärtigen Angelegenheiten dem Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff, und L. wurde bei seiner Rückkehr aus St. Petersburg (März 1752), obgleich vom König mit großer Auszeichnung empfangen, zum Statthalter der Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst ernannt. In Oldenburg, wo seine Stellung eine vorwiegend repräsentative war, fand er Muße, litterarischen Studien, an denen sein Interesse nie erkaltet war, sich wieder zuzuwenden; Uebersetzungen von Seneca's Schriften De clementia und De brevitate vitae, die in Hamburg 1753 und 1754 erschienen, der Versuch einer Paraphrase des Briefes an die Römer (1754) und des Briefes an die Hebräer (1756), sowie eine erklärende Umschreibung sämmtlicher apostolischer Briefe (1765) sind als die Früchte seiner Studien zu verzeichnen; auch einzelne politische Aufsätze und Gedichte entstanden, sowie eine Satire „Der Sonderling" (1761). Inmitten dieser Beschäftigungen erhielt er 1757 unerwartet den Auftrag nach der Schlacht von Hastenbeck die von der dänischen Regierung übernommene Vermittelung eines Waffenstillstandes zwischen dem Herzog von Cumberland und dem Marschall Richelieu auszuführen, und es gelang ihm, nach 5tägiger Verhandlung am 10. Octbr. 1757 die berüchtigte Convention von Kloster Zeven zu Stande zu bringen, welche mitten im Kriege eine schlagfertige Armee zur Unthätigkeit verurtheilte und Friedrich dem Großen in verhängnißvollem Augenblick seinen einzigen Alliirten abtrünnig machte. Im J. 1763 durch Verleihung des Elephantenordens ausgezeichnet, nahm L. im J. 1766 seinen Abschied aus dem dänischen Staatsdienst und zog sich auf die Herrschaft Lübbenau zurück, wo er am 13. Novbr. 1783 verstarb. Auch in seinen letzten Lebensjahren blieben neben den politischen Angelegenheiten namentlich kirchlich-theologische Sachen Gegenstände seines Interesses; 1770 und 1771 erschien von ihm eine erklärende Umschreibung der 4 Evangelien und 1772 ein Versuch in geistlichen Liedern. — „Subire ac perferre" war die Devise, welche Graf L. als Ritter des Danebrog sich wählte. Ueber der Durchführung dieses Wahlspruchs in seinem Leben hat ein eigenthümliches Verhängniß gewaltet. Die Gesandtschaft in Schweden und die Petersburger Mission schlugen fehl, die Convention von Kloster Zeven ging zu Grunde, und in den oldenburgischen Landen legt kein wichtiges Gesetz, keine große Verbesserung, keine gemeinnützige Anstalt der Gegenwart ein Zeugniß von der 14jährigen Thätigkeit des Grafen

L. ab. Gleichwol war derselbe ein Mann von hervorragender Bedeutung, die auch nicht dadurch gemindert wird, daß nicht jede Art öffentlicher Thätigkeit ihn in gleichem Maße ansprach. Die große Politik war das Feld, für welches Beruf und Neigung ihn bestimmt hatten; die nüchterne Schärfe und die Klarheit, mit welcher er die verwickeltsten Verhältnisse überschaute und beherrschte, die Gediegenheit und der Umfang seiner Bildung, die Gewandtheit in der Form und im Ausdruck, sein Reichthum an Welterfahrung und Menschenkenntniß stellen ihn in die erste Reihe der Staatsmänner seiner Zeit. Unter diesen aber tritt er als eine eigenthümliche Erscheinung insofern hervor, als er in seinen Gesinnungen die in der strengen Schule des Pietismus ihm anerzogenen Grundsätze nie verleugnete.

Jansen, Rochus Friedrich Graf zu Lynar (Oldenburg 1873). — Des weiland Grafen R. F. zu Lynar hinterlassene Staatsschriften und andere Aufsätze, 2 Bde. (Hamburg 1793). Mutzenbecher.

Lyncker: Ludwig Jakob Friedrich Wilhelm von L. wurde zu Pirmasens am 20. August 1780 geboren und starb als Generalmajor und Generalquartiermeister am 21. Juli 1844 zu Homburg v. d. H. beim Gebrauch des dortigen Bades. — Keine glänzende Jugend sollte das Wirken des später in so hohem Maße Gefeierten ankünden; frühe Entbehrungen schienen ihn für seine schwierige Laufbahn vorbereiten zu sollen. So wurde sein Vater, hessen-darmstädtischer Lieutenant i. P. zu Pirmasens, von da 1793 als Geisel nach Frankreich geschleppt. In dieser Noth unterstützte der kaum 13jährige Sohn die Mutter und half ihr durch Ertheilen von Schreib- und Leseunterricht über die schweren Nahrungssorgen. Die Gelegenheit, etwas Tüchtiges zu lernen, war indessen in Pirmasens sehr beschränkt, und darum war es für den Jüngling ein Glück, daß seine Eltern nach Freigabe des Vaters 1794 nach Darmstadt überzogen. Dort fand er in dem Artilleriehauptmann Haas einen tüchtigen Lehrer. Zeichnen und Mathematik wurden zuerst vor Allem getrieben, dann arbeitete L. bei der Terrainaufnahme, die sein Lehrer leitete, eifrig mit. Haas war es denn auch, welcher die Anstellung des jungen Mannes beim Militär und zwar im Ingenieurcorps veranlaßte. Bereits am 7. Mai 1803 avancirte der Fähnrich L. zum Secondelieutenant im großherzoglich hessischen Generalstab, in welchem er sein Leben hindurch verblieb. Höhere Mathematik und praktische Astronomie studirte der aufstrebende junge Mann vom 1. Juli 1804 bis 1. October 1805 zu Gotha unter der Leitung des berühmten Astronomen Zach. Der Krieg zwischen Napoleon einerseits und Rußland und Preußen anderseits 1806 und 1807 fand ihn im Felde. Bei der Belagerung von Graudenz nahm er diese Festung unter dem feindlichen Feuer topographisch auf, eine Aufnahme, die für die Belagerer von größtem Nutzen war und später in Kupfer gestochen im Buchhandel erschien. Kaum nach Hause zurückgekehrt, wurde L. am 16. Januar 1808 zum Ritter erster Classe des neu gestifteten großherzoglich hessischen Haus- und Verdienstordens und am 17. August dess. Jahres zum Premierlieutenant ernannt. Im Kriege Napoleons gegen Oesterreich (1809) erhielt er für sein Benehmen in der Schlacht bei Aspern die französische Ehrenlegion. Die Ruhe des kurzen Friedens benutzte L. zu wissenschaftlichen Arbeiten, unter denen seine „Anleitung zum Situationszeichnen" hervorzuheben ist. Sie kam 1811 in den Buchhandel, zeichnet sich durch klaren, gediegenen Text und die Schönheit der Vorlegeblätter aus und hat mehrere Auflagen erlebt. Der russische Krieg rief ihn von diesen Arbeiten ab. Als Chef des Generalstabs des großherzoglich hessischen Contingents machte er den ganzen Feldzug mit. Wenige Tage nach der Heimkehr, am 14. Januar 1813, wurde er zum Capitän erster Classe ernannt. Die Feldzüge von 1813, 1814 und 1815 fanden ihn ebenfalls an der Spitze des hessischen Generalstabs.

verschiedene hohe Orden, darunter der russische St. Annenorden 2. Classe, das Commandeurkreuz 2. Classe des hessischen Haus- und Verdienstordens, belohnten seine Verdienste. — Bald nach der Rückkehr aus den Feldzügen wurde der vielseitig brauchbare Mann wieder mit wichtigen Aufträgen betraut. Es beschäftigte ihn die Liquidation zwischen Hessen und Baden, die Isenburger Militärangelegenheiten, die Mainzer Festungsverhältnisse, dann landesmilitärische Verhandlungen. Auch begann er wieder seine militärisch-wissenschaftlichen Vorträge. Im Winter 1817/18 trug er Waffenlehre und Heerverfassungslehre, im Winter 1821/22 Heerführung vor. Diese Vorlesungen wurden von jüngeren und älteren Offizieren mit Vorliebe besucht und trugen nicht wenig dazu bei, den wissenschaftlichen Sinn des hessischen Offiziercorps zu erhalten und zu kräftigen. — Am 14. Juni 1820 avancirte L. zum Oberstlieutenant und am 8. Oct. 1822 wurde er zum Commandeur des Generalstabes ernannt. Außer seinen zahlreichen Arbeiten, die er zum Behufe der Reorganisation des hessischen Contingents und seiner möglichsten Gleichstellung mit andern Contingenten veranlaßte, ist als von besonderem wissenschaftlichen Interesse hervorzuheben die von ihm angeordnete topographische Aufnahme des Großherzogthums Hessen. Die desfallsigen Arbeiten begannen unter seiner Leitung bereits im Jahre 1823 und er erlebte die Freude, die Aufnahme von $^{1}/_{25000}$ beendigt zu sehen. Mehrfach wurde L. zu den Arbeiten zwecks Reorganisation des deutschen Bundesheeres herangezogen. Zahlreiche Reglements für das Heer, insbesondere für das 8. Bundesarmeecorps, dem die hessischen Truppen angehörten, sind von ihm ausgearbeitet. Im Auftrage des Bundes vorgenommene Inspicirungen führten ihn in andere Bundesstaaten. Seine letzten Arbeiten bezogen sich auf das Projekt einer gemeinschaftlichen Karte der das 7. und 8. Armeecorps bildenden Staaten. — Im Inwie im Auslande gewürdigt, sollte die Anerkennung des ausgezeichneten Mannes mit seinem Verdienste gleichen Schritt halten. Am 19. Febr. 1827 avancirte er zum Obersten und am 26. August 1840 zum Generalmajor. Zahlreiche höhere Orden wurden ihm verliehen; auch wurde er am 30. Mai 1835 von seinem Großherzog in den erblichen Adelstand erhoben. Walther.

Lyncker: Nikolaus Christoph Reichsfreiherr v. L. (auch Linker), Herr auf Dammer in Schlesien, Erbherr zu Flurstädt und auf Kötschau im Stifte Merseburg, kaiserlicher Reichshofrath und staatsrechtlicher Schriftsteller; geb. am 1. April 1643 zu Marburg, † am 28. Mai 1726 zu Wien. Die Lyncker sind ein angesehenes, seit Anfang des 13. Jahrhunderts in ununterbrochener Reihe nachweisbares Geschlecht aus Oberhessen und der Wetterau, welches sich schon frühzeitig in zwei Linien schied. Stifter der noch bestehenden protestantischen, reichsfreiherrlichen Hauptlinie und zugleich Gründer deren Glanzes ist unser L. — Die katholische, gewöhnlich „Linker-Lützenwick" geschriebene Hauptlinie wurde 1816 mit dem k. k. Kämmerer, Clemens Wenzel Freiherrn v. L., Herrn von Schlüsselburg in Böhmen, in den erbländisch-österreichischen Grafenstand erhoben. — L., der Sohn des hessischen Universitäts-Rentmeisters Aegidius L. († 1677), bezog nach dem Besuche des Gießener Gymnasiums im Alter von 16½ Jahren (August 1659) die Universität Jena, und im nächsten Jahre die Universität Gießen. Nach vollendeten Rechtsstudien ertheilte er dort (1662) einigen Adeligen Privatunterricht in den Institutionen, erwarb am 15. März 1664 die Licentiaten-, am 30. Juni 1668 die juristische Doctorwürde, gab 1669 seine dem Landgrafen Ludwig gewidmeten Protribunalia heraus, welche später zu Nürnberg 1732 und 1737 in 2. und 3. Auflage erschienen, und erhielt am 3. Juli 1670 die außerordentliche Professur für Staats- und Lehnrecht an der Gießener Hochschule. — Obwol seine Vorträge mit ungetheiltem Beifalle aufgenommen wurden, folgte

er doch im December 1673 einer Einladung des Herzogs Joh. Georg als Hof- und Regierungsrath nach Eisenach, und beim Abgange Johann Strauch's von Jena einem Rufe an dessen Stelle, wo er im Mai 1677 seine erste Vorlesung de superioritate territoriali hielt, und zugleich Beisitzer des Schöppenstuhles sowie des Hofgerichtes wurde. — Wie bereits früher, so ergingen auch jetzt an L. mehrfache Anträge zur Uebernahme von Syndicaten oder Lehrstühlen, die er jedoch ausschlug, worauf ihm 1680 beim Rücktritte Georg Ad. Struve's auch dessen Professur der Decretalen und die Würde des Primarius übertragen wurden. Gegen Ende des nämlichen Jahres (nach Strieder: 1678) fungirte L. als kaiserlicher Commissarius in Quedlinburg zur Hebung der Streitigkeiten zwischen dem brandenburgischen und braunschweig-lüneburgischen Hofe, ging hierauf als Abgeordneter des sächsischen Hauses an das Reichskammergericht nach Speyer, und im März 1682 im Namen des Herzogs Friedrich von Gotha nach Wien, nachdem er vorher in einer anderen Rechtssache Friedrichs Straßburg besucht hatte. Am 17. Januar 1687 zum wirklichen geheimen Rath in Weimar ernannt, begab er sich am 11. Juni 1688 von dort nach Wien, um nach dem Ableben Joh. Georg's für die Herzöge von Sachsen-Eisenach und Weimar das Investiturrecht ihrer Lande zu empfangen. Seine Abordnung stieß wegen seiner bürgerlichen Abkunft bei dem kaiserlichen Oberstmarschallamte auf Anstand, welch Letzteres auch die mit sechs Pferden „in fiocchi“ beanspruchte Auffahrt Lincker's ablehnte. Hieraus entspann sich ein Ceremonial- und Etiquettestreit mit weitwendigem Schriftenwechsel, in dem sich unser L. durch seine Deductionen sowie durch Aufzählung von Präcedenzfällen als gründlicher Kenner des Staatsrechts und der Reichsgeschichte erwies. Schließlich setzte er auch zu großer Befriedigung seiner Regierung durch, daß er am 15. September in einem sechsspännigen Staatswagen, empfangen von der Schweizergarde, seine Auffahrt nach der Hofburg halten durfte, wo sodann die feierliche Belehnung stattfand. Wenige Tage später, am 7. October 1688 verlieh ihm Kaiser Leopold den Reichsadelstand. Auch in der Heimath zeichnete man den Neugeadelten durch weitere Rangerhöhungen aus; am 10. Juli 1695 wurde ihm die Stelle eines Consistorialpräsidenten, und am 23. August 1701 die höchste Würde in den weimaranischen Landen, nämlich jene eines Geheimen-Rathspräsidenten nebst der Oberaufsicht über die Universität Jena übertragen, nachdem ihn Kaiser Leopold laut Diplom vom 7. August 1700 „in gnädigster Erkentniß trew geleisteter Dienste und meritten“ unter Wappenmehrung in den erblichen Freiherrnstand erhoben hatte. Als 1706 abermals eine Belehnung der sächsischen Fürsten nothwendig wurde, reiste L. zum dritten Male nach Wien, und nahm dort im nächsten Jahre seinen dauernden Aufenthalt, da ihn Kaiser Leopold durch Decret vom 17. März 1707 zum Reichshofrath auf der Herrenbank mit 4000 fl. und dem üblichen Adjutum ernannt hatte. Nur ungerne ließ man den Gefeierten aus der Heimath ziehen, und gab ihm manches Zeichen warmer Verehrung. So überreichte ihm beim Weggange im Juni 1707 u. A. die Jenenser Rechtsfacultät eine (zwei Foliobogen umfassende) höchst schmeichelhafte allocutio apodemica, und Loeber besang den Scheidenden in einem Panegyrikus, welcher — im schwülstigen Geschmacke jener Zeit gedichtet — den Titel trägt: „Die aufgewachsenen Cedern des Reichsfreiherrn v. L.“ (Jena 1707; 4°, 48 S.). L. gehörte zu jenen Publicisten, welche mit Wort und Schrift für möglichste Ausdehnung der kaiserlichen Gewalt in die Schranken traten, und genoß deshalb auch in Wien hohes Ansehen, ja er galt dort allgemein als der erste Staatsgelehrte seiner Zeit. Solche Ueberschätzung seiner wissenschaftlichen Bedeutung mehrte die Zahl der Gegner und Neider; er gerieth in neue litterarische Fehden, deren er schon früher ein Paar hatte ausfechten müssen. Von letzteren hat die sogenannte „Lyncker-Stryck'sche“

wegen der Kampfweise und ihres ungewöhnlichen Umfanges in der gelehrten Welt ein gewisses Aufsehen erregt, und wurde deshalb zum Oefteren beschrieben (ausführlich von Hellbach, S. 46 u. folg.; dann in den Hallischen Beitr. I., S. 406 u. ff.; ferner in Beyer's Gesch. Hall. Gel. I. 333 u. folg. und anderwärts). Zu dieser schließlich zwischen den Hallenser und Jenenser Juristen geführten Fehde gab Professor Joh. Brunnemann in Frankfurt a./O. († 1672) unbewußt den ersten Anstoß, welcher über 300 Stellen aus Bened. Carpzow's Schriften als irrig bekämpfte. Geraume Zeit später sprach sich unser L. für Carpzow's Lehren aus, während Stryck, Brunnemann's Schwiegersohn, in des Letzteren Fußstapfen trat. 1697 wollte Wilhelm Ernst Schmidt, ein Schüler Lyncker's, unter dessen Vorsitze eine Streitschrift: „Trutina doctrinarum Jo. Brunnemani Jct quibus a Bened. Carpzovio et dissentiendum sibi existimavit“ öffentlich vertheidigen, und der Studirende Jak. Brunnemann zu Halle (ein Neffe des vorerwähnten Professors) als Opponent auftreten. Letzterer jedoch nicht zugelassen, bekämpfte nun den veröffentlichten Theil der Streitschrift, welchen er nicht undeutlich L. selbst zuschrieb, mit großer Bitterkeit. Trotzdem vollendete W. E. Schmidt seine Dissertation mit Ausnahme der Schlußzeilen in einem ruhigen Tone; worauf Brunnemann die ganze Dissertation zu widerlegen suchte. — Fast gleichzeitig griffen drei Hallenser anonyme Schriften L. als angeblichen Verfasser der „Trutinae“ in derbster Weise an. Nun tauchten in beiden Lagern Schriften um Schriften voll Gehässigkeit auf, und man trachtete besonders, sich an L. zu reiben. Aber auch Stryck wurde als bekannter Gegner Lyncker's von dessen Anhängern in die Händel hineingezogen; er antwortete 1698 mit einer „modesta calumniarum Jenensium depulsio“. Um sich an diesem zu rächen, wies L. unter seinem versetzten Namen: „Caroli, Sylbandi, Nicei in Stryck's Tractat „de actionibus“ (2. Aufl. 1699) 5465 Fehler und Irrthümer nach! Diese „Monita plus quam quinque millia“ etc. (Frankfurt u. Leipzig 1699, 4⁰) wurden zwar auf Stryck's Betreiben in Halle confiscirt, erschienen jedoch später unter dem veränderten Titel: „Experimentum solidae ac immobilis jurisprudentiae“ etc. Schließlich gab der Historiker Schubert in Jena alle in diesem ebenso unerquicklichen wie unfruchtbaren Streite erwachsenen Schriften unter dem für L. beleidigenden Namen: „Absurda Lynckeriana“ heraus, wofür sich dieser dadurch rächte, daß er die von Schubert sehnlichst angestrebte Berufung auf einen juristischen Lehrstuhl hintertrieb. — L. war ein vielseitiger Lehrer, ein fleißiger Geschäftsmann und ein äußerst fruchtbarer Schriftsteller, der sich nur wenige Stunden Schlaf gönnte, und an den üblichen Zerstreuungen des gesellschaftlichen Lebens keinen Gefallen fand. Das ehrendste Denkmal seines eisernen Fleißes ist die 1724 zu Wien ausgegebene, muthmaßlich von ihm selbst gefertigte Liste seiner Schriften. In Folio gedruckt umfaßt sie 2½ Bogen und zählt 193 Nummern, darunter allerdings viele Dissertationen und mehrere handschriftliche Entwürfe. Als besonders nennenswerth verdienen Erwähnung dessen „Instructorium forense“ etc. (1691; 2. Aufl. 1698, Fol.; 3., von J. Chr. Fischer in 2 Thln. besorgte Auflage; P. I. 1752, P. II. 1756), sowie dessen „Consilia et responsa juris“ etc. (Vol. I. 1704, 2. Aufl. 1710; Vol. II. 1715, 2. Aufl. 1737 und 1744, Fol.); dann „Praescript. publicae lectionibus inaug. praemissae“ (1697, verm. 1723; eine Zusammenstellung von 24 mit Summarien versehenen Programmen Lyncker's). — Auch seine staatsrechtlichen Elaborate waren hochgeschätzt, obwol er sich auf diesem Gebiete zu sehr von den Grundsätzen des römischen Rechtes beeinflussen ließ; von den reichskammergerichtlichen Schriften war namentlich sein Werk „Ueber die Extrajudicial-Appellation“ sehr verbreitet, welches 1672 zu Gießen, 1679 und 1737 zu Jena verlegt wurde. — Haftet auch an Lyncker's Behandlung der Stoffe ein gewisser pedantischer Zug, so wird dieser immerhin

aufgewogen durch den praktischen Sinn, die Belesenheit und die reichen Erfahrungen, worüber der Autor gebot, und die er in seinen Werken zu verwerthen weiß.

In den letzten Lebensjahren körperlich sehr gebrechlich, starb L. hochbetagt als Reichshofrath am 28. Mai 1726 und wurde im damaligen Kloster Montserrat bei den Schwarz-Spaniern bestattet; wenige Jahre vorher (1721) hatte er sich selbst in lateinischer Sprache seine ausführliche Grabschrift gefertigt. — Lyncker's Porträt wurde viermal in Kupfer gestochen; von dem Holländer Peter Schenk (1699, Fol.), von Krügerer (4°), von E. Heinzelmann (Groß-Fol.); das beste und größte Blatt hat der Augsburger Stecher Bernhard Vogel geliefert, welcher hierzu eine von Auerbach in Wien nach dem Leben gefertigte Zeichnung benützte. Eine hübsche Denkmünze auf den gefeierten Juristen hat der Medailleur Wermuth geprägt, deren Avers zeigt Lyncker's Brustbild, auf dem Revers malt Minerva das Lyncker'sche Wappen mit der Devise „Virtute oculi in manus". Das genaueste Verzeichniß der Schriften Lyncker's (muthmaßlich nach des Verfassers eigener Zusammenstellung) lieferte Hellbach S. 55—123, welcher nach Lyncker's eigenen, genauen Aufschreibungen, dessen Leben in einem „biographischen Versuche" erschöpfend geschildert hat. — Ueber die staatsrechtlichen Schriften gibt Pütter (Litter. d. deutsch. St.-Rechtes, Thl. I, S. 269 bis 271; II. 353); über die reichskammergerichtlichen Fahnenberg (Litter. d. kaiserl. R.-K.-Ger. S. 91, 247, 266, 211) Aufschluß.

Aus der Ehe, welche L. 1676 mit Margaretha Barbara, der Tochter des sächsischen Leibarztes Widmarkter abgeschlossen hatte, gingen mehrere Kinder hervor, von denen der älteste Sohn Ernst Christian L. (geb. 27. März 1685, † 1750 als markgräflich Ansbachischer geheimer Rath und Justizraths-Präsident) mit sechs Söhnen das Geschlecht fortsetzte. Von diesen sechs Söhnen, welche sämmtlich bei verschiedenen Fürsten zu hohen Würden emporstiegen, verdient besonders der vierte, Heinrich Ferdinand Christian, nähere Erwähnung. Geboren am 28. Juli 1728 in Ansbach, studirte er nach dem Besuche des dortigen Gymnasiums in Halle die Rechtswissenschaft, wurde später Regierungsrath in Meiningen, trat sodann in fürstlich schwarzburgische Dienste und starb 1811 zu Arnstadt als fürstlicher Kanzler und Consistorialpräsident. Zweimal verheirathet und 1802 mit Flurstädt und Kötschau mitbelehnt, wurde er Gründer der jüngeren thüringischen Linie und hat sich durch einige publicistische Schriften, insbesondere durch sein dreitheiliges Werk: „Römisch-Königliche Wahlcapitulation Ihrer Kaiserlichen Majestät Joseph's des Zweiten" ꝛc. (1783, 4°) in der literarischen Welt einen geachteten Namen erworben.

(Nik. Christoph L. u. Familie), Kneschke's Adels-Lexikon Bd. V, S. 566 bis 570 und die daselbst zahlreich Aufgeführten. — Strieder, Hess. Gelehrt.-Gesch., Bd. V, S. 178—216. — Joh. Chr. Hellbach, N. Chr. R.-Freih. v. L., ein biograph. Versuch. (Eisenach 1789.) Kl. 8°, 164 S. und die im Vorberichte Genannten. — (Heinr. Ferd. Chr. L.), Weidlich, Biograph. Nachr. ꝛc., Bd. I, S. 483; dann Nachtr., Zusätze ꝛc. 175. Eisenhart.

Lys: s. Lis, Johann, Bd. XVIII, 748.

Lyser: Michael L., Arzt, im Anfange des 17. Jahrhunderts in Leipzig geboren, hatte zuerst in seiner Vaterstadt, später in Kopenhagen unter Thomas Bartholin studirt und bei demselben längere Zeit die Stelle eines Prosectors bekleidet. Später ging er nach Italien, erlangte in Padua die Doctorwürde und begab sich sodann nach Nykjöbing (auf der dänischen Insel Falster), wo er in einem noch jugendlichen Alter am 20. December 1660 gestorben ist. — L. betheiligte sich an den Untersuchungen von Bartholin über das Lymphgefäßsystem; wie Rudbeck behauptet, soll L. der eigentliche Entdecker des Systems

gewesen sein und Bartholin sich die Entdeckung angeeignet haben. Außer zwei kleinen academischen Schriften („De auditu“, 1653, und „De sphacelo cerebri“, 1656) hat L. ein anatomisches Handbuch „Culter anatomicus, hoc est methodus brevis, facilis ac perspicua, artificiose humana corpora incidendi“ veröffentlicht, welches zuerst im J. 1653 erschien, demnächst fünf Auflagen, die letzte im J. 1731 erlebt und eine deutsche und englische Uebersetzung erfahren hat, die erste Schrift, in welcher Anweisung zum anatomischen Präpariren gegeben wird und ebenso genaue, wie zweckmäßige Angaben über Einrichtung der anatomischen Theater ꝛc. enthalten sind, die übrigens Original ist und von der reichen Erfahrung des Verfassers Zeugniß gibt.

Vgl. hierzu Haller, Bibl. anatom. I. 450. A. Hirsch.

Lysius: Heinrich L., geb. am 24. October 1670 zu Flensburg, † am 16. October 1731 zu Königsberg, ein lutherischer Theolog und Pädagog. Sein Vater Joh. L. war Propst, Assessor des Oberconsistoriums und Pastor zu St. Marien in Flensburg, und war im Stande, seinen Kindern eine gründliche gelehrte Bildung zu verschaffen. Im J. 1687 bezog L. zuerst die Universität Jena, darauf im folgenden Jahre Leipzig. Dort 1689 durch Krankheit am weiteren Studium gehindert, mußte er dann im Hause seines Vaters die Genesung abwarten, bis er im Stande war, im J. 1690 seine Studien in Königsberg fortzusetzen. Hier blieb er bis 1693; nur einmal durch einen längeren Aufenthalt bei seinem Vater unterbrach er die hier zugebrachte Studienzeit. Der Einfluß, den die damaligen Lehrer in Königsberg, v. Sander, Dreier, Pfeiffer, welche der synkretistischen Schule zuneigten, auf ihn ausübten, war nicht nachhaltig. Dagegen ergriff er die andere geistige Bewegung, welche damals in steigendem Maße die Gemüther aller Vorwärtsstrebenden mit sich zog, den Pietismus mit der vollen Entschiedenheit seines tiefen und charaktervollen Gemüths. Schon im elterlichen Hause war ihm von väterlicher wie mütterlicher Seite das Erbtheil lebendiger Frömmigkeit zu Theil geworden, und da sich zu dem widrige Erfahrungen mit einem ihm vorgesetzten, streng orthodoxen Geistlichen gesellten, so war es erklärlich, daß er sich zur Gemeinschaft der im Lande wie in ganz Norddeutschland zerstreuten Pietisten hingezogen fühlte. Eine im J. 1694 unternommene Reise über Berlin nach Halle zur Inauguration der neugestifteten Universität Halle führte ihn in die Bekanntschaft mit den Häuptern der neuen Richtung, Spener, Francke, Breithaupt, ein, und er wurde von diesen als Bundesgenosse und Mitarbeiter anerkannt und für weitere Wirksamkeit ins Auge gefaßt. Diese fand sich nach einigen Jahren. Durch den Tod seiner beiden Eltern 1694 und 1695 ward ihm die Pflicht auferlegt, für seine jüngeren Geschwister Sorge zu tragen. Er ging deshalb nach Flensburg zurück 1695, verheirathete sich daselbst und mußte verschiedene Reisen nach Danzig, Schweden, Norwegen und Dänemark 1695—98 in häuslichen Angelegenheiten unternehmen. Da traf ihn ein Ruf Spener's zur Uebernahme eines Pfarramtes in der Altmark 1701. Schon war er, eingedenk eines Gelübdes seines Vaters, der ihn zum geistlichen Amte bestimmt hatte, zu diesem Zwecke 1701 nach Berlin gegangen, als sich zwar diese Berufung wegen Uneinigkeit der Patrone zerschlug, dagegen ihm auf Empfehlung von Spener ein anderes, viel bedeutenderes Amt angeboten wurde, nämlich das eines außerordentlichen Professors der Theologie in Königsberg. Damit war zugleich die Direction einer vor wenigen Jahren aus privaten Anfängen neu gegründeten königlichen Schule verbunden, die seit der Krönung 1701 den Namen des Collegium Fridericianum erhalten hatte. Gern nahm er diese Berufung an, und nachdem er in Halle unter Breithaupt 1702 den Grad eines Doctors der Theologie erlangt hatte, siedelte er noch in demselben Jahre nach Königsberg über und trat sein schwieriges Doppelamt an. Mehr als 31 Jahre

hat er hier gewirkt und nach Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten und Hindernisse, die ihm die Ungunst der Verhältnisse, der Neid seiner Collegen und die geringe Dotation der neuen Anstalt verursachten, endlich das Ziel erreicht, das Collegium Fridericianum zu einer der besuchtesten und angesehensten höheren Schulen Königsbergs zu erheben. Noch jetzt besteht diese Anstalt in Segen. Obwol ihm als einem Fremdling und Pietisten von Seiten der Geistlichkeit und des Consistoriums nur gehässige Anklagen und stete Opposition entgegen gebracht wurden, so fehlte es ihm doch nicht an treuen Freunden und Förderern seines Werkes. In der Ferne unterstützten ihn A. H. Francke und Spener mit Rath und Zusendung von geeigneten Hülfsarbeitern. Vornehmlich war für ihn von vorzüglichem Werth die treue Mithülfe seines Freundes und Geistesgenossen, des Holzkämmerers Theodor Gehr, eines Anhängers von Spener (der die erste Anregung zu der neuen Schule gegeben hatte). Auch in der Regierung fanden sich einzelne Gönner der neuen Anstalt, und insbesondere war es der König Friedrich I., der diese seinen Namen führende Anstalt nicht fallen ließ, und ihm selbst vielfache Beweise seines Vertrauens schenkte. So gelang es ihm, eine Kirche, verbunden mit der Schule, zu erbauen und hier in dem sonntäglichen Gottesdienste eine zahlreiche, ihm ergebene Gemeinde um sich zu versammeln. Der Einfluß, der hierdurch auf die Stadt Königsberg und weiterhin auf die ganze Provinz ausgeübt wurde, war ein nachhaltiger und bis in die Gegenwart noch fühlbar. Auch seine äußere Stellung wurde nach und nach durch Beförderung zu höheren Aemtern eine gesichertere und ehrenvolle. Im J. 1707 wurde er ordentlicher Professor, 1715 Consistorialrath und dritter Hofprediger an der Schloßkirche, und erhielt er zugleich die Inspection über die Schulen und Kirchen in dem litthauischen District des Königreichs Preußen. Der König Friedrich Wilhelm I., der ihn hatte predigen hören, hat ihm persönlich dies Amt übertragen. Zweimal wählte ihn der Senat zum Rector, zehnmal verwaltete er das Decanat seiner Facultät. Im J. 1721, als er zum Primarius und Senior der theologischen Facultät avancirt war, wurde er zum Pastor der Stadtkirche und Inspector bei den Schulen im Löbenicht ernannt. Allen diesen Aemtern hat er mit seltener Treue und Ausdauer bis an sein Ende vorgestanden. Seine Feinde waren inzwischen gestorben, seine Freunde und Schüler an ihre Stelle getreten, und trotz vieler Enttäuschungen, die er an seinen eigenen Anhängern erleben mußte, konnte er doch bei seinem Tode mit Befriedigung auf sein reichgesegnetes Tagewerk zurückblicken.

Vgl. Acta Borussica III. 1, 3; 1731. Hier seine Biographie. — Arnoldt's Historie der Königsbergischen Universität, II, 1746. — Horkel, Der Holzkämmerer Theodor Gehr und die Anfänge des Königl. Friedrichs-Collegiums zu Königsberg. (Königsberg 1855.) — Evangel. Kirchenzeitung 1881, Nr. 34.

Erbkam.

Lyskirchen: Constantin und Johann v. L., Vater und Sohn, zwei der vortrefflichsten Männer in der Reihe der Kölnischen Bürgermeister. Constantin v. L. hatte sich auf der Hochschule seiner Vaterstadt eine vollendete wissenschaftliche Ausbildung erworben; im J. 1530 geschah seine Immatriculation. 1541 in den Rath gewählt, fanden seine seltenen Fähigkeiten und sein Biedersinn eine fortwährend steigende Anerkennung. Bei den wichtigsten und schwierigsten Verhandlungen war seine Stimme eine der einflußreichsten, und für die Geschäfte mit auswärtigen Höfen und Corporationen war er eine stets gesuchte Persönlichkeit. Der verlebte Freiherr Dr. v. Mering besaß Briefe von ihm, aus London und aus Antwerpen an den Rath von Köln geschrieben, in welchen er, gemeinsam mit dem Syndicus Dr. Heinrich Suderman, Bericht erstattet über ihr Wirken in den ihnen aufgetragenen hanseatischen Angelegenheiten. Der Senat erhob ihn

im J. 1554 zur Bürgermeisterwürde, und zehnmal, zuletzt im J. 1581, kam er an die Regierung. Vermählt war er mit Elisabeth, der Tochter des Ritters Georg Hackeney, und der Hackeney'sche Edelhof auf dem Neumarkte, an dessen Besitz seine Gemahlin durch die Erbfolge mit einem Drittel betheiligt war, wurde von ihm bewohnt und in seinem glänzenden Rufe erhalten. Ein Zeuge dafür ist der bekannte Dechant des Marienstiftes zu den Staffeln (Maria ad gradus), Georg Braun, der 1572, als er den ersten Band seines großen Städtebuches „Civitates orbis terrarum“ herausgab, in dem die Abbildung von Köln begleitenden Texte sagt: „Prae caeteris autem egregie culta est domus Nobilissimi viri D. Constantini Lyskirchij, Amplissimae huius Reipubl. hoc tempore D. Consulis, cuius magnificentissimae et sumtuosa structura aedificatae aedes, praecelsa turri conspicuae, totum forum novum venuste condecorant.“ Von dem gelehrten Verfasser dieses topographischen Hauptwerkes vernimmt man aber auch, wie Constantin v. L. sich seine weiten Reisen nach mancher Richtung hin zu Nutz machte, und wie er wissenschaftliche Unternehmungen in edelsinniger Weise durch Mittheilung des Gesehenen und Gesammelten unterstützte. Nachdem Georg Braun in der Vorrede des ersten Bandes ähnlicher Gefälligkeit mehrerer anderen Personen seinen Dank gespendet, fährt er fort: „Idem etiam singulari animi propensione fecit generis virtutumque splendore Clarissimus vir ac Dominus D. Constantinus Lyskirchius, Florentissimae Reipubl. Coloniensis primarius hoc tempore Consul, cuius spectabilis omnique officiorum genere a nobis observanda dignitas, earum urbium oppidorumque descriptionibus opus hoc nostrum adauxit, quae ex Africa, Asia et India, pauci unquam ante depictas viderunt.“ Auf dem 54. Blatte, der Ansicht von „Canonor“, wiederholt Braun im Texte eine Dankesäußerung an den Bürgermeister. Als sein Todestag findet sich der 11. December 1581 angegeben. Seine Beerdigung geschah in der Kirche des Prediger- oder Dominicanerklosters.

Constantin's Sohn, Johann v. L., erlangte ebenfalls die höchste freireichsstädtische Würde und hat von 1595—1607 fünfmal als regierender Bürgermeister den Stab geführt. Gleich seinem Vater war er den Künsten und Wissenschaften in hohem Grade zugethan. Stephan Broelman, der ihm eine Tafel seines 1608 erschienenen archäologischen Werkes „Epideigma“ widmete, preist ihn als „Musarum omnium Maecenatem laudatissimum“. Karl Utenhoven, der als Dichter und Gelehrter in großem Rufe stand, empfing mannichfache Auszeichnungen von ihm. Matthias Quad, der mit Utenhoven gleichzeitig in Köln lebte und demselben in seinem Werke „Teutscher Nation Herrlichkeit“, S. 424, ein ehrendes Andenken gestiftet hat, erzählt unter Anderem von seinem Freunde: „Der Edle Herr Joannes Lißkirchen Burgemeister hatte jhn seines hohen verstants wegen sonderlich in Ehren gehalten.“ Die Künstler erfreuten sich nicht weniger seiner Gönnerschaft und man weiß, daß überhaupt in dieser Familie die Kunstliebe eine sich forterbende Eigenschaft war. Geldorp Gortzius malte ein meisterhaftes Bildniß Johann's in der Bürgermeister-Amtstracht, das sich bis in die 1830er Jahre in Köln erhalten hatte, dann aber leider weggekauft worden ist. Auch mit mehreren anderen Sprossen des Lyskirchen'schen Hauses hat sich der Pinsel des trefflichen Malers beschäftigt, wie denn noch gegenwärtig das städtische Museum das Bildniß eines Bruders dieses Bürgermeisters, nämlich des Propstes zu St. Georg, Constantin v. L., bewahrt, das auf der Rückseite der Tafel eine interessante Inschrift hat. Auch besaß um 1863 der Maler Engelb. Willmes ein Geldorp'sches Bildniß eines Herrn v. L. mit dem Maler-Monogramm nebst der Jahreszahl 1604 unter dem Familienwappen. Der Kupferstecher Crispin de Passe hat in seinen Kunstleistungen mehrere Beweise seiner Verpflichtungen gegen den verehrten Bürgermeister hinterlassen. Im J. 1601 widmete er ihm

die schöne Folge: XII Sibyllarum icones elegantissimi, und auch sein Bildniß hat er in einem kunstvollen, feinen Kupferstiche ausgeführt. Johann v. L. war mit Elisabeth Cort (auch liest man Courths) vermählt. Einer seiner Söhne und einer seiner Enkel, beide mit dem von Alters her in der Familie besonders beliebten Taufnamen Constantin, wurden Bürgermeister. Erst im J. 1808 ist das Geschlecht, eines der ältesten und edelsten in Köln, mit der Aebtissin des Prämonstratenser Klosters zu Füssenich bei Zülpich, Maria Felicitas Francisca Josepha v. L., gänzlich ausgestorben. Merlo.

Lysthenius: Georg L. (List, Lysthen), ein Thüringer und sächsischer Theologe, geb. 1532 zu Naumburg, studirte anfänglich zu Jena, nachher zu Wittenberg. Zuerst bekleidete er die Pfarrstelle in dem Dorfe Roßbach, das durch den Sieg Friedrichs II. berühmt geworden, von 1561 an; dann kam er 1566 als Diaconus nach Weißenfels; 1567 wurde er zum Superintendenten in Liebenwerda, 1572 aber zum Hofprediger in Dresden und Beichtvater des Kurfürsten August befördert. Somit wurde er nach und nach immer weiter ostwärts geführt und zu immer höheren Aemtern befördert. An dem durch Kurfürst August von Sachsen, nach Unterdrückung des „Kryptocalvinismus", seit 1575 betriebenen Concordienwerke betheiligte sich L. eifrig, wohnte im Februar 1576 dem Convente zu Lichtenberg, im Mai und Juni desselben Jahres dem zu Torgau bei; nur bei der letzten Bearbeitung der Concordienformel war er nicht zugezogen. Nachdem Kurfürst August 1586 gestorben war, hielt er als Hofprediger eine der Leichenpredigten, welche in Dresden stattfanden; dieselbe ist noch vorhanden, breit und weitschweifig, gehörig devot. Nun aber begann für ihn eine schwere Zeit voll Anfechtung und Erniedrigung. Weil er gegen den sogenannten Kryptocalvinismus eiferte, wurde er unter dem Nachfolger, Kurfürst Christian I., durch dessen Geheimenrath Nicolaus Krell beseitigt, worauf er 1590 die Stelle des Pfarrers und Superintendenten in Weißenfels, wo er 20 Jahre zuvor Diaconus gewesen war, annahm. Als er aber dort der Abschaffung des Exorcismus bei der Taufe, welche 1591 betrieben wurde, sich widersetzte, sollte er auf Befehl von Dresden aus verhaftet werden; es gelang ihm jedoch, mit Hülfe der Nachsicht von Seiten der Beamten, nach Magdeburg zu entweichen. Da starb am 25. September 1591 Kurfürst Christian I. Unter der vormundschaftlichen Regierung Friedrich Wilhelms von Sachsen-Weimar durfte mit anderen wegen des Exorcismus oder schon früher entlassenen Theologen auch L. zurückkehren, wurde in sein Amt als Hofprediger zu Dresden wieder eingesetzt, und starb als solcher 1596. Gelehrte Schriften hat er nicht herausgegeben, sondern nur theils Predigten und ein Gebetbüchlein, theils confessionelle Streitschriften erscheinen lassen. (Vgl. übrigens den Artikel: Georg Listenius, Bd. XVIII, S. 778.) Lechler.

Lysura, Johann v. L. (Lyseranus), s.: **Johann** v. Lieser, Bd. XIV, S. 466.

Landfermann*): Ludwig Dietrich Wilhelm L., Schulmann, 1800 bis 1882, wurde am 28. August 1800 in Soest in Westphalen als der Sohn eines Pfarrers geboren. Nachdem er das Archigymnasium der Vaterstadt unter dem Rectorate des trefflichen J. F. Reinert (s. d.) besucht, studirte er von 1820 an in Göttingen und Heidelberg Philologie und Geschichte. Seine hervorragende Betheiligung an der Burschenschaft, insbesondere eine auf dem Burschentage im Odenwald 1822 von ihm gehaltene Ansprache machte ihn der Polizeibehörde ver-

*) Zu Bd. XVII S. 591.

dächtig; im Februar 1824 wurde er verhaftet und zunächst nach Berlin gebracht, bald darauf nach dem Schlosse in Köpenick übergeführt. Die im October 1824 von der preußischen Regierung erlassene „Amtliche Belehrung über den Geist und das Wesen der Burschenschaft“ führt L. unter den „geständlichen und überführten Mitgliedern des geheimen hochverrätherischen Bundes“ auf, welche „durch Irrlehren exaltirt in größere Verirrungen und Vergehungen gerathen“ seien. Er selbst äußerte zwanzig Jahre später, daß er mit seinen Freunden „auf den Staffeln der Empörung schon ziemlich hoch gestiegen“ gewesen. Zu langer und schwerer Haft verurtheilt, wurde er im März 1825 auf die Citadelle in Magdeburg gebracht und dort bis zu seiner Begnadigung (8. Mai 1829) festgehalten. Sittlich gereift und auch durch ernste Studien — trotz vielfacher Erschwerungen — gefördert, kehrte er in die Heimath zurück, legte vor Ablauf eines Jahres die wissenschaftliche Staatsprüfung ab und begann zu Ostern 1830 seine Lehrthätigkeit am Gymnasium seiner Vaterstadt Soest. Bereits Anfang August d. J. trat er an das Gymnasium in Elberfeld über, zunächst noch als Hülfslehrer (unter fortdauernder Polizeiaufsicht!); nach Vollendung des Probejahres wurde er im März 1831 als ordentlicher Lehrer angestellt. Die kraftvolle Wucht seines offenen Wesens, sein milder Ernst, sein ungewöhnliches Lehrgeschick und seine wissenschaftliche Tüchtigkeit verschafften ihm sehr bald die allgemeinste Anerkennung auch außerhalb seines amtlichen Kreises; als er nach kurzer Amtsdauer Ostern 1832 Elberfeld verließ, um eine ihm angetragene Oberlehrerstelle in Soest anzunehmen, stand bei der Elberfelder Behörde bereits der Entschluß fest, ihn bei der ersten Gelegenheit zurückzuberufen. Auch in Soest war seines Bleibens nicht lange; bereits Ostern 1835 wurde er zum Director des Gymnasiums in Duisburg ernannt. Dieses Amt hat er sechs Jahre hindurch geführt, für Lehrer und Schüler ein trefflicher, nicht immer milder, aber stets gerechter und wohlwollender Leiter, welcher den Ruf der Anstalt auf Jahrzehnte hinaus begründet hat. Die Erfahrung freilich, daß die Uebernahme einer Schulleitung recht bald viele idealistische Vorstellungen vergehen läßt, blieb ihm auch nicht erspart; „primus inter pares“ sein zu wollen, gab er bald auf. Im J. 1841 bot sich dem Elberfelder Scholarchate die Gelegenheit, L. wieder zu gewinnen; er nahm die ihm angetragene Direction des dortigen Gymnasiums an, freudig bewegt von dem Gedanken, wieder unter der bergischen Jugend — deren Sinn und Wesen er einst gegen F. W. A. Diesterweg's hartes Urtheil liebevoll vertheidigt hatte — sein Arbeitsfeld zu haben. Unvorhergesehene Differenzen jedoch, welche zwischen der Staatsregierung und der Elberfelder Wahlbehörde, dem Presbyterium der reformirten Gemeinde, über die Patronatsrechte und insbesondere über die Instruction des Directors ausbrachen, verzögerten den Antritt des neuen Amtes; ehe der Streit zum Austrag gekommen war, wurde L. bereits als Regierungs- und Schulrath an das Provinzial-Schulcollegium in Koblenz berufen (Herbst 1841). Hiermit beginnt die segensreichste Wirksamkeit seines Lebens. Nicht oft hat ein Mann in dieser Stellung, welche so leicht zu rein mechanischer Verwaltungsthätigkeit verleitet, einen so tiefgehenden Einfluß auf die innere Entwicklung des höheren Schulwesens geübt, den Directoren ein treuer Berather, den Lehrern ein wahrhaft erhebendes Beispiel dafür, wie auch die bescheidenste Thätigkeit durch eine ideale Auffassung der Pflicht veredelt wird. Feind „aller Phrase, alles Scheinwesens, der didaktischen Hyperbel, des Encyklopädismus“, wies er immer wieder auf die einfachen und edlen Mittel und Aufgaben unserer höheren Jugenderziehung hin, ließ Jeden gern sich nach eigener Art entwickeln, ohne durch formalistische Anordnungen zu hemmen, aber auch ohne Nachsicht gegen Ueberhebung und Zuchtlosigkeit. Und weil er gern vertraute, fand er auch selbst Vertrauen und gab dadurch seinem Amte eine Bedeutung, die weit über das gewöhnliche Maß

hinausreichte. Die wahrhaft liberale Gesinnung, welche in dem edlen Gleichmaße seines ganzen Wesens ihren Ausdruck fand, die überzeugungstreue Liebe zum königlichen Preußen wurde auch durch das Jahr 1848 nicht erschüttert; als er im J. 1849 in das Abgeordnetenhaus gewählt wurde, hat er dort mit seinen Freunden Bethmann-Hollweg, Matthis und Anderen gegen rechts und links mäßigenden und fördernden Einfluß geübt. Auch an der Generalsynode von 1846 hatte er hervorragenden Antheil genommen. — Die Jahre der Reaction, welche einen schroffen Parteimann an die Spitze der Rheinprovinz brachten, waren für L. Zeiten vielfacher Sorgen; die wiederholten Versuche, ihn aus seiner Stellung zu verdrängen, scheiterten glücklicherweise an der besonnenen Ruhe, mit welcher er auch Kränkendes abzuwehren wußte. Nach Eintritt der Regentschaft wurde er dagegen durch die Ernennung zum Geheimen Regierungsrath ausgezeichnet. Als dann Bethmann-Hollweg ihn in das Ministerium zu ziehen suchte, lehnte er diese Anerbietungen ebenfalls ab; sein Wunsch war, dauernd in den rheinischen Landen bleiben zu können. Nur einmal ist er später hierin wankend geworden: nach der Wiedereroberung des Elsaß stellte er, der 70jährige, sich zur Verfügung, wenn man ihn für die Neugestaltung des dortigen höheren Schulwesens verwenden wolle. Man ging auf dieses Anerbieten nicht ein; welchen Antheil L. aber an dem Wohle des neuen Reichslandes nahm, bewies er durch die Ueberweisung seiner bedeutenden Bibliothek an die Straßburger Universität, nachdem der einzige seiner Söhne, welcher sich dem Schulfache gewidmet hatte, bei Gravelotte gefallen war. Im Herbst 1873 begehrte L. seinen Abschied, den die damalige preußische Unterrichtsverwaltung nur nach wiederholten Versuchen, ihn im Amte zu erhalten, gewährte; er zog sich nach Weinheim a. d. Bergstraße zurück und starb hier am 14. August 1882, fast 82 Jahre alt. — Von seinen nicht sehr zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten und für ihn charakteristischsten: „Der evangelische Religionsunterricht auf Gymnasien", 1846; „Zur Revision des Lehrplans höherer Schulen", 1855, und „Gedichte", für Freunde gedruckt 1857.

Bouterwek, Gesch. der Lat. Schule zu Elberfeld, 1865, S. 182 u. 209; Hoche, Festschrift und Festrede zum Elberfelder Gymnasial-Jubiläum, 1874; Jäger, Zum Gedächtniß D. Landfermann's, 1883; Hollenberg, Eine Erinnerung an D. W. L., 1882. R. Hoche.

Lasker*): Eduard L., preußischer Parlamentarier und Publicist, geb. 14. October 1829 in Jaroczyn (Kr. Pleschen, Reg.-Bez. Posen), empfing als viertes der sechs Kinder des strenggläubigen jüdischen Kaufmanns Daniel L. in der Jugend tiefgehende Eindrücke eines echt harmonischen Familienlebens und des Wesens seines durch Humanität und Pflichttreue angesehenen Vaters, der als eine Patriarchengestalt geschildert wird. Zuerst durch Hauslehrer unterrichtet, besuchte er seit 1841 das Elisabeth-Gymnasium in Breslau. Den Wunsch nach dem Studium der Medicin gab er auf des Vaters Einsprache auf und studirte in Breslau zwei Jahre Mathematik und Astronomie. Im J. 1848 bewahrte er zwar in politischen Verbindungen eine gemäßigte Richtung, betheiligte sich dann aber in der akademischen Legion unter R. Blum an den Kämpfen Wiens gegen Windischgrätz. Die Niederwerfung jener Bewegung reifte seinen Entschluß, sich in anderer Art an der Lösung der Zeitfragen zu betheiligen. Deshalb studirte er bis 1850 in Breslau und Berlin die Rechte, wurde 1851 Auscultator beim Berliner Stadt-, dann beim Kammergericht und studirte nach der Referendarprüfung drei Jahre in England die dortigen öffentlichen Einrichtungen. 1856 zurückgekehrt, wurde er 1858 Assessor beim Berliner Stadtgericht,

*) Zu Bd. XVII S. 735.

ohne nach den damals herrschenden Grundsätzen als Jude Aussicht auf endgültige Anstellung zu haben. Daher auch publicistisch thätig, erregte er 1861 Aufsehen durch staatsrechtliche Aufsätze in Oppenheim's „Deutschen Jahrbüchern für Politik und Litteratur". In einem dieser Aufsätze bezeichnete er als den „Grundbegriff der verfassungsmäßigen Regierung eine innige Verschmelzung der königlichen und der parlamentarischen Macht". Nachdem er in der Conflictzeit vielfach als politischer Redner in Berliner Versammlungen aufgetreten und sich auch schriftstellerisch der politischen Wirksamkeit ganz zugewendet hatte, ward er im März 1865 an Stelle Temme's für den vierten Berliner Wahlbezirk ins Abgeordnetenhaus gewählt. Seine warme Beredtsamkeit war es, wodurch er den Sieg über den schon länger im politischen Leben thätigen Candidaten, Stadtrichter Hiersemenzel davontrug. Als Mitglied der Fortschrittspartei war er nur an den letzten zum großen „Conflict" gehörenden Beschlüssen des Abgeordnetenhauses betheiligt: 1865 an der Ablehnung der Militärnovelle und der Mehrkosten der Armeeorganisation, im Frühjahr 1866 an den Beschlüssen wegen Lauenburgs. Wesentlich anders ward jedoch Lasker's Stellung, nachdem seine Partei durch die unter dem Eindruck der großen kriegerischen Erfolge Preußens am 3. Juli 1866 stattgehabten Wahlen, insbesondere den Verlust von 60 Mandaten eine starke Warnung bezüglich ihrer Opposition erhalten hatte. Im Besitz des bisherigen Mandats gehörte er bezüglich der Gesetze über die Indemnität, den außerordentlichen Geldbedarf der Militär- und Marineverwaltung und die Dotirung des Staatsschatzes zu der zustimmenden Hälfte seiner in Hinsicht der Taktik gegen die Regierung gespaltenen Partei. Ersteres Gesetz wurde von ihm besonders befürwortet. Als er zur Vorlage bezüglich jenes Geldbedarfs den Zusatz beantragte, daß der Rest der 60 Millionen, welcher etwa nicht für die vom Landtage gebilligten Zwecke ausgegeben zu werden brauche, zur Tilgung von Staatsschulden verwendet werden solle, ging die Regierung zwar darauf ein, Bismarck konnte aber „dem Drange nicht widerstehen", zu bitten, die Sache weniger vom Standpunkte eines Rechenexempels, sondern von einem großen politischen Gesichtspunkte zu beurtheilen. Diese Art des Gegensatzes zwischen beiden Männern setzte sich Jahre lang in vielen Fragen fort und wurde von Bedeutung für die spätere parlamentarische Entwicklung. Zwei Punkte waren in der von 24 Abgeordneten, worunter L. mit 14 Genossen von der Fortschrittspartei, am 24. October 1866 erlassenen offenen Erklärung gleichmäßig betont: hinter der Unterstützung der Regierung, welche die deutsche Einheit vorzubereiten bestrebt ist, sollte die Wahrung der verfassungsmäßigen Rechte nicht nachstehen, ja in der inneren Landesverwaltung sollten die Schritte der Regierung noch nicht mit Vertrauen begleitet werden. In der That stand L. auch nachdem er am 17. November mit 18 Genossen eine „neue Fraction der nationalen Partei" begründet, in Fragen letzterer Art noch in der Opposition; in der Frage des 41-Millionen-Pauschquantums für die Militärverwaltung bewirkte er aber gegen die Fortschrittspartei eine den liberalen Standpunkt wahrende Lösung. Bei einer vorübergehenden Besorgniß vor einer illiberalen Wendung trat L. in der Bewegung für die Wahlen zum ersten Reichstag des Nordbundes in Berlin für entscheidende Mitwirkung des Parlaments bei Gesetzgebung und Steuerbewilligung, sowie für die Grundrechte von 1848 auf; als aber Graf Bismarck in diesem Reichstage bei Berathung der Bundesverfassung das Budgetrecht und ähnliche Forderungen hinter große Gesichtspunkte zurückstellte, zog L., Abgeordneter des ersten Berliner Wahlbezirks, eine Reihe von Anträgen zur strengeren Wahrung constitutioneller Rechte zurück. Aufnahme fanden jedoch seine Anträge auf Einbeziehung des Obligationen-, des Straf- und Handelsrechts unter die Sachen des Bundes, bezüglich des Eintritts der süddeutschen Staaten und der Straflosigkeit wahrheitstreuer Parlaments-

berichte. Bei letzterem Punkte bezeichnete Bismarck Lasker's Behauptung, daß sonst die Freiheit litte, als „eine übertriebene Declamation blos ornamentalen Charakters". Vincke gegenüber hatte L. erklärt, seine Partei sei „schon bis an die äußerste Grenze des Möglichen gegangen"; wegen obiger Zugeständnisse aber erhielt er von den Wählern ein Mißtrauensvotum und wurde von der Fortschrittspartei im Abgeordnetenhause heftig angegriffen. In der am 12. Juni 1867 von L. und 54 Genossen zur Beruhigung erlassenen Erklärung war, unter Hinweis auf die Schwierigkeit, einen monarchischen Bundesstaat mit den Bedingungen des constitutionellen Rechts in Einklang zu bringen, anerkannt, daß Unvollkommenheiten Eingang in die Bundesverfassung gefunden hätten und dadurch Gefahren entstanden seien, fortan aber müsse „der volle Einfluß der Volksvertretung auf die Staatsgeschäfte erstrebt werden". Die Wahlen zum ersten ordentlichen norddeutschen Reichstag (31. August 1867) gaben den Nationalliberalen Recht, wenn auch L. das Mandat für Berlin mit dem für den zweiten Meininger Bezirk (Saalfeld-Sonneberg) vertauschen mußte; um so heftiger aber wurden sie von der Fortschrittspartei bei den Wahlen zum Abgeordnetenhause bekämpft, obgleich der Ausschuß der Nationalliberalen, zu welchem L. gehörte, sich im Aufruf vom 15. October 1867 für Verdrängung der „Reste des altpreußischen Feudalismus" durch „freisinnige Einrichtungen aus den neuen Provinzen" ausgesprochen und Lasker's Freund Oppenheim in einem Aufruf für Berlin betont hatte, daß die Nationalliberalen alle noch anwendbaren Sätze des Programms der Fortschrittspartei von 1861 aufrecht erhielten. Aber die Kluft blieb bestehen, und nachdem v. Bennigsen bei Auflösung des Nationalvereins (11. November 1867) ein ferneres Zusammengehen mit der Fortschrittspartei als „Hinderniß des Vorwärtskommens" bezeichnet hatte, begann die Zeit größerer Annäherung der Nationalliberalen an den Kanzler. L., welcher bei den Wahlen vom 7. November 1867 statt des Berliner Mandats das für Magdeburg erhalten, setzte in der Session des Landtags bis Februar 1868 trotz Bismarck's Widerspruch einen Beschluß für ein Gesetz zur Erläuterung des die Redefreiheit der Abgeordneten schützenden Artikels der Verfassung durch, in Folge dessen der Justizminister Graf Lippe zurücktrat, und bewirkte trotz Leonhardt's starkem Widerspruch die Abschaffung von Hülfsarbeitern beim Obertribunal. Obwol das Streben der Nationalliberalen, im Reichstag frühere Zugeständnisse durch Ausbau der Verfassung in ihrem Sinne wieder wett zu machen, im April 1868 in der Frage des Bundesschuldenwesens von Bismarck vereitelt und als „Streben nach Machterweiterung" bezeichnet war, konnten sie sich doch in der Flottenfrage nicht entschließen, es auf einen Conflict ankommen zu lassen. L. regte den 18. Juni 1868 das Nothgewerbegesetz an und die im Frühjahr 1869 von der Partei angeregten, zum Theil durch L. eingeführten Fragen wegen verantwortlicher Bundesministerien und der Ausdehnung der Zuständigkeit des Bundes auf das gesammte bürgerliche Recht wurden vom Kanzler sympathisch aufgenommen. Doch auch bei solchen Fragen trat letzterer Lasker's Art und Weise entgegen. Am 21. Mai 1869 verglich er ihn mit einem Dichter, dessen Gabe etwas Gefährliches habe und dem man das Staatswohl nicht unterordnen könne. An den durch den Einklang der Partei mit Bismarck 1867—70 zu Stande gekommenen umfassenden Bundesgesetzen wirthschaftlicher Befreiung, welche eine große Umgestaltung socialer Verhältnisse bewirkten, hatte L. durch seine Thätigkeit in den Commissionen wie im Plenum großen Antheil. Die Schilderung dieser Gesetzgebung im Berichte des Parteivorstands vom Juni 1870 ist von L. verfaßt. Seinen Antrag vom 24. Februar 1870 wegen Aufnahme Badens in den Nordbund zog er zurück, nachdem der Kanzler denselben für einen politischen Fehler und unzeitigen Schritt erklärt hatte; dagegen ließ er sich, abweichend von der Mehrheit der Partei,

auch durch die Drohung mit dem Scheitern des Strafgesetzbuchs nicht bewegen, der Todesstrafe zuzustimmen. Im September 1870 suchte L. durch einen Aufenthalt in den süddeutschen Hauptstädten die zwischen diesen und dem Hauptquartier in Versailles schwebenden Verhandlungen wegen Eintritts in den Nordbund zu erleichtern. Auf seinen Antrag beschloß der Reichstag die dem König am 18. December 1870 in Versailles überreichte Adresse bezüglich der Kaiserwürde. Die vom ersten deutschen Reichstag den 30. März 1871 beschlossene Adresse mit zutreffender Hervorhebung der Bedeutung des neuen Reichs war von L. verfaßt. 1870 wurde er Rechtsanwalt in Berlin, seine ganze Thätigkeit ging aber in der Beschäftigung mit gesetzgeberischen Arbeiten auf. Von ungemeinem Fleiß und Eifer pflegte er das betreffende Material sich so rasch anzueignen, daß er schon in der Fraction den Genossen die Arbeit erleichterte. So kam es fast von selbst, daß der behende Beherrscher des Stoffs lange Zeit fast in den meisten Fällen im Plenum als Wortführer der Partei auftrat, ohne daß er übrigens darum in dieser stets die Entscheidung gegeben hätte oder als alleiniger Führer anzusehen gewesen wäre, wenngleich seine „Berliner Autographische Correspondenz" als Parteiorgan galt, deren Artikel viele Zeitungen in den Provinzen zur Direction für die Parteigenossen abzudrucken pflegten. Lasker's Parlamentsreden waren von großer Klarheit, aber meistens weitschweifig und in einem eigenthümlich belehrenden Tone gehalten. Von besonderer Gewandtheit erwies er sich in rascher und correcter Abfassung von Anträgen und Resolutionen. Der von L. den 15. November 1871 veranlaßte Reichstagsbeschluß wegen der Zuständigkeit des Reichs über das bürgerliche Recht wurde vom Kanzler gefördert; dagegen trat dieser mit größter Schärfe einem Antrage Laskers zum Gesetze wegen Vereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Reiche entgegen: in der Zumuthung, die Belastung dieses Landes mit Anlehen an die Zustimmung des Reichstags zu knüpfen, erblickte Fürst Bismarck „einen decidirten Ausdruck des Mißtrauens". Im Allgemeinen erreichte, wie seine Partei, so auch L. selbst den Höhepunkt erfolgreicher Wirksamkeit in den J. 1872 und 1873. Im Abgeordnetenhause gab er den 13. Februar 1872 Bismarck Anlaß zu der bedeutungsvollen Rede über das Schulaufsichtsgesetz und im Reichstag trat er, Mai 1872, für Aufhebung der itio in partes sowie für die particularistischen Neigungen der Einzelstaaten auf. Nach Ablehnung seiner Vorschläge wegen des Oberrechnungshofs und seiner humanen Anträge zum Militärstrafgesetz konnte er freilich Klagen über zu geringes Entgegenkommen der Regierungen nicht unterdrücken, und nachdem beim Reichsbeamtengesetz die Partei unter seiner Führung geschlagen war, trennte er sich von ihr beim Jesuitengesetz aus juristischen Bedenken; mit großem Nachdruck aber hob er im November 1872 im Abgeordnetenhause den mit der Kreisordnungsvorlage gemachten Fortschritt hervor und veranlaßte den Minister v. Roon, wegen Fortgangs dieser Reform zu beruhigen. Im Januar 1873 trat er als der erste auf, welcher das Verhalten der Ultramontanen als Auflehnung gegen die Gesetze bezeichnete, und er betheiligte sich in erster Reihe am Zustandekommen der verschiedenen kirchenpolitischen Maigesetze. Die einschneidendste und folgenreichste seiner parlamentarischen Thaten war aber im Frühjahr 1873 die Aufdeckung des mit Concessionen an Privateisenbahnen getriebenen Handels und der bezüglichen Vorwürfe gegen Geheimen Rath Wagener, Fürst Putbus und Prinz Biron. In den weitesten Kreisen errang L. die größte Popularität, als Graf Roon mittelst Schreibens an das Abgeordnetenhaus die Richtigkeit der Beschuldigungen gegen Wagener bestritten, dasselbe aber auf Lasker's weitere Darlegungen zurückgenommen hatte und hieran sich weitere Vorgänge knüpften. Diese bestanden in dem Gesetz wegen Betheiligung der Staatsbeamten bei Vertretung von Erwerbsgesellschaften, in Laskers Antrag auf eine

parlamentarische Eisenbahn-Untersuchungscommission, statt deren es jedoch durch königliche Botschaft vom 14. Februar 1873 zu einer königlichen Commission kam, in welche das Haus L. und v. Köller wählte, ferner in der Unterstellung jenes Concessionswesens unter das Staatsministerium und der Entlassung des Handelsministers v. Itzenplitz. Um dieselbe Zeit nöthigte er Bismarck zu eingehenden Darlegungen bezüglich seines Rücktritts als Ministerpräsident und sprach im März 1873 unter dem Beifall des Reichstags große Anerkennung über des Kanzlers geschickte Lösung der Schwierigkeiten bei den Vertragsschlüssen mit Frankreich aus. Gleichwol stieß er schon den 16. Juni 1873 mit Bismarck wieder heftig zusammen, indem dieser sich Laskers Vorwurf nicht rechtzeitiger Vorlage von Entwürfen nicht gefallen ließ, dessen Monopolisirung des Namens Volk sich verbat und von Denen sprach, die sich liberal nennen, ohne es zu sein. Gegen die Angriffe von links hob L. in einer Rede zu Berlin (13. Juni 1873) hervor, die praktische Politik müsse seit 1866 darauf gerichtet sein, den Liberalismus niemals unbegleitet vom nationalen Gedanken ausüben zu wollen. In der Bewegung für die Landtagswahlen vom November 1873, welche ihm das Mandat für Frankfurt a./M. erbrachten, schrieb L., außer dem Aufruf seiner Partei, Flugblätter gegen die Agrarier. Um diese Zeit erhielt er von der juristischen Facultät in Leipzig Ehren halber die Doctorwürde und übernahm er das Syndicat des Berliner Pfandbriefamts. In der Frage des Reichsmilitärgesetzes stieß L. im Februar 1874 zuerst auf ernsten Widerspruch in seiner Partei. Während er in der Commission mit der Fortschrittspartei stimmte, war jene für eine Pauschsumme über eine bestimmte Zeit hinaus und schuf sich vom 1. März 1874 an in der „Nationalliberalen Correspondenz“ ein besonderes Organ. Nur unter dem Eindruck einer Regung im Volke, sowie aus Besorgniß vor Auflösung des Reichstags und dem Verluste seines Einflusses auf die Partei stimmte er im April 1874 dem Compromiß wegen des militärischen „Septennats“ bei. Conservativerseits wurde ihm das Vorgehen gegen den Gründungsschwindel sehr verargt und Fürst Putbus suchte (15. Mai 1874) im Herrenhause Lasker's Stellung zur Börse in zweifelhaftes Licht zu stellen. Auch die Fortschrittspartei grollte ihm, weil er gegen sie das Compromiß über das Preßgesetz vertheidigte; den größten Unmuth aber erregte er beim Kanzler, weil er mit der Fortschrittspartei den Reichstagsbeschluß wegen verfassungsmäßiger Unstatthaftigkeit der Verhaftung von Abgeordneten (12. December 1874) durchgesetzt und die Ablehnung der Brau- und der Börsensteuer mitbewirkt hatte. Bismarck glaubte nun nicht weiter mit einer Partei regieren zu können, welche ihm unzuverlässigen Elementen, wie L., Einfluß gestatte, den er anläßlich der Strafgesetznovelle (December 1875) als unpraktisch bezeichnete. Daher wurde, wenngleich Bismarck sich im April 1876 mit Lasker's Befürwortung einer Abtretung der preußischen Bahnen an das Reich einverstanden erklärte, in der Wahlbewegung vom Herbste 1876 versucht, die Nationalliberalen von der Fortschrittspartei abzudrängen, was L. in seinem Organe mit dem Verlangen erwiderte, daß die Regierung alle reactionären Gelüste ein für allemal niederschlage. Im December 1876 erwarb sich L. mit v. Bennigsen und Miquel großes Verdienst durch seine erfolgreiche Thätigkeit beim Zustandekommen der Reichsjustizgesetze. Wegen des dabei gemachten Zugeständnisses in Betreff der Behandlung der Presse von der Fortschrittspartei des Verraths an den Freiheiten des Volks beschuldigt, sprach sich L. in einem „offenen Sendschreiben“ erstaunt über diese „Unsumme von Haß und Entstellung“ aus. Ironisch war in der Presse auch von Laskers „Mannesseele“ die Rede. Es bezog sich dies auf seine Betrachtungen über Privaterlebnisse in der Jugend, zu deren Herausgabe er von Freunden gedrängt war und welchen B. Auerbach den Titel „Erinnerungen einer Mannesseele“ (Leipzig 1873) gegeben hatte.

Lasker's Verlangen nach einem umfassenden Steuerplan bewog (März 1877) Bismarck zu ausführlichen Darlegungen über Reichsministerien. Die ablehnende Haltung der Nationalliberalen zu seinem Zoll- und Steuerprogramm ließ letzteren die Durchführung bezweifeln. Zwar kam es (December 1877) zu Bismarck's Verhandlungen mit v. Bennigsen wegen dessen Eintritts in die Regierung, sie zerschlugen sich aber, nach einem von L. seiner Partei (18. März 1878) erstatteten Berichte, an Bennigsen's Verlangen des Eintritts von Parteigenossen in die Regierung und der Anerkennung der constitutionellen Grundsätze. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erklärte, hiermit würde die Leitung auf L. übergegangen und damit der Bankerott der Regierung bewirkt sein. Hiernach verschärfte sich sein Gegensatz zum Kanzler: im Frühjahr 1878 bekämpfte L. das Tabakmonopol, ein preußisches Eisenbahnministerium und das Socialistengesetz, wogegen ihm Bismarck (9. März 1878) im Reichstag beim Kanzler-Stellvertretungsgesetze vorwarf, daß ihm als Ideal Zerfahrenheit in den Ressorts vorzuschweben scheine, und die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" erklärte Lasker's Wiederwahl als dem Kanzler nicht erwünscht. Als L. Bismarck's Zollprogramm vom 15. December 1878 als Keim eines Interessenkriegs erklärt und ihm Unkenntniß der preußischen Gesetze vorgeworfen hatte (8. Mai 1879), erging sich der Kanzler in bitterem Spott über Parlamentarier wie L., der ihn in der öffentlichen Meinung herunter zu reißen suche. Und Bismarck's Erklärung im Reichstag (9. Juli 1879), einer Fractionsherrschaft sich nicht unterwerfen zu können, setzte L. die Unmöglichkeit unbedingter Heeresfolge entgegen; allein obwol er nach Völk's Rede für die Zolltarifreform den Austritt der Gruppe Völk-Schauß aus der Partei bewirkte, gelang es ihm nicht, das Gros der letzteren zur Opposition mitfortzureißen; vielmehr fiel er bei den Landtagswahlen vom 7. October 1879 in Frankfurt a. M. durch und konnte kein anderes Mandat erlangen, insbesondere ließen ihn bei den Nachwahlen auch die Nationalliberalen in Breslau (12. November 1879) fallen. Im März 1880 trat er aus der Partei, weil er, wie er den Wählern in Meiningen erklärte, der Fractionsmehrheit in dem Versuch, über die Wirthschafts- und Steuerreform mit der Regierung zu paktiren, nicht folgen könne. Nachdem er sich noch im Mai 1881 in einer Rede zu Sonneberg gegen Bismarck's Streben, „alle Macht in die Staatsverwaltung zu legen", ausgesprochen, ging er in einzelnen Fragen des Reichstags mit der Fortschrittspartei und trat der „Liberalen Vereinigung" Derer bei, welche (30. August 1880) aus der nationalliberalen Partei ausgeschieden waren. Die Formulirung des Programms dieser „Secessionisten" begründete L. auf deren Parteitag in Berlin, den 6. Mai 1882. Als er im Reichstag (28. März 1881) des Kanzlers System als „aristokratische Politik" zur Belastung der Aermeren geschildert und demselben (28. November 1881) die Zersplitterung der Parteien schuldgegeben, erklärte jener, seine Beziehungen zur nationalliberalen Partei seien „wesentlich durch L. untergraben". Der Ruf nach einer „großen liberalen Partei", den nach dem Vorgehen Forkenbeck's (17. Mai 1879) L. in einer Rede zu Görlitz (9. November 1881) erhob, wurde, wie er später in Meiningen gestand, „von unzweifelhaft Liberalen nur lau aufgenommen und mit rückblickenden Anklagen beantwortet"; doch wiederholte er ihn 1882 in Reden zu Brieg, Gotha und Berlin, und in einer Rede zu Kiel bedauerte er frühere Schritte der Nationalliberalen, welche „den liberalen Gedanken verdunkelt" hätten. Durch Ueberanstrengung hatte sich L. 1875 eine Nervenkrankheit zugezogen, von der er sich nie ganz erholte. Im J. 1882 erkrankte er unter den Anzeichen eines Gehirnleidens. Zur Erholung reiste er nach Nordamerika. Am 22. Juli 1883 kam er in Newyork an, dann besuchte er Chicago und alle größeren Städte des Westens, wo er von Deutschen gefeiert wurde. Im September schloß er sich bis

nach Britisch Columbia den deutschen Ehrengästen zur Eröffnung der Northern Pacific-Bahn an, besuchte San Francisco und Galveston und sprach, amerikanischen Blättern zufolge, in Cincinnati, Washington und anderen Orten von der „falschen und engherzigen Politik der deutschen Regierung". Nach Newyork zurückgekehrt, wohnte er jüdischen Festlichkeiten bei und hielt im Mount-Sinai-Hospitalverein (30. December 1883) eine Rede zur Verherrlichung des Judenthums. Nach allen diesen Anstrengungen starb er plötzlich, 5. Januar 1884, in Newyork. Bei der Trauerfeierlichkeit im Immanuel-Tempel sprachen sich K. Schurz und A. D. White mit größter Anerkennung für Lasker's Wirken aus. Nach Ankunft der Leiche in Bremen und Berlin fanden großartige Trauerfeierlichkeiten statt. Mehr als 20 der angesehensten deutschen Zeitungen brachten Nekrologe; die meisten, worunter auch nichtliberale, voll größter Anerkennung. Die liberalen Blätter gaben zu, daß L. ein Staatsmann im eigentlichen Sinne nicht gewesen, rühmten aber seine ideale Richtung und daß er den Herzensregungen des Volks Ausdruck gegeben habe. Die internationale Friedensliga in London sprach offen ihr Beileid aus. Ein Beileidsbeschluß des Repräsentantenhauses in Washington vom 9. Januar wurde dem Kanzler zur Abgabe an den Reichstag diplomatisch zugestellt, von diesem aber, unter Hinweis auf den von ihm nicht für zutreffend gehaltenen Satz von Lasker's Wirken für Besserung der wirthschaftlichen Lebensbedingungen des Volks, zurückgesandt. Dies führte in der Presse beider Länder zu längeren Erörterungen und den 7. März 1884 zu einer lebhaften Scene im Reichstag, worauf Bismarck hier (13. März), unter Rechtfertigung seines Verfahrens, ausführte, wie L. die Unterstützung der Regierung durch die nationalliberale Partei abzuschwächen gepflegt, wie er 1878 durch seine „überlegene, aber verderbliche Beredtsamkeit" die Entfremdung der Partei mit ihm, dem Kanzler, bewirkt habe und die Hauptschuld an der ganzen Bekämpfung der Politik der Regierung trage. Das Repräsentantenhaus in Washington erklärte den 18. März, sein Beschluß vom 9. Januar sei „als Tribut der Ehrerbietung für einen ausgezeichneten Staatsmann gemeint, der innerhalb des deutschen Volks Sympathien besaß". — L. gab heraus „Gedächtnißrede am Sarge Twesten's" (Berlin 1870) und schrieb: „Zur Geschichte der parlamentarischen Entwicklung Preußens" (Leipzig 1873); „Zur Verfassungsgeschichte Preußens" (Leipzig 1874); „Die Zukunft des deutschen Reichs" (Leipzig 1877); „Ursprung, Zweck und Entwicklung der Sprache" und „Ueber Worte und Thaten" in der „Deutschen Rundschau" 1879; „Wege und Ziele der Culturentwicklung" (Leipzig 1881). Nach Lasker's Tode veröffentlichte die „Deutsche Rundschau" (März 1884) eine Anzahl Briefe desselben.

Ueber d. Jugendzeit: Feuill. d. Magd. Ztg., Nr. 11 v. 8. Jan. (v. H. Blum), Nr. 61 u. 63 v. 6. u. 7. Febr. 1884 (v. A. Wellmer); Aus Lasker's Leben im Hannov. Cour., Nr. 12556. — Ferner: Grenzboten, Nr. 12 v. 21. März 1872, S. 441—448 (Deutsche Staatsmänner u. Abgg.: Ed. L.); Im Neuen Reich, 1873, Bd. I, S. 198 u. 314; Die d. Fortschr.- u. d. nat.-lib. Partei (Berlin 1874); Die Gesetzgebung d. letzten 6 Jahre im Reich u. in Preußen (Berlin 1876); Parisius, Deutschl. polit. Parteien u. d. Min. Bismarck, Bd. I (Berlin 1878); D. Rundsch. v. Febr., Pr. Jahrb. v. Juni 1878; Glagau, Der Bankerott d. Nat.-Lib. u. d. Reaction (Berlin 1878); Die nat.-lib. Partei u. d. Abg. L. in Grenzb. v. Juli 1879; Die Julitage d. Nat.-Lib. in Grenzb. v. Juli 1879; Die Secession (Berlin 1880); Ed. L., Gedenkrede, geh. 28. Jan. 1884 in d. Singakad. in Berl. v. L. Bamberger (Leipzig 1884); K. Baumbach: Ed. L., Biogr. u. letzte öffentl. Rede, 3 Gedenkbl. u. Nekrol. (Stuttgart 1884); Reden d. Abgg. Rickert u. Goldschmidt

b. d. Gedächtnißf. i. Berl. Handw.-Verein, 16. Febr. (Danzig 1884); D. Nation, Wochenschr. v. Barth, v. Jan. 1884; Pr. Jahrb. v. Febr. 1884; A. Wolff, Zur Erinnerung an Ed. L. (Berlin 1884); G. Schmoller in Jahrbuch f. Gesetzg. ꝛc. N. F. VIII, 3. Hft. Wippermann.

Latomus *): Bernhard L., eigentlich Steinmetz, ist in Wismar geboren, wo sein Vater, Heinrich L., 1560—66 als Prediger vorkommt. Er wurde 1594 in Rostock Magister artium, und bald darauf Conrector scholae in Neubrandenburg, 1595—1600 war er dort Rector, 1600—1604 hatte er das Rectorat in Flensburg, kehrte aber 1604 in seine alte Stelle nach Neubrandenburg zurück bis 1613; am 13. März dieses Jahres wurde er als Schulrector in Parchim eingeführt, starb aber schon im August d. J. Er hat sich als Schulmann durch mehrere Schriften bekannt gemacht: „De numeris bene supputandis" und eine „Grammatica latina". Die historischen Studien des Neubrandenburger Bürgermeisters Tetze, der eine Registratur über die Urkunden und aus den alten Acten der Stadt zusammenstellte, brachten ihn 1604 nach seiner Rückkehr zum Entschlusse, eine mecklenburgische urkundliche Geschichte, natürlich nach dem Geschmacke der Zeit, zu verfassen. Er wandte sich deshalb an die beiden Herzoge Adolf Friedrich und Johann Albrecht II., welche ihm aus den Archiven das urkundliche Material, anscheinend auch Ernst v. Kirchberg's Reimchronik, zur Verfügung stellen ließen, nach denen er sein großes, erst 1745 von v. Westphalen herausgegebenes „Genealochronicon Mecklenburgicum" bis 1611 in 7 Jahren fertig stellte. Nebenher schrieb er ein „Chronicon Episcoporum Suerinensium", ebenfalls erst 1745 gedruckt, und eine ungedruckt gebliebene „Chronologia mundi". Noch am 31. August 1610 machten die Herzoge bekannt, daß L. damit umgehe, ein Universalchronicon Mecklenburgicum zu schreiben, worin er auch die Herkunft und die Wappen des mecklenburgischen Adels darstellen wolle; letzteres wol nach dem Vorbilde des Eilhard Lubinus auf seiner Karte von Pommern. Der Adel wurde aufgefordert, Nachrichten dazu beizutragen. Ohnfraglich sollte das der Abschluß des Genealochronicon werden. Es erwuchsen daraus drei Bücher der Stammlinien des mecklenburgischen Adels, 1) des mecklenburgischen, 2) des wendischen, 3) des stargardischen Kreises. Die beiden ersten sind nicht gedruckt bis auf die von v. Westphalen herausgegebenen „Origines Plessiacae Megapolitanae"; das dritte Buch aber gaben seine Erben 1619 in „Altenstettin" heraus, nach einer schlechten Handschrift, voller Druckfehler. Danach ist es 1881 ohne alle Correctur, aber um eine stattliche Zahl neuer Fehler vermehrt, in Neubrandenburg wieder abgedruckt. Latomus' Bedeutung beruht auf dem Versuch, nach Urkunden Geschichte zu schreiben, von historischer Kritik aber weiß er nichts. Seine Zeitgenossen staunten über sein griechisches, lateinisches, arithmetisches und astronomisches Wissen, Petrus Bambanius feierte dieses in einer Anzahl Gedichten in seinem „Alcaeus", Rostock 1608.

v. Westphalen, Mon. inedit. III u. IV (hier praef. p. 194 f.). — Krey, Beitr. zur Mecklenb. Kirchen- und Gelehrtengesch. I. 144, II. 122. — Franz Boll, Chronik der Vorderstadt Neubrandenburg (1875), S. 84 f.

Krause.

Leib **): Kilian L., Prior zu Rebdorf, geb. im J. 1471 zu Ochsenfurt a. M. Wie es scheint, von Haus für den geistlichen Beruf bestimmt, erhielt er seine höhere Ausbildung in Eichstädt und trat bereits im J. 1486 in das regulirte Chorherrnstift Rebdorf, das in nächster Nähe der genannten Bischofsstadt lag und nicht lange vorher auf Grund der sogen. Windesheimischen Regel reformirt

*) Zu Bd. XVIII S. 14. Der Name war leider seines Ortes übersehen worden.
**) Zu Bd. XVIII S. 172.

worden war. Mit nicht gewöhnlicher gelehrter Bildung ausgestattet und zugleich mit hervorragender Befähigung für weltliche und praktische Geschäfte begabt, stieg L. rasch von Stufe zu Stufe. Zuerst wurde er Pfarrer seines Stiftes, dann (1497) als Prior zur Verwaltung der diesem seit dem J. 1491 einverleibten, in der Nähe von Ingolstadt gelegenen Canonie Schamphaupten entsendet und endlich bereits im J. 1503 zum Prior des Stiftes Rebdorf selbst erwählt. Als solcher war er das Oberhaupt des Stiftes, da seit der Reform desselben dieser bescheidene Name an die Stelle des früher üblichen eines „Propstes" getreten war. Ein volles halbes Jahrhundert hat L., zum Theil unter schwierigen Zeitverhältnissen, das ihm anvertraute Amt bekleidet. Der Bauernkrieg, der ja bis in die nächste Nähe von Rebdorf vordrang, hat seine Umsicht und Entschlossenheit auf eine wohlbestandene Probe gestellt. Der reformatorischen Bewegung gegenüber nahm er eine entschieden ablehnende und verwerfende Stellung ein: ein Eiferer, wie Cochläus, war daher der Mann nach seinem Herzen; auch litterarisch ist er gegen sie aufgetreten. Dem Reichstag in Augsburg des J. 1530 hat er als Begleiter seines Bischofs beigewohnt und der Bekämpfung der Evangelischen seine theologischen Kenntnisse zur Verfügung gestellt. Es hinderte das aber nicht, daß er nicht blos mit Reuchlin und den Gebrüdern Adelmann, sondern auch mit Peutinger und Pirkheimer gute Beziehungen unterhielt. Für die Litteratur ist er durch seine „Annales" interessant geworden, deren ersten Theil (von 1502—23) bereits Aretin im 7. Bande seiner „Beyträge" im J. 1806 veröffentlicht hat, und deren zweite Hälfte (von 1524—48) durch Döllinger im J. 1863 in seinen „Materialien zur Geschichte des 15. und 16. Jahrhunderts" herausgegeben worden ist. L. ist am 17. Juli 1550 gestorben und es scheint demnach, daß er die Ereignisse der letzten Jahre seines Lebens nicht mehr aufgezeichnet hat. Die „Annalen" sind zum guten Theil gleichzeitig mit den Ereignissen niedergeschrieben und liefern für die Zeitgeschichte manchen willkommenen Beitrag zur richtigeren Erkenntniß so mancher Thatsachen und zugleich der Stimmung, von welcher ein immerhin bedeutender und unterrichteter Anhänger der alten Kirche gegenüber der Reformation erfüllt war. Besonders verläßlich unter andern sind seine bez. Mittheilungen über den Verlauf des Bauernkrieges, dessen Wogen, wie angedeutet, an der Grenze des Hochstifts Eichstädt nicht stille gestanden haben. Im Interesse der Charakteristik jener Zeit mag erwähnt werden, daß auch L., wie so viele seiner hervorragenden Zeitgenossen aller Parteien, dem Glauben an astrologische Voraussetzungen redlich gehuldigt hat.

S. (Straus, Andr.): Viri scriptis, conditione ac pietate insignes, quos Eichstadium vel genuit vel aluit. Eichstadii 1794, p. 261—278. — Suttner, Bibliotheca Eystettensis Dioecesana. Ein Beitrag zur Herstellung von Annalen der Litteratur des Bisthums Eichstädt. Erste Abth. Eichstädt 1866, stellenweise. Wegele.

Lemm *): Friedrich Wilhelm L., Schauspieler, geb. 31. Mai 1782 zu Berlin, † daselbst 16. Juni 1837. L., der als der Sohn eines Berliner Bürgers und Eigenthümers geboren wurde, soll schon früh und bevor er vom Theater überhaupt wußte, heimliche Darstellungsversuche vorgenommen haben. Nachdem er dann — als Schüler des Werder'schen Gymnasiums — Gelegenheit fand, das Theater zu besuchen, ward ihm klar, daß es auch ihn nach einer Bühnenwirksamkeit dränge. Trotzdem sah er nicht freudigen Herzens in die Zukunft, denn er meinte, daß die Beherrschung aller Wissensgebiete nothwendig sei, die Kunst des Schauspielers auszuüben. Dieser Zug ist charakteristisch für Lemm's ganzes späteres künstlerisches Wirken. Sein Spiel, so sehr es auch

*) Zu Bd. XVIII S. 236.

zur endgültigen Ausbildung gelangt, den Stempel des Meisterhaften trug, ging immer aus einer Verstandesthätigkeit, nie aus dem Vollen der Empfindung, der Eingebung des Augenblicks hervor. L. suchte jeder Einzelheit seiner Rolle gerecht zu werden und verfolgte mit Strenge ihre logische Entwicklung, nur was dieser und der Natur entsprach, stellte er dar. Seine Gewissenhaftigkeit ging so weit, daß er seine Arbeiten schriftlich auf das Sorgfältigste durcharbeitete. Iffland und Fleck waren seine ersten Vorbilder, wenn auch des letzteren Geist ihn tiefer beeinflußte. Der Erstere war es, durch den er zur Bühne kam. Familienverhältnisse hatten L. gezwungen, den nach der Erkenntniß von der Schwierigkeit des schauspielerischen Berufs eingeschlagenen Weg zum Studium der Rechte aufzugeben und das Gymnasium zu verlassen. Nachdem er einige Zeit als Schreiber gearbeitet hatte, sagte ihm ein Bekannter, daß er Schauspieler geworden sei und verscheuchte Lemm's Bedenken, die ihn bisher von dem gleichen Schritt abgehalten hatten. Er wandte sich an Iffland und wurde wenige Tage später, am 15. October 1799, in den Chor aufgenommen, machte auch noch denselben Tag eine Probe zu „Hamlet“ mit. L. studirte nun fleißig, spielte zugleich auf den Liebhabertheatern Thalia und Urania und erhielt bald auch kleine Rollen in den Vorstellungen der königlichen Bühne. Als ihm 1803 vom Director Steinberg in Königsberg ein Engagementsanerbieten gemacht wurde, bestimmte ihn Iffland zu einer Talentprobe, und nachdem er diese am 13. September 1803 als „Graf Bellièvre“ (Maria Stuart) und am 15. October als „Raoul“ (Jungfrau von Orleans) mit Erfolg bestanden hatte, wurde er mit 5 Thalern wöchentlich als Schauspieler und Sänger engagirt. Seine gesanglichen Leistungen waren nicht bedeutend — er gab Rollen wie „Masetto“ im Don Juan — und man bewilligte ihm gern einige Jahre später seine Entlassung aus der Oper. Im Schauspiel gab L. zunächst den „Pfarrer Ehrmann“ (Kind der Liebe), „Joh. Parricida“ (Wilhelm Tell), „Malcolm“ (Macbeth) 2c., dann den „Edgar“ (König Lear), „Tempelherr“ (Nathan), „Clavigo“, „Appiani“ (Emilia Galotti), seit 1809 auch ältere Charakterrollen, wie „Aldobrandi“ (Die Zauberin Sidonia), „Octavio“ (Piccolomini), „Antonio“ (Tasso), „Reinhold“ (Hagestolzen) u. a. Iffland scheint an L. nicht den gleich großen Antheil genommen zu haben, wie an anderen unter ihm aufblühenden Künstlern, jedenfalls fällt Lemms beste Periode in die Zeit des Grafen Brühl, unter dem der Künstler das Fach der Helden-, Väter- und Charakterrollen bekleidete. „Nathan“, „Alba“ (Egmont), „Kunz Kuruth“ (24. Februar), „Demea“ (Die Brüder), „Walter“ (Kabale und Liebe) 2c. waren nun die Rollen, in denen er sich zeigte. Im J. 1818 spielte L. zum ersten Male außerhalb Berlins und gastirte unter andern als „Don Valeros“ (Die Schuld), „Abbé de l'Epée“, „Antonio“ (Tasso), „Reinhold“ (Die Hagestolzen) 2c. am Wiener Burgtheater, wo man ihm sogleich ein günstiges Engagement anbot, das er aber mit Rücksicht auf seine Vaterstadt ausschlug. In demselben Jahr wurde L. auf Lebenszeit für das Berliner Hoftheater engagirt und gab zum ersten Male nach Devrient den „Lear“. Bis 1825 erweiterte sich sein Repertoire rasch, dann aber trat eine Periode schmerzhaften Leidens ein, das ihn vom 3. April 1826 bis 24. April 1827 gänzlich von der Bühne fern hielt und ihn bis zu seinem Tode nicht mehr verließ. 1822 gastirte L. mit großem Erfolg in Königsberg i. Pr. und Danzig, 1825 gelegentlich einer Erholungsreise dreimal am Hoftheater zu Darmstadt. Zum letzten Male erschien er am 10. März 1837 als „König Philipp“ auf der Bühne. L. war am besten in der Tragödie, seine Leistungen im Lustspiel standen tief unter denen in jener; zu seinen besten Leistungen zählten „Cajetan“, „Nathan“, „Philipp“, „Don Valeros“, „Lear“. Ein wohllautendes Organ, eine kräftige Gestalt und bewegliches Gesicht unterstützten ihn wesentlich in seinen Kunstleistungen, denen trotz

der großen Verstandesthätigkeit, die sie mitschuf (nach Saphir's Urtheil), ein Leben mitgetheilt war, das für das Vorhandensein der überirdischen Insassen in ihm, von einer höheren Inspiration aufs Kräftigste zeugte. Caroline Bauer, die auch von der Innigkeit, Wärme und edelsten Naturwahrheit seines Spiels entzückt ist, erzählt zugleich von Proben so übertriebener Realistik, daß sie daraus auf den Mangel eines feinen künstlerischen Geschmacks bei L. schließt. Ihrem vielfach unzuverlässigen Urtheil ist allerdings wenig zu trauen.

Vgl. Saphir, Berliner Theater-Almanach 1828, S. 310—324; Wolf, Almanach f. Freunde der Schauspielkunst 1838, S. 63—68.

Joseph Kürschner.

Lessing*): Gotthold Ephraim L., geb. am 22. Januar 1729 in Kamenz, der ärmsten der oberlausitzischen Sechsstädte, † am 15. Februar 1781 zu Braunschweig, war das dritte Kind und der zweite Sohn des Archidiaconus, später Pastor primarius, Johann Gottfried L. (s. d.) und der Justine Salome, geb. Feller. Von seinen 11 Geschwistern sind der erstgeborene nach dem Vater genannte Sohn des Hauses, drei jüngere Brüder und eine jüngere Schwester in zarter Kindheit gestorben. Seine ältere Schwester, Dorothea Salome, geb. im Februar 1727, starb unvermählt am 9. September 1803. Von den jüngeren Brüdern studirte der ihm an Alter nächststehende Johann Theophilus, geb. am 12. November 1732, Theologie, bemühte sich aber nach mehrjähriger Hauslehrerthätigkeit lange vergeblich um ein geistliches Amt, ward 1768 Conrector in Pirna, zehn Jahre später Conrector in Chemnitz und endlich noch als Greis 1805 Rector daselbst; als solcher ist er am 6. October 1808 gestorben, aus seiner erst nach dem Tode des großen Bruders geschlossenen Ehe zwei Söhne und eine Tochter hinterlassend. (Ueber ihn und seine nicht bedeutende theologische und poetische Schriftstellerei berichtet ausführlich C. Kirchner's Aufsatz: Johann Theophilus Lessing und das Chemnitzer Lyceum zu Ende des vorigen und zu Anfang dieses Jahrhunderts. Chemnitz 1882.) Der folgende Bruder, Gottfried Benjamin, geb. 1736 (?), studirte Jurisprudenz und arbeitete dann bei seinem unverheiratheten Oheim, dem Generalacciseinspector und Oberamtsadvokaten Johann Traugott L. zu Kamenz, starb aber schon 1764. Dieselbe Carriere schlug der nächste Bruder, Gottlob Samuel, geb. am 23. Januar 1739, ein, aber anfangs erfolglos. Ohne rechte Stetigkeit plante und versuchte er allerlei andere Beschäftigungen, bis er am Ende doch sich zu seiner Jurisprudenz zurückwandte, eine Zeit lang als Justitiarius eines schlesischen Adligen amtirte, als Advokat in Brieg heirathete und schließlich königlich preußischer Domänenamtsjustitiarius in Namslau ward, wo er nach mehr als 25jähriger Amtsführung 1803 gestorben ist. Sein Sohn Friedrich, der als württembergischer Hofrath und preußischer Justizcommissar bis 1824 in Breslau gelebt hat, war der Gatte der als Schriftstellerin in Almanachen und Zeitschriften begegnenden Karoline L., geb. Meitzen, geb. am 28. Juni 1779 zu Breslau, † am 2. October 1834 zu Altona, einer Stieftochter des Kriegsrathes Hempel in Berlin; ihr Kind war der Rechtsanwalt C. F. Gotthold L., der Vater des frühverstorbenen Max Eduard L. († am 20. December 1864 zu Berlin). Am bekanntesten ist der vorjüngste Bruder, Karl Gotthelf, geb. am 10. Juli 1740, geworden; da er 16 Jahre lang in dem engsten Verkehr mit seinem Bruder Gotthold gestanden und für dessen Wirken von allen Geschwistern das meiste, bewundernde Verständniß bewiesen hat. Der Abstand zwischen dem gründlich und vielseitig gebildeten scharfen Denker und dem oberflächlichen, in seinen jungen Jahren ziemlich naseweisen Litteraten ist allerdings groß: der Mangel einer soliden Schulbildung, die Planlosigkeit seiner

*) Zu Bd. XVIII S. 448.

von einer Facultät zur anderen schweifenden und am Ende vorschnell abgebrochenen Universitätsstudien, der unordentliche Drang zur Schriftstellerei als Lebensberuf ohne rechtes Urtheil über die dazu nöthigen Vorbedingungen haben es dem jüngeren Bruder unmöglich gemacht, dem Vorbild des älteren mit Erfolg nachzueifern. Aber in seinen Tugenden wie in seinen Fehlern, in seinen Neigungen wie in seinen Bestrebungen ist er demselben doch ähnlicher als die anderen Geschwister. Sein theatralisches Interesse hat ihn früh dazu gebracht, ohne Selbstkritik seine ersten Gedanken in dramatische Form zu bringen und eine Reihe von leichtfertig hingeworfenen Lustspielen drucken zu lassen, die sich fast alle an englische Muster anlehnen, aber nicht mehr bedeuten als seine ums Brot verfertigten Uebersetzungen und seine oft recht vorschnell aburtheilenden Recensionen. Mit seiner Uebersiedelung von Berlin, wo er 1770 als Assistent beim Generalmünzdirectorium eine Anstellung und im December 1776 an der Tochter des Buchhändler Voß eine Frau gefunden hatte, nach Breslau, wo er nach Gentz' Abgange selbst Münzdirector wurde, hört seine selbständige litterarische Thätigkeit auf. Nachdem er 1778—1780 eine zweibändige Sammlung seiner Schauspiele herausgegeben hatte — sie enthält: „Die Physiognomistin ohne es zu wissen" (vorher unter dem Titel „Ohne Harlekin" gedruckt), „Der stumme Plauderer", „Der Wildfang", „Der Bankrot", „Die Maitresse" und „Die reiche Frau", und übergeht „Den Lotteriespieler oder die fünf glücklichen Nummern" wie die Bühnenbearbeitung der Wagner'schen „Kindermörderin" — widmete er alle seine Mußestunden der Herausgabe von seines Bruders Schriften, Briefwechsel und Nachlaß und dem ersten Versuch einer Biographie desselben. Seine Ruschelei verleugnet sich auch in diesen Arbeiten nicht, und doch hat er Anspruch auf den Dank der Nachwelt, weil er vieles gerettet hat, wovon wir ohne ihn nichts wissen würden, und am wenigsten verdient er den Spott des Xenions über den lieblosen Bruder, der Gottholds schlummerndes Gebein nicht ruhen lassen könne. Aus seiner Ehe stammen nur drei Kinder, zwei Söhne und eine an den Breslauer Münzdirector Müller verheirathete Tocher; der zweite Sohn ist ohne Nachkommen gestorben, der ältere aber, Karl Friedrich L., Gerichtskanzler zu Polnisch-Wartenberg, hat aus zwei Ehen 21 Kinder gehabt, darunter den Maler und Galleriedirector Karl Friedrich L., den Arzt und Naturforscher Christian Friedrich L. und den noch lebenden Miteigenthümer der Vossischen Zeitung, Landgerichtsdirector Karl Robert L. in Berlin. Der jüngste Sohn endlich des alten Pastors Joh. Gottfried L., Erdmann Salomo Traugott, geb. October 1741, ist ganz aus der Art geschlagen; er wollte zuletzt Soldat werden und ist voll Reue über den Kummer, den er seinen Eltern gemacht, im April 1760 zu Warschau gestorben.

Es ist ein ziemlich trübes Bild, das wir aus den Schicksalen der jüngeren Geschwister Lessing's von dem Kamenzer Pfarrhause gewinnen. Die erhaltenen Familienbriefe gewähren keine erfreulichere Anschauung. Zur Erziehung der zahlreichen Kinder reichen bei aller Tüchtigkeit und Sparsamkeit der Hausmutter die beschränkten und durch die schlesischen Kriege noch mehr beknappten Mittel des Vaters nicht aus. Früh verliert dieser die Freudigkeit zu gelehrter Schriftstellerei, wenn er auch aus alter Gewohnheit Bücherschätze aufzuhäufen fortfährt und sich gern vor den Sorgen des Tages in sein Studirzimmer flüchtet, der Gattin überlassend, wie sie mit jenen fertig werden will. Im Verwandtenkreise müssen Anleihen über Anleihen gemacht werden; von Jahr zu Jahr wächst die Schuldenlast, mehren sich die Verlegenheiten und damit die Anforderungen an den zu kluger Wirthlichkeit selber durchaus nicht beanlagten ältesten Sohn. Die pecuniäre Bedrängniß, die sich immer weniger verbergen ließ, gab manchem unfreundlich gesinnten Kamenzer Veranlassung, den Oberpfarrer auch in seiner amt-

lichen Wirksamkeit zu hemmen, dem reizbaren Mann das Leben durch allerlei kleinliche Chikanen und unverdiente Kränkungen zu erschweren und seine Hinterbliebenen geradezu dem Kampfe mit dem äußersten Mangel zu überlassen. Gotthold hat als der älteste noch nicht eine so verkümmerte Kindheit verlebt als seine Brüder. Waren die Verhältnisse des Hauses auch schon so eng, daß die Schwester vor der Zeit dem Schulunterricht entzogen wurde, um der Mutter im Häuslichen an die Hand zu gehen und die für seine gelehrte Vorbildung erforderlichen Mittel zu Rathe zu halten, so waren doch noch nicht Grämlichkeit und Verbitterung bei den Eltern eingezogen, und der Sohn nahm von dem Vater noch das Bild eines ausdauernd fleißigen Gelehrten von nicht gewöhnlicher Bildung, nach dessen Muster er weiter streben konnte, in die Welt hinaus. Er hatte selbst den ersten Unterricht vom Vater erhalten, der seine Unterweisung in der Religion beibehielt, als er seinen Schwestersohn Christlieb Mylius, den nachherigen Schulrector in Königsbrück, oder nach anderen Nachrichten einen Candidaten Martini zum Lehrer seines Gottholds bestellte; der väterliche Religionsunterricht dauerte auch noch fort, als der achtjährige Knabe in die von Heinitz geleitete lateinische Schule zu Kamenz eintrat, und hat das lebhafte Interesse an theologischen Fragen geweckt, das in allen Perioden seines Lebens zu Tage getreten ist. Der Eltern Wunsch war natürlich, aus dem aufgeweckten und rastlos fleißigen Sohn einen Theologen zu erziehen; darum bewarb sich der Vater zeitig bei seinem Kurfürsten um eine sogenannte Koststelle auf der berühmten Fürstenschule St. Afra zu Meißen, und schickte seinen Gotthold, als ihm eine solche für Johannis 1741 zugesichert war, noch für ein Vierteljahr zu seinem Schwager, dem Pastor J. G. Lindner zu Putzkau bei Bischofswerda, welcher als ehemaliger Alumne von St. Afra ein sichereres Urtheil über das Maß der für die Aufnahme erforderlichen Kenntnisse zu besitzen schien und über die Sittlichkeit der Schaubühne orthodoxere Anschauungen hegte als der jugendliche Kamenzer Rector, der nicht allein in einem Schulprogramm sie als Schule der Beredtsamkeit gepriesen, sondern sogar seine Zöglinge Schauspiele hatte aufführen lassen.

L. wurde am 21. Juni 1741 von seinem Vater nach Meißen gebracht und bestand die Aufnahmeprüfung so gut, daß er gleich in die mittlere Decurie der vierten Klasse gesetzt ward und schon nach einem Vierteljahr in die erste aufrückte. Im Herbst 1742 erhielt er vom Oberstlieutenant Karl Leonhard v. Carlowitz die von dessen Familie gestiftete Freistelle; ein Jahr später trat er in die sogenannte Oberlection ein und erreichte die erste Decurie Ostern 1746, so daß der Vater auf sein dringendes Bitten beim Consistorium darum einkommen konnte, ihm das letzte der sechs üblichen Schuljahre zu schenken. Zuerst abschläglich beschieden, erneuerte er das von den Lehrern selbst unterstützte Gesuch, die den hochbegabten Zögling als ein Pferd, das doppeltes Futter haben müsse, bezeichneten und erklärten, sie könnten ihn fast nicht mehr brauchen, weil ihm die schwierigsten Lectionen federleicht würden. Am 30. Juni 1746 hielt L. seine Abschiedsrede de mathematica barbarorum und ruhte bis zum Herbst im Elternhause von den wohlbeendeten Schulstudien aus. Glückliche Jahre waren seine Schuljahre gewesen. Er hatte solide Kenntnisse in den alten Sprachen gesammelt und in den zahlreichen durch die Schulordnung festgesetzten Arbeitstunden auch solche Schriftsteller gelesen, die der Lehrplan unberücksichtigt ließ. Theophrast, Plautus und Terenz waren seine Welt gewesen; dem Anakreon hatte er schon deutsch nachzusingen versucht. Die Pedanterie seiner philologischen Lehrer hatte ihn nicht viel angefochten, denn mit seinem gesunden Mutterwitz hatte er sich dagegen zu wehren verstanden. Durch den feingebildeten Mathematiker Klimm hatte er Interesse für Mathematik und Naturwissenschaften gewonnen und mit den Dichtungen Haller's, Hagedorn's und des Hallischen Kreises Bekanntschaft

gemacht, die ihm bei seinen ersten eigenen poetischen Arbeiten als Muster gedient hatten. Von der aus dem Vaterhause mitgebrachten und durch die Schule genährten Neigung zu unfruchtbarer Gelehrsamkeit hatte er sich schon durch den Entwurf seines ersten, die eigene Schwäche verspottenden Lustspiels „der junge Gelehrte" befreit. Intime Jugendfreundschaften hatte er nicht geschlossen, aber bei jedem lustigen und übermüthigen Streich der Fürstenschüler war er betheiligt gewesen.

Am 20. Sept. 1746 ward L. als studiosus theologiae in Leipzig immatriculirt, die theologischen Vorlesungen vermochten ihn aber ebensowenig zu fesseln als Gottsched's über die Poetik. Mehr Gefallen fand er an den philologischen Vorträgen Christ's und Ernesti's, aber dauernd mochte er auch diesen nicht folgen, weil er lieber ihre Schriften und die Quellen für sich studirte, als sich stundenweise die Wissenschaft in kleinen Portionen zumessen ließ. Das einzige Colleg, dem er treu blieb, war Kästner's philosophisches Disputatorium. Desto eifriger saß er zu Hause über den Büchern, Gott und die Welt vergessend, bis er nach einigen Monaten ganz eingezogenen Lebens einsehen lernte, die Bücher würden ihn zwar gelehrt, aber nimmermehr zu einem Menschen machen, und sich unter die jugendlichen Genossen wagte. Um die Schüchternheit des Fürstenschülers und die Ungewandtheit im geselligen Verkehr abzulegen, lernte er tanzen, fechten, voltigiren und legte die ernsthaften Bücher eine Zeit lang auf die Seite, um sich in denjenigen umzusehen, die weit angenehmer und vielleicht ebenso nützlich sind. Es waren englische und französische Theaterstücke so wie Holberg's Komödien, die er mit dem gleichfalls in Leipzig studirenden Christian Felix Weiße las, einem Bekannten seines Schulcollegen Joh. Heinr. Schlegel und bald seinem vertrautesten Freunde. Mit diesem besuchte er nicht allein eifrig das Theater der Neuberin, die an Koch, Heydrich, Bruck und den Damen Kleefelder und Lorenz tüchtige Gehülfen hatte, sondern er suchte auch den persönlichen Umgang dieser Künstler, um die Schauspielkunst aus unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen, und übersetzte für ihre Bühne, um freien Zutritt zu den Vorstellungen zu erlangen. Als er in diesem Kreise ein mit Beifall aufgeführtes Gottsched'sches Lustspiel kahl und mager nannte und aufgefordert ward ein besseres zu schreiben, nahm er seinen Meißner Lustspielentwurf wieder vor, arbeitete denselben mit Benutzung einer jüngst in Leipzig vorgefallenen und in akademischen Kreisen vielbesprochenen Geschichte schnell um und fand mit seinem Stücke die volle Bewunderung der Neuber, die es unverzüglich im Januar 1748 auf die Bühne brachte. Befestigte ihn das Urtheil der Künstler und der Beifall des Publikums in der Ueberzeugung von seinem dramatischen Beruf, so geschah von Seiten der Eltern Alles, um den verlorenen Sohn dem zeitlichen und ewigen Verderben zu entreißen, dem er in ihren Augen verfallen war. Den heftigsten brieflichen Vorwürfen des Vaters folgte unmittelbar die Weisung, sofort nach Hause zu kommen, unter dem fälschlichen Vorgeben, die todkranke Mutter wolle ihren Sohn vor ihrem Ende noch einmal sehen. Der Verkehr eines angehenden Theologen mit Schauspielern, die den von der Mutter gebackenen Weihnachtstollen hatten verzehren helfen, war der frommen Frau unerträglich; noch furchtbarer erschien ihr aber des Sohnes intimer Umgang mit Christlob Mylius, den er sowol bei Kästner als auch im Theater immer traf. Dieser Mylius, reichlich sechs Jahre älter als L., war ein halber Verwandter seiner Familie, denn sein Vater hatte in erster Ehe eine Schwester des Pastor L. zur Frau gehabt, aber er galt schon seit seiner Schülerzeit in Kamenz dem Lessing'schen Hause für einen Ausbund von Bosheit und Gottlosigkeit. Hatte er doch schon 1743 als Student der Medicin in einem gedruckten Abschiedsgedicht an den auf Veranlassung des alten L. von Kamenz scheidenden Rector Heinitz den Pastor und verschiedene Mitglieder

des Rathes arg verspottet, bald darauf eine Zeitschrift „Der Freigeist“ begonnen, mit deren Titel er selber in seinem Kreise bezeichnet zu werden pflegte, und führte in Leipzig mit seinen Freunden Naumann und Ossenfelder ein nichts weniger als exemplarisches Leben. Seit 1747 hatte er zwei neue Zeitschriften ins Leben gerufen, die „Ermunterungen zum Vergnügen des Gemüthes“ und den „Naturforscher“, und für beide zahlreiche kleine poetische Stücke von L. erhalten, der den Verkehr mit dem Klopstockischen Kreise der Bremer Beiträger vermied. Grund genug für die besorgte Mutter, um selbst durch eine Unwahrheit das bedrohte Seelenheil ihres Sohnes zu sichern. Gehorsam folgte dieser dem väterlichen Ruf, obwol er den frommen Betrug ahnte, trotz der strengen Januarkälte, erhielt Verzeihung, Geld zur Bezahlung seiner Schulden und, was ihm das Liebste war, Erlaubniß das theologische Studium mit dem der Medicin und der Philologie zu vertauschen. Ostern 1748 kehrte er nach Leipzig zurück und ließ sich wirklich als studiosus medicinae einschreiben, ohne indeß ernstlich dieses Studium aufzunehmen. Vielmehr sehen wir ihn sofort wieder in engster Verbindung mit den alten Freunden und mit neuen dramatischen Entwürfen beschäftigt, darunter schon am 17. April mit einem Trauerspiel in Alexandrinern („Giangir oder der verschmähte Thron“). Der plötzlich eintretende Verfall der Neuber’schen Bühne und der Abgang ihrer besten Schauspieler nach Wien, für deren Schulden L. unvorsichtig Bürgschaft geleistet hatte, brachten ihn in die größte Noth. Als gleichzeitig Mylius zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß des 25. Juli nach Berlin berufen wurde, entschloß er sich ihm zu folgen, ohne einem seiner Leipziger Freunde ein Wort zu sagen. Aber unterwegs erkrankte er schwer in Wittenberg. Inzwischen ging Mylius vorläufig nach Leipzig zurück und übernahm erst Anfang November die Stelle eines Redacteurs der in Rüdiger’s, später in Vossens Verlage erscheinenden „Berlinischen privilegirten Staats- und gelehrten Zeitung“. L., dem seine Mittellosigkeit ebensowol die Rückkehr nach Leipzig als die Uebersiedelung nach Berlin ohne irgend einen Anhalt in der Königsstadt verbot, blieb zunächst in Wittenberg und ließ sich dort wieder als studiosus medicinae am 13. August inscribiren, aber schon nach wenigen Monaten verzweifelte er an der Möglichkeit, durch Sparsamkeit seine Finanzen zu ordnen und flüchtete sich unter Zurücklassung seiner Habe, selbst seiner Bücher, den früheren Plan aufnehmend, nach Berlin, oder ließ sich von dem durchreisenden Mylius dahin mitnehmen. Er war entschlossen weder eine neue Universität zu beziehen, noch um ein Lehramt sich zu bewerben, sondern als ein freier Schriftsteller sein Heil zu versuchen. Daß sein Verhältniß zum Vaterhause zunächst ein recht unerquickliches wurde, ist begreiflich. Die Eltern setzten alle Hebel an, um den Sohn vom unchristlichen Komödienschreiben, von dem intimen Verkehr mit dem liederlichen Freigeist Mylius und dem ungesicherten Litteratendasein im gottlosen Berlin in irgend eine solide bürgerliche Carriere zu ziehen. Der Vater dachte an eine Anstellung beim philologischen Seminar in Göttingen, und ihm zu Gefallen beschäftigte L. sich eine Zeit lang für diesen Zweck mit einer Abhandlung über die Pantomimen der Alten, ließ die Sache aber bald wieder liegen, die ihn ebensowenig lockte als eine ihm später angetragene Professur in Moskau. Das einzige Zugeständniß, das er den väterlichen Wünschen machte, war, daß er Ende 1751 noch einmal auf 10 Monate nach Wittenberg ging, wo sein Bruder Theophilus studirte, und dort am 29. April 1752 mit einer Arbeit über Huarte, dessen Examen de ingenios para las sciencias er eben übersetzt hatte, die Magisterwürde erlangte: ein formeller Abschluß seiner Studienzeit, der ihm selber erwünscht sein mußte, weil der Name eines Candidaten der Medicin mit seiner ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit seltsam contrastirte.

L. hat, abgesehen von dieser Wittenberger Episode, bis Mitte October 1755 in Berlin geweilt. Ein unbekannter, völlig mittelloser Jüngling war er wie ein Schiffbrüchiger auf märkischem Sande gestrandet; als ein berühmter Schriftsteller, gefürchtet als Kritiker, bewundert als Dichter, schied er sieben Jahre später aus der preußischen Hauptstadt, die er selbst zu einem neuen Mittelpunkt litterarischen Lebens, gleich unabhängig von Leipzig wie von Zürich, gemacht hatte. Als er in den letzten drei Jahren seines Berliner Aufenthalts, das Beste auswählend, eine Sammlung seiner Schriften in sechs Bändchen zusammenstellte (Lieder, Oden, Fabeln, deutsche und lateinische Sinngedichte, didaktische Fragmente im ersten, kritische Briefe im zweiten, Rettungen im dritten, je zwei Dramen „Der junge Gelehrte“ und „Die Juden“, „Der Freigeist“ und „Der Schatz“, „Miß Sara Sampson“ und „Der Misogyne“ in den drei übrigen), war in dem bunten Allerlei von Poesie und Gelehrsamkeit nichts, was hinter den besten Versuchen der Zeitgenossen zurückstand, vieles was sie bereits übertraf. Seine Lehrjahre lagen hinter ihm. Er war nicht mit einem fertigen Programm für seine dichterische Thätigkeit von der Schule ins Leben eingetreten; er hatte nicht die Welt durch ein neues unerhörtes Werk des Genies überrascht; tastend hatte er seinen dichterischen Beruf auf allen Gebieten geprüft, um die Sphäre zu finden, die ihm eigentlich zukäme, und in angestrengter Arbeit allmählich erst gelernt, was die anderen konnten, ehe er sie zu überfliegen anfing. Und diese gewissenhafte Arbeit verdient um so größere Bewunderung, je mehr die widrigen Verhältnisse des äußeren Lebens den Jüngling in Berlin von der Vertiefung seiner Studien abziehen zu wollen gedroht hatten. Um seinen Mittagstisch zu verdienen hatte er in den ersten beiden Jahren die Bibliothek des alten Rüdiger geordnet, einem Baron von der Goltz bei der Abwickelung eines Rechtsstreites geholfen, zu Mylius' Zeitung gelegentlich gelehrte Beiträge geliefert, Rollins römische Geschichte übersetzt, eine Lafontaine'sche Schnurre („Der Eremit“) nachgedichtet und einen derben dramatischen Schwank („Die alte Jungfer“) herausgegeben, den er wie sein erstes Schülerdrama („Damon“) aus der Sammlung der Schriften ausschloß, endlich mit Mylius gemeinsam eine zu viel versprechende und eben deshalb zu frühzeitigem Untergang bestimmte Theaterzeitschrift, die „Beiträge zur Historie und Aufnahme des Theaters“, unternommen. Und in den nächsten Jahren schien er in Journalisten- und Uebersetzerarbeit ganz unterzugehen. Vom Februar 1751 bis zu Ende des Jahres besorgte er allein den gelehrten Artikel der Berlinischen Zeitung, von der Mylius sich zurückgezogen hatte, redigirte ein monatliches Beiblatt zu derselben, „Das Neueste aus dem Reiche des Witzes“, spendete daneben Mylius kleine Aufsätze für seine „Kritischen Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ und übersetzte Voltaire's kleinere historische Schriften und den schon erwähnten Huarte. Gleich nach seiner Rückkehr von Wittenberg wurde die Recensententhätigkeit wieder aufgenommen und bis zum October 1755 fortgeführt, dabei Friedrichs politische Flugblätter an das Publikum und Marigny's Geschichte der Araber übersetzt und eine neue Theaterzeitschrift, die „Theatralische Bibliothek“ angefangen. Wer nichts als diese lange Reihe von Büchernamen, oder gar die noch längere der Titel aller vom jungen L. recensirten Bücher ansieht, bekommt unwillkürlich den Eindruck bloßer Lohnschreiberei, die mit oberflächlicher Leichtigkeit für den einen Tag hinwirft, was am anderen vergessen sein kann. Etwas davon ist auch unstreitig in den zahllosen Recensionen der Berliner Zeitung zu finden, wenn der jugendliche Kritikus wegen des ihm fernliegenden Inhalts oder der nicht einmal einen ordentlichen Tadel verlangenden Unbedeutendheit der anzuzeigenden Werke aus der Noth eine Tugend machte und sich mit einer flüchtigen Inhaltsgabe loskaufte. Im großen Ganzen ist ihm aber selbst diese kurze Tageskritik eine ernste Arbeit, zu der ihn sein schneller

Blick und seine umfassende Gelehrsamkeit in besonderer Weise befähigten, und die wieder in der Läuterung seines Geschmacks, in dem Wachsen seiner Stilgewandtheit und in der stetigen Erweiterung seines Wissensgebietes Frucht brachte. Die Arbeit, welche nur klingenden Lohn versprach, ohne ihn in seinen Studien zu fördern, hat er auch in der Zeit größter Bedrängniß abgelehnt; die Umschmelzung einer schlechten lateinischen Uebersetzung des Herbelot konnte ihn ebensowenig anziehen als die Redaction einer politischen Zeitung. Seine angeborene und anerzogene Gründlichkeit war durch das eifrige Studium Bayle's gefördert; die Art, wie er seinen journalistischen Pflichten gerecht wird, zeigt ihn als gelehrigen Schüler Voltaire's. Es ist natürlich, daß die Briefe an den Vater von dem einen wie von dem anderen schweigen, um nicht dessen ohnehin so lebhafte und sehr begründete Besorgniß um die Rechtgläubigkeit des Sohnes zu mehren. Nichtsdestoweniger ist außer dem längst erkannten und in den litterarhistorischen Arbeiten Lessing's überall zu Tage tretenden Einflusse Bayle's der erst neuerdings ins Auge gefaßte Voltaire's auf die ganze schriftstellerische Entwickelung Lessing's gar nicht zu bezweifeln. Es wäre ja auch seltsam, wenn der junge Kritiker, dessen Schriftstellerideal in Voltaire's Leben bereits verwirklicht schien, nicht den Wunsch gehegt hätte, zu dem anerkannten Meister in Beziehung zu treten, als er ihn in nächster Nähe hatte. Ein glücklicher Zufall machte ihn schneller, als zu hoffen gewesen, für längere Zeit zum täglichen Tischgenossen desselben. L. war befreundet mit dem Sprachlehrer Richier de Louvain, den Voltaire sich bald nach seiner Ankunft bei seinem königlichen Gönner zum Secretär wählte. Als Voltaire nun zur Uebersetzung der Akten seines berüchtigten Processes gegen den Juden Hirsch einer Hilfe bedurfte, ließ L. sich gern von Richier zu dieser Arbeit empfehlen, um vom persönlichen Verkehr mit dem ersten Litteraten seiner Zeit zu lernen, vielleicht auch um durch den Mächtigen dem König empfohlen zu werden, und die Folge dieser Verbindung war natürlich eine eingehende Beschäftigung mit Voltaire's Werken, die ihn für die nächsten Jahre zum öffentlichen Lobredner desselben machte, auch nachdem das persönliche Verhältniß über Jahr und Tag in unfreundlichster Weise gelöst war. L. hatte sich im Herbst 1751 Aushängebogen des noch nicht ausgegebenen Siècle de Louis XIV von Richier geliehen, sie unvorsichtigerweise im Hause der Gräfin Schulenburg sehen lassen und dann sogar, um die letzten Seiten in Ruhe zu lesen, nach Wittenberg mitgenommen. Der mißtrauische Franzose witterte hinter dem jugendlichen Leichtsinn unehrliche Absichten, reclamirte sein Eigenthum unter verletzenden Drohungen und jagte den armen Richier trotz des ihn entlastenden Zeugnisses Lessing's aus seinem Dienste. Die üble Angelegenheit, von der in Berlin viel gesprochen wurde, haftete nach der gehässigen Darstellung Voltaire's im Gedächtniß des Königs, und L. hat es noch 13 Jahre nach der Entfernung Voltaire's empfinden müssen, daß seine Beziehung zu demselben ihm an höchster Stelle statt der gehofften Empfehlung entschiedene Abneigung eingetragen hatte.

Während seines Wittenberger Aufenthalts hatte L. bei fleißiger Benutzung der unter der Aufsicht eines Meißner Schulkameraden stehenden Bibliothek sich mit Reformationsgeschichte und Gelehrtenhistorie beschäftigt, von seinen geliebten Alten besonders Horaz und Martial, neben diesen die besten Neulateiner gelesen. Die Sinngedichte im ersten Bande der Schriften, deren Stoff großentheils entlehnt, aber originell umgeprägt ist, die Briefe im zweiten, von denen nur wenige älteren Datums sind, und die „Rettungen“ lauter verstorbener Männer, die es ihm nicht danken konnten, fast gegen lauter Lebendige, die ihm vielleicht ein sauer Gesicht machen würden, sind Früchte dieser Studien. Einer der Briefe, in welchem die mit großem Pomp angekündigte und dem König von Preußen dedicirte, aber mehr als schülerhaft gerathene Horazübersetzung Sam. Gotth. Lange's

(s. d.) nach Verdienst gestriegelt worden war, fand in Folge der gehässigen Entgegnung des Autors noch eine besondere Fortsetzung im „Vademecum“. Die grausame Lust, mit welcher in diesem Büchlein die morsche Gelehrsamkeit und der erschlichene Dichterruhm des Laublinger Pastors zersetzt wurde, erklärt sich aus der Nothwendigkeit, den eigenen moralischen Charakter gegen die leichtfertige Beschuldigung eines litterarischen Freibeuterthums zu vertheidigen, die durch den im Mund der Leute entstellten Handel mit Voltaire und eine noch gröbere Entstellung seines Verhältnisses zu Jöcher (s. d.) und dessen Gelehrtenlexikon dem jungen Schriftsteller hätte verhängnißvoll werden müssen.

Wenige Monate nach Lessing's Rückkehr von Wittenberg verließ Mylius Berlin, um im Auftrage einer unter Haller's Präsidium stehenden Gesellschaft zur Beförderung naturhistorischer Reisen nach Surinam zu gehen. Der leichtsinnige Mann trieb sich aber müßig in Deutschland und Holland umher, amusirte sich dann in London und starb daselbst nach Jahresfrist am 6. März 1754. L., der seinem Einfluß längst entwachsen war, errichtete ihm in der die leichte Briefform beibehaltenden Vorrede zu einer Sammlung seiner vermischten Schriften ein étrange monument, wahr, aber dem Inhalte nach bei aller Maßhaltung im Ausdruck fast ebenso grausam als das Strafgericht über Lange. Bessere Freunde boten sich ihm, der sogenannte Montagsclub, in welchem er den wenig älteren Ramler fand, vornehmlich aber Moses Mendelssohn und Friedrich Nicolai. Beide, der ihm gleichaltrige jüdische Jüngling aus Dessau, der eben Buchhalter in einer großen Berliner Seidenhandlung geworden war, und der vier Jahre jüngere Berliner Buchhändlerssohn, gewährten ihm damals den anregendsten Verkehr. Jener imponirte durch einen unersättlichen Bildungstrieb und seine durch das Studium Locke's, Leibnizens und selbst Spinoza's gewonnene philosophische Schulung; dieser war eben mit „Briefen über den itzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland“ als Schriftsteller hervorgetreten, die L. einen tüchtigeren Bundesgenossen zu versprechen schienen, als seine immer bedenklicher zu Tage kommende selbstbewußte Halbbildung ihm zu werden erlaubte. Eine herzliche Freundschaft verband sie schnell; in regelmäßigen Zusammenkünften disputirten sie mit einander, L. und Moses in ernster Gedankenarbeit, Nicolai nach Kräften mithinkend, aber dafür in den praktischen Fragen des Geschäfts die beiden Büchermenschen bei ihren litterarischen Projecten geschickt berathend. An die Oeffentlichkeit trat zunächst nur das gemeinsam verfaßte Schriftchen „Pope ein Metaphysiker!“, in welchem Moses etwas trocken und lehrhaft, L. mit frischem Humor die Thorheit einer von Maupertuis gestellten Preisaufgabe der Berliner Akademie verspotteten, während der geistreiche Plan einer Sammlung „Das Beste aus schlechten Büchern“ nicht über die Vorbereitung des ersten Theiles hinaus gedieh. Desto fruchtbarer gestalteten sich die mündlichen Verhandlungen über das Drama, ein Gebiet, auf welchem der Praktiker L. für seine beiden Freunde gleich unerreichbar war, der Theoretiker aber auf ihre lebhafte und fördernde Theilnahme rechnen konnte. Er selbst legte damals die letzte Hand an seine für den Abdruck ausgewählten älteren Komödien und dichtete für den letzten Band der Sammlung Februar und März 1755, verschlossen in ein Gartenhaus zu Potsdam, das erste deutsche bürgerliche Trauerspiel, „Miß Sara Sampson“. Von dem klassischen Theater der Franzosen und von dem deutschen Herold desselben, Gottsched, wandte er sich damit entschieden ab, während seine älteren Lustspiele sich noch ganz in dem Rahmen der französischen Muster gehalten hatten. Wie er prophetisch schon 1749 in der Vorrede zu seinen Beiträgen verkündet hatte, die deutsche Schaubühne würde, wenn der Deutsche in der dramatischen Poesie seinem eigenen Naturelle folgen wolle, mehr der englischen als der französischen gleichen: so verschmähte er von den jüngsten dramatischen Neuerungen die comédie larmo-

yante der modernen Franzosen und wählte die bürgerliche Tragödie der Engländer, deren größten Dramatiker er noch kaum mehr als dem Namen nach kannte. Von Corneille's Medea auf Euripides und Seneca geführt, machte er mit kühnem Entschluß unter dem Einfluß von Lillo's Kaufmann von London und Richardson's Clarissa aus der kolchischen Heroine eine Marwood, aus dem Jason einen Mellefont, aus der Kreusa eine Sara, aus dem Kreon einen Sampson: und die unnatürlichen Schranken zwischen der dramatischen Dichtung und dem wirklichen Leben waren weggeräumt, die Fürsten- und Heldentragödie der französischen Klassiker für Deutschland beseitigt und zugleich der Bann des Alexandriners und der drei Einheiten gebrochen. L. war selbst nicht blind gegen die indeklamabeln Stellen seiner Sara, zum größeren Theil ein Erbstück aus Richardson's redseligem Roman; er gestand ein, daß sein Kind bucklicht sei, aber er fand, daß es sich sonst ganz gut befände. Daß er das Bewußtsein hatte, mit der Sara eine dramatische That gethan zu haben, ist schon daraus zu ersehen, daß er nach Frankfurt a. O. reiste, um sie dort am 10. Juli 1755 von der Ackermann'schen Gesellschaft aufführen zu sehen: eine Zärtlichkeit, die er nicht einmal seinen späteren Meisterwerken gegenüber bewiesen hat. Die lebhafteste Anerkennung fand das Stück bei Diderot, der es sogar mit Lillo's Kaufmann und Moore's Spieler zusammen in französischer Uebersetzung herausgeben wollte. Ebenso herzlich freute sich L. des geistesverwandten Bundesgenossen im Kampf gegen die Alexandrinertragödie, dessen Theater er 1760 übersetzte, mit der Erklärung, seit Aristoteles habe sich kein philosophischerer Geist mit dem Theater abgegeben als Diderot, und von dem er noch kurz vor seinem Tode übertreibend bekannte, sein Geschmack würde ohne Diderot's Muster und Lehre eine ganz andere Richtung genommen haben, vielleicht eine eignere, aber doch schwerlich eine, mit der am Ende sein Verstand zufriedener gewesen wäre. Zunächst sah er sich vor der Aufgabe, nach dem Trauerspiel, welches seine englischen Vorbilder so wenig verleugnete, daß es manchem Zeitgenossen für eine bloße Uebersetzung galt, ein wirklich nationales Drama zu schaffen.

L. trennte sich von seinen Berliner Freunden schon Mitte October 1755 und ging wieder nach Leipzig. Daß es dabei auf eine erneute engere Verbindung mit der Bühne abgesehen gewesen sei, ist oft ausgesprochen, aber gar nicht wahrscheinlich, denn eine solche hätte doch schwerlich dem Fortgang seiner Theatralischen Bibliothek hinderlich werden können, was die Vossische Zeitung von dieser Veränderung seines Aufenthalts fürchtete. Die Reise scheint vielmehr einzig durch den Wunsch bedingt zu sein, die bloße Schriftstellerei für eine Zeit durch eine sorgenlosere Beschäftigung zu unterbrechen, wozu die durch Sulzer's Empfehlung zu erlangende Stellung eines Hofmeisters und Reisebegleiters bei einem jungen Schweizer die beste Gelegenheit bot. Der Plan wurde nicht weiter verfolgt, denn eine ähnliche, aber anziehendere Versorgung gewährte der in Leipzig von Weiße oder vom Buchhändler Reich ihm gemachte Vorschlag, mit dem jungen Winkler, einem reichen Leipziger Patriziersohne (geb. 1731), dritthalb oder drei Jahre auf Reisen zu gehen. Da dieser aber nicht vor Ostern 1756 aufbrechen wollte, so hatte L. noch den ganzen Winter für sich, und er hätte nicht L. sein müssen, wenn er nicht in dieser freien Zeit sich nach langer Entbehrung wieder an den Vorstellungen in Koch's Theater, am Verkehr mit Schauspielern, an der Lectüre des Goldoni, an der Ausführung alter und der Skizzirung neuer dramatischer Entwürfe ergötzt hätte. Das Vorhaben, zur Ostermesse noch ein Bändchen von sechs Stücken nach Goldoni fertig zu stellen, das übrigens nur bis zum Abdruck von zwei Bogen der „Glücklichen Erbin" gezeitigt wurde, erklärt sich in diesem Zusammenhang vollkommen, ohne daß man L. aus Berlin mit der Absicht, sofort neue Triumphe auf der Bühne zu suchen, sich entfernen läßt. Die anfangs

freudig begrüßte Verbindung mit Winkler erwies sich freilich bald als minder angenehm. Wenigstens erfüllte sich nichts von der ausgesprochenen Hoffnung, alle Einrichtung der Reise würde ihm überlassen bleiben, und am Ende würde Winkler mehr mit ihm als er mit Winkler gereist sein. Der Gefährte war entschieden eigensinnig, wollte weder von Dresden noch von Berlin etwas wissen und ließ L. noch im März 1756 eine Tour nach Dresden, wo derselbe Heyne's Bekanntschaft in der Brühl'schen Bibliothek machte, und nach Kamenz zu den Eltern allein machen, auch mit dem alten Freund Weiße auf 14 Tage nach Altenburg und Gera gehen. Endlich brachen sie am 10. Mai 1756 zusammen auf, besuchten Halberstadt, wo Gleim begrüßt wurde, dann Braunschweig und Wolfenbüttel, dann Hamburg, wo L. zuerst Ekhof spielen sah, und gingen über Bremen nach Holland. Am 29. Juli waren sie in Amsterdam angekommen und standen schon im Begriff sich nach England einzuschiffen, als die Nachricht von Friedrichs Einfall in Sachsen sie erreichte. Ueber Hals und Kopf eilten sie auf Winkler's Drängen nach Hause, die Fortsetzung der Reise bis zum nächsten Frühjahr verschiebend, aber die Einquartierung des preußischen Commandanten in Winkler's Hause und die Kriegscontributionen verlangten so große Geldopfer, daß der ganze Reiseplan im Mai 1757 aufgegeben ward, und weil L. nicht den Preußenhaß der Leipziger theilte, vielmehr an offener Wirthstafel für den großen König Partei nahm und freundschaftlich mit preußischen Offizieren verkehrte, wurde er ohne Rücksicht auf seinen Contrakt aus dem Winkler'schen Hause vertrieben und mit seinen Ansprüchen auf den Rechtsweg verwiesen. Die Möglichkeit eines gütlichen Vergleichs wurde dadurch abgeschnitten, daß Winkler sich wenige Wochen später von Leipzig entfernte, und der langweilige Proceß, den L. in erster Instanz verlor, endigte erst am 13. October 1764 damit, daß Winkler zur Zahlung einer Entschädigung von ungefähr 600 Thalern verurtheilt wurde, von welchen aber die Kosten bereits mehr als die Hälfte verschlungen hatten. Anfangs hatte L. die Hoffnung, den Ausgang dieses Handels in Leipzig abwarten zu können, und blieb daselbst bis Mai 1758, seinen Unterhalt durch Uebersetzerarbeit bestreitend (Hutcheson's Sittenlehre der Vernunft, Law's Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben, Richardson's Sittenlehre für die Jugend in den auserlesensten Aesopischen Fabeln). Nach den ersten sorgenvollen, verworrenen Wochen ward ihm ein schöner Trost zu theil durch die Freundschaft des Majors Ewald Christian v. Kleist (s. Bd. XVI S. 116), der März 1757 bis Mai 1758 zum Hausen'schen Regiment nach Leipzig commandirt war, um sächsische Rekruten zu drillen und ein großes Lazareth zu leiten. Ingrimmig hatte der melancholische Frühlingssänger, der sich nach dem Tode für's Vaterland sehnte, seine Verbannung aus dem Felde hinter die Mauern aufgenommen, und gerade sie gab ihm in L. einen Vertrauten, wie er ihn noch nicht gehabt hatte, und in ihm L. einen Freund, wie weder vorher noch nachher einer ihm nahe getreten ist. Ihr täglicher Verkehr machte aus Kleist einen gehaltreicheren Dichter, aus L. einen immer aufrichtigeren Bewunderer des großen Königs, dessen Großthaten ihn zu prosaischen Odengerippen begeisterten und zu lebhafter Theilnahme an der Verbesserung und Verbreitung der Grenadierlieder ihres gemeinsamen guten Freundes Gleim veranlaßten. Kleist wurde nicht müde alle seine Bekannten in Bewegung zu setzen, um L. eine Stellung zu verschaffen und ihn dadurch ganz für Preußen zu erobern. Gleim ging er an wegen einer Kriegsrathsstelle, Sack und Sulzer wegen einer Adjunktur an der Berliner Bibliothek, den Stallmeister des Prinzen Heinrich wegen einer Secretärstelle beim englischen Gesandten, oder bei einem Prinzen, oder sonst einer Civilbedienung; wäre es nach ihm ergangen, so wäre L. schließlich Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm geworden. Als all sein Werben vergeblich blieb, griff er in die eigne,

nicht allzu reichlich gefüllte Kasse und beauftragte kurz vor seinem Wiederausrücken seinen Schatzmeister Gleim, von seinem Guthaben dem braven L. hundert Thaler zu schicken. L. selbst arbeitete, während Kleist Dienst hatte, unablässig, ohne von seiner Arbeit etwas zu verrathen, aber Kleist erwartete, er würde demnächst mit drei oder vier Bänden von Lustspielen und Tragödien auf einmal hervortreten. Diese Erwartung sollte sich nicht erfüllen. Nur Weniges von den Leipziger Studien und Entwürfen reifte sofort aus, und auch dieses Wenige kam erst nach seiner Rückkehr nach Berlin ans Tageslicht; bei weitem das Meiste blieb als Skizze liegen und ist zum Theil in seinen nachgelassenen Papieren wieder aufgefunden worden. Desto größer war der Gewinn dieser Studien für die Klärung und Vertiefung von Lessing's eigenen ästhetischen Grundsätzen, wie sie nachher in den Litteraturbriefen, im Laokoon und in der Dramaturgie theoretisch zur Aussprache gelangten, in der Minna und der Emilia praktisch verwirklicht wurden. „Lassen Sie uns bei den Alten in die Schule gehen. Was können wir nach der Natur für bessere Lehrer wählen?“ schreibt er Ende November 1756 an Mendelssohn, und er macht mit diesem Programm in viel umfassenderer Weise Ernst als in seiner Jugendperiode. Die wahren Begriffe der Aristotelischen Poetik von der Tragödie versucht er aus dem Originaltext mit Zuhülfenahme der Rhetorik und der Nikomachischen Ethik zu ergründen; Sophokles wird der Gegenstand eingehenden Studiums. Daneben tritt Shakespeare in seinen Gesichtskreis und die ältere deutsche Litteratur, welche in Gottsched'schen und Bodmer'schen Neudrucken eben wieder zugänglich zu werden anfing. Durch scharfe Definitionen sucht er die Grenzen der Dichtungsgattungen zu bestimmen, für jede ihr besonderes Kunstgesetz aufzustellen, seinen neuen poetischen Versuchen die einfachste und reinste Form zu geben. Ueber seine eigene Schriftensammlung, die ihn schon berühmt gemacht hat und die sein Verleger wieder und wieder drucken lassen muß, ist er selbst bereits hinausgewachsen und trägt sich mit dem Plan, sie zu verbessern und so viel Gutes nunmehr wirklich in dieselben so glücklich hineinzulegen, daß die freundschaftlichen Leser es im Voraus darin bemerkt zu haben scheinen können. Dem kriegerischen Sinn der Zeit entsprechend strebt er nach schmuckloser Kürze; die Redseligkeit seiner Jugendschriften macht einem präcisen Lakonismus Platz; sein körnichter Ausdruck bereichert sich glücklich aus dem Sprachschatz früherer Jahrhunderte; in seinen tragischen Entwürfen erscheinen die ersten erfolgreichen Versuche im Gebrauch des Blankverses, anfänglich mit Verschmähung aller klingenden Ausgänge, straff und knapp wie die Kriegslieder des Grenadiers. Unerschöpflich ist er in seinen dramatischen Experimenten, zu denen ein von den Berliner Freunden geplantes und durch seine Vermittelung zur Ausführung gebrachtes Unternehmen den äußeren Anstoß gab. Nicolai wollte ohne seinen Namen und in fremdem Verlage mit Mendelssohn's Hülfe eine neue kritische Zeitschrift herausgeben, die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste“, die L. bei Dyck in Leipzig unterbrachte. Im Prospect hatte er einen Preis für die beste Tragödie ausgesetzt und das erste Stück mit einer orientirenden Abhandlung vom Trauerspiele eröffnet. An diese Abhandlung und an Mendelssohn's Briefe über die Empfindungen knüpfte sich ein ausführlicher Briefwechsel Lessing's mit beiden Berliner Freunden, vornehmlich mit Mendelssohn, der sich fast ausschließlich um die Bestimmung des Wesens der Tragödie drehte, und die Preisausschreibung vermehrte die mit Lessing's Kritik ohnehin immer Hand in Hand gehende Produktionslust. Er regte nicht nur Kleist, Weiße und einen jüngeren Genossen ihrer Tischgesellschaft, v. Brawe, an zu concurriren und ließ sich durch die einlaufenden Preisstücke zur Entwerfung besserer Pläne für die darin gewählten Stoffe treiben, sondern er gedachte auch selbst mit einer dreiaktigen Virginia, die sich schnell in eine bürgerliche Emilia Galotti ver-

wandelte, als Bewerber aufzutreten. Jedenfalls ist die Beschäftigung mit diesem Plane, der erst anderthalb Jahrzehnte später zur Ausführung gelangte, die Veranlassung gewesen, daß ein anderer, den er von Berlin mitgebracht hatte, vorläufig liegen blieb, nämlich einen Faust zu dichten, der nicht wie der Held des Volksdramas zu Grunde geht, weil die Gottheit dem Menschen nicht den edelsten der Triebe, den unauslöschlichen Durst nach Erkenntniß, gegeben hat, um ihn ewig unglücklich zu machen. Zwei verschiedene Entwürfe, einer mit dem ganzen höllischen Apparat des alten Spiels, und einer ohne alle Teufelei, wo ein Erzbösewicht gegen einen Unschuldigen die Rolle des schwarzen Verführers vertritt, laufen nebeneinander her und tauchen in Berlin, Breslau und Hamburg wieder auf, um 20 Jahre nach der ersten Erwähnung bis auf ein paar dürftige Ueberreste spurlos zu verschwinden, sei es daß die Vorarbeiten in einer Bücherkiste gesteckt haben, die 1775 verloren gegangen ist, sei es daß L. sie gegen seine sonstige Gewohnheit vernichtet hat. Wie er auf dem einen und dem anderen Wege sein Ziel hat erreichen wollen, läßt sich nach den schwankenden und bisweilen einander widersprechenden Berichten der verschiedenen Bekannten, die etwas vom Faust gesehen oder gehört haben, nicht mehr mit Sicherheit ermitteln; über das Fallenlassen beider Pläne hat sich eine förmliche Legende gebildet; vielleicht ist es gerade Emilia Galotti, die nicht allein mit ihren ersten Keimen die Arbeit an Faust gestört, sondern auch in ihrer Vollendung mit der Ausführung von Marinelli's Charakter dem Verführer im teufellosen Schauspiel das Interesse des Dichters entzogen hat. Für die Leipziger Zeit Lessing's ist eine derartige Verdrängung eines tragischen Plans durch einen verwandten zweifellos erwiesen. Der vielversprechende „Kleonnis“ ist unvollendet geblieben, um sich in den „Philotas“ zu verwandeln, jenes kleine Kriegsdrama von epigrammatischer Kürze, das den Einfluß des sophokleischen Aias so wenig verleugnet, als das Entwurf gebliebene „Horoskop“ den des König Oedipus. In einem Briefe an Gleim über dessen unglückliche Versifikation des mit gutem Vorbedacht wieder in Prosa geschriebenen Stücks, den der brave Empfänger schwerlich ganz verstanden hat, deutet L., wenn er die Sprache des Versifikators äschyleisch nennt, unter der Rose an, von wem er selber tragische Einfalt gelernt hat. Philotas wurde im Frühling 1759 in Berlin gedruckt, im Herbste desselben Jahres folgten die „Fabeln“, wie das Drama eine Leipziger Arbeit, und zwischen beiden erschien die mit Ramler's Hülfe besorgte Ausgabe der Logau'schen Sinngedichte, die gleichfalls in Leipziger Studien wurzelt. Die simplificirende Tendenz nach dem Canon der Antike theilen die „Fabeln“ mit dem Philotas. L. hatte sich, sagt er selber, oft gewundert, daß die gerade auf die Wahrheit führende Bahn des Aesopus von den Neueren für die blumenreicheren Abwege der schwatzhaften Gabe zu erzählen so sehr verlassen werde. Seine eigenen Jugendversuche auf dem gemeinsamen Raine der Poesie und Moral, welche die anmuthigen Zieraten der Lafontaine'schen Fabel nicht verschmäht hatten, verurtheilt er damit. Er ist so eigensinnig geworden, nur noch den Nutzen der Fabel im Sinne zu haben, der seinem Wesen nach schon anmuthig genug sei, um aller fremden Annehmlichkeiten entbehren zu können. Er scheint sogar geneigt, die Fabel wieder ganz aus dem Reiche der Poesie zu verbannen, um sie als ein sicheres Mittel zur lebendigen Ueberzeugung in die Rhetorik zu verweisen; in der Praxis unterscheiden sich aber doch seine Fabelepigramme wesentlich von den dürren Fabelgerippen der Aesop's Namen tragenden byzantinischen Apologensammlungen und behaupten durch den Reichthum der Erfindung, durch die Mannigfaltigkeit des Tones und ein ausgeprägtes lyrisches Element, das sich nicht blos an das Erkenntnißvermögen wendet, ihren Platz auf poetischem Gebiet. Wenn L. die knappe Prosafabel, in welcher nicht das Gewürze gewürzt ist, als ausschließlich mustergültige Art angesehen wissen will, so ist das

eine einseitige Uebertreibung, vor der ihn eine vollkommenere Kenntniß von der Entwickelung der Fabel bewahrt haben würde, aber ebenso einseitig ist das Urtheil J. Grimm's, daß die Kürze der Tod der Fabel sei und ihren sinnlichen Gehalt vernichte, und daß das Thun der Thiere bei L. nicht mehr an sich, sondern nur durch die Spannung auf die erwartete Moral interessire. Die Fabeln selbst bleiben der Mehrzahl nach kleine Cabinetstücke von hoher stilistischer Vollendung, wie unter den fünf angehängten Abhandlungen wenigstens die beiden ersten als Muster sokratischer Lehrart gelten dürfen, wenn auch die Richtigkeit der auf solchem Wege gefundenen Definition der Gattung nur mit gewissen Einschränkungen zugegeben werden kann.

Der Reformator der deutschen Litteratur bedurfte eines kritischen Organs, um durch Vernichtung der lauten Menge des parnassischen Geschmeißes für die natürlichschönen Werke des Genies freie Bahn zu schaffen. Nicolai's Bibliothek der schönen Wissenschaften war ihm für solchen Feldzug zu zahm. Bei der Drucklegung derselben hatte er hülfreiche Hand geleistet, aber beigesteuert hatte er außer wenigen Lückenbüßern und verbessernden Zusätzen zu den Kritiken der Herausgeber nur eine scharfe Recension von Lieberkühn's elender Theokritübersetzung. Es traf sich gut, daß wenige Monate nach Lessing's Wiedervereinigung mit seinen alten Berliner Freunden Nicolai durch den Tod seines Bruders gezwungen wurde die Leitung der Buchhandlung zu übernehmen und die Redaction seiner Leipziger Zeitschrift Weiße zu überlassen. Begierig faßte er nun Lessing's Idee auf, ein bogenweise wöchentlich erscheinendes kritisches Journal zu verlegen, in welchem die neueste Litteratur einer strengen und unparteiischen Prüfung unterzogen werden sollte. Von L., dem Erfinder des Plans, rührt auch die Einkleidung her. Im Gedanken an seinen Kleist, welcher wieder im Felde lag, wählte er die Form von Briefen an einen verwundeten Offizier, der die vom Kriege zerrissene Lücke in seiner Kenntniß der neuesten Litteratur von einigen Freunden in B** ausgefüllt zu sehen wünschte. Ihm fiel zunächst auch die Hauptarbeit zu; denn Mendelssohn versprach nur die philosophischen Briefe und Nicolai einen gelegentlichen Beitrag zur Ausfüllung, wenn es einmal an Manuscript mangeln sollte; und dieser Verabredung entsprechend kündigte die kurze Einleitung des am 4. Januar 1759 ausgegebenen ersten Bogens der „Briefe, die neueste Litteratur betreffend" den Herrn Fll. als denjenigen an, der sich der Ausführung vornehmlich unterziehen würde. Die Briefe sollten alle anonym erscheinen, nur mit willkürlich gewählten Chiffren unterzeichnet; selbst dem guten Gleim gegenüber wurde nur eingeräumt, daß einige Bolzen von L. darin seien. L. hat sich der Zeichen A., E., Fll., G., L. und O. bedient; seine Hauptchiffre Fll., die vielleicht an den Jungfernamen seiner Mutter erinnern sollte, wie er noch 1774 seine „Gelehrte Kretze" unter dem Namen eines Thomas Traugott Feller herauszugeben gedachte, wurde von Hamann als Fabullus, von den beiden in den ersten Briefen gezüchtigten Uebersetzern Popes und Bolingbrokes als Flegel gedeutet. Gleich der erste Brief sagte Fehde an: gegen hundert Namen, die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden, gegen tausend kühne Thaten, die vor den Augen des Freundes geschehen, könne man ihm auch nicht ein einziges neues Genie nennen und nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbewahrt zu werden verdienten. Und ihm folgten bis zum September 1760 über 50 Briefe Lessing's, fast die Hälfte der bis dahin ausgegebenen, in denen mit unnachsichtiger Strenge aufgeräumt und der mit gleicher Gemächlichkeit von den Schriftstellern betriebenen, vom Publikum gelittenen Bücherfabrikation gesteuert wurde. Wer immer die Feder gerührt hatte, der armselige Tagelöhner des Parnasses wie das poetische Genie, mußte ihm Rede stehen. Mit unverkennbarem Behagen

schwang er sein Schwert gegen die elenden Uebersetzer, die in ihrer unglaublichen Unwissenheit eigentlich unter der Kritik waren, zu denen aber die Kritik dann und wann sich herablassen mußte, weil sie unbeschreiblichen Schaden stifteten; gegen die unnatürliche Schwärmerei, Schönrednerei und Sprachverderberei des jugendlichen Wieland, wie gegen die moralisch guten, aber poetisch bösen Charaktere seiner lieben frommen, aber etwas unehrlich entlehnten Johanna Gray; gegen die Polygraphie des Halbphilosophen und Halbdichters Dusch; gegen den Wortschwall und die Gedankentheuerung Cramer's; gegen die seichte Salbung der moralischen Wochenschriften; gegen die Verschwommenheit der Charaktere in Klopstock's Epos und gegen seine Lieder so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabei empfindet; gegen Gottsched, den großen Duns, dem grausam und ungerecht nicht allein jegliches Verdienst um das deutsche Theater, sondern überhaupt die Möglichkeit, daß er auch nur in der unbedeutendsten Kleinigkeit Recht haben könnte, abgestritten wird, und gegen den alten Bodmer, der für seine abgeschmackten Lessingischen unäsopischen Fabeln einem verdienten Strafgerichte verfallen mußte. Zerstört waren auf einmal die alten Cliquen von Leipzig und Zürich, die so lange um die Herrschaft gerungen hatten, aufs Haupt geschlagen die neue, die aus den expatriirten schönen Geistern Deutschlands in Kopenhagen sich gebildet hatte. Kaum war dieser letzte Streich geführt, so legte L. sein siegreiches Schwert aus der Hand und überließ die fernere Sorge für sein Journal den Genossen, die es mühselig über Wasser hielten, bis Abbt's Hülfe wieder etwas mehr Schwung hineinbrachte, während die langweiligen Beiträge von Resewitz und Grillo die letzten Bände nur verdarben. Die Lösung der von L. gestellten Aufgabe, die Litteratur der Kriegsjahre kritisch zu mustern, schleppte sich bis zum Sommer 1765 hin; wie er schon zwei Jahre vorher versprochen hatte, hielt er den Briefen dann mit einer Anzeige von Meinhard's Versuchen die Parentation. Was ihm das Unternehmen verleidet hatte, war weniger der Wunsch eigene Arbeiten zu fördern, wie das „Leben des Sophokles" und eine verbesserte Auflage der „Fabeln", von denen die erste nur bis zum siebenten Bogen gedruckt, die zweite nicht einmal begonnen wurde, als vielmehr die Erkenntniß, daß die Briefe an die Stelle der beseitigten Cliquen eine neue zu setzen drohten, welche von den Gegnern schon mit dem Namen der Berliner oder der Nicolaiten bezeichnet ward. Nicolai's gelegentliche Versuche, sich in seine Arbeiten einzumischen und Briefe zu unterdrücken, die seinen Beifall nicht hatten, und Ramler's naive Zumuthungen, aus Rücksicht auf gute Freunde mit den eignen abweichenden Meinungen zurückzuhalten, hatten ihm gezeigt, daß es hohe Zeit sei sich zurückzuziehen, wenn er es nicht zum offenen Bruch kommen lassen wollte.

In denselben Septembertagen, in welchen L. seine Recensententhätigkeit einstellte, schrieb er dem Vater ziemlich geheimnißvoll von Vorfällen, die sich hätten ereignen können und die ihn vielleicht genöthigt hätten von Berlin wegzugehen. Am 7. November 1760, wenige Tage nach seiner Ernennung zum auswärtigen Mitglied der Berliner Akademie, verschwand er plötzlich, ohne von seinen Freunden Abschied zu nehmen, ohne sein Quartier zu kündigen, und begab sich über Frankfurt, wo er das Grab seines bei Kunersdorf auf den Tod verwundeten Kleist besuchte, nach Breslau. Vier Wochen später war er Gouvernementssecretär bei dem tapferen Vertheidiger Breslaus, dem Generallieutenant Bogislaw Friedrich v. Tauentzien. Ob dieser alte Freund Kleist's, der L. schon 1758 in Leipzig gesehen hatte, sich seiner erinnert und, seine zeitliche Versorgung als eine von Kleist ererbte Pflicht übernehmend, ihm Anerbietungen gemacht hat, oder ob er nur einer Bewerbung des von anderer Seite über die Vakanz unterrichteten L. freundlich entgegengekommen ist, darüber fehlen die näheren Nachrichten ebenso

wie über Lessing's letzte Erlebnisse in Berlin während der Besetzung der Stadt durch Russen und Oesterreicher. Dem Berliner Freundeskreise, der dem Ausreißer im ersten Unbehagen über die ungewohnten Geschäfte und die gänzlich veränderte Lebensweise täglich fehlte, wurde Anfang December nur mitgetheilt, daß es wieder einmal Zeit gewesen sei, mehr unter Menschen als unter Büchern zu leben, daß man nicht blos den Kopf, sondern nach dem 30. Jahre auch den Beutel zu füllen bedacht sein müsse, und daß er Berlin nur in der Absicht verlassen habe, sein sogenanntes Glück zu machen. Unter seinen Nachlaßpapieren hat sich das sinnige Wort gefunden: „Ich will mich eine Zeit lang als ein häßlicher Wurm einspinnen, um wieder als ein glänzender Vogel an das Licht kommen zu können", und mit seinem Verständniß von Lessing's Natur sagt Goethe über seine Breslauer Zeit: „L., der im Gegensatze zu Klopstock und Gleim die persönliche Würde gern wegwarf, weil er sich zutraute, sie jeden Augenblick wieder ergreifen und aufnehmen zu können, gefiel sich in einem zerstreuten Wirthshaus- und Weltleben, da er gegen sein mächtig arbeitendes Innere stets ein gewaltiges Gegengewicht brauchte." Nach dem angestrengten Arbeiten in der Studirstube, unter dem Lessing's Gesundheit gelitten hatte, war das Leben mitten unter der Armee des großen Königs als Tischgenosse eines seiner gefeiertsten Helden eine heilsame Erfrischung. Der Zwang des Dienstes, der mit allen möglichen kleinen Nichtswürdigkeiten seine Zeit in Anspruch nahm, preßte ihm zwar anfangs die bittersten Klagen aus, aber solche düstere Stimmungen gingen bald vorüber. Die Correspondenz über militärische Angelegenheiten und mit den Münzjuden, deren bedenkliche Thätigkeit Tauentzien als Münzdirector ebenfalls zu überwachen hatte, war in ein paar Vormittagstunden besorgt, und es blieb Muße genug zum Durchmustern der Breslauer Bibliotheken, zu eigenen wissenschaftlichen und poetischen Arbeiten, zu gemüthlichem Verkehr mit den Gelehrten und den angesehensten Bürgern der Stadt, zum Besuch von Schuch's Theater, zu lustigen Zechgelagen und leidenschaftlichem Glücksspiel mit Offizieren und zu ausgedehntem Morgenschlaf, wenn er den Pfefferküchler, bei dem er wohnte, durch spätes Nachhausekommen geärgert hatte. Verstand er auch nicht wie andere die Gelegenheit zu benutzen, um sich bei den Münzoperationen der Ephraim's und Itzig's mühelos zu bereichern, so lebte er doch sorgenfrei genug, um seiner Neigung ein schlechter Wirth zu sein behaglich sich überlassen zu dürfen. Seine Einnahmen reichten, um zu leben und leben zu lassen: er konnte einmal nach Herzenslust das schlechte Geld des Königs unter die Leute bringen, mit fröhlichen Kriegsgenossen verschwendend, die schlauen Betrügereien seiner Bedienten gleichmüthig ertragend, seltene Bücher zu Tausenden häufend, den nicht abreißenden Ansprüchen des Vaterhauses mit immer neuen Unterstützungen genügend. Im Spätsommer 1762 begleitete er in bester Laune seinen General ins Feld zur Belagerung von Schweidnitz, im Februar 1763 verkündete er als Friedensherold den Breslauern das Ende des Krieges, im Sommer desselben Jahres war er mit Tauentzien in Potsdam, wo dieser vom König mit neuen Ehren überhäuft, sein Secretär aber nicht weiter beachtet wurde. Er kehrte, nachdem er die Berliner Freunde wieder begrüßt hatte, mit Tauentzien nach Breslau zurück, wo ihm Aussicht auf eine vortheilhafte Bedienung gemacht war, aber einen seinen Wünschen entsprechenden Posten erlangte er nicht, und der ihm angebotene war ebensowenig nach seinem Geschmack als eine schon früher ihm angetragene Professur der Eloquenz in Königsberg, und er war mehr als jemals entschlossen, von aller Bedienung, die nicht vollständig nach seinem Sinne wäre, zu abstrahiren; er glaubte sich über die Hälfte seines Lebens hinaus und wußte nicht, was ihn nöthigen könnte, sich für den kürzeren Rest desselben noch zum Sklaven zu machen. Eine ernste Erkrankung Tauentzien's im Sommer 1764, ein hitziges Fieber, das ihn selbst bald

darauf befiel und in welchem er den letzten Rest seiner jugendlichen Thorheiten verrast haben wollte, zogen die Entscheidung über seine Zukunft hinaus. Inzwischen tröstete er sich mit einem schönen Plan, nach Wien zu gehen und die kaiserliche Bibliothek zu nutzen, in Italien die Antiken zu studiren und Griechenlands klassischen Boden mit seinen Denkmälern zu besuchen. Diese Luftschlösser standen in engster Beziehung zu einer der mannigfachen Arbeiten, die er seit dem Frieden vorgenommen. Er wollte sich seine eigene große Bibliothek nicht umsonst angeschafft haben und hatte an seinen gelehrten Bekannten, dem Rector des Elisabethgymnasiums Arletius (s. Bd. I S. 530), einem Polyhistor vom alten Schlage, und Klose (s. Bd. XVI S. 226), dem Rector der Heiligengeistschule, einem feingebildeten Altersgenossen, die erfahrensten Führer zu den Schätzen der damals noch getrennten Büchersammlungen Breslaus. Mit ihrer Hilfe wurde die Logauarbeit, die ihm als Vorstudie zu einem deutschen Wörterbuche galt, in Forschungen über Tscherning und Scultetus fortgesetzt, zur Geschichte der Fabel die Gesta Romanorum und deutsche Schwankbücher studirt, die zu schneller Versificirung einer und der anderen scherzhaften Erzählung Veranlassung gaben, für die Litteraturbriefe über Musäus Grillen gefangen, die freilich bis auf eine nie zu Papier gebracht sind. Aber neben diesen leichteren Gelegenheitsarbeiten beschäftigten ihn dreierlei von schwererem Kaliber: der Entwurf seiner Minna von Barnhelm, aus dem etwas Besseres werden sollte als alle seine bisherigen dramatischen Stücke, widrigenfalls er fest entschlossen war, sich mit dem Theater nicht mehr abzugeben; verschiedene kritische und antiquarische Aufsätze, die er zunächst zu einem Ganzen verweben zu können verzweifelte und darum unter dem räthselhaften Titel „Hermäa", welcher einen verliebten Roman verspricht und mit den Wanderschaften eines gelehrten Landstörzes Wort hält, herausgeben wollte, aus denen dann aber sein Laokoon erwuchs; endlich, veranlaßt durch die Lectüre von Dippel's (s. Bd. V S. 249) Schriften, ein ernsteres Studium des Spinoza und der Kirchenväter, von denen besonders Justinus Martyr ihn zu dem ausführlich skizzirten Aufsatz „Von der Art und Weise der Ausbreitung und Fortpflanzung der christlichen Religion" anregte. Mit Recht urtheilte also schon Fichte, daß die eigentliche Epoche der Bestimmung und Befestigung seines Geistes in seinen Breslauer Aufenthalt zu fallen scheine, während dessen sein Geist ohne litterarische Richtung nach außen, unter durchaus heterogenen Amtsgeschäften, die bei ihm nur auf der Oberfläche hingleiteten, sich auf sich selbst besann und in sich selbst Wurzel schlug. Von da an wurde ein rastloses Hinstreben nach der Tiefe und dem Bleibenden in allem menschlichen Wissen an ihm sichtbar.

Auf welche Weise sich L. von Tauentzien getrennt hat, ist nicht überliefert; am 12. October 1764 wollte er eine mindestens vierwöchentliche Reise antreten und gleich nach seiner Rückkehr seinen Abschied nehmen, wozu er die dringendsten Ursachen hätte. Vor dem 10. Januar 1765 ist das auch geschehen, aber erst Ostern 1765 verließ er Breslau und ging nach einem flüchtigen Besuch der Eltern über Leipzig wieder nach Berlin, wo er noch im Mai eintraf. Ernstlicher als je in seinem Leben sah er sich nach einer festen Stellung um, denn die Geldverlegenheiten im Vaterhause waren so hoch gestiegen, daß es undenkbar war, mit dem Ertrage der Schriftstellerei helfen zu können. Kaum hatte er seinen jüngsten Bruder Karl zu sich kommen lassen, um allein für ihn zu sorgen, als schon Theophilus nachkam mit der Botschaft, daß die Gläubiger des Vaters dessen Gehalt mit Arrest belegt hätten, und zur Abwendung der äußersten Noth mehr forderte, als ihm an Baarschaft zu Gebote stand. Zweierlei Aemter konnten ihn reizen, weil sie ihm neben der Sicherung seiner Existenz die Gelegenheit zur Fortsetzung seiner gelehrten Studien boten, die Direction eines Antiquitätencabinets oder einer Bibliothek. Zu beiden konnte er sich nicht besser

empfehlen, als wenn er den ersten Band seines „Laokoon", der nur noch der letzten Redaction bedurfte, baldmöglichst drucken ließ. Er hatte dabei sein Augenmerk zuerst auf Dresden gerichtet, das unbestritten damals das Centrum aller künstlerischen Bestrebungen und Studien in Deutschland war. Der Tod des alten Berliner Bibliothekars Gaultier de la Croze eröffnete plötzlich eine andere Aussicht, die schon Kleist für ihn im Auge gehabt hatte, und die, wie es scheint, mit den Berliner Freunden im Sommer 1763 aufs neue besprochen war. Quintus Icilius, der in solchen Sachen das Ohr des Königs hatte, schlug sofort L. als Nachfolger vor, wurde aber zurückgewiesen, weil der König Lessing's alten Handel mit Voltaire in zu treuem Gedächtniß bewahrt hatte. Die Bibliothekarstelle wurde Winckelmann angeboten, der auch für ein Gehalt von 2000 Thalern zu kommen bereit war, aber im Herbst 1765 verzichtete, als der König erklärt hatte, für einen Deutschen wären 1000 Thaler genug. Es liegt nahe zu vermuthen, daß die Freunde, die nun noch einen Versuch zu Gunsten Lessing's machen wollten, sich in den Stand gesetzt wünschten, ihn dem König als einen Winckelmann ebenbürtigen Bewerber darzustellen. Der Laokoon wurde wirklich zur Ostermesse fertig, und L. konnte im Sommer mit einem jungen Herrn v. Brenkenhof, der sein Hausgenosse geworden war, nach Pyrmont reisen. Auf dem Heimwege besuchte er in Göttingen den berühmten Recensenten seiner Jugendwerke, Johann David Michaelis, dem er im Gespräch die erste Anregung zu seiner Uebersetzung des Alten Testaments mit Anmerkungen für Ungelehrte gab, seinen alten Freund Kästner und den Bibliothekar Dietze; dann verlebte er einige vergnügte Tage bei Gleim in Halberstadt, aber schon bald nach seiner Rückkunft nach Berlin scheint er erfahren zu haben, daß der König durchaus nichts von ihm wissen wolle, und daß das Einzige, worauf er so lange gehofft und worauf man ihn so oft vertröstet, fehlgeschlagen sei. Der König verschrieb sich einen unbrauchbaren Franzosen; L. verzichtete auch auf die Möglichkeit Aufseher des Kasseler Antikencabinets und Professor am Karolinum zu werden und acceptirte, den antiquarischen Studien vorläufig entsagend, den Vorschlag, als Dramaturg und Consulent an das neu zu gründende Nationaltheater in Hamburg zu gehen. Als er abschloß, fiel ihm Juvenal's Wort ein: Quod non dant proceres, dabit histrio. „Ich stand eben am Markte und war müßig", schrieb er im Frühjahr 1769 im Schlußstück der Dramaturgie; „Niemand wollte mich dingen, ohne Zweifel weil mich Niemand zu brauchen wußte, bis gerade auf diese Freunde."

Der „Laokoon" war mit dieser Entscheidung dazu verurtheilt ein Torso zu bleiben, aber auch so war er nach Goethe's schönem Wort ein Lichtstrahl, den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken herableitete. Das so lange mißverstandene Ut pictura poesis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar; die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nah die Basen auch zusammenstoßen mochten. Den Grundgedanken von dem verschiedenen Darstellungsmaterial der Poesie und der bildenden Kunst hatte schon 1757 Mendelssohn in seinen Betrachtungen über die Quellen und die Verbindungen der schönen Künste und Wissenschaften aufgestellt, aber er hatte, ebensowenig wie Harris, Dubos und Diderot, die strenge Consequenz auf das grundverschiedene Wesen der Künste und die Verschiedenheit ihrer Darstellungsgebiete gezogen. Die Vermischung der Kunstarten war ihm noch kein Zeichen des Verfalls, und er nahm weder an der Schilderungssucht der Poeten noch an der Allegoristerei der Maler Anstoß. Lessing's eigenstes Werk war es, auf das von anderen schon gelegte Fundament die großen Stilgesetze der bildenden Kunst und der Dichtung zu bauen und dadurch der zweite Gesetzgeber der Künste, insbesondere der Poesie, nach Aristoteles zu werden. Herder zitterte vor dem Blutbade, das die Behauptung des Laokoon, Handlungen seien die eigentlichen Gegen-

stände der Poesie, unter alten und neuen Poeten anrichten müsse; von Tyrtäus bis Gleim und von Gleim wieder nach Anakreon zurück, von Ossian zu Milton und von Klopstock zu Virgil werde aufgeräumt, der dogmatischen, der malenden, der idyllischen Dichter nicht zu gedenken. Seine Furcht war ungegründet, soweit sie sich auf die echte Lyrik bezog, und beruhte nur auf einem Mißverständniß des Wortes Handlung; daß es L. nie beigekommen ist, die Lyrik zu verurtheilen, geht aus seiner Definition im Fabelbuch hervor, wo ausdrücklich jeder innere Kampf von Leidenschaften, jede Folge von verschiedenen Gedanken, wo einer den anderen aufhebt, als Handlung charakterisirt ist. Im Laokoon konnte, da von den beabsichtigten drei Theilen nur der erste vollendet ist, der die Unterschiede der dichterischen und bildnerischen Gestaltenmalerei untersucht, naturgemäß auf poetischem Gebiet nur vom Epos die Rede sein, und hier können auch heutzutage noch Lessing's Resultate als maßgebend gelten: der Satz, daß der Dichter nicht malen solle, gehört nach Vischer's Wort zum A B C der Poesie. Die Schwächen des Laokoon liegen auf der Seite der bildenden Kunst. Ist es überhaupt bedenklich, daß L. nicht allein in dem Nebentitel seines Buches „Ueber die Grenzen der Malerei und Poesie“ die bildenden Künste unter dem Begriff der Malerei zusammenfaßte, sondern auch im Verlauf seiner Untersuchungen ohne weiteres Gesetze und Bedingungen der Plastik auf die Malerei übertrug, so treten im Einzelnen, namentlich in der Beurtheilung der Gattungen der Malerei, noch schlimmere Einseitigkeiten hervor, die sich daraus erklären, daß es ihm sowol an der Anschauung namhafter Kunstwerke als auch an dem wahren Kunstenthusiasmus fehlte. Wenn er aber auch einem falschen Rigorismus gegen Landschafts-, Genre- und Historienmalerei huldigte, so bleibt doch seine Grundanschauung von dem Stilgesetz aller bildenden Kunst davon unberührt, und mancher gefeierte Liebling des modernen Publikums würde weniger weit vom rechten Wege abirren, wenn er fleißiger bei L. in die Schule gegangen wäre. Die künstlerische Composition des Laokoon ist mit Recht von jeher bewundert worden. Die ersten Entwürfe, die uns erhalten sind, zum Theil mit den kritischen Randbemerkungen Mendelssohn's und Nicolai's, haben ganz die Form systematischer Behandlungen des Themas; vom Laokoon ist noch nirgend die Rede. L. selbst aber nennt in einer seiner theologischen Streitschriften das seine eigensinnige Art, von der unerheblichsten Kleinigkeit am liebsten auszugehen, wenn er sich durch sie am geschwindesten mitten in die Materie versetzen könne. Mit wunderbarem Geschick wird eine Aeußerung aus Winkelmann's Aufsatz „Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Malerei und Bildhauerkunst“ über den Ausdruck des Schmerzes in der Laokoonstatue zum Ausgangspunkt gewählt und damit nicht allein ein prägnanter Titel für seine sogenannten unordentlichen Collectaneen zu einem Buche gewonnen, sondern auch der Weg gegeben, seine Theorie wie Achills Schild beim Homer vor unseren Augen entstehen zu sehen, als das Werk eines Poeten, wie Herder sagt, d. i. eines Schriftstellers, nicht der da gemacht hat, sondern der da machet, nicht der da gedacht haben will, sondern uns vordenket. Diese Methode entspricht dem in der Dramaturgie dem kritischen Schriftsteller empfohlenen Sprüchelchen des alten Lactanz: er suche sich nur erst Jemand, mit dem er streiten kann, so kommt er nach und nach in die Materie und das Uebrige findet sich. Nur daß L. bei der letzten Redaction des Laokoon es geflissentlich vermieden hat, seinem Werk den Charakter einer polemischen Schrift gegen Winckelmann zu geben, für dessen Größe er bei aller Verschiedenheit ihrer Naturen doch ein feineres Verständniß gehabt, als Winckelmann je für die seinige erlangt hat, und deshalb den Kunstgriff gebraucht, seinen ersten Theil als im Wesentlichen vor der Drucklegung von Winckelmann's Geschichte der Kunst abgeschlossen er-

scheinen zu lassen und sich die Auseinandersetzung mit diesem für den folgenden Band vorzubehalten.

„Mein Laokoon ist nun wieder die Nebenarbeit“, schrieb L. im Februar 1767 an Gleim, als er ihm seine zu Ostern bevorstehende Uebersiedelung nach Hamburg meldete. Er hatte schon die seit 1759 ruhende Umarbeitung seiner Schriften vor die Hand genommen und bereitete eine neue Ausgabe seiner Lustspiele in zwei Bänden zur Ostermesse vor, die zu den fünf der alten Sammlung sein Meisterstück auf dem Gebiet der Komödie, „Minna von Barnhelm“, bringen sollte. Schon 1763 in Breslau unter den frischen Eindrücken des Krieges und seiner schlimmsten Nachwehen entworfen und 1764 bis zu der Unterbrechung durch die Krankheit im Sommer weiter gefördert, ward das Stück 1766 in Berlin im Verkehr mit dem kritischen Freunde Ramler zum Abschluß gebracht. Es war das schönste Geschenk, das der künftige Dramaturg der ersten deutschen Nationalbühne mitbringen konnte, seine vollendetste, in ihrer Art noch unübertroffene dichterische Leistung. Was die gleichzeitigen Recensenten gegen das Stück im Einzelnen zu erinnern hatten, muthet uns jetzt ebenso komisch an wie die polizeilichen Bedenken, die demselben wegen der darin entdeckten Stiche gegen die preußische Regierung eine Zeit lang den Weg auf die Bühne versperrten, und zwar nicht allein in Berlin, wo das königliche Handbillet, auf das der Dichter vergebens hatte warten müssen, Anstoß gegeben hatte, sondern auch in Hamburg, wo der preußische Resident sich beim Minister ein Verdienst daraus zu machen suchte, daß er vom Senat ein Verbot der Aufführung erwirkte. Das Publikum jauchzte dem volksthümlichen Stücke, gepackt von seiner lebensvollen Naturwahrheit, die auf Vornehm und Gering gleich mächtig wirkte, überall zu, am meisten in der preußischen Hauptstadt, wo man die entlassenen Offiziere der Freibataillone, die Soldatenwittwen und die abenteuernden Glücksritter täglich vor Augen hatte und in den gebildeten Kreisen auch die eingewebten historischen Motive des Contributionsvorschusses an die Lausitzer Stadt Lübben durch den Major Marschall v. Biberstein und des schnell avancirten Reitergenerals Paul v. Werner verstand. In einem Monat, dessen Spieltage noch durch die Osterpause verringert wurden, mußte Döbbelin das Stück 19 mal wiederholen. Allgemein bekannt ist der kindliche Jubel, mit dem Claudius eine Hamburger Aufführung begrüßte, und Goethe's feinfühliges Urtheil von der Ueberwindung des Werthes, der Würde und des Starrsinns der Preußen durch die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen. Was die vollendete Beherrschung der Technik aus dem so glücklich gewählten bedeutenden Stoff gemacht hat, die meisterhafte Exposition, die kunstvolle Steigerung, der vortreffliche, sauber nüancirte Dialog, die feine Charakteristik der höheren, mittleren und niederen Personen, die nur für die Frauen nicht völlig auf derselben Stufe steht wie die der Männer, das ist in aller Munde. Daß zu dieser und jener Scene Goldoni und Farquhar, Riccoboni und Sterne Farben geliehen haben, wie der Nebentitel des Stücks „Das Soldatenglück“ den Titel eines Otway'schen Lustspiels wiederholt, thut bei der selbständigen und ganz freien Umbildung der entlehnten Details der Originalität des Ganzen keinen Abbruch. Reminiscenzen aus Shakespeare, aus Plautus oder gar aus Cervantes' Don Quixote finden zu wollen, ist schon mehr Gespensterseherei.

Als L. im December 1766 einen vorläufigen Besuch in Hamburg machte, um sich die dortigen Theaterverhältnisse in der Nähe zu besehen, und den Entschluß wagte, sich mit Rath und That an der Begründung einer festen Bühne für die alte Hansestadt zu betheiligen, versprach er sich auf einige Jahre ein ruhiges und angenehmes Leben. Ein schlichtes, aber geräumiges Schauspielhaus, erst im Jahre vorher von Ackermann (s. Bd. I S. 37) aufgeführt; gute, zum Theil ausgezeichnete Schauspieler wie Ekhof und Borchers, Friderike Sophie

Hensel, Susanne Mecour und Mad. Löwen; zwölf angesehene Bürger als Entrepreneurs und ein geschäftsleitender Ausschuß dreier derselben, in dem zwei Theaterenthusiasten wie Seyler und Bubbers saßen; ein technischer Director wie Löwen, der die schönsten Zukunftspläne für die Hebung des Schauspielerstandes durch Beseitigung der Principalschaft, Vorlesungen über körperliche Beredtsamkeit und dauernde Altersversorgung auf seinem Programm hatte; das alles konnte die anständig dotirte Stellung eines Dramaturgen, der durch seine Kritiken Dichter, Schauspieler und Publikum bilden sollte, einem L. schon lockend machen. Daneben eröffnete sich schon damals die andere Aussicht, in eine von Bode (s. Bd. II S. 795) zu gründende Buchdruckerei und Verlagshandlung als Socius einzutreten. Nach Berlin zurückgekehrt sonderte er aus seiner großen Bibliothek nur das aus, was er zu seinen bevorstehenden Arbeiten brauchte, und beauftragte seinen Bruder mit dem Verkauf des Restes, um seine Schulden zu decken und sein ganzes flüssiges Kapital in dieses Unternehmen zu stecken, das durch den Druck der Dramaturgie und der Theaterzettel mit der Theaterentreprise in Verbindung stand, zugleich aber auf eigenen Verlag der Werke der besten deutschen Schriftsteller ohne Risiko berechnet war. Auf beiden Seiten blieben die bittersten Enttäuschungen nicht lange aus. Im Anfang des April 1767 zog L. in Hamburg ein; am 22. wurde das neue Theater eröffnet, an demselben Tage die Ankündigung des neuen Blattes ausgegeben, welches ein kritisches Register von allen aufzuführenden Stücken halten und jeden Schritt begleiten sollte, den die Kunst, sowol des Dichters als des Schauspielers, in Hamburg thun würde, und am 1. Mai erschien das erste Stück der „Hamburgischen Dramaturgie". Drei Wochen später aber hören wir schon die Klage, es gingen mit dem neuen Theater eine Menge Dinge vor, die ihm gar nicht anständen; unter den Entrepreneurs sei Uneinigkeit, und keiner wisse, wer Koch oder Kellner sei. Dem bisherigen Principal Ackermann hatte man sein Schauspielhaus mit Decorationen und Garderobe abgepachtet und dennoch ihn mit seiner Familie als Schauspieler wieder engagirt, der Director Löwen hatte bei den Künstlern keine Autorität, die Damen verbaten sich die Recensionen ihrer Leistungen durch den Dramaturgen, das Publikum verhielt sich kühl und theilnahmlos, an Kabalen neidischer Gegner fehlte es auch nicht, und die Kasse der Gesellschaft wurde bald durch zu großen Ausstattungsluxus erschöpft. Schon am 4. December wurde die Bühne geschlossen, die nicht einmal mit Balletten und Pantomimen die Concurrenz gegen eine französische Truppe im alten Komödienhause durchführen konnte, und die Schauspieler gingen nach Hannover, um erst am 13. Mai 1768 eine noch unglücklichere Campagne zu versuchen, die am 25. November ein ruhmloses Ende nahm. Wenn es auch nicht wahr ist, was Schütze erzählt und ihm oft nacherzählt worden ist, daß man wegen der schlechten Einnahmen das Haus oft auf einige Tage geschlossen habe, so war doch die Unvermeidlichkeit des Zusammenbruchs selbst Fernerstehenden, geschweige einem an dem Unternehmen Betheiligten, schon im Sommer klar, als Löwen die Direction niederlegte und seine Frau aus der Bühnengenossenschaft ausschied, und der Zuzug von Brandes und Frau, denen L. in Breslau als Trauzeuge und Pathe ihrer Tochter Minna gedient hatte, konnte nichts mehr helfen, als daß man sich nothdürftig bis zur Adventszeit durchkrüppelte. L. löste sich schon Michaelis 1768 von allen theatralischen Verbindlichkeiten und kündigte gleichzeitig auf Neujahr seinen Societätsvertrag mit Bode, der ihm auch nur Schaden gebracht hatte. Beide Compagnons hatten von dem Geschäftlichen nichts verstanden und von dem auf diesem Gebiet erfahrenen Nicolai guten Rath nicht annehmen wollen. Ihre besondere Vorliebe für das Kleinquartformat, das feingestreifte italienische Papier und allerlei kostspieligen Schmuck ihrer Drucksachen hatte ihre Auslagen unverhältnißmäßig vergrößert, und die Marotte, ihre Ver=

lagsartikel nur in Hamburg aushändigen zu wollen, hatte geradezu der Raublust der Nachdrucker in die Hände gearbeitet. Das von ihnen geplante Journal „Deutsches Museum", das nur die auserlesensten Werke der besten Dichter aufnehmen und diesen ein würdiges Honorar sichern sollte, ist nie zustande gekommen; Gerstenberg's Ugolino und Klopstock's Hermanns Schlacht, die für dasselbe hergegeben waren, wurden zwar noch von ihren Pressen einzeln gedruckt, erschienen aber, wie die erst zur Ostermesse 1769 abgeschlossene Dramaturgie, ohne den Namen der Firma Bode & Co. und ohne das verabredete Firmenzeichen der Maiblume.

Die unglückliche Geschichte des Nationaltheaters und der Bode-Lessing'schen Druckerei spiegelt sich wieder in der sonderbaren Druckgeschichte der „Hamburgischen Dramaturgie". Bis Mitte August 1767 wurden, wie angekündigt war, wöchentlich zwei Stücke ausgegeben; dann wurde des Dodsley'schen Nachdrucks wegen (der übrigens nicht, wie L. argwohnte, von einer Verbindung angesehener Buchhändler, sondern von einem ganz gewöhnlichen Räuber, dem damaligen Handlungsdiener der Wittwe Dyck, nachherigen Leipziger Verleger E. B. Schwickert, herrührte) die Ausgabe eingestellt und das Rückständige des ersten Bandes zur Michaelismesse versprochen. Das Erscheinen eines zweiten Nachdrucks machte auch dies unmöglich und zwang, zunächst um schützende Privilegien nachzusuchen; erst am 8. December, also erst nach dem Anfang der großen Winterpause in den Aufführungen, konnte die Austheilung der einzelnen Stücke wieder aufgenommen werden und wurde bis Ostern 1768 fortgesetzt. Anfangs erschienen vier, dann bald zwei bald drei Stücke wöchentlich, um das Versäumte nachzuholen, aber auch so gedieh die Arbeit nur bis zum 82. Stück, so daß noch 22 bis zum Abschluß des zweiten Bandes fehlten. Die neue Unterbrechung wurde mit der Fortsetzung des Nachdrucks entschuldigt, aber diesmal war der Grund nur ein vorgeschobener; der wirkliche war, daß L. zur Messe nach Leipzig reiste und mehrere Wochen fortblieb. Nach seiner Rückkehr war es ihm schon zweifelhaft, ob er die Arbeit überhaupt über den zweiten Band hinaus fortsetzen wollte, weil sein Interesse sich wieder antiquarischen Untersuchungen zuwandte, und als mit dem Entschluß, die Arbeit fallen zu lassen, die Nothwendigkeit an ihn herantrat, die angefangenen Discussionen in den noch zu liefernden Stücken zu einem ordentlichen Abschluß zu führen, ließ er auf die Lösung der unbequemen Aufgabe unter den Zerstreuungen seiner neuen Arbeiten fast ein Jahr bis Ostern 1769 warten. L. selbst hat in dem berühmten Nachwort, zu dem er die vier letzten Stücke benutzt hat, das Bekenntniß abgelegt, seine Blätter seien nicht völlig das geworden, wozu er sie zu machen versprochen; er durfte hinzusetzen: „etwas anderes, aber doch, denke ich, nichts schlechteres." Die Schritte der Kunst des Schauspielers zu begleiten hatte er schon mit dem 25. Stück aufgegeben, die Empfindlichkeit der Henselin ebenso fein als milde rügend, da bei der Herrschaft, die sie über Seyler übte, jeder andere Ausweg von vornherein abgeschnitten war. Aber mit der Begleitung der Dichterschritte stand es nicht besser: ein Vierteljahr nach der Auflösung des Theaterunternehmens, das in seinen zwei Spielperioden 270 Spielabende zählte, beschäftigte sich der Schluß der Dramaturgie noch mit dem 52. Abende. Zur Zeit der ersten Unterbrechung, Mitte August 1767, hatte L. noch hoffen können, mit seinen Berichten allmählich die Vorstellungen wieder einzuholen, denn er war schon bis zum 10. Juni vorgeschritten; zur Zeit der zweiten, Ostern 1768, war er erst bis zum 22. Juli 1767 vorgerückt, und er ist überhaupt nur bis zum 28. Juli gekommen. Er hat also auch diese Seite des ursprünglichen Programms schon mit der Wiederaufnahme der unterbrochenen Arbeit aufgegeben, und der Grund davon liegt auf der Hand. Man wollte ein Nationaltheater haben und führte fast ausschließlich französische Stücke auf. Die

Deutschen waren, wie das Schlußwort sagt, ihrem sittlichen Charakter nach noch keine Nation, denn ihr Charakter schien zu sein, daß sie keinen eigenen haben wollten; sie waren noch immer die geschwornen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Was kam ihm darauf an, mit Dutzenden von Stücken zu belegen, was sich an zweien oder dreien zeigen ließ, daß man den rechten Weg verloren hätte, und was für Schritte der Irrende zurückgehen müßte, um wieder auf den rechten Weg zu kommen? Besonders von der Tragödie getraute er sich unwidersprechlich zu beweisen, daß sie sich von der Richtschnur des Aristoteles keinen Schritt entfernen könne, ohne sich ebenso weit von ihrer Vollkommenheit zu entfernen; wenn er auch mit dem Ansehen des Aristoteles bald fertig werden wollte, wußte er es nur nicht mit seinen Gründen zu werden, und darum galt ihm die aristotelische Poetik für ein ebenso unfehlbares Werk als die Elemente des Euklides. So griff er denn das Uebel an der Wurzel an, zeigte, daß die französischen Tragiker, die sich immer auf den Aristoteles beriefen, den Aristoteles gar nicht verstanden, sondern nach Corneille's Lehren entkräftet und verstümmelt, gedeutelt und vereitelt hätten, stellte vornehmlich an Corneille's Rodogune und Voltaire's Merope mit siegesfroher Sicherheit dar, wie der größte der todten und der größte der lebenden die Aufgabe der echten Tragödie verfehlt hätte, und erhob sich zu der überkühnen Behauptung, die Franzosen, die seit hundert Jahren sich ein Theater zu haben rühmten, ja das beste Theater von ganz Europa zu haben prahlten, hätten ebenso wenig eins als die Deutschen. Seine eigene Erklärung der berühmten Stelle der Poetik ist bekanntlich in Einzelheiten verfehlt, hatte er doch nicht einmal einen correcten Text des Originals zur Verfügung; aber diese Fehler haben ihn nicht gehindert, das Wesen der wahren Tragödie und die daraus sich ergebenden dramatischen Regeln mit divinatorischer Kraft zu erkennen, weil ihm schon lange klar war, daß Shakespeare's Genie in der Praxis bereits ausgeübt, was der reflektirende Kritiker als Theorie erst wiederzuentdecken hatte. Die große Wahrheit, die er schon im 17. Litteraturbrief ausgesprochen hatte, daß Shakespeare, auch nach den Mustern der Alten bemessen, ein weit größerer tragischer Dichter als Corneille sei, obgleich dieser die Alten sehr wohl, jener sie fast gar nicht gekannt hätte, daß Shakespeare den Zweck der Tragödie fast immer erreiche, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wähle, Corneille aber fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betrete, zieht sich als Grundton durch die ganze Dramaturgie. Nirgends läßt er sich auf die Analyse eines Shakespeare'schen Stückes ein, und doch schwebt ihm überall Shakespeare als der, der alles besser verstanden hat, vor, ohne daß er einen Augenblick in Gefahr geriethe, ein Shakespearomane im Sinne der Sturm- und Drangzeit zu werden. Die entschieden ablehnende Stellung, die er gegen Goethe's Götz von Berlichingen, wie gegen die Lenzischen und Klinger'schen Dramen eingenommen hat, ist schon in der Dramaturgie, auf Veranlassung des nur aus Höflichkeit nicht ausdrücklich genannten Ugolino Gerstenberg's, deutlich begründet. Die Warnung, daß man nicht alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig verscherzen und von den Dichtern nicht verlangen sollte, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden müsse, kennzeichnet am besten den besonnenen Reformator, dem Schiller, als er eben nach Vollendung des Wallenstein wieder an der geistreichen und belebten Unterhaltung durch die Dramaturgie sich erfreute, dankbar bezeugt, er sei unter allen Deutschen seiner Zeit über das, was die Kunst betrifft, am klarsten gewesen, habe am schärfsten und zugleich am liberalsten darüber gedacht und habe das Wesentliche, worauf es ankommt, am unverrücktesten ins Auge gefaßt.

Hatte das Mißlingen des Hamburger Nationaltheaterplans die Dramaturgie ins Stocken gebracht, so verleidete es begreiflicherweise L. auch die Beschäftigung mit eigenen dramatischen Arbeiten. Nicht allein sein Faust, den er im Herbst 1767 wieder vorgenommen hatte, und eine neue Bearbeitung seiner schon in Leipzig entworfenen Matrone von Ephesus blieben liegen; auch zwei neue Trauerspiele, Arabella und Philoktet, deren Erscheinen seine Freunde von einer Messe zur andern erwarteten, rückten nicht vor, und ein in Berlin skizzirtes, in Hamburg großentheils vollendetes Lustspiel, „Der Schlaftrunk", blieb Fragment, obgleich die drei ersten Bogen bereits in der eigenen Druckerei, und sogar zweimal, gedruckt worden waren. Je näher die Zeit heranrückte, daß er wieder als ungebundener und unsteter Litterat leben sollte, desto mehr wandte sich sein Interesse den beiseite geschobenen antiquarischen Studien aufs neue zu. Zur Fortsetzung und Vollendung des Laokoon fehlte es ihm freilich noch an ungestörter Muße und an den reichen Hilfsmitteln seiner in Berlin verkauften Bibliothek; an solche Arbeit ließ sich erst denken, wenn er Hamburg den Rücken gekehrt und in Göttingen oder Cassel eine stille Rast bei Bücher- und Antikenschätzen gewonnen hatte, so sehr er sich auch davon überzeugen mußte, daß die Kritiker des ersten Theils, selbst den genialen Verfasser der Kritischen Wälder nicht ausgenommen, von dem Gesammtplan seines Werkes sich nicht die richtige Vorstellung machten, und so werthvoll auch die Vorarbeiten waren, die aus seiner dramaturgischen Schriftstellerei dem dritten, einer Betrachtung des Dramas bestimmten Theile hätten zu gute kommen können. Aber einen ruhmsüchtigen Streber in seine Schranken zurückzuweisen, der sich mit Hilfe einer dienstfertigen Recensentenclique als geschmackvollster Antiquar und unfehlbarer Kunstrichter Deutschlands zu brüsten versuchte und in keckem Selbstvertrauen den Verfasser des Laokoon wie den großen Winckelmann zu meistern unternahm, dazu fühlte er sich gerade in der rechten Stimmung. Friedrich der Große, der für Lessing's Werth blind war, hatte der vernichtenden Lessing'schen Kritik gegenüber Unglück mit seinen Schützlingen; wie einst Lange und Gottsched, so erlag dem unerbittlichen Feinde alles erschlichenen Scheinverdienstes und aller heimlichen Ränke jetzt auch Chr. Ad. Klotz (s. Bd. XVI S. 228). Dieser war eben erst in auffallender Weise durch die königliche Gunst befördert worden, denn schon als 27jähriger Jüngling war er 1765 als Professor der Philosophie und Eloquenz nach Halle an die hervorragendste preußische Universität berufen und im folgenden Jahre durch Gewährung einer bedeutenden Gehaltszulage und des Geheimrathtitels zur Ablehnung eines Rufs nach Warschau bewogen worden, obgleich er weder durch ausgebreitete Gelehrsamkeit noch durch ungewöhnliche Lehrgaben sich auszeichnete und von seiner anzuerkennenden Begabung, der Leichtigkeit seines lateinischen Stils, schon mehr als einmal einen höchst bedenklichen Gebrauch gemacht hatte. Gleichgültig gegen die Pflichten seines Amtes und nie wählerisch in Bezug auf die Mittel, seinen Schriftstellerruhm zu steigern und seinen Namen in der gelehrten Welt gefürchtet zu machen, war er in seiner neuen Stellung unermüdlich thätig mit der Feder gewesen, hatte nicht allein seine schon in Göttingen begonnene lateinische Zeitschrift, die Acta litteraria, fortgesetzt, sondern daneben noch zwei deutsche, die „Neuen Hallischen gelehrten Zeitungen" (seit 1766) und die „Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften" (seit 1767) begründet und seine Gewandtheit im schnellen Gewinnen eines Ueberblicks über neue Wissensgebiete wie seinen Takt in der Wahl zeitgemäßer Aufgaben für seine kleinen Schriften, verbunden mit der größten Rücksichtslosigkeit im Ausbeuten fremder Arbeiten, dazu mißbraucht, sich das Air des gründlichsten und vielseitigsten Gelehrten zu geben. Eine Schaar jüngerer Männer, zum Theil geblendet von seinen formalen Talenten, zum Theil gelockt durch die Aussicht auf Beförderung

durch seinen Einfluß, zum Theil lustige Genossen seines dissoluten Lebens, halfen ihm bereitwillig seinen Ruhm in allen Tonarten durch seine und fremde Zeitungen auszuposaunen, und er selbst suchte durch eine ausgebreitete Correspondenz ältere Gelehrte von Ruf als Freunde einzufangen und eine große Lobassecuranz auf Gegenseitigkeit immer fester zu begründen. So hatte er sich gleich nach dem Erscheinen des Laokoon, in welchem er einmal ein Gelehrter von sehr richtigem und feinem Geschmack genannt war, mit einer zudringlichen Liebeserklärung auch an L. gewandt und nach Empfang einer höflichen Antwort seine mit den zierlichsten Lobeserhebungen verbrämte Anzeige des Laokoon aus den Actis litterariis überschickt. Der forcirt demüthige Ton des Begleitschreibens contrastirte zu auffallend mit dem anmaßend absprechenden, der in den Klotzischen Zeitschriften herrschte, als daß L. die Ergebenheitsversicherungen seines Recensenten nicht mit einem gewissen Mißtrauen gegen den Charakter desselben hätte aufnehmen müssen. Er hatte das Beste gethan, was sich thun ließ: er hatte zu der Beräucherung seines Buches wie zu den philologischen Ausstellungen gegen Einzelheiten, die an sich nicht ungegründet waren, aber den Hauptgedanken nicht tangirten, beharrlich geschwiegen und dadurch Klotzens Eitelkeit empfindlich gekränkt. Zunächst hatte dieser seinen Aerger hinuntergeschluckt, weil Lessing's Gründlichkeit ihm doch imponirte, und beim Versuch, in seinem Beitrag zur Geschichte des Geschmacks und der Kunst aus Münzen gegen Lessing's Meinung den Alten die Perspective zu vindiciren, hatte er noch den Namen seines Gegners vorsichtig verschwiegen. Aber mit der Zeit war er kühner geworden. Der „Herr Geheimderath", der in seiner deutschen Bibliothek über Ramler, Gerstenberg und Klopstock zu Gericht saß und an der Minna von Barnhelm allerlei Ausstellungen zu machen wußte, hatte geglaubt, auf dem Gebiete der Alterthumswissenschaft, das der Dramaturg L. ganz verlassen zu haben schien, die früheren Komplimente gegen „einen unserer besten Kunstrichter" beiseite lassen zu dürfen, und hatte in seinem Büchlein „Ueber den Nutzen und Gebrauch der alten geschnittenen Steine und ihrer Abdrücke" einige seiner Widersprüche gegen Stellen des Laokoon mit solcher Dreistigkeit ausgesprochen, daß einer seiner Recensenten scheinbar mit Fug und Recht verkünden konnte, L. sei von ihm eines unverzeihlichen Irrthums überwiesen. L. hatte schon im Februar 1768 „unleidlich gefunden, was die Kerle in Halle sudelten" und daran gedacht, seinen Freund Ramler gegen ihre Zudringlichkeiten durch ein Litteraturbriefchen zu retten; auf der Ostermesse in Leipzig, wo der junge Goethe die einzige Gelegenheit zu einer persönlichen Bekanntschaft mit ihm verpaßte, hatte er die neuesten Klotzischen Publikationen kennen gelernt und auch sonst Nachtheiliges genug über Klotz gehört, um den Gedanken an einen Besuch in Halle aufzugeben, und war Anfang Juni schon entschlossen in der Hamburgischen Neuen Zeitung über das Buch von den geschnittenen Steinen kurz seine unverhohlene Meinung zu sagen und zugleich anonym unter der Maske eines Schulmannes Klotzens irrige und noch dazu, wie sich später herausstellte, aus einem Collegienhefte Christ's entlehnte Vorstellung von den Ahnenbildern der alten Römer in einer besonderen Schrift zu widerlegen. Er änderte diesen Plan, sei es, daß der Stoff der Ahnenbilder sich während der Arbeit für ein Buch von 10—12 Bogen als zu mager erwies, sei es, daß es ihm zweckmäßiger erschien statt einer gelegentlichen Bemerkung in der Vorrede zu Meusel's Uebersetzung von Caylus' Abhandlungen zur Geschichte und zur Kunst, Klotzens selbständiges Werk ausführlich anzugreifen, das ihm als die „elendeste und unverschämteste Compilation aus Lippert und Winckelmann" mit jämmerlichen Zuthaten aus der eigenen Gelehrsamkeit und in schlechtem Deutsch geschrieben erschien, während der gedungene Recensent in Duschens Altonaer Reichspostreuter vom 2. Juni es nach der in der Klotzischen Clique üblichen Methode als ein Original angepriesen

hatte, dergleichen nicht die Ausländer und noch viel weniger die Deutschen vorher hätten lesen können. Die Behauptung dieses Recensenten, außer Winckelmann, sei ihm kein deutscher Alterthumsforscher bekannt, der mit so unermüdetem Fleiße alle Quellen und Hilfsmittel aufgesucht und studirt und doch zugleich eine so tief eindringende Urtheilskraft und einen so edlen und reinen Vortrag geäußert hätte, und es sei ein wahres Glück, daß eine noch fast ganz unbearbeitete Materie nicht in die Hände eines schalen und blos gedächtnißreichen Antiquars gerathen wäre, zwang den geflissentlich ignorirten Verfasser des Laokoon dazu, seinen rühmlichst verdienten Platz neben Winckelmann zu vertheidigen und „die Welt wegen eines Windbeutels zu desabusiren“. Es bedurfte kaum noch der oben erwähnten Beschuldigung eines unverzeihlichen Irrthums in der Fortsetzung der Recension vom 13. Juni, um L. zu der Kriegserklärung gegen Klotz zu treiben, die acht Tage später in zwei Hamburger Zeitungen erschien und nur ein Vorläufer der „Briefe antiquarischen Inhalts“ war, an deren erstem Bande schon Anfang Juli gedruckt wurde, als die Nachricht von Winckelmann's Ermordung in Hamburg ankam. Von den folgenden Briefen brachte die Neue Zeitung vom 21. Juli bis 18. August noch fünf als Probe aus den bereits gedruckten Bogen des Buches, am 25. August auf Klotzens kahle Antwort im Hamburger Correspondenten vom 19. eine Erwiderung Lessing's, die später in den 51. Brief übergegangen ist, und zwischendurch am 2. August die Anzeige von Meusel's mangelhafter Apollodorübersetzung, an der sich zeigen ließ, was für schlechte Bücher Klotz durch sein Lob einführte, wenn sie nur aus seinem Freundeskreise stammten. Der erste Band der antiquarischen Briefe ward zur Michaelismesse fertig, und schon häufte sich der Stoff für folgende, ganz abgesehen von der angefangenen Abhandlung über die Ahnenbilder, denn L. hatte sich bei der Arbeit am ersten Bande jenes berühmte Collectaneenbuch angelegt, das jetzt zu den handschriftlichen Schätzen der Breslauer Bibliothek gehört, und sammelte in demselben emsig immer neue Munition für seinen Kampf, weil er sich schon mit dem Plane trug auf Reisen zu gehen und sich daher auf eine Fortsetzung ohne alle bibliothekarischen Hilfsmittel einrichten mußte.

Ende September 1768 überraschte L. seine Freunde in Berlin und Halberstadt mit der lakonischen Mittheilung, er wolle im bevorstehenden Januar alle seine Bücher zu Gelde machen und im Februar mit dem ersten Schiff nach Livorno und von da gerades Weges nach Rom gehen. Das bald durch verschiedene Zeitungen verbreitete Gerede, er sei dazu bestimmt Winckelmann's Nachfolger zu werden, verdroß ihn in mehr als einer Beziehung und veranlaßte ihn, nicht allein auf das Entschiedenste gegen solche Auslegungen seines Reiseplans sich zu verwahren, sondern auch die von Berlin aus angebotenen Empfehlungen an den Cardinal Albani höflich zurückzuweisen. Was er wol dazu gesagt hätte, wenn er gar hätte hören müssen, daß man seine Expatriirung mit einer ohne allen Grund vermutheten unglücklichen Liebe zu Frau Eva König in Verbindung bringen könnte? Es ist schwer zu begreifen, warum der plötzlich auftauchende Gedanke an eine Uebersiedelung nach Italien für so befremdlich und abenteuerlich gelten soll, daß man zu seiner Deutung nach solchen romantischen Motiven sucht, da er sich auf die einfachste Weise aus Lessing's verzweifelten ökonomischen Verlegenheiten erklärt. Bekannt genug ist, daß er von Jugend auf schlecht verstanden hat zu wirthschaften und bei aller Anspruchslosigkeit in Bezug auf die Genüsse des Lebens durch seine Leidenschaft für das Spiel und durch seine schrankenlose Freigebigkeit im Unterstützen von Verwandten und Bekannten seine Lage mehr als nöthig verschlimmert hat. In Hamburg war er von vornherein in einen Kreis von Familien eingeführt, deren Lebensweise kostspieliger war, als seine Stellung ihm zu theilen erlaubte, wenn nicht das buchhändlerische Unter-

nehmen sich als ein einträgliches Geschäft erwies. Alle die guten Freunde, mit denen er im Kaffeehause oder in dem ehrwürdigen Rathsweinkeller verkehrte, und in deren Häusern er stets ein hochwillkommener Gast war, sein Hauswirth, der Commissionsrath Schmidt, Wurmb, der Stifter der Handlungsakademie, und sein berühmterer Nachfolger Professor Büsch (s. Bd. III S. 642), dessen kunstliebender Schwager Schwalb, der Münzmeister Knorre, der Seidenhändler Engelbert König und sein Bruder, der hannoversche Postmeister, der Miteigenthümer des Hamburgischen Correspondenten, Legationsrath Zink, und sein Schwager, der Arzt Grund, Klopstock's Vetter Leisching, der Stifter und Eigenthümer des Adreßcomtoirs und der Neuen Zeitung, der gelehrte Rector des Johanneums, Johann Samuel Müller, waren wie Bode und die Entrepreneurs des Theaters wohlhabende Leute, oder lebten nach der Gewohnheit früherer besserer Tage vorläufig noch auf großem Fuß. Daß L. bei solchem Umgang erklärte, er könne für seine 800 Thaler nicht leben, daß er schnell sich eine beträchtliche Schuldenlast aufbürdete und sich am Ende vorkam wie versunken in einen Morast, in den er desto tiefer einsank, je geschwinder er sich herausarbeiten wollte, das ist gar nicht verwunderlich. Ein längerer Aufenthalt in Hamburg schien sich entschieden zu verbieten, aber als er im Herbst 1768 seine dortigen contractlichen Verbindungen löste, meinte er nach Abwicklung seiner Verpflichtungen noch 300 Thaler nach Rom bringen zu können, wenn er die billige Seereise wählte, und rechnete auf die Möglichkeit, davon in Rom ein Jahr zu leben. War es schon in Breslau sein Lieblingswunsch gewesen, Italiens Kunstschätze mit eigenen Augen zu sehen, wie viel lebhafter mußte er ihn jetzt empfinden, nachdem ihm bei seinen antiquarischen Studien die Unentbehrlichkeit eigener Anschauung der Antiken und die Unmöglichkeit, sich blos auf die alten ungenauen Abbildungen zu verlassen, zum Bewußtsein gekommen war. Der Borghesische Fechter allein hätte ihn über die Alpen ziehen können, seit er überzeugt war, daß er ihn nie zu einer Chabriasstatue gemacht haben würde, wenn er ihn selber gesehen hätte, und die ganze Unbehaglichkeit der Zwangslage empfand, in einer Streitschrift wider Klotz seine vermeintliche Entdeckung zurücknehmen zu müssen. Und was versäumte er, wenn er dem undankbaren Vaterlande, das nirgends einen Platz für ihn zu haben schien, den Rücken wandte? Er war den Vierzigen nahe und kannte wohl Stimmungen, in denen er sich sehnte, endlich auch einmal zur Ruhe zu kommen und die glücklichste Autorschaft ohne eine ernsthafte bürgerliche Beschäftigung für ein armseliges Handwerk hielt. Aber wenn Deutschland ihm diese Ruhe versagte, behielt das Sperlingsleben auf dem Dach, vorausgesetzt daß man ihm kein Ende abzusehen brauchte, auch seine Reize für ihn und er war bereit, wie ein unglücklicher Spieler seine letzte Habe auf eine Karte zu setzen, mit dem leidigen Trost, daß es sich schlimmsten Falles lustiger und erbaulicher in Rom müsse hungern und betteln lassen als in Deutschland, oder daß irgend ein mitleidiges Kloster ihm seine Pforten aufthun würde, um ihm Unabhängigkeit von allen Sorgen der Nahrung und völlige Muße zum Studiren zu gewähren.

Den römischen Plan hat L. etwa ein Jahr festgehalten, ohne ihn zur Ausführung zu bringen. Im December 1768 war der Katalog seiner Bibliothek fertig, die Anfang Februar 1769 wirklich verauctionirt wurde, und zur Ostermesse erschien der Schluß der Dramaturgie. Aber die Abreise unterblieb, weil sein Ueberschlag über die für ihn disponibel bleibenden Mittel sich als irrig erwies: er war in Hamburg „so tief eingenistet, daß er sich gemächlich losreißen mußte, wenn nicht hier und da ein Stück Haut mit sitzen bleiben sollte“. Ueberdies mahnten gewisse Aussichten auf eine Anstellung in Wien dazu, den Entschluß zu einer gänzlichen Uebersiedelung nach Italien nicht zu übereilen. Klopstock, den er wiederholt in Hamburg gesehen hatte und mit dem er in brieflichem Verkehr

stand, hatte ihm eine Rolle bei seiner von Kaiser Joseph zu begründenden Akademie deutscher Gelehrten in der Kaiserstadt zugedacht, und ehe noch dieses Traumbild öffentlich besprochen ward (s. Bd. XVI, S. 222), ließ der neue Leiter der Wiener Bühne L. die Stelle eines Theaterdichters, der jährlich zwei Stücke zu liefern hätte, mit einem Gehalt von 3000 Gulden anbieten. So wartete er denn vorläufig ab, ob das eine oder das andere Wiener Projekt sich verwirklichen würde, entschlossen anzunehmen, wenn ihm die Möglichkeit einer italienischen Reise nicht verschränkt würde, und förderte langsam den zweiten Band der antiquarischen Briefe, der erst Anfang August 1769 fertig ward. Das heikle Schlußwort über den Borghesischen Fechter auf den ersten fünf Bogen dieses Bandes, welches den Irrthum im Laokoon ehrlich zurücknimmt, während es ein offenbares Versehen im 13. Brief des ersten Bandes ziemlich sophistisch zu bemänteln sucht, war im April schon gedruckt; aber das Erscheinen von Raspe's Schrift gegen Klotz, von Herder's kritischen Wäldern und Garve's Recension des Laokoon, die an die Fortsetzung des Laokoon mahnten, die immer feindseligeren Angriffe, mit denen Klotz und seine Anhänger ihre Blätter füllten, und der massenhaft anschwellende Stoff zur Widerlegung der Klotzischen Schrift, von welcher der größere Theil noch seiner Zergliederung harrte, verzögerten den Fortgang der so rührig begonnenen Arbeit. An Schneidigkeit hat sie durch diese Verzögerung nichts eingebüßt; die zusammenhängende Schilderung von Klotzens Treiben in den letzten 7 Briefen fiel geradezu vernichtend aus, und die gegen den Schluß aufgestellte Tonleiter der Kritik: „gelinde und schmeichelnd gegen den Anfänger; mit Bewunderung zweifelnd, mit Zweifel bewundernd gegen den Meister; abschreckend und positiv gegen den Stümper; höhnisch gegen den Prahler und so bitter als möglich gegen den Kabalenmacher" war eine glänzende Rechtfertigung gegen alle Beschwerden über den Ton der Briefe. Wer von Klotzens Recension des ersten Bandes mehr gelesen hat, als die von L. selbst citirte Stelle über den „Magister Lessing", weiß auch, daß der Vorwurf des Bauernstolzes für den Geheimrath nicht blos sachlich sondern auch formell unwiderleglich war. Und doch steckten in Lessing's Köcher, wie die Skizzen zu 40 weiteren Briefen für einen dritten und vierten Band zeigen, noch furchtbarere Pfeile: er hatte die Beweise in Händen, daß Klotz nicht allein ein Ausschreiber Winckelmann's und Lippert's, sondern auch ein Plagiator des verstorbenen, von ihm immer über die Achsel angesehenen Christ war, und würde auch dies noch gleichzeitig mit einem Strafgericht über die Klotzianer, vornehmlich über Riedel, ans Licht gebracht haben, wenn ihn nicht den Sommer über eine Zwischenarbeit beschäftigt hätte, die freilich auch von Klotz, und zwar von seiner Vorrede zu dem eben erschienenen zweiten Theil der Caylus'schen Abhandlungen ausgsetzte, aber schnell den häßlichen Gegner in den Hintergrund treten ließ. Es war die Abhandlung „Wie die Alten den Tod gebildet". Man hat die Ausarbeitung derselben aus dem Wunsch erklären wollen, die Verhandlungen über seine Berufung nach Wolfenbüttel durch die Herausgabe eines weniger polemischen Werkes der produktiven Kritik zu fördern. So ansprechend diese Vermuthung auf den ersten Blick auch erscheinen mag, sie ist unhaltbar: noch am 10. August 1769 hatte L. allein seine Romreise im Sinn, „so unwandelbar als das Schicksal", und nur in der Art der Ausführung durch die Entscheidung über Klopstock's Wiener Projekt zu modificiren, also war von Braunschweig damals noch nichts an ihn gekommen; an demselben Tage hatte sein Bruder in Berlin schon drei gedruckte Bogen der neuen Schrift in Händen gehabt. L. hat die Arbeit an den antiquarischen Briefen unterbrochen, weil er der Erholung von den Armseligkeiten, um die er mit dem Alterthumskrämer stritt, bedurfte und mit der weiteren Ausführung seiner schon im Laokoon angedeuteten Gedanken von der Gestalt des Todes in

der antiken Kunst endlich einmal wieder zu dem Grundprinzip, das Hauptgesetz in der bildenden Kunst der Griechen sei Schönheit gewesen, zurückkehren konnte. Diese Materie war, auch abgesehen davon, daß sie sich nicht sofort in den Gang der Briefe einreihen ließ, zu gut, um neben den Einzeluntersuchungen über Gemmen und Steinschneider als Beweis für Klotzens Unwissenheit verwerthet zu werden; sie gab, einzeln behandelt, Gelegenheit einen vornehmeren Ton anzuschlagen, als den einer bloßen Streitschrift; Herder gegenüber wurde Courtoisie geübt, wenn der unvermeidliche Widerspruch gegen einen seiner Einwürfe den antiquarischen Briefen fern blieb; die Fiction der Klotzianer, L. kämpfe blos als Haupt einer Berliner Litteraturschule im Dienste Nicolai's, wurde praktisch widerlegt durch einen Verlagsartikel der Vossischen Handlung, und daneben noch der Vortheil gewonnen, daß zu den nothwendigen Gefälligkeiten, um die wachsenden finanziellen Verlegenheiten zu lindern, neben Nicolai auch Voß herangezogen werden konnte. Das Büchlein war fertig, als Ebert's schon im Anfang des Jahres leicht hingeworfene Einladung, auf dem Wege nach Rom in Braunschweig vorzusprechen, in der Form einer bestimmten Aufforderung sich dem Erbprinzen mit der Aussicht auf den Eintritt in braunschweigische Dienste vorzustellen, Ende September oder Anfang October wiederholt wurde. Mit der Abhandlung vom Tode ließ L. den Streit gegen Klotz fallen, und so entging Klotz der ärgsten Beschämung; es bedurfte derselben übrigens auch nicht mehr, denn mit seinem erschlichenen Ansehen war es ohnehin vorbei: weder die affectirte Gleichgültigkeit, die er selbst zur Schau trug, noch der Diensteifer seiner alten Freunde, die von seiner Berufung nach Wien und seiner Erhebung in den Freiherrenstand fabelten, konnte darüber täuschen, daß seine Dictatur aufgehört hatte, und daß sein früher Tod am letzten December 1771, der sogar L. ernsthafter machte, als er je gedacht hätte, für ihn das größte Glück war. Abgesehen von dem kleinen Zeitungsaufsatz über die Dresdener Agrippina (Ariadne) war die Abhandlung auch Lessing's letzte antiquarische Arbeit; zu einer Ausführung des Vorsatzes, Winckelmann's sämmtliche Werke herauszugeben, an dem er 1776 noch festhielt, ist es nie gekommen.

Die unfreiwillige Verlängerung des Hamburger Aufenthaltes verschaffte L. noch verschiedene interessante Bekanntschaften. Er befreundete sich mit Matthias Claudius (s. d.) und Philipp Emanuel Bach (s. d.); er sah den später so berühmten Schröder bei den ersten bedeutenden Versuchen seiner schauspielerischen Thätigkeit; er verkehrte gern in lustiger Gesellschaft mit dem Pastor Alberti (s. d.), dessen derber Humor ihm mehr Freude machte als seine schwächliche Theologie, und den er im Streit über das Bußtagsgebet mit einer Yorick'schen Predigt neckte; er besuchte am 24. Januar 1769 auf wiederholte Einladung den Senior Goeze (s. d.) und war seitdem zur Verwunderung seiner aufgeklärten Freunde häufiger der Gast des kenntnißreichen Vorkämpfers der lutherischen Orthodoxie, gewiß nicht, wie die Spötter meinten, aus Liebhaberei für den guten Rheinwein des Hauptpastorats, sondern aus Interesse an der kostbaren Bibelsammlung und an den gelehrten Streitigkeiten des Besitzers, in die er übrigens damals sich nicht einmischte; und zuletzt fand er auch Zutritt bei den Kindern des gelehrten Herm. Sam. Reimarus, dem tüchtigen Arzt und Physiker Johann Albert Hinrich und seiner talentvollen Schwester Margarethe Elisabeth (Elise). Daß er den Vater nicht mehr persönlich kennen gelernt hat, ist vielleicht Folge seiner Freundschaft mit dem Rector Müller gewesen, der in seiner entschiedenen Abneigung gegen den alten Reimarus ihn dessen Hause fern gehalten haben mag; auch der Sohn war ihm im Januar 1769 noch fremd und daher die reichen, von Großvater und Vater gesammelten Bücherschätze der Reimarer ihm nicht zugänglich, die er erst für seine Abhandlung vom Tode nutzen durfte.

Aber dieser am spätesten ihm sich erschließende Hamburger Kreis zählte ihn schnell zu den vertrauten Genossen seines Theetisches und gestattete ihm nicht allein den ausgiebigsten Gebrauch der Familienbibliothek, sondern weihte ihn auch ein in das Geheimniß der mit großer Aengstlichkeit gehüteten „Apologie oder Schutzschrift für die vernünftigen Verehrer Gottes", die der bereits am 1. März 1768 verstorbene Vater handschriftlich hinterlassen hatte, und erlaubte ihm sogar, eine ältere Niederschrift von verschiedenen Abschnitten des umfangreichen Werkes nach Wolfenbüttel mitzunehmen. Inniger und herzlicher blieb freilich in der letzten Hamburger Zeit sein Verkehr mit dem schon genannten Kaufmann König, der vor seiner letzten Reise beim Abschied ihm Weib und Kinder empfahl, ohne zu ahnen, daß er selbst schon Ende December 1769 in Venedig einem frühen Tode erliegen und seine Hinterbliebenen 7 Jahre später in L. Gatten und Vater wiederfinden sollten. Aber in seinen letzten Lebensjahren nach dem Tode seiner Frau stand L. mit den Reimarern in lebhaftem brieflichen Verkehr und weilte, wenn er Hamburg besuchte, am liebsten in dem Zirkel ihrer „Gemeinde", in der er die alten Freunde Klopstock und Claudius wiederfand und einen neuen an Campe gewann.

In der zweiten Hälfte des November 1769 reiste L. nach Braunschweig und kam nach vier Wochen noch einmal nach Hamburg zurück, um seine verworrenen Geldangelegenheiten, so gut es ging, zu ordnen. Der Herzog Karl hatte ihn am 15. December auf Neujahr zum Bibliothekar in Wolfenbüttel mit 600 Thaler Gehalt und freier Wohnung im alten Schloß ernannt unter Bewilligung eines Urlaubs von 8—10 Wochen vor seinem Amtsantritt und mit der Zusage, daß die beabsichtigte italienische Reise dadurch nicht gestört, vielmehr seiner Zeit befördert werden sollte, um sie für die Bereicherung der braunschweigischen Sammlungen nutzbar zu machen. Der Abschluß der Verhandlungen war leicht und glatt von statten gegangen. Da die Verwaltung der berühmten Bibliothek bis dahin ein Nebenamt des Klosterraths Hugo gewesen war, konnte die Stelle jeden Augenblick frei gemacht werden; der Mehraufwand war selbst für die derangirten Verhältnisse des nahe vor dem Bankerott stehenden braunschweigischen Landes und Fürstenhauses nur unbedeutend; der Wunsch, zu den mancherlei Genossen des Klopstock'schen Jugendkreises, die das Carolinum in Braunschweig schmückten, einen L. um ein billiges zu gewinnen, ließ alle Mitglieder der herzoglichen Familie als „die leutseligsten und besten Personen" erscheinen. Insonderheit der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand, der auf Ebert's Anregung die Berufung Lessing's am eifrigsten betrieben hatte, verstand seine Anerbietungen in die verbindlichsten Formen zu kleiden, seine kalt berechnende, die Menschen verachtende Weise, die er mit seinem Oheim Friedrich dem Großen theilte, zu verbergen und durch Erzählungen von seinem Verkehr mit Winckelmann in Rom und von seinem eben erst gemachten Besuche Mendelssohn's in Berlin zu bezaubern. L. nahm mit Freuden an, und nur die unleidlichen Schwierigkeiten, welche ihm aus der Auseinandersetzung mit seinen Hamburger Gläubigern erwuchsen, verzögerten seinen Umzug nach Wolfenbüttel bis Mitte April 1770. Er hatte durch das wiederholte Hinausschieben seiner Abreise wenigstens die Freude, noch Herder persönlich zu begrüßen, der auf dem Wege nach Eutin und bald nachher auf der zweiten Durchreise in Begleitung seines Prinzen 14 vergnügte Tage mit ihm hatte und wacker umherschwärmte. Welchen Eindruck Herder damals von Lessing's Persönlichkeit gewonnen hat, zeigt der schöne Nachruf in Wieland's Merkur (wieder abgedruckt im 2. Band der Zerstreuten Blätter).

L. bezog nach kurzem Aufenthalt in Braunschweig am 4. Mai 1770 als einziger Bewohner sein verwünschtes Schloß in Wolfenbüttel und ward drei

Tage nachher in sein neues Amt eingeführt. Anfangs schien sich alles gut anzulassen; vermißte er in seiner Einsamkeit auch den gemüthlichen Spaziergang mit Frau König und das lustige Toben ihrer Kinderschaar, so gewährte die Bibliothek, die er noch weit vortrefflicher fand, als er sie sich je eingebildet hatte, dem völlig bücherlos gewordenen Bücherfreund zunächst volle Befriedigung. Er sah sich im Besitz von Hilfsquellen, um neue antiquarische Briefe zu schreiben, die aus ganz andern Augen sehen sollten, als die ersten, und noch mehr als diese zogen ihn die zahlreichen Handschriften, unter ihnen namentlich die sogenannten Weißenburger, an. Gleich in den ersten Tagen entdeckte er unter diesen eine völlig unbekannte Schrift des Berengar von Tours, die für die Geschichte der Abendmahlsstreitigkeiten im 11. Jahrhundert und die Darlegung von Berengar's eigener Lehre vom Abendmahl höchst bedeutend war, und kündigte seinen Fund mit einer lichtvollen Darstellung dieser Streitigkeiten an in seinem „Berengarus Turonensis“. Einer seiner neuen Freunde vom Carolinum, Konrad Arnold Schmid, der alle seine späteren bibliothekarischen Arbeiten mit rührender Gefälligkeit und Ausdauer im Abschreiben unterstützt hat, hatte durch Herausgabe eines Briefes Adelmann's an Berengar diesen Fund veranlaßt; daher die Einkleidung des Buches in Briefe an Schmid. Mit der Mittheilung von diesem Funde und der Verheißung des freilich nicht gelungenen Beweises, Berengar habe schon Luther's Lehrbegriff vom Abendmahl gehabt, konnte L. noch seinen alten Vater erfreuen, der die Fertigstellung der in der Michaelismesse 1770 erschienenen Schrift und ihre ehrende Anerkennung von Seiten der lutherischen Theologen, unter anderen auch Goeze's, nicht mehr erlebte. Ihm selbst war die günstige Gelegenheit, sich als einen Bibliothekar anzukündigen, dem nicht alles und jedes gleichgiltig sei, was nicht in sein Lieblingsstudium einschlägt, mehr werth als der liebliche Geruch von Rechtgläubigkeit, in den er mit der sichern Aussicht ihn bald wieder zu verlieren sich setzte, denn er dachte schon damals an die Herausgabe eines Theils der Reimarischen Apologie als einer anderen Handschrift der Wolfenbüttelschen Bibliothek und wurde dazu von dem jüngeren Reimarus in Veranlassung von Mendelssohn's Streit mit Lavater geradezu aufgefordert. Es war ihm auch Ernst mit dem Vorsatz, allen berufenen Gelehrten mit den Schätzen der Bibliothek zu dienen, und er konnte sich mit Recht rühmen, daß er trotz aller Abneigung gegen das Briefschreiben sofort zur Antwort bereit wäre, wenn man ihm mit einer die Bibliothek betreffenden Frage käme, ja daß er für seine Freunde den ganzen Oceanus juris gern copiren wollte. Reiske und seine gelehrte Frau durchweg, in geringerem Grad auch Heyne, dem L. den Mangel an Offenheit wohl anmerkte, haben das erfahren. Aber schon im Herbst 1770 war es mit der Zufriedenheit in Wolfenbüttel vorbei. Mancherlei körperliche Beschwerden, Schwindelanfälle und Augenschwäche, von denen er bis zu den bösen Vierzigern nichts gewußt hatte, stellten sich ein, und die gänzlich veränderte Lebensweise, der Mangel an der gewohnten Bewegung in freier Luft und an herzerfrischendem Umgang verschlimmerten diese Leiden und vermehrten seine hypochondrische Stimmung. Dazu kam die Mißlichkeit seiner äußeren Lage. Reichte sein bescheidenes Gehalt auch aus, ihn vor der Sorge um das tägliche Brot zu schützen, so konnte er doch nichts davon zur Tilgung seiner drückenden Schulden erübrigen, und die Nothwendigkeit, auch für die Verpflichtungen des verstorbenen Vaters einzutreten und die Erhaltung von Mutter und Schwester auf sich zu nehmen, rückte die Aussicht, endlich einmal aufs Trockne zu kommen in immer weitere Ferne. Und dabei hatten ihm seine „schurkischen Umstände“, die ihn nöthigten, um Geld zu schreiben, noch niemals den Kopf so wüste gemacht als gerade damals, weil er nicht mehr an sich allein, sondern auch an die einzige Frau in der Welt dachte,

mit der er sich zu leben getraute. Die Wittwe seines verstorbenen Freundes König, Eva Katharina, eine Tochter des Kaufmanns Heinr. Kaspar Hahn und der Eva Katharina geb. Gaub, geb. am 22. März 1736 zu Heidelberg, hatte ihn im Sommer zweimal besucht, das erste Mal in Begleitung ihres Bruders, des Utrechter Professor Hahn, auf dem Heimwege aus dem Pyrmonter Bade, das zweite Mal auf ihrer Reise nach Wien, wo sie die Geschäftslage der beiden von ihrem Manne ihr hinterlassenen Fabriken mit eigenen Augen prüfen wollte. Von einer Werbung um ihre Hand hatte natürlich nicht die Rede sein können, trug sie doch noch die Trauerkleider um den ersten Gatten und war ohne Einsicht in ihre und ihrer Kinder Verhältnisse, in welche die beschwerliche Wiener Reise erst Licht bringen sollte. Aber auch ohne ausdrückliche Erklärung wußten beide, wie herzlich sie einander zugethan waren, und die Unsicherheit von Frau Eva's Zukunft, welche die Erfüllung der im Stillen gehegten Wünsche ebenso unsicher machte, konnte nur Lessing's Bitterkeit über die eigene Rathlosigkeit verschärfen. In solcher Stimmung bekannte er dem Bruder, er könne sich mit allem was eine besondere Heiterkeit des Geistes, was eine besondere Anstrengung erfordere, was er mehr aus sich selbst ziehen müsse als aus Büchern, vorderhand nicht abgeben: er müsse das Brett bohren, wo es am dünnsten ist, und das dicke Ende erst wieder vornehmen, wenn er von außen weniger geplagt wäre. Darum wurde der Plan zu einem Trauerspiele Spartacus schnell wieder beiseite gelegt; außer der Herausgabe der schon in Wittenberg und Breslau abgeschriebenen Gedichte des Scultetus, die er Zachariä für seine Sammlung auserlesener Stücke der besten deutschen Dichter überließ, und gelegentlicher Bereicherung seiner Collectaneen zu einem deutschen Lexikon, für das er bis zum Erscheinen von Adelung's Wörterbuch gesammelt hat, beschäftigte ihn nur die Neubearbeitung der sechs Bände seiner vermischten Schriften. Ueber dieselbe hatte er bereits zu Anfang des Jahres bei Gelegenheit des unbefugten Abdrucks seiner Jugenddramen, des Damon und der alten Jungfer, in Schmid's Anthologie mit seinem Verleger verhandelt, ein neu erscheinender Nachdruck trieb zur Eile, und so ward bis zur Michaelismesse 1771 der erste Band fertig, der eine vermehrte und verbesserte Ausgabe seiner Sinngedichte und Lieder enthielt, nebst den zerstreuten Anmerkungen über das Epigramm und einige der vornehmsten Epigrammatisten. Gleich nach Beendigung dieser Arbeit eilte er zum Besuch nach Hamburg, wohin Frau König über Heidelberg und Braunschweig im Mai zurückgekehrt war, und erhielt dort von ihr die schon in Braunschweig erbetene, aber bis zu seiner Herüberkunft verschobene feierliche Zusage ihrer Hand, vorausgesetzt daß ihre Verhältnisse sich nach Wunsch ordnen würden. Hierzu schienen die rechten Wege gebahnt, und so kehrte L., obwol er gleich nach seiner Verlobung die Braut über den Tod ihrer alten Mutter zu trösten hatte, nach einem Besuch seiner Berliner Freunde Anfang November so froh und glücklich nach Wolfenbüttel zurück, als er sich seit Jahren nicht gefühlt hatte. Mit seiner Gesundheit war er auch zufrieden und rechnete auf einen ruhigen und fleißigen Winter. Er hatte zwar den in Berlin mit Freunden besprochenen Gedanken, die Reimarische Apologie drucken zu lassen, wieder aufgegeben, weil der Censor sein Imprimatur verweigert hatte, aber er hatte für die nächste Ostermesse außer dem zweiten Bande der Vermischten Schriften einen Band Trauerspiele mit einer neuen Tragödie versprochen. Der Band der Vermischten Schriften, von denen die ersten fünf Bogen noch bis zum Schlusse des Jahres gedruckt wurden, blieb unvollendet liegen, weil L. zur Ausarbeitung der für denselben bestimmten Geschichte der äsopischen Fabel die nöthige Ruhe nicht finden konnte, und erschien erst drei Jahre nach seinem Tode, vollendet von seinem Bruder Karl, der damit die Besorgung der ersten Gesammtausgabe der Werke begann. Der Band

Trauerspiele wurde rechtzeitig fertig und brachte außer der corrigirten Miß Sara Sampson und dem Philotas die „Emilia Galotti“, sein tragisches Meisterstück.

Es ist oben erzählt, daß L. sich schon in Leipzig 1757 mit dem Plane einer Virginia getragen und schnell das römische Freiheitsstück durch Befreiung von allem Staatsinteresse in eine dreiactige bürgerliche Tragödie Emilia Galotti umgewandelt habe. Diesen Entwurf hatte er in Hamburg wieder vorgenommen, um an ihm die Probe auf die in der Dramaturgie entwickelten Gesetze der tragischen Kunst zu machen. Die Hamburger Bearbeitung, nur für die Aufführung, nicht für den Druck bestimmt, die leider nicht erhalten ist, hatte ihn mit dem alten Sujet wieder so vertraut gemacht, daß er weit schneller als er sonst zu arbeiten pflegte, freilich mit einer Ueberanstrengung seiner Kräfte, die sich durch desto größere Abspannung hinterdrein rächte, seine schwierige Aufgabe löste. Daß es ihm in der That gelungen ist, die Schicksale seiner Personen als eine nothwendige Folge ihrer Leidenschaften, die Leidenschaften als eine nothwendige Folge ihrer Charaktere, die vermöge der ihnen einmal gegebenen Anlage und Beschaffenheit unter gewissen Verhältnissen auch nur so und nicht anders sich entfalten dürften, darzustellen und dadurch die höchste tragische Wirkung zu erreichen, das scheint nach dem langen Widerstreit der Beurtheiler von Jahr zu Jahr mehr erkannt zu werden. Für das Theaterpublikum von 1772 war das Stück offenbar zu fein gearbeitet und sein Schluß zu herbe, als daß es ein Zugstück wie die Minna hätte werden können. Kaiser Joseph lobte es, obgleich er in seinem Leben bei keiner Tragödie so viel gelacht haben wollte. Lessing's ältere Freunde ließen es an pflichtschuldiger Bewunderung mit obligaten Exklamationen über den Shakespeare-Lessing nicht fehlen, aber gingen der erbetenen Einzelkritik vorsichtig aus dem Wege. Die jüngere Generation, wie der Göttinger Hain und der junge Goethe, begeisterte sich und lernte von ihm, und selbst der in den Litteraturbriefen so scharf gestriegelte Wieland fühlte sich zu einer feurigen Liebeserklärung gedrungen. Schiller war die Tragödie geradezu zuwider, den ebenso naseweisen als dramatisch unfruchtbaren Romantikern galt sie für ein gutes Exempel der dramatischen Algebra, das man frierend bewundern könnte, höchstens für ein mit meisterhaftem Scharfsinn ausgearbeitetes tragisches Epigramm, und der achtzigjährige Goethe hielt sie gar nicht mehr für wirksam und meinte, man hätte vor ihr den Respekt wie vor einer Mumie, die von Alter und hoher Würde des Aufbewahrten Zeugniß ablegt. Nur die Heroen der Schauspielkunst haben von vornherein den Schatz erkannt, den L. ihnen mit der Emilia geschenkt. Von Ekhof und Schröder bis zu Ed. Devrient ist sie gewürdigt als die Quelle unerschöpflicher Anregungen und Aufgaben, mit denen die Kunst des Mimen nie zu Ende käme; sie haben durch die That das Urtheil des greisen Goethe widerlegt und die Tragödie bis auf den heutigen Tag so frisch und bühnenwirksam erhalten, als sie je bei ihrem ersten Erscheinen gewesen ist; und die zahlreichen neueren Untersuchungen über ihre einzelnen in der höchsten Vollendung gezeichneten Charaktere haben dies erste deutsche Trauerspiel immer allgemeiner als das Muster erkennen lassen, das noch auf lange Zeit hinaus nicht völlig ausstudirt ist und dem modernen Dramatiker mehr zu lernen giebt, als alle Schiller'schen Dramen.

Während L. die Arbeit an seiner Emilia begann, wurde unerwarteterweise der für lange aufgegeben geltende Plan einer deutschen Akademie in Wien wieder lebendig, und Sulzer in Berlin, an dessen Berufung auch gedacht wurde, ließ auf Veranlassung des dortigen österreichischen Gesandten van Swieten Anfang November 1771 L. durch Bruder Karl sondiren, ob er wohl geneigt sei, unter vortheilhaften Bedingungen nach Wien zu kommen. Unter der Voraussetzung, daß es sich nicht um das Theater und die windigen Versprechungen eines eigen-

nützigen Impresario handle, und daß die Veränderung eine wirkliche Verbesserung seiner äußeren Umstände mit sich bringe, erklärte sich L. sofort bereit, Wolfenbüttel aufzugeben. Immer unter Büchern vergraben zu sein, dünkte ihm nachgerade wenig besser, als im eigentlichen Verstande begraben zu sein; die Möglichkeit, hin und wieder in Braunschweig oder halbwegs dahin auf dem Weghause gute Bekannte zu sehen, tröstete ihn nicht über den gänzlichen Mangel an freundschaftlichem Verkehr in seinem öden Städtchen, und die naheliegende Eventualität, daß seine Braut wenigstens zeitweilig die Leitung ihrer Wiener Fabriken selbst würde übernehmen müssen, machte ihm Wiener Anerbietungen erst recht lockend. Allein die in Aussicht gestellten direkten Eröffnungen blieben aus; es wurde ihm nur zu Ende des Jahres wiederum durch die dritte Hand ein Gehalt von 2000 Thlrn. zugesagt — eine glänzende Offerte für einen Mann, der sein ganzes kärgliches Jahreseinkommen auf Vorschuß genommen hatte und doch noch dieselbe Summe bei seinem Verleger anzuleihen versuchen mußte, um einer Klage wegen seiner Wechselschulden zu entgehen — aber dabei zugleich der Vorschlag gemacht, vorläufig ohne feste Berufung auf des Kaisers Kosten nach Wien zu kommen, um sich die dortigen Verhältnisse erst anzusehen. Das lehnte L. empfindlich ab, da er weder für eine solche Reise einen schicklichen Vorwand zu einem Urlaubsgesuch bei seinem Herzog zu finden wußte, noch Lust hatte, als Bewerber sich an einem Hofe vorzustellen, der ohne vorherige Besichtigung den Klotzianer Riedel bereits berufen hatte und mit andern deutschen Gelehrten in Unterhandlung stand. Darauf war alles wieder still, und auch Frau König, die Mitte Februar 1772 zum zweiten Mal nach Wien reiste und dort sogleich mit dem Staatsrath Gebler und mit Sonnenfels verkehrte, konnte nichts Näheres über das was eigentlich im Werke war ermitteln. Solche Folter des Wartens zu ertragen, wäre auch einer kaltblütigeren Natur schwer geworden: auf der einen Seite eine Stellung, in der er seine geistige Spannkraft erlahmen fühlte, und die ihm nicht einmal die Mittel gewährte, sich aus den drückendsten Verlegenheiten herauszuarbeiten, geschweige denn einer geliebten Frau ihre Sorgen abzunehmen; auf der andern das vor seinen Blicken gaukelnde Bild des Lebens in der Großstadt, mitten im anregenden Verkehr mit bedeutenden Menschen, von allen prosaischen Kümmernissen des täglichen Lebens befreit, vereinigt mit der Gattin seiner Wahl: L. mußte sich vorkommen wie der dem Verschmachten nahe Wüstenwanderer, den eine tückische Fatamorgana äfft. Emilia Galotti war in Braunschweig am 13. März 1772 am Geburtstage der Herzogin zuerst aufgeführt worden; er hatte sich durch Zahnschmerzen abhalten lassen, dazu hinüberzugehen, kümmerte sich auch nicht um die folgenden Vorstellungen und würde sein Stück, von dem ganz Deutschland sprach, wahrscheinlich nie auf den Brettern gesehen haben, wenn es ihm nicht die Wiener am 19. April 1775 vorgeführt hätten. Kannte er auch keine Furcht vor der Ungnade des Erbprinzen, der nach der Meinung mancher Braunschweiger Kreise in dem begehrlichen Egoisten Hettore Gonzaga und der verlassenen Orsina sich selbst und seine ihm überlästig werdende Marquise Branconi erkennen sollte, und wies er auch jede Andeutung, als ob ihm je eine Aenderung des Schlusses beifallen könnte, als Lüge von der Hand, so verdroß ihn in seinem Mißmuth doch schon das Gerede am Hofe, der Wolfenbütteler Bibliothekar vergeude seine Zeit mit Allotriis so weit, daß er geflissentlich die frühe Entstehung seines Trauerspiels betonte und sich mit einer gewissen Ostentation in weitläufige Bibliotheksgeschäfte stürzte, ohne an seinen armen Verleger zu denken, der als wohlverdienten Lohn für seinen wiederholt gewährten Beistand von einer Messe zur andern wenigstens Manuscript für die Vermischten Schriften erwartete. Am Ende gährt aus diesen hypochondrischen Qualen ein bestimmter greifbarer Plan

heraus. Er will noch einen Winter sich plagen und mehr arbeiten als sonst in dreien, um der Bibliothek ein Andenken an seine Thätigkeit zu hinterlassen, und dann fort von Wolfenbüttel. Im Frühling werden es drei Jahre, daß er da gefangen gewesen; dann kann er den bei seinem Amtsantritt versprochenen Urlaub zu einer italienischen Reise fordern und den Weg nach Rom natürlich über Wien nehmen. Eine so harte Nuß ihm das Selbstbewerben auch gewesen ist, der Besuch eines hochgestellten Mannes vom Kaiserhof hat ihm neues Vertrauen gegeben, und für die Braut, die ein Ende ihrer geschäftlichen Sorgen nicht absehen kann und voraussichtlich noch lange in Wien bleiben muß, will er sich überwinden, um eine wirkliche Chance nicht zu versäumen. Es war eine doppelte bibliothekarische Arbeit, die ihm im Sinne lag, und die er, ohne ihren Umfang richtig zu ermessen, schon angefaßt hatte und so schnell zu vollenden hoffte: die Neuordnung und Umstellung der vorhandenen Büchermassen und die Herausgabe eines Sammelwerks, das der gelehrten Welt durch Mittheilungen aus Wolfenbütteler Handschriften einen angemesseneren Begriff von der Bedeutung der Wolfenbütteler Bibliothek machen sollte, als die fleißige aber nur Aeußerlichkeiten bringende Geschichte ihrer Entstehung und Vermehrung von Jacob Burckhard, einem seiner Vorgänger (s. d.). Von der begonnenen Bücherumstellung kam er begreiflicherweise bald wieder zurück und beseitigte lieber die durch dieselbe hervorgerufene Unordnung durch Zurückbringen der Bücher auf ihre alten Plätze. Die andere Arbeit kam zustande, wenn auch in viel langsamerem Tempo, als beabsichtigt war. Unter dem Titel „Zur Geschichte und Litteratur. Aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel“ erschien der erste Beitrag, für den bereits am 13. Febr. 1772 die erbetene Censurfreiheit vom Herzog gewährt war, erst Neujahr 1773, der zweite Michaelis 1773, der dritte Michaelis 1774, zugleich mit einer gesondert ausgegebenen Abhandlung verwandten Inhalts „Vom Alter der Oelmalerei, aus dem Theophilus Presbyter“, der vierte Neujahr 1777; die beiden letzten, die erst 1780 als Neue Beiträge angefangen wurden und noch je zwei von ihm selbst zum Druck beförderte Aufsätze enthalten, wurden erst nach seinem Tode von Eschenburg und Leiste herausgegeben. Einen Mistwagen voll Moos und Schwämme nannte L. die Sammlung mit Anspielung auf eine Ebert'sche Epistel in dem wegwerfenden Tone, den er seinen eigenen Werken gegenüber so gern anschlug, eine Arbeit für Freund Schmid und noch ein Dutzend Pedanten seines Schlages, von der man nur einen Wisch nach dem andern in die Druckerei schicken dürfe und doch dafür von Zeit zu Zeit ein paar Louisd'or bekomme, um von einem Tage zum andern zu leben. Zierlicher hieß sie bei den Braunschweiger Freunden das Findelhaus Lessing's, denn es sind allerlei Findlinge darin zusammengebracht; manches ist bloße Füllwaare und konnte nur ein vorübergehendes Interesse beanspruchen, oder ist inhaltlich durch neue Entdeckungen überholt und entwerthet; einmal ist auch ein bereits anderswo gedrucktes Stück irrigerweise als ein neuer Fund vorgeführt; aber andere dieser zerstreuten Aufsätze sind mit großer Lust und Liebe gearbeitet und gewähren noch heute durch die Art der Behandlung Genuß, weil der ganze Gang der Untersuchung so mitgetheilt wird, daß ein scheinbar unauflöslicher Knoten durch eine leichte und natürliche Katastrophe wie von selbst aufgeht. Vornehmlich treten in dieser Beziehung die Arbeiten über Boner's Fabeln, über Romulus und Rimicius und über den sogenannten Anonymus des Nevelet hervor; L. brachte für sie als für Vorarbeiten zu seiner Geschichte der äsopischen Fabel eine besondere Theilnahme mit, die zeitweilig aufhörte, als theologische Streitfragen bei ihm in den Vordergrund traten und die Einmischung von Abschnitten aus dem Reimarischen Manuscripte unter die

Beiträge aus den Schätzen der Wolfenbütteler Bibliothek veranlaßten, um noch einmal in seinem letzten Lebensjahr wieder frisch zum Vorschein zu kommen.

Dem braunschweigischen Hofe muß es bekannt geworden sein, daß L. von Wolfenbüttel fortstrebte. Schon Ende Januar 1773 machte der Erbprinz in seiner Weise einen Versuch ihn aufs Neue zu fesseln. Er beschied ihn nach dem Tode des Hofrath Lichtenstein zu sich und trug ihm dessen Stelle mit Beibehaltung des Bibliothekariats an, um ihn „so zu fixiren, daß er sein Projekt, noch in der Welt viel herumzuschwärmen aufgebe". L. ging vorläufig darauf ein, aber ein Monat nach dem andern verstrich, ohne daß die Sache gefördert wurde. Es sollte an der Langsamkeit des alten Ministers Schrader von Schliestedt liegen, aber dieser starb im Juli, und es geschah doch nichts, obgleich Lessing's Verlegenheiten dem Hofe zu Ohren kommen mußten, da er im Januar 1774 wieder drei Quartale seines Gehaltes sich vorschießen ließ. Noch ein Jahr hielt er aus in menschenfeindlicher Stimmung, ohne Kraft zur Arbeit, die Braut wiederholt Monate lang ohne die geringste Nachricht von sich lassend. Die neuen litterarischen Erscheinungen verbesserten seine Stimmung nicht. Mit dem jungen Goethe, der nach seinem Urtheil im Götz Därme mit Sand füllte und sie für Stricke verkaufte, hätte er bei besserer Laune trotz seinem Genie schon anbinden wollen, und gegen den Werther, der ihn schon um seines jungen unglücklichen Freundes Jerusalem willen verdroß, fing er wirklich eine doppelte Entgegnung an, eine Komödie, Werther der Bessere, und eine Sammlung von Jerusalems philosophischen Aufsätzen. Aber er kam damit ebensowenig vom Fleck als mit einer kleinen Komödie, die er sich mit den Theologen vorsetzte, durch Veröffentlichung „Einer noch freieren Untersuchung des Kanons Alten und Neuen Testaments" aus Reimarus' Papieren gegen Semler's Abhandlung von der freien Untersuchung des Kanons: das erste blieb liegen, das zweite erschien erst Ostern 1776, das dritte stieß in Berlin auf Censurschwierigkeiten und die beabsichtigte Vorrede ist vielleicht ganz ungeschrieben geblieben. Als mit dem neuen Jahr die alten Sorgen wiederkehrten, entschloß er sich plötzlich, mit einem gewaltsamen Schritt sich Luft zu machen, um nicht im Schlamme zu ersticken. Er forderte Urlaub auf zwei Monate und einen nochmaligen halbjährigen Vorschuß und eilte im Februar 1775 in die Welt hinaus, zu befreundeten Menschen. Ueber Leipzig, Berlin, Dresden und Prag traf er Ende März in Wien ein, wo sich Frau König's Leidenszeit gerade damals einem leidlich günstigen Ende zu nahen schien. Sie hatte im October 1774 ihre Seidenfabrik verkauft, stand im Begriff, sich auch der Tapetenfabrik zu entäußern, und hoffte also, in Gesellschaft des geliebten Mannes, den sie nach drei schweren Trennungsjahren wiedersah, zu den Ihrigen zurückkehren zu können, um ihm dann bald als Gattin zu folgen. Halb widerwillig wurde L. ihr schon nach vier Wochen wieder entführt, nachdem sie Zeugin davon gewesen war, daß die kaiserliche Familie, der hohe Adel und die Gelehrten Wiens wetteiferten, ihrem berühmten Gast den wärmsten und ehrenvollsten Empfang zu bereiten. Er hatte sich in diesen Wochen doch davon überzeugt, daß das stille Wolfenbüttel, wenn Frau Eva seine Einsamkeit erheitern und der Herzog dem Derangement seiner Affairen abhelfen wollte, ihm auf die Dauer besser zusage als die turbulente Kaiserstadt. Um so weniger mochte er sich dem Drängen des jüngsten braunschweigischen Prinzen entziehen, ihn auf einer auf acht Wochen berechneten Reise nach Venedig zu begleiten. Prinz Leopold war zehn Tage nach ihm in Wien angekommen, Maria Theresia hatte demselben ein österreichisches Regiment angeboten, und der Prinz wünschte die Zwischenzeit angenehm zu verwenden, bis seine Familie, vornehmlich seine Mutter und ihr königlicher Bruder in Berlin, das letzte Wort dazu gesprochen hätten. Die Entscheidung verzögerte sich, und so wurde aus dem kurzen Aus-

flug eine achtmonatliche Reise, die schließlich bis Rom und Neapel ausgedehnt ward, aber in ihrer planlosen Ausführung ohne alle Vorbereitungen und bei der Nothwendigkeit sich in die Neigungen des Prinzen und seine standesmäßigen Verpflichtungen zu schicken keine der Erwartungen erfüllen konnte, mit denen L. ein Jahrzehnt früher so lebhaft einen Besuch Italiens erstrebt hatte. Mailand, Venedig, Bologna, Florenz, Livorno, Bastia, Genua, Turin, Parma, Rom, wo Winckelmann's Gönner, der alte blinde Kardinal Albani, dem Papst Pius VI. den gelehrten Bibliothekar vorstellte, und Neapel waren die Hauptstationen der Reise, von welcher ein Tagebuch mit wenig erquicklichen Aufzeichnungen sich erhalten hat. Weihnachten war L. wieder in Wien, nachdem er sich in München vom Prinzen getrennt hatte, der direkt zu dem ihm inzwischen verliehenen preußischen Regiment nach Frankfurt abgegangen war; er vermied dort geflissentlich das Zusammentreffen mit irgend einem Großen, der die Frage wegen eines Wiener Engagements von neuem hätte anregen können, und entzog sich einer Einladung zum Fürsten Kaunitz, die der von Berlin zum Besuch herübergekommene Gesandte van Swieten in der Hoffnung auf derartige Besprechungen vermittelt hatte, durch fluchtartige Abreise. Aber es lag ihm doch daran, nicht ohne eine bestimmte Aussicht auf eine annehmbare Stellung heimzukehren, um den billigen Forderungen, von deren Erfüllung er sein Verbleiben in Wolfenbüttel abhängig machen mußte, den nöthigen Nachdruck geben zu können. Auf einen früheren Vorschlag seiner Braut, sich um eine Heidelberger Professur zu bewerben, hatte er doch nur mit halbem Ohr gehört; die Aufforderung des Baron Stosch, des alten Heinius Nachfolger am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin zu werden, konnte ihm noch weniger passen, als die von demselben Manne proponirte ansehnliche Bedienung bei der preußischen Regie, in der er „sein Brot nicht als Gelehrter, sondern als ein anderer dummer Teufel verdienen könnte". Was er suchte, fand er auf der Rückreise in seinem eigenen Vaterlande. In Dresden nahm ihm der Minister Graf Sacken das Versprechen ab, wenn er Wolfenbüttel verlassen wollte, auf alle Fälle nach Sachsen zurückzukehren, und der Kurfürst, der ihn selbst empfing, eröffnete ihm, daß ihm die Direction der Dresdener Kunstakademie nach dem bald zu erwartenden Ableben Chr. Ludw. v. Hagedorn's (s. d.) zugedacht sei, daß aber auch schon früher für ihn Rath werden solle. Ein von Dresden aus unternommener Besuch bei seiner alten Mutter und die eigene Anschauung ihrer von der Schwester in vielen unleidlichen Briefen geschilderten Noth vermehrte indessen seine Unentschlossenheit, den entscheidenden Schritt zu thun. Zögernd und mit steigender Unlust machte er sich über Berlin auf den Rückweg nach Braunschweig und langte dort, durch ungünstiges Reisewetter nicht ungern aufgehalten, erst am 23. Februar 1776 wieder an. Sein nur allzugegründetes Mißtrauen gegen den Erbprinzen, dem er eine offene Beschwerde über die seit drei Jahren erfahrene Behandlung und die Erklärung, er sei jederzeit bereit seinen Abschied beim Herzog einzureichen, nicht ersparte — dieser interessante Brief ist leider nicht erhalten — verzögerte das Arrangement bis Anfang Juni, obgleich der ihm befreundete Kammerherr von Kuntzsch schon vor seiner Heimkehr acceptable Vorschläge vermittelt hatte. Der besonnenen Milde Frau König's, die ihn während dieser Verhandlungen von allzu ungestümen, ihn selber bloßstellenden Schritten zurückzuhalten wußte, gebührte kein geringer Antheil daran, daß sich schließlich alles nach Wunsch löste. Von Johannis 1776 ab ward L. eine Erhöhung seines Gehaltes auf 800 Thlr. Gold bewilligt, auf die Zulage ein Vorschuß von 1000 Thlrn. unter Befreiung von den Abzügen für frühere Vorschüsse gewährt, eine neue Amtswohnung versprochen und der nicht erbetene Hofrathstitel in den Kauf gegeben. Abgesehen von der seinem unsteten Sinn immerhin unbequemen Einschränkung der

Freiheit, nach Belieben sich verändern zu können, so lange der Vorschuß nicht wieder abgetragen war, konnte er endlich im August in glücklicherer Stimmung, als er sie seit Jahren gekannt hatte, nach Hamburg reisen, um die letzten Vorbereitungen zu seiner von keiner Seite mehr gehinderten Heirath zu treffen. Auch die Braut war, seit sie gerade ein Jahr vorher über Heidelberg nach Hamburg zurückgekehrt war, mit der völligen Abwickelung ihrer geschäftlichen Verpflichtungen zustande gekommen, hatte der letzten, durch das Ausbleiben aller directen Nachrichten aus Italien erregten Sorgen sich entschlagen, L. würde, wie es schon einmal den Anschein gehabt hatte, versuchen sie ganz zu vergessen und gar nicht zurückkehren, oder gar die mit leidenschaftlicher Anhänglichkeit ihm zugethane Wittwe Reiske's heimführen, und erntete nun endlich den Lohn ihrer unwandelbaren Treue. Noch einmal reiste L. allein nach Wolfenbüttel zurück, um sein Haus zum Empfang der Gattin zu bereiten und den Mannheimer Buchhändler Schwan zu sprechen, der in Braunschweig eintreffen sollte, um ihm das Diplom seiner Ernennung zum Mitgliede der pfälzischen Akademie zu überbringen und vorläufige Anträge wegen seiner Betheiligung an einem in Mannheim zu gründenden Nationaltheater zu übermitteln. Anfang October kehrte er zurück und am 8. Octbr. 1776 ward er mit seiner Eva auf dem Landgute des Hamburgischen Kaufmanns Johannes Schuback in York, halbwegs zwischen Harburg und Stade, getraut; der treue Freund, der mit seinem einsichtigen Rath Frau König während ihres Wittwenstandes unermüdlich behülflich gewesen war, hatte es sich nicht nehmen lassen, im engsten Familienkreise dem Paare die Hochzeit zu rüsten.

Das Mannheimer Projekt scheiterte auf die kläglichste Weise. Es stellte sich sehr bald heraus, daß das akademische Diplom nur eine Lockspeise gewesen war, und daß L. sich ganz unnützer Weise von seinem Herzog die Erlaubniß zur Annahme der damit verbundenen Pension und einen jährlichen Urlaub zur Theilnahme an den Sitzungen der Akademie erbeten hatte. Der pfälzische Finanzminister v. Hompesch wollte ihn ganz nach Mannheim ziehen und als Aushängeschild für das Theater gebrauchen; als er sah, daß L. bei seiner entschiedenen Abneigung gegen die Uebernahme einer unmittelbaren Aufsicht über das Theater für seine Pläne nicht zu gewinnen war, ließ er ihn ganz fallen. Obgleich L. sich alle erdenkliche Mühe gegeben hatte, außer der Zeit über Hals und Kopf Schauspieler zu besorgen, obgleich er Mitte Januar 1777 selbst auf sechs Wochen nach Mannheim hinübergekommen war und einen Entwurf zu der Ausführung des ganzen Unternehmens ausgearbeitet hatte, wußte Hompesch den wohlwollenden Kurfürsten gegen den eigensinnigen und stolzen Fremden, dem die Pfalz nicht gefiele, so einzunehmen, daß L. nicht allein die erbetene Befreiung des Vermögens seiner Frau von der Decimation verweigert, sondern sogar die freiwillig zugesagte Pension wieder entzogen wurde. Die Menschen, die ein intriguantes Spiel mit ihm zu treiben sich erlaubt, züchtigte L. durch einen klassischen Brief an den Minister und bewirkte durch seinen rückhaltlosen Freimuth wenigstens eine Schadloshaltung des von ihm ohne Erfolg nach Mannheim empfohlenen Hamburger Theatergenossen Seyler. Eine andere, vielleicht zu feine und darum an betreffender Stelle nicht genügend empfundene Strafe erhielten die Mannheimer durch Wieland's Schilderung der Theaterverhältnisse in Abdera, in der L. sehr ergötzlich unter der Maske des Euripides auftritt. L. selbst vergaß, nachdem er sich gegen jede mißbräuchliche Verquickung seines Namens mit dem Mannheimer Theaterunternehmen salvirt hatte, in seinem häuslichen Glück die pfälzische Mißhandlung und verlebte den Rest des Jahres in seiner bescheidenen Wolfenbüttler Behausung so friedlich und fröhlich, daß seine Besucher nicht Rühmens genug von seinem gemüthlichen Familienleben

machen konnten. Der junge Historiker Spittler, der im Frühjahr einige Wochen auf der Bibliothek arbeitete und von L. oft in sein Haus geladen wurde, der arme Bruder Theophilus aus Pirna, der sich um Ostern nach einer besseren Stelle im Braunschweigischen umsah, und der alte Freund Moses, der bei einem Besuch im Spätjahr Gelegenheit hatte, sich über Lessing's ruhige und zufriedene Lage und das Verschwinden seiner ihm unsympathischen geistreichen aber bitteren Laune zu freuen, bestätigen mit ihren Berichten das Lob, das L. selbst in seinen Briefen an die Seinigen seiner Hausfrau spendete. Aber dieses Glück nahm ein jähes Ende. Weihnacht schenkte Frau Eva ihm einen Sohn, der den Tag seiner Geburt nicht überlebte, und am 10. Januar 1778 starb auch die Mutter nach bangen Tagen des Schwankens zwischen Furcht und Hoffnung an den Folgen ihrer schweren Entbindung. Die kurzen, bitteren Worte, mit denen L. den Freunden mittheilte, wie schlecht es ihm bekommen, daß er es auch einmal so gut hätte haben wollen als andere Menschen, und daß er sich freue, nach dieser Erfahrung nicht viele dergleichen mehr übrig zu haben, zeugen bei ihm lauter als die beredtesten Klagen davon, wie schwer er an diesem Verlust zu tragen hatte, der auf den Rest seiner Tage einen tiefen Schatten warf.

War die Ruhe des Jahres 1777 für Lessings häusliches Leben die Windstille vor dem Sturme gewesen, so war sie es nicht minder für seine litterarische Thätigkeit. Während seine Gattin mit dem Tode rang, erhielt er den ersten Aufsatz Goeze's (s. d.) in Nr. 55 und 56 der „Freiwilligen Beiträge zu den Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit“ vom 17. December 1777, in welchem er wegen Veröffentlichung der Fragmente aus Reimarus' Apologie und seiner hinzugefügten Gegensätze direct angegriffen wurde, das Signal zu den leidenschaftlichen theologischen Kämpfen seiner letzten Lebensjahre. Er hatte das erste Fragment eines Ungenannten Von Duldung der Deisten schon 1774 im dritten Bande seiner Beiträge einer Abhandlung Von Adam Neusern angehängt, ohne daß dasselbe besondere Aufmerksamkeit erregt hätte. Die aus Rücksicht auf die Familie des Verfassers nothwendige Irreleitung des Publikums über die Herkunft des Manuscripts und die hingeworfene Andeutung, es könne von Joh. Lorenz Schmidt, dem Uebersetzer der Wertheimischen Bibel, herrühren, hatten wol zu dieser Nichtbeachtung beigetragen. Daß er unmittelbar darauf ein neues Fragment über den Kanon zu publiciren beabsichtigte, ist bereits erwähnt; den Plan, ein Mehreres aus den Papieren des Ungenannten ans Licht kommen zu lassen, hatte er auch ferner festgehalten und noch im Januar 1776 in Dresden mit A. Hennings (s. Bd. XI S. 778), dem Schwager des Dr. Reimarus und Freunde Mendelssohn's, besprochen. Als er seine Wolfenbüttler Stellung im Sommer eben neu fixirt sah, war er sofort an die Ausführung gegangen und hatte seinen vierten Beitrag gänzlich mit fünf weiteren Fragmenten gefüllt: Von Verschreiung der Vernunft auf Kanzeln; Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf eine gegründete Art glauben könnten; Durchzug der Israeliten durchs Rothe Meer; Daß die Bücher A. T. nicht geschrieben worden, eine Religion zu offenbaren; Ueber die Auferstehungsgeschichte: nur ein kurzes Vorwort und eine Reihe von Gegensätzen hatte er aus dem Eigenen hinzugethan, begierig zu vernehmen, ob die Orthodoxen mit seiner oder des Ungenannten Arbeit zufriedener sein würden. Man wird schwerlich irren, wenn man annimmt, daß der Wunsch, endlich die lange unterbrochenen Beiträge fortzusetzen, obgleich die zeitraubenden Vorbereitungen auf seine Hochzeit und die ersten Mannheimer Verhandlungen ihm zu eigenen Arbeiten für dieselben keine Muße übrig ließen, den Entschluß gezeitigt hat, plötzlich mit einem so großen Vorrath aus seiner Handschrift hervorzutreten; das Wenige, was er selber zur Einführung seines Ungenannten mittheilen wollte, war schon seit Jah-

ren so gründlich durchdacht, daß das Niederschreiben kaum eine besondere Anstrengung erforderte. Er hatte sich nach seiner eigenen Aussage zwar gleich anfangs vorgenommen, nicht das Geringste gegen die Fragmente schreiben oder auch gelegentlich erinnern zu lassen, ohne sofort seine Augen selbst dabei zu haben, weil er dem Ungenannten, den er ohne seinen Willen in die Welt gezogen, seine Vorsprache schuldig sei, so oft Unwissenheit oder Stolz die Nase über ihn rümpften; aber er glaubte sich mit seinem Ungenannten auf der anderen Seite der Scheidewand, die man zwischen der Orthodoxie und der Philosophie gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortsetzen könnte, ohne die andere zu hindern; er erwartete Angriffe nur von der herrschenden aufgeklärten Theologie, welche diese Scheidewand niederreißen wollte und die Menschen unter dem Vorwande, sie zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen machte; ihrem neumodischen Religionssystem, dem Stückwerk von Stümpern und Halbphilosophen, hatte er seinen consequenten Unbekannten als einen dem Ideale eines echten Bestreiters der Religion nahekommenden Gelehrten entgegengestellt, und mit ihnen dachte er leicht fertig zu werden, weil er in ihrem sogen. vernünftigen Christenthum weder Vernunft noch Christenthum entdecken konnte. Bis zum Herbst 1777 blieb Alles still, und L. sah sich schon nach einer theatralischen Arbeit für sich oder für Bruder Karl um, Calderons Alcalden von Zalamea, der sich nach seiner Meinung vollkommen verdeutschen, etwas mehr als übersetzen, ließe. Da erschienen kurz nach einander die ersten Gegenschriften gegen die Fragmente, des hannoverschen Schuldirectors J. D. Schumann Abhandlung Ueber die Evidenz der Beweise für die Wahrheit der christlichen Religion und des Wolfenbüttler Superintendenten J. H. Reß anonym herausgegebene Vertheidigung der Auferstehungsgeschichte gegen das letzte Fragment. Dem ersten setzte er sofort die beiden Bogen „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft“ und „Das Testament Johannis“ entgegen, jenen, noch mit der Hochachtung, welche Untersucher der Wahrheit gegen einander zu tragen sich nie entbrechen, diesen, in schrofferem Tone die Möglichkeit der christlichen Liebe ohne den christlichen Glauben vertheidigend. Der zweite störte ihn bei der Bearbeitung seiner „Neuen Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet“, welche die drei synoptischen Evangelien aus einem hebräischen Urevangelium der Nazarener ableiten, und die Aufnahme der beiden letzten in den Kanon mit dem Bedürfniß, die Lücke zwischen dem Matthäusevangelium des Fleisches und dem Johannesevangelium des Geistes auszufüllen, erklären wollte. Diesem antwortete er auf seinen ziemlich schwachen harmonistischen Versuch, den er sarkastisch als Replik gegen die Evangelisten mit der Anklage des Ungenannten auf eine Stufe stellte, durch „Eine Duplik“, gelassen anfangend, aber höhnisch endigend. Der Schluß der Duplik war eben schon in der verbitterten Stimmung geschrieben, in welcher nach Eva's Tode ein guter Vorrath vom Laudano litterarischer und theologischer Zerstreuungen ihm einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen sollte. An solchem Vorrath sollte es ihm nicht fehlen, denn mit dem neuen Jahre erschien die ganze theologische Welt auf dem Kampfplatz, um in mehr als 30 Schriften den Ungenannten zu widerlegen, oder seinen Herausgeber wegen des gegebenen Aergernisses zur Rechenschaft zu ziehen. Der Einzige unter diesem Heere von Gegnern, der die Fragmente selbst als lauteste Lästerung von vornherein beiseite schob und sich ausschließlich gegen Lessing's Gegensätze wandte, war eben Goeze. L., ebenso erbittert durch das wegwerfende Urtheil über den Fragmentisten, als durch den Angriff auf sein zweideutiges Verhältniß zu demselben, eröffnete sofort nach Vollendung seiner Duplik ein mörderisches Feuer aus allen Batterieen auf den unbequemen Feind, der den schwachen Punkt seiner Stellung instinctiv erkannt

hatte. Nirgends hat er eine solche Feinheit der Dialektik, nirgends einen solchen Reichthum an Darstellungsformen, nirgends eine solche Kraft und Schönheit der Sprache gezeigt, als in den Streitschriften gegen Goeze, den er als Typus aller Geistesbeschränktheit und Wissenschaftsfeindschaft vernichten wollte. Wie die Schneeflocken flogen sie heraus gegen den streitbarsten Theologen, der den Namen hatte, noch nie seinem Gegenpart das letzte Wort gelassen zu haben. Mitte März antwortete er zweifach auf die beiden ersten Zeitungsartikel Goeze's durch „Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventualen Absagungsschreiben" und „Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt", und schickte, eine dritte Recension aus den freiwilligen Beiträgen unbesehens auf Goeze's Rechnung setzend, seinen ersten „Anti-Goeze" nach, der schon auf dem Titel als erster nothgedrungener Beitrag zu den freiwilligen Beiträgen des Herrn Pastor Goeze bezeichnet war. Als darauf Goeze seine beiden Aufsätze mit sechs andern Anfangs April unter dem Titel „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessing's mittelbare und unmittelbare Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die heilige Schrift" herausgab, folgten im schnellsten Tempo bis Anfang Juli noch zehn Anti-Goezen und dazwischen Ende Mai das früher noch zurückgehaltene Dreisteste und Stärkste aus Reimarus' Manuscripten, „Vom Zweck Jesu und seiner Jünger". Dann legte sich die braunschweigische Regierung ins Mittel, confiscirte die gedruckten Fragmente und Lessing's Streitschriften, forderte L. die Reimarische Handschrift mit allen etwaigen Abschriften ab und entzog ihm die Censurfreiheit. Inzwischen hatte Goeze auch in einzelnen Heftchen „Lessing's Schwächen" zu zeigen angefangen, deren drittes und letztes Stück erst Mitte August herauskam, und L. bemühte sich daher angelegentlich um die Erlaubniß, seine antigoezischen Blätter fortsetzen zu dürfen, nachdem er schon gegen das Verbot als Entgegnung auf das zweite Stück seine „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Goeze" in Berlin und Hamburg hatte drucken lassen. Als der Herzog es bei seiner ersten Resolution bewenden ließ und nicht gestatten wollte, daß L. in Braunschweig oder auswärts, unter eigenem oder angenommenem Namen, etwas in Religionssachen drucken ließe ohne vorherige Genehmigung des Ministeriums, trotzte dieser allerdings noch einmal dem Verbot mit der Ersten Folge seiner nöthigen Antwort, die ebenfalls in Hamburg gedruckt wurde, hatte aber schon einen anderen Weg, den Theologen einen Possen zu spielen, gefunden. Er wollte versuchen, ob man ihn auf seiner alten Kanzel, auf dem Theater, wenigstens noch ungestört wollte predigen lassen, und hatte bereits am 8. August die Ankündigung seines Nathan, der zur Ostermesse 1779 auf Subscription erscheinen sollte, in die Welt geschickt. Damit ebbte die Hochfluth leidenschaftlichster Polemik gegen den einen Mann ab; der hitzige Ton der Anti-Goezen, der schon in den beiden folgenden Bogen um ein weniges gemildert war, verstummte; aber zu einer unparteiischen Würdigung Goeze's ist L. nie gekommen. Er hat im Gegentheil dadurch, daß er dem Patriarchen im Nathan eine Menge von Worten Goeze's in den Mund gelegt, das Bild eines bornirten, heuchlerischen Pfaffen, unter dem er ihn in den Streitschriften dargestellt hatte, als ein treues festzuhalten gesucht und hat noch im December 1779 in der „Noch näheren Berichtigung des Märchens von 1000 Ducaten oder Judas Ischarioth dem Zweiten", mit welcher er unter der Chiffre seines Stiefsohns die abgeschmackte Behauptung eines Wiener Blattes, die Amsterdamer Juden hätten ihm für die Bekanntmachung der Fragmente ein reiches Geldgeschenk gemacht, und die noch ärgere Berichtigung desselben Blattes zurückwies, eine früher von ihm schon angedeutete Beschuldigung gegen Goeze erneuert, die ihm keine Ehre macht. Mag man dem Meister der Disputirkunst noch so viel zu gute halten, daß er die Waffen nach

seinem Gegner richtet und manches gymnastisch schreibt, was er dogmatisch nicht schreiben würde; daß er in den Schnurren seiner theologischen Katzbalgerei mit klugberechneter Taktik sich in Posituren setzt und Evolutionen macht; daß er Goeze's wiederholte berechtigte Frage nach seinem eigenen Glaubensbekenntniß geflissentlich ignorirt; selbst daß er der Möglichkeit eines Einschreitens des Reichshofraths gegenüber versucht, wie Paulus das Synedrium zu trennen und sich auf die Confinien der katholischen und der protestantischen Kirche zurückzieht: die Insinuation, es sei Goeze um sein einträgliches Pastorat zu thun gewesen, die Wiederholung des elenden Klatsches, er habe seine Herren Collegen aus brüderlicher Liebe ewig schlafen machen, und die Behauptung, Goeze's Angriff sei durch eine 1774 vorgekommene Ungefälligkeit des undienstfertigen Wolfenbüttler Bibliothekars veranlaßt, der nun durchaus auch als der ruchloseste hätte geschildert werden müssen, konnte er nicht gut machen und mit dem Namen einer zwar ungesitteten, aber nicht unmoralischen Kampfesweise decken, oder für gerechte Abwehr eines unverdienterweise der Irreligion Bezichtigten ausgeben. So mangelhaft Goeze's Apologetik war, in wissenschaftlicher Beziehung wegen seines Gebundenseins an die crudeste Lehre von der Verbalinspiration der Schrift und der von allen seinen Zeitgenossen, L. selbst nicht ausgeschlossen, getheilten Anschauung, die christliche Wahrheit sei eine rein erkenntnißmäßig darzustellende Lehre; in formaler Beziehung wegen des nur mitunter glücklichen Versuches die Sprache des Gegners zu reden und statt des ruhigen und würdigen Tones einen spottenden und satirischen anzuschlagen: seine Ehrlichkeit, mit der er für sein Heiligthum stritt, hätte von L. nie in Zweifel gezogen werden sollen. Daß er L. Religion abgestritten hätte, ist bekanntlich auch nur eine gymnastische Behauptung Lessing's, um das schöne Pathos zu rechtfertigen, mit dem er es sich verbittet, aus seines Vaters Hause geworfen zu werden; daß dem christlichen Nichtchristen, wie Hebler L. mit einem geistreichen Paradoxon genannt hat, mit Unrecht Angriffe auf die christliche Religion vorgeworfen wären, oder daß er das Recht gehabt hätte zu versichern, er meine es mit der christlichen Religion besser als Goeze, glaubt Niemand, der auch nur Lessing's eigene Erklärung des Begriffs „christliche Religion" annimmt.

L. hat seine religionsphilosophischen Anschauungen, die er im Streit mit Goeze deutlich auszusprechen vermieden hat, weil er bei der Herausgabe der Fragmente einmal die Stellung genommen hatte, weder sich von Reimarus entschieden loszusagen, noch dessen Sache entschieden zu der seinigen zu machen, nie in ein System gebracht. Seiner selbständigen und kritischen Natur widerstrebte es ebenso sehr, dem System eines anderen unbedingt sich anzuschließen als vorschnell mit der eigenen Speculation abzuschließen. Tausenden für einen ist nach seiner Meinung das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden sind; er mochte lieber allerlei Hypothesen machen, um das Vergnügen zu haben sie wieder einzureißen. Indessen liegen die Grundzüge seiner Weltanschauung, wie er sie unter eifrigem Studium des Leibniz und des Spinoza gewonnen, in seinen letzten Schriften, dem dramatischen Gedicht „Nathan der Weise" (1779), den „Gesprächen für Freimäurer, Ernst und Falk" (1778 und 1780) und der „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780, nachdem §§ 1—53 schon 1777 in den Gegensätzen zum vierten Fragment gedruckt waren) hinlänglich klar zu Tage. Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist, wie er selbst erklärt, von jeher die seinige gewesen. Die geoffenbarten Religionen sind ihm alle gleich wahr und gleich falsch: gleich wahr, insofern sie die Vernunftwahrheiten der natürlichen Religion in sich schließen, welche die Menschen durch die Offenbarung wie das vorausgesagte Facit eines Rechenexempels nur früher erhalten haben, als sie durch eigene Vernunft sie gefunden haben würden; gleich

falsch, insofern sie, als fertige, übernatürliche Wahrheit geglaubt, die nothwendige Ausbildung der offenbarten Wahrheiten zu Vernunftwahrheiten hindern, ruhig, träge und stolz machen, die Bethätigung des Testaments Johannis in brüderlicher Liebe und Toleranz stören. In der Umdichtung der alten, von L. aus Boccaccio's dritter Novelle entlehnten Ringfabel sind die Ringe alle drei unecht; der echte, der die Kraft besaß vor Gott und Menschen angenehm zu machen, wer in dieser Zuversicht ihn trug, ist vermuthlich verloren gegangen; aber die Besitzer der unechten Ringe können durch ihr sittliches Streben jeder in seinem Ring die Kraft des Steines an den Tag legen. Die positiven Religionen gründen sich alle auf Geschichte, aber die muß auf Treu und Glauben angenommen werden, und zufällige Geschichtswahrheiten können nie der Beweis positiver Vernunftwahrheiten sein. Der einzige Werth, der ihnen zukommt, ist der pädagogische; nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung sind sie nur Erziehungsstufen: wie das Judenthum eine Vorstufe des Christenthums ist, so dieses wieder nur eine Vorstufe zu der Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist. Das Ideal, das durch die göttliche Erziehung verwirklicht werden soll, ist eine Verbindung gemeinschaftlich sympathisirender Geister, die ausschließlich der Vernunft und dem Sittengesetz in der eigenen Brust folgen. Nicht die Seligkeit schlechthin, sondern die Seligkeit durch Erleuchtung ist das letzte Ziel, das jeder erreichen soll; weil der einzelne nicht in demselben Leben ein sinnlicher Jude und ein geistiger Christ gewesen sein und sie beide überholt haben kann, wird sogar die Hypothese gewagt, daß er auf dem Wege der Seelenwanderung schließlich zur Vollendung gelangt. Die christliche Religion ist dabei nicht mehr, wie Reimarus wollte, ein Werk des frommen Betruges, aber doch ein menschlicher Irrthum, bei dem Gott seine Hand im Spiele gehabt hat, und der desto früher antiquirt wird, je schneller die Menschheit an seine Stelle die Religion Christi setzt. Eine solche vernünftige, sittlich autonome Verbindung von edlen Menschen, die durch ihre Geburt den verschiedenen positiven Religionen angehören, aber sich über die Fesseln derselben zu der allgemeinen Vernunftreligion emporgeschwungen haben, schildert er poetisch in den Hauptpersonen seines Nathan; schließlich finden sich alle als Glieder einer großen Familie wieder und heben sich hell ab von den in den Schranken ihrer ererbten Väterreligion zurückgebliebenen Tröpfen und Schurken. Die scheinbare Ungerechtigkeit, daß diese dunkle Gruppe sich ausschließlich aus Christen zusammensetzt, ist nicht bloßer Nachhall der vorausgegangenen bitteren Polemik, ist auch nicht, wie die ungedruckte Vorrede zur Rechtfertigung der poetischen Schicklichkeit geltend macht, durch die Thatsache bedingt, daß zur Zeit der Kreuzzüge Juden und Muselmänner die einzigen Gelehrten gewesen, sondern ist nothwendige Consequenz der Grundanschauung, daß das Christenthum mit Unrecht den Anspruch erhebe, die Weltreligion zu sein und auf eine Höhe zu führen, von der es kein Weitersteigen, sondern nur ein Herabsinken gibt.

L. nennt seinen Nathan in den Begleitzeilen, mit denen er das Anfang Mai 1779 im Druck vollendete Stück Fr. H. Jacobi zuschickt, den Sohn seines eintretenden Alters, den die Polemik entbinden helfen. Geboren hat diese ihn nicht, sondern nur zu Tage gefördert, was vor vielen Jahren schon entworfen war, als sich ihm unwillkürlich alles, was seinen Geist beschäftigte, zum dramatischen Plan gestaltete. Es ist keine Spur dieses ältesten Entwurfs erhalten, von dem als ausgemacht gelten kann, daß er seiner ersten Berliner Zeit, als er die Rettung des Cardanus schrieb, angehört. Auch von einer viel jüngeren Wiederaufnahme des Plans ist nichts übrig geblieben als sein eigenes Zeugniß, daß er gleich nach seiner Rückkehr aus Italien ihn habe vollends ins Reine bringen und drucken lassen wollen. Was als erster Entwurf aus seiner Hand=

schrift gedruckt ist, gehört schon zur wirklichen Ausführung: es ist das Scenarium, nach welchem er im Winter 1778 auf 1779 arbeitete, ohne sich streng an dasselbe zu binden. Mitte November stand ihm auch die Form fest; zu der so glücklich getroffenen orientalischen Lokalfarbe, zu dem sentenziösen Ton, in den er seine tiefsten Gedanken kleiden, zu der milden Heiterkeit, die er über das ganze Stück ergießen wollte, paßte nicht die epigrammatische Prosa seiner Emilia. Mit sicherem Schönheitsgefühl verschmähte er die Ramler'schen Trimeter mit eingestreuten Anapästen und wählte den früher schon versuchten fünffüßigen Jambus, dessen Verwendbarkeit für diesen besonderen Zweck Gleim's Halladat erst wieder gezeigt hatte, und der durch ihn als der gegebene Vers für das höhere Drama auch in Deutschland fest eingebürgert worden ist. Die Gefahr, daß neue quälende Sorgen, die ihn in Folge des Todes seiner Frau bedrängten, die Ausführung des Werkes hemmen könnten, beseitigte die Hilfsbereitschaft seines alten Bekannten Moses Wessely, der durch einen Vorschuß ihn der verhaßten Nothwendigkeit überhob, sich durch Pränumeration die Gemächlichkeit zur Arbeit zu verschaffen, und das bittere Gefühl des freundlosen Verlassenseins, das ihm im Sommer ergreifende Klagen ausgepreßt hatte, wich wieder einer ruhigeren Seelenstimmung, seit er im Herbst vier Wochen mit seinem Malchen in Hamburg zugebracht hatte, wo ihm statt der mißtrauischen Kälte und des verläumderischen Klatsches seiner Wolfenbütteler Umgebung im Kreise alter und neuer Freunde die herzlichste Liebe entgegengetragen war. Bei dem in diesen Wochen beschafften Druck seiner drei ersten Freimaurergespräche hatte er sich wieder eingelebt in den schönen Traum von dem alle Nationen und Religionen umschlingenden Liebesband und war mitten in dem Ideenkreise, der sein Drama erfüllen sollte. Eine bei ihm selten hervortretende Wärme des Gefühls, wie er sie nicht einmal in den vertrautesten brieflichen Aeußerungen zu zeigen pflegte, durchdrang das neue Stück, das so rührend werden sollte, als er nur immer eins gemacht hatte. Die Züge, die er von sich selbst, von seiner Eva und ihrer ältesten Tochter, von Moses Mendelssohn und dessen Hausgenossen, dem jüdischen Mathematiker Abraham Wolf, seinen Hauptpersonen lieh, gaben ihnen ein frisches Leben, eine Naturwahrheit, deren poetischer Zauber auch die gefangen nimmt, die der Tendenz des Stücks nicht zustimmen können, weil ihnen Humanität und Toleranz aus dem biblischen Christenthum fließen, nicht mit demselben contrastiren. Beim letzten Akte noch drohte seiner Dichtung eine Störung, die ihr leicht hätte verhängnißvoll werden können, weil sie ihm die zum Versmachen so nöthige gute Laune gründlich trübte: Semler's Beantwortung der Fragmente mit dem skurrilen Anhang, der den Herausgeber des Ungenannten ins Tollhaus verwies. Aber er überwand um seines Dramas willen seinen Zorn über die impertinente Professorgans, den Schubiack, dem er mit einem Briefchen aus Bedlam heimzuleuchten sich vorbehielt, wie er denn auch noch „Sogenannte Briefe an verschiedene Theologen, denen an meinen theologischen Streitigkeiten Antheil zu nehmen beliebt", plante, deren erste Abtheilung Briefe an Walch gegen dessen Kritische Untersuchung vom Gebrauch der heiligen Schrift unter den alten Christen in den ersten vier Jahrhunderten enthalten, deren zweite sich unter Anderen mit Leß und Reß beschäftigen sollte. Größere und kleinere Fragmente davon haben sich in seinem Nachlaß gefunden und sind zuerst von seinem Bruder herausgegeben.

Zunehmende körperliche Leiden, eine krankhafte Schlafsucht, die ihn sogar mitten im lebhaften Gespräch mit guten Freunden befiel, und eine in gesteigertem Maße wiederkehrende Augenschwäche ließen L. nicht mehr zur Vollendung einer neuen Arbeit kommen. Er wollte zum Nathan noch ein Nachspiel „Der Derwisch" schreiben und demselben verschiedene Erläuterungen nebst einer Abhandlung über dramatische Interpunktion anhängen; er plante eine Tragödie „Der fromme

Samariter", in welcher Levit und Priester eine gar brillante Rolle spielen sollten; er arbeitete eine Zeit lang an der Ausführung eines älteren Entwurfs, „Der Tod Neros"; ja er versprach sogar der neuen Hamburger Theaterleitung, für die sich die Familie Reimarus lebhaft interessirte, den alleinigen Gebrauch von zwei jährlich zu liefernden neuen Stücken und fing eine Neubearbeitung des London Prodigal für sie an, nachdem er im October 1780 noch einmal auf drei Wochen zum Besuch in Hamburg gewesen war. Von allen diesen Entwürfen hat sich nichts erhalten; man kennt sie nur aus seinem Briefwechsel. Kurz vor Weihnachten, als das letztgenannte Stück schon fertig sein sollte, klagte er seinem Moses, er sei ehemals ein gesundes schlankes Bäumchen gewesen und sei jetzt ein so fauler knorrichter Stamm. Nathan sollte das letzte Werk bleiben, das er zu Ende brachte; die später veröffentlichte Fortsetzung von Ernst und Falk und die Erziehung des Menschengeschlechts waren beide vor dem Nathan geschrieben.

Von „Ernst und Falk" stammt gerade das letzte Gespräch, das den Ursprung des Freimaurerordens untersucht und ihn, in freilich unhaltbarer Weise, von einer Templermasonei herleiten will, wie der erhaltene erste Entwurf beweist, seinem Inhalte nach aus Lessing's Hamburger Zeit, als er selbst der Brüderschaft noch gar nicht beigetreten war. Die ernste Warnung seines Freundes Bode vor jedem Versuch über Freimaurerei zu schreiben, ohne die Geheimnisse des Bundes zu kennen, war für ihn Veranlassung gewesen, die von einem anderen Logenmeister ihm angetragene Mitgliedschaft anzunehmen. Er ist am 14. October 1771 unter der Pathenschaft des befreundeten Münzmeisters Knorre vom Freiherrn v. Rosenberg in die Hamburger Loge Zu den drei Rosen historisch recipirt, hat also mit dem ersten Schritt den höchsten der Johannisgrade erreicht. Die Geheimnisse der Schottengrade haben ihn nie gereizt; er theilte nach seiner Aufnahme die Gefühle des in seinen Erwartungen betrogenen Ernst und konnte durch die versuchte Bevormundung des Großmeisters v. Zinnendorf (J. W. Ellenberger) nur abgestoßen werden. Die handschriftlichen Quellen, aus denen Guhrauer die Behauptung schöpfte, das System der Rosenloge habe gerade damals die größten Intelligenzen in seiner Mitte gehabt, sind sicherlich trübe gewesen, denn es ist unschwer nachzuweisen, daß die von ihm genannten Brüder erst später, zum Theil gerade durch Lessing's Namen angelockt, sich dem Bunde angeschlossen haben. Die Loge hat für L. keine Anziehungskraft gehabt; in die das ganze letzte Jahrzehnt seines Lebens ausfüllenden Kämpfe der verschiedenen Observanzen hat er nie handelnd eingegriffen, die in seiner unmittelbaren Nähe abgehaltenen Convente nie besucht; seine Stellung zu den streitenden Parteien war dieselbe wie die zu den Orthodoxen und Neologen der lutherischen Kirche; mit beiden unzufrieden blieb er auf seinem Hügel für sich allein und stellte ihren Systemen sein Idealbild der echten Freimaurerei gegenüber. Wie sich die divergirenden Richtungen des Ordens mit seinen Ideen heutzutage abfinden, da man hüben und drüben im Wesentlichen auf ihn schwören will, ist dem Uneingeweihten natürlich verborgen. L. hatte die ersten drei Gespräche dem alten Herzog Ferdinand (s. Bd. VI S. 682), dem Sieger von Crefeld und Minden, gewidmet, in dessen Hand damals die Oberleitung aller Logen von der strikten Observanz lag, und demselben versprochen die folgenden nicht ohne sein Vorwissen herauszugeben. Inzwischen waren diese, die nachweislich im März 1779 schon in letzter Redaction fertig vorlagen, in der Handschrift befreundeten Maurern mitgetheilt worden. Ob durch eine Indiskretion 1780 die Veröffentlichung herbeigeführt wurde, oder ob das „Vorwort eines Dritten", eines angeblichen Nichtmaurers, nur als Maske von L. gebraucht ist, um eine Verletzung des ihm wohlgewogenen Fürsten, den er manchmal in Vechelde besuchen durfte, zu vermeiden, wird schwerlich mit Sicherheit aufgeklärt

werden. Die seltsame Streitfrage dagegen, die von Körte in Beziehung auf den Autor der „Erziehung des Menschengeschlechts“ erhoben worden ist, kann nachgerade als definitiv entschieden gelten. Wer noch im Stande wäre sich den zwingenden inneren Gründen zu verschließen, die den Gedanken an einen anderen Verfasser als L. eigentlich gar nicht hätten aufkommen lassen dürfen, der muß auf die Quelle der Körte'schen Vermuthung selbst, die Bekenntnisse Albrecht Thaer's für seine Braut Philippine v. Willich, verwiesen werden, aus deren Wortlaut nichts anderes herausgelesen werden kann, als daß Thaer in jugendlicher Eitelkeit und Ruhmredigkeit das erste Fragment des Ungenannten Von Duldung der Deisten für die Umarbeitung eines von ihm 1773 verfaßten freidenkerischen Aufsatzes gehalten hat. Auf die Erziehung des Menschengeschlechts paßt von seiner ganzen Erzählung kein Wort, und Lessing's alleinige Verfasserschaft, die er selber bekanntlich auch nirgends in Abrede gestellt hat, ist nicht in Zweifel zu ziehen, natürlich mit der Einschränkung, daß er den auf dem Titel gegebenen Begriff nicht erfunden, sondern von den alten Kirchenvätern, etwa von Tertullian, entlehnt hat, wie er sich für sein neues ewiges Evangelium auf Joachim von Floris und dessen Nachfolger beruft. Bedeutsamer ist der andere Streit, der sich an das merkwürdige Büchlein knüpft, ob in Lessing's Ueberzeugungen sich noch zuletzt eine Umwandlung vollzogen habe. Sonderbarerweise ist eine solche Umwandlung nach diametral entgegengesetzten Richtungen behauptet worden. Auf der einen Seite hat man in der Erziehung des Menschengeschlechtes eine Umkehr von den im Nathan ausgesprochenen Ideen zu einer dem positiven Christenthum freundlicheren Anschauung finden wollen; auf der anderen hat man aus seiner vielbesprochenen Unterredung mit Fr. H. Jacobi, der ihn im Juli 1780 besuchte, geschlossen, er sei zuletzt ein entschiedener Spinozist geworden. Weder die eine noch die andere Ansicht läßt sich halten. Die poetische Darstellung der kleinen vernünftigen Gemeinde im Nathan, die über den Offenbarungsglauben schon hinaus ist oder hinausgehoben wird, und die durch die Tendenz des Stückes gebotene Betonung der Schlechtigkeit oder Dummheit derer, die auf der niedrigeren Stufe verharren wollen oder müssen, steht durchaus in keinem Widerspruch mit den ohne dichterische Hülle aufgestellten Sätzen aus der Erziehung des Menschengeschlechts, die überdies früher geschrieben sind als der Nathan, also, die Unvereinbarkeit mit dem Nathan angenommen, nicht auf eine Umkehr, sondern auf eine noch weitere Entfernung von einer gerechten Würdigung des Christenthums schließen lassen müßten. Was aber die Behauptung von Lessing's Spinozismus angeht, so darf wol als ausgemacht gelten, daß ohne Jacobi's Erzählung kein Mensch L. nach seinen Schriften für einen Anhänger Spinoza's ausgegeben haben würde. Man braucht darum gar nicht anzunehmen, Jacobi habe sich verhört; er hat nur seine eigene Situation in dem Gespräch nicht begriffen: L., der den Spinoza genau kannte und richtig verstand, hat vor dessen absolut freiem Standpunkt und wissenschaftlicher Methode eine so hohe Achtung gehabt, daß er es müde war, von ihm wie von einem todten Hunde reden zu hören, und hat seine Freude daran gefunden, mit unverkennbarem Humor Jacobi über den Spinoza auszuholen, statt sich von ihm ausholen zu lassen, indem er ihn durch allerlei verfängliche Redewendungen zum Widerlegen von Spinoza's System zu reizen suchte. Unseres Erachtens hat sich Lessing's Weltanschauung in ihren Grundzügen nicht wesentlich verändert, seit er in seinen Jünglingsjahren sich von dem Glauben des Vaterhauses klüglich zweifelnd abgewandt hatte. Er hat sie, rastlos nach Wahrheit strebend, mit den Jahren vertieft und sein Leben lang die Frage nicht aus den Augen verloren, was in der Sache des Christenthums ausgemacht sei. Gleich feind den Spöttereien der Berliner Franzosen, der flachen Inconsequenz des vulgären Rationalismus und

der drohenden Stagnation in der alten abgelebten Orthodoxie hat er als ein ganzer Mann seinen eigenen Weg gesucht, Irrthümer bekämpfend, zu tieferer Erfassung der Wahrheit anregend, auch wo er selbst irrte, für die Vernunft neue Richtungsstöße gebend. Wer wie Claudius sein Credo nicht annehmen kann, aber seinen Kopf hoch hält, weiß auch, warum ihm das Abtragen des alten Hauses besser gelungen ist als das Aufführen des Neubaues. L. will den frommen Christen über die Hypothesen und Beweise seines Ungenannten mit dem schönen Wort beruhigen: „Wenn der Paralytikus die wohlthätigen Schläge des elektrischen Funkens erfährt, was kümmert es ihn, ob Nollet oder ob Franklin, oder ob keiner von beiden Recht hat?“ Er selbst hat sich nie als Paralytikus gefühlt, also die Erfahrung der wohlthätigen Schläge nicht machen können und darum den Glauben an die Realität des elektrischen Funkens verloren.

Zu Ende des Jahres 1780 fühlte L. sich kränker als je. Um sich zu zerstreuen ging er nach Braunschweig hinüber, wo er seit Jahren im Hause des ihm befreundeten Weinhändlers Angott am Aegidienmarkt ein ständiges Absteigequartier gemiethet hatte. Am 3. Februar 1781 kam er höchst engbrüstig aus einer Gesellschaft nach Hause, wollte am anderen Tage nach Wolfenbüttel zurückkehren, ließ sich aber von den Freunden bereden zu bleiben, einen Arzt zu consultiren und seine Stieftochter herüberkommen zu lassen. Ohne ans Krankenlager gefesselt zu werden konnte er den Besuch von Bekannten empfangen und sich vorlesen lassen, obwol die Anfälle sich häufiger wiederholten. Am 15. Februar hatte er sich besonders wohl gefühlt, aber am Abend dieses Tages endete ein Schlagfluß, ihm und den Seinigen gleich unvermuthet, sein Leben. Der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand sorgte für seine Bestattung auf dem Magnikirchhof, die am 20. in würdiger Weise veranstaltet ward.

Hier ist kein Raum aus den zahllosen Schriften über Lessing's Leben und Werke auch nur das Bedeutende anzuführen; statt dessen mögen diese Skizze die Worte dreier Männer beschließen, die dem Geschiedenen gleich nach seinem Hingang nachgerufen sind. Moses Mendelssohn schrieb gleich nach Empfang der Todesbotschaft an Karl Lessing voll bewundernder Liebe: „Fontenelle sagt von Copernicus: er machte sein neues System bekannt und starb. Der Biograph Ihres Bruders wird mit eben dem Anstande sagen können: er schrieb Nathan den Weisen und starb. Von einem Werke des Geistes, das ebenso sehr über Nathan hervorragte als dieses Stück in meinen Augen über alles, was er bis dahin geschrieben, kann ich mir keinen Begriff machen. Er konnte nicht höher steigen, ohne in eine Region zu kommen, die sich unseren sinnlichen Augen völlig entzieht, und dies that er. Nun stehen wir da, wie die Jünger des Propheten und staunen den Ort an, wo er in die Höhe fuhr und verschwand.“ Lakonisch, aber nachdrücklich mit wenigen Worten den Mann würdigend, den er gerade damals zu besuchen geplant hatte, schrieb Goethe in denselben Tagen an Frau v. Stein: „Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben.“ Und enthusiastisch ruft Herder ihm nach: „Wo bist Du nun, edler Wahrheitsucher, Wahrheitkenner, Wahrheitverfechter — was siehest, was erblickst Du jetzt? Dein erster Blick, den Du über die Grenzen dieser Dunkelheit, dieses Erdennebels hinwegwarfst, in welch' anderem, höheren Lichte zeigte er Dir alles, was Du hienieden sahest und suchtest? Wahrheit forschen, nicht erforscht haben, nach Gutem streben, nicht alle Güte bereits erfaßt haben, war hier Dein Blick, Dein strenges Geschäft, Dein Studium, Dein Leben. Augen und Herz suchtest Du Dir immer wach und wacker zu erhalten und warst keinem Laster so feind als der unbestimmten, kriechenden Heuchelei, unserer gewohnten täglichen Halblüge und Halbwahrheit, der falschen Höflichkeit, die nie dienstfertig, der gleißenden

Menschenliebe, die nie wohlthätig sein will oder sein kann; am meisten (Deinem Amt und Beruf nach) der langweiligen, schläfrigen Halbwahrheit, die wie Rost und Krebs in allem Wissen und Lernen von frühauf an menschlichen Seelen naget. Dies Ungeheuer und ihre ganze fürchterliche Brut gingst Du wie ein Held an und hast Deinen Kampf tapfer gekämpfet. Viele Stellen in Deinen Büchern, voll reiner Wahrheit, voll männlichen, festen Gefühls, voll goldener ewiger Güte und Schönheit, werden, so lange Wahrheit Wahrheit ist und der menschliche Geist das, wozu er erschaffen ist, bleibet — sie werden aufmuntern, belehren, befestigen und Männer wecken, die auch wie Du der Wahrheit durchaus dienen: jeder Wahrheit, selbst wo sie uns im Anfange fürchterlich und häßlich vorkäme; überzeugt, daß sie am Ende doch gute, erquickende, schöne Wahrheit werde. Wo Du irrtest, wo Dich Dein Scharfsinn und Dein immer thätiger, lebendiger Geist auf Abwege lockte, kurz, wo Du ein Mensch warst, warst Du es gewiß nicht gern und strebtest immer ein ganzer Mensch, ein fortgehender zunehmender Geist zu werden." Redlich.

Liebegg *): Rudolf v. L., lateinischer Dichter zu Anfang des 14. Jahrhunderts, stammte wahrscheinlich aus einem in der Grafschaft Willisau (Kanton Luzern) ansässigen adelichen Geschlechte, von dessen gleichnamiger Burg noch jetzt Ruinen übrig sind. Ueber die Zeit seiner Geburt ist nichts bekannt. Wie es scheint, war er Pfarrer zu Inwyl an der Reuß, bevor er wegen seiner nicht gewöhnlichen gelehrten Kenntnisse als Chorherr und Scholasticus in das Stift Beromünster berufen wurde. Als solcher erscheint er urkundlich vom Jahre 1305 an, und zwar theils als Zeuge theils als Schiedsrichter bei Streitigkeiten. 1309 ist er zugleich auch Cantor des Mauritiusstiftes in Zofingen, 1324 Propst zu Bischofzell im Thurgau und 1327 Domherr zu Konstanz, so daß er also gleichzeitig an verschiedenen Orten Pfründen bekleidete, ein Mißbrauch, wie ihn die Kirche damals nicht selten gestattete, um verdienten Geistlichen zu einer Vermehrung ihres Einkommens zu verhelfen. Sein Tod erfolgte nach dem Jahrzeitbuche von Beromünster am 16. Juli 1332. — Als Dichter war L. früher nur durch seine Verse auf den Tod König Albrechts I. (1. Mai 1308) bekannt. In einer Pergamenthandschrift des ehemaligen Benedictinerklosters Muri im Aargau erhalten und später mehrfach veröffentlicht (s. u.), scheinen sie unter dem ersten Eindrucke der furchtbaren That entstanden zu sein, da des Verfassers innere Erregung in seinem Gedichte lebhaft zu Tage tritt. Dabei fällt das Gesuchte und Gekünstelte in der Versbildung um so mehr auf; denn die 36 leoninischen Hexameter, aus denen das Gedicht besteht, sind nicht nur meist durch Binnen- und Schlußreime verbunden, sondern auch mit allitterirenden Anklängen und Wortspielen durchsetzt, wobei es auch nicht an Härten fehlt und oft an Wohllaut mangelt. Was den Inhalt betrifft, so fordert der Dichter Deutschland (Alemannia) zur Klage um den gemordeten König auf, dessen Ruhm er bei dieser Gelegenheit feiert. Ganz besonders aber soll der Aargau trauern, welcher, „einst ein Jerusalem, nun mit Recht ein Babylon genannt werden muß". Nachdem er dann Ort und Zeit der That berührt hat, scheint der Verfasser ursprünglich mit dem vorletzten Verspaare geschlossen zu haben: „In Wettingen ruht er jetzt im Grabe; möge er durch dich, Wettingen, Ruhe finden!" — denn die noch folgenden zwei Verse enthalten nur noch eine trockene chronistische Bemerkung: „Später wurde er in Speier bei seinem Vater Rudolf begraben, vereint mit Adolf, den er besiegte", und schließen sich weder logisch an das Vorhergehende an noch gewähren sie einen metrisch befriedigenden Abschluß, da sie des End-

*) Zu Bd. XVIII S. 562. Der Verf. ward leider durch Krankheit an rechtzeitiger Sendung verhindert.

reims ermangeln, mit welchem dagegen das vorletzte Verspaar ausgestattet ist. Sie sind also wohl als ein Zusatz zu betrachten, den der Verfasser später nach der Beisetzung Albrechts im Speierer Dome (Ende August 1309) seinem Gedichte noch angefügt hat. — Umfangreicher und gelenker in der Versbildung ist das von L. verfaßte und zuerst durch P. Gall Morell (s. u.) bekannter gewordene Pastorale novellum, das in 5 Büchern und in 8748 Hexametern über die sieben Sacramente der römischen Kirche und einiges damit Verwandte handelt. L. verfaßte dasselbe „auf Ersuchen seiner Genossen" und wollte damit jungen Klerikern ein dem Gedächtnisse leicht einzuprägendes Compendium des kanonischen Rechtes und einiger anderer theologischer Fächer liefern. Bezüglich der metrischen Form erhebt sich dieses Gedicht über dasjenige auf Albrechts Tod und zeigt auch Bekanntschaft mit römischen Dichtern, wie Virgil, Horaz und Juvenal, aus denen theils einzelne Wendungen, theils ganze Verse entlehnt sind. Ein nicht ohne Schwung gehaltenes Gebet an Gott, den Erlöser und den heiligen Geist schließt das Pastorale, auf welches der Verfasser, wie er selbst sagt, „eine zwölfjährige Arbeit" verwendet hatte. Am besten überliefert ist das Gedicht in einer gleichzeitigen Engelberger Pergamenthandschrift aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. — Endlich rühren von L. noch eine Anzahl Gedächtnißverse in lateinischen Hexametern her, welche J. E. Kopp in dem sogenannten Liber crinitus, dem nach seinem Umschlage benannten ältesten Copialbuche der Urkunden des Stiftes Beromünster, zuerst aufgefunden hat. Dieselben geben eine Anweisung über gewisse Speisen und Getränke (den sog. panis cameralis), die an bestimmten Festtagen den Chorherren gereicht werden sollen.

P. Gall Morell, Rudolph von Liebegg — im Geschichtsfreund. Mittheilungen des histor. Vereins der fünf Orte. XXI. Bd., Einsiedeln 1866. S. 122—143. — Derselbe im Anzeiger für Schweizerische Geschichte und Alterthumskunde. 7. Jahrg. 1861. Zürich. Nr. 4. S. 62—63. — Vgl. auch (B. F. A. D. de Zur-Lauben) Tableaux de la Suisse. 2. éd. Tome VII. Paris 1784. 4°. S. 309. — Egb. Fr. v. Mülinen, Prodromus einer schweizerischen Historiographie, Bern 1874. S. 51. — Die Verse auf König Albrechts Tod sind abgedruckt in Dominicus Tschudi's Origo et Genealogia gloriosissimorum Comitum de Habsburg, Constantiae 1651. p. 124—125; Editio II. Muri 1702. p. 137—139 und bei J. E. Kopp, Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde (1. Bd.), Luzern 1835. S. 79—80.

Schumann.

Liebich *): Karl L., Schauspieler und Theaterdirector, geb. am 5. August 1773 zu Mainz, starb am 21. (n. a. 22.) Decbr. 1816 zu Prag. L. hat die Bühne zuerst bei Schülervorstellungen in Passau betreten, wohin er seinem Vater gefolgt war, der dort die Stelle eines Tanzmeisters am fürstbischöflichen Hof einnahm. Obgleich L. erst 15 Jahre alt war, gab er den Lessing'schen Philotas doch so vortrefflich, daß ihn der Fürstbischof mit 10 Ducaten beschenkte. Gutes Gedächtniß und eine nicht gewöhnliche Gabe für die Deklamation waren ihm schon im frühesten Alter eigen gewesen und nur sein Freund, der Schauspieler Andreas Schopf bestimmte ihn, den frühgefaßten Entschluß, zur Bühne zu gehen, aufzugeben. Die Gunst des Fürstbischofs führte ihn dennoch bald zum Theater, denn als man am Passauer Theater um einen Helden verlegen war, wurde der junge L., der eben die Rechte zu studiren begonnen hatte, von dem Fürsten zu dieser Stelle ausersehen. Der 1794 erfolgende Tod des Fürsten hatte die Auflösung der fürstlichen Bühne zur Folge, und L., der bereits gute Fortschritte gemacht, auch den Posten eines Inspicienten bekleidet hatte,

*) Zu Bd. XVIII S. 585.

wandte sich nach Laibach, dann nach Wien, Klagenfurt, abermals nach Laibach darauf nach Villach und von hier wieder nach Passau, von wo ihn obengedachter Schopf 1798 als Regisseur und Darsteller nach Prag berief. In Prag beginnt für L. die bedeutendste Epoche seines Lebens, die zugleich einen hochwichtigen Abschnitt in der Theatergeschichte jener Stadt bildet. Schon dadurch, daß Schopf auch in Passau zu spielen gezwungen und deshalb öfters von Prag abwesend war, trat L. den Directionsgeschäften näher und erwarb sich 1805 ein besonderes Verdienst durch Bildung einer Pensionsanstalt für verdiente Mitglieder. Als 1806 Guardasoni, der Unternehmer des Prager Theaters starb, übertrugen die Stände die Direction des Theaters zum Besten der Guardasonischen Erben dem bisherigen Regisseur L., dem noch am 4. August die Unternehmung selbständig verliehen wurde. Liebich's Directionsantritt kennzeichnet sich in sehr glücklicher Weise durch Aufhebung der italienischen und Begründung der deutschen Oper, die am 1. Mai 1807 ihre Vorstellungen eröffnete. Unter den Mitgliedern derselben dürften neben dem Capellmeister Wenzel Müller C. M. v. Weber u. a. besonders der Bassist Häser und der Tenorist Grünbaum hervorzuheben sein. Im Schauspiel wirkte unter L. Sophie Schröder, Julie Löwe, Christine Böhler (spätere Genast), Karoline Brand, nachmals Weber's Gattin, Dorothea Böhler, dann Schmelka, Wilhelmi, Pollawsky, Bayer u. a. L. that alles, die Bühne zu heben und hob zugleich das Ansehen des Schauspielerstandes, indem er sein gastliches Haus zu einem Sammelpunkt der guten Welt machte. Ein von Herzen guter Mensch, einnehmend durch seine Persönlichkeit, zog L. die Gesellschaft an sich und machte aus seiner Truppe eine große Familie, in der er von jüngeren Mitgliedern als Papa angeredet wurde und sie dutzte. Devrient sagt richtig, daß hier noch einmal das patriarchalische Wesen der alten Prinzipalschaft in der liebenswürdigsten Weise hervortrat. So nannte ihn mit Recht ein Nekrolog den „wahren Freund des Theaterpersonals". Einen 1812 erhaltenen Ruf, das Hoftheater in Wien zu übernehmen, schlug L. ab und wirkte bis an sein Ende in Prag, wo er auch starb und wie wenige aufrichtigen Herzens betrauert wurde. Der Ruhm der von ihm geleiteten Bühne war allgemein, Tieck, der sich 1813 in Prag aufhielt, erklärte, sie sei „vielleicht die vorzüglichste in Deutschland". Auch L. selbst gilt für Tieck als einer der vorzüglichsten Schauspieler, der im Lustspiel, Drama und Familiengemälde unvergleichlich war, während er sich zum Trauerspiel nicht zu erheben vermochte. In komischen Rollen stellten ihn manche neben, ja über Iffland. Ebenso verdiente er als Förderer und Erzieher jugendlicher Talente — so eines Ludwig Löwe und Eßlair — und als Vertreter des Deutschthums in Böhmen die wärmste Anerkennung. Nach seinem Tode übernahm seine Wittwe Johanna geb. Wimmer, eine tüchtige Schauspielerin im älteren Fache, die L. 1803 geheirathet hatte und die sich später mit Joh. Aug. Stöger vermählte, die Bühne, doch klagt Klingemann schon 1819 über rasch eingetretenen Verfall.

Vgl. u. a. Wurzbach XV und den Prager Theateralmanach auf 1808, vor dem sich auch ein Porträt Liebich's befindet.

Joseph Kürschner.

Linck*): Konrad L., pfälzischer Künstler des 18. Jahrhunderts. Geboren zu Speier den 15. Decbr. 1732 als Sohn eines Bildhauers war er bestimmt die gleiche Kunst zu erlernen. Den ersten Unterricht ertheilte ihm sein Vater. Nachdem er so viel Fertigkeit erworben, um sich selbst ernähren zu können, ging er zunächst nach Würzburg, wo er ein Jahr thätig war. Der Wunsch nach weiterer Ausbildung führte ihn nach Wien in die Werkstätte des Bildhauers Jac. Schletterer;

*) Zu Bd. XVIII S. 661. Das Material ließ sich nicht rechtzeitig beschaffen.

zugleich besuchte er die kaiserliche Akademie, an welcher sein Meister Professor war und studirte hier drei Jahre hindurch eifrig und mit gutem Erfolg. Mit Kenntnissen und Empfehlungen wohl ausgerüstet wurde er von hier — wie er sich selbst ausdrückt — „nach Berlin verschrieben“ und ward Gehülfe des dortigen königl. Bildhauers G. Fr. Ebenhecht; als solcher betheiligte er sich in den folgenden drei Jahren an der Ausführung der großen Marmorstatuen, welche für den königl. Park in Sanssouci aus Ebenhecht's Atelier hervorgingen. Bald nach dem Tode seines Meisters (1757) und nach Ausbruch des siebenjährigen Krieges kehrte L. in seine Heimathstadt Speier zurück, wo noch ein Bruder, ein nicht ungeschickter Bildschnitzer, thätig war. Durch Anfertigung von Grabdenkmalen und Reliefporträts in Medaillonform, wofür er besonderes Talent zeigte, erwarb er seinen Lebensunterhalt; bald darauf erhielt er eine feste Anstellung in der kurfürstlichen Porzellanfabrik in Frankenthal, für welche er die in die Bildhauerei einschlagenden Modelle zu liefern hatte. Seine Arbeiten hatten ihm den Ruf eines gediegenen Künstlers erworben, so daß ihn im Jahre 1763 der Kurfürst Karl Theodor zum Hofbildhauer und Professor der 1757 gegründeten Zeichnungs- und Bildhauerakademie in Mannheim ernannte. Hier wirkte er nun viele Jahre an der Seite von P. v. Verschaffelt, Augustin Egell und P. van der Branden und schuf für die pfälzische Residenzstadt, für den kurfürstlichen Park in Schwetzingen und im benachbarten Heidelberg, Dürkheim und Saarbrücken hervorragende Werke der Plastik, welche, meist noch erhalten, ihm einen geachteten Namen in der Kunstgeschichte der Pfalz sichern. Für den Park in Schwetzingen, den Karl Theodor nach einem vom Baudirector v. Pigage entworfenen Plane großartig anlegen und mit vielen Kunstbauten und Bildwerken schmücken ließ, hat L. zunächst die beiden ägyptischen Sphinxe gearbeitet, welche sich am Eingang zum Tempel der Botanik befinden. Von ihm ist ferner das Frontonrelief des Minervatempels (der thronenden Minerva überreicht die Kunst den Plan der Gartens, welchen die Göttin billigt und auszuführen befiehlt) und an den Schmalseiten des Badhauses am Dachgesimse zwei vorzügliche Gruppen, Kinder, welche einen mit dem Kurfürstenhut bekrönten Schild mit dem fürstlichen Namenszug halten. Vor letzterm Gebäude waren sodann zwei freistehende, meterhohe Bildwerke aufgestellt, je drei prächtige Knaben mit bacchischen Attributen, welche mit einem Ziegenbock spielen; eines dieser schönen Werke Linck's ist leider in den vierziger Jahren unseres Jahrhunderts durch einen umgestürzten Baumstamm zertrümmert worden; die andere Gruppe wurde dann in die Nähe des Panfelsens versetzt; das kleine Thonmodell zu diesem Werke, geringfügige Abweichungen zeigend, eine Arbeit von fesselnder Unbefangenheit und Grazie, befindet sich in Mannheim in dem Besitze der noch lebenden Enkelin des Künstlers. Für den ehemaligen fürstl. Hofgarten in Saarbrücken fertigte L. sodann eine Diana nnd einen Flußgott in kolossaler Größe; für den fürstlich leiningen'schen Park in Dürkheim (Pfalz) das Grabdenkmal einer Gräfin Erbach geb. v. Leiningen, zwei Vestalinnen in Lebensgröße, welche auf einer mit einem Tuch behängten Bahre den Krug mit der Asche der Verblichenen tragen. Letztere Werke sind in den Zeiten der französischen Occupation in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zerstört worden und verschollen. — Für das in den Jahren 1776 und 1777 errichtete Nationaltheater in Mannheim wurden bei L. die vier großen Sphinxe bestellt, die auf den Thorpfeilern der kleinen Vorhöfe der Hauptfronte angebracht wurden, freiere Umwandlungen des älteren Typus mit den Emblemen der Musik und Schauspielkunst ausgestattet; beim Theaterumbau 1854 veräußert, sind sie jetzt am Schmuckert'schen Hause zur Seite der nach dem Garten führenden Freitreppen aufgestellt. Im Innern des Theatergebäudes wurde L. die Decoration

des Vestibüles vor dem großen Concertsaale übertragen; sechs Satyre mit Hermenfuß (die männlichen Köpfe ausdrucksvoll, die weiblichen dagegen ebenso wie die Gewanddraperien und Rebenkränze etwas nüchtern und conventionell), darüber sieben kleine Reliestafeln, Kinder mit Musikinstrumenten. Eine weitere Betheiligung des Künstlers am äußeren Schmuck des Theaters, der vornehmlich von P. van der Branden herrührt, ist urkundlich nicht erwiesen. — Ein Werk, vorwiegend decorativer Plastik war ferner der prachtvolle aus Zinn und vergoldeter Bronze hergestellte, mit Kriegs- und Ordensemblemen reich geschmückte Sarkophag des Prinzen Friedrich von Zweibrücken in der Gruft des ehemaligen Karmeliterklosters zu Heidelberg. Dieses Kunstwerk Linck's, in der Description de la résidence de Mannheim etc. von 1794 ausführlich beschrieben, ist 1803 mit den dort beigesetzten fürstlichen Leichen nach München überführt worden. — Aus Heidelberg erhielt L. 1786 den ehrenvollen Auftrag das große Monument Karl Theodors zu liefern, welches auf der Neckarbrücke errichtet werden sollte. Im J. 1788, wie die Inschrift besagt, vollendet, stellt es die elf Fuß hohe Gestalt des Kurfürsten in voller Rüstung, den Feldherrnstab in der Rechten, mit dem Fürstenmantel bekleidet, dar; er steht auf hohem Postamente, an dessen Seiten Reliefdarstellungen, Allegorien des Universitätsjubiläums 1786, der Vereinigung der Pfalz mit Baiern, des Regierungsjubelfestes des Kurfürsten und das pfälzer Wappen angebracht sind und zu dessen Füßen vier Flußgottheiten, Rhein und Neckar, Donau und Mosel (die beiden letzten weiblich gedacht) ruhen. Für den zweiten Brückenpfeiler hat L. noch in den letzten Jahren seines Lebens ein entsprechendes weiteres Denkmal entworfen und theilweise ausgeführt, die Statue der Minerva auf ähnlich hohem Postamente, am Sockel vier liegende allegorische Figuren, die Theologie (verschleiert) und Jurisprudenz, den Handel (Merkur) und Ackerbau vorstellend. Nach der Inschrift ist das zweite Denkmal 1790 errichtet worden: Carolo Theodoro, pietatis justitiaeque patrono, agriculturae fautori, musarum amico. Diese großen Bildwerke kommen zwar in der Hauptsache über einen recht trockenen Manierismus kaum hinaus; die Figur des Kurfürsten, wie die weiblichen Gestalten sind nicht mit dem Künstlernamen gezeichnet und vermuthlich nur von Gehülfenhand gefertigt, zudem auch in der Form unschön; doch macht sich in den liegenden Flußgöttern und dem sitzenden Merkur (die kleinen Modelle zu ersteren haben sich noch im Privatbesitz erhalten) ein entschieden freierer Zug geltend, der L., wie dies auch seine Kindergruppen bezeugen, vielfach die Befangenheit der Zopfzeit abstreifen läßt. — Auch für die Friedhöfe Mannheims hat er manches schöne Denkmal geschaffen. Bewunderung erregte seinerzeit namentlich das poetische Grabmal der siebenzehnjährigen Maria Anna Micheroux von 1789 (eine gebrochene Rose in der Hand neigt sich eine edle weibliche Gestalt trauernd über eine Aschenurne, auf deren Sockel die Worte stehen: So war sie.) und der Denkstein der Gattin des Hofgerichtsrath Traiteur, einer jung gestorbenen Mutter, welche ein zuvor entschlafenes Kind am Arme fassend von zwei überlebenden Kindern rührenden Abschied nimmt (1790).

Nächst dem hochgeachteten Namen als schaffender Künstler und Lehrer der Kunst hatte sich L. auch eine materiell unabhängige bürgerliche Stellung errungen. Seit 1768 glücklich verheirathet, kaufte er am 11. März 1776 um einen für damalige Zeit nicht unbeträchtlichen Preis ein Haus in Mannheim, baute dasselbe herrschaftlich um und schmückte das Portal mit Werken eigener Erfindung; auf dem Schlußsteine des Thorbogens hat er einen jugendlichen Medusenkopf mit fliegenden Haaren ausgemeißelt; über der Portalkrönung sind zu beiden Seiten einer monumentalen Urne zwei reizende Kinder angebracht, welche einen Früchtekranz tragen. Auch diese, wie überhaupt seine Kindergruppen, sind bei sorgfältiger Durchbildung der Formen von einer so einfachen Natürlichkeit und Ungezwungenheit in der

Erfindung und Auffassung, daß sie auch neben besseren Werken unseres Jahrhunderts ihren Platz behaupten, während die größeren statuarischen Arbeiten Linck's das Durchschnittsmaß ihrer Zeit kaum überschreiten. L. ist den 13. Oct. 1793 am Schlag gestorben; im Sterbe- beziehungsweise Beerdigungsregister der katholischen Pfarrei steht das Datum des 15. Oct. 1793 mit dem Vermerk: subito mortuus (daß ihn Nagler 1802 noch leben läßt, ist also ein Irrthum). Sein Sohn Franz Arnold, geb. 1769 ist als königlich baierischer Regierungspräsident, Geheimerath und in den Adelstand erhoben zu Augsburg 1838 gestorben. Eine den 9. März 1776 geborene Tochter, 1802 vermählt, ist die Mutter der noch lebenden Enkelin Linck's gewesen. Im Besitze der letzteren und ihres Gatten befindet sich noch heute das großväterliche Haus und viele Arbeiten des Künstlers; außer den oben genannten Modellen noch (im Garten des Landgutes zu Mußbach in der Pfalz aufgestellt) eine Gruppe der drei Grazien, eine kleine Gruppe scherzender Kinder und die Modellbüste zum Denkmal Karl Theodors auf der Heidelberger Brücke.

Eigene Aufzeichnungen Linck's. Meusel, Museum f. Künstler u. Kunstliebhaber, Mannheim 1787. X, S. 377/79. XII, 589/90. XV, 170/1. Meusel, Teutsches Künstlerlex. Lemgo 1808, I, S. 568; Nagler, Künstlerlex. VII, S. 531 u. a. a. O. Widder, Geogr.-histor. Beschr. der kurfürstl. Pfalz, I, S. 141. Description de la résidence de Mannheim etc. 1794. p. 95/6. 101/2. Zeiher und Römer, Beschreib. d. Gartenanlagen zu Schwetzingen, 1809, S. 30. 32. 35. Wundt, Gesch. und Beschreib. d. St. Heidelberg, 1805, I, S. 185. Gemeindearchiv d. St. Mannheim G. B. Nr. 11. S. 369 f. Kurpfälz. Hof- und Staatskalender, Jahrg. 1763—94. Rieser.

Lindemann*): Cyriacus L., gelehrter Schulmann, geb. 1516 zu Gotha, entstammte einer ursprünglich zu Neustadt an der fränkischen Saale ansässigen Familie. Sein gleichnamiger Großvater, ein älterer Bruder von Luther's Mutter, war aus seiner Heimath nach Eisenach gezogen, und dessen Sohn Johannes, ein Schneider, hatte wieder seinen Wohnsitz nach Gotha verlegt und sich hier das Bürgerrecht erworben. Die beiden Söhne, welche ihm seine Gattin schenkte, wurden Nikolaus und Cyriacus getauft. Zwei oder drei Jahre nach der Geburt des letzteren starb der Vater; die Wittwe heirathete in zweiter Ehe einen achtbaren gothaischen Bürger, der sich, wie es scheint, der Erziehung seiner Stiefsöhne väterlich angenommen hat. Die erste wissenschaftliche Bildung wird Cyriacus L. der heimischen Schule zu verdanken haben; später widmete er sich in Wittenberg den theologischen Studien, unterbrach dieselben aber im Jahre 1535, um auf die Einladung des Stadtrathes für anderthalb Jahre eine Lehrerstelle in Gotha zu übernehmen. Nachdem er zur Fortsetzung seiner Studien nochmals in Wittenberg verweilt hatte, wurde er 1539 zum Schuldienste nach Freiberg berufen, und wirkte dort bis 1543; im gleichen Jahre erwarb er sich auf der eben genannten Universität den Grad eines Magisters, ging 1546 als Rector an die drei Jahre zuvor gegründete sächsische Fürstenschule Pforta und folgte 1549 einem Rufe nach Gotha, wo er zuerst dreizehn Jahre als Conrector thätig war und von 1562 bis zu seinem Tode als Nachfolger des zurückgetretenen Rectors Pancratius Suffenbach an der Spitze der Landesschule stand. Aus seiner 1549 mit Barbara Myconius, der Tochter des Gothaischen Superintendenten, geschlossenen Ehe gingen zwei Kinder hervor: eine nachmals mit dem Pfarrer und Kirchenliederdichter Cyriacus Schneegaß in Friedrichroda verheirathete Tochter Dorothea und ein in jugendlichem Alter gestorbener Sohn Johannes. — Als Lehrer und Rector hat L. ein gesegnetes Andenken hinterlassen. Gründliche

*) Zu Bd. XIII S. 674.

Kenntnisse in den von ihm vertretenen Fächern und praktisches Geschick im Unterrichten zeichneten ihn aus. Grammatische Genauigkeit dünkte ihm die Grundlage jeder Bildung, so daß er seine Schüler gerade in dieser Hinsicht möglichst zu fördern suchte. Ein Feind alles Ueberflüssigen und nur auf den Schein Berechneten, behandelte er in seinen Lehrstunden nur solche Schriftsteller, aus denen das jugendliche Alter wirklichen Vortheil schöpfen konnte. Durch seinen milden und humanen Charakter, der sich auch bei Strafen nicht verleugnete, gewann er die Liebe seiner Schüler. Einer von diesen, der koburgische Superintendent Joh. Dinkel, hat noch 32 Jahre nach seinem Abgange von der Gothaischen Schule das Andenken seines Lehrers in einer Rede gefeiert und in der Vorrede zu derselben bekannt, daß „die Erinnerung an jenen niemals aus seiner Seele schwinden“ werde. Die Religion war für L. eine Herzenssache. Ein Beweis seines frommen Sinnes ist der von ihm herrührende schwungvolle lateinische Hymnus: „O Deus, magni fabricator orbis“, der in Schulpforte entstanden, wohl auch heute noch dort gesungen wird. — Unter seiner Leitung erfreute sich die Schule eines sehr zahlreichen Besuches. Nicht nur aus den benachbarten Städten Thüringens, sondern auch aus Sachsen und Schlesien, aus Frankfurt am Main, vom Rheine und aus Holland wurden ihr Schüler anvertraut. Zur besseren Handhabung der Disciplin arbeitete L. treffliche Schulgesetze aus, welche, 1593 unter dem Titel: „Sylloge legum scholasticarum“ in Erfurt gedruckt, bei jeder späteren Erneuerung der gothaischen Schulgesetze die Grundlage bildeten und von dem oben genannten Dinkel auch für das Casimirianum in Coburg benutzt wurden. — Die bezeichneten Eigenschaften erwarben ihm die Hochachtung bedeutender Zeitgenossen. Luther schätzt ihn aufrichtig; Melanchthon, Justus Jonas, Joachim Camerarius, Joh. Stigelius u. A. standen mit ihm in Briefwechsel. — Die letzten Jahre flossen ihm unter Sorge und Trauer dahin. Er erlebte die Belagerung und Einnahme Gothas durch die kaiserlichen Executionstruppen unter dem Kurfürst August von Sachsen, die Wegführung des Herzogs Johann Friedrich des Mittlern; er sah nach der Uebergabe der Stadt Noth und Elend um sich her. Die Pest raffte am 7. Novbr. 1567 seinen zehnjährigen einzigen Sohn dahin, und seine Schule litt unter dem Lärm des Krieges, so „daß kaum die Mauern stehen blieben, der Lehrstuhl verlassen war und die Bänke umgestürzt lagen.“ Er selbst starb, nachdem er noch vom Krankenbette aus seine Schüler unterrichtet hatte, an den Nachwirkungen des von ihm Erlebten und einer zehrenden Krankheit, erst 52 Jahre alt, am 12. März 1568. — Nach schriftstellerischem Ruhme hatte er nie getrachtet. Erst nach seinem Tode veröffentlichte sein Schwiegersohn Cyriacus Schneegaß die für den Unterricht bearbeiteten „Periochae sive Explicationes summariae et perspicuae tam Epistolarum quam Evangeliorum, quae diebus dominicis et festis solemnibus in ecclesia proponi solent“ (Erfurt 1589). Außerdem hat derselbe Schneegaß eine Anzahl von Briefen Lindemann's als „Epistolae quaedam paraeneticae, in quibus etiam instituendorum studiorum aliqua ratio monstratur“ der ersten Ausgabe von Dinkel's Gedächtnißreden beigefügt (ebenda 1593).

Casp. Sagittarius, Historia Gothana, Jena 1713. S. 201 f. (W. E. Tenzel), Supplementum Historiae Gothanae, ibid. 1716. S. 3—46 (darin auch S. 17—30 ein Wiederabdruck der von Joh. Dinkel verfaßten und von Cyriacus Schneegaß 1593 zu Erfurt herausgegebenen Gedächtnißrede auf L.). — J. C. Wetzel's Lieder-Dichter. 2. Th. (1721) S. 72 ff. — Chrn. Ferd. Schulze, Geschichte des Gymnasiums zu Gotha (1824). S. 42 ff. — Vgl. außerdem: Jöcher, Rotermund zu Jöcher, 3. Thl. Sp. 1866; 5. Thl. Sp. CXLV. — J. H. Gelbke, Kirchen- und Schulverfassung d. Herzogthums Gotha, 1. Thl.

(1790). S. 92. — (E. Fr. Wüstemann), Scholae regiae Portensi diem auspicatissimum XXI. Maii MDCCCXLIII. . . . congratulatur Gymnasium illustre Gothanum, Gothae 1843. S. 5 f. Schumann.

Lindemann *): Johann L., Componist geistlicher Lieder, war von Gotha gebürtig und der Sohn des dortigen Rathsherrn Nikolaus L., eines Bruders von Cyriacus L. (s. o.). Er hatte sich den Magistergrad erworben und bekleidete von 1580—1630, seinem Todesjahre, das Amt eines Cantors an den Kirchen und Schulen seiner Vaterstadt. Sonst ist über sein Leben nichts bekannt. — In den Jahren 1594, 1596 und 1598 gab er unter dem Titel „Decades Amorum Filii Dei“ drei Sammlungen von ihm gesetzter geistlicher Lieder heraus. Die letzte Decade, für fünf Stimmen componirt und dem Herzog Johann Kasimir zu Sachsen gewidmet, enthält zwei Lieder, bei denen ihm früher neben den Melodien auch noch die Texteswote zugeschrieben wurden: „Jesu, wollst uns weisen“ (3 Strophen) und „In Dir ist Freude“ (2 Strophen). Es rühren jedoch nur die ersteren von ihm her und zwar mit der Einschränkung, daß er die Weisen zweier von Giovanni Gastaldo da Caravaggio 1591 gesetzter Ballette auf die genannten Kirchenlieder übertragen hat. Dagegen ist das vierstrophige Neujahrslied „Herr Jesu, sei gepreiset“ ohne Zweifel von L. verfaßt.

Jöcher, Rotermund zu Jöcher. — J. H. Gelbke, Kirchen- und Schulenverfassung d. Herzogthums Gotha, 1. Thl. (1790), S. 94. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. Kirchengesangs, 1. Hauptthl., 3. Bd. (1867), S. 278. — A. F. W. Fischer, Kirchenliederlexikon, 1. Hälfte (1878), S. 280b, 399a u. 410ab. Schumann.

Lindner *): Karoline L., Schauspielerin von Bedeutung, geb. 1797 zu Chemnitz, † am 11. September 1863 zu Frankfurt a. M. Sie entstammte einer Schauspielerfamilie, deren männliches Haupt eigentlich Dieldorf hieß, diesen Namen aber zu Gunsten der Bezeichnung L. abgelegt hatte. Die Jugendzeit Karolinens war keine glückliche und ihre jahrelange aufopfernde Pflege des kranken und contrakten Vaters wurde ihr von diesem schlecht vergolten. Karl Gollmick (Autobiographie I. S. 30) ist Zeuge gewesen, daß Lindner seine Töchter wegen der unbedeutendsten Vergehen vor sein Bett kommen ließ und mit der Peitsche züchtigte. Zum Theater kam die L. schon in sehr jungen Jahren und betrat von 1804—1811 in Kinderrollen das Theater zu Würzburg, an dem auch ihre Eltern und ihre ältere Schwester Therese längere Zeit wirkten. Seit dem 1. Januar 1811 erscheint sie unter den wirklichen Schauspielerinnen. Sie spielte zunächst kleinere, namentlich komische Rollen, so „Hans Peter Hollunder“ (Die beiden Füchse), „Peter“ (Menschenhaß und Reue), „Kakadu“ (Die Schwestern von Prag) 2c., erhielt aber bald größere Aufgaben, nachdem sie als „Emma von Falkenstein“ (Kreuzfahrer) künstlerische Reife gezeigt hatte. Dem Einfluß einer Madame Renner (s. Bd. XII S. 726 f.), einer der gefeiertesten Naiven ihrer Zeit, verdankte L. die treffliche Ausbildung ihres Talents, dessen abgeklärte Leistungen ihr 1815 in Mainz und seit 1816 in Frankfurt die allgemeinste Anerkennung eintrugen. Sie debütirte in Frankfurt a. M. am 11. Januar 1816 als „Hedwig“ (Banditenbraut) und „Klärchen“ (Der Verräther) und blieb dieser Stadt auch treu, als sich 1825 ihr Ruf durch ein erfolgreiches Gastspiel in Berlin sehr steigerte und nach einem anderen Gastspiel am Burgtheater in Wien (1831) von diesem Institut aus alle Anstrengungen gemacht wurden sie zu gewinnen. Die Frankfurter Direction lohnte ihr diese Anhänglichkeit, indem sie die Gage der Künstlerin erhöhte und ihren Wirkungs-

*) Zu Bd. XVIII S. 679.
**) Zu Bd. XVIII S. 707.

kreis erweiterte. Ebenso erhielt sie damals ein Geschenk von 1000 Gulden für ihre häusliche Einrichtung. Namentlich seit 1825 glänzte sie in sentimentalen und munteren Naiven und gab dann seit Anfang der 30er Jahre auch Rollen wie „Maria Stuart“, „Lady Milford“, „Gräfin Orsina“ ꝛc. und wußte auch dann Vorzügliches zu leisten, wenn die Partie ihrer Individualität nicht lag. In den 40er Jahren vollzog sich bei ihr der Uebergang ins Fach der älteren Rollen. Lewald (Allg. Theater-Revue II. S. 268 ff.), der die L. eines der größten Talente nennt, welche jemals der Bühne angehörten, schildert sie: ein Auge voll Seele, ein Organ so einschmeichelnd und gewinnend, eine Haltung so anmuthig und frei, eine so rasch bewegliche Phantasie und zu alledem eine ans Wunderbare streifende Beobachtungsgabe. Hiervon zeugte namentlich ihre Leistung in dem kleinen Stück „Proberollen“; groß und bedeutend war sie als „Klärchen“ (Egmont), „Käthchen von Heilbronn“, „Gretchen“ (Faust), dann als „Margaretha“ (Hagestolzen) und sie wußte auch Poesie in solche Rollen zu bringen, die der Dichter vergeblich versucht hatte poetisch zu gestalten. Die Zahl der Gastspiele, die sie gab, war nach heutigen Begriffen sehr gering; außer in Berlin und Wien gastirte sie in Dresden, Hannover, Stuttgart, Karlsruhe, München, Hamburg und Würzburg. Am 13. December 1852 beging sie ihr 50jähriges Künstlerjubiläum, zu dessen Feier die beiden letzten Akte der „Hagestolzen“ und „Hermann und Dorothea“ gegeben wurde. Fünf Jahre später, am 26. October 1857, nahm sie in den Partien der „Margaretha“ (Die Hagestolzen) und „Mutter“ (Eine Familie) für immer von den Brettern Abschied, auf dem ihr Spiel auch dem ersten der langen Reihe erfolgreicher Frankfurter Localstücke (Der alte Bürgerkapitän) zum durchschlagenden Erfolg verholfen hatte.

Vgl. Entsch, Deutscher Bühnen-Almanach XXVIII, S. 121—127; Frankfurter Conversationsblatt 1863, S. 236 f. Joseph Kürschner.

Loufenberg *): Heinrich v. L., geistlicher Dichter des 15. Jahrhunderts, war aus dem aargauischen Städtchen Laufenberg am Rhein gebürtig und erscheint zuerst im J. 1434 als Decan des Mauritiusstiftes in Zofingen, unter dessen Chorherren bereits am 9. Juni 1343 ein Decan Arnold v. L. urkundlich genannt wird. Später befand er sich in gleicher Stellung zu Freiburg i. Br., „ging“ aber 1445 „von der Welt“ und trat als Mönch in das Johanniterkloster „zum grünen Werde“ in Straßburg. Hier hat er 1458 noch gelebt; doch ist er wol in diesem Jahre oder bald nachher gestorben. Ob er nach seinem Aufenthalte in Zofingen noch anderwärts thätig war, oder genauer: ob wir in dem Schreiber einer Königsfelder Verkaufsurkunde vom 5. Februar 1439, einem „Heinrich Tringer v. L., Priester, Decan des Landcapitels Frickgau und öffentlichem Notar“, die nämliche Persönlichkeit zu erkennen haben, muß aus Mangel an anderweitigen Nachrichten dahingestellt bleiben, ebenso die sonst nirgends bezeugte Angabe Hoffmann's v. Fallersleben (s. u.), nach welcher er 1437 Priester und erst nachher Decan in Freiburg gewesen sein soll. — Die litterarische Thätigkeit Loufenberg's umfaßt die Jahre 1415—1458, wie sich dies aus einer von ihm herrührenden, vormals in Straßburg aufbewahrten Liederhandschrift ergiebt, und ist eine überaus reiche, da sie sich nicht nur in zahlreichen geistlichen Liedern, sondern auch in zwei symbolisirend-ascetischen Dichtungen, sowie in einer Predigtsammlung von 1425 und in einer Uebersetzung des „Regimen sanitatis“ von 1429 kundgethan hat. Die geistlichen Lieder sind von einem Hauche echter Frömmigkeit und inniger Andacht durchweht und auf die Entwickelung des Kirchenliedes nicht ohne Einfluß geblieben. Theils hat er in denselben Uebersetzungen oder Nachbildungen lateinischer Kirchengesänge gegeben (wie in: Kum

*) Zu Bd. XIX S. 292.

her, erlöser volkes schar — nach: „Veni redemptor gentium“), theils hat er sie frei geschaffen und zwar entweder „in den künstlicheren Formen des Meistergesanges“ oder nach den einfacheren Weisen des Volksliedes, wie er denn auch Volkslieder — z. B. „Ich wölt, daß ich doheime wär“ und „Ach töchterlin, min sel gemeit“ — geradezu geistlich umgedichtet hat. Eine große Zahl dieser Lieder beziehen sich, dem Geiste des 15. Jahrhunderts entsprechend, auf die Jungfrau Maria, deren Lob zu singen der Dichter nicht müde wird. Er glaubt hier alle Feinheiten seiner Kunst entfalten zu müssen, artet aber für unseren Geschmack nicht selten in triviale Spielerei aus. Dieser Art sind besonders die sogenannten „Marien-Abc“. Eines derselben — 23 Zeilen — läßt die Buchstaben des Alphabets der Reihe nach in jedem ersten Worte auftreten; in einem anderen klingt in den 23 Wörtern der ersten Strophe das ganze Alphabet an, worauf dann in den 23 folgenden Strophen das erste Wort mit einem der Buchstaben von B bis Z beginnt: eine Künstelei, welche das vom Mönche von Salzburg in seinem „guldin Abc mit vil Subtiliteten“ aufgestellte Beispiel treulich nachahmt. Drei andere Marienlieder „Unser frowen krenzelin“, „Unser frowen schäppelin“ und „Unser frowen vingerlin“ sind wieder in anderer Weise „durchfärbet und durchzieret“, indem sich in ihnen geschmacklose Bilder häufen. In dem zuletzt genannten zählt der Dichter nicht weniger als 21 Edelsteine auf, mit denen er seinen der Maria bestimmten Fingerring überreich ausschmückt. Auch an Beispielen von Mischpoesie fehlt es nicht und wunderlich genug laufen in den Gedichten dieser Art lateinische und deutsche Redewendungen durcheinander, z. B. in: „Salve, bist grüest, sancta parens“. Neben den Liedern finden sich auch Leiche, eine Form, die zwar von den weltlichen Dichtern damals schon aufgegeben war, von den geistlichen aber im Anschluß an die Form der kirchlichen Sequenzen immer noch festgehalten wurde: so das oben erwähnte künstliche „Marien-Abc“ und der mit den Worten „Bist grüest, maget reine“ beginnende Marienleich. — Außer dem Texte der Loufenberg'schen Gedichte enthielt die genannte Straßburger Handschrift noch eine Anzahl durch edle Einfachheit ansprechender Melodien. Ob diese und die weltlichen Lieder der nämlichen Handschrift ebenfalls von unserem Dichter herrühren, läßt sich zwar nicht beweisen, ist aber immerhin möglich. Was die letzteren betrifft, so war sein geistlicher Stand kein Hinderniß und die gesucht künstliche Metrik, die auch hier sich bemerklich macht, erinnert lebhaft an einzelne seiner geistlichen Versuche. — Die symbolisirend-ascetischen Dichtungen Loufenberg's, „Der Spiegel menschlichen Heils“ und „Das Buch der Figuren“, sind verwandten Inhalts und beide in kurzen Reimpaaren abgefaßt. Jenes, 1437 entstanden und 15,000 Verse enthaltend, ist eine Uebersetzung des damals sehr beliebten „Speculum humanae salvationis“, eines für Laien bestimmten und von der neuerfundenen Druckerpresse vielverbreiteten Buches. Es handelt vornehmlich von dem Sündenfall und der Erlösung und erzählt zunächst den Sturz der abtrünnigen Engel, die Schöpfung der ersten Menschen, ihre Verführung durch die Schlange und ihre Vertreibung aus dem Paradiese, sodann die Verkündigung und Geburt Mariä und Christi, die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben des Heilandes, sein Leiden, seinen Tod, seine Auferstehung und Himmelfahrt, sein Erscheinen als Weltenrichter, die Qualen der Hölle und die Freuden des Himmels. Die Begebenheiten aus dem alten Bunde folgen sich nach der biblischen Ordnung; denjenigen aus dem neuen Bunde sind je drei alttestamentliche oder aus der weltlichen Geschichte und Sage entlehnte Erzählungen beigefügt, die als Allegorien auf die Hauptpersonen — Christus, Maria — bezogen werden. Außer dem Texte enthielt die einst in Straßburg aufbewahrte Handschrift eine Reihe mit Wasserfarben gemalter Bilder, welche die Hand eines geübten Zeichners verriethen. Es ist möglich, daß diese

Bilder von L. selbst oder doch unter seiner Anleitung ausgeführt wurden. — „Das Buch der Figuren“, 1441 gedichtet und 25,370 Verse zählend, beginnt mit der Schöpfung der Welt und umfaßt sämmtliche Geschichten des Alten Testaments, die als Figuren oder Symbole zu Ehren der heiligen Jungfrau betrachtet werden. Die Zahl dieser Figuren beträgt 136. Den Bildern schließen sich die entsprechenden Erzählungen an; dann folgt „die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kurzes Gebet an dieselbe“. Die Vorrede hebt zwar mit einer Anrufung Gottes an („Gott, riches guot, grundloser schatz“), drückt aber im Uebrigen nur anbetende Bewunderung der hohen Bestimmung Maria's aus. Das Gedicht ist wahrscheinlich eine Uebersetzung aus dem Lateinischen, vielleicht, wie Engelhardt (s. u.) vermuthet, des von dem Pfälzer Konrad v. Alzei († 1370) verfaßten „Opus figurarum“. Das anziehendste Bild befand sich auf dem vorderen Blatte der Handschrift und war dasjenige des Dichters selbst, welcher, in ganzer Figur dargestellt, am Schreibpulte sitzt und mit der Rohrfeder in der Rechten an seinem Gedichte arbeitet, worauf auch die Worte eines über ihm schwebenden Bandes hindeuten: „Heinrich, ze friburg dechan, vohet hie ze dichtend an“. — Endlich mag noch der abschreibenden Thätigkeit Loufenberg's bezüglich einer musikalischen Handschrift gedacht werden. Die letztere war einst im Besitze der Straßburger Stadtbibliothek und enthielt drei musikalische Tractate (zwei lateinische und einen deutschen), von denen der erste den Philipp v. Vitri zum Verfasser hat, sodann aber 212 Compositionen lateinischer, französischer und deutscher weltlicher und geistlicher Lieder zu 2, 3 und 4 Stimmen. Auch ein bekannter Leich unseres Dichters: „Bist, grüst, Maria, | schöner merstern“ — befand sich darunter. Der verstorbene Bibliothekar Jung hat in den Zügen der Schrift die Hand Loufenberg's erkennen wollen und neuerdings ist auch de Coussemaker, von welchem der genannte Tractat Philipp's v. Vitri 1869 herausgegeben wurde (Scriptorum de musica medii aevi nova series, tom. III, p. 35—46) dieser Ansicht beigetreten. Leider ist diese Handschrift, gleich den dreien mit Loufenberg's Liedern und den beiden, welche den „Spiegel menschlichen Heils“ und das „Buch der Figuren“ enthielten, an dem Unglückstage des 24. August 1870 mit den übrigen Schätzen der Straßburger Stadtbibliothek in den Flammen untergegangen.

Der Ritter v. Stauffenberg, Ein Altdeutsches Gedicht, hrsg. nach der Handschrift der öffentl. Bibliothek zu Straßburg. Nebst Bemerkungen zur Geschichte, Litteratur ꝛc. von Chrn. Mor. Engelhardt. Straßb. 1823. S. 16 bis 42. Dazu die Tafeln XVII—XXI. — H. F. Maßmann im Anzeiger für Kunde des teutschen Mittelalters. 1. Jahrg. 1832. Sp. 41—48. — J. J. Banga in demselben Anzeiger. 1833. Sp. 269—71. — Hoffmann v. Fallersleben, Geschichte des deutschen Kirchenliedes bis auf Luther's Zeit. 3. Aufl. Hannov. 1861. S. 98 f., 112—14, 129 f., 247—59, 283 f., 340 f., 361. — Derselbe, In dulci jubilo Nun singet u. seid froh. 2. Aufl. Hannov. 1861. S. 10—14, 55—63. — E. E. Koch, Geschichte des Kirchenlieds u. Kirchengesangs. 1. Hauptthl. 1. Bd. 3. Aufl. Stuttg. 1866. S. 213 bis 216. — Phil. Wackernagel, Das deutsche Kirchenlied von der ältesten Zeit bis zu Anfang des 17. Jahrh. 2. Bd. Leipz. 1867. S. 528—612. — Bulletin de la Société pour la conservation des monuments historiques d'Alsace. IIe Série—7e Vol. (1869). 2e Partie—Mémoires. Paris 1870. p. 74 bis 75. (Von A. Lippmann.) — Bulletin de la Société des anciens textes français. 1883. no. 2. Paris 1883. p. 55—60. (Von Paul Meyer.) — A. Trautweiler in: Vom Jura zum Schwarzwald. Hrsg. von F. A. Stocker. 1. Bd. 1. Heft. Aarau 1884. S. 53—61. (Mit lithogr. Bildnisse Loufenberg's nach dem „Buch der Figuren“.) — Vgl. auch: Ferd. Wolf, Ueber die

Lais, Sequenzen und Leiche. Heidelb. 1841. S. 151, 491 f. Dazu Notenbeilage IX. — Alemannia. Zeitschrift für Sprache, Litteratur u. Volkskunde des Elsasses u. Oberrheins, hrsg. von Ant. Birlinger. 2. Bd. Bonn 1875. S. 223—33. — C. Brunner, Das alte Zofingen u. sein Chorherrenstift. Aarau 1877. S. 67. (Die oben erwähnten Urkunden von 1343 u. 1439 im Aargauischen Staatsarchive.) Das kathol. deutsche Kirchenlied (begonnen von K. S. Meister), 2. Bd. von W. Bäumker. Freiburg i. Br. 1883 im Namen- u. Sachregister s. v. Schumann.

Lübben*): Dr. phil. Heinrich August L., geb. am 21. Januar 1818 zu Hooksiel, einem kleinen Hafenorte am Jadebusen. Der Vater war Volksschullehrer noch von dem alten Schlage, der das Hochdeutsche wie eine fremde Sprache behandelte. L. wuchs in den einfachsten Verhältnissen auf, aus denen er sich bis an seinen Tod die größte Anspruchslosigkeit hinsichtlich der äußeren Lebensgenüsse bewahrte. Sein Vater starb früh; seine Mutter folgte dem Sohne als treue und innig geehrte Hausgenossin in allen späteren Lebensstellungen und lebte auch noch fast 20 Jahre nach seiner Verheirathung mit der Schwiegertochter zusammen. Den ersten höheren Unterricht erhielt er in einer Candidatenschule, in der er durch glückliche Beziehungen trotz der Abgeschiedenheit des Oertchens mit seiner eigenartig zusammengesetzten Einwohnerschaft doch schon mancherlei Anregungen bekam. Dann kam er auf die Provinzialschule zu Jever (seit dem 300jährigen Jubiläum Mariengymnasium genannt), eine Anstalt, aus der trotz früher mangelhafter Einrichtungen doch unter dem Einflusse einzelner befähigter Lehrer recht tüchtige und auch namhafte Männer hervorgegangen sind. Für L. bildete der gediegene Unterricht des ebenso liebenswürdigen wie gründlich gebildeten Rectors Dr. Seebicht, eines Schulpförtners, für seine wissenschaftliche Richtung eine feste Grundlage. Ostern 1838 ging er zur Universität, um zugleich Theologie und Philologie zu studiren, hörte in Jena Reinhold, Hase, Frommann, Stickel, Eichstädt, Göttling, dann in Leipzig Hermann, Winer, Hartenstein, Haupt, zuletzt in Berlin Neander, Twesten, Böckh, Lachmann, Trendelenburg, Werder, Michelet, Gabler, W. Grimm, Ranke, und kehrte im Herbst 1841 in die Heimath zurück. Von allen diesen Männern hat er viel gelernt, die für seine spätere wissenschaftliche Thätigkeit nachhaltigsten Anregungen wol von Böckh, Lachmann und Ranke empfangen. In Jena gehörte L. der damals ungetheilten Burschenschaft (Burgkeller) an, sehr wenig thätig theilnehmend, aber beobachtend und empfangend, in Berlin erlebte er die Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV., beides fruchtbar für seine Auffassung der Entwicklung Deutschlands. Nachdem L. in Oldenburg das erste theologische, in Berlin ein philologisches Examen rühmlich bestanden hatte, ward er Ostern 1843 „Präceptor" (alt überlieferte Bezeichnung für den Ordinarius der vierten Klasse des damals nur vierklassigen Gymnasiums) und schon Ostern 1844 „Cantor" (Ordinarius der Tertia). Schon nach einem halben Jahre ward er an das Gymnasium zu Oldenburg berufen, zunächst um in Jever einem anderen Platz zu machen, doch hauptsächlich zugleich in Rücksicht auf seine Tüchtigkeit in der germanistischen Wissenschaft, deren erster Vertreter im Großherzogthum er der Zeit nach gewesen und dem Range nach bis zu seinem Tode geblieben ist. In der ersten Zeit seiner Wirksamkeit in Oldenburg war er auch außerhalb seines nächsten Berufes und seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die sich von seinen Lieblingsfächern (zu denen besonders auch die Geschichte und die griechische Litteratur gehörte) immer mehr auf das Germanistische concentrirte, rührig und rege theilnehmend an den Arbeiten eines litterarischen Vereins, an ver-

*) Zu S. 323. Als Lübben starb, war Bogen 21 der Allg. D. Biographie bereits gedruckt.

schiedenen lokalen in Broschüren und Tagesblättern hervortretenden Kämpfen etc. Das Jahr 1848 erregte auch ihn in hohem Maße, fand ihn aber nicht so unvorbereitet, wie so viele, die über Nacht große Politiker geworden waren und in Versammlungen und Tagesblättern das Wort an sich rissen. Gemeinschaftlich mit einem Freunde und Collegen, dem späteren Prediger Arens, bot er bald in seiner Ironie, bald in derbem Witz vorübergehend in einem von ihnen redigirten Blatte den „Demokraten“ die Spitze, denen er nach dem Sprachgebrauche jener Zeit ein „Reactionär“ war. Ohne je einer scharf abgegrenzten Partei anzugehören hat er im Großen und Ganzen stets die Richtung verfolgt, die man zur Zeit des Rückschlages als „gothaisch“ verspottete und die später als „national-liberale“ größere Erfolge aufzuweisen gehabt hat. Mit den zunehmenden Jahren zog sich L. immer mehr in die engeren Kreise seines häuslichen Lebens, seiner nächsten Berufsthätigkeit, der er mit der größten Treue und Strenge gegen sich oblag, und seiner eigentlichen wissenschaftlichen Arbeiten zurück. Stets aber hat er seine wissenschaftlichen Neigungen und geselligen Bedürfnisse zugleich zu befriedigen gesucht, war lange Zeit hindurch in einem griechischen Kränzchen und nach dessen Eingehen in einem von ihm angeregten germanistischen Kränzchen, in beiden stets der regelmäßigste, und nicht blos wegen seiner umfassenden Interessen und Kenntnisse geschätzte, sondern auch wegen seines behaglichen trockenen Humors sehr beliebte Theilnehmer. Außerdem ließ er nicht leicht ein Concert unbesucht, in welchem er sich an einer Beethoven'schen Symphonie erquicken oder an einem Oratorium erbauen konnte. Im J. 1847 heirathete er eine Tochter des Hofraths Dr. med. Basse, die ihn nach einer sehr glücklichen Ehe überlebt hat als Mutter von sechs Kindern, von denen der älteste Sohn Kreisphysikus in Waltershausen (Thüringen) ist, auch schriftstellerisch in seinem Fache thätig. In seiner amtlichen Stellung am Gymnasium rückte L. allmählich auf, aber ohne nach Außen sichtbare Folgen, nachdem er im J. 1866 den Professortitel zunächst im Verdruß über dienstliche Verhältnisse etwas schroff abgelehnt hatte, aber doch zugleich seinem schlichten Sinne entsprechend, der über die Sache der Form wenig achtete, so herzlich er sich jedoch freuen konnte, wenn auf Grund seiner Arbeiten namhafte Gelehrte brieflich mit ihm Verbindungen anknüpften. Am 1. April 1875 wurde L. von seinem Dienste für drei Jahre entbunden, um das mittelniederdeutsche Wörterbuch sicher zu Ende führen zu können, wofür ihm auf Reichskosten das Gehalt weiter gezahlt wurde. Ehe der Urlaub abgelaufen war, starb der Vorsteher der öffentlichen Bibliothek zu Oldenburg, Dr. Merzdorf, worauf ihm am 1. Juli 1877 diese Stelle verliehen wurde, was er als ein hohes Glück ansah. Hier konnte er seinen Lieblingsstudien sich ganz hingeben, während der Rücktritt ans Gymnasium ihm nicht in jeder Beziehung angenehm gewesen wäre, nachdem er einmal das otium studiosum gekostet und sich auch am Gymnasium bei dem häufigeren Wechsel im Lehrercollegium zuletzt etwas vereinsamt gefühlt hatte. Leider sollte er sich dieser neuen Stellung nicht so lange erfreuen, als nach seinem Lebensalter seine Freunde zu hoffen berechtigt waren. Das Leben eines Gelehrten, wie er es geführt hatte, hatte nicht die genügende Widerstandskraft gegen ein vorzeitiges Alter bewahrt, dessen Verfall durch eine Lungenkrankheit beschleunigt wurde. Mit zäher Energie suchte er lange den Obliegenheiten seines Amtes nachzukommen, bis ein Rückfall mit rascherem Verlaufe am 15. März 1884 ihn durch einen sanften Tod den Seinen, den Freunden und der Wissenschaft entriß. — Von seinen Werken wird das „Mittelniederdeutsche Wörterbuch“ in 6 Bänden, 1875—1881, wol als das Hauptdenkmal seines Gelehrtenfleißes und seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit gelten. In der Vorrede zum 1. Bande hebt er die Verdienste des Mitbegründers und Mitarbeiters Karl Schiller um das Werk in einer Weise hervor, die dem eigenen Verdienst nicht ganz gerecht wird; die folgenden Bände und das fertige Werk sind jedenfalls Lübben's haupt-

sächliches, um nicht zu sagen alleiniges Werk. Ein Auszug aus dem großen Werke in Einem Bande, den er unter Händen hatte, ist meines Wissens nur bis K gediehen. — Von einzelnen erschienenen Arbeiten Lübben's sind an Programmabhandlungen zu nennen: „Behandlung der deutschen Sprache und Literaturgeschichte auf Gymnasien", 1845; „Die Thiernamen im Reineke Vos", 1863; „Versus memoriales", 1866; „Mittheilungen aus niederdeutschen Handschriften", 1868, 1874. An sonst erschienenen Schriften: „Das Plattdeutsche in seiner jetzigen Stellung zum Hochdeutschen", 1846; Schulausgabe von der Nibelungen Noth (nach Lachmann); „Wörterbuch zu der Nibelungen Noth" in drei Auflagen 1854, 1865, 1877; „Reineke de Vos mit Einleitung ꝛc.", 1867; „Zeno oder die Legende von den heiligen drei Königen; Ancelmus vom Leiden Christi", 1869; „Mittelniederdeutsche Grammatik nebst Chrestomathie und Glossar", 1882. Mit Franz Kern gab L. heraus: „Kern u. Lübben, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen", 2 Thle. 1868 (I. 1873, II. 1876 in 2. Aufl.). — „Der Sachsenspiegel nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336", hrsg. v. L., m. Vorwort von v. Alten, 1879. In dem Verein für die niederdeutsche Sprache, der seit etwa zehn Jahren thätig ist, hatte er eine hervorragende Stellung, betheiligte sich viel an dem Correspondenzblatt desselben und redigirte das Jahrbuch seit 1875; seine letzte Postkarte vom Sterbelager aus galt noch der Redaction des im Druck befindlichen Jahrgangs. Es ist von besonderem Interesse, wie L. seine wissenschaftlichen Arbeiten immer mehr vorzugsweise der Erforschung des Niederdeutschen zugewandt hat, nachdem er in seiner Broschüre von 1846 gegenüber einer damals beginnenden Ueberschätzung des Plattdeutschen demselben mit wissenschaftlichen Gründen, aber zugleich mit rührender Resignation eine dauernde Lebensfähigkeit und Berechtigung abgesprochen hatte. Was er mit schmerzlicher Entsagung als ein Stück seines Jugendlebens opfern zu müssen sich gedrungen fühlte im Interesse der Gesammtbildung und Entwickelung des deutschen Volkes, dafür bethätigte er seine Jugendliebe in gewissenhafter wissenschaftlicher Forschung. Im mündlichen Verkehr klang in seiner Sprache noch immer im Tonfall das Jeversch-friesische Plattdeutsch nach; schriftlich handhabte er, wo er nicht nach lexikographischer Kürze und Präcision des Ausdrucks strebte, die Schriftsprache mit nicht gewöhnlicher Gewandtheit und Eleganz, je nach dem Gegenstande mit Würde und edlem Pathos oder mit geistreicher Anmuth oder spielender ironischer Feinheit. — Viele Aufsätze sind von ihm zerstreut in den verschiedensten Zeitschriften, die von seinem wissenschaftlichen Scharfsinn und vielfach von seiner Begabung für die Darstellung Zeugniß ablegen. Es ist für die gegenwärtige Mittheilung nicht möglich und auch sonst nicht thunlich eine vollständige Zusammenstellung derselben zu beschaffen, doch mag beispielshalber auf eine hingewiesen werden: „Einiges über friesische Namen" in M. Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum, 1856. Die deutsche Onomastik war damals kaum über eine dilettantische Behandlung ihres Stoffes hinausgekommen; aber der Scharfblick Lübben's kam auch bei einem so spröden Stoffe, wie die friesischen Namen ihn bislang gebildet hatten, im Wesentlichen zu denselben Ergebnissen, wie später die auf festeren Grundlagen gewonnene Methodik dieser neuen Wissenschaft.

Karl Strackerjan.

Luise *): Auguste Wilhelmine Amalie Luise, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Königin von Preußen, wurde am 10. März 1776 zu Hannover, wo der Vater als Feldmarschall der hannoverschen Haustruppen residirte, als sechstes Kind des Prinzen Karl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz geboren. Die Mutter, eine Prinzessin Friederike Caroline Luise von Hessen-Darmstadt, starb bereits im J. 1782, nachdem sie noch einer Tochter (Friederike) und einem Sohne das Leben gegeben hatte. Zwei Jahre später ver-

*) Zu S. 625.

mählte sich Prinz Karl mit der Schwester der Verstorbenen, Charlotte Wilhelmine Christiane, die jedoch schon im J. 1785 nach der Geburt eines Sohnes verschied. Bald darauf siedelte der Prinz nach Darmstadt über, wo L. unter der Obhut der Großmutter heranwuchs. Ihre Erziehung hatte noch bei Lebzeiten der Mutter ein Fräulein v. Wolzogen geleitet; jetzt wurde eine Schweizerin, Fräulein Gelieux, damit betraut, der L. immer eine dankbare Erinnerung bewahrt hat. Die geistige Bildung, die sie von ihr empfing, war der Hofsitte des 18. Jahrhunderts gemäß eine wesentlich französische; doch verstand es die Erzieherin die natürlichen Anlagen der jungen Prinzessin, ihren reinen und edlen Sinn und ihr tief religiöses Gemüth, in der glücklichsten Weise zu entwickeln. Häufige Reisen, bei denen die vielverzweigte und zahlreiche Verwandtschaft der hessischen und mecklenburgischen Häuser besucht wurde, unterbrachen das einförmige Hofleben in dem stillen Darmstadt. Mit der Großmutter reiste L. nach Straßburg, wo das Münster bestiegen wurde, dann rheinabwärts nach den Niederlanden, deren sie später bei dem Lesen von Schiller's Abfall der Niederlande gern gedachte. Besonders häufig aber sah man die Prinzessin in Frankfurt a. M., wo eine ältere Schwester Therese mit dem Fürsten Karl Alexander von Thurn und Taxis vermählt war. Hier verweilte sie 1790 während der Festlichkeiten bei der Krönung Kaiser Leopolds, und wieder zwei Jahre später bei der Krönung Franz II., wobei Metternich, wie er in seiner Autobiographie erzählt, den von der kaiserlichen Wahlbotschaft gegebenen Festball mit ihr eröffnete. Auch in dem Hause von Goethe's Mutter hat die jugendliche Prinzessin, wenn die Ueberlieferung richtig ist, oft und unbefangen verkehrt. In Frankfurt a. M. war es auch, wo L., von dem Besuche bei einer anderen Schwester Charlotte von Sachsen-Hildburghausen mit der Großmutter und der jüngeren Schwester Friederike zurückkehrend, mit dem König Friedrich Wilhelm II. von Preußen und dem Kronprinzen, ihrem späteren Gemahle, zuerst zusammentraf. Hören wir die eine naive Bewunderung verrathenden Worte, in denen der König selbst die erste Begegnung geschildert hat (Schreiben vom 21. und 22. März 1793): „Seit meinem letzten Briefe habe gar keine Zeit zum Schreiben gehabt; wir haben in lauter Fêten gelebt, die besonders durch die Anwesenheit hoher Fremden veranlaßt wurden, nämlich der Prinzeß George von Darmstadt und ihren beider herrlichen Kindeskinder, der Töchter des Prinzen Karl von Mecklenburg. Wie ich die beiden Engel zum ersten Mal sah, es war am Eingang der Komödie, so war ich so frappirt von ihrer Schönheit, daß ich ganz außer mir war, als die Großmutter sie mir präsentirte. Ich wünschte sehr, daß meine Söhne sie sehen möchten und sich in sie verlieben. Den anderen Tag ließen sie sich auf einem Ball präsentiren und waren ganz von ihnen enchantirt. Ich machte mein möglichstes, daß sie sich öfter sahen und sich recht kennen lernten. Die beiden Engel sind, soviel ich sehen kann, so gut als schön. Nun war die Liebe da, und es wurde kurz und gut resolvirt, sie zu heirathen. Sie gaben sich das Jawort und die Versprechung wird bald vor sich gehen, vermuthlich in Mannheim. Der älteste heirathet die älteste und der jüngste die jüngste.“ Am 18. März hat der König für seine Söhne Friedrich Wilhelm und Ludwig um die Hand der Prinzessinnen Luise und Friederike geworben; die Großmutter willigte ein, ebenso der durch Courier aus Strelitz herbeigerufene Vater, und am 24. April konnte die Verlobung, die durch das Ausbleiben der Ringe etwas verzögert wurde, in Darmstadt festlich begangen werden. „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich mich durch die Wahl fühle, die ich getroffen habe“, schrieb der Kronprinz damals an seine Mutter. Wenn er sich anfangs mehr durch die äußere Schönheit der Prinzessin mochte angezogen fühlen, so empfand er zu seiner Freude mit jedem Tage mehr, daß auch ihre Charaktere in Tiefe des Gemüths und echter Religiosität trefflich harmonirten. Sobald es die kriegerischen Ereignisse, die ihn während des J. 1793

noch am Rhein festhielten, irgend gestatteten, besuchte er von Bodenheim und von Marienborn aus die Prinzessin in Darmstadt, in dessen Umgegend unter Führung der Großmutter dann Ausflüge unternommen wurden. Einige Male, im Mai und Juli, kamen auch die Prinzessinnen in das preußische Lager, „himmlische Erscheinungen inmitten des Kriegsgetümmels“, wie Goethe sie geschildert hat. Gegen Ende des Jahres kehrte der Kronprinz, der zuletzt das Belagerungscorps vor Landau commandirt hatte, nach Berlin zurück, wohin der König bereits vorangegangen war. Um die Mitte December verließ auch die Prinzessin mit Großmutter und Schwester Darmstadt und kam am 21. December in Potsdam an, empfangen von dem Kronprinzen und seinem Bruder. Am folgenden Tage fand der feierliche Einzug in Berlin statt, am Weihnachtsabend im weißen Saale die Vermählung. Alle Berichte der Zeitgenossen sind einmüthig in der Schilderung des hinreißenden Eindrucks, den die Schönheit und Liebenswürdigkeit der 17jährigen Kronprinzessin vom ersten Augenblick ihres Erscheinens an in Berlin hervorrief. „Die Ankunft dieser engelschönen Fürstin“, so schreibt Fouqué, „verbreitete über jene Tage einen erhabenen Lichtglanz. Alle Herzen flogen ihr entgegen und ihre Anmuth und Herzensgüte ließ keinen unbeglückt.“ Schwerer war es der Prinzessin, an dem Hofe Friedrich Wilhelms II. selbst, der, wie man weiß, von zweifelhaften Elementen nicht völlig frei war, eine nach allen Seiten hin feste und sichere Stellung zu gewinnen. Die übergroße Lebhaftigkeit ihres Wesens, eine zu rasche und willige Empfänglichkeit für die neuen Eindrücke und neuen Erscheinungen, die ihr entgegentraten, scheinen anfangs nicht selten und nicht blos bei der strengen Oberhofmeisterin, der Gräfin Voß, Anstoß erregt und Mißdeutungen veranlaßt zu haben. Indem sie jedoch mehr und mehr alle fremden Einwirkungen fern hielt und sich der Leitung ihres Gemahls allein überließ, erwarb sie sich die Festigkeit des Inneren und die Sicherheit nach Außen, die sie ihr ganzes Leben ausgezeichnet haben. Sie lernte sich in den Charakter Friedrich Wilhelms hineinzuleben, und, den Eigenheiten seines äußeren Verhaltens nachgebend, das Innere seines Wesens zu erfassen, das in wahrer Herzensgüte und Frömmigkeit mit ihrem eigenen Inneren im vollkommenen Einklang war. An der Seite des Gatten, den sie als ihren besten Freund bezeichnete und durch den sie besser geworden zu sein laut bekannte, begann dann für sie ein Leben voll Liebe und Glückseligkeit. Am 10. März 1794, ihrem ersten Geburtstage in Berlin, empfing sie von König Friedrich Wilhelm II., der seiner Schwiegertochter immer die innigste Verehrung gewidmet hat, das Schloß zu Oranienburg als Geschenk. Es war ihr eine um so willkommenere Gabe, da sie die Gattin des großen Kurfürsten, die oranische Luise, von der die Stadt den Namen führte, vor allen Frauen des Hohenzollernhauses am meisten bewunderte. Hier in Oranienburg und in Potsdam, seltener in Berlin, verlebte die Prinzessin die ersten Jahre ihrer Ehe, deren Glück nur durch die Theilnahme des Kronprinzen an dem Feldzuge in Polen (1794) unterbrochen wurde. Nachdem sie am 7. October 1794 von einer todten Prinzessin entbunden worden, gebar sie am 15. October 1795 einen Sohn, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., und am 22. März 1797 ihren zweiten Sohn, Wilhelm, dem eine Zukunft voll ungeahnter Größe bestimmt sein sollte. Im Juli 1796 wurde dem Vater in Strelitz ein Besuch abgestattet und dabei auch der Landsitz der Oberhofmeisterin Groß-Giewitz besichtigt. Im nächsten Jahre folgte der Kronprinz mit seiner Gemahlin einer Einladung des Königs nach Pyrmont, wo auch der Geburtstag des Kronprinzen gefeiert wurde. Nach der Rückreise, die über Hannover, Braunschweig und Magdeburg führte, siedelten Beide für längere Zeit nach Paretz bei Potsdam über, welches der Kronprinz einige Zeit vorher angekauft hatte, da

ihm der Aufenthalt in dem großen Schlosse zu Oranienburg wenig zusagte. Von gleicher Liebe für die Reize des Landlebens erfüllt, hat das fürstliche Paar die sorgenfreiesten und heitersten Stunden in der Stille und Zurückgezogenheit dieses abgelegenen kleinen Landgutes verlebt, wo Friedrich Wilhelm als „Schulze“ und L. als „gnädige Frau von Paretz“ walteten. Bei den Erntefesten, zu denen auch aus der Nachbarschaft die ländliche Bevölkerung zahlreich sich versammelte, verschmähte L. selbst es nicht, sich in die Reihen der Tanzenden zu mischen. — Die häusliche Glückseligkeit und die Innigkeit des Zusammenlebens wurde auch dadurch nicht gestört, daß mit dem Tode Friedrich Wilhelms II. am 16. November 1797 das junge Paar den preußischen Thron bestieg. Man bewohnte nach wie vor gemeinsam im Winter das kronprinzliche Palais in Berlin, im Sommer Charlottenburg, Potsdam und besonders Paretz, welches der Lieblingsaufenthalt war und blieb. L. selbst erblickte in dem eingetretenen Wandel vor Allem die Möglichkeit, ihre Wohlthaten in reichlicherem Maße zu spenden als sie es vorher vermocht hatte. Man kennt die Erzählungen, welche ihre Herzensgüte und ihre huldvolle Milde in zahlreichen Beispielen rühmen; man weiß, daß noch mehr als das Gesprochene oder Gegebene die Art wie sie zu sprechen und zu geben pflegte, alle Herzen für sie einnahm. Wurde schon die Kronprinzessin allgemein bewundert und geliebt, so sah sich die Königin vollends überall von begeisterter Verehrung umgeben. Die Reinheit ihres Herzens, die sich in dem seelenvollen Blicke ihrer blauen Augen widerspiegelte, die lautere Frömmigkeit ihrer Seele, die heitere und glückliche Unbefangenheit ihres ganzen Wesens, dazu die Schönheit der Gestalt, die besonders in der Bewegung und in lebhaftem Gespräch anmuthig hervortrat, überhaupt der glückliche Einklang des inneren Wesens und der äußeren Erscheinung erweckten gleiche Bewunderung und Liebe bei allen, die das Glück hatten sich ihr zu nähern. Unter der Fülle von Berichten, die von dem gewinnenden Zauber ihrer Erscheinung zu erzählen wissen, mag es gestattet sein zwei Zeugnisse von Fremden hier anzuführen, die noch wenig bekannt sind. Der General Segur, der mit Duroc 1803 nach Berlin kam und die Ehre hatte der Königin vorgestellt zu werden, schreibt über diese Audienz in seinen Memoiren: „Ich glaube noch diese Fürstin vor mir zu sehen, wie sie hingegossen war auf ein reiches Sopha, neben ihr ein goldener Dreifuß, einen Schleier von orientalischem Purpur um die elegante und anmuthige Taille. In dem Ton ihrer Stimme lag eine so harmonische Sanftheit, in ihren Worten etwas so liebenswürdig und rührend Hinreißendes, in ihrer Haltung so viel Reiz und Majestät, daß ich einige Augenblicke völlig betroffen mich einer jener Erscheinungen gegenüber glaubte, deren berückende und bezaubernde Bilder uns die fabelhaften Erzählungen der alten Zeiten geschildert haben.“ Eine andere Darstellung findet sich in einem Briefe, den der Secretär der englischen Gesandtschaft in Berlin am 24. Februar 1803 seinen Schwestern geschrieben hat. Darin heißt es: „In der Berliner Gesellschaft, besonders unter den jüngeren Leuten, herrscht ein Gefühl ritterlicher Ergebenheit gegen die Königin, und ein sonniges Lächeln oder ein Blick ihrer hell lachenden Augen ist eine Gunstbezeugung, nach der man eifrig trachtet. Wenige Frauen sind mit so viel Lieblichkeit begabt als sie und sie ist ebenso liebenswürdig und anmuthig als sie schön ist; sie ist voll Lebhaftigkeit und geht mit Geist und Freude auf jedes Vergnügen ein. Doch ich muß inne halten, oder ihr werdet denken, daß mir der Kopf verdreht ist, wie es schon so viele Köpfe sind, durch die Schönheit und Anmuth der Königin Luise von Preußen“ (Diaries and letters of G. Jackson, London 1872).

Die gewinnende Liebenswürdigkeit der Königin, die von der Bevölkerung überall durch eine begeisterte und laute Verehrung erwidert wurde, trat am glänzendsten hervor bei den häufigen Reisen, auf denen sie den König begleitete.

Die erste derselben war die Huldigungsreise, die im J. 1798 nach Pommern, Ostpreußen und Schlesien unternommen wurde. Am 25. Mai fuhr man von Berlin über Stargard, wo Revue gehalten wurde, nach Danzig, welches der Königin einen glänzenden Empfang bereitete. Von hier aus ging es nach Königsberg: alles strömte hier zusammen, um die Königin zu sehen, welche sich nur ungern von der Stadt trennte, in der ihr von allen Seiten die lebhaftesten und natürlichsten Beweise liebevoller Verehrung entgegengebracht wurden. Auch in Warschau, das eben erst dem preußischen Staate einverleibt war, dieselbe Aufnahme: nicht die Gräfin Voß allein bezeugt, daß L. hier förmlich angebetet worden sei, auch die französischen Agenten berichten, daß es „der hinreißenden Schönheit und Anmuth" der Königin gelungen sei, über die widerwillige Abneigung der Polen zu triumphiren. (Bericht Parandier's an das Directorium, 28. Juni 1798.) Nachdem noch in Breslau die Huldigung Schlesiens entgegengenommen war, kam das königliche Paar Ende Juni wieder in Charlottenburg an, der König ermüdet von den Obliegenheiten der Repräsentation, die seinen Neigungen so wenig entsprach, die Königin glücklich über die begeisterte Aufnahme, die sie allenthalben gefunden und die sie mit einer aus dem Herzen strömenden Leutseligkeit erwidert hatte. Im nächsten Sommer galt die Reise dem westlichen Theile des preußischen Staates; längere Zeit verweilte das königliche Paar in Westfalen, wo bei Petershagen die zum Schutze der norddeutschen Neutralität zusammengezogenen Truppen besichtigt und zugleich politische Berathungen von hoher Wichtigkeit gepflogen wurden. Dann besuchte man Cassel und Eisenach und die fränkischen Provinzen, für welche die Königin eine besondere Vorliebe faßte. Auch auf dieser Reise fühlte sich die Königin zufrieden und glücklich im Genusse der Schönheiten der Natur und in der aufrichtigen Freude über den ihr bereiteten Empfang, während sich der König, den die politische Lage Preußens inmitten der kämpfenden Weltmächte unausgesetzt beschäftigte, noch zurückhaltender und verschlossener zeigte als gewöhnlich. Im August des folgenden Jahres wurde das Riesengebirge in Schlesien bereist; an einem schönen heiteren Augustmorgen erstieg man die Schneekoppe, die Königin zu Pferde in einem Amazonenanzug, strahlend in Glück und Schönheit. Den Augenblick, wo sie auf dem Gipfel anlangte, umgeben von einer bewundernden Volksmenge, hat die Königin immer für einen der seligsten ihres Lebens gehalten: „es war ihr", so pflegte sie zu sagen, „als sei sie, erhoben über die Erde, Gott näher." Der Sommer des Jahres 1801 wurde ruhig in Charlottenburg verlebt, nur im Herbst begleitete die Königin ihren Gemahl zu den bei Magdeburg stattfindenden Manövern. Bedeutungsvoller, zugleich persönlich für das königliche Paar und politisch für den preußischen Staat, war die Reise, die im J. 1802 nach Ostpreußen unternommen wurde. Während des Aufenthaltes in Memel, wo in gewohnter Weise die Manöver stattfanden, denen die Königin zu Pferde beizuwohnen pflegte, traf auch Kaiser Alexander von Rußland zu einem Besuche ein, der zwischen dem preußischen Königshause und der russischen Kaiserfamilie eine Verbindung herzlicher und inniger Vertraulichkeit anknüpfte. Die Königin war „schöner als je", wie uns ihre Oberhofmeisterin berichtet: es konnte nicht ausbleiben und alle Zeugen der Zusammenkunft bestätigen es, daß ihre Erscheinung auf Kaiser Alexander einen lebhaften und dauernden Eindruck hervorbrachte. Aber auch Kaiser Alexander, ein schöner Mann von einer weichen Liebenswürdigkeit des Charakters, gefiel am preußischen Hofe ungemein, und als man sich trennte, war alles in Thränen. Bestimmte politische Verabredungen waren nicht getroffen worden: aber zwischen dem preußischen Königspaar und dem Kaiser Alexander war eine Freundschaft begründet, die allen Wechsel der politischen Ereignisse überdauert hat. Im Mai 1803, in dem Augenblick, wo ein französisches Heer das Kurfürsten-

thum Hannover besetzte, reisten König und Königin zu den Manövern nach Cörbelitz bei Magdeburg, dann durch die Entschädigungsprovinzen Erfurt ꝛc. über Ansbach nach Wilhelmsbad, wo man mit der Schwester des Königs, der Kurprinzessin Auguste von Hessen-Cassel, einige Wochen verlebte. Im Sommer 1805 besuchte das königliche Paar noch einmal die fränkischen Markgrafschaften, die in Anhänglichkeit und Ergebenheit für das preußische Königshaus von keiner der alten Provinzen übertroffen wurden. In dem Baireuther Oberlande, in dem kleinen Badeorte Sichersreuth (Alexandersbad), inmitten einer reizenden Gebirgsgegend, verlebte man heitere und glückliche Stunden. Täglich wurden zu Pferde Ausflüge in die benachbarten Berge unternommen, an denen auch die jüngere Schwester der Königin, die Prinzessin Solms, und Hardenberg, der Minister der fränkischen Markgrafschaften, theilnahmen. Auch der preußische Gesandte in Paris, Lucchesini, hatte sich eingefunden; er kann seiner Frau nicht genug rühmen, wie alles herbeiströme, „angezogen durch die Freundlichkeit des Königs und die bezaubernde Schönheit der Königin". Es waren die letzten sorgenlosen Tage der Königin: kaum nach Berlin zurückgekehrt, sah sie sich durch die Macht unerwarteter Ereignisse in das Getriebe der Politik hineingerissen, von dem sie sich bisher völlig ferngehalten hatte.

In dem großen Gegensatz, der damals die Mächte des Festlandes theilte und der auf dem Schlachtfelde von Austerlitz ausgekämpft wurde, hatte die Königin bisher, wie der preußische Staat, man kann sagen eine neutrale Haltung behauptet. Wenn sie und ihr Gemahl mit dem Kaiser von Rußland in herzlicher Freundschaft sich verbunden fühlten, so hatte sie doch auch mit der Kaiserin Josephine Geschenke getauscht, prächtige Kleider von ihr entgegengenommen und Vasen der Berliner Porzellanmanufactur mit Ansichten von Malmaison dafür als Gegengabe dargebracht. Für Kaiser Napoleon selbst freilich, dessen Emporkommen anfangs in Berlin mit aufrichtiger Genugthuung begleitet wurde, hatte sie seit der Erschießung Enghien's eine gewisse Abneigung empfunden; sie hätte damals gern, wie dies an den Höfen von Petersburg und Stockholm geschah, für den unglücklichen Prinzen Trauer angelegt, und nur die von den Räthen des Königs geltend gemachten politischen Bedenken hatten sie davon zurückgehalten. Von entscheidender Bedeutung für die Haltung der Königin wurden aber die Vorfälle, die im October 1805 auf die preußische Politik einwirkten. Die rücksichtslose Verletzung des preußischen Gebietes in Ansbach durch die Franzosen, die auch den so außerordentlich friedliebenden König dermaßen empörte, daß er die Vertreter Napoleons am liebsten sogleich aus Berlin entfernt hätte, und die Anwesenheit Kaiser Alexanders in Potsdam, der den Gedanken eines universalen Kampfes gegen die Uebermacht Napoleons mit feuriger Beredtsamkeit verfocht, brachten in der Königin einen Umschwung hervor, der mit jedem Tage sichtbarer hervortrat. Zufrieden in dem Genuß einer glücklichen Häuslichkeit, dahinlebend in sorgloser und selbstgenugsamer Abgeschlossenheit von den Kämpfen der Welt, war sie von ganzem Herzen einverstanden gewesen mit ihrem Gemahl, der in der auswärtigen Politik Preußens nur ein Mittel zur Erhaltung oder Herstellung des Friedens erblickte. Bisher mehr liebende Gattin und Mutter, wurde sie jetzt erst wahrhaft die Königin von Preußen, insofern sie der Regierung und Politik des Staates einen bestimmteren und thatkräftigeren Charakter zu geben suchte. Man könnte nicht sagen, daß sie mit einer inneren Neigung und freudigen Geistes sich dem Antheil an den Staatsgeschäften zugewandt hätte. Die Octobertage, während deren sich die Wendung der preußischen Politik gegen Frankreich vollzog, hatte sie mit dem König in Paretz verlebt, wo auch der Geburtstag des zehnjährigen Kronprinzen und sein Eintritt in die Armee gefeiert wurden. Aber sie fühlte sich nicht wohl in dem Augenblicke

der Entscheidung und wäre gern nach Strelitz geeilt, um sich zu zerstreuen. Erst allmählich, dann aber mit voller Entschiedenheit, trat sie auf die Seite derjenigen, welche man wol als die Kriegspartei am preußischen Hofe bezeichnen durfte. Sie theilte die populäre Abneigung gegen Haugwitz, der — so faßte man es auf — durch die Unterzeichnung der Verträge von Schönbrunn und Paris den Beitritt Preußens zur Coalition hintertrieb und dafür eine Allianz mit Frankreich abschloß, und zeichnete mit sichtlicher Vorliebe Hardenberg aus, der für den Vertreter einer entschieden antifranzösischen Politik angesehen wurde. Seine Entfernung aus dem Ministerium, die Napoleon gleichsam als Pfand der durch Haugwitz wiederhergestellten Freundschaft begehrte, erfüllte sie mit tiefstem Bedauern. Inständig hat sie ihn gebeten, den Dienst des Königs nicht zu verlassen; es sei ihr, so schrieb sie ihm, ein Trost, die Geschäfte in den Händen des achtungswerthesten und reinsten Mannes zu wissen, der da lebe. Ueberhaupt aber empfand sie auf das Schmerzlichste den plötzlichen Uebergang von der Verbindung mit Alexander und den hohen Erwartungen, die sich daran geknüpft hatten, zu der Allianz mit Frankreich, die zugleich eine gewisse Abhängigkeit von Napoleon in sich zu schließen schien. „Die Königin", so schreibt am 12. April 1806 ein Diplomat in Berlin, „soll bei diesem Gange der politischen Angelegenheiten unaussprechlich leiden und besonders den Verlust Ansbachs nicht verschmerzen können; der Gram soll an ihrer Gesundheit nagen." Uebrigens fuhr sie fort von den Staatsangelegenheiten Kenntniß zu nehmen, wie sie denn selbst über die in tiefstem Geheimniß gepflogenen Unterhandlungen mit Rußland unterrichtet wurde, und blieb in Verbindung mit den Männern, die eine Aenderung der Regierungsformen und zugleich der auswärtigen Politik beabsichtigten. Der hohe und edle Sinn, den sie in den Wandlungen der letzten Monate gezeigt hatte, erweckte in den Leitern dieser Bewegung die Hoffnung, daß es durch ihre Mitwirkung gelingen werde, den erstrebten Umschwung in Preußen zu vollziehen. Sie war es, der Stein zuerst jene berühmte Denkschrift überreichte, in welcher die Mängel der preußischen Cabinetsregierung mit scharfer und einschneidender Kritik dargestellt wurden. Die Tendenz derselben hat sie gebilligt, wiewol sie an der Stärke einiger Ausdrücke Anstoß nahm. Gleichzeitig aber gewann sie doch auch die Ueberzeugung, daß sie die Politik des Grafen Haugwitz, der ihr mit Unrecht als ein Freund der Franzosen erschienen war, falsch beurtheilt hatte; sie schenkte ihm ihr Vertrauen wieder und suchte ihn mit seinen Gegnern, namentlich mit Hardenberg, auszusöhnen. Im Juni 1806 ging sie auf den Rath der Aerzte, denen der zarte Zustand ihrer Gesundheit schon seit Jahren ernste Besorgnisse einflößte, zum Gebrauche der Bäder nach Pyrmont, wo sie mit Vater und Bruder etwa 6 Wochen zubrachte und sich in der erfreulichsten Weise erholte. Blücher, der wie alle energischen Naturen bei ihr in hoher Achtung stand und der ihr seinerseits mit schwärmerischer Verehrung ergeben war, hat sie hier in Pyrmont gesehen; er fand sie „sehr heiter und wohl"; sie sagte ihm, daß ihr „die Reise und das Bad sehr wohl thäten". Gegen Ende Juli reiste sie zurück, um am 3. August an der Feier des Geburtstages ihres Gemahls in Charlottenburg theilnehmen zu können. Nur wenige Tage später veranlaßten die aus allen Theilen Deutschlands eintreffenden Nachrichten über die Bewegungen der französischen Truppen an den Grenzen Sachsens und Westfalens, welche mit dem Plane der Rückgabe Hannovers an England in Verbindung zu stehen schienen, den Grafen Haugwitz, dem Könige gleichfalls die Vornahme militärischer Rüstungen zu empfehlen. Der König ging darauf ein: unter dem 9. August wurden die Befehle erlassen, welche den größten Theil der preußischen Armee in die Waffen riefen. Es versteht sich, daß die Königin an diesem Entschlusse, aus welchem der Krieg von 1806 entsprang, einen unmittelbaren Antheil

nicht gehabt hat, so sehr sie seit einem Jahre von der Unvermeidlichkeit des Krieges mit Frankreich überzeugt war. Dagegen ist hauptsächlich von ihr die Anregung zu jener Eingabe ausgegangen, in welcher die Prinzen des königlichen Hauses zusammen mit hervorragenden Staatsmännern und Generalen den König um die Entfernung von Haugwitz, Lombard und Beyme ersuchten. In dem kriegerischen Getümmel, welches im August und September 1806 die preußische Hauptstadt erfüllte, zeigte sich die Königin wiederholt den ins Feld rückenden Truppen; sie erschien in den Farben des berühmten Dragonerregimentes Ansbach-Bayreuth, welches der König ihr vor Kurzem verliehen hatte. Am 21. Septbr. verließ sie mit ihrem Gemahl Charlottenburg und erreichte in Naumburg das Hauptquartier des Heeres, das sich unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig in Thüringen zusammengezogen hatte. Am 4. Octbr. reiste sie über Weimar nach Erfurt, wo sie mit Gentz eine Unterredung hatte, bei der er zugleich die Tiefe ihres Gefühls und die Schärfe ihres Verstandes bewunderte; am 10. kehrte sie nach Weimar zurück, um es am 14., dem Tage der unglücklichen Schlacht von Jena und Auerstädt, wieder zu verlassen. Ueber Heiligenstadt, Braunschweig und Tangermünde eilte sie mit einem kleinen Gefolge nach Berlin; in Brandenburg, am 17., scheint sie die Nachricht von dem Verluste der Schlacht erhalten zu haben. Nach kurzem Aufenthalt in Berlin reiste sie über Stettin nach Küstrin, wo sie mit dem König wieder zusammentraf, und weiter nach Graudenz, Osterode, Ortelsburg, bis sie am 9. December, erschöpft und kränkelnd, in Königsberg anlangte. Das vernichtende Unglück, das mit so unerwartet raschen Schlägen über Preußen hereinbrach, hatte die Königin in ihrem tiefsten Innern getroffen, ohne doch ihre hochsinnige Standhaftigkeit brechen zu können. Die von allen Seiten eintreffenden Unglücksbotschaften stählten vielmehr ihren bisher so weichen Charakter; in der allgemeinen Verzagtheit bewies sie einen Heldenmuth und eine Seelengröße, die an die Haltung Maria Theresias in den ersten so unglücklichen Jahren ihrer Regierung erinnern. Aus dem reinen Born ihrer religiösen Ueberzeugungen, die ihr nicht gestatteten, an einen dauernden Sieg des Unrechtes zu glauben, schöpfte sie die Zuversicht und das Vertrauen, mit dem sie auch die zagenden Gemüther ihrer Umgebung zu beleben und aufrecht zu erhalten wußte. Ihre innerste Ueberzeugung war, daß der preußische Staat sich durch Standhaftigkeit und Beharrlichkeit über sein Unglück erheben und einer besseren Zukunft würdig zeigen müsse. Von Separat-Verhandlungen und Verträgen mit Frankreich, die nur Unehre über Preußen bringen würden, wollte sie nichts hören; nur in der treuen Verbindung mit Rußland und in der Fortsetzung des Kampfes gegen Napoleon sah sie für Preußen die Möglichkeit einer Rettung. Auch jene entsetzlichen Tage im Januar 1807, in denen sie im Sturm- und Schneegestöber über die Kurische Nehrung von Königsberg nach Memel flüchten mußte, vermochten den Heldensinn und die gottergebene Zuversicht der königlichen Frau nicht zu erschüttern. Bei den Verhandlungen, die nach der Schlacht von Eylau durch Napoleon angeknüpft wurden, wirkte sie für die Zurückweisung der französischen Anträge und ermuthigte den König zu standhaftem Ausharren. Mit besonderer Freude begrüßte sie es, daß jetzt Hardenberg, der ganz mit ihr einverstanden war, wieder zu den Geschäften herangezogen wurde. Einen Augenblick schien es in der That, als ob noch eine günstige Wendung in dem ungleichen Kampfe möglich wäre. Im Anfang April, kurz nach der Ankunft Kaiser Alexanders, konnte die Königin Memel wieder verlassen und nach Königsberg zurückkehren. Allein das siegreiche Andringen der französischen Truppen nöthigte sie schon im Anfang Juni von neuem zur Flucht nach Memel, und am 14. Juni zerstörte die Schlacht von Friedland alle die Hoffnungen, an denen sie mit

gläubigem Vertrauen noch immer festgehalten hatte. Aber auch nach diesem schweren Schlage, der durch den Abfall Rußlands zu Frankreich noch gesteigert wurde, und nach dem Aufgeben aller ihrer Hoffnungen bewahrte die Königin den inneren Frieden und jene heitere Ruhe ihres Gemüths, denen sie in den berühmten Briefen an ihren Vater einen so ergreifenden Ausdruck gegeben hat. Sie verstand sich selbst dazu, wie Kalckreuth empfohlen hatte, auf eine Zusammenkunft mit Napoleon einzugehen, so viel Ueberwindung ihr auch dies Opfer kostete. Von Hardenberg über die politische Lage unterrichtet und auf die Unterredung mit Napoleon vorbereitet, kam sie am 6. Juli nach Tilsit, wo sie bei Napoleon zu Abend speiste und aus der Unterredung mit ihm, die sie mit großem Geschick zu leiten wußte, frohe Hoffnungen für eine Milderung der harten Friedensbedingungen faßte. Die am nächsten Tage zwischen den preußischen und französischen Bevollmächtigten gepflogenen Unterhandlungen zeigten jedoch die Nichtigkeit ihrer Hoffnungen; sie empfand es tief und sprach es noch am Abend des 7. Juli beim Abschied gegen Napoleon selbst aus, daß er sie getäuscht habe. Auch durch den mit so schweren Opfern erkauften Frieden von Tilsit wurde das edle Gemüth der Königin der Sorgen um ihr Land und ihre Familie nicht enthoben. Die Franzosen hielten nach wie vor den größten Theil des Staates besetzt und erhoben finanzielle Anforderungen, deren Unerschwinglichkeit noch fernere Gebietsabtretungen wahrscheinlich machte. Es gab Augenblicke, in denen die Königin selbst den Verlust der Hauptstadt befürchtete. In der Verzweiflung ihres Herzens fand sie einen Trost in der Ankunft Stein's, für dessen Ernennung sie mit Eifer thätig gewesen war; von seinem „großen Herzen und umfassenden Geiste" versprach sie sich alles Gute für die Regeneration des preußischen Staates. Ueberhaupt aber gebührt der Königin ein hervorragender Platz in der Reihe derjenigen, welche in jenen Tagen für die Erhebung des so tief gesunkenen preußischen Staates arbeiteten. Wie sie einerseits in dem Kreise der königlichen Familie die Reformbestrebungen mit allem Feuer ihres Geistes vertheidigte, so wirkte sie auf der andern Seite mildernd und besänftigend auf das oft stürmische und rücksichtslose Vorgehen der reformirenden Minister. Namentlich zwischen dem König und Stein, deren Charaktere einander so sehr widersprachen, erscheint Königin L. als ausgleichender und versöhnender Genius. Neben dieser lebendigen Theilnahme an den großen Interessen des Landes, das seit dem Unglück von 1806 und 1807 ihr doppelt theuer geworden war, entfaltete sie eine segensreiche Wirksamkeit in dem häuslichen Kreise, der sie umgab und dessen Mittelpunkt sie bildete. Die Schläge des Schicksals, welche ihre zarte Gesundheit untergruben und den Glanz ihrer Augen trübten, hatten ihr Gemüth vertieft und den Adel ihres Geistes noch gehoben. Sie las jetzt viel, unter den Dichtern vorzugsweise Schiller, von wissenschaftlichen Büchern besonders historische Werke. Die Bestrebungen für sittliche und religiöse Erneuerung des deutschen Volkes, die Anstrengungen für die Erweckung und Belebung vaterländischen Geistes, fanden bei ihr eifrige Förderung und thatkräftige Unterstützung. Königin L. war der ideale Mittelpunkt der Wünsche und Bestrebungen aller Patrioten. Ihrem gebeugten Gatten stand sie tröstend und aufrichtend zur Seite, so viel sie auch selbst in der Stille weinen mochte; mit Sorgfalt überwachte sie die Erziehung ihrer Kinder, namentlich des Kronprinzen, auf den sie große Hoffnungen für die Zukunft setzte.

Bis in den Januar 1808 war der königliche Hof in Memel geblieben, dann siedelte man nach Königsberg über, wo auch der Sommer 1808 in der stillen Zurückgezogenheit des Hippel'schen Landgutes „auf den Hufen" zugebracht wurde. Eine glanzvolle Unterbrechung dieses ruhigen Lebens bildete eine Reise nach Petersburg, die auf Einladung Kaiser Alexanders und zugleich zur

Aufrechthaltung der guten Beziehungen zu Rußland im December 1808 unternommen wurde. In rauschenden Festlichkeiten „mit Güte und Liebe förmlich überschüttet" verlebte das königliche Paar hier einige schöne und heitere Wochen, die nur durch die wachsende Kränklichkeit der Königin getrübt wurden. Im Februar 1809 war man wieder in Königsberg und bezog im Sommer abermals das stille Landgut „auf den Hufen". „Mit einem guten Gewissen, guten Büchern und einem guten Piano", wie sie selbst einmal sagte, lebte die Königin hier ruhig inmitten der Stürme, welche von Frankreich aus die Welt bewegten und auch Preußen wieder zu ergreifen drohten. Während sich in Oesterreich eine nationale Erhebung vorbereitete, an der auch die patriotische Partei in Königsberg theilzunehmen dachte, hatte das Haupt derselben, der Freiherr vom Stein, auf Verlangen Napoleons den preußischen Hof verlassen müssen. Auch nach seiner Entfernung wurde zwar der Gedanke einer Erhebung gegen Napoleon festgehalten und die Unterhandlung mit Oesterreich im tiefsten Geheimniß fortgesetzt; aber gegenüber der Politik Kaiser Alexanders, welcher sich durch die zu Tilsit mit Napoleon geschlossene Allianz noch gebunden hielt, konnte bei allen guten Wünschen des Königs und der Königin Luise für das Gelingen der österreichischen Pläne doch an eine thätige Betheiligung an dem Kriege nicht gedacht werden. Das Unglück der österreichischen Waffen und das Scheitern der Unternehmungen in Norddeutschland erschütterten dann von neuem das durch alle Enttäuschungen der letzten Jahre schon so schwer heimgesuchte Gemüth der Königin; ihre Kränklichkeit nahm zu und der Gedanke des Todes trat vor ihre Seele. „Gott weiß, wo ich begraben werde", hat sie damals geschrieben, „schwerlich auf preußischer Erde". Noch war ihr die große Freude beschieden, in die Hauptstadt ihres Landes zurückzukehren, nach der sie sich längst gesehnt hatte. Am 11. Decbr. 1809 verließ sie Königsberg; am 23. December, in einem mit Lila-Sammt, ihrer Lieblingsfarbe ausgeschlagenen Wagen, den ihr die Stadt zum Geschenk dargebracht hatte, hielt sie mit König Friedrich Wilhelm III. ihren Einzug in Berlin, umdrängt von den jubelnden Volksmassen, deren begeisterte Verehrung sich niemals herzlicher und rührender bewiesen hatte. Nur wenige Wochen später sah man sich wieder in den schwersten Sorgen. Napoleon hatte während des österreichischen Krieges das Unterbleiben der preußischen Contributionszahlungen ruhig geschehen lassen; um so schärfer bestand er jetzt auf der Erfüllung der Verpflichtungen, die Preußen gegen ihn übernommen hatte. Es war vergebens, daß die Königin selbst in Unterredungen mit dem französischen Gesandten in Berlin und durch ein eigenhändiges Schreiben den französischen Kaiser zur Milde zu stimmen suchte; er verlangte die pünktliche Zahlung der fälligen Contributionen oder eine neue Abtretung preußischen Gebietes etwa in Schlesien. Unter dem Drucke dieser Forderungen, denen das fungirende Ministerium Dohna-Altenstein nachzugeben bereit war, wurde auf Anregung des Fürsten Wittgenstein und unter eifriger Mitwirkung der Königin Hardenberg herbeigerufen, um die Geschäfte wieder zu übernehmen und die Gefahr einer neuen Abtretung an Frankreich abzuwenden. In einem Schreiben vom 14. März 1810 hatte die Königin ihm zuerst diesen Wunsch ausgesprochen; in ihrer Gegenwart fand auch am 2. Mai auf der Pfaueninsel die Unterredung zwischen Hardenberg und dem König statt, welcher nach einigen Wochen die Ernennung Hardenberg's zum Staatskanzler folgte. Ihre Freude darüber — so schrieb sie selbst — war „unaussprechlich". Ihr selbst freilich war es nicht mehr vergönnt, die glücklichen Folgen zu erleben, die ihr letztes Eingreifen in die Staatsgeschäfte hervorgerufen hat. Am 25. Juni hatte Königin L. Charlottenburg verlassen, um ihren Vater, an dem sie mit rührender Liebe hing, in seiner Heimath zu besuchen. Auf der Reise, zu der sie sich schon lange gefreut hatte, zeigte sie sich heiter und fröhlich; nur

bei dem Ueberschreiten der Grenze bemerkten die sie begleitenden Hofdamen, wie ein seltsamer Zug von Ernst und Traurigkeit plötzlich ihr Aussehen verwandelte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Strelitz, wo sich auch König Friedrich Wilhelm einfand, ging sie mit ihrem Gemahl und der herzoglichen Familie nach dem Lustschloß Hohenzieritz, dessen ländliche Stille besonders dem König gefiel. Schon krank hier angelangt, wurde die Königin bald von einer Lungenentzündung ergriffen, zu der sich Beklemmungen und Brustkrämpfe gesellten. Mit der ruhigen Ergebung, die sie in allen Leiden ihres stürmischen Lebens bewährt hatte, erduldete sie die Schmerzen dieser qualvollen Krankheit. Am 19. Juli 9 Uhr Abends sah man, wie sie noch einmal ihre großen Augen weit öffnete und fest gen Himmel blickte — dann, mit dem Ausruf „ich sterbe, o Jesu mach' es leicht" ist die Königin L. entschlafen. Ihre Leiche wurde wenige Tage später nach Berlin gebracht und in der Domkirche beigesetzt, bis sie am 23. December 1810 im Mausoleum zu Charlottenburg zur ewigen Ruhe bestattet wurde.

„Ihre Persönlichkeit und ihre Gedanken, ihre Leiden und ihre Erwartungen", so urtheilt über Königin L. ein großer Historiker, „bilden einen Bestandtheil der preußischen Geschichte; ihr Name ist mit einem poetischen Anhauch umgeben und durch Pietät geheiligt."

Die Grundlage aller Bearbeitungen des Lebens der Königin Luise ist das zuerst im J. 1814 erschienene Buch der Frau v. Berg, „Luise, Königin von Preußen"; die späteren erweiterten Auflagen sind von F. Adami. Den werthvollsten Bestandtheil bilden die Briefe der Königin an ihren Vater und die Frau v. Berg. Wichtige Quellen sind ferner: Gräfin Voß, Neunundsechzig Jahre am preußischen Hofe; Eylert, Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelms III.; Pertz, Die Biographien Stein's und Gneisenau's; Ranke, Denkwürdigkeiten Hardenberg's; Sophie Schwerin, ein Lebensbild u. A. Von Bearbeitungen sind zu nennen: E. Engel, Königin Luise (1876); A. Kluckhohn, Luise Königin von Preußen (1876). Vgl. auch: Königin Luise, zwei Festreden von Mommsen und Treitschke; und Blasendorff, Die Königin Luise in Pommern. Die neueste Veröffentlichung, „Das Buch von der Königin Luise" von G. Horn, enthält auch bisher unbekannte Briefe der Königin (1883). Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Bailleu.

Lusi*): Spiridion Graf von L., geb. 1741 auf der Insel Cephalonia, erhielt seine Bildung in dem griechischen Collegium zu Venedig, später auf der Universität Padua. Von 1763 bis 1765 veröffentlichte er 4 Bände einer Uebersetzung Lucian's. Einige Jahre später ging er nach Wien, wo er besonders zu dem Grafen Dietrichstein und Wenzel Zinzendorf in nähere Beziehungen trat. Nachdem er bereits im Jahre 1775 in Breslau die Bekanntschaft Friedrich des Großen gemacht hatte, kam er 1777 nach Berlin, wo ihn der österreichische Gesandte van Swieten in die Gesellschaft einführte und dem Könige in Potsdam vorstellte. Während des baierischen Erbfolgekrieges trat er als Hauptmann in ein Freicorps ein, kämpfte mit Auszeichnung gegen die Oesterreicher und wurde bald zum Major befördert. Im Jahre 1780 zum preußischen Gesandten in London ernannt, welchen Posten er im Februar 1781 antrat, zeigte er anfangs keine besondere diplomatische Geschicklichkeit, sodaß Friedrich ihm seine Unzufriedenheit nicht verhehlte. Mit der Besserung der Beziehungen Preußens zu England, die in den letzten Jahren Friedrichs eintrat, gelang es ihm jedoch, eine ersprießlichere gesandtschaftliche Thätigkeit auszuüben. 1784 wurde er zum Obersten ernannt. Im October 1788 aus London abberufen, begleitete er im Jahre 1790 den König Friedrich Wilhelm II., als derselbe in

*) Zu S. 657.

Schlesien ein Heer gegen Oesterreich zusammenzog. Noch vor Abschluß der Verträge von Reichenbach wurde er mit dem später so bekannt gewordenen Geh. Cabinetssecretär Lombard nach Wien geschickt, um für den Fall der Verständigung mit Oesterreich eine Reise in das türkische Lager zu unternehmen und den Großvezier zum Eingehen eines Waffenstillstandes mit den Oesterreichern zu bestimmen. Am 3. August, nach Unterzeichnung der Reichenbacher Declarationen, verließ er Wien und erreichte in Giurgewo den Großvezier, der sich erst nach einer langwierigen Unterhandlung zum Abschluß eines Waffenstillstandes bequemte. Nach einem längeren Aufenthalte in Silistria und Schumla, wobei er beständig zwischen Türken und Oesterreichern vermittelnd und ausgleichend thätig sein mußte, traf L. erst im Jahre 1791 wieder in Berlin ein. 1792 erfolgte seine Ernennung zum Generalmajor, 1798 zum Generallieutenant. Im Jahre 1800 wurde er von König Friedrich Wilhelm III., mit dem er in Potsdam häufig verkehrte, zum Gesandten in Petersburg ernannt, jedoch bereits zwei Jahre später auf seinen Wunsch wieder abberufen. Er lebte dann still und zurückgezogen in Potsdam, wo er im Jahre 1815 starb. Sein Sohn, Friedrich Wilhelm Ludwig August Spiridion, geb. am 7. Januar 1792, Hauptmann im 1. Garderegiment, mit dem Charakter als Major entlassen, 1817 bis 1819 bei W. von Humboldt in London, 1823 bis 1829 Legations-Secretär in Stuttgart, 1833 bis 1836 Minister-Resident in Griechenland, starb in der Nacht vom 15. zum 16. Decbr. 1847 in London.

Denina, La Prusse littéraire sous Frédéric II. Akten des Geh. Staatsarchivs zu Berlin. Bailleu.

Zusätze und Berichtigungen.

Band VI.

S. 593. Z. 22 v. u.: Fecht's Vorlesungen finden sich insgesammt handschriftlich auf der Rostocker Universitäts-Bibliothek. Kr.

Band VIII.

S. 251. Z. 19 v. u. l.: bekannt geworden, außer daß er von Augsburg stammte, wie aus der Vorrede zu dem Druck: Guntherus, Opus pulcherrimum de tribus usitatis Christianorum actibus, Basileae 1507 hervorgeht, wo es heißt: „magister Michael cognomento Furter Augusta civitate progenitus . . . ciuitatis Basilee ciuis“. Steiff.

S. 348. Z. 12 v. o. l.: 1450 (st. 1490).

S. 670. Z. 24 v. o.: Nach Abschluß des Art. über Georg V., König von Hannover, erschien ein Aufsatz über denselben in „Unsere Zeit“, Bd II v. 1878 und O. Meding, „Memoiren zur Zeitgeschichte“, Bd. II: „Das Jahr 1866“ (Leipz. 1881). Dieses Werk enthält beachtenswerthe Angaben eines Mannes, welcher den Vorgängen in den letzten Zeiten des Königreichs Hannover nahe gestanden hat.

Wippermann.

Band IX.

S. 767. Z. 2 v. u.: Die Biographie des Hugo Grotius erfordert einen Nachtrag, weil es mir bei deren Abfassung leider entgangen war, daß im J. 1864 ein Autographon des Grotius mit dem Titel „De jure praedae“ gefunden worden ist, das von der Bibliothek zu Leyden angekauft, 1868 von Hamaker veröffentlicht wurde: „Hugonis Grotii de jure praedae commentarius, ex autoris codice descripsit et vulgavit H. G. Hamaker“. Im Haag, Nijhoff 1868 (XVI u. 359 Seiten).

Aus dieser umfangreichen Schrift ergibt sich, daß sie Grotius im Winter von 1604 zu 5, damals also 22 Jahre alt, abgefaßt hat, veranlaßt durch die Thatsache, daß der Schiffscommandant der ostindischen Compagnie, Hemskerck, den Portugiesen ein reichbeladenes Schiff weggenommen hatte, und dazu bestimmt, Hemskerck zu vertheidigen.

Die von Grotius 1609 veröffentlichte Schrift „Mare liberum sive de jure quod Batavis competit ad Indicana commercia“, in welcher er gegen das von Portugal und Spanien in Anspruch genommene Handelsmonopol die Freiheit des Meeres wie der Schifffahrt und des Handels vertheidigte, erweist sich als lediglich dem gedachten früheren Werke entnommen, dessen zwölftes Kapitel sie bildet. Endlich aber zeigt sich, daß die ersten zehn Kapitel des aufgefundenen Jugendwerkes, denen Grotius den Gesammttitel „Dogmatica“ gegeben hatte, bereits vollständig die Grundlage seines erst 20 Jahre später erschienenen berühmten Werkes „De jure belli ac pacis libri III“ enthalten. Damit wird bestätigt, was schon früherhin nicht zweifelhaft sein konnte, daß sich Grotius mit den in diesem Werke niedergelegten Gedanken lange Jahre hindurch beschäftigt hatte und zugleich genügend erklärt, was Graswinkel über die fast wunderbare Art der Abfassung des Werkes berichtet. Haelschner.

Band XIII.

S. 105. Z. 21 v. o.: Zu Daniel und Hieronymus Hopfer vgl. auch A. F. Butsch, Die Bücherornamentik der Renaissance [I] S. 15 ff., wo einige genauere Data über die beiden Künstler gegeben sind. Darnach kommt D. H., ursprünglich Maler, als solcher vom Jahre 1500 an in den Maler- und Steuerbüchern der Stadt Augsburg vor. Von 1514 an lieferte er den Officinen auch Zeichnungen für Bücherornamentik, namentlich Bordüren und Initialen, „welche sich durch lebhafte Phantasie auszeichnen, denen aber ruhige Entwicklung u. Aufbau mangelt.“ Brüder von D. H. waren Hieronymus und Lambert H. Letzterer kommt in den Steuerbüchern gar nicht, ersterer nur von 1529—31 vor. Ein Rathsdecret vom 28. Januar 1529 gestattet ihm ein Jahr in Nürnberg zu wohnen. Steiff.

Band XVI.

S. 345. Z. 25 v. o.: Daß Köbel früher geboren sein muß, ergibt sich aus einigen Daten, die wir hier nachzutragen in der Lage sind: er ward am 20. Februar 1480 als Jacobus Kobel de Heydelberga in die Heidelberger Universitätsmatrikel inscribirt. Im folgenden Jahr findet er sich mit dem Namen Köbel unter den neucreirten Baccalaureen mit einem Zusatz, der auf günstige Vermögensverhältnisse schließen läßt. Seine Druckerthätigkeit hat er schon vor seinem Abgang nach Krakau begonnen, denn die beiden Drucke „Johannes Carthusiensis, Opusculum: nosce te ipsum“. Heidelbergae 1489 (Hain Nr. 9389) und „Mensa philosophica“. Heidelb. 1489 (Hain 11 080) stammen sicher aus Köbel's Presse, wie nicht blos aus den Typen hervorgeht, sondern auch aus der dem zweiten Drucke vorgesetzten Epistel des Jodocus Gallus Rubiacensis an Köbel ersichtlich ist, in welcher der letztere als der Drucker des Schriftchens erscheint, wobei ihn der schon in den fünfziger Jahren des 15. Jahrhunderts geborene Jodocus Gallus als fautor anredet. Steiff.

Band XVII.

S. 331. Z. 9 v. o.: Nach Abschluß des Art. über v. Kühlwetter erschien eine Biogr. desselben von Prof. Niehues im „11. Jahresberichte des Westfäl. Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst pro 1882", S. 35–51. Dieselbe ist in der „Köln. Volkszeitung" (Nr. 312 v. 13. November 1883) vom ultramontanen Standpunkt angegriffen. Ferner erschienen noch 10 Aufsätze von ebenfalls ultramontaner Richtung über v. K. in Nr. 311—320 des „Westfäl. Merkur" in Münster vom 12.—21. November 1883. Wippermann.

S. 586. Z. 23 v. u.: Nach Stälin, Gesch. v. Wirtemberg, Bd. III S. 717 gehört Konrad von Landau zu einer Nebenlinie des württembergischen Grafengeschlechtes, welche sich von Grüningen-Landau nannte.

Poten.

S. 734 ff.: Zum Artikel Lasius: Sein amtliches Wirken in Rostock bedarf einer nachträglichen Richtigstellung, welche auf den Angaben des Bibliothekars Dr. Ad. Hofmeister daselbst in den „Mecklenb. Anzeigen" 1883 Nr. 209 fußt. Weder hat Lasius das Rectorat der Universität eine Reihe von Jahren permanent, noch die Leitung und Aufsicht über das gesammte Schul- und Lehrwesen des Landes geführt, was schon die Ausnahmestellung der Stadt Rostock nicht zugelassen hätte. 1764 als Prof. der griech. Sprache an die Rathsuniversität daselbst berufen, von der die herzogl. getrennt und nach Bützow verlegt war, bekleidete er die vorerwähnte Würde in den Jahren 1768, 1770, 1779 und nach Wiedervereinigung der Universitäten 1791. Im J. 1771 übertrug der Rath dem bewährten Schulmanne neben seiner Professur das Rectorat der unter Mag. Eyller in Rückgang gekommenen großen Stadtschule, und dieses führte er bis 1788, in welchem Jahre er zunehmender Kränklichkeit halber davon zurücktrat, jedoch unbeschadet seiner akademischen Thätigkeit, die er, seit der Wiedervereinigung, 1789, auch fürstlicher Professor, erst um das Jahr 1797 beschloß. — Den Quellen ist hinzuzufügen die Biographie bei Jöcher-Rotermund, welche das vollständigste Verzeichniß seiner Schriften enthält.

Häckermann.

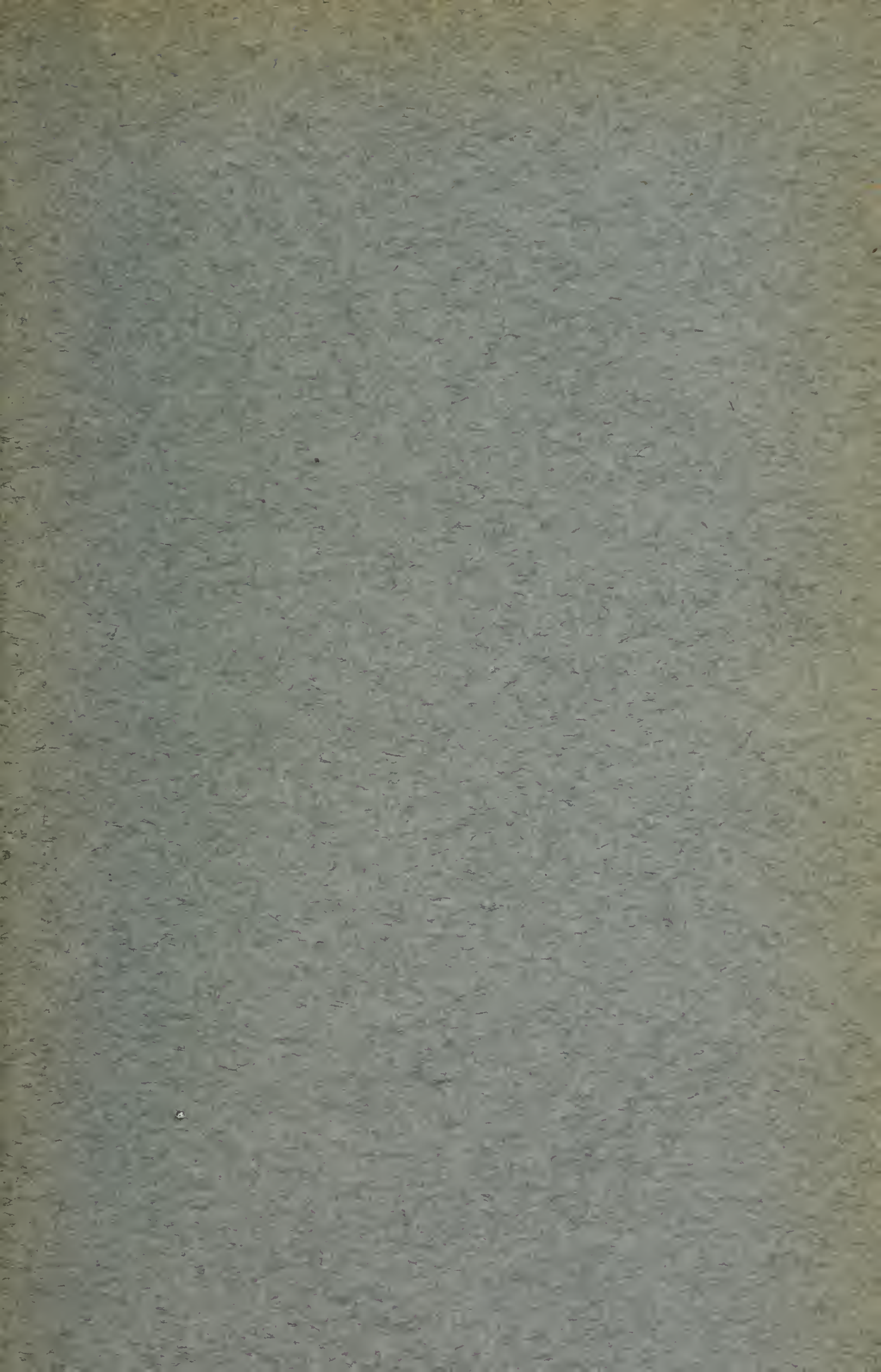
Band XVIII.

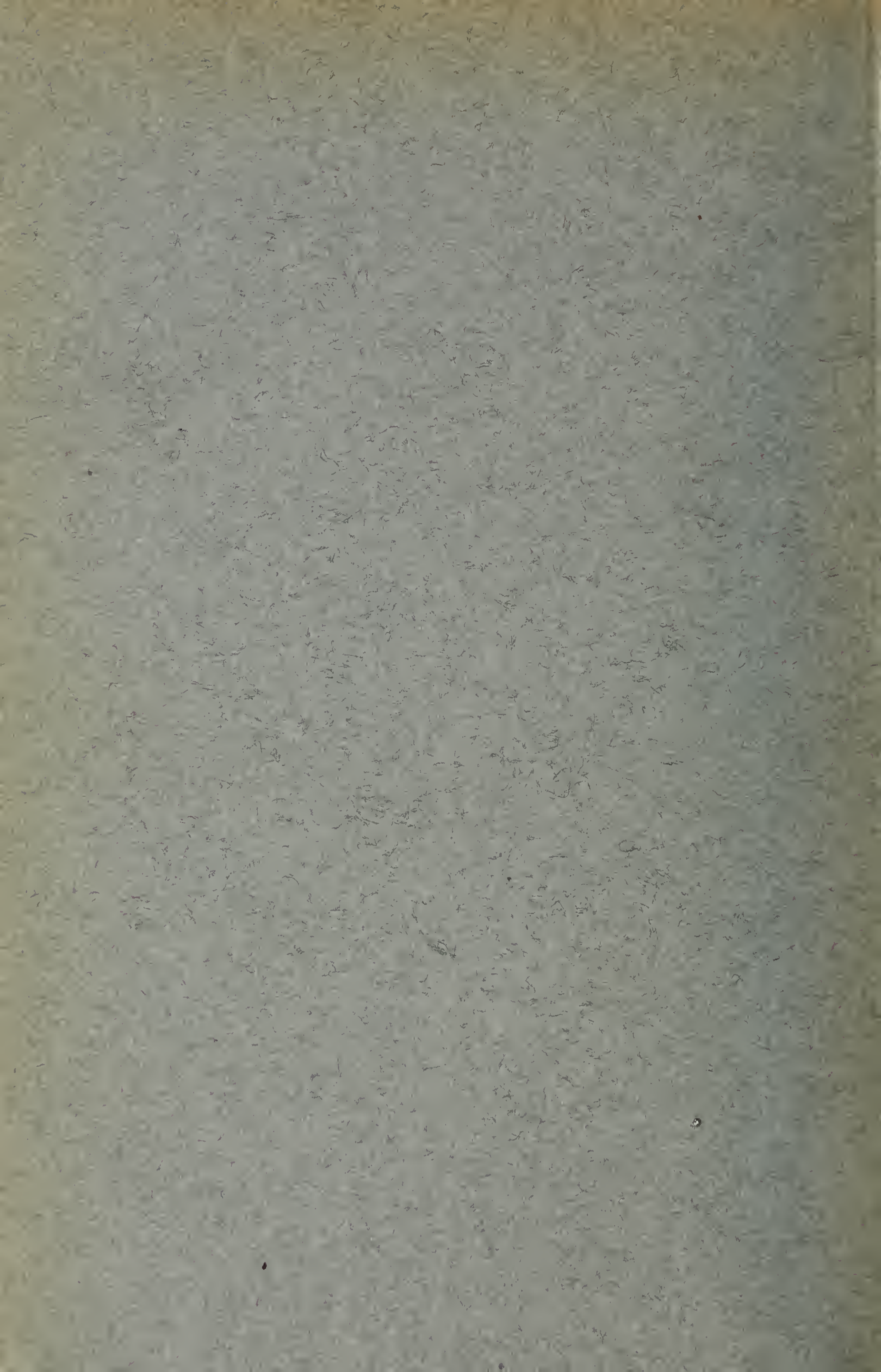
S. 763. Z. 10 v. o. l.: befördert (st. behindert).
S. 769. Z. 25 v. o. l.: Ende des J. 1840 (st. 1841).
S. 770. Z. 14 v. o. l.: die auch im J. 1842 erschien (st. im folgenden Jahre).
S. 772. Z. 15 v. o. l.: seine vollen Hoffnungen (st. seiner).
" Z. 10 v. u. l.: Ausbeute (st. Ausbeutung).
S. 773. Z. 12 v. o. l.: dem nach seiner Meinung zu lässigen Stand ꝛc.
" Z. 30 v. o. l.: des Erwerbslebens (st. wirthschaftl. Lebens).
" Z. 34 v. o. l.: hat er wie wenige unter den hervorragenden nationalökonomischen Autoren ꝛc. Am Schlusse der Litteratur ergänze bei Lindau, Nord und Süd: Bd. III (1877) S. 44 ff., und füge hinzu: Ferner Eheberg, Einleitung zur 7. Auflage des nationalen Systems (Stuttg. 1883).

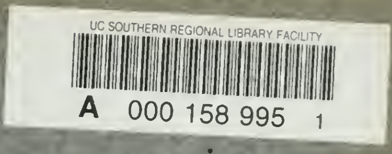
Band XIX.

S. 305. Z. 13 v. o. l.: 1840 (st. 1849).
S. 308. Z. 13 v. o. l.: neun (st. acht).

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.






UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 158 995 1

